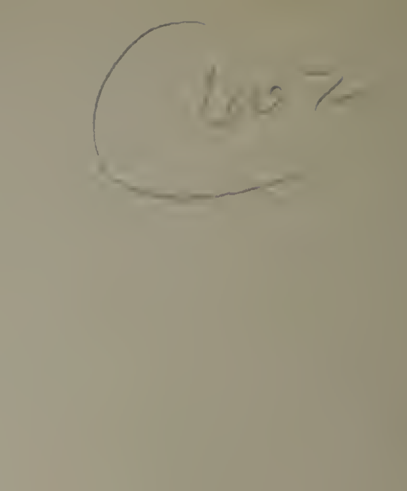






Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Vierter Band.

Jahrgang 1898.



Braunschweig. 1898.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteratur- und Gelehrtengeschichte.

4. Volkskunde, Lieder, Bräuche ꝛc.

5. Topographie.

6. Biographien, Nekrologe.

II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.



Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 1. Januar **1898.**

Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt.

Von Otto Eggeling.

Man hat gut Lebensgeschichte und Werke der Lehrer an einer Hochschule schildern, ein vollständiges Bild wird man nur erhalten, wenn es gelingt, auch in das Leben der Studenten Einblick zu gewinnen. Freilich ein junger Mann, der uns davon erzählen soll, muß zu erzählen verstehen und muß ein hinreichend bedeutsames Geistesleben haben, unsere Theilnahme zu erwecken.

Beide Bedingungen erfüllt Karl Benedict Hase. Mit kräftigem Körper und reichen Geistesgaben ausgerüstet, hat er sich aus den Abgründen, in welche Schicksal und Laune ihn warfen, stets wieder zu des Lebens Höhen erhoben. Er schien des Oefteren den Pfad eines Abenteurers zu wandeln und ist doch auf eine der ersten Stellen in der europäischen Gelehrtenrepublik gelangt.

Karl Benedict war am 11. Mai 1780 dem Superintendenten Hase von Allstädt als einziger Sohn zweiter Ehe geboren. Seine Hochwürden, ein gelehrter Herr, liebte es, den aufgeweckten Knaben um sich zu haben und ihn in den Genuß der väterlichen Bibliothek und der wissenschaftlichen Journale einzuführen. Wurde dem Kinde das ersehnte Vergnügen zu Theil, mit den Altersgenossen in Verkehr zu treten, so zeichnete es sich durch Kenntnisse und Fantasie ebenso sehr als durch elegante Kleidung aus. Ein rother Rock, weiße Hosen und Strümpfe setzten die Gestalt des Superintendentensohnes in vortheilhaftes Licht. Im Jahre 1791, als Karl Benedict das Gymnasium in Weimar beziehen sollte, starb sein Vater. Da ist der Schüler in der armseligen Seifengasse bei einem Hofbedienten einlogirt, hat sich durch Freitische bei befreundeten Familien ernährt und mit „viel anderm Volk" eine Schlafkammer getheilt. Dennoch wußte er sich Bewunderung und Liebe bei seinen Mitschülern zu erwerben. Ostern 1798 bezog Hase die Universität Jena und vertauschte sie zu Michaelis desselben Jahres mit Helmstedt. Hier blieb er bis Ostern 1801, ging dann für den Sommer noch einmal nach Jena und im Herbst 1801 nach Paris. In achtzehntägiger Fußwanderung hat Hase die Hauptstadt der ersten französischen Republik erreicht, auf seinem Rücken ein Ränzel, an seiner Seite ein Degen, in seiner Tasche 36 ₰ und eine Visitenkarte des Botanikers Batsch an Professor Millin.

Aber Hase eignete, wie sein berühmter Vetter, der Kirchenhistoriker, es ausdrückte, die „Pfingstgabe" der Sprachen. Hauptsächlich seine Kenntniß des Arabischen und des damals allgemein beliebten Neugriechischen erwarb ihm Bekanntschaften; sein Talent, Menschen zu bezaubern, brachte ihn in der damals so kosmopolitisch gestimmten Seinestadt schnell vorwärts. 1806 ward er an der Bibliothek angestellt, 1816 erhielt er den Lehrstuhl für Neugriechisch und Paläographie an der „Schule der orientalischen Sprachen". Dann ist er Mitglied der Akademie, Director der Bibliothek geworden und hat alle Würden erlangt, mit welchen Bourbonen, Orleans und Napoleon III. einen Philologen von europäischer Berühmtheit auszustatten vermochten.

In Allstädt schon war Hase mit Wilhelm Erdmann, dem Sohne des dortigen Rentamtmanns, in Freundschaft verbunden und blieb es während seiner Universitäts-Jahre und seiner ersten Pariser Zeit. Aus Helmstedt und aus Frankreich sind Briefe an W. Erdmann gelangt. Ein Theil der letzteren ist von O. Heine zuerst in der „Deutschen Rundschau" und dann 1894 als ein stattliches Bändchen bei Breitkopf und Härtel gedruckt. Diese Veröffentlichung hat in Paris Aufsehen gemacht. Man erinnerte sich gern des vornehmen alten Herrn, der in Frack und weißer Halsbinde so vielen Prüfungen präsidirt hatte, und las mit Freude die Jugendbriefe, in denen er einst die erste Republik und ihr frohes Volk geschildert. Die Revue des deux mondes übersetzte, was in der „Rundschau" veröffentlicht war, ins Französische. Zahlreiche weitere Briefe aus Paris und solche aus Helmstedt sind in das Herzogliche Landes-Haupt-Archiv in Wolfenbüttel gelangt. Aus den letzteren geben wir im Folgenden Mittheilungen. Daß der Thüringer sich anfangs in der niedersächsischen Stadt nicht wohl fühlte und daß er seiner kritischen Neigung mit jugendlichem Uebermuthe die Zügel schießen ließ, wird man entschuldigen müssen. Um so werthvoller werden seine anerkennenden Worte sein.

Zum ersten Male hatte Hase Helmstedt im Frühjahr 1798 besucht, um die Aebte Carpzov und Henke, denen er weitläufig verwandt war, für sich zu interessiren. Durch Henke wurde ihm das Anerbieten, im Hause des

Professors Remer zu wohnen und sich an der Erziehung eines Schülers Fricke zu betheiligen. Die Aufnahme in das philologische Seminar und Beschäftigung am Pädagogium des Professors Wiedeburg war ihm in Aussicht gestellt. Darum entschloß sich Hase, die thüringische Landesuniversität mit der braunschweigischen zu vertauschen. Aus dieser Zeit des Uebergangs geben wir zunächst zwei Briefe [1]) an:

Sr. Hochwürden, den Herrn Abt Henke zu Helmstedt. Durch Einschluß.

Hochwürdiger Herr Abt,
Hochzuverehrender Gönner!

Ich habe zu lange mit einem Briefe gezögert, der Ew. Hochwürden Beweis seyn sollte, wie sehr ich noch von Ihrer Güte gerührt bin, allein ein Ereigniß, das mir eben so unerwartet als schmerzlich war, hielt mich in Erfüllung einer mir so angenehmen Pflicht auf. Eine lange Krankheit meiner Mutter fesselte mich, da ich von Ihnen zu neuen Hofnungen belebt, zurückkehrte, an ihr Bett. Ihr vor einigen Tagen erfolgter Tod hat mich tief erschüttert und ich fühle, daß der Gedanke, allein ohne jemand dazustehn, der durch nahe Bande des Bluts Antheil an uns nimmt einer der niederschlagendsten ist. Fast alle meine Hofnung gründet sich jetzt auf Sie, verehrungswürdiger Mann, der Sie sich schon bey meiner Anwesenheit in Helmstädt so warm für mich verwendeten, und ich kann nichts dringender thun, als mich Ew. Hochwürden nochmals mit aller der Stärke, welche mir meine Lage in das Herz legen kann, zu empfehlen.

Zugleich ist es meine Pflicht, Ihnen für die gütige Aufnahme, welche ich in Ihrem Hause fand, so laut als ich kann zu danken. Ich werde mich stets mit hohem Vergnügen an die Stunden erinnern, die ich in der Gesellschaft Ew. Hochwürden zubrachte und die für mich in jeder Rücksicht so lehrreich waren. Ihre Thätigkeit für mein Wohl gab mir die Ruhe wieder, welche mir fehlgeschlagne Hofnungen geraubt hatten; Ihre Güte machte einen Eindruck auf mein Herz, den auch die längste Zeit nicht zu verwischen vermag, und blos die langwierige Krankheit und der Tod meiner Mutter konnte mich abhalten, jene Pflicht später als ich sollte zu erfüllen.

Ew. Hochwürden riethen mir bey meiner Abreise, mich in Ansehung des Feldheimischen Stipendiums unmittelbar an den Kollator selbst zu wenden und zeichneten mir den besten Weg dazu vor. In Gemäßheit deßen will ich das Petitum in französischer Sprache nächstens dem Herrn Konsistorialrath Böttiger überschicken, der vielleicht mein Gesuch von seiner Seite unterstützen wird.

Ich bitte ferner um Ihr gütiges Vorwort und Empfehlung an Dero Frau Gemahlin, Herrn Söhne und alle, welche sich noch in Helmstädt meiner erinnern, und bin mit der größten Ehrfurcht

Jena d. 26. Jun. 1798.

Ew. Hochwürden
ergebenster Diener
C. B. Hase.

[1]) Sie befinden sich unter den Briefschaften des Abts Henke in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Hochwürdiger Herr Abt,
Verehrungswürdiger Gönner!

Die Güte Ew. Hochwürden, deren für mich wirkende Thätigkeit ich überall fühle, zeigte sich auch in dem Vorschlag, welchen ich durch Ihre Vermittlung vom Herrn Profeßor Wiedeburg erhalten habe und wodurch mir der Aufenthalt in Helmstädt für die Zukunft möglich gemacht wird. Dann bin so glücklich, wieder in die Nähe Ew. Hochwürden zu kommen, trete mit achtungswerthen Männern in Verbindung und habe doch einige Hofnung mehr, das Endurtheil des Herrn Abt Karpzov günstiger für mich ausfallen zu machen. Ueberdieß glaube ich bey einer Veränderung dieser Art im theologischen Fach nichts und im philologischen vielleicht eben so wenig zu verliehren, weil der Hofrath Schütz, der an der Spitze letzterer Fakultät steht, sehr thätig für das auswärtige Publikum, nicht so aber für die Akademie ist. Für meine nöthigsten Bedürfniße ist gesorgt und das Fehlende wird mir die Hofnung ersetzen. Deswegen habe ich den Vorschlag des Herrn Profeßor Remers ohne Bedenken angenommen und ich hoffe, noch vor dem Anfang des künftigen Semesters das Glück zu haben, Ew. Hochwürden mündlich bezeugen zu können, wie sehr ich Ihre Güte zu schätzen weiß, der ich unter vielen Empfehlungen an Dero Frau Gemahlin und Herrn Söhne verharre

Ew. Hochwürden
Jena d. 26. Jul. 1798. gehorsamster Diener C. B. Hase.

Am 1. November 1798 beginnt dann Hase aus Helmstedt an Erdmann folgenden Brief zu schreiben:

„Mitten im Getümmel, das einen Ankömmling auf der Juliusakademie umtost, denke ich an mein gutes Obersachsen und an Deine Freundschaft und benutze das erste lichte Räumchen, das ich habe, um einen Brief anzufangen, der si prospere cedant consilia, einem Paulinischen an Länge nichts nachgeben soll. Ich habe Dir unaussprechlich viel zu schreiben, denn ich weiß, daß Alles, was mich betrifft, auch Dich interessirt, und Du bist jetzt auf zwanzig Meilen in der Runde der einzige Sterbliche, mit dem ich recht vertraulich über meine Lage sprechen darf. Aber damit wir das alte Institut nicht untergehn lassen, daß nämlich in meinen Briefen allemal historische Kollegia gelesen werden, so will ich optimis auspiciis da anfangen, wo ich im vorigen Brief zu erzählen aufgehört habe. Es hat auch den Nutzen für die Nachwelt, daß einmal, wenn ich hier plötzlichen Todes verblaßen und die obersächsische Welt, wie gar nicht zu zweifeln ist, Lust haben sollte, nähere Nachrichten von einem solchen lumine mundi, wie ich bin, zu lesen, daß Du dann aus meinen Briefen eine ziemlich zusammenhängende Biographie von mir herausgeben kannst und ich muß gestehen, diese Aussicht hat so viele Reize für mich, daß ich gleich sterben möchte, blos um dann als Geist meine Heldenthaten, durch Dich beschrieben, auf Velinpapier gedruckt zu sehn.

Montags, den — (hier muß ich doch sagen ungefähr den 27. Oktober, ob Du gleich das Wörtlein ungefähr in chronologischen und Finanzuntersuchungen ärger verfolgst, als die Päbste das Selbstdenken in

Glaubenssachen) also den 27. Okt. wie ich glaube, verließ ich von Deinem Bruder und dem Eisenfreßergesicht (pace tua dixerim!) Zenner begleitet, Allstädt, trennte mich bey Einzingen von ihnen, ließ Sangerhausen links liegen, verirrte mich in den Vorhügeln des Harzes und hatte endlich das unaussprechliche Glück, auf der Streu in der Schenke zu Grillenberg in die Hebräische Gesellschaft von sieben Juden zu kommen, welche ich von der großen Wahrheit vollkommen überzeugte, daß Buonaparte eigentlich ein Jude sey und daß sein Zug nach Aegypten keinen andern Zweck habe, als das Königreich Judäa und den Tempel wieder herzustellen. Die Enkel Abrahams sperrten Maul und Nase vor Erstaunen auf; sie sahn im Geiste schon den Hohenpriester an der Spitze seiner Leviten zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten umherwandeln und ich glaube, wenn sie nicht äußerst dringende Geschäfte auf den Jahrmarkt nach Ballenstädt gerufen hätten, sie wären im Augenblick von der Streu hinweg, hinter Buonaparte drein in das Land geloffen, worinn Milch und Honig fleußt, um bey der Ländervertheilung nicht zu spät zu kommen. Uebrigens glaube ich, daß kaum in ganz Spanien eine so jämmerliche Kneipe ist, als diese in Grillenberg: man findet von der Gotteswelt nichts darin als einen Wirth, der so höflich ist wie eine Schuhbürste . . . Um sieben Uhr verließ ich, mit einigen horribeln Nußfladen bewaffnet, die Gastwirthsaspasie . . . Noch eben diesen Tag drang ich bis Halberstadt vor, wo ich tractirt wurde wie ein König, aber auch des andern Morgens zwanzig Groschen bezahlen mußte, ein Casus, der mich fast zur Verzweiflung gebracht hätte. Mittwochs war mir nun noch die große Reise von Halberstadt bis nach Helmstedt übrig, die ich erst nach zehn Uhr antrat, aber dennoch so schnell endigte, daß ich mit den ersten Strahlen der Abendsonne das Ziel meiner Reise ansichtig wurde. Am Tage wollte ich meinen Einzug nicht halten, weil ich wie ein Hottentotte aussah; ich warf mich also in einem Gebüsch dicht am Wege nieder, um die Nacht zu erwarten. Ein dunkles Gewirr von Gefühlen und Ahndungen drang auf mein Herz, als ich den Ort vor mir sah, dem ich mich, ohne selbst recht zu wissen warum, in die Arme geworfen hatte, alle die schönen Erinnerungen an mein Vaterland erwachten mit doppelter Stärke in mir und ich wurde in diesem Augenblicke so weich, daß mir Thränen ins Auge traten. Aus meinen Träumereyen wurde ich auf eine Art geweckt, wie ich glaube, daß das Erwachen des Gerechten am allgemeinen Weltgericht seyn wird; es kam — der Helmstedtische Hirte mit einer ungeheuern Kolonne Schweine und zog nach der Stadt. Ich erinnerte mich, daß der erste Macedonische König, Karanus, auch mit einer Schweineheerde in Edeßa eingezogen war und daß man ihm aus der Zahl der Sauen die Zahl der Provinzen seines künftigen Königreichs weissagte, ich nahm also geschwind das Omen an und erreichte Abends halb sieben Uhr nach einem Gespräch mit dem Hirten, worinn wahrhaft ästhetischer Geist wehte, das Süderthor von Helmstedt. Hier wurde folgender Einzug gehalten, der Alles, was uns die Geschichte von den Altrömischen Pomp- und Triumphzügen erzählt, weit übertrifft.

1. Zwey Bauerweiber, die durch Zufall zu uns gestoßen waren.
2. Ein besoffener Schuhflicker aus Helmstädt, der sich zu sehr in kritische Betrachtungen über das gute Bier in Harpke vertieft hatte.
3. Der Schweinehirt.
4. Die Schweine Paar u. Paar in guter Ordnung.
5. Der Hund des Schweinehirten.
6. Ich selbst.

Können die Omina besser seyn? — Ich habe eben jetzt eine Ausarbeitung unter der Feder, worinn ich in schönem Latein eine Parallele zwischen diesem Einmarsch und einem Triumph zu ziehn suchen werde. Es muß ein Meisterstück werden, glaubst Du nicht? —

Ich kam nach vielen vergeblichen Fragen endlich ins Haus des Hofrath Remers, wurde äußerst artig aufgenommen und bezog noch denselben Abend mit meinem Löwen (siehst Du wohl, daß unsere Prophezeiungen vom Löwen und Bären, die wir vor dem ersten Helmstedtischen Kreuzzug machten, doch noch auf gewisse Art in Erfüllung gehen) meine jetzige Residenz. Schon den zweiten Tag darauf aß ich vom fürstlichen Freytisch, den mir Remer trotz vieler Widersprüche dennoch verschafft hat, und war mit meinen Collegien in Richtigkeit. Jetzt eine Schilderung meiner jetzigen Lage mit allen Nebenumständen.

Die Stadt an sich ist ein jämmerliches, erbärmliches Loch, zwar der Häuserzahl nach größer als Jena, aber in allen übrigen Rücksichten geringer. Eine der schönsten Straßen hat viele Aehnlichkeit mit dem Lobedaischen Marktplatz, wo wir einmal Chokolade tranken, von dieser also schließe auf die übrigen. Denk Dir Allstädt drey bis viermal größer als es ist, und Du wirst eine ziemlich richtige Idee von meinem jetzigen Wohnort haben. Und wie die Bauart ist, so ist es auch in allem Uebrigem. Wenn Du auf der Straße gehst, so bist Du in beständiger Gefahr, von den baufälligen Häusern erschlagen, von dem verfluchten Steinkohlendampf erstickt, von den Gassenjungen bis auf den Tod insultirt und, wenn es regnet, von den Dachtraufen ersäuft zu werden. Aus allen Fenstern sehen neugierige Gesichter heraus, und fragen sich, wenn sie mich sprechen hören, wer denn der Obersachse wohl seyn möchte, der sich durch seinen Dialect so sonderbar auszeichnet.

Für die Universität ist viel gethan, mehr noch als in Jena, demungeachtet ist sie in den erbärmlichsten Umständen. Der Ton der Studenten ist so, daß man sich durch keine Beschreibung eine Idee davon machen kann. Es sind großentheils Menschen wie Heuse, einfältig und unwißend in einem hohen Grad und dennoch mit einem so unbegreiflichen Eigendünkel, daß man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll. Sie wißen, daß ich von Jena komme, folglich drängt sich Alles um mich und, weil sie sich unter einem Jenaischen Studenten nichts anders, als einen himmelstürmenden Renommisten denken können, so suchen sie sich dadurch in Respect bey mir zu setzen, daß sie um mich her platzen und ein Wesen von sich machen, als ob alle Raufer und Schläger aus Jena und Halle in ihnen vereinigt wären. Die natürliche Folge ist, daß sie mir anekeln, und daß ich

mich in eben dem Grad zurückziehe, in dem sie sich mir zu nähern suchen. Ein einziger ist unter allen denen, die ich bisher kennen lernte, einigermaßen erträglich, ein Reichsstädter aus Goslar, den ich heute besuchen will. Uebrigens kannst Du Dir nicht vorstellen, wie sehr alles hier ins Kleinliche und Elende geht. Man ist im Stande, sich stundenlang über den abgetragenen Rock eines andern zu unterhalten und das non plus ultrum, nach dem jeder strebt, ist sich durch Kleidung auszeichnen zu können. Zeichne Dir den Kaufmann Schmidt mit all seinen Fehlern noch etwas mehr ins Grobe, und es steht ein Mensch vor Dir, ungefähr wie zwey Drittel der hiesigen Musensöhne sind.

Von den Professoren verdienen Henke und Remer wahre Achtung. Ersterer ist ein Mann, wie alle Theologen seyn sollten, voll des wärmsten Eifers für das Gute, verbunden mit einer Freymüthigkeit, die weder kirchliche noch politische Vorurtheile achtet, wenn sie nämlich bloße Vorurtheile sind, und die mich oft staunen läßt. Remer zeichnet sich zwar in seinem Vortrag nicht sehr aus, allein er hat eine so philosophische Art, die Geschichte zu bearbeiten, daß sich Robertson ihrer nicht zu schämen brauchte. Sein Handbuch der Geschichte, bestehend aus drey Theilen, ist das beste, das ich kenne. Einen Theologen, wie Henke ist, kann Jena allenfalls in Paulus aufstellen (wie wohl sie beyde nicht mit einander zu vergleichen sind); allein einen Historiker, wie Remern, hat es nicht, denn Heinrich ist ein elender Compilator und Woltmann ein Schwärmer. Unter den Patronen, die Du in Helmstedt hast, steht Remer obenan. Kaum war ich in sein Haus getreten, so kam er mir mit Deinem Briefe entgegen, der ihn ganz bezaubert hatte. Er ist nämlich ein sehr gutes Luder und ein großer Enthusiast für Jugendfreundschaft und wechselseitige Humanität und Dein Brief, worinn Du mich empfohlen hast, und wohl nicht sparsam mit meinem Lobe magst gewesen seyn, hat Dich, verbunden mit meinen Schilderungen, so hoch in seinen Augen gehoben, daß er sich unter Dir einen menschlichen Seraph denkt und Dich allen Menschen als ein Muster der Freundschaft anpreißt.

Professor Wiedeburg ist ein Mann, dem es an Talent nicht fehlen mag (ich habe verschiedene recht artige Abhandlungen von ihm gesehn), der aber erbärmlich faul ist und nichts thut, als wozu er geprügelt wird, übrigens mein großer Gönner. Die übrigen, einen Juristen, namens Günther ausgenommen, sind miserable Menschen. Einer, namens Schulze, ließt, wie es in dem Lektionskatalog heißt, publice praecipua Idealismi transcendentalis capita secund. cel. Kantii Prolegomena zu einer jeden künftigen Methaphysik. Ich gieng mit dem Schwarm hinein — Herr Jesus wie wurde mir! Kant hätte gewiß die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen und ich schwöre Dir, ener Amtsverwalter auf Schloß Allstedt ließt vernünftiger über des celeberrimi Kantii prolegomena, als der Herr Professor Schulze. Es war aristotelische Logik mit Kantischen Terminologieen. Ueberdieß ließt er auch noch Logik und Du kannst denken, wie diese sich neben der Fichtischen darstellt.

Mein Löwe (Zögling Fricke) ist ein Menschchen von dreyzehn Jahren, voller Feuer und Leichtsinn und mir mit Leib und Seele ergeben, weil ich ihm jeden Abend römische Schlachtsceenen erzähle, der täglich fünf Stunden auf dem Pädagogio ist und mich in dieser Rücksicht wenig inkommodirt. Ich lese mit ihm täglich eine Stunde den Julius Cäsar und in einer andern muß er mir eine Uebersetzung von demselben bringen, die dann scharf censirt wird.

Mein erster Gang war zu Professor Wiedeburg, der mir acht Tage Zeit ließ, um einen lateinischen Aufsatz an ihn zu elaboriren, worinn ich um die Aufnahme in das jetzt neun Köpfe starke philologische Seminarium suppliciren sollte. Donnerstags hatte ich diesen Bescheid bekommen und Sonnabends war die Abhandlung schon in Wiedeburg's Händen, der, weil das Hämmern hier zu Lande nicht Mode zu seyn scheint, davon gewaltig überrascht war. Eine Folge davon war meine augenblickliche Aufnahme in das Seminarium mit einigen Feyerlichkeiten, ich erhielt die Gesetze und eine Entwicklung des ganzen Plans in einem drey Finger dicken, von Wiedeburgen selbst geschriebnen Buche und soll nach Weyhnachten im Pädagogium zu dociren anfangen. Die Lehrer nämlich werden aus einer engeren Gesellschaft von Studenten genommen, denen Wiedeburg ein Kollegium über Archäologie umsonst lesen muß, und die man das philologische Seminarium schilt. Eigentlich muß man darinn ein ganzes Jahr gesteckt haben, ehe man in den Hafen des Pädagogiums einlaufen kann, allein die Directoren des Instituts wollen eine Ausname mit mir machen und das lohne ihnen Gott! Meine Herrn Mitseminaristen halten erschrecklich hinter dem Berge, und ich habe sie noch gar nicht sondiren können, nach ihrem Aeußern aber und der elenden Beschaffenheit der Schulen dieses Lands zu schließen, würden sie bei uns keine großen Rollen spielen, denn ich versichre Dir, wenn ich in Helmstedt sieben bis acht Männer ausnehme, so steht man dort jetzt gerade auf der Stufe, auf welcher Jena zwischen den sechszigen und siebzigen gestanden haben mag. Eine Anekdote mag Dir dies beweisen. Es florirt, oder vielmehr es schwindsüchtelt dort eine sogenannte deutsche Gesellschaft unter Wiedeburg's Präsidentschaft, der nichts eifriger betrieb, als meinen Beytritt zu derselben. Ich müßte, hieß es, um in die Zahl der Gesalbten aufgenommen zu werden, eine gutgeschriebene (ob das kalligraphisch oder orthographisch oder kallistylisch bedeuten soll, weiß ich nicht) Bittschrift bey ihr einreichen und ein Specimen (welch göttliches Wort!) beylegen. Ich frage, von welcher Art es ungefähr sein müsse. Nun fingen der Herr Präsident an, sich aus der Ferne zu erkundigen, ob ich wohl schon einige Anweisung (seine eignen Worte) genoßen hätte, wie man die Kunst erlernen solle, — — — die Oden des Horaz metrisch zu übersetzen!!!??? Beynahe wäre ich so boshaft gewesen, nein zu sagen. Als ich ihm aber Hoffnung machte, daß ich wahrscheinlich ein originelles Poëma ihm zu Füßen legen würde, da hatten der Herr Präsident einen Jubel, daß seine Augen davon wiederglänzten, nicht anders als ob Quintus Horatius Flaccus selbst mit — zu der Gesellschaft hätte treten

wollen. Ich bin eben jetzt beschäftigt, seine sehnliche Erwartung zu befriedigen.

Noch muß ich von meiner Tagesordnung Rechenschaft geben. Nach sieben entwickle ich mich aus dem Bette, 8—9 höre ich ein kirchenhistorisches Kollegium bei Henken, 9—11 habe ich ganz zu meiner eignen Disposition, weil dann der Löwe im Pädagogio sitzt, 11—12 laße ich mir Henken das neue Testament vorexegisiren, 1—2 habe ich im Seminario Stunde, wo wir wechselsweiß selbst griechische Autoren unter Wiedeburg's Aufsicht interpretiren müssen (bey der ganzen Sache ist aber in Haupt u. Gliedern so wenig Eifer, daß man dabei einschlafen möchte), 2—3 ein Publikum bei Wiedeburgen über Griechische Litteraturgeschichte (wenn nach tausend Jahren nichts mehr aus unsern Zeiten übrig wäre, als sein Heft, so würde sich die Nachwelt sehr schlechte Begriffe von der deutschen Litteratur der Litteraturgeschichten machen), von 3—4 Geschichte bey Remern, von 4—6 habe ich Stunde mit dem Löwen, von 6—7 Tanzstunde, die ich mit ungemeinem Fervor besuche. Doch ist meine Zeit nur Mittwochs und Sonnabends so gedrängt besetzt; die übrigen Tage fallen die Stunden von 1—3 aus und können nach meinem Gutdünken gebraucht werden.

Eben jetzt (den 10. November) hat mir Wiedeburg angekündigt, daß ich schon den Donnerstag anfangen soll, Stunden zu geben, jedoch wöchentlich nur vier. Vielleicht hat ihn das Hammerwerk dazu bewogen. Gestern führten die Schüler des Pädagogiums vor einer zahlreichen Versammlung der Helmstädtischen Honoratioren Nicht mehr als sechs Schüßeln[2]) auf; Abends war ich mit den sämmtlichen Lehrern, den Acteurs u. Aktricen u. einer Menge andrer Gesichter bey Wiedeburgs zu Tische; es kamen gesellschaftliche Spiele, endlich auch Sprichwörter, in Vorschlag, wobey ich alle Jenaische Professoren nach der Reihe kopirte, so gut es gehen wollte u. horribeln Applaus fand; denn die Helmstädter sind in dramatischen Vorstellungen ebenso zurück, wie in allem Uebrigen. Stell dir vor, es war unter fünf dort befindlichen Studenten kein einziger fähig, ein Sprichwort dramatisch einzukleiden, oder wenn man endlich damit zu Stande kam, so war das ganze Ding so unmenschlich dumm, daß man nicht wußte, ob man lachen oder weinen sollte. Wäre Rentsch da gewesen, ich glaube, man hätte ihm Ehrensäulen gesetzt.

In meinem Hause wohnen folgende Personen. Der Hofrath, seine Frau und Schwiegermutter, sein Sohn, ein gescheuter Kerl, von dem mich aber ein ich weiß nicht was so zurückhält, daß wir wohl auf dem ersten Grade der Bekanntschaft stehen bleiben werden (vielleicht ist es Ungleichheit der Jahre, er ist 26) und dann mir schief gegenüber ein gewisser Herr v. Alvensleben, Johanniterritter und unmenschlich reich (er hält vier Pferde und zwey Bedienten), dabey aber ein Mensch im Innern und Aeußern völlig wie Heiligenstädt. Das Volk im Hause betrachtet mich quasi als einen Professor, folglich mit ungeheurer Ehrfurcht, nur kann ich sie in ihrer platten Sprache nicht verstehen. Das Herrlichste aber ist, daß des Hofraths ungeheure Bibliothek mir offen steht.

Das Essen ist hier außerordentlich gut und besser, als in vielen Eurer Privathäuser, aber mein Freytisch giebt mir blos Mittagsessen und dieß ohne Bier und Brot. Daß daraus bei Anschaffung des Abendessens wegen meiner herrlichen ökonomischen Talente mancherley Inkommode hervorgehn, siehst Du ohne prophetischen Geist, denn ich glaube, daß mich meine Abendkost wöchentlich fast um einen Gulden ärmer macht (ἆι, ἆι, ἆι). In Kuchen kann ich nichts verschwelgen; denn nach unermüdeten Forschungen habe ich es endlich zu der bittersüßen Gewißheit gebracht, daß die Kultur der Helmstedtischen Bäcker bis zum Backen und Feilhalten dieser Lockspeise noch lange nicht vorgerückt ist.

Zehn Tage habe ich an diesem Brief gearbeitet und eben so lange wird er wohl noch bey mir liegen, bevor alle seine Brüder vollendet sind, die ich in sein Innres verschließen will. Ich bitte Dich, mir sobald als möglich das letzte kurz vor Michaelis erschienene Programm von Schützen über eine Stelle in den Tuskulanen zu schicken; Wiedeburg hat sich deswegen an mich gewendet und plagt mich alle Tage darum. Ich wünsche Dich täglich an meine Seite; denn ich weiß so manche schöne Anekdote von Dittels[3]) Ankunft in Helmstedt und seinen Reisen in der dortigen Gegend (einmal erschien er mir sogar und hüpfte lustig an der Decke von Henken's Auditorium herum), allein ich kann sie niemand mittheilen. Uebrigens ist es mir sehr lieb, daß ich aus dem Jenaischen pingui otio hinausgerißen bin, denn hier muß ich arbeiten und dieß ist besser für mich.

Drohe allen meinen Bekannten mit Feuer und Schwert, wenn sie nicht schreiben und grüße sie, so lange es Deine Lunge aushalten kann. Wenn nicht Deine nächste Epistel mit Ellen ausgemeßen werden muß und nicht 10 Centner eingeschlossene Briefe benebst 100 Centnern Neuigkeiten erhält, so wird sie auf der Post wieder zurückgeschickt. Vergiß mich nicht.

Dein C. B. Hase".

(Fortsetzung folgt.)

2) Nicht mehr als sechs Schüsseln. Ein Familiengemälde in fünf Aufzügen von Gust. Friedr. Wilh Großmann. Bonn, 1780.

3) Ein zum allgemeinen Gespött in Armuth und Verachtung herabgesunkener Candidat der Theologie in Weimar.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1897.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

6. Concurs der Zuckersiederei Braunschweig.
8. Hauptvers. des Stolze'schen Stenographen-Vereins.
9. August Cramer, Oberamtmann in Bodenstein †.
14. Die Stadtverordneten in Holzminden genehmigen das Ortsbaustatut.
15. Georg Götting, Oberförster a. D. †.
16. Gründung des Nordwestdeutschen Zweigvereins der Zuckerfabriken.

18. XXXI. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
21. Teichs, Oberamtsrichter a. D. †.
21. Gustav Reynaber, Oberförster a. D. †.
22. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
22. Adolf Duncker, Fabrikdirector in Vechelde †.
22. Aufnahme einer Stadtanleihe von 200 000 ℳ in Helmstedt.
23.—29. Starker Schneefall. — Verkehrsstockungen.
24. Einweihungsfeier des neuen Vereinshauses des evang. Arbeiter-Vereins in Gandersheim.
24. Julius Spiegelberg, Commerzienrath, Begründer der braunschw. Jute-Industrie † in Kiel.
26. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftl. Central-Vereins.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Richard Zwilgmeyer, Justizrath †.
31. Karl Jäger, Oberförster in Walkenried †.

Februar.

1. Gründung eines Vereins für Feuerbestattung.
2. Rückkehr des Prinz-Regenten aus Berlin.
3. Heinrich Sallentien, Abt, Vicepräsident des Consistoriums, D. th. † in Wolfenbüttel.
12.—15. II. Geflügel-Ausstellung.
14. Rudolf Langheim, Pastor emer. †.
16. Feier des 400. Geburtstages von Melanchthon.
17. Außerordentliche General-Versammlung des Landes-Prediger-Vereins.
23. 65. General-Versammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
26. Feier des 25jährigen Bestehens des Bürger- und Gewerbevereins in Helmstedt.
27. 72. ordentliche Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins für Rübenzucker-Fabrikation.
27.—28. Feier des 50jährigen Bestehens der Maschinenfabrik von G. Lutter.

März.

3. Werner von Praun, Oberlandesgerichtsrath a. D. †.
5. Der Prinz-Regent reist nach dem Haag.
11. Rückkehr des Regenten.
11. Albert Warnecke, Pastor emer. in Helmstedt †.
12. Reise des Prinz-Regenten nach Berlin.
14. Confirmation des Prinzen Friedrich Wilhelm in der Schloßkirche zu Berlin.
16. Eduard Jeep, Mitglied des Stadtmagistrats in Seesen †.
17. 25jähriges Jubiläum der Braunschweig-Hannoverschen Hypothekenbank.
18. Wilhelm Brodkorb, Kirchenrath †.
18. Großfeuer auf der Balhorn'schen Bierbrauerei.
19. Caroline Otto Thate, ehemalige Hofschauspielerin, † in Stuttgart.
21.—23. Gedächtnißfeier zum 100. Geburtstage Kaiser Wilhelm's I.
30. Rückkehr des Prinz-Regenten.

April.

1. Das Leibbataillon v. Blankenburg nach Braunschweig und das Halbbataillon von hier als II. Bataillon des 165. Inf.-Regiments nach dort verlegt.
1. Reichsgerichtsrath v. Liebe tritt in den Ruhestand.
1. Stadtdirector v. Damm in Wolfenbüttel legt sein Amt nieder.
4. Wilhelm Horn, Geheimer Cammerrath †.
8. Aufnahme einer Anleihe in Bad Harzburg bis zu 600 000 ℳ.
9. Graf Gebhard von der Schulenburg-Nordsteimke, Herzoglicher Oberjägermeister, † in Gr. Schwülper.
10. Weihe des neuen Hochaltars im Dom.
10.—11. VIII. Generalversammlung des Vereins für Schulreform.
12. Reise des Prinz-Regenten nach Berlin.
15. Eröffnung des Männerasyls.
17. Friedrich Schwabe, Oberförster a. D. †.
18. VIII. Generalversammlung des Verbandes der deutschen Berg- und Hüttenarbeiter in Helmstedt.
19.—20. II. nationaler Bergmanns-Congreß in Helmstedt.
21.—22. Conferenz der Schulvorstände und Lehrer der kaufmännischen Fortbildungsschulen im Herzogthum Braunschweig.
28. Gründung der Südharz-Eisenbahn-Gesellschaft in Walkenried.
28. Generalversammlung des Evangelischen Bundes.
29. Wiedereröffnung der VII. ordentlichen Landessynode.
29. Bürgermeister von Stutterheim in Hasselfelde zum Bürgermeister von Bad Harzburg erwählt.

Bücherschau.

Alfred Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Socialpsychologie. Leipzig, Duncker und Humblot 1896. XI und 497 S. 8°. ℳ 10,80.

Daß in unserer Zeit die Geistes-Wissenschaften einen neuen Aufschwung nehmen, wird mehr und mehr anerkannt. Bereichert und geklärt durch die Arbeit auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete erscheinen alte Probleme, bei denen die Psychologie des Einzelnen und die Psychologie der Gesellschaft in Frage kommt, in neuer Gewandung.

Dieser Zeitströmung entsprechend hat Herr Vierkandt, Oberlehrer am Herzoglichen Neuen Gymnasium und Privat-Docent an der Herzoglichen Technischen Hochschule zu Braunschweig, die alte Frage nach dem Unterschiede zwischen Natur- und Kultur-Völkern aufgenommen, indem er die inductiv-deductive Methode der modernen Wissenschaft auf ein ausgedehntes Gebiet von Thatsachen anwandte, das dem Begriffe bisher noch nicht unterjocht war.

Durch ein psychologisches Merkmal, nämlich durch den Unterschied zwischen den unwillkürlichen und den willkürlichen Willensacten (im Sinne Wundt's) erscheint ihm wie Spencer, Wundt u. A. die Grenze zwischen Naturvölkern und Kulturvölkern bestimmt: der gesteigerten Kultur entspricht eine gesteigerte Verwendung von willkürlichen Willensacten, doch so, daß dem Unwillkürlichen (Unbewußten) auch auf der Höhe der Vollkultur ein ausgedehntes Herrschafts-Gebiet erhalten bleibt.

Gemäß dieser Anschauung sondern sich die Völkermassen in zwei große Gruppen, eine höher und eine tiefer stehende. Die erstere, welche in der Vergangenheit nur die Hellenen und in der Gegenwart nur die Westeuropäer und einzelne, von ihnen ausgegangene Colonialvölker umfaßt, wird als die Gruppe der Vollkultur bezeichnet. Die andere Gruppe umfaßt die Naturvölker, d. h. die Halbkulturvölker, welche, wie z. B. die alten Römer, in wirthschaftlicher Beziehung u. s. w. oft den Schein der Vollkultur darbieten, in geistiger Beziehung aber dem höchsten Maßstabe nicht genügen, und die eigentlichen Naturvölker.

Eine starke Entwickelung der Individualität, ein Geist der Erörterung und der Kritik und eine Thatkraft, welche sich ganz in den Dienst praktischer und sittlicher Bestrebungen stellt, kennzeichnet die Vollkultur, in welcher die nationale Kunst großen Stiles und das freie allumfassende Forschen echter Wissenschaft nicht fehlen darf.

In der „Einleitung“ und in den ersten beiden Capiteln schafft sich der Verfasser die breite Grundlage für seine eigentliche Untersuchung, die im dritten Capitel mit der genauen Erörterung des Unterschiedes zwischen Naturvölkern und Kulturvölkern beginnt. Das vierte Capitel behandelt die Naturvölker, das fünfte und sechste die Vollkultur, während das letzte Capitel untersucht, ob die Vollkultur gewissermaßen an sich selbst, d. h. an Erscheinungen, die mit ihrer Entwickelung unzertrennlich verbunden sind, zu Grunde gehen muß.

Bei der Bedeutung der zuletzt aufgeworfenen Frage für unsere gegenwärtige Kultur wollen wir auf das Schluß-Capitel des Buches noch etwas näher eingehen. Es handelt sich hier um die „Einsicht in die unvermeidliche Gebrochenheit aller höheren geistigen Bestrebungen, in das Unvermeidliche ihres tragischen Looses“.

„Sähen wir mit voller Klarheit alle die inneren Widersprüche und Schwierigkeiten, die Unmöglichkeit einer befriedigenden Lösung, erfaßten wir die volle Tragweite der Thatsache, daß alle Vollkultur nicht nur schafft, sondern auch zerstört, daß eine reine Entfaltung ihres Wesens überhaupt unmöglich u. s. w. — wer von uns fände den Muth, die Hände zum folgenden Tagewerke zu erheben?“

Woher aber diese Gebrochenheit der Vollkultur?

Die Individuen, welche zu Trägern der Vollkultur bestimmt sind, erweisen sich als zu schwach und als zu beschränkt für ihre Aufgabe und außerdem hindert der Gegensatz zwischen individuellen und socialen Bestrebungen stets und überall den vollen Erfolg.

Darum sind die Schöpfungen des Individuums durchaus unvollkommen und „das Heer der Mittel, welches die Gesammtheit in der Gestalt der technischen und socialen Einrichtungen und der rein geistigen Güter sich schafft, wächst ihrem ursprünglichen Herrn gleichsam über den Kopf“.

Ueberall gähnt die „Kluft zwischen den treibenden Idealen unserer Gesittung und der ihnen spröde sich widersetzenden Wirklichkeit“. Hat man dafür schon die philosophische Formel gefunden? Philosophie will doch den Blick auf das Ganze richten! Wie findet sich die zeitgenössische Philosophie mit der Thatsache jener Kluft ab?

Das ist die Frage, mit der Vierkandt sein Buch abschließt, nicht ohne der Hoffnung auf eine dualistische Lösung des Weltproblems zu gedenken.

Das Werk soll nach dem Wunsche des Verfassers als Ganzes betrachtet werden — als solches ist es ohne Zweifel von hoher Bedeutung, zumal es einfach und klar und dabei fesselnd geschrieben ist.

Den Anregungen von Friedrich Ratzel und Wilhelm Wundt und Richard Andree, deren der Verfasser in Dankbarkeit gedenkt, brachte er eine seltene begrifflich-systematische Kraft entgegen, vermöge deren es ihm gelang, eine überaus reiche Fülle von Thatsachen zum Ganzen zu gestalten.

Dabei ist es von besonderm Werthe, daß überall aus dem so wenig bekannten Leben der Naturvölker lichtvolle Reflexe in das Leben der Kulturvölker hineinfallen.

Daß Einzelnes der Kritik einen Angriffspunkt darbietet, soll nicht verschwiegen werden, nicht jede Linie im begrifflichen Aufbau des Ganzen ist richtig gezogen, nicht jede Thatsache ist richtig bewerthet, nicht überall die Fülle des Lebens auch voll gewogen. Nur Eins wollen wir im Besondern hervorheben. Der Verfasser sagt gelegentlich (S. 441): „Auf der vergeistigten Höhe unserer Vollkultur blüht nur noch jener Friede, der nicht von dieser Welt ist“, geht aber den Weg, der hiermit angedeutet ist, nicht zu Ende. Sollte jener Friede nicht vielleicht gerade das höchste Gut der Vollkultur sein? Seinen Hauch hat ja der Verfasser, wie er selbst bekennt (Vorwort, VII), auch gespürt! Entbehrt aber dieser Friede jener hohen Heiterkeit, die uns Schiller so groß macht? Jedenfalls lebt jener Friede doch nicht an und für sich, etwa wie eine Idee Platon's, sondern in einer Menschenseele. Steht es aber um die anderen Güter der Vollkultur anders, um Wissenschaft und Kunst und um das Pathenkind beider, um die Philosophie? Müssen sie nicht stets von Neuem lebendig werden in einer Menschenseele, wenn sie nicht todtes Gut bleiben sollen?

Hätte Vierkandt diese Gedanken weiter verfolgt, so würde er für das Individuum (S. 435) eine andere Erklärung gefunden haben, als er sie giebt, es ist nicht blos der Diener der Interessen der Vollkultur und sicher nicht das zwar unentbehrliche, aber minderwerthige Substrat ihrer Erscheinungen, es erhält vielmehr einen absoluten Werth, sobald es zur harmonisch entwickelten Persönlichkeit wird, die im Jenseit wurzelt, um im Diesseit zu wirken.

Neben dem Unbewußten, welches psychologisch faßbar ist, steht jenes Unbewußte, das vor Allem im Genius treibend und gestaltend lebt und ihm die Kraft giebt, die Welt zu meistern.

Braunschweig. Alex. Wernicke.

Eduard Schmelzkopf, Kinder des Herzens, dem deutschen Volke gewidmet. Aus seinem Nachlasse. I. Plattdeutsche Gedichte. Helmstedt, Verlag von

F. Richter's Buchhandlung (Richter u. Wolter) 1897. VII u. 107 S. 1 ℳ 20.

Vom Leben und Streben des „alten Schmelzkopf" hat vor Jahresfrist in diesen Blättern Friedrich Cunze ebenso wahrhaft als warmherzig berichtet. Derselbe pietätvolle jüngere Freund des Verewigten hat jetzt einer testamentarischen Verfügung nachkommend damit begonnen, eine Auswahl aus Schmelzkopf's umfangreichem litterarischen Nachlasse zu veröffentlichen, und dabei das Charakteristischste und zugleich Dasjenige, was am ersten auf einen größeren und dankbaren Leserkreis rechnen darf, vorangeschickt, eine Auslese aus den plattdeutschen Gedichten, mit denen der Verfasser der „Immen" und der „Scheppenstiddischen Streiche" auf Klaus Groth's Anregung hin als angehender Siebziger noch einmal zu der heimischen Muse seiner Jugend zurückgekehrt war. Es ist bezeichnend für die Aufgabe, die sich der Alte als Poet für das Volk stellte, daß diesmal die erzählenden Stücke und unter ihnen wieder die derben Schwänke, die sonst unsere Dialectpoesie bevorzugt, in der Minderzahl sind und dafür die Dichtungen lyrischer und didaktischer Gattung überwiegen. Unter ihnen verdienen die vorangestellten Bilder aus der Jugendzeit des Dichters im elegischen Versmaße besondere Hervorhebung: namentlich die Schilderungen aus dem Saalsdorfer Pfarrhause, in dem Schmelzkopf aufgewachsen war, erfreuen durch liebevolle Kleinmalerei, ergreifen durch die Innigkeit, mit der der Greis sich wieder in das kindliche Erleben und Empfinden zurückversetzt, und können daneben auch ein kulturhistorisches Interesse beanspruchen. Von treuer Heimathliebe zeugen auch manche der folgenden Gedichte, wie das in ein Hoch auf das nicht minder heiß geliebte Vaterland ausklingende „Willkomen an de dütschen Schriftsteller taun 9. September 1882". Zugleich sprechen sie ausnahmslos für das über Heimaths- und Vaterlandsgefühl hinaus allem Guten, Großen und Schönen in unwandelbarer Treue zugethane Herz des Verfassers, wenn auch nicht in gleichem Maße für sein dichterisches Vermögen. Eben damit rechtfertigen sie den Titel der Sammlung: von Herzen kommt dem redlichen Alten Alles, was er giebt, mag er berserkerhaft auf die Sünden der Großen loswettern und ihren Schwächen mit dem derbsten Spott zu Leibe gehen oder sich zu den Kleinsten auf die Bank setzen, um sie spielend zu erziehen, und immer fühlt er sich dabei als ein getreuer Eckart seines Volkes, an dessen Veredlungsfähigkeit er trotz mancher bittern persönlichen Erfahrungen — eine davon erzählt er ergreifend genug in dem Gedichte „Dazu hab' ich keine Zeit" — bis an sein Ende unerschütterlich geglaubt hat. Es hat etwas Rührendes, wenn man den Greis sich mühen sieht, die kindischen Tanzreime der Kleinsten stammelnd nachzuahmen und damit zugleich die abstrakten Lehren der Weisheit und Tugend zu verquicken, ja etwas Tragisches, weil gerade dies Bemühen, die stete Lehrhaftigkeit und das immer wieder durchbrechende sittliche Pathos verrathen, daß diesem wahren Volks- und Kinderfreunde doch der echte kindliche Ton nicht erreichbar und ein Theil des wirklichen Volksempfindens verschlossen war. Auch die Sprachform zeigt, daß er — wohl in Folge seines langen Aufenthalts im Auslande — die Fühlung mit der heimischen Mundart etwas verloren hatte. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, es sei in den ostfälischen Dialect einzelnes Mecklenburgische eingeflossen und die Sprache hin und wieder „messingsch". Wer plattdeutsch aufgewachsen ist, wird finden, daß wie die meisten Gedanken und Vorstellungen, so auch ein guter Theil des Wortschatzes einfach aus dem Hochdeutschen übernommen ist. Ganze Verse laufen unter, wie S. 17 „Umhaucht von Maienluft", was sich auf „Wonneduft" reimt, und diese Freiheit erstreckt sich nicht bloß auf solche sog. poetischen Wendungen, sondern auch auf den einfachen Partikelgebrauch: „einst", „nimmermehr", „doch" (= aber) kennt das urwüchsige Braunschweiger Platt nicht. Doch genug dieser kleinen Ausstellungen, die das Bild des wackeren, geistig reichen und sittlich tüchtigen Menschen und Landsmanns, wie es uns aus dem Buche entgegentritt, nicht trüben sollen, noch können. Kommt doch Aehnliches gelegentlich auch bei Meistern, wie Klaus Groth und Fritz Reuter, vor, und wenn man die Wahl hat zwischen solcher Adlung unserer Mundart in Form und Geist und der rohen Geist- und Formlosigkeit, mit der sie nur allzu oft von ganz Unberufenen litterarisch gehandhabt wird, so kann man nicht schwanken, was besser oder zulässiger ist. Beigegeben ist dem schmuck ausgestatteten Büchlein im Nachwort des Herausgebers die schon eingangs erwähnte Lebensskizze, außerdem aber ein Porträt Schmelzkopf's aus seinem reifen Mannesalter, das den prächtigen Charakterkopf noch vor seiner Verwitterung und Verwahrlosung zum König Lear-Typus wohlgetroffen wiedergiebt. W. B.

Monatsschrift für Handel u. Industrie. Sept. Preisaufgabe von Th. v. Hanffstengel, In welcher Weise kann die kaufmännische Fortbildungsschule auf d. Charakterbildung des jungen Kaufmanns einwirken?; Sander, kaufmänn. Lehrlingsheim zu Br.; Schirmer, Kaufmänn. Fortbildungsschule Seesen. — October. Eisenbahnproject Schandelah—Oebisfelde; Einfuhr gefrorener Nahrungsmittel in Europa. — Nov.-Dec. 33. Plenarversamml. d. Handelskammer f. d. Herzogth. Br.; Jubiläumsfeier d. Fürstenb. Porzellanfabrik; Einlaufen v. Filtertüchern; Briketverkauf nach Gewicht; Kaufmänn. Jugendheim zu Blankenburg a. H.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 9. Fahnenweihe; Tod der Herzogin Agnes v. Sachsen-Altenburg; Denkstein für Herzog Wilhelm bei Todtenrode. — 10. Ständiger Kyffhäuser Ausschuß; Uebermaß von und bei Festlichkeiten. — 11. Gegenwärt. Zustand d. deutschen Kriegsflotte u. ihr nothwendigster Ausbau: Schnellade-Geschütze. — 12. Etatsstärke des deutschen Heeres. — 12 u. 13. Engelbrecht, die Grasraupe.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 8 u. 10. Ramedlaw, Beerdigung oder Verbrennung; das höchste Gut (Gesundheit). — 9. Untersuchungen über indirecte (diffuse) Beleuchtung von Schulzimmern, Hörsälen und Werkstätten mit Auerschem Glühlicht; Uebertragung des Typhus durch die Luft. — 10–12. Hygienisches v. d. 69. Naturforscher-Versammlung in Braunschweig. — 10 u. 11. Luftinfection.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 39 und 40. Naturforscherversammlung und Christusbilderausstellung. — 40 u. 41. Katechismus. — 42. Schaarschmidt. 50. Hauptversammlung d. Evang. Vereins d. Gustav Adolf-Stiftung zu Berlin. — 43 u. 44. Evangelium in [illegible] China.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 16. Januar **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Albert Schwartz †.

Der Tod räumt gewaltig auf mit dem Geschlechte, welches etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts ins öffentliche Leben trat. Am 13. December ist auch Albert Schwartz abgerufen, ein Mann, der als langjähriger Redacteur der „Evangelisch-lutherischen Wochenblätter für Kirche, Schule und innere Mission im Lande Braunschweig“ nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des geistlichen Lebens unsres Herzogthums geblieben ist und außerdem wegen seiner vortrefflichen persönlichen Eigenschaften ein treues Angedenken verdient.

Johann Heinrich Karl Christian Albert Schwartz wurde am 11. October 1826 zu Braunschweig geboren. Seine Eltern waren der damalige Kanzlist, spätere Registrator bei Herzoglichem Kriegscollegium, August Theodor Schwartz, ein alter Waterlooer Krieger († im Kriegsjahre 1870), und dessen Ehefrau Johanne Auguste Juliane geborene Schütze. Der aufgeweckte Knabe besuchte zuerst die Bürgerschule seiner Vaterstadt, sodann das Gymnasium Martino-Catharineum. Michaelis 1839 wurde er in die fünfte Klasse des Obergymnasiums aufgenommen und rückte Michaelis 1843 in die Oberprima auf, deren Hauptlehrer, Director Professor Dr Krüger, ihm zeitlebens in dankbarer Erinnerung blieb. Er verließ das Gymnasium Michaelis 1844 zugleich mit dem etwa 1½ Jahre älteren, ihm innig befreundeten späteren Abte Heinrich Sallentien, um nach gut bestandener Abiturientenprüfung in Göttingen Theologie zu studiren. Nicht nur als Brotstudium hat er dieses Fach erwählt. Dem in gottesfürchtiger Familie aufgewachsenen Jünglinge erschien die Theologie als die Königin der Wissenschaften, weil sie sich mit den höchsten Fragen beschäftige, die in des Menschen Brust leben können.

In der Theologie vollzog sich gerade damals ein allgemeiner Uebergang aus dem Nebellande der grauen Theorie in das Grünland des geschichtlichen Lebens. Das Zeitalter des Aberglaubens an die Unfehlbarkeit der Vernunft, welche doch nichts weiter war, als die veränderliche Durchschnittsmeinung des Zeitgeistes, lag in den letzten Zügen. Schon seitdem Kant die Voraussetzung, durch klares Denken die Wahrheit erkennen zu können, für Dogmatismus erklärt und Schleiermacher die Religion als Thatsache des unmittelbaren Lebens nachgewiesen, insbesondere seitdem in den Freiheitskriegen der Sinn für das geschichtlich Gewordene und Gewachsene neu erwacht war, erwärmte man sich wieder für die Schätze, welche sich der Erfassung durch die Sinne und der Analyse durch den Verstand geheimnißvoll entziehen und nur mit der unmittelbaren Anschauung des Glaubens ergriffen werden können. Ein langer, heißer Geisteskampf entbrannte gegen die nüchterne, hausbackene Aufklärung. Nun war der Sieg entschieden. Verödet standen die Hörsäle der wenigen noch vorhandenen rationalistischen Professoren. Der preußische Cultusminister Eichhorn durfte in seinem Gratulationsschreiben zum goldenen Amtsjubiläum Professor Wegscheider's in Halle (27. December 1846), des bedeutendsten rationalistischen Dogmatikers, nach dessen Handbuch auch Schwartz noch seine dogmatischen Studien machte, unwidersprochen darauf anspielen, daß der Jubilar einer ausgelebten Geistesrichtung angehöre.

In Göttingen hörte Schwartz mit großer Vorliebe die Vorlesungen Friedrich Lücke's (geb. 24. August 1791, † 14. Februar 1855), der das gute Recht des geschichtlichen Christenthums, wenn auch mit großer Weite und Milde, vertrat und namentlich durch seine tiefdurchdachte Schriftauslegung vielen jungen Theologen einen Anstoß zur ewigen geistigen Bewegung gab.

Nach Verlauf des Trienniums übernahm Schwartz Michaelis 1847 eine Lehrerstelle am Institute des Dr Busse zu Hamburg, in welchem namentlich Ausländer unterrichtet wurden. Von hier aus bestand er am 18. Februar 1848 das theologische Tentamen in Wolfenbüttel. Nach Abschluß desselben wurde ihm eröffnet, daß er noch etwa 150 Candidaten vor sich habe, und da erfahrungsgemäß jährlich sieben Geistliche angestellt würden, ungefähr noch 20 Jahre auf eine Pfarrstelle zu warten haben werde. Thatsächlich sind mehrere Theologen jener Periode erst nach zwanzigjähriger Wartezeit ins Amt gekommen. Doch im Allgemeinen wurde diese dadurch, daß eine Anzahl Candidaten die Geduld verloren, auswanderten oder ganz ins Schulfach übergingen, andere auch verkümmerten oder frühzeitig starben, um einige Jahre ermäßigt.

Bei solchen Aussichten kehrte Schwartz nach Hamburg zurück, wo er noch 6 Jahre lang in der genannten Anstalt thätig war. Im Jahre 1854 wurde er Haus-

lehrer des einzigen Sohnes des Propstes und Cammerrathes Karl Friedrich von Veltheim in Destedt. Von hier aus nahm er regen Antheil an der aufsteigenden kirchlichen Bewegung, die seit dem Revolutionsjahr 1848 auch in unserem Lande entstanden war und die sich die Erhaltung der von den Vätern ererbten reformatorischen Lehre und den Schutz der alten Rechte der evangelisch-lutherischen Kirche zur Aufgabe stellte. Mit großem Eifer besuchte er die kirchlichen Conferenzen von Dienern und Freunden der evangelisch-lutherischen Kirche im Herzogthum Braunschweig, welche seit dem Jahre 1852 alljährlich sich in der Residenz versammelten, an deren Spitze Brodkorb, Guthe, Kelbe, Thiele, Wolff, von Grone-Kirchbrak und von Cramm-Volkersheim standen. Auch das von Thiele im Jahre 1854 eingeführte jährliche Landesmissionsfest im Dome zu Braunschweig, bei dem stets hervorragende auswärtige lutherische Theologen, wie Ahlfeld, Kreusler, Luthardt, die Festpredigt hielten, bildete für ihn einen Höhepunkt im Jahreslauf.

Nachdem Schwartz am 16. Januar 1857 das zweite theologische Examen absolvirt hatte, wurde er im Jahre 1858 zum Hülfsprediger des Pastors Rohde in Denstorf, des Vaters des gegenwärtigen Abtes Rohde, berufen. Bei seiner frischen, lebendigen Art gewann er bald das Vertrauen der älteren Gesinnungsgenossen, so daß man ihm schon im Jahre 1859 auf der lutherischen Conferenz das Referat über die evangelische Predigt übergab.

Als einen besonderen Glücksumstand mußte der Verklärte es begrüßen, daß er nach erst vierzehnjähriger Candidatenzeit vom Grafen Görtz-Wrisberg für die Pfarrstelle zu Brunkensen mit Hohenbüchen präsentirt wurde, die das damalige Normaleinkommen von 400 Thalern gewährte. Nachdem er am 9. April 1862 in sein Amt eingeführt war, konnte nun der 35jährige Mann mit Marie Busse, der Tochter seines ehemaligen Hamburger Directors, am 20. Mai 1862 einen eigenen Hausstand gründen, in dem er fünfunddreißig Jahre überaus glücklich gelebt hat.

Es folgten 13 reichgesegnete Jahre amtlichen Wirkens, auf die der Heimgegangene stets mit Freuden zurückblickte. Die Gemeinden hingen an ihrem Seelsorger mit inniger Liebe und Verehrung, namentlich der Filialort Hohenbüchen, nach dem er stets zu Fuß pilgerte, vergalt seine Treue durch große Anhänglichkeit und zahlreichen Kirchenbesuch. Aber bei diesen Touren, da er im kalten Winter vom Predigen erhitzt durch Eis und Schnee von einer kalten Kirche zur anderen wanderte, zog er sich zweimal einen hitzigen Rheumatismus zu, der ihn nahe an den Rand des Grabes brachte. Neben diesen örtlichen Schwierigkeiten zwang ihn die damals noch nicht durch Stolgebührenrenten und Alterszulagen aufgebesserte traurige Besoldung seiner Stelle und die Rücksicht auf drei ihm geborene Söhne, nach einer einträglicheren Pfarrstelle sich umzuschauen. Nach mehreren vergeblichen Meldungen wurde er endlich im Jahre 1875 für die Adjunktur im Pfarramte zu Groß-Vahlberg und Bansleben mit der Hoffnung der Nachfolge vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Münchhausen als dem Kirchenpatron präsentirt, nachdem der bisherige dortige Pastor Adjunkt, Heinrich Sallentien, zum Consistorialrath befördert war. Auch damit kam der 49jährige Mann keineswegs auf einen grünen Zweig; denn er erhielt wenig mehr, als den inzwischen auf 700 Thaler erhöhten Normalgehalt. Den Mehrbetrag des Pfarreinkommens mußte er an seinen Emeritus, den im Jahre 1787 geborenen Pastor Friedrich, den Vater des bekannten Schriftstellers Friedrich Friedrich, abgeben. Erst nachdem der alte Herr am 10. September 1879 gestorben war, bekam Schwartz das volle Stelleneinkommen und gelangte dadurch endlich in eine sorgenfreie Lage.

Es wäre kein Wunder, wenn er bei diesen kümmerlichen äußerlichen Verhältnissen, die der Bedeutung und Wichtigkeit seines heiligen Amtes so gar nicht entsprachen, durch diesen langjährigen Kampf ums Dasein, abgeschnitten von den Mitteln geistiger Fortbildung auf einsamer Dorfpfarre wie auf einer ablegenen Insel wohnend, von der geistigen Höhe herabgezogen und durch tägliche Sorgen innerlich erdrückt und zerknickt wäre, zumal drei Söhne, welche zu seiner großen Freude sämmtlich den geistlichen Beruf erwählten, auf höhere Schulen gesandt werden mußten. Aber sein angeborener heiterer Lebensmuth, seine rührende Anspruchslosigkeit und gewissenhafte Sparsamkeit halfen ihm, die Jahre des Mangels und der Entsagung ungebeugt zu überwinden. Er lernte die Kunst, sich über kleine Dinge zu freuen, in der das Geheimniß des Glückes besteht, da die großen Freuden so selten sind, und bewahrte sich so auch in schweren Zeiten seine köstliche Frohnatur. Um so dankbarer war er, als er, fast an der Schwelle des Alters in genügende, und als Greis am 7. October 1888 durch seine Versetzung nach Groß-Winnigstedt in recht gute äußere Verhältnisse und damit zu einem gewissen Behagen für seine alten Tage gelangte.

Im Jahre 1880, bei der Rückkehr vom Begräbnisse des Abtes Ernesti faßte er mit mehreren Freunden den Entschluß, eine neue kirchliche Zeitschrift für das Herzogthum ins Leben zu rufen. Das im Jahre 1850 hauptsächlich von Brodkorb und Wolff begründete, später von Guthe geleitete „Kirchenblatt für die evangelisch-lutherische Gemeinde des Herzogthums Braunschweig“ war unter den Kämpfen, welche der letzte Redacteur, Pastor Ueltzen in Hehlen, gegen das neue Traugesetz führte, eingegangen. Nun wurden vom 1. Januar 1881 an, anfänglich in Verbindung mit Pastor Eißfeldt, jetzt in Querum, Pastor Lachmund-Wolfenbüttel und Pastor Palmer-Neu-Erkerode, der jedoch bald wegen des von ihm geleiteten Volksblattes zurücktrat, die Evangelisch-lutherischen Monatsblätter zweimal monatlich, zuletzt seit 1. Januar 1896 als Wochenblätter allwöchentlich im Verlage des treuen Freundes, Julius Zwißler in Wolfenbüttel, herausgegeben. Man verzeihe, wenn ich an dieser Stelle persönliche Erinnerungen berühre. Da es wichtig erschien, daß in Wolfenbüttel, dem Drucksorte des Organs, ein geistlicher Mitarbeiter für dasselbe einträte, der verstorbene Lachmund aber wegen seiner bereits wankenden Gesundheit dazu außer Stande war, richtete Schwartz im Februar 1885 an den Unterzeichneten die Bitte, ihn bei der Redaction als Gehülfe zu unterstützen.

Nach einigen Bedenken nahm ich seit dem 1. April 1885, zuerst auf meinen Wunsch als stiller Mitarbeiter, dann seit 1. Januar 1887 unter Veröffentlichung meines Namens in immer wachsendem Umfange an der Herausgabe des Blattes Theil, bis ich Michaelis 1889 wegen Versetzung in ein arbeitsreiches Ephoralamt mich von dieser Thätigkeit zurückzog, worauf ein Jahr lang Pastor Stölting-Schliestedt als thatsächlicher Redacteur an meine Stelle trat, bis am 1. October 1890 Schwartz wiederum wesentlich allein, doch bald unterstützt von seinen Söhnen, die Herausgabe übernahm.

Was mich bewog, in so enge Verbindung mit Schwartz einzutreten und die vielfach undankbare, mit Opfern an Zeit und Geld verbundene Preßarbeit 4½ Jahre durchzuführen, das war abgesehen von verwandter historisch-conservativer Richtung die Hochachtung, welche mir Schwartz namentlich in den kleinen theologisch-exegetischen Conferenzen auf dem Kaffeehause zu Wolfenbüttel eingeflößt hatte. Er war doch ein Mann von ganz seltener Lauterkeit und Ehrlichkeit, so ganz frei von Menschenfurcht, so ganz unerschrocken im Ausdrucke seiner Meinung, von unbestechlicher Wahrhaftigkeit, der nicht eine Zeile gegen besseres Wissen und Gewissen geschrieben hätte. Da war noch ein wirklich liberaler Unabhängigkeitssinn gegenüber der öffentlichen Meinung, auch da, wo sie sich in das Löwenfell der Wissenschaft hüllte. Er hat niemals schweifwedelnd um die Gunst der Massen gebuhlt, er ist niemals mit dem breiten Strome der augenblicklichen Tagesmode geschwommen, sondern suchte stets als von Gott berufener geistlicher Lehrer die Gemeinde zu leiten und emporzuheben, hielt es dagegen für die verkehrte Welt, wenn er von dieser Fingerzeige und Marschbefehle in Empfang nehmen sollte.

Diese Unabhängigkeit und Freimüthigkeit ließ ihn trotz einer gewissen Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit seines Stils dennoch zum Redacteur recht geeignet erscheinen. Sie machte ihn unempfindlich gegen die Nadelstiche der Kritik, so daß er selbst scharfe Angriffe mit einem wunderbaren Gleichmuthe ruhig über sich ergehen ließ, oder sie ganz seelenvergnügt mit ein paar Worten abfertigte, ohne sich dadurch irgendwie aus der Fassung bringen zu lassen.

Dazu kam das herzliche Pietätsverhältniß, in welchem Schwartz zu meinem seligen Vater stand. Er, der so leicht vor Niemandem die Segel strich, erklärte bei einem Amtsjubiläum in Wolfenbüttel, daß er sich nur vor zwei praktischen Geistlichen tiefinnerlichst beuge, nämlich vor dem gerade in jener Zeit bei seiner Ernennung zum Generalsuperintendenten in Braunschweig hier und da verkannten Wilhelm Beste und dem gerade an jenem Tage (28. November 1882) heimgegangenen Pastor Hermann Korfes zu Halchter.

Mit großem Eifer arbeitete Schwartz stets an seiner Fortbildung. Seine wissenschaftlich-theologische Uhr hat niemals still gestanden. Darum ist er auch niemals auf die Stufe einer rein geschäfts- und handwerksmäßigen Abwickelung seines Amtes herabgesunken, niemals innerlich versteinert, sondern immerfort gewachsen bis ins Alter.

Sein Lieblingsfach war die Erklärung der heiligen Schrift. Ganz erfüllt von inniger Dankbarkeit für das geistige Leben, das er aus ihr geschöpft, hatte er mehr Sinn für die göttliche, als für die menschliche Seite der Bibel, so daß er das Mahnwort des alten Professors Delitzsch in Leipzig, welches derselbe immer wieder seinen Studenten einschärfte: „Selig, wer an der Knechtsgestalt der Schrift sich nicht ärgert“ bei seinem Bibelstudium kaum bedurfte.

In dogmatischer Beziehung studirte er vor Allem die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche. Hier konnte es ihm ja nicht entgehen, daß unsere Kirche ihren Wahrheitsschatz in menschlichen Gefäßen trägt und daß ihre Lehrsätze den ganzen Reichthum des Evangeliums keineswegs abschließend und allseitig adäquat zum Ausdrucke bringen, sondern wie alle menschlichen Erfassungen des Göttlichen etwas Inkongruentes an sich haben. Aber in der richtigen Erkenntniß, daß mit dem Zerschlagen der alten klassischen Gefäße auch der kostbare Inhalt verloren gehen würde, erhob er sich als streitbarer Anwalt, wo immer profane Hände das Heiligthum anzutasten wagten, um die feste Burg der Kirche zu vertheidigen bis auf den letzten Stein.

Als Redacteur wurden ihm auch neuere theologische Werke zur Recension übersandt, die er nicht nur anblätterte, sondern fleißig durcharbeitete, wenn es ihm auch schwer wurde, in Gedankengänge, welche jenseits des Lagers der eigenen Richtung lagen, mit Verständniß sich zu versenken. Auch war es nicht seine Art, unter mancherlei Irrthümern das relative Recht des Gegners herauszufinden und gewisse Wahrheitsmomente neuerer Bewegungen etwa in der Weise des trefflichen, jüngst verstorbenen Dogmatikers von Frank in Erlangen mit der altbewährten lutherischen Kirchenlehre zu verbinden.

Weniger interessirte er sich für historische Theologie; doch war er für die neueste Kirchengeschichte unsres Herzogthums ein lebendiger Katalog. Wollte man aus der Lebensgeschichte geistlicher Zeitgenossen etwas erfahren, so brauchte man ihn nur zu fragen und konnte gewiß sein, sichere Auskunft zu erhalten.

In der praktischen Theologie hatte er eine anerkennenswerthe Kenntniß des evangelischen Kirchenliedes. Gern versenkte er sich in die alten kräftigen Gesänge unsrer Väter, wie denn auch das Verlangen nach einem neuen Braunschweigischen Gesangbuche von ihm immer wieder angeregt ist.

Als Mensch hing er mit ganzem Herzen an seinem engeren Braunschweigischen Vaterlande und an dem angestammten Fürstenhause. Nach dem Tode Herzog Wilhelm's machte ihm der alte, dem Hause Braunschweig geschworene Erbhuldigungseid schwere Gewissensbedenken. Er berief deshalb zum 25. Februar 1885 „alle diejenigen Amtsbrüder, welche wie er selbst auf dem unanfechtbaren Boden des klaren Rechtes bezüglich der Thronfolge in unserem Herzogthume ständen“ zu einer Conferenz in der Herberge zur Heimath in Braunschweig zur Besprechung über die These: „Was dürfen, können und sollen wir Geistlichen thun in der gegenwärtigen Krisis unseres Landes?“ Die Conferenz kam aus hier nicht zu erörternden Gründen nicht zu Stande, doch wurden später durch die auf Sallentien's Anregung im

Landtage von maßgebender Stelle abgegebene Erklärung die Gemüther beruhigt.

Im geselligen Leben hatte Schwartz etwas Ursprüngliches und Naturwüchsiges. Bei seinem lebhaften Temperamente war er stets mehr aufgelegt zu reden als zu hören. Im Geiste sehe ich die kleine, bewegliche Gestalt in den Collegenkreis eintreten, stets aufs Freudigste begrüßt, denn er pflegte eine Tasche voll interessanter Neuigkeiten und ergötzlicher Geschichten mitzubringen. Da sprudelten die Witzworte aus seinem Munde, zuweilen etwas derbe und über das Ziel hinausschießend, aber immer anregend und belebend; zuweilen neckisch-herausfordernd, denn er liebte ein harmloses Wortgefecht, wobei er nicht nachließ, bis daß er den Gegner entsattelt und in den Sand geworfen hatte. Doch konnte ihm Niemand gram sein, weil er es mit Jedem im Grunde herzlich gut meinte. Wohl hätten ihm zuweilen die Freunde ein größeres Maß von Zurückhaltung und Selbstbeherrschung gewünscht; doch traf im Ganzen auch bei ihm zu, was Goethe von Lessing sagt: „Er konnte den Mantel der Würde zuweilen wegwerfen, weil er sich mit Recht zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können“.

Hätte Schwartz etwa 300 Jahre früher gelebt, er würde wegen seiner Ueberzeugungstreue, wegen seines flammenden Eifers für Bewahrung der heilsamen Lehre, wegen seiner kindlichen Herzenseinfalt zu hohem Ansehen und Ehren in weiten Kreisen gelangt sein. In unsern Tagen, da eine tief beklagenswerthe Gleichgültigkeit gegenüber kirchlichen und religiösen Fragen als schlimmste Feindin der Evangelischen Kirche und als beste Bundesgenossin Roms die protestantische Männerwelt beherrscht, konnten es nur Wenige sein, die dem, was Schwartz auf Erden erstrebte, Verständniß entgegenbrachten. Er ist nun aus dem Sturm des Lebens in den Friedenshafen eingelaufen, in dem wir uns alle sammeln. Doch mit Wehmuth sehen seine Freunde, wie das alte Theologengeschlecht zur Neige geht, wie von den Männern des alten Schlages, die vor 50 Jahren den neuen Kirchenfrühling begrüßten, einer nach dem andern abgerufen wird. Möge, wenn die Veteranen scheiden, das neue Geschlecht ebenso treu erfunden werden im Dienste der evangelischen Wahrheit!

Schöppenstedt. Johannes Beste.

Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt.

Von Otto Eggeling.

(Fortsetzung.)

Dieser lange Brief ist der einzige, welcher sich aus dem ersten Studienjahre in Helmstedt erhalten hat. Am 10. November 1799 schreibt Hase weiter:

„Ganz als milites expediti“, d. h. als Briefe, die ihr Siegellack zurückgelaßen haben, sende ich Dir hier, lieber Freund, als Zeichen meiner glücklichen Ankunft drey Episteln, in den drey Tagen elukubrirt, die ich im neuen Semester hier verlebt habe. Suche Dir aber, darum bitte ich Dich, ein Petschaft zu verschaffen, worauf ein H gegraben ist, nicht gerade dieses Transportes wegen, sondern weil ich Dir andre, wichtigere Briefe überschicken könnte, die ich gern so gesiegelt sähe. — —

Erst Dienstags zehn Uhr bei einem fürchterlich kaltem Sturme kam ich von Allstädt weg, von Deinem Bruder bis Einsingen begleitet. Das Zauberepodion Adelaide war in meiner Tasche und bevor ich noch Sangerhausen erreichte, auch schon im Kopfe. Ohne Zweifel kannst Du es in Jena leicht erhalten, sonst schreib ich Dir es hier ab. — — —

Den Donnerstag ganz früh war ich in Helmstedt. Hofrath Remer dankte Gott, daß ich nur wieder da war, und der Handarbeiter [1]) (dem ich eigentlich für anderthalb Wochen die Schulstunden geschwänzt hatte) war so weit entfernt, mir ein böses Wort zu sagen, daß er, durch meine Schilderungen und Ausschmückungen entzückt, mir heilig versprach, nächste Ostern mit nach Obersachsen — zu l o f f e n. Ich glaube aber doch nicht, daß er es ausführt, sein Sohn hingegen kommt gewiß mit zu Euch.

Der heutige Tag (ein Sonntag, acht Tage, seitdem ich Roßel [2]) verließ, vierzehn Tage seit ich von Jena nach Tannroda gieng) ist insofern wichtig für mich, daß ich heute Böttichers [3]) Brief dem Grafen von Veltheim [4]) überbrachte. Es ist der einzige vernünftige Adeliche, den ich kenne, gutherzig bis zum änstlichen, und dabey ein Mann von ausgebreiteten Kenntnißen. Er versteht mehr alte Geographie als ich und hat herrliche Ideen über die Industrie und das Manufakturwesen der Alten. Ich kam früh um zehne zu ihm, hatte aber das Malheur, auf der glattgehobelten Treppe, wo ein gigantischer Jagdhund mir durch die Beine fuhr, einen erschrecklichen Sturz zu thun, so daß ich mir die Hand verrenkte und eine Beule in oder vielmehr an den Kopf fiel. Zum Glück war niemand zugegen, als der mich hinaufkonvoyende Bediente, dessen Kammerdienerseele aber auch bey der horribeln Kavalkade ganz zerknirscht war. Veltheim zeigte mir seine Bibliothek, behielt mich Mittags dort und bat mich, bald wieder zu kommen, was ich auch thun werde. Denn obgleich in Stipendiensachen fürs erste blutwenig zu hoffen steht, so kann doch dieser Zutritt nicht zu berechnenden Nutzen für mich haben, da Veltheim einer der reichsten Edelleute Niedersachsens und im Besitz ausgebreiteter Konnexionen ist. . . . . . .

Tausend Jagdhiebe auf den Rücken des Jagdhundes, der von den Schmerzen meiner geschwollnen Hand die caussa princeps ist! Leb wohl, lieber Erdmann, schreib mir bald, und wenn Du s i e siehst, gedenke mein!

C. B. Hase.

„Helmstedt, den 16. Nov. 1799.“

„Est modus in rebus“! wirst Du kopfschüttelnd sagen, lieber Erdmann, wenn Du diesen neuen Trans-

---

1) Professor Wiedeburg.

2) Roßla, wo Hase's älteste Stiefschwester verheirathet war.

3) Director des Gymnasiums in Weimar.

4) August Ferd. v. Veltheim, geb. zu Harbke am 18. Sept. 1741, † zu Braunschweig am 2. Oct. 1801, war am 6. Juli 1798 in den Grafenstand erhoben, 1764—91 als Vicoberghauptmann am Harze im hannoverschen Dienste gewesen und stand auf dem Gebiete der Mineralogie, Archäologie u. A. in hohem Ansehen.

port der militum expeditorum und diesen neuen Brief an Dich, den vierten seit den zwey Wochen, wo wir getrennt sind, zu Gesichte bekömmst. Und wirklich schreibe ich auch wie ein Autor, den der unbezahlte Hauswirth, des Kreditirens müde, auf seinem Zimmer eingeschloßen hat und ihm für jeden Bogen Manuscript eine Waßersuppe vorsezt. Jede freye Stunde, jeder Augenblick wird dazu angewendet. Jetzt zumal, da ich ein recht großes Konvolut Papier um das Innre, um die pergamentne Seele dieses Epistelpacks schlagen wollte, habe ich gearbeitet auf Leben und Tod. Zwar muß ich früh um acht Uhr auf das Pädagogium, um neun in deutsche Alterthümer, um zehn in die Moral und dann in die Exegese; zwar laßen mir nach Tische die Stunden, wo ich als Lehrer, und die, wo ich als Lehrling im Englischen und Arabischen (ich lese jezt allein mit dem Generalsuperintendent Lichtenstein den Koran, von dem mir Dein Vater, so oft ich nach Allstädt komme, versichert, er wär ein Kompendium der reinen Moral und der Philosophie, ohne je in seinem Leben einen einzigen Buchstaben davon gesehn zu haben, wie aus allen seinen Reden sonnenklar erhellt) auftreten muß, und endlich die Zeit, wo ich mich mit Frick's Unterricht beschäftige, alles dieß läßt mir (Herr Jesus, welche Periode! ich weiß nicht mehr, wie ich mich herauswinden soll) so wenig Zeit übrig, daß ich von früh acht bis Abends sieben Uhr — denke Dir dieß! — ununterbrochen gefeßelt bin. Dazu kommt noch, daß das philologische Seminarium in acht Tagen eine Abhandlung, die deutsche Gesellschaft in vierzehn Tagen einen Aufsatz von mir verlangt, wovon ich zur Zeit weder Them (fuimus Troes! ruft wüthend der Rath Spilcker) noch Gedanken weiß, und daß aller Augen auf mich gerichtet sind. Wie sich der Knoten lösen wird, den dies Zusammentreffen aller Umstände schürzt, das mögen die Götter wissen, vigilabo equidem, quantum possum, laborabo plus etiam, quam possum, Cic., wenn es nur etwas hilft. Meine süßesten Augenblicke sind Abends nach neun Uhr. Dann ist Frick ins Bette, mein Golius, ein Arabisches Lexikon, ist tüchtig evolvirt worden, um auf die nächste Sura des wild flammenden Dichters im Koran mich zu präpariren, alle die litterarischen Zeitungen sind gelesen, die Remer, der Braunianer[5]) genannt, mir viermal die Woche heraufschickt und alles das ist besorgt, was der morgende Tag von mir fordert. Dann eße ich, stolz wie ein Sieger, mit einem Appetit, von dem Du oft verwundrungsvoll Zeuge gewesen bist, mein Nachtmahl und lese dabey in einer Schrift, die mich mit unwiderstehlicher Stärke feßelt, die durch ihre reine Sprache, ihre praktische Philosophie und durch die Kraft, mit der sie zu dem unverdorbnen Menschen spricht, allemal meine Leidenschaft in Bewegung sezt, so sehr der Verfaßer auch Gleichmuth empfiehlt, ich lese Antonin an sich selbst (der wörtliche Titel. Es sind des Kaisers Antoninus Philosophus Selbstgespräche, Bemerkungen über sich und die Menschheit). Ist alles mir vom Halse, dann opfre ich Euerm abwesenden Genius, ihr meine Lieben, und weihe mich ganz dem Gedanken an Euch. O ich wünschte Raum zu haben, um Dir die Gefühle darstellen zu können, die mein Innerstes durchströmen, Du solltest Zeuge seyn, wie ich strebe, ganz nur in der Erinnrung an Euch zu leben, ohne doch meine Pflichten nachläßiger zu erfüllen. Es ist jezt ein Uhr, allein Deinen Brief muß ich noch vollenden, so sehr mich auch Morpheus an sein Recht erinnert (bey der Stelle, die von der deutschen Gesellschaft handelt, wäre ich beynahe eingeschlafen, denn dieß Institut scheint, gleich dem Opium, die Leute dämisch zu machen), denn morgen Vormittag fährt die Post. Ich kann dann doch bis acht Uhr schlafen und Du wirst mir die hie und da durchschimmernden Spuren einer eilenden Feder und eines nickenden Kopfs verzeihen. Reutschens Brief hat mich so grausam lange aufgehalten; ich habe seit zehnen daran geschrieben; daher kommt diese entsezliche Verspätung, die ich indeßen vielleicht gar in ein Pervigilium, aber nicht Veneris, werde verwandeln müßen, um nur die schnappenden Rachen der philologischen Seminaristen zu füllen.

Quod vero crucem mihi fixit acerbissimam, i. e. was mir fast den Rest gegeben hat, das ist die Uebersendung dieses Bildes. Ich wollte es gern unverwischt nach Jena haben, deswegen mußte es mehrmals in Papier gewickelt seyn. Plözlich stieg der große Gedanke in mir empor, dasselbe Emballirungspapier zu beschreiben, i. e. mit andern Worten, das Bild statt in Makulatur in Briefe einzuwickeln. Aber um Briefe zu haben, mußten Briefe geschrieben seyn. Die ganze Reihe meiner Jenaischen Bekannten ward durchlaufen, an alle Versprechungen zu schreiben wieder gedacht, welche sonst wohl wie Traumbilder über Lethes Fluth zerflogen sein möchten. Sieh, so entstanden die Briefe, die hier beyliegen, und die ich dich wohlversiegelt abzugeben bitte. Es hat mir entsezliche Mühe gemacht, mich in eines jeden Charakter hineinzudenken und die für ihn passende Haltung des Tons zu treffen. — Ein erschreckliches Unglück! Das Licht ist bis auf den Leuchter niedergebrannt und im Hause liegt längst schon alles auf dem Ohr. Mein Gott, was soll ich machen? Jetzt geräth auch das Papier am Lichte in Flammen, die Hellung leuchtet durch die ganze Stube, ich möchte des Teufels werden. — Ein heroischer Entschluß! Nach vielen Suchen hab' ich ein Stückchen Wachsstock in meinem Pulte gefunden, das jezt angezündet keck und lustig, wie ein junger Recensent, mir vor der Nase steht. Wo war ich? ich bin ganz aus der Faßung gekommen. Auf Sieferts Brief mußt Du selbst die Addresse schreiben, nachdem Du ihn in einen Umschlag gehüllt hast. Ich kann heut Abend bey so bedrängten Umständen unmöglich noch Couverte schneiden, um Dir dadurch einige Augenblicke zu entziehn. Lüge mich durch, so gut Du kannst, und bewundre meine Entschloßenheit, daß ich nicht nur für Makulatur schreibe (denn das thun andre auch), sondern daß ich sogar die Kinder meines Geistes als solche brauche, noch ehe ein Buchstaben von ihnen gedruckt ist. — — — — — — — — — — — —.

Sag mir nur um Gotteswillen, was es mit dem Leipziger Gelde werden soll. Wenn es die Scabini —

5) Gemeint ist Professor Dr. med. Remer, der Sohn des Historikers. Vielleicht, daß der Name Braunianer von dem englischen medicinischen Schriftsteller Brown genommen ist.

(so nennt der Abbacke[6]), bey dem ich gestern wieder gewesen bin, ein gewisses Kollegium in Leipzig; ich glaube, es sind die Schöppen) — wenn die Scabini uns auf den Leib rücken, so sterbe ich vor Verdruß, nicht sowohl wegen dem Verlust des Geldes, wiewohl auch dieß mich baß ärgern sollte, sondern wegen dem schiefen Lichte, den dieß hier auf mich und die meinigen werfen müßte. Eile ja, mich aus der peinigendesten aller Ungewißheiten zu reißen und schreib mir in demselben Augenblicke, wo . . „ τὰ χρήματα i. e. die Silberflotte, i. e. das Röhrwasser, i. e. das wie Röhrwasser ausbleibende Leipziger Geld von Linda ankömmt.

Der immer kürzer werdende Wachsstock, der schon zweymal umgefallen ist, seitdem ich von den Scabinis spreche, mahnt mich, mein liebstes Vergnügen, die Unterhaltung mit Dir, abzukürzen. O schreib mir ja bald, lieber Erdmann, und dann recht sehr viel. Wenn Du wüßtest, mit welcher Ungeduld ich Nachrichten von Dir entgegensehe, bey Gott ich glaube, Du ergriffst die Feder im Augenblick der Lesung dieses Briefs und schriebst in einem fort, bis, so wie eben jetzt, zwey Uhr von dem Stadtthurm der Akademie herabtönt. . . . .

Ich will nun schließen und siegeln, und dann noch solange an dem Anfang meiner Abhandlung schreiben, als der Wachsstock wiederhält. Eile nach Weimar, sobald als möglich. Leb wohl, mein Theuerster!

Dein C. H.

Den Tag vor Pfingsten,
wie ich glaube d. [31.] May 1800.

Bey Gott, wir müßen uns nächstens wieder in ein und dasselbe Mädchen verlieben, sonst kommt unsre Korrespondenz förmlich ins Stocken. Ich habe gehofft, so lange ich nur hoffen konnte, daß Du mir vor Deiner Abreise von Allstädt schreiben würdest — umsonst. Auch ist wahrscheinlich jezt in diesem Augenblick kein Brief von Dir unterwegs, sondern Du liegst auf einer nach Weimar, Ilmenau oder Gott weiß wohin führenden Straße. Glückliche Reise; — — — — —

Hier traf ich in Remers Hause den Professor Stahl an, der ein Paar Stunden früher bei dem Brownianer angekommen und von Braunschweig herübergeloffen war. Ich aß mit ihm des Abends; wir sprachen auch von Dir; Stahl kannte Dich noch und sagte, Du hättest nach der reinen Mathematik auch noch die angewandte bey ihm hören wollen, wärst ihm aber ungetreu geworden. Ich war die ganze Woche hindurch sehr lustig, zerstreut, faul und verliebt, und bin das erste und lezte gewissermaßen auch jezt noch. Davon Michaelis recht viel mündlich.

Um Gotteswillen, wie steht es denn mit der Rheinreise? Das fällt mir jezt plözlich wie ein Stein aufs Herz. Ich hatte es beynahe schon vergeßen. Aufgeben dürfen wir es schlechterdings nicht. Sage mir, will Dein Vater? Geht der Feldzug so glücklich für die Franzosen fort[7]), wie sie ihn eröffnet haben, so werden die eigentlichen Kriegstroubeln so weit von Mainz, unserm glänzenden Ziele, weg nach Oesterreich hin geschoben werden, daß wir wenig oder nichts zu befürchten haben. Dann finden wir in Mainz als der Centralstadt des Departements vom Donnersberg, vielleicht die Reichthümer des geplünderten Schwabens in Maße aufgehäuft, Kriegsgefangene u. s. w. Mahle Dir das Bild aus.

Henke, der junge nämlich, der Dreyviertelvoltenschläger auf der Wiese unterm Schloße, wird heute Abend von seinen Aeltern erwartet und ist vielleicht, indem ich dieß schreibe (Abends sechs Uhr) schon angekommen. Darum muß ich auch bald schließen, ich soll dort eßen. Dennoch aber werde ich ihn und — diese Ferien hindurch wenig sehn; denn — und nun paß auf — ich gehe morgen früh über Goslar nach — Göttingen, Einladungen von Zinserlingen und Peucern[8]) zufolge. Den dritten Feyertag hoffe ich dort, den Sonntag nach Pfingsten wieder hier zu seyn. Ich verspreche mir viel Vergnügen und besonders kann ich die Zeit kaum erwarten, bis ich Zinserlingen wiedersehe. In Goslar denke ich auf dem Rückwege einen Tag zu bleiben; ich habe da recht gute Bekannte, mit denen ich in die zerrißnen Stollen des Rammelsbergs (in keinen Braunkohlenschacht) fahren will.

Eben schlägt es sieben Uhr; nun muß ich fort. Morgen um fünf zieh ich aus. Dann erhälst Du einen langen, langen Brief und eine Reisebeschreibung in nuce. Leb wohl . . . .

N. S. Ich breche den Brief wieder auf (12 Uhr Nachts — er ist liegen geblieben und geht erst Dienstags ab), um Dir zu sagen, daß es schrecklich regnet und daß der erste Feyertag mich baß einweichen wird. Denn ich gehe doch.

C. B. Hase.

(Fortsetzung folgt.)

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1897.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Mai.

1. Socialdemokratische Versammlung zur Maifeier.
2. Bernhard Rabe, Amtsrichter †.
6. Julius Becht, Hofschauspieler a. D. †.
8. Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten.
11. Schluß der Landessynode.
11. Wilhelm Thorn, Hüttendirector in Blankenburg †.
16. Ankunft des Prinz-Regenten in Blankenburg.
16. II. Braunschweigischer Handwerkertag.
25. Wilhelm Bertram, Consul a. D. †.
28.—29. Verbandstag der Creditgenossenschaften des Unterverbandes Magdeburg—Braunschweig—Hannover in Hasselfelde.
30. Delegirten-Versammlung des Braunschweigischen Landwehr-Verbandes in Harzburg.
31. Hans von Brömbsen, Postmeister a. D. †.

Juni.

1. Frühjahrsversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Central-Vereins.

---

6) Gemeint ist Abt Carpzov.

7) Die Franzosen trieben die Oesterreicher bis München.

8) Zwei frühere Mitschüler Hase's und Erdmann's.

4. Besuch des Prinz-Regenten in Bad Harzburg.
11. Albert Oppenheimer, Commerzienrath †.
11. Generalversammlung des Landesvereins Braunschweig des allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins.
12.—13. Feier des 50jährigen Jubiläums der Schützengesellschaft in Schöppenstedt.
12.—13. XVI. Verbandstag der Braunschweig-Hannoverschen Stenographen (System Gabelsberger) in Hildesheim.
14. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
16. V. Jahresversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
17. Bruno Eyferth, Bergrath †.
18.—19. XIV. Braunschweiger Städtetag in Bad Harzburg.
19. Eröffnung der Heimstätte für Genesende in Stiege.
24. Jahresfest des Landesvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Wolfenbüttel.
24. Secretär Hagedorn aus Dinslaken zum Bürgermeister in Hasselfelde erwählt.
26.—28. IX. Turnfest des VI. Deutschen Turnkreises.
27. IX. Hauptversammlung des Solling-Vereins in Fürstenberg.
29. Missionsfest des lutherischen Missionsvereins des Herzogthums Braunschweig.
30. Generalversammlung der evang.-lutherischen Vereinigung im Herzogthum Braunschweig.

Juli.

3.—4. II. Bundestag des Hannover-Braunschweigischen Stenographen-Bundes Stolze.
4. Versammlung der Vertrauensmänner der Vaterländischen Vereinigungen gemäßigter Richtung in Bad Harzburg.
5. Wilhelm Lampe, Cammer-Commissair †.
6. Fritz Stubenrauch, Premier-Lieutenant a. D., Geschäftsführer der Braunschw. landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaft †.
8.—10. V. Delegirtentag des Bundes deutscher, österreichischer und schweizer Brauergesellen.
17.—19. Rennen in Bad Harzburg.
17.—19. II. Gauturnfest des Sollinggaues in Stadtoldendorf.
19.—21. XXX. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Sangerhausen.
23. Gustav Rittmeyer, Oberst a. D. †.
23. Wilhelm Petzold, Professor Dr, † im Pfarrhause Pouch bei Bitterfeld.
29. Großes Feuer in Eischott.

August.

2. Hermann Schrötter, Kammersänger †.
8. XXVIII. Volkswettturnen auf dem Elm.
15. Einweihung der neu erbauten Kapelle in Linse.
15. XII. Verbandstag des Hannover-Braunschweigischen Verbandes Arnds'scher Stenographen.
20. Burghard von Cramm, Rittergutsbesitzer in Sambleben †.

September.

2. Sedanfeier; Einweihung des Kriegerdenkmals in Helmstedt.
4. I. Braunschweigischer Briefmarken-Sammler-Tag.
4.—6. VI. Gauturnfest des Harzgaues in Grund.
4.—5. XIII. Hauptversammlung des Harzclubs in St. Andreasberg.
10. Gründung eines Radfahrer-Schutzverbandes für das Herzogthum Braunschweig.
11.—14. XII. Harzer Bundesschießen in Seesen.
12. Friedrich Radkau, Geh. Finanzrath a. D. †.
12. Parteitag der Braunschweigischen Socialdemokraten in Königslutter.
14. Bruno Bauer, Major a. D., † in Bad Oeynhausen.
15. Bodo von Steinberg auf Bodenburg, Königl. Hannov. Legationsrath a. D., † in Paris.
17.—19. VIII. Deutscher Mechaniker-Tag.
19. II. Jahresversammlung des Vereins abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes.
19.—21. Kartelltag der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Vereine deutscher Hochschulen.
22. Confirmation des Prinzen Georg Wilhelm und der Prinzessin Marie Louise in Gmunden.
20.—25. 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

October.

1. Eröffnung der städtischen Markthalle am Hagenmarkt.
5.—6. 69. Braunschweigischer Lehrertag in Schöningen.
6. Einweihung des Denksteins für Herzog Wilhelm bei Todtenrode.
13. Eduard Brinckmeier, Hofrath Dr †
16. August Stobbe, ehemaliger Chefredacteur der „Br. Anzeigen“, † in Wiesbaden.
18. XIII. Generalversammlung des Westdeutschen Fischerei-Vereins.
22. Ueberreichung einer neuen Fahne an das zweite Bataillon des 165. Infanterie-Regiments in Blankenburg.
23. Herzogin Agnes von Sachsen-Altenburg, Mutter der Frau Prinzessin Albrecht †.
23. Jahresversammlung des Gabelsberger'schen Stenographen-Vereins.
23. Gedächtnißfeier des 300jährigen Geburtstages von Jacob Böhme.
25. XXXIII. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
28. Betriebseröffnung der elektrischen Bahn zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel.
29. Außerordentlicher Braunschweiger Städtetag.

November.

3. IV. Jahresversammlung des Freien kirchlichen Vereins (früher „freien kirchl. Wahlvereins“).
6. Verfügung des Herzoglichen Staats-Ministeriums, den Austritt der Beamten aus den sogenannten welfischen Vereinigungen betr.
6.—7. III. Parteitag der Braunschweigischen Landes-Rechtspartei in Helmstedt.
10. Jahresfest des Evangelischen Bundes.
11. Otto Löbbecke, Commerzienrath †.
14. Grundsteinlegung zu der neuen Kirche in Fürstenberg.

14. Großes Feuer in Mönchehof.
19. Betriebseröffnung der elektrischen Straßenbahn in der Stadt.
27. Feier des 150jährigen Bestehens der Fürstenberger Porzellan Fabrik.
29. Herbstversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.

December.

1. XV. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes für das Herzogthum.
3. Rückkehr des Regenten nach Braunschweig.
4. 73. ordentliche Generalversammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins deutscher Zuckerindustrie.
12. Einweihung der restaurirten Stadtkirche in Königslutter.
12. Einweihung der restaurirten Kirche in Ampleben.
13. Hans Günther, Geh. Medicinalrath Dr med. †.
13. Albert Schwartz, Pastor in Gr. Winnigstedt †.
18. XXVII. General-Versammlung der Braunschweiger Baugenossenschaft.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen-Altenburg.
27. Robert von Wachholtz, Generallieutenant und General-Adjutant des Regenten †.
28. Ferdinand Pini, Baurath a. D. †.
30. Dr. Fuhse zum Vorstand des Städtischen Museums erwählt.
31. Letzte Ausgabe des Braunschw. Tageblattes.

F. K.

Bücherschau.

Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. 2. Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Leipzig, Göschen 1898. X u. 394 S. 8⁰. 9 M.

Schriften von Michael Bernays, der unter den Begründern einer wissenschaftlichen deutschen Litteraturgeschichte stets mit Ehren genannt werden wird, bedürfen keiner besonderen Empfehlung. Es ist bekannt, daß Alles, was er schrieb, sich ebenso durch gründliche Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn, die dem ernstesten Fachmanne Genüge leisten, wie durch klare, formvollendete Darstellung auszeichnet, die auch dem Laien seine Arbeiten zu einer angenehmen Lectüre macht. Von dem vorliegenden Bande hat der Verf., dem der Tod am 25. Februar 1897 die Feder aus der Hand nahm, nur den Druck des Anfangs noch erlebt; die Fortsetzung des noch nicht ganz zugerüsteten Werkes hat als eine Pflicht der Pietät Professor Dr Erich Schmidt in Berlin übernommen, dem dafür auch unser Dank gebührt. — An dieser Stelle möchten wir ganz besonders auf den zweiten Aufsatz des Bandes aufmerksam machen (S. 137—84): „Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig“, der, zuerst in der Beilage der Allgemeinen Zeitung (№ 270—73, 29. Septbr. bis 2. October 1885) gedruckt, eine Wiederholung an einer leichter zugänglichen Stätte vollauf verdient. Der Verf. entwirft, nachdem er kurz die einschlagenden Biographien gewürdigt hat, ein äußerst anschauliches Bild von Leben und Charakter der liebenswürdigen Persönlichkeit Leopold's, „dem Musterbilde eines Fürsten, wie es dem philanthropisch gestimmten Zeitalter vorschwebte“, den edle, reine Menschenliebe bei dem Versuche Menschen zu retten am 27. April 1785 in den Fluthen der Oder zu Frankfurt einen frühen Tod finden ließ. In der Beurtheilung der treibenden Beweggründe für die That des Herzogs schließt sich B. entgegen den leichtfertigen Verdächtigungen G. W. Keßler's ganz den Ausführungen Ludw. Hänselmann's an, der den Ruhm des edlen Menschenfreundes jetzt hoffentlich für immer gerettet hat. Er zeigt und erklärt die kühle Haltung, die des Herzogs Oheim, Friedrich der Große, bei diesem Ereignisse eingenommen hat, und geht dann ausführlich auf den gewaltigen Eindruck ein, den der Tod Leopold's bei den Zeitgenossen hervorgerufen, insbesondere auf die zahlreichen Verherrlichungen, die er nicht nur in Deutschland, wo neben vielen Unberufenen ein Goethe und ein Herder in kurzen, aber dauernden Epigrammen seinen Ruhm verkündeten, sondern auch in Frankreich gefunden hat, wo der Graf von Artois in der Akademie zu Paris einen Preis für das beste zum Lobe Leopold's verfaßte Gedicht aussetzte. — Unrichtig ist die Behauptung S. 140, das „Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold“ sei von diesem selbst verfaßt; es rührt von dem Abte Jerusalem her (vgl. P. Zimmermann, F. W. Zachariä in Braunschw. S. 130). Ferner ist die Bezeichnung „Bruder“, die Goethe auf Herzog Leopold in dem später veränderten Verse:

„Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt“

anwendet, doch wohl nicht auf das schwesterliche Gefühl der Herzogin Anna Amalia von Weimar, sondern auf die Eigenschaft des Fürsten als Freimaurer zu beziehen. — Die übrigen Aufsätze des Bandes sind überschrieben: Die deutsche Litteratur in der Schweiz; über ein Goethe'sches Motto; Goethe, Maturin, Wolfe; ein unpatriotischer Vers Goethes; Friedrich Schlegel und die Xenien; Karoline (Schlegel geb. Michaelis); zur Kenntniß Jacob Grimm's. Beigegeben ist dem Buche noch ein Schriftenverzeichniß und ein wohlgetroffenes Bildniß von M. Bernays.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 45. E. verheißungsvolles Unternehmen (von Dr Zimmer, geschlossene Genossenschaft der Wärterinnen). — 46 und 47. Vierte Jahresversammlung des Freien kirchl. Vereins. — 48 u. 49. Hillmann, Gerhard Tersteegen. — 50 O. Stock, Lebenszweck und Lebensauffassung. — 51 u. 52 Friede auf Erden! (Kirchl Parteistreitigkeiten, Worte des Friedens von G Burkhardt).

Neues Braunschw. Schulblatt. No 21. E. Oppermann, d. deutschen Kolonien.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 39—40. Die ewige Gottheit Christi, Präexistenz und Menschwerdung. — 40 u. 41. Unser Verhältniß u Verhalten gegenüber d. röm.-kathol. Kirche; Sonntagsgesetze. — 42. Zur Gesangbuchs-Frage; d. theol. Tentamen. — 43. Die ev.-luth. Vereinigung u. die Landtagswahlen — 44. Betheiligung d. Geistlichen an e. Feuerbestattungsfeier. 44 u 45. Zur Landtagswahl. — 46. Deutscher Hilfsbund für Armenien. — 49. Aus d. Landeskirche; aus Armenien. — 50 Hausandachten. 51 u. 52. Albert Schwartz †; die christliche Gemeinschaftsbewegung; eine separirte lutherische Gemeinde.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 30. Januar **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt.

Von Otto Eggeling.

(Fortsetzung.)

Helmstädt, den 1. Jul. 1800.

Noch keinen Brief von Dir, Wilhelm! Das ist hart Du scheinst es darauf angelegt zu haben, mich zur Verzweiflung zu treiben. In acht bis neun Wochen hast Du mir nicht geschrieben.

Ich bin in Göttingen gewesen diese Pfingsten. Eine äußerst angenehme Reise, obgleich der Hauptzweck schändlich verfehlt wurde. Laß Dir davon erzählen. „Komm“ hieß es in einem Briefe von Pencern, den ich in der Woche vor dem Feste erhielt, „denn den 4. Juny wird die große Preisaustheilungsfeyerlichkeit (klingt das nicht gerade wie ein Fragment aus einem Bratenbriefe?) hier vor sich gehn, wobey Zinserling so interessirt ist. Sey den dritten Feyertag hier“. Das wirkte. — — — — — —

Denk Dir mein Erstaunen, als ich Pencern und Zinserlingen mit noch einigen andern, die ich schon aus schriftlichen Nachrichten kannte, verreißt fand. Sie waren nach Caßel. Beynahe wäre ich ihnen auch dorthin nachgesezt, aber ich fürchtete, sie zu verfehlen. Mittwochs Mittags trafen sie ein. Pencer ist furchtbar hager und bleich, ich erschrak, als ich ihn sah; Zinserling gerade das Gegentheil. Um vier Uhr war Preisaustheilung. Pencer begleitete mich in das hohe Sommerauditorium, alles war dicht gedrängt voll Zuhörer. Die Profeßoren erschienen, Paar und Paar in großem Kostum; schmetternde Musik, Trompeten und Pauken. Heyne besteigt die Tribüne, eine lange, lange Rede über die glückliche Rettung Georgs III. aus der Menchelmörder Händen; endlich wurden die eingelaufnen Abhandlungen recensirt. Theologisches Fach. Ein gewißer Koken[1]), der schon seit Weihnachten mit mir korrespondirte, Hausbursche von Pencern, erhielt den Preis. Der versiegelte Zettel, der seinen Namen enthielt, wurde öffentlich erbrochen. Juristen, Mediciner, Mathematiker werden abgefertigt, die Reihe kömmt an die Philologen, mir schwoll das Herz, ich kletterte an einer Säule in die Höh, um Heynen und den ganzen Kreis der Richter von oben übersehen zu können.

Denke Dir, Zinserling erhielt den Preis nicht. Ist es Kabale, daß man seine Konkurrenten begünstigen oder ihn niederdrücken will (man hält ihn überall für selbstsüchtig und stolz) oder war der Ton seiner Ausarbeitung so, daß sie beleidigen mußte, ich weiß es nicht. Denke Dir meine Regung, als von drey Abhandlungen (so viel waren in diesem Fache) keine des Preises würdig erklärt wurde. Sie bedürften der Reformen und der Umänderung zu sehr, keine hätte den Sinn der Frage hinlänglich gefaßt u. s. w. Deshalb sollte jezt nichts entschieden, sondern die Erklärung bis aufs nächste Jahr verschoben werden, wo blos diese drey Kompetenten ihre ungeänderten Aufsätze noch einmal einreichen würden. Zinserling war außer Fassung, als er den Verlauf der Sache erfuhr. Unrecht ist ihm auf jeden Fall geschehn. Zwar habe ich seine Abhandlung nicht gelesen; denn Heyne hatte sie noch bey sich, allein sie war die Frucht eines halbjährigen Studiums. Vom August vorigen Jahres hat er sich ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigt, im vergangnen Winterhalbenjahre deshalb kein Kollegium gehört. Was läßt sich dabey nicht von ihm erwarten. Wie dieß auf uns alle wirkte, kannst Du Dir kaum vorstellen. Ich blieb noch zwey Tage in Göttingen und eilte sobald ich konnte nach Helmstedt zurück. — —

C. B Hase.

Helmstädt, den 13. Juli 1800.

— — — — — — — — — — — — — —

Dogmatik, Exegese (beydes bey Henken) und Physik (bey D. Remer) beschäftigen mich nebst den Stunden, wo ich Unterricht gebe, diesen Sommer. Noch kein halbes Jahr habe ich so froh gelebt. Ein sicherer Wolf, Jurist, (Sohn der ältern Tochter des Abts Carpzov, der Dompredigerin in Braunschweig[2]), sowie Fritz Henke, Sohn

1) Es ist dies Johann Christian Koken, geb. zu Alfeld am 26. October 1779, seit 1801 am Gymnasium zu Holzminden angestellt, 1812 Director daselbst, † 15. Juni 1857.

2) Charlotte Justine Carpzov heirathete am 28. Mai 1776 J. W. G. Wolff, der 1789 Domprediger in Braunschweig wurde und am 18. October 1823 starb. Ihr hier genannter Sohn ist Anton Jul. Christian Wolff, geb. am 22. December 1779, der 1801 in Helmstedt Advokat und Notar wurde und am 14. März 1827 als Stadtsekretär in Braunschweig gestorben ist.

der jüngern[3]), voller Witz und Talent, ist mein häufigster Umgang. Vielleicht kennt ihn Winkelmann. Laß Dir von ihm erzählen.

Mit der Rheinreise in Deiner Gesellschaft ist es also nichts? Schade. Ich war indessen schon darauf gefaßt. Zwey Rhenauer, von denen einer ein ganz vernünftiger Mensch ist, gehn diese Michaelis dorthin ab; sie wollen mich dort (in Idstein, acht Stunden von Mainz) ein paar Wochen unterhalten — quaeritur: soll ich mitgehn? Antwort: Ja, wenn ich mir so viel Zeit loszuschinden vermag, daß ich meinen Rückweg über Hanau, Fulda und durch Sachsen nehmen kann, woran ich aber schier verzweifle. Ueberhaupt bliebe ich ungern lange von hier weg, ex diversis causibus, causibus ignotis etc. sagt Körbs. Es muß sich bald entscheiden. Ach welche Götterwonne, wenn den Montag Abends vor der Kirmse wir in Roßel einträfen, Du von Jena herüber, ich von Erfurt her. Ob wohl Drusus, der verlaßne auch dort ist? O gewiß!

Ich zeichne jezt viel, habe immer Dir oder meiner Schwester etwas schicken wollen, aber — die alte Noth — ich vollende nichts. Ich sehe Dich, wie Du Deine Mähne schütteln wirst. . . . . .

Daß Du in Jena immer noch die peinliche Lehre von Fritzchen Löwe abhandelst, ist höchst interessant. Ich werde ja doch, so Gott will, dieses kleine Traktätlein auch noch zu sehn bekommen und verdiene diese Art von Belohnung, denn ich habe heute Nachmittags, wo ich mit Wolfen auf dem Brunnen war, an nichts gedacht, als an neue Schenken, Ueberfahrten, Rodamündungen, Studenten in Bauerkleidern, Mondenschein ꝛc. und was sonst noch alles da zu bemerken war. — — — — —

Lebe wohl.

Helmstädt, d. 5. August 1800.

Heute hab' ich alle Deine Briefe aus meinem Pulte hervorgesucht und sie in ein großes Heft zusammengenäht, das ich ohne Zweifel so fleißig repetiren werde, als Du Deine Juristischen Kollegia. Es soll meine Bibel, mein Korpus Juris seyn. Dabey ist die Erinnerung an Dich so lebhaft in mir geworden, daß ich Dir noch heute Abend schreiben muß.

Im Genuß des Veltheimischen Stipendiums, das ich (Du weißt es schon, glaube ich) diese Ostern erhalten habe, lebe ich hier sehr vergnügt, fast mehr als ich sollte. Für meine Bildung oder vielmehr für die Erweiterung meiner Kenntniße war wenigstens das vorige Winterhalbejahr, wo ich sehr eingezogen lebte und fleißiger war als je (erräthst Du nicht lächelnd die Ursache?) weit entscheidender als meine jetzige Lebensweise; aber laß es seyn, ich glaube in mancher andern Hinsicht dabey zu gewinnen. Im Winter will ich beym Schein der nächtlichen Lampe an meine Magisterdisputation denken und mir dann quovis modo Geld zu verschaffen suchen, um promoviren zu können, bis Michaelis aber thue ich von alledem nichts.

Recht froh bin ich oft bey dem Professor Remer, Doktor der Medicin, der diese Ostern geheurathet hat und die Stuben gegen mir über bewohnt, ein junger thätiger Mann, voll Gefühl und mittheilend, wie man es nur seyn kann. Den 9. ist sein Geburtstag, alles im Hause präparirt sich, um ihn an demselben recht angenehm überraschen zu können, und ich präparire mich mit. — — — — — — — — — — — — — —

Wohl möchte ich einmal alle Briefe gesammelt sehn, die ich an Dich von Helmstädt aus geschrieben habe, um mich an dem Wechsel der darinn vorkommenden Empfindungen und der mannigfachen Stimmung, in der ich sie schrieb, zu weiden. Ich habe keinem mich so ganz dargestellt, wie ich bin, keinem die innersten Gefühle meines Wesens so laut werden laßen, als Dir; darum würde eine Rekapitulation dieser Episteln für mich sehr intereßant seyn. Schade, daß Du einen Theil davon verbrannt hast

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter meinen Bekannten, deren ich hier jezt leider! eine große Menge habe (es sind aber nur 120, schreibe hundert und zwanzig Studenten hier) ist auch der älteste Sohn des Grafen Veltheim aus Harbke, ein sehr vernünftiger Mensch[4]). Ich bin wieder einmal in Harbke gewesen.

Leb wohl, lieber Wilhelm. C. B. Hase.

Helmstädt d. 21. August 1800.

— — — — — — — — — — — — — — — —

N. S. Ich sage es zum leztenmale: Es ist keine reitende Post hier Ich weiß gar nicht, wer Dir das alberne Hirngespinst in den Kopf gesezt hat. Ich bin selbst auf dem Postamte gewesen und komme eben davon zurück, habe den Brief deswegen aufgebrochen und die Physik versäumt. Es existirt so wenig eine reitende Post hier, als ein Pferdeloch im Allstädter Teiche.

Helmstädt, d. 29. Jan. 1801.

Ich danke Dir für Deine Briefe, lieber Wilhelm, sie sind mir alle drei, die ich seit Michaelis habe, unschätzbar, und der schönste Beweis dessen, was Du bist und was Du wirst. Mein Schweigen ist unverantwortlich; ich kann es nicht einmal entschuldigen. Daß während meines furiösen Rittes ein gewisser Kanemeier, der Weltweisheit Magister und mein Kollege am Pädagogium, krank geworden war und noch ist, folglich ein großer Theil der Stunden in der Manufaktur[5]) von mir zu besetzen war, daß in den Weihnachtsferien, wo ich mir das Schreiben so gewiß vorgesezt hatte, Henke[6]) von Magdeburg herüberkam und Zerstreuung auf Zerstreuung folgte, daß ich jezt mit vielem Furor englisch lese und mich auch mit — Dogmatik beschäftige, alles das entschuldigt mich gegen Dich nicht, ich weiß es wohl. Ich will mich auf Diskretion ergeben, denn Du verzeihst gern.

3) Wilhelmine Benedicte Carpzov vermählte sich am 16. November 1780 mit H. Ph. K. Henke. Ihr ältester Sohn Friedrich Henke, geb. 12. Januar 1782, † als außerordentlicher Professor der Rechte zu Helmstedt am 26. December 1808.

4) Röttger Graf v. Veltheim, Aug. Ferdinands Sohn, geb. am 25. Januar 1781, erschoß sich in Braunschweig am 27. März 1848.

5) Gemeint ist das Pädagogium.

6) Sohn des Abts Henke.

Wie liegt er doch so fern hinter mir, der Zeitpunkt, von welchem an ich nun meines bisherigen Lebens Geschichte fortführen sollte, unsere lezte Trennung. Ich will kurz erzählen. Die Rückreise war den ersten Tag mit der Aktuarienautomate etwas langweilig; wir sprachen von der kritischen Philosophie, von Landständen und den Geistesfähigkeiten der aimable cousine. In Allstädt hielt mich der Aufenthalt bei Deinen Aeltern dafür schadlos. Ach Wilhelm, wie glücklich bist Du, ein väterliches Haus zu wissen. Du bist mir vorzüglich darum so lieb, weil Du dieß Glück so fühlst. Was sind alle die Bekanntschaften, die ich hier habe, gegen die Herzlichkeit Deiner Mutter gegen Dich. Sieh, ich bin so empfänglich für Familienglück, als Du, aber als ich es wurde, ward ich unter Fremde geworfen. Du bist mir Alles. Du bist mir genug, aber es giebt doch nur ein Glück, im Schooße der Seinen.

Von Allstädt weg verirrte ich mich, wie sichs gebührt, im Zauberwalde, und kam den andern Tag (bei Gernrode) zu einer Schweinehetze. Quedlinburger Advokaten, die dabei waren, sagten, es sei ein großes Divertissement, ob es gleich im Grunde niemanden divertirte. Mich und die Schweine am wenigsten. Von Gernrode kam ich in einem Tage bis Helmstädt . . . .

Ich bin ziemlich fleißig gewesen durch diese Monate, Weihnachten ausgenommen, wovon Du den Grund weißt. Aber das ermüdende Einerlei meiner zeitfressenden Lektionen ist mir erschrecklich lästig. Der hiesige Aufenthalt hat mich arbeiten gelehrt, mir es nicht vergönnt, und ich fühle, daß wenn ich über mich zu gebieten hätte, manches ganz anders werden würde.

„Entscheide", sagst Du mir zweimal in Deinem Briefe. Ach Gott, muß ich denn entscheiden? Ja wenn ich daran denke, daß durch die, ach so lange gewünschte, und wenn sie jezt nicht bewirkt wird, nie mögliche Vereinigung mit Dir das künftige Sommerhalbejahr eins der fröhlichsten meines Lebens werden kann, daß ich es wohl allenfalls — mit Einschränkungen versteht sich — in Göttingen aushalten könnte — dann schwinden alle Bedenklichkeiten. Zwar ich komme dann unter ganz fremde Menschen, ich verliehre mich im Gewühl dort und verlasse hier alle meine Bekanntschaften. Aber: Gehst Du hin, so folge ich Dir. Ich liebe Dich mehr als irgend einen Menschen und verdanke Dir mehr, als Du selbst glaubst; Du hast mein Glück begründet, indem Du meine Phantasie ordnetest. Sie haben mich alle vergessen, die andern, die ich je als Knabe geliebt habe, Du allein hast mein Andenken in Deiner schönen Seele aufbewahrt. Ich sehe Zeiten kommen, die unsern Blick von dem Freunde ab auf häusliche Einrichtung und Geschäfte der Menge hinziehn werden, laß uns unser Glück vorher noch genießen.

Morgen will ich an Heynen schreiben um den Freitisch; vielleicht glückt es mir, daß ich ihn erhalte. Gern thue ich dabei auf Henkens und anderer Empfehlung Verzicht, denn daß ich weggehe, soll noch zur Zeit verschwiegen bleiben, auch weiß es noch niemand, als Wolf, der Himmel und Hölle in Bewegung sezt, um mich zurück zu halten.

Der Brownianer hat einiges Malheur mit seiner jungen Frau, da diese beständig kränkelt. Es ist ein trefflicher Mensch und die Trennung von ihm wird mich schmerzen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Leb wohl.

Helmstädt d. 15. Februar 1801.
(Sonntags, eine Viertelstunde nach
Erbrechung Deines Briefes.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Professor Remer (der Brownianer) wird bald Vater werden. Ich bin ungemein gern bei ihm; seine Herzlichkeit und Gefälligkeit gegen mich, seine Zärtlichkeit gegen seine Frau, das schöne kindliche Verhältniß, in welchem er mit seinem Vater steht, und seine Menschlichkeit als Arzt ziehen mich an ihn. Ich habe ihm viel von Dir erzählt.

Der Handarbeiter Wiedeburg ist wieder erschrecklich krank, hat die Gicht in den Beinen und im Leibe, ich glaube auch im Kopfe. Ich vikarire für ihn und ärnte seine zärtlichen Blicke, diese Blicke kosten mich aber meine schöne Zeit. Du kannst allenfalls wieder künftige Ostern einige Jenaische Lektionszettel mit den übrigen Pertinenzstücken mir für ihn übersenden, denn ich glaube solche grimmstillende Mittel baß nöthig zu haben, wenn ich ihm sage, daß ich weggehn will. Natürlich ist das jezt noch für ihn ein Geheimniß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Künftige Ostern werde ich mit meinem theologischen Kursus zu Ende seyn; es ist eine herrliche Sache um die christliche Dogmatik. Soll ich der Karriere meines Bruders folgen und mich als ein zu examinirender Candidat vor das Weimarische Konsistorium stellen? Ich kann es. Oder soll ich in Niedersachsen bleiben und abwarten, wie da die Götter über mir walten? Ich denke doch das letztere.

— — — — — — — — — — — — — — —

Leb wohl. H.

Helmstädt, d. 4. März 1801. (Mittwochs.)

Da stehe ich wieder am Scheidewege, ungewiß in meinen Entschlüssen. Alles, was meinem Herzen lieb ist, theilt sich in zwei Partheien, von denen die eine mich bleiben heißt und die andere gehen; so rasch ich sonst bin oder so übereilt, so schwer wird mir hier die Wahl. Du hast mir immer redlich beigestanden, oft mit Rathe, zuweilen mit Tröstung; die Erinnerung an Dich hindert allein meine Einbürgerung in Niedersachsen. Höre meine Gründe für und wider.

Gehe ich nach Jena, so finde ich Dich. Du glaubst nicht, Erdmann, wie dieser Gedanke mich entzücken kann. Meine Liebe zu Dir — ich will es nicht bergen — ist etwas egoistisch — ich glaube Dir zuerst den Weg gezeigt zu haben, den Du jezt gehst, wo Du ein festes und schönes Ziel hast und wo Du Dich selbst kennst; dazu war vielleicht unsere Bekanntschaft die erste Veranlassung, und ich freue mich meines Werks. Ich finde Dich, ich komme in die Nähe der Meinigen, ich lebe glücklich. Aber wie lange? Michaelis gehst Du von mir, nach Allstädt oder nach Weimar. Nach Allstädt;

ann sind wir so getrennt, wie jezt — nach Weimar; dort werden Dich Geschäfte fesseln und Ehrliebe, vielleicht auch die lezten beiden Sylben allein. Und ich? Es ist wahr, ich fühle mich im Stande (und jeder Mensch schäzt sich selbst am besten, aber nur der Unbefangene wagt es zu sagen), die Bahn zu gehen, die Du mir zeichnest. Aber es braucht Jahre, um sie mit Ehre zu gehen, fast möchte ich sagen, mit Erfolg. Ich muß promoviren, dazu fehlen mir in Jena die Mittel, ich muß bis dahin drei, vier Jahre schriftstellern und zugleich leben. Soll ich auf einen noch unbekannten deus ex machina hin mich wieder in Ugolinos Hungerthurm verschließen, soll ich einem Heere von Basen und Geschwisterkindern des Teufels sich die Köpfe zerbrechen lassen, warum ich wohl Helmstädt verlassen haben möchte. „wo ich es so gut hatte". Ich verachte das Otterngezücht, wie ich muß; aber das Unglück ist, es hätte nicht ganz Unrecht, wenn es so fragte. Anders war es, wenn wir nach Göttingen zogen. Ich konnte hoffen, durch Henkens Vermittelung bei der Bibliothek angestellt zu werden und bald mit Besoldung, ich hatte dort den Freitisch und längstens in einem Jahre eine Stelle im Seminario. Dann wurde ich (so rechnete es Henke mir vor) Repetent, was auch Zinserling jezt seyn würde, wenn er theologische Kollegia gehört hätte, und dann hatte ich die Bekanntschaft mit Heeren und Heyne.

Ich komme mir herzlich klein vor bei diesen Abmessungen, nimm es mir nicht übel. Als ich Michaelis bei Winkelmann war, lag der dritte Theil von Müllers Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft auf dem Tische. Ich schlug das Buch auf, da eben die Waldhörner zur Witzjagd tönten, die ersten Worte, die mir in die Augen fielen, waren: „Die Menge ist leidenschaftlich" (es war von den Bürgern in Zürich die Rede); „nur wenige besiegen den Eindruck des Augenblicks durch die Erfahrung der Vergangenheit, durch die Betrachtung der Zukunft". Das war ein Omen. Wenn auch die Edikte des Zürcher Magistrats nicht das hohe Ideal von Regierungsweisheit bezeichnen, das Dein Vater in ihnen sucht, wir wollen uns wenigstens die Zürcher Zünfte nicht zu Mustern nehmen.

Bleibe ich in Helmstädt, ja, ich bin dann auf immer von euch getrennt; auf diesen Deinen Ruf muß ich zurückkehren[7]), oder nie. Aber ich sehe hier meinen Weg ziemlich bestimmt vor mir. Jezt gerade mehr als je in Verbindung mit Professoren, und — ich darf Dir sagen, was gegen jeden Andern lächerlich seyn würde — bei vielen beliebt, in einer Lage, wo ich zwar nicht ersparen (das werde ich nie), aber doch sehr bequem leben kann, und wo ich haushalten lerne mit meiner Zeit, will ich künftigen Sommer promoviren und mich dann dem Schicksal überlassen. Rechne dazu, daß ich auf der Universitätsbibliothek nach Belieben schalten und walten darf, daß Wolf Ostern zu advociren anfängt und in Helmstädt bleibt, daß ich ihn vielleicht dazu bewege, daß er bald nach mir Doktor wird, denke an meine Freundschaft mit Remern, die mich täglich glücklicher macht (er ist wieder gesund) und an das schöne häusliche Verhältniß, in dem ich stehe. Ueberlege endlich, daß ich Wiedeburgen unendlichen Verdruß mache, wenn ich abgehe, daß in diesem Augenblicke Niemand mich ersetzen kann, daß ich hier in der Gegenwart glücklich, für die Zukunft auf jeden Fall gesichert bin und daß ich, wenn die schwache Akademie (80) mir keine Zuhörer geben sollte, ohne mich deshalb zu kümmern etwas anderes abwarten kann, wären es auch Hallensische Vokationen.

Und was wirst Du nun sagen, wenn ich mich für das Bleiben entscheide? — — — Meinst Du, daß ich dennoch kommen soll, so komme ich. Der Mensch kann, was er will, ich werde können, was Du willst.

Ich sehne mich nach Antwort. Leb wohl.

Unter diesen Brief hat Erdmann gar zu melancholisch folgende Worte gesetzt: „Leider bestand ich darauf. Er kam, und Michaelis gieng er nach Paris, worüber er für uns Freunde, für Deutschland, vielleicht gar für die Menschheit verloren gieng".

Wir lassen hier noch den Brief eines Freundes von Hase folgen, eines Freundes, der in Helmstedt zurückgeblieben war:

Helmstedt, den 11. May 1801.

Dies ist der erste Sonntag Nachmittag, den ich allein, ohne Dich, und mit dem abscheulichen Gedanken zubringe, Dich nicht haben zu können. Du wirst mir glauben, wenn ich Dich versichere, daß mich dies unausstehlich macht. Und doch ist mir es nicht möglich vergnügt zu seyn, wenn ich an die vielen himmlischen Nachmittage und Abende denke, die ich in Deiner Gesellschaft genoß. Recht herzlich bereue ich es, wenn mir einfällt, wie oft ich nicht Herr über mich gewesen bin, meine milzsüchtige Laune bei Dir zu unterdrücken; wie oft ich Dir langweilig durch unnütze Grillen geworden bin, und ich gestehe dirs, die Rückerinnerung hieran hat es gemacht, daß ich mich gefürchtet habe, Dir zu schreiben. — Ein Paar Ohrfeigen hätte ich gern jedesmal hingenommen, statt gefragt zu werden: „Aber was sagen Sie dazu, daß Herr Hase abgegangen ist?" Und doch haben mich beide Remers, die Hofräthinn, der Ruddick und eine Menge Studenten mit dieser Frage nun schon so ennuiirt, daß ich aus der Haut fahren möchte. Ich habe keine Collegia und keinen Freund, denke, was ich für ein Leben jetzt führen mag! — Und was mich allein noch erheitern kann, verliert seinen Reiz halb, seit ich mit Dir nicht mehr von der Zukunft spreche, seit Du mich nicht mehr aufmunterst. Wahrhaftig, ich fühle einen unglücklichen Hang zur Verschlossenheit in mir, der wahrlich nur durch Dich in mir hervorgebracht ist. Du warst der Einzige, der mich, und ich getraue mich von mir zu behaupten, ich war der Einzige, der Dich verstand. So sind mir denn die übrigen gleichgültig.

Ohne Dir schmeicheln zu wollen, melde ich Dir, daß jeder, der mit Dir zu thun hatte, Dich zurückwünscht. Dahin rechne ich Wideburg, Remers, Häberlin vorzüglich. Der letzte äußert sich sehr oft über Dich auf eine Art, die mich stolz machen würde, der Deinige zu seyn, wenn ich es nicht schon wäre. Selbst den Ruddick

---

7) Nach Jena, wo Erdmann noch das Sommersemester 1801 bleiben wollte.

hätte ich küssen mögen, als er mir sagte: „Es war ein so amusanter Mensch, und wir haben manchen vergnügten Abend mit ihm gehabt!“ Hätte ich gekonnt, ich hätte seine Füße, die einst in Deinem Schooße ruhten, an meine Brust gedrückt!

Die neuangekommenen Studenten sind allzumal nicht viel werth, drei oder vier etwa ausgenommen. Mein Bruder wird hier ein Wildfang, rennt immer umher und hat seinen Hut in der Hand. Ich mag nicht länger hier seyn, könnte ich unser Haus nur nach Braunschweig versetzen! Frick hat Deine ehmalige Stube in einen Blumengarten verwandelt und brennt dergestalt Calfunich, daß ich neulich, als ich vorbei ging und es nicht lassen konnte, einmal herein zu treten, den Qualm kaum ertragen konnte. Wie affreux sieht es dort nicht aus? Du glaubst es gar nicht. Ich dachte im Anfange, Banniers Götterlehre allein hätte Deine Stube verschönert, oder interessant gemacht, weil mir zuerst auffiel, daß sie nicht mehr da war. Aber ich merkte bald, daß noch mehr fehlte. Ernst begegnete mir auf der Treppe, grüßte mich morgenländisch und hub an: „Sehn Sie, Herr Hase sind weg!“ — Laß Ers gut seyn, adieu! — „O wenn Sie schreiben, grüßen Sie sie doch“ — Das gemeine Thier von Kerl bedauert nichts als den Verlust des halben Thalers, der ihm viertheljährlich entgeht! — Ich verachte den Hund tief, wenn er auch gleich Citronenhändler wird.

Schmelzer, welcher einen Ruf nach Halle an Kleins Stelle hatte, ist Geheimer Justizrath geworden, und bekommt eine Zulage von 1800 ℳ, so daß er sich jetzt auf 2500 ℳ steht. Urtheile, liebster Hase, wie sehr er in Helmstedt dadurch sündigt! — Kein Mensch sieht ihn mehr an, alles räsonnirt, und selbst der alte Remer soll neulich gesagt haben: „Tutututututu! der Herzog kennt nicht ein jedes Verdienst!“ —

— — — — — — — — — —

Lebwohl, lebwohl, liebster Hase, ich bin unveränderlich
Dein getreuester
J. A. Wolff.“

(Schluß folgt.)

Mißverstandene Flurnamen.

Von Fr. Knoll.

In der Abhandlung über „Die Flurnamen und Forstorte“ hat Dr. Andree in seiner für die Kenntniß unseres Landes äußerst werthvollen Braunschweiger Volkskunde darauf hingewiesen, daß ein Theil der Flurnamen uns nicht in der ursprünglichen Form überliefert ist. Die Schuld hiervon schreibt derselbe den Feldmessern zu, welche bei der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Landesvermessung die niederdeutschen Flurnamen nicht so in die Karten eingetragen, wie sie der Landmann ihnen vorsagte, sondern nach Laune und Willkür ganz oder halb ins Hochdeutsche übertragen hätten. Dieser Vorwurf hat in technischen Kreisen vielfach Befremden erregt, das um so berechtigter erscheinen muß, als gerade die Arbeiten der alten braunschweigischen Feldmesser mit einer für jene Zeit bemerkenswerthen Sorgfalt durchgeführt sind. Näher als jene Beschuldigung lag daher wohl die Annahme, daß die Bedeutung vieler alter Flurnamen bereits im vorigen Jahrhundert den Landleuten selbst verloren gegangen war, ihre Entstellung mithin einer Zeit vor Beginn der Landesvermessung angehört. Daß dieses in der That vielfach der Fall gewesen, möge an einigen Flurbezeichnungen aus der nächsten Umgebung der Stadt Braunschweig, auf welche sich meine Sammlungen beschränken, nachgewiesen werden.

Auf eine sinnlose Entstellung des Namens der kleinen Anhöhe an der Rühmer Grenze, jetzt **Butterberg** genannt, hat bereits Schulrath Dürre (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1869, S. 76) hingewiesen. In dem 1381 abgeschlossenen Vergleiche zwischen dem Weichbilde Hagen und dem Kloster Riddagshausen wird dieselbe als „**Otterbergh**“ erwähnt. Die Bezeichnung „Zuckerberg“ auf dem Seutter'schen Plane (um 1750) liefert den Beweis, daß der Name bereits vor der Landesvermessung corrumpirt war.

Die Bezeichnung der vor dem Hohenthore belegenen Wanne „**in den Maibäumen**“ ist nicht, wie eine alte Volkssage meldet, auf ein früheres Birkenwäldchen, sondern auf ein ehemaliges Besitzthum der Familie Meybome zurückzuführen. 1315 erwarb Hermann Meybome 5 Morgen Landes zwischen dem Peters- und Hohenthore. Als „uppe dem Meybomes-Campe“ belegen wird eine Fläche bereits 1407 in einer Schenkungsurkunde für das Kreuzkloster erwähnt. 1543 heißt die Gegend „auf den Meybomen“; die Benennung „in den Maibäumen“ findet sich bereits 1682.

Frühzeitig entstellt sind auch die Namen der im südlichen Theile des Ganderhalses vor dem Hohenthore belegenen beiden Teiche, welche auf den Karten der Landesvermessung die Bezeichnungen großer und kleiner **Siegmundsteich** führen. In dem Kaufcontracte, durch welchen sie 1841 der Hohethor-Gemeinde überlassen wurden, werden sie **Siekemunds-** oder **Siekemoorsteiche** genannt. Wie aus der früheren Beschaffenheit der dortigen Gegend gefolgert werden darf, ist die Bezeichnung Siekemoor deren ursprüngliche Namensform. Schon zu Ende des Mittelalters scheint dieses Weiderevier seinen ehemaligen Charakter verändert zu haben und bereits derzeit die Bedeutung des Namens verloren gegangen zu sein. In den Kämmereirechnungen der Altstadt werden die Teiche seit 1569 als **Siekmannsteiche** aufgeführt.

Auch der sich häufig auf den Karten findende Name „Hurenkamp“ kann nicht für ein grobes Mißverständniß der Feldmesser erklärt werden, indem derselbe bereits lange vor der Landesvermessung in alten Acten vorkommt. So wird der Hurenkamp vor dem Hohenthore nach Hilmar von Strombeck (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, Jahrg. 1869, Heft IV, S. 27) bereits 1679 genannt. Neueren Ursprungs ist allerdings die Bezeichnung des in der Feldmark Riddagshausen belegenen „Hurenblecks“, welches sich im gemeinschaftlichen Besitze des Klosters Riddagshausen und des Hospitals B. M. V. befand. Letzteres erntete das erste Gras, das Kloster die Grummet. 1574 wird die Wiese noch als „Piepenwiese“, welchen

Namen auch die angrenzende Klosterwiese führte, bezeichnet. Durch die gemeinschaftliche Benutzung, bei welcher jeder Theil nur sein eigenes Interesse im Auge hatte, wurde die Wiese allmählich ertraglos, sie war, wie der Landmann wohl noch heute sagt, „ausgehurt“ und führte daher später im Volksmunde den Namen „Hurenbleek“. Daß den alten Feldmessern diese Ableitung des Namens wohl bekannt gewesen, ist kaum in Zweifel zu ziehen. An meretrix (vergl. Br. Magazin Jahrg. 1895, Nr.7) haben sie sicher nicht gedacht. Dieser Hinweis gehört einer späteren Zeit, er findet sich u. A. in einer 1875 erschienenen Beschreibung des Klosters Riddagshausen.

Irrig ist ferner die Annahme, daß der Name Eichthal, einer Flur vor dem Petrithore, aus Heikethal verbalhornt sei Wie bereits Sack (Alterthümer S. 63 u. f.) hervorgehoben, ist vielmehr die Benennung Eichthal die ursprüngliche und Heikethal eine spätere Entstellung. Ein Allodium Ekendal wird 1241 dem Kreuzkloster vom Blasiusstifte wiederkäuflich überlassen. In der Kämmereirechnung von 1393 findet sich eine Ausgabe für Holzfuhren „ut dem Eykedale“. Die Bezeichnungen „Eykendal“ oder „Eckedal“ führen die Gärten und Ackerstücke daselbst auch ausschließlich in den alten Stadtbüchern. Noch in dem Oldebroick'schen Inventar von 1630 wird ein im „Eickethale“ belegener Hopfengarten erwähnt. Den Namen Heikethal habe ich zuerst in einem vom Rathsherrn Damm 1710 verfaßten Gesuche gefunden, in welchem darüber Beschwerde geführt wird, daß die alten hundertjährigen Eichen daselbst zum Brückenbau abgehauen und dadurch die Landwehr und ihre Viehweiden ohne Schutz seien.

Aus früheren im Volksmunde gebräuchlichen Redensarten, in denen das Heikethal eine Rolle spielt, haben ältere Forscher jenem Namen eine besondere, noch der Aufklärung bedürfende Bedeutung beigelegt. Mit Unrecht, denn wie die noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts für leichtsinnige Leute übliche Drohung: „Du bist balle riepe vor't Heikedahl“ klar erkennen läßt, beziehen sich jene Anspielungen auf das früher dort befindliche Hochgericht. Die Stelle, wo Galgen und Rad gestanden, lassen die alten Stadtpläne noch deutlich ersehen.

Zu den Entstellungen gehört auch der Name Bärwinkel, welchen auf dem bereits erwähnten Seutterschen Plane ein neben dem Oelperschen Gänsekampe an der Oker belegenes Weiderevier führt. Im Volksmunde heißt dasselbe, sowie auch die angrenzende Nordecke des Eichthales, jetzt „Borrwinkel“, eine Bezeichnung, die sich auch auf der neuen Separationskarte von Oelper findet. Nach den Kämmereirechnungen des Hagens (Dürre, Geschichte der Stadt, S. 324) ist „Borwinkel“ die ursprüngliche Namensform, sie hat auch ein in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefertigter Plan, die Fischereigerechtsame in der Oker betreffend. Als „Saulager“, der Dingstadt des Hagens gegenüber, wird jener Bezirk im Kämmereibuche der Neustadt bezeichnet (Dürre, S. 367). Hiernach gehört der Name zu ber, der Eber, und nicht zu bere. die Birne, wie neuere Forscher annehmen. Die Volksetymologie bringt auch hier die Bezeichnung mit den letzten in unserer Gegend erlegten Bären in Verbindung.

Für die Begründung meiner Annahme, daß nicht den bei der Landesvermessung beschäftigt gewesenen Feldmessern die Schuld der Entstellung zahlreicher Flurnamen beizumessen sei, dürften diese Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, genügen. Nur ein einziger Fall ist mir bekannt, bei welchem mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß durch Verhören eine unrichtige Bezeichnung in die Flurkarten sich eingeschlichen hat. Derselbe betrifft die Fläche östlich der Hamburgerstraße, von der heutigen Nebenstraße bis zur Ludwigstraße, welche zuerst auf der Sympher'schen Karte der Feldmark Hagen von 1754 unter der Benennung „über den Zeugmacher-Reben“ vorkommt. Dieser Name hat mit dem im Mittelalter auch vor der Stadt Braunschweig betriebenen Weinbau nichts zu schaffen, bezieht sich vielmehr auf die Rähme, an denen die Tuchmacher ihre einst vielbegehrten „Braunschweiger Laken“ zum Trocknen ausspannten (vergl. Hänselmann, Mißverstandene Straßennamen. Br. Tageblatt, Jahrg. 1877, Nr. 174, Beilage). Der Rahmberg umfaßte die ehemalige Angerfläche an der Nebenstraße. Als dieselbe in Folge der Anlage des kleinen Exercierplatzes in Gartenland verwandelt wurde, erwarb die Zeugmacher- und Raschmachergilde dort 1771 den Haslicht-schen Garten, den sie bis 1825 besaß. Die Länderei nördlich des Rahmberges führte noch lange nach Beendigung der Landesvermessung auch amtlich den Namen „bei den Wandrähmen“, so in einer gerichtlichen Bekanntmachung in Nr. 101 der Br. Anzeigen vom Jahre 1763.

Zum „Helmstedter Studenten-A B C.“.

In der ersten Nummer des neuerstandenen Magazins hat W.[ilhelm] B.[randes] zwei Strophen aus einem angeblich Helmstedter Studenten-A B C. nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt und daran verschiedene Fragen geknüpft, die bisher unbeantwortet geblieben sind. Ein früherer Druck des Liedes löst diese Zweifel; das Ganze findet sich nämlich bereits in Robert und Richard Keil's „Deutschen Studenten-Liedern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“ (Lahr, O. J.) S. 167, als Jenenser Landsmannschafts-Lied vom Jahre 1776, in folgender Gestalt:

A, a, a, vivat Saxonia,
Vivat et Augustus
Semper serenissimus,
A, a, a, vivat Saxonia!

E, e, e, regnante principe
Nos pugnamus strenue
Pro salute patriae,
E, e, e, regnante principe.

I, i, i, nos sumus candidi,
Vivant nostri socii,
Pereant contrarii,
I, i, i, nos sumus candidi.

O, o, o, ex pleno poculo
Nos bibamus invicem
Et potemus obicem,
O, o, o, ex pleno poculo.

U, u, u, favente spiritu
Vivat noster Rector
Semper et Protector,
U, u, u, favente spiritu.

Aus diesem Texte ergiebt sich neben der weiteren und früheren Verbreitung des Liedes zunächst, daß nicht das ganze Alphabet, wie leicht erklärlich, sondern nur die fünf Vocale durchgereimt waren. Sodann ist unter der „Germania“ des ersten Verses die Verbindung zu verstehen, welche in Helmstedt das Lied sang, wie in Jena die Landsmannschaft der Kursachsen, vgl. die Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von den Gebrüdern Keil (Leipzig 1858) S. 154. Endlich verräth die letzte Ypsilonstrophe, die W. Brandes aus der Erinnerung mittheilt, schon durch die deutsche Fassung späteren Ursprung. Aehnliche deutsche Umdichtungen wurden, wie mir ein Freund mittheilt, noch in den siebziger Jahren in Bonn gesungen, so zum Beispiel die E-Strophe in der Parodirung: E, e, e, ich bin ein Corpsier“.

C. Schüddekopf.

Aus der vorstehenden dankenswerthen Mittheilung ergiebt sich neben dem vollen Texte allerdings auch eine weitere Verbreitung des „Studenten-ABC“, womit der Helmstedtsche Ursprung zweifelhaft wird. Jedoch ist die Priorität nicht ohne Weiteres Jena zuzuerkennen, im Gegentheil: da Karl bereits 1735 Herzog wurde und seine Bemühungen um die durch die Gründung Göttingens schwer bedrohte Julius-Universität, die zu deren Umnennung in Julia-Carolina Anlaß gaben, schon in den nächsten Jahren begannen, so darf man sicher annehmen, daß ein Vivat noster Carolus schon damals und nicht erst nach 1776 kurz vor des Herzogs Tode und während der Mitregentschaft Karl Wilhelm Ferdinands von Helmstedter Studenten aufgebracht oder gesungen ist. Dazu kommt, daß der mangelhafte Bau des Verses Vivat et Augustus gegenüber dem rhythmisch correcten Vivat noster Carolus zweifellos beweist, daß jene Fassung nicht die ursprüngliche ist. Somit läßt sich auch nach dem Jenenser Liede nicht entscheiden, ob in dem unsrigen sich Vivat Germania auf eine besondere Verbindung oder auf das in der zweiten Strophe nochmals betonte Vaterland bezieht. Der Name einer officiellen Landsmannschaft ist es jedenfalls nicht, die geheimen Studentenvereinigungen aber pflegten sonst ihre Namen — Amicisten, Constantisten, Libertiner u. dgl. — mit anderen Rücksichten zu wählen.

W. B.

Märchen und Sagen.

Gesammelt von Otto Schütte.

1. Das Rothpötchen.

Es was einmal eine Bauerfrau in Lamme, die hatte stets viel mehr Butter von der Milch ihrer Kühe, als alle andern Bäuerinnen. Wenn es einem an Butter mangelte, so schickte er nach ihr und ließ sich welche holen. Und nie kamen die Mädchen mit leerem Teller zurück. Das machte aber, daß in ihrem Buttertopfe ein Männchen saß, das fortwährend wirkte und schaffte und mit seinen rothen Händchen die Butter von unten in die Höhe hob. Die Kammer hielt die Frau stets wohl verschlossen, und Niemand durfte sie betreten. Eines Tages aber war sie in die Stadt gegangen und hatte vergessen, die Thür zu der Butterkammer zu verschließen. Da dachte ihr Mädchen, dem es grade an Butter gebrach, du sollst in die Kammer gehen und dir welche aus dem Topfe holen. Sie öffnete ihn und faßte hinein, erschrak aber sehr, als sie ein zappelndes häßliches Männchen in ihrer Hand hielt. Vor Schrecken warf sie es an die Erde und lief mit einem Schrei aus der Kammer heraus.

Bald nachher kam die Bäuerin nach Hause und sah bei dem Betreten ihrer Butterkammer ihr hilfreiches Männchen an der Erde liegen. Schnell eilte sie hinzu, hob es auf und herzte es, indem sie sprach:

„Ach, min leiwe Rothpötchen,
Kumm doch her up minen Schötchen,
Use Jette ohne wetten
Hat dick ut en Pott esmetten“.

Darauf that sie das erschreckte Männchen wieder in den Topf, und es half ihr, weiter Butter zu bereiten, so daß sich die Bäuerin einen großen Reichthum erwarb [1]).

2. Der Halterstein.

Jahrhunderte wohl lag auf einem Brinke in Kaierde in der Nähe der alten Kirche ein großer Stein. Neben ihm stand eine hohe Linde, unter der bis vor vierzig Jahren die Berathungen der Gemeindemitglieder stattfanden. In dem Steine war ein Loch, das früher als Taufbecken gedient haben soll. Vor 70 Jahren, so erzählte mir ein Greis, verwandten wir den Stein zum Spielen, indem wir in das Loch unsere Bohnen warfen.

Der Stein heißt Halterstein oder Haltestein im Volksmunde, weil er bei Kaierde den Fuhrleuten ein „Halt“ geboten habe. Man hat ihn nämlich einstmals aus dem Hagenthale (bei Kaierde), wo eine Kirche gestanden hat, fortgeholt, um ihn in die Delligser Kirche zu bringen. Aber auf jenem Brinke in Kaierde hätten ihn vier Pferde nicht von der Stelle kriegen können. Somit habe man ihn liegen lassen.

Jetzt ist der Stein zerschlagen und Stufen zur Kirche daraus hergestellt. Aber das Andenken an ihn ist nicht untergegangen. Den Besitzer des Hauses, das auf der Stelle gebaut ist, wo er einst lag, bezeichnen alle Leute als Hagen auf dem Haltersteine.

Und wenn ein Hage nicht mehr auf dem Brinke wohnt, so wird der Halterstein doch nicht in Vergessenheit gerathen. Denn er hat — ein Zeichen, wie sehr man ihn schätzte — Aufnahme in einem Bastlösereime gefunden, an dessen Schlusse es von der Pfeife heißt:

„Morgen froih saste up en Haltersteine löin
(= liegen)
Un saſt söin, söin, söin“ (= sein).

Die Nebenform Halterstein, deren sich alle Gebildeten in dortiger Gegend bedienen, führt uns übrigens leicht

[1]) Zu vergleichen ist „Düweletgen“ in der Sammlung niedersächsischer Sagen von Schambach und Müller Nr. 185.

zu der Vermuthung, daß es ein Altarstein gewesen ist, der in Anlehnung an die Sage von dem Haltgebote im Volksmunde zu dem unverständlichen Haltersteine wurde.

3. Der Singrünkranz.

Im Hagenthale bei Kaierde steht in großem Umkreise ein Singrünkranz = Immergrünkranz. Nach alter Sage ist er ein Jungfernkranz, der einst einer Braut abgestritten wurde. Voll Aerger nahm diese den Kranz, der ihr zukam, und warf ihn mit den Worten zur Erde: „Der möge grünen, so lange die Erde steht". Und in Wahrheit grünt er noch heute, obwohl man oft versucht hat, ihn abzubrennen. Er schlägt immer wieder aus.

Bücherschau.

Eduard Wertheimer, Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. XIX u. 310 S. 8°. 6 ℳ 40.

Das Buch hat für uns ein besonderes Interesse, weil es u. A. (S. 63—106) König Jerome von Westfalen und seine Gemahlin Katharina uns vorführt. Allerdings nur in einer Zeit, wo die Westfälische Königsherrlichkeit schon in die Brüche gegangen war, in den Jahren 1813—22, die die Beiden zumeist in Oesterreich zubrachten. Den Verf. veranlaßt zu dieser Beschränkung seines Vorwurfs wohl zumeist das archivalische Material, das ihm neu zur Verfügung stand, und das er aus dem K. u. K. Staatsarchive und aus dem Archive des K. K. Ministeriums des Innern in Wien geschöpft hat. Er schildert den Aufenthalt Jerome's in Graz und Triest, wo er als Graf Harz weilte und nach der Rückkehr des großen Bruders von Elba am 24. März 1815 heimlich entwich; dann die Uebersiedelung Katharina's zuerst nach Graz, darauf nach dem Württembergischen Schlosse Göppingen; ferner nach der Schlacht bei Waterloo den Aufenthalt beider Gatten in Ellwangen, von wo sie dann abermals nach Oesterreich gehen. Auch hier wechseln sie wiederholt den Wohnort: Jerome, jetzt Fürst von Montfort genannt, kauft nacheinander verschiedene Schlösser (Erla, Schönau, das Cassissche Haus in Triest), hat wegen seines Aufenthaltsorts verschiedene Streitigkeiten mit der österreichischen Regierung, setzt schließlich aber den Aufenthalt in Triest durch. Erst 1822 wurde dem Ehepaare gestattet, nach Rom zu ziehen. Wir erhalten hier in Einzelheiten manche neue Mittheilungen über Jerome's und Katharina's Lebensereignisse aus jener Zeit, besonders über die Stellung, welche die österreichische Regierung ihnen gegenüber einnahm, sodann neue Beweise für die schon bekannten Charaktereigenschaften Beider, für den Leichtsinn und die Unzuverlässigkeit Jerome's, die sich auch hier in Exil durch Wortbruch, übelste Finanzwirthschaft, Liebeshändel u. a. kund thaten, sowie für die Treue und Selbstaufopferung der deutschen Fürstentochter, die erst hier im Unglücke offenbarte, welch edler Kern ihr Wesen barg. Die Darstellung des Verfassers ist leicht und gefällig. In gleicher Weise sind auch, im Wesentlichen während ihres Aufenthalts in Oesterreich, die übrigen „Verbannten" behandelt, von denen wir hier nur die Namen nennen wollen: König Louis Bonaparte von Holland; Elise Baciochi, Großherzogin von Toscana; Königin Caroline Murat; Fouché, Herzog von Otranto; Savary, Herzog von Rovigo, und Maret, Herzog von Bassano.

Ludwig Mohr, Die blaue Dame. Ein Bild aus den Tagen des Königreichs Westfalen. Neubearbeitet. Kassel, Carl Victor 1897. 352 S. 8°. 3 ℳ 50.

Ueber dieses Buch haben wir im Allgemeinen dasselbe Urtheil wie im vorigen Jahre über des Verfassers Erzählung „Rot-Weiß" (Br. Mag. 1897 S. 16) abzugeben. Der Verfasser versteht einen vaterländischen Stoff wenn auch nicht künstlerisch zu gestalten, so doch gewandt und volksthümlich darzustellen und ist mit dem ganzen Herzen bei der Sache. Er führt uns dieses Mal in grellen Farben das leichtsinnige, liederliche Treiben des Westfälischen Hofes in Kassel vor Augen, den bösen Einfluß, den dieses auf den Beamtenstand und das Volksleben ausübte, und stellt damit in Gegensatz eine althessische Adelsfamilie und einige Männer des Volkes, deren fester Charakter jenen verderblichen Einwirkungen erfolgreich widersteht, denen aber gerade dieses Widerstreben Verfolgung und herbes Mißgeschick mancherlei Art zuzieht. Die Handlung, die sich hieraus entwickelt, ist spannend und anschaulich dargestellt. Bei der Schilderung des Charakters König Jerome's werden die besseren Seiten seines Wesens, seine Gutmüthigkeit u. a. nicht unerwähnt gelassen, und so die treue Anhänglichkeit seiner Gemahlin im Unglücke geschickt motivirt. Ueberhaupt zeigt sich der Verfasser in der Geschichte der Westfälischen Zeit, ganz besonders in der des übel berüchtigten Hofes wohl bewandert, wenn auch kleinere Versehen, wie S. 335, wo Jerome schon 1814 den ihm erst nach der Schlacht von Waterloo verliehenen Titel eines Fürsten von Montfort führt, unterlaufen. Da Alles, was in jenen Tagen in Kassel geschah, auch für Braunschweig von unmittelbarer Bedeutung war, so hat das Buch auch für uns ein besonderes Interesse, wenn auch Land und Leute unserer Heimath nicht weiter berührt werden. Wir möchten daher auch hier auf das Buch, das uns jetzt in neuer Bearbeitung vorgelegt wird, empfehlend hinweisen. Die erste Auflage war als „historische Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westphalen" in zwei Bänden im Jahre 1871 erschienen.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. No. 10. Karmazuka, Egyptisches Vieh — 41. Maercker, Stickstoffsammlung durch den Anbau von Zwischenfrüchten im Lehmboden. — 42 u 43. Hollrung, Erfahrungen u Beobachtungen auf d. Gebiete des Zuckerrubenbaues; Lehnert, Handel m. Zuchtvieh. — 44. Bernstein-Touslaff, Schweinezucht u Preisnotirung; Boysen, Bedeutung der Eierproduction. – 45. Backhaus, Futterdankbarkeit d. Milchkuh. — 46. Vieth, beste Milchcentrifuge; die amerikanische Regenbogenforelle. — 47. Späth, Anlage großer Obstpflanzungen auf Gütern. — 48. Schacht, verbesserte Viehselbsttränken. — 49. Schädlichkeit industrieller Abwässer für die Fischzucht. — 50. Wirkung verschiedener Kraftfuttermittel a. d. Milchergiebigkeit d. Kühe — 51. Th. Pfeiffer, Wirkung versch. Kalisalze auf die Kartoffeln. — 52 u. 53. Herbst-Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftl. Central-Vereins zu Br.; Vibrans, Melasse; Kritische Zeiten für das Hausgeflügel.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 13. Februar **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Herzog Julius von Braunschweig und seine Navigationspläne.

Von O. v. Heinemann.

Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Sohn und Regierungsnachfolger Heinrichs des Jüngeren, ist unter den deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts als einer der besten, edelsten und hochherzigsten längst nicht nur in unserem Herzogthume, sondern weit über dessen Grenzen hinaus bekannt und anerkannt. Im Gegensatz zu seinem unruhigen, fehde- und rauflustigen Vater hat er die mannigfachen Gaben, die ihn auszeichneten und die eine harte, entbehrungsreiche Jugend nicht zu ersticken vermochte, vielmehr mächtig förderte, ausschließlich dazu verwandt, die idealen und materiellen Güter seiner Unterthanen gleichsehr zu pflegen, ihre Bildung und den Wohlstand seines Landes zu einer in jener Zeit nirgend sonst in Deutschland erreichten Höhe zu bringen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß sämmtliche Gebiete des damaligen öffentlichen Lebens ohne Ausnahme seine bedächtig und vorsichtig, aber fest und planvoll sich äußernde reformatorische Thätigkeit erfahren haben. Zunächst die Kirche, die er aus der Verwirrung und Zerrüttung, in der sie ihm von seinem Vater überkommen war, auf dem festen Grunde der Lutherischen Lehre neu auferbauete, sodann die mit der Kirche zu jener Zeit eng und unzertrennlich zusammenhängende Schule, die er im Anschluß an seine kirchlichen Reformen zeitgemäß umgestaltete, indem er die unteren und mittleren Unterrichtsanstalten schließlich durch die Gründung der Helmstedter Hochschule krönte. Nicht minder haben Rechtspflege und Wehrverfassung, Finanz- und Steuerwesen seine umbildende Einwirkung erfahren, wennschon sich diese hier nicht so durchgreifend erweisen konnte wie auf jenen rein geistigen Gebieten des Culturlebens.

Schon die hier mit kurzen Worten angedeutete Thätigkeit und Wirksamkeit des Herzogs würde hinreichen, ihn als einen der trefflichsten und erfolgreichsten Regenten des Welfischen Hauses erscheinen zu lassen, ja ihm einen hervorragenden Platz unter den deutschen Fürsten des Reformationszeitalters überhaupt anzuweisen, das wahrlich nicht arm an bedeutenden fürstlichen Persönlichkeiten gewesen ist. Die Landesgeschichte hat auch stets auf jene Seiten seiner Regierungsthätigkeit einen besonderen Accent gelegt, ihn vorzugsweise, bisweilen ausschließlich als kirchlichen Reformator und als Beschützer und Förderer freier wissenschaftlicher Forschung geschildert und gepriesen. Aber dieser Auffassung von des Herzogs Persönlichkeit und seinem historischen Wirken ist nur allzu sehr der Stempel der Einseitigkeit und Beschränktheit aufgeprägt, ja sie ist zum Theil geradezu irrig und weit davon entfernt, von der Vielseitigkeit seines Wesens und seiner Bestrebungen ein zutreffendes Bild zu geben. Gewiß lag die Neuordnung der Kirche und die Durchführung der Reformation im Lutherischen Sinne dem Herzoge Julius dringend am Herzen: hatte er doch in seiner Jugend selbst schwere Anfechtungen wegen der Treue und Festigkeit seines evangelischen Glaubens erfahren müssen. Aber man würde irren, wollte man ihm eine schonende Rücksicht gegen Andersgläubige zuschreiben. Eine Duldung in religiösen Dingen, ein auch nur Gewährenlassen abweichender kirchlicher Richtungen kannte die damalige Zeit überhaupt nicht: auch für Julius war es selbstverständlich, daß die Katholiken entweder zur neuen Lehre sich bekehren oder das Land verlassen müßten, daß den Calvinisten mit allen Mitteln das Eindringen in das Herzogthum zu wehren sei. Gerade in diesem Sinne und aus diesen Anschauungen heraus hat er die Universität Helmstedt gegründet Sie sollte eine wissenschaftliche Hochburg der starren Lutherischen Rechtgläubigkeit werden, sein und bleiben.

Zeigte sich demgemäß Herzog Julius in Bezug auf die idealen Forderungen und Ansprüche des kirchlichen, geistigen und wissenschaftlichen Lebens keineswegs als ein Mann, der seiner Zeit vorausgeeilt war, noch weniger aber als der Vertreter und Beförderer freisinniger Ideen im modernen Sinne des Wortes, als welcher er bisweilen geschildert worden ist, so giebt es doch ein Gebiet menschlicher Arbeit und menschlichen Strebens — und zwar ein weites, viel umfassendes Gebiet, ein Gebiet, das gerade in unserer Zeit vorwiegend das öffentliche Leben beherrscht — auf dem er als bahnbrechender Vorkämpfer des Fortschritts erscheint: ich meine die Summe alles dessen, was wir unter dem Namen „Volkswirthschaft“ zusammenzufassen pflegen. Für diese Seite des Staatslebens war er durch Naturanlage, Neigung und Erfahrung am meisten befähigt

und ausgerüstet, und hier hat er in der That Großes geleistet und noch Größeres erstrebt. Unter den zeitgenössischen deutschen Fürsten steht er in dieser seiner auf das praktische Leben gerichteten reformatorischen Thätigkeit als einzig da, von keinem derselben erreicht, geschweige denn übertroffen. Schon als er bei seinem Schwager, dem Brandenburger Markgrafen von Küstrin, als junger Mann, fast wie ein Verbannter, eine Zeit lebte, erkannte dieser sein merkwürdiges und außerordentliches Talent für die Behandlung schwieriger Fragen auf dem wirthschaftlichen Gebiete und vertrauete ihm daher, wie sein Biograph Franz Algermann berichtet, „als einem vernünftigen, wohl regierenden Fürsten und fürtrefflichen Oeconomo die Leitung seiner ganzen Haushaltung an“. Und als sich ihm dann nach dem Tode seines Vaters und nach der Uebernahme der Regierung des Landes Braunschweig ein größeres Feld der Thätigkeit auch nach dieser Richtung hin erschloß, da hat er während seiner zwanzigjährigen Waltung in geradezu großartiger und bewunderungswürdiger Weise die Entwickelung und Stärkung der wirthschaftlichen Kräfte des Landes sich angelegen sein lassen. Auf alle Zweige der Verwaltung hat sich seine Thätigkeit fast in gleichem Maße und mit gleich günstigem Erfolge erstreckt: auf die Forsten, auf die Hütten und Bergwerke, auf den Handel, die Straßen und Wasserwege, auf die Domänen und ihre rationelle Bewirthschaftung, überhaupt auf den Ackerbau und die damit zusammenhängenden Gewerbe. Und was das merkwürdigste dabei ist: er hat nicht nur im allgemeinen diesen verschiedenen Seiten menschlicher Thätigkeit in seinen Landen seine Aufmerksamkeit gewidmet und sie, namentlich soweit sie mit der ganzen Staatsverwaltung enge zusammenhingen, in zeitgemäßem Sinne umzugestalten gesucht, sondern er hat auch überall zu den Reformen auf diesem Gebiete persönlich den Impuls gegeben, die Ideen dazu sind nicht von anderen angegeben worden, sondern von ihm selbst ausgegangen und öfters, ja in der Regel hat er die Leitung ihrer Ausführung in die eigene Hand genommen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das überaus rege und lebhafte Interesse des Herzogs Julius an allen volkswirthschaftlichen Fragen ursprünglich nicht frei von eigennützigem Beigeschmack gewesen ist, daß es zunächst und hauptsächlich durch das Verlangen hervorgerufen und angeregt ward, das fürstliche Einkommen zu steigern und das herzogliche Domanium zu verbessern. Es wird uns dies aber nicht nur begreiflich und natürlich, sondern auch selbverständlich und entschuldbar erscheinen, wenn wir uns die damalige Zeit vergegenwärtigen, in der die staatlichen Verhältnisse in einer allmählichen Umgestaltung begriffen waren. Der Feudalstaat des Mittelalters hatte sich überlebt: an seine Stelle trat allmählich der moderne Culturstaat. Herzog Julius aber stand zunächst mit seinen Ideen und Anschauungen noch völlig inmitten des ersteren, der — abgesehen von den zur Landstandsschaft berechtigten Ständen — nur eine unterschiedslose Masse von besitzlosen und hörigen Menschen kannte. Der Landesfürst jener Zeit war nicht nur der größte Grundbesitzer innerhalb seines Territoriums, sondern auch der Nutznießer zahlreicher Einkünfte, Gefälle und Erzeugnisse aus den öffentlichen Anstalten und aus den zur Förderung des Verkehrs und zur Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen des Landes bestehenden Einrichtungen. Die Gesammtheit dieser fürstlichen Rechte und Einkünfte faßte man in dem Begriff der „Regalien“ zusammen. Ursprünglich hatte man darunter, worauf schon der Name (jura regalia) hinweist, die dem Könige im Reiche eigenthümlichen Rechte verstanden. Schon die Constitutio de regalibus des Kaisers Friedrich I. v. J. 1158 führt diese einzeln auf. Es genügt für unseren Zweck, folgende darunter hervorzuheben: die öffentlichen Straßen, die schiffbaren Flüsse, soweit aus ihnen heraus Schifffahrt betrieben ward, die Häfen und Flußufer, die Abgaben, die gewöhnlich „Zölle (thelonea)“ genannt werden, die Münze, die Bußen, Strafen und Brüche, der Besitz derjenigen, die inceste Heirathen eingehen, auch der Verurtheilten und Verfesteten, ferner die Einkünfte aus den Fischereien und Salzwerken sowie die Güter derjenigen, die sich eines Majestätsverbrechens schuldig machen. Diese und andere ursprünglich dem Könige zustehenden Rechte und Einnahmen, wie das Jagdrecht und die Beaufsichtigung der Waldungen, ferner das Bergregal, d. h das Recht, ausschließlich edele Metalle zu graben, waren dann aber später in Folge der Ausbildung des Territorialstaates von dem Könige auf den Landesherrn übergegangen, der dafür seinerseits nicht allein die Kosten seiner Haushaltung zu bestreiten, sondern auch diejenigen der Verwaltung des Landes zu tragen hatte, so daß das Einkommen verschiedenster Art aus dem Lande mit demjenigen des Fürsten als identisch erschien, dieses mit jenem sich vollständig deckte.

Wenn nun Herzog Julius im Verlaufe seiner Regierung neben der Sorge für die idealen Seiten des Staatslebens, für Kirche, Schule und Unterricht, sein Hauptaugenmerk auch auf die Verbesserung und Erhöhung jener wirthschaftlichen Quellen des Landes richtete, wenn er der Pflege der Forsten und der rationellen Ausnutzung der Waldungen eine sorgsame Pflege widmete, wenn er den Bergwerken und dem damit zusammenhängenden Hüttenwesen einen erhöheten Schwung zu geben bemüht war und die gesammte Montanindustrie seines Landes zu fördern, nach Kräften zu heben und nach allen Seiten zu entwickeln suchte, so ist dabei sicherlich auch, vielleicht selbst in erster Reihe, der Wunsch, seine eigenen Einnahmen zu erhöhen und Reichthümer anzusammeln, mit im Spiele gewesen. Wie sehr er von diesem Wunsche erfüllt war, beweist der Umstand, daß er, der vorsichtige, sorgsame und haushälterische Fürst, sich fast vier Jahre lang von jener abgefeimten Gaunerbande beherrschen und ausbeuten ließ, die unter der Aegide des bekannten Philipp Sömmering (Therocyklus) und der schlauen Abenteurerin Anne Marie Zieglerin nach Wolfenbüttel gekommen war und den Herzog durch die Verheißung von unerhörten, durch alchymistische Kunst zu beschaffenden Schätzen in unglaublicher Weise zu verblenden und völlig von sich abhängig zu machen verstand. Julius war eben — trotz seiner Kenntnisse auf naturwissenschaftlichen Gebieten und seiner praktischen Erfahrung — doch ein Kind seiner Zeit und theilte mit beinahe allen seinen fürstlichen Zeitgenossen nicht nur den Glauben an die wunderbaren

Erfolge der Magie, Alchymie und anderer geheimer Künste, sondern auch das glühende Verlangen, durch ihre übernatürliche Beihilfe in den Besitz von unerhörten Reichthümern und Wundergaben zu gelangen. Es ist ihm indeß hoch anzurechnen, daß er doch nur vergleichsweise kurze Zeit sich unter den Bann dieses thörichten Aberglaubens gebeugt hat, daß er, als ihm die Augen darüber aufgingen, ganz und bedingungslos mit ihm brach und nach den gemachten bösen Erfahrungen entschlossen und fest auf das Streben verzichtete, mit Hilfe wunderbarer, übernatürlicher Mächte sein Einkommen zu vermehren und heiß ersehnte Schätze anzusammeln.

Um so eifriger und — man kann sagen — um so erfolgreicher wandte er sich jetzt wieder der rationellen Erschließung der Hilfsmittel seines Landes zu, und wer diese seine Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange überblickt, der wird uns darin zustimmen, daß er das, was er als Freund und Förderer der Alchymisterei vergeblich erhofft und erstrebt, als rühriger und umsichtiger Volkswirth in vollem Maße erreicht hat. Als er am 3. Mai 1589 die Augen für immer schloß, hinterließ er das Land in einem so blühenden Zustande, wie er weder früher noch auch in den nächsten Jahrhunderten nachher wieder erreicht worden ist: mit wohlgeordneten Finanzen, musterhafter Forst- und Landwirthschaft und mit so hochentwickelter Industrie auf allen dabei in Betracht kommenden Gebieten, wie damals von keinem deutschen Fürstenthume gleicher Größe auch nur annähernd gerühmt werden kann.

Den größten Eifer und die umfassendste Thätigkeit hat Herzog Julius indessen in Bezug auf diejenigen Industriezweige entwickelt, die mit dem Berg- und Hüttenwesen zusammenhingen und die er in ihrer Gesammtheit zu hoher Blüthe gebracht hat. Auf diesem weiten Gebiete der Montanindustrie, zu der namentlich die mit Edel- und anderen Metallen so reich gesegneten Gegenden des Harzes geradezu herausforderten, konnte er das ihm eigene Verwaltungstalent am erfolgreichsten zur Geltung bringen und zugleich den Schatz von naturwissenschaftlichen Kenntnissen, den er sich in seiner Jugend erworben hatte, am glücklichsten verwerthen. Hier erscheint er zugleich als Bergherr, Fabrikbesitzer und Kaufmann, und in allen diesen verwickelten, gegenseitig auf einander angewiesenen und in einander greifenden Geschäften hat er sich nicht nur als tüchtiger Leiter, sondern auch vielfach als erfinderischer Kopf gezeigt und bewährt. Für die Bergwerke und ihre schon von seinem Vater angestrebte Wiederaufnahme und Wiederbelebung hat er das allerlebhafteste Interesse gezeigt, zu dem er sich wohl in humoristischer Selbstironie freimüthig bekannte. So schreibt er seiner Stiefmutter, der polnischen Königstochter Sophia, einmal, als sie ihn ermahnt hatte, doch auch bisweilen für seine aufreibende Regierungsthätigkeit in der Lust und den Freuden des Weidwerks Erholung zu suchen: „Wie andere Kur- und Fürsten meistentheils dem Jagdteufel anhängig, also hats mit Uns die Gelegenheit, wie Ew. Fürstliche Gnaden und Liebden zum Theil wissen, daß wir dem Bergteufel nachhängen". Diesem Eifer für das Bergwesen entsprachen des Herzogs Bemühungen, unter der Beihilfe von in diesen Dingen erfahrenen Männern, wie dem bereits von seinem Vater ins Land gerufenen Nürnberger Erasmus Ebener und dem von ihm selbst für das Amt eines Bergmeisters gewonnenen Pfälzer Hans Fischer, einen bis dahin unbekannten Aufschwung des bergmännischen Betriebes und des damit enge zusammenhängenden Hüttenwesens herbeizuführen. Neue Stollen wurden getrieben, verfallene und liegen gelassene Schächte wiederhergestellt und von neuem aufgenommen, der drohenden Wassersgefahr durch leichtere und bequemere Ableitung der Wasser gewehrt. Der beste und überzeugendste Beweis von dem segensreichen Erfolge dieser Bemühungen des Herzogs ist, daß bereits i. J. 1576 der jährliche Ertrag aus den Bergwerken gegen früher um 84000 Gulden gestiegen war.

Und daran reihete sich dann weiter eine mit dieser bergmännischen Thätigkeit Schritt haltende, ihre Erzeugnisse nach allen Seiten hin ausbeutende Betriebsamkeit ihrer Verarbeitung und Verhüttung. Hier erschloß sich dem Thatendrange des Herzogs ein unbegrenztes Feld. Es ist nicht meine Absicht, hier näher darauf einzugehen. Ich will nur darauf hinweisen, daß in der zur Ausbeutung einer von dem schon erwähnten Erasmus Ebener gemachten Erfindung in Bündheim unter der Harzburg angelegten Messinghütte schon i. J. 1574 jährlich Waaren im Werthe von über 50000 Gulden hergestellt wurden. Nicht minder mehrte und erweiterte sich die Verarbeitung und Verhüttung des in den Goslarschen Bergwerken gewonnenen Bleies und Kupfers. Im Jahre 1569 lagerten in den herzoglichen Faktoreien nicht weniger als 60000 Centner Blei zum Werthe von 112500 Thalern, so daß Herzog Julius allen Ernstes gegenüber dem ihm damals einen Besuch abstattenden Hans von Schweinichen äußern konnte, „er habe die Absicht, die ganze Stadt Wolfenbüttel anstatt des Steinpflasters mit Blei zu besetzen". Am großartigsten und ausgiebigsten aber entwickelte sich unter dem Einflusse mannigfacher glücklich zusammenwirkender Umstände und der persönlichen Einwirkung des erfinderischen, industriellen Herzogs die Eisenindustrie. In Gittelde wurde 1578 ein Zainhammer errichtet, in dem in der Folge die schwunghafteste Herstellung aller Arten von Geschützen, von den großen gewaltigen Schlangen und Karthaunen herab bis auf die gewöhnlichen Handbüchsen, sowie einer ungezählten Masse der von Julius selbst erfundenen, freilich sich als wenig praktisch erweisenden Schlackenkugeln betrieben ward. Auch der Kunstguß erreichte bereits in den Hütten zu Gittelde und bei Goslar eine hohe Vollendung, namentlich in den oft mit großen historischen, mythologischen oder allegorischen Darstellungen geschmückten Ofenplatten, die sich in unseren Kunstsammlungen und auch sonst noch ziemlich häufig erhalten haben.

Herzog Julius hat sich aber nicht damit begnügt, diejenigen mineralischen Schätze, die tief aus dem Schooße der Erde heraufgeholt werden müssen, in umfassendster Weise zu heben, zu bearbeiten und nutzbar zu machen, er ist auch mit eben so großem Eifer und unleugbarem Geschick beflissen gewesen, alle anderen nutzbaren Producte des Mineralreiches zu verwerthen und auszubeuten. Am

Harz, dem Elme, der Asse und dem Oesel wurden Steinbrüche angelegt, die ein vorzügliches Baumaterial lieferten, an manchen Stellen wurden auch reiche Lager von Alabaster und Marmorarten erschlossen. Die jetzt verschwundene Kapelle im Schlosse zu Wolfenbüttel ließ der Herzog nach Algermanns Berichte mit einem „neuen, von Marmor- und Alabastersteinen, die J. F. Gnaden an der Asse erstlich erfunden und brechen lassen[1]), ausgehauenen, schönen Altar" verzieren. Seine Absicht freilich, die Burg Dankwarderode in Braunschweig durch lebensgroße Standbilder seiner fürstlichen Ahnen zu schmücken, die aus demselben Material hergestellt werden sollten, ist nicht zur Ausführung gekommen. Um so mannigfaltiger war die Verwendung von buntem, in den Brüchen des Landes vorkommendem Marmor zur Herstellung kleinerer Kunstwerke, die der Herzog in seinen Faktoreien, namentlich in der zu Wolfenbüttel, aufhäufte. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Julius auch in Anbetracht, „daß die Holzungen in seinem Fürstenthume die Füße sehr nach sich gezogen hätten und dünne geworden seien", der Gewinnung eines billigen Feuerungsmaterials. Am Hilse bei Hohenbüchen wurden schon damals Steinkohlen gewonnen und mit Nutzen in den herzoglichen Anlagen verwandt, auch an arme Leute für einen sehr mäßigen Preis abgegeben. Im Jahre 1584 verfaßte der Herzog selbst eine Anweisung, wie auf den verschiedenen Schmelz-, Vitriol- und Salzwerken des Landes statt des theuer gewordenen Brennholzes Steinkohlen verwandt werden könnten. Denn auch auf die Hebung der Salzwerke im Lande war der Herzog auf das eifrigste bedacht: dasjenige zu Liebenhall verdankte ihm seine Erweiterung und das nach ihm genannte Juliushall am Fuße der Harzburg seine Entstehung. In Lüneburg, wo das dortige Salzwerk seit uralter Zeit eine Hauptnahrungsquelle für die Bevölkerung gewesen ist, erholte er sich Raths über die „Geschwindigkeit und Praktiken, die dort beim Salzsieden gebraucht würden", und von dem mit ihm befreundeten Landgrafen Wilhelm von Hessen erbat er sich einen in diesen Dingen wohl erfahrenen Mann zu weiterer Anleitung und Anrichtung. Der Landgraf schickte ihm darauf den Pfarrer zu Soden Johann Rhenanus, von dem er sagt: „daß er ein andächtiger Priester sei, der einen Becher Wein in einem Soff aussaufen könne, sich aber sonst als der Vornehmste in seinem Salzwerke erwiesen habe".

Bis an sein Lebensende ist Herzog Julius diesen seinen volkswirthschaftlichen Bestrebungen treu geblieben, denen es hauptsächlich zu danken war, daß er bei seinem Tode — abgesehen von der Hinterlassenschaft an Kleinodien sowie an aufgespeicherten Bergerzeugnissen und Metallwaaren — einen Schatz von 700 000 Thalern an baarem Gelde hinterließ. Wie regen persönlichen Antheil er noch in höherem Alter an allen Vorkommnissen und Erscheinungen auf diesem Gebiete nahm, erhellt aus den Aufzeichnungen seines öfters erwähnten Biographen Franz Algermann. Als man — so berichtet dieser im Jahre 1586, also drei Jahre vor des Herzogs Tode — am breiten Horn in dem Holze über dem Fümmelser Teiche eine neue Salzquelle entdeckt zu haben glaubte, es sich dann aber bei den angestellten Bohrversuchen ergab, daß zwar Salz nur in geringer Mächtigkeit, wohl aber eine mit Schwefelkies versetzte Schiefererde vorhanden sei, die zu Feuersteinen an Büchsen verwendbar erschien, da hat sich der Herzog diese Steine alle Tage durch die Edelknaben und Trabanten herein holen lassen, „etliche Tönnchen voll", und sie auf einem Amboß eigenhändig zerschlagen, also daß das Blut ihm an den Fingern herablief: „so eifrig", sagt Algermann, „waren S. F. Gnaden auf ein Ding, wenn sie erst daran waren". Nach der Ansicht des genannten Schriftstellers soll dieser übergroße Eifer sogar die Veranlassung zu des Herzogs Tode gegeben haben, indem bei dem Zerschlagen der Steine ihm der Schwefel ins Gehirn gedrungen sei und „die weiße phlegmatische Materie rege machte und zum Fluß brachte", woran der Herzog bald darauf starb. (Fortsetzung folgt.)

1) So Algermann (Lebensbeschreibung des H. Julius v. Br. in der Festschrift zur Feier des Gedächtnisses der Julia Carolina, S. 199). Nachträglich sind gegen diese Notiz — soweit sie einen Marmorbruch an der Asse betrifft — Bedenken erhoben worden. Ich verweise demgegenüber auf Brückmann, Centuria epistolarum itinerariarum XXVI. p. 5, wo es in der Aufzählung der im Harz und dessen Umgebung gefundenen Marmorarten heißt: Marmor album et incanum, splendens, durissimum, optime politum, maculis sanguineis, ex tractu montoso silvis obducto Asse dicto, uno Wolffenbüttela lapide distante, in quo lapicidina ejusdem, olim notissima, jam inculta, deserta, graminibus muscoque tecta, non procul a domo venatoria Jäger-Hauß invenienda.

Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt.

Von Otto Eggeling.

(Schluß.)

Man sieht, Hase hatte in Helmstedt viel Freundschaft gewonnen und auch sein anfängliches Unbehagen hatte sich in Anhänglichkeit an die niedersächsische Hochschule gewandelt. Wie seine Verehrung gegen Abt Henke sich stets auf gleicher Höhe erhielt, das wird aus den Briefen[1]) an seinen Helmstedtischen Gönner ersichtlich.

„Paris d. 29. Ventose X" (20. März 1802.)

„Ich würde es kaum wagen, an Sie zu schreiben, verehrungswerthester Herr Abt, wenn nicht die Verpflichtungen, die ich ewig gegen Sie haben werde, und der Wunsch, mein Betragen so viel als möglich in Ihren Augen gerechtfertigt zu sehen, mich dazu trieben, Ihnen Aufschluß über einen Vorfall zu geben, der zu den ungünstigsten Meinungen gegen mich berechtigt haben muß. Möchte die Zufriedenheit, die Sie ehedem meinem Charakter und meiner Handlungsweise bezeugten, Sie jetzt einen Schritt weniger streng beurtheilen lassen, der für mich äußerst heilsam in seinen Folgen geworden ist, wovon ich die Art aber, wie er gethan wurde, selbst nicht billigen kann.

Ich war entschlossen nach Paris zu gehen, im Ver-

1) Die Briefe, denen wir folgende Mittheilungen entnehmen, sind im Besitz des Herrn Consistorialrath Professor D. von Hase in Breslau.

trauen auf mich selbst und einige Empfehlungen, die ich hatte. Der Widerstand aller derer, von denen ich in irgend einer Hinsicht abhing, würde die Ausführung meiner Idee unmöglich gemacht haben; darum ließ ich durch meine Freunde die Geschichte verbreiten, die Sie aus dem Briefe des Herrn Pastor Wolf kennen gelernt haben werden. Ich wollte sie selbst widerrufen durch Entdeckung der Wahrheit von Paris aus, aber der Zufall ist mir zuvorgekommen.

Mein Unternehmen ist mehr geglückt, als ich zu hoffen gewagt hätte. Ich machte zuerst Millins Bekanntschaft, und durch diesen in kurzer Zeit die vieler andern Gelehrten. Villoison und Sicard bewogen mich, fürs erste mit einem ihrer Bekannten, Jauffret in Verbindung zu treten, der Vorsteher eines Erziehungsinstitutes ist. Hier gebe ich jetzt mit einem meiner Freunde, Herrn Vogel, der mir vor einigen Monaten gefolgt ist, täglich eine Stunde; sonderbar hat es der Zufall gefügt, daß unter Jauffrets Zöglingen sich ein Neven des Generals Lafayette befindet. Durch die Vermittlung von St. Croix bin ich jetzt damit beschäftigt worden, für eine Stereotypenausgabe der grichischen Klassiker, die zwar Privatunternehmung ist, aber doch von dem Minister des Innern thätige Unterstützung genießt, nebst B. Schweighäuser, dem Sohne des Professors in Straßburg, zu arbeiten.

Ich lebe sehr glücklich in Paris. Ich bin über meinen Unterhalt, vielleicht für immer, beruhigt, und bei weitem der größte Theil des Tages ist mein, den ich auf der Nationalbibliothek zubringe. Ich höre den Kours der orientalischen Sprachen bei Langlès und Silvestre de Sacy, einen über das Neugriechische bei Villoison, und über die Antiken bei Millin. Zugleich haben mir so viele achtungswerthe Männer, Sicard, Larcher (der Uebersetzer des Herodot), Mercier, Sainte Croix, Bernardy, und der vor einigen Monaten aus Aegypten zurückgekommene Geoffroy, mit denen ich nach und nach bekannt geworden bin, so manche Beweise ihrer Freundschaft gegeben, daß ihr Beifall mich spornen muß, das zu werden, für das sie mich halten. Ich lege Ihnen ein jetzt erschienenes Stück des Magasin Encyclopédique bei, das ich soeben von Villoison zugeschickt erhalte und worin er S. 464 meiner und H. Vogels erwähnt.

Aber ich werde nie vergessen, verehrungswürdiger Herr Abt, was ich Ihnen verdanke, Ihrer Fürsprache, Ihrem Rathe, Ihrem Unterricht. Sollte ich in den Verhältnissen, in denen ich jetzt bin, auf irgend eine Weise Ihnen nützlich werden können, so geben Sie mir Gelegenheit, die große Schuld, die ich gegen Sie habe, in etwas zu verringern. Ich kenne den sehr geschätzten Prediger der reformirten Gemeinde, B. Marron, einen trefflichen Redner, der durch sein lateinisches Gedicht auf den 18. Brumaire auch der Regierung bekannt geworden ist, sowie die Herren Gamps und Göricke, die Prediger bei der Dänischen und Schwedischen Gesandtschaft. Wünschen Sie daher Nachrichten über die protestantische Klasse, so bin ich im Stande, Ihnen darüber ziemlich bestimmte Auskunft zu geben. Und sollte sich sonst — auf der Nationalbibliothek, deren Manuscriptenkabinet mir zu jeder Zeit offen steht und wo man jetzt eine Menge aus dem Vatican und aus Florenz angekommener Handschriften ordnet, unter denen sich manche des alten und neuen Testaments, vielleicht selbst noch nicht verglichene und sehr viele Kirchenväter befinden, oder auf andere Weise, da ich die meisten Mitglieder des Nationalinstituts kenne — eine Gelegenheit finden, so bitte ich, erfreuen Sie mich bald mit einigen Aufträgen."

(Hier folgen Mittheilungen über die pädagogischen und kirchlichen Zustände des damaligen Frankreich.)

„Ich habe Herrn Wolff gebeten, mir bald zu antworten. Lassen Sie mich durch ihn Ihr Urtheil über mein Verfahren wissen; so glücklich auch jetzt meine äußere Lage ist und werden kann, so brauche ich doch Ihre Verzeihung, um ganz ruhig zu seyn.

Ich empfehle mich dem Andenken aller meiner Gönner und Freunde in Helmstädt, sowie Ihrer ganzen theuern Familie, und bin mit tief empfundener Achtung Ew. Hochwürden ganz gehorsamster

K. B. Hase".

„Paris, d. 20. Thermidor X".
(8. August 1802.)

„Zuerst, theuerster Herr Abt, meinen herzlichen Dank für Ihren Brief. Durch H. Gravenhorst — der einige Schwierigkeiten hatte, mich aufzufinden — habe ich ihn neulich erhalten, und gewiß hat mir wenig von alle dem, was ich aus Deutschland bekommen habe, seit ich hier bin, so viele Freude gemacht.

Was Ihre Aufträge betrifft, so muß ich zuerst bemerken, daß, so gut und zweckmäßig auch die aus Italien und aus den fremden Ländern gekommenen Sachen geordnet sind, doch alles, was man aus den Klöstern und in Frankreich selbst auf der Nationalbibliothek zusammengebracht hat, sich in großer Unordnung befindet, so daß ich, wenn ich nicht mit den meisten Employé's bekannt wäre, mir nicht einmal den Katalog hätte zusammensetzen können, den ich beilege. Man arbeitet zwar, um in diese Masse Ordnung zu bringen, allein es sind zu wenig Menschen, und es wird noch lange dauern, ehe man eine Uebersicht der zwanzig bis dreißig Manuscriptsammlungen, die dem Kabinet einverleibt worden sind, dem Publico übergeben kann. Dazu kommt, daß bei den Versetzungen selbst viel Unterschleif gemacht wurde; die Bibliothekare der Klöster nahmen weg, so viel sie konnten; die Commissare der Republik (es war in der Schreckenszeit) verstanden die Sache nicht; deshalb ist viel verlohren gegangen, und Manches, das Particuliers auf irgend einem Wege aus dem allgemeinen Untergange der literarischen Institute zu retten wußten, kauft die Administration jetzt ziemlich theuer wieder. Das Manuscriptenkabinet des Oratoire war 500 Bände stark; es wurde auf die N. B. versetzt, dort hat es nur drei hundert und dreißig. Dergleichen Reduktionen haben die meisten daselbst aufgestellten Sammlungen erlitten. Darum habe ich Abälards Werk trotz einem zweitägigen Suchen leider nicht finden können, und ich fürchte fast, daß es für immer verlohren ist. Scholastische Theologie ist sehr viel da, aber keine so alte. Der Nachlaß der Mauriner

ist hier, unter den obigen Einschränkungen. Ich habe die meisten Ballen öffnen lassen, aber es gehört eine lange Nachsuchung dazu, um zu erfahren, ob die vielen tausend Zettel, halben Bogen, Hefte u. s. w. schon irgendwo ganz, oder zum Theil, oder gar nicht abgedruckt, ob sie benutzt oder nicht benutzt sind. S. VV meines Abrisses habe ich, freilich nur auf Gerathwohl, das niedergeschrieben, was mir am meisten auffiel, und ich werde mit Vergnügen von einem jeden Manuscripte, das ich genannt habe und das Sie zu kennen wünschen, einen Auszug machen, oder auf Verlangen eine Abschrift besorgen".

(Hier folgen wieder Mittheilungen über kirchliche Zustände Frankreichs.)

„Ihre Opuscula sollen im Vendemiairestück des Magasin encyclopédique — früher war es nicht möglich, den Artikel einrücken zu lassen — einen Platz finden. Ich bearbeite jetzt einige griechische inedita der N. B.; leider haben auch hier die vorigen Zeiten fast nichts übrig gelassen, als lange Stücke aus der Byzantina.

Sobald ich etwas mehr Zeit gewinne als jetzt, will ich H. Hofrath Bruns auf seine Nachfragen umständlich antworten. Rosenstiel (der mit seiner liebenswürdigen Familie hier glücklich lebt) hat mir aufgetragen, Herrn G. J. R. Häberlin zu grüßen und sich nach dem Befinden seines kleinen Pathen zu erkundigen.

Man hat mir aus Deutschland geschrieben, daß Sie nach Braunschweig gehen; ich schließe daraus, daß die Akademie verlegt ist. Ist dieß, so fiele ein bedeutender Theil der Frugalität weg, von der Sie sprechen; und ein junger Mensch, der von Pariser Kunstschätzen gerade so viel genommen hätte, als er für sein übriges Leben brauchte, würde sich dann immer sehr glücklich glauben, wenn er in die Nähe von Personen zurückkehren dürfte, denen er einige glückliche Jahre verdankt.

Meine Empfehlungen an die Frau Aebtin, an das Carpzovische Haus, und an Ihre Familie. Ich bin Sr. Hochwürden für das Uebersandte sehr verbunden. Mit tief empfundener Achtung Ihr ergebenster

K. B. Hase".

„Paris, 23. Mai 1805."

(Hase entschuldigt zunächst in diesem Briefe sein längeres Schweigen mit größeren Arbeiten, die er zu vollenden hatte, er erzählt dann von einer Ecole secondaire, die er mit Jauffret gegründet hatte, und bittet Abt Henke, einen zweiten Lehrer für diese Schule aus den alten Studiengenossen Hase's in Helmstedt auszuwählen. Erst wenn keiner der von Hase Genannten bereit sein sollte, nach Paris überzusiedeln, will Hase sich nach Weimar wenden.)

„Die Zeitungen werden Ihnen Nachricht von dem traurigen Ereignisse gegeben haben, von dem ich noch nicht habe sprechen wollen. Ich habe meinen Lehrer verlohren und meinen Freund, mit dem ich drei Jahre in der innigsten Verbindung gelebt habe und den ich beweinen werde herzlich und ewig. Er hatte mich die Welt kennen gelehrt, meine Kenntnisse vergrößert, meine Ideen berichtigt: er hat meine Existenz in Paris geschaffen und mir die Freunde gegeben, die ich habe; Villoison ist unvergeßlich allen, die ihn gekannt haben, und mir vor allen.

Ich weiß aus den Zeitungen, daß die Papiere des seligen H. Abt Carpzov bei Ihnen sind; darunter befindet sich eine zum Druck fast fertige Ausgabe des Eunapius, zu der ich Ihnen einen kleinen Beitrag geben kann. Ich war vorigen Sommer mit Villoison in Amboise; dort fanden wir in der Stadtbibliothek mehrere Bücher mit handschriftlichen Bemerkungen von Hüet, dem gelehrten Bischof von Avranches; unter andern die Plantinische Ausgabe des Eunapius voll Verbesserungen und Bemerkungen; besonders ist die Uebersetzung des Hadrian Junius an vielen Stellen überarbeitet und geändert. Ich schrieb mir damals diese Verbesserungen ab; hier ist die Kopie des ersten Blattes, das mir beim Aufschlagen meines Heftes in die Augen fällt".

(Hier folgt eine Seite voll griechischer und lateinischer Conjecturen Hüet's zu dem genannten Schriftsteller.)

„Der Raum hindert mich, weiter zu gehen. Ich habe noch außerdem eine hiesige Handschrift (№ 1405 des gedruckten Katalogs) zu vergleichen angefangen; alles steht Ihnen zu Dienste, wofern Sie mir nur ein Wort darüber sagen.

Erneuern Sie gütigst mein Andenken bei denen, die sich in Helmstedt meiner erinnern, bei Herrn Hofrath Wiedeburg, Hr. Professor Remer; in Ihrem Hause bei allen und bei Jedem ins besondere. Tausend Grüße an Ihre Herrn Söhne. Nochmals meinen innigen Dank für ihre Güte, Ihre Gewogenheit, Ihre Nachsicht. Wir sehen einer Antwort mit Ungeduld entgegen.

Ganz der Ihre

Hase.

„Paris d. 1. Thermidor XIII"

(20. Juli 1805.)

(Hase spricht zunächst sein Bedauern in diesem Briefe aus, daß ein von Abt Henke für die erwähnte Stelle vorgeschlagener Herr Nienstedt Herrn Jauffret und ihm selbst nicht geeignet erscheine, weil er nicht mit Hase studirt hatte.)

„Kaum darf ich es wagen, verehrungswerthester Herr Abt, Ihnen in dieser Angelegenheit weiter beschwerlich zu fallen. Sollte indeß jemand anders gefunden werden, sollte H. Bodenstein Lust zeigen, oder sonst jemand aus meiner damaligen Bekanntschaft, so haben Sie unbeschränkte Vollmacht, und freie Wahl. Ich warte von heute an (20. Julius) noch drei Wochen, ehe ich in dieser Angelegenheit an Bötticher schreibe; in mancher Rücksicht, auch der Aussprache wegen, zöge ich es vor, einen Niedersachsen, ganz besonders aus Ihrer Schule, anhier zu haben.

Cramer ist auf dem Lande, mit seiner kranken Tochter. Villers wird bald nach Lübeck gehen, wenn er nicht schon abgereist ist; sein Buch hat ihm alle Aussicht zu einer Anstellung in Frankreich genommen, in welchem Fache es auch sei. Die Krönung seiner Schrift war das letzte Auflodern einer nun völlig überschütteten Flamme; daß der Funken nicht völlig ausgehe, sei unsere Sache. Ihre Behandlung der Cramerischen Uebersetzung lasse ich mir kommen. O wären Sie doch

hier! Aber die siebzehn Abhandlungen, von denen Sie schreiben! —

H. Hofrath Emperius aus Braunschweig ist angekommen; da sind Sie oft der Gegenstand unseres Gespräches. Ach daß Sie hier wären! auch nur auf einige Wochen. Der Präfect von Paris hat mich zum Examinateur du Concours général der hiesigen Lyceen ernannt, u. ich sehe da Wunder.

Empfehlen Sie mich bestens den Ihrigen, Ihren Herrn Söhnen, auch Mademoiselle Sophie[2]) und Karoline[3]). Ich bin der deutschen Literatur fast wie entfremdet, aber meine akademischen Jahre sind mir, wie jedem in Deutschland erzogenen Jüngling, ein ewig gegenwärtiges Bild. Ganz der Ihre Hase".

Bücherschau.

Wilhelm Brandes, Balladen.[4]) Zweite vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1896. VIII und 129 S. 8°. geb. 2 ℳ 25.

Das Wilhelm Raabe zugeeignete Bändchen enthält eine Reihe wirklich prächtiger Stücke. Das hat offenbar auch ein größerer Kreis von Lesern empfunden; denn in verhältnißmäßig recht kurzer Zeit hat sich der Verleger zu einer Neuausgabe entschließen können, die dem Dichter Gelegenheit gegeben hat, einige inzwischen neu entstandene Dichtungen bekannt zu machen. Wer, ohne ein Julius Wolff oder eine Johanne Ambrosius zu sein, heutzutage zwei Auflagen mit Gedichten erlebt, muß schon etwas zu singen und zu sagen haben, wobei das Meiste nicht die für alle Gebildeten dichtende Sprache gethan hat. Wenn nun auch Wilhelm Brandes zu den Dichtern gehört, die einer reifen Bildung und der Schulung an bedeutenden Vorbildern Wesentliches verdanken, so hat er doch diesen gegenüber eine starke Eigenart zu behaupten vermocht. Annette von Droste-Hülshoff, Strachwitz, Fontane sind offenbar des Dichters verehrte Meister; man könnte in der Wahl der Stoffe und auch in sprachlichen Einzelheiten ihren Einfluß nachweisen

Unter den Ueberschriften: Alte Welt, Welfenblut, Rose, Diestel und Kleeblatt, Regenbogen und Nachlese hat der Dichter im Ganzen dreiundzwanzig Stücke vertheilt. Ich möchte den Balladen den Vorzug geben, die ihren Stoff der braunschweigischen Geschichte entnehmen, und unter ihnen den Preis zuerkennen der vortrefflich componirten, knapp charakterisirenden und sprachlich brillanten Ballade: Magnus Torquatus (S. 23). Sie ist leider zu lang, als daß sie hier ganz abgedruckt werden könnte. Echte Liebe zur heimathlichen Landschaft und ein gesundes Gefallen an den Gestalten der engeren Landesgeschichte hat hier den Dichter echte Töne anschlagen lassen, nichts Vages und Unbestimmtes weist auf störende Lücken der inneren Anschauung hin; es ist ein Stück, das wegen seiner vollendeten Geschlossenheit in die Gedichtsammlungen für höhere Schulen aufgenommen zu werden verdiente. Großes Lob möchten wir auch vor anderen den Gedichten: Vor Sempach (S 95), Die Spinne des Bruce (S. 49) und König Hakos Todesfahrt (S. 109) zollen. Wer den Herzog Ferdinand verehrt, wird großes Gefallen finden an dem Gutsherrn von Vechelde, einem gemüthvollen Gedichte, das den Sieger von Krefeld und Minden in der lautern Güte seines Herzens zeigt. Reizvoll muß für jeden Braunschweiger besonders die gelungene Anpassung des allbekannten Liedes der lustigen Braunschweiger sein, das in glücklichen und echt volksthümlichen Wendungen einem der Landstraße verfallenen Kriegsmanne aus den Feldzügen des Herzogs in den Mund gelegt wird.

Die Tatern von Weißkirch (S. 70), Paddy Fingal (S. 57) und das den Lesern der Fliegenden Blätter vielleicht noch bekannte Jung Harold und Schön Sigrid zeigen uns den Dichter von der liebenswürdigsten, der humoristischen Seite. Vortrefflich ist die jedesmalige Stimmung gegeben und gelungen der Ausdruck; der tiefere Sinn und der erustere Kern, die Jung Harolds Ehestandsballade birgt, stellen dies Gedicht noch über die beiden andern.

Den Beschluß der Sammlung macht ein Stück: Die Piratenflagge, das in gewissem Sinne patriotisch genannt werden könnte. Es führt einen alten Mann redend ein, der zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals von Amerika herübergekommen ist und auf dem Schiffe einem Kreise von Mitfahrenden erzählt, wie er als junger Student aus reiner Begeisterung in die damalige deutsche Flotte eingetreten sei, wie er aus Scham über den der schwarz-roth-goldenen Flagge mit der Bezeichnung Piratenflagge angethanen Schimpf in den fernen Westen ausgewandert sei, in der Fremde seine deutsche Abstammung verleugnet habe und, da er nach der Wiedererrichtung des Reiches einmal das Vaterland wieder aufzusuchen verhindert gewesen sei, erst jetzt zur Kanalfeier herüberzukommen nicht habe unterlassen können. Der Salut, den die fremden Schiffe, des Reiches Gäste, der schwarz-weiß-rothen Flagge erweisen, macht den überaus wirksamen Schluß des echt empfundenen Gedichtes, das den Beweis liefert, daß ein Dichter auch ohne Beflissenheit und ohne Phrase mit einfachen Mitteln eine stark vaterländische Stimmung zu erzeugen vermag.

Bei den zeitgenössischen Dichtern macht sich das leidenschaftliche Bestreben fast unangenehm bemerkbar, um jeden Preis neue Töne anzuschlagen. Unter dieses Geschlecht will Brandes nicht gerechnet sein. Er gehört, wie Fontane etwa, zu Denen, die ihr Bestes ihrer landschaftlichen Eigenart verdanken, wenn sie sich in ihren Stoffen auch durchaus nicht auf ihre engere Heimath beschränken. Ebensoweit entfernt von den poetischen Localgrößen als von den Dichtern, die in Nachahmung der Fremden oder durch Aufsuchen litterarischer Mittel-

2) Sophie Henke vermählte sich später mit Georg Bruns, der 1808 Prokurator in Helmstedt, 1826 in Wolfenbüttel wurde, 1831 zum Hofrathe beim Landesgerichte daselbst ernannt wurde und am 19. Sept. 1835 als Kreisgerichtsdirector in Braunschweig starb. Er war der letzte, der in Helmstedt (am 30. April 1810) zum Dr. der Rechte promovirt wurde. Seine Gattin starb am 7. Jan. 1864 in Stuttgart.

3) Caroline Henke heirathete am 14. Nov. 1811 den damaligen Justizamtmann Wilhelm Bode in Bardorf, der 1825–48 Stadtdirector in Braunschweig war und am 20. April 1854 starb. Sie selbst verschied am 26. Oct. 1871.

4) Die Besprechung kommt etwas spät, da die von anderer Seite in Aussicht gestellte Anzeige ausgeblieben. Die Red.

punkte jedes landsmannschaftliche Zugehörigkeitsgefühl verloren haben, geben sie, indem sie den dichterischen Ausdruck für ihre schweigsame Umgebung finden, der Heimath zurück, was sie ihr entnehmen durften. Es sind die Geister, die eine belebende Wärme in ihrem Lebensraume aufsammeln und wieder ausstrahlen, deren Schaffen eine Freude für die einzelnen Landschaften ist und zugleich die Einheit des deutschen Geisteslebens gewährleistet.

Wer ein Verehrer Wilhelm Raabe's ist, wird nicht ohne großen Antheil die Strophen lesen, mit denen der Dichter dem älteren Freunde seine Gabe in schlichter Bescheidenheit darbringt. Wir hoffen, daß er das stets anschwellende Bändchen noch oftmals überreichen darf.

(**Brandes**, Die Hugenotten-Kolonie in Braunschweig.) Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt VI, Heft 9. Braunschweig. Magdeburg, Heinrichshofen 1897. 24 S. 8°. — ℳ 50.

Reformirte aus Deutschland und Frankreich kamen gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts nach Braunschweig, wo Herzog Anton Ulrich aus Gründen religiöser Duldsamkeit wie volkswirthschaftlicher Klugheit — er wollte dadurch Handel und Gewerbe zumal in der Stadt Braunschweig heben — sie bereitwillig aufnahm und unterstützte. Am 8. Mai 1704 ertheilte er den deutschen Reformirten ein Privilegium; der Verfasser, Hofprediger Brandes in Bückeburg, will ein solches auch für die Hugenotten in einem S. 6 abgedruckten Schreiben des Herzogs vom 28. März 1705 erblicken. Aber mit Unrecht; es ist dies kein Privileg, sondern ein für auswärtige hohe Standespersonen berechnetes Beglaubigungsschreiben zur Einsammlung milder Beisteuern für die in Braunschweig weilenden Hugenotten. Hugues, gegen den B. polemisirt, hat wohl Recht, wenn er schreibt, daß „die Hugenottischen Einwanderer sich sogleich in nähere Beziehung mit der bereits i. J. 1704 privilegirten deutschen Gemeinde gesetzt und an ihren Privilegien Theil genommen zu haben scheinen". Denn die ausführlichen Privilegien Anton Ulrich's vom 26. und 28. März 1708, die B. gar nicht erwähnt, sind an Deutsche wie Franzosen gerichtet; das erste Document ist französisch, das zweite deutsch abgefaßt; in jenem wird die „Colonie dans sa ville de Bronsvic composée de François et Allemands Reformés, Marchands Manufacturiers et autres gens de métier" genannt, in diesem ist von „verschiedenen so wol Teutschen als Frantzösischen der Reformirten Religion zugethanen Familien und Personen" die Rede. Beide Verordnungen sind, wie auch einige spätere, gedruckt und in den Handbüchern von Woltereck, Fredersdorff ꝛc. aufgeführt worden; es ist für das Buch ein Schade, daß sie unberücksichtigt geblieben. Bildeten auch Deutsche und Franzosen bis zum 29. März 1811, wo sie sich vereinigten, zwei getrennte Gemeinden, so traten sie doch beide 1708 der Niedersächsischen Conföderation bei und sie erhielten in demselben Jahre in der leerstehenden St. Bartholomäikapelle ein gemeinsames Gotteshaus, das am 3. Februar 1709 geweiht wurde. Die Mittheilungen des Verfassers beruhen im Wesentlichen auf den Pfarracten, die leider nicht vollständig genug zu sein scheinen, um die Geschichte der Gemeinde zu einem recht lebensvollen Bilde gestalten zu können.

In der **Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur**, B. 42 S. 72—82 (Berlin 1898) unterzieht Professor Edward Schröder in Marburg die Lebensdaten über Eilhard von Oberg, den Dichter des Tristrant, die Franz Lichtenstein zu seiner Ausgabe dieses Gedichts (1877) zusammengestellt hat, einer gründlichen Nachprüfung. Er bringt dabei interessante Berichtigungen und Ergänzungen. Zweifellos scheint mir vor Allem, wie ich nicht ohne ein gewisses Bedauern zugeben kann, der Nachweis geführt zu sein, daß der Aufenthalt Eilhard's in Michaelstein bei Blankenburg, der auch in diesen Blättern (1897 S. 107) nach Lichtenstein's Vorgange noch angenommen wurde, nur „ein anmuthiges Phantasiegebilde" ist, das einer falschen Interpretation seinen Ursprung verdankt. Nicht an unser Harzkloster, sondern an Mont-Saint-Michel in der Normandie und an Mount-Saint-Michel in Cornwall ist an der betreffenden Stelle zu denken. Schröder führt dann noch manche Gründe gegen die frühe Datirung des Eilhard'schen Werkes (um 1170) ins Feld. „Entscheidende Beweismomente sind es nicht" sagt er selbst; eine Wiederaufnahme der Untersuchung über das Verhältniß zwischen dem Tristrant und der Eneide Heinrich's von Veldecke ist aber gewiß eine berechtigte Forderung. Bleibt dann als Ergebniß dieser Arbeit die Priorität Eilhard's vor Heinrich bestehen, so sehe ich keinen Grund, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit in Zweifel zu ziehen, daß Eilhard v. Oberg, wenn er auch urkundlich nur von 1189 bis c. 1209 bezeugt ist, um 1170 am Hofe Heinrich's des Löwen sein Epos gedichtet habe. Auch scheinen mir die von Oberg zu Heinrich dem Löwen doch nähere Beziehungen gehabt zu haben, als Schröder annimmt. Der geistliche Johannes von Oberg, der uns 1190 als Zeuge bei dem Fürsten begegnet, war Kanonikus zu St. Blasii in Braunschweig, also in dem Stifte, das mit Heinrich dem Löwen in der allerengsten Verbindung stand. Es geht dies aus einer Schröder unbekannt gebliebenen Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich von 1197 hervor (Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersf. 1868 S. 15 ff.). Hier wird Johannes de Oberghe ausdrücklich als Kanonikus von St. Blasii genannt, daneben unter den Laien unser Eylardus de Oberghe et Johannes frater suus. Wir haben also in derselben Generation zwei Johannes v. O. zu unterscheiden, von denen der weltliche als Bruder Eilhard's ausdrücklich genannt wird, der geistliche aber als sein Vetter anzusehen ist. Letzterer wurde später Custos des Stifts; in Zeugenreihen wird er 1203 als Johannes de Hoberge custos (Or. St. Blasii), 1204 als Johannes custos (Orig. Guelf. III, 774) aufgeführt; zwischen dem 4. u. 9. März ist er gestorben (Ztschr. d. hist. Vereins f. Niedersf. 1886 S. 17). Es hat gerade jetzt wohl ein besonderes Interesse, auf diese älteste Genealogie der von Oberg hinzuweisen, wo am 15. Januar d. Jahres in der Wittwe des Oberjägermeisters v. Kalm, Anna v. Kalm, die Letzte heimgegangen ist, die den Namen unseres ruhmreichen niedersächsischen Geschlechts noch geführt hat.

P. Z.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 27. Februar **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Hans Würth.

Ein Bild aus Nordsteimkes Vergangenheit.

Von H. Beck.

Das Verderben, das einst die Wenden über die Dörfer am Südrande des Drömlings gebracht hatten, erneute sich in den Greuelthaten des 30jährigen Krieges und zog während desselben wie eine Pest auch durch Nordsteimke und drang in Stuben und Ställe. Unser Dorf lag nicht heimlich im sichern Winkel, sondern an einer nach Norden weithin sichtbaren Höhe, an der der Weg zur befestigten Wolfsburg vorbeiführte. Das „castrum Wulfesborch" beherrschte die einzige sichere Straße in die Drömlingssümpfe hinein, und seine Macht mochte wohl einen überlegenen Feind reizen, sich desselben zu bemächtigen. Deshalb war Wolfsburg im Laufe des dreißigjährigen Krieges zahlreichen Kämpfen ausgesetzt. 1625 wurde die Burg durch Herzog Christian von Braunschweig besetzt, im Mai 1626 befand sie sich in den Händen des Herzogs Bernhard von Weimar, im Juni lagen die Dänen darin, am 25. September kam Wallenstein vor die Burg und eroberte sie nach langer Beschießung, am 28. October hielt sich Tilly darin auf, 1627 gehörte die Burg den Franzosen unter Merode, 1636 nahmen dieselbe die Schweden unter dem Obersten Karl Hannemann ein und besaßen sie bis 1639.

Unter den Kriegswirren hatte die ganze Umgebung von Wolfsburg zu leiden. Auch das 1 Stunde nach Süden entfernte Nordsteimke suchten gewiß oft gewaltthätige Schaaren heim. Die Zufluchtsstätte der Bewohner war entweder eine Insel im Dorfmoore, wie alte Leute versichern, oder der Kirchthurm, dessen Thür sie ebenso wie die Eingangsthür der Kirche durch Balken verrammelten. Unter dem Dache der Kirche wurden nach altem Herkommen die Schätze des Dorfes, die Vorräthe an Garn und Leinen, aufbewahrt, weil dieselben der fromme Glaube dort vor Dieben geschützt wähnte. Aber die Heerden konnten nicht geborgen werden, und die immer hungrigen Kriegsleute nahmen sich die schönsten Stücke als Beute. Waffenfähige Jünglinge wurden zu Wegführern gepreßt und nicht wieder nach Hause entlassen. Die Höfe verödeten, und von mancher Stätte voreltertichen Fleißes blieb nichts übrig als ein wüster Schutthaufen. Die Felder lieferten kaum noch die nothdürftige Nahrung, und die Grenzen der ungepflegten Pläne verschwanden in einander. Noch größerer Schaden als dem Wohlstande geschah der Seele des Dorfes, welche die Achtung vor dem Eigenthume des Nächsten und die Scheu vor der Hoheit des Weibes einbüßte.

Im Niedergange der Volkskraft und in der Verwilderung der Sitten wuchs ein neues Geschlecht auf, das allen Selbstgefühles bar war und sich einem fremden Willen, besonders wenn er sich mit Klugheit und Scharfsinn paarte, leicht unterwarf.

In dem Dorfleben von Nordsteimke mit seinem verlodderten Rechtsbewußtsein und seiner sittlichen Haltlosigkeit tauchte einige Jahrzehnte nach Beendigung des großen Krieges ein Mann auf, dessen Bedeutung nur auf dem Hintergrunde der angedeuteten Ereignisse ins rechte Licht treten kann. Dieser Mann, der uns hier beschäftigen soll, heißt Hans Würth.

Derselbe wurde am 22. December 1648 in der damaligen freien Reichsstadt „Rothenburg ob der Tauber auf diese Welt geboren". Seine Eltern waren der Bürger und Wagner Michael Würth und Barbara, „des Geschlechts eine Schubertin", die sich als „verwittibte Personen anno 1647 ehelich zusammengethan" hatten. Seinen Vornamen Hans trug er dem Bader und Wundarzt Hans Stegmayr zu Ehren, von welchem er in der Pfarrkirche St. Jakob aus der heiligen Taufe gehoben worden war. Hans Würth trat bei seinem Vater, einem Meister des Wagnerhandwerks, in die Lehre und wurde 1661 im Monate August dasselbe zu erlernen „aufgedinget". Nachdem er es drei Jahre lang, wie Handwerks Gebrauch war, „ganz wol erstanden" und sich auch in seinen Lehrjahren „gehorsamb, fromb und ehrlich verhalten" hatte, wurde er um dieselbe Jahreszeit wiederum ledig gesprochen. Als Geselle begab er sich auf die Wanderschaft, die ihn jedoch seinem Gewerbe entfremdete; denn er ließ sich für ein brandenburgisches Regiment „Hochteutsches Kriegsvolck zu Fuß" unter dem „Obristen Herrn von Fargel" anwerben und führte nun das unstete Soldatenleben jener Zeit. Vermuthlich gelangte er dabei mit seinem Regimente auch in die Nähe seiner Vaterstadt; denn am 24. Januar 1672 erschien er vor dem Bürgermeister und dem Rathe Rothenburgs, um sich von denselben, „wie das er zu seiner Wolfahrt, wegen seiner ehilichen geburth und er-

lerneten Wagnerhandwerks, auch andern Verhaltens, Kundschaft der Wahrheit vonnöthen“ hielt, einen Geburts- und Lehrbrief ausstellen zu lassen. Als seine Zeugen wurden zu diesem Zwecke verhört die eingesessenen Bürger „Achatius Friedlein, des Eußern Raths und Rothgerber, Hanns Georg Rueg, Weisbeck, Heinrich Rühel, Huffschmidt, Hanns Georg vom Berg, und Hanns Georg Schalck, beide Bierbräuer, am andern theil, ingleichen Ciriacus Leer, Wagner, und Jakob Wildt, Huffschmidt, auch beide unsere eingesessene burgere und geschworene Meister des Wagner- und Schmidthandwerks“. Laut Ausweis der erwähnten Urkunde war Hans Würth damals Gefreiter. Nicht lange danach trat er in ein Reiter-Regiment ein und zog mit demselben 1674 unter dem großen Kurfürsten, als derselbe den Holländern zum zweiten Mal Hilfe bringen wollte, an den Oberrhein gegen die Franzosen, welche Turenne führte. Das französische Heer wurde über den Rhein zurückgedrängt, und mit den Verfolgern kam auch Hans Würth ins jenseitige Land. Ihre Zahl wird jedoch nicht groß gewesen sein; denn sie wurden von den Feinden zur Umkehr genöthigt, und unser Hans wäre diesen fast in die Hände gerathen, wenn ihn nicht sein braver Fuchs sicher durch die Fluthen des Rheins getragen hätte. Die brandenburgischen Truppen sammelten sich in den Winterquartieren am Main, mußten aber vorzeitig aus ihnen aufbrechen, als die von Ludwig XIV. dazu gereizten Schweden plündernd und sengend in die Mark einfielen. Der Kurfürst eilte den treuen Unterthanen mit seiner ganzen Reitermacht und einer kleinen, auserlesenen Abtheilung Fußvolk in der Richtung über Magdeburg zu Hilfe. Auf dem Marsche nach dieser Stadt berührte das brandenburgische Heer, in welchem sich auch der inzwischen zum Wachtmeister beförderte Hans Würth befand, das südlich von Vorsfelde sich ausbreitende Gelände der Aller. Während des Durchzuges durch diese Gegend trennte sich Hans Würth um irgend einer Ursache willen — vielleicht erkrankte er sehr — von seinem Regimente, und zwar blieb er zurück in — Nordsteimke.

Hier fand er für sich und sein Roß Unterkunft in dem verfallenen Krughofe, der von zwei elternlosen Mädchen bewirthschaftet wurde. Wenn wir der Annahme, daß unsern Hans Würth eine böse Krankheit zwang, den Siegeslauf und die Ehrenbahn seines kurfürstlichen Herrn zu verlassen, nun recht geben, so können wir uns auch erklären, warum sich Würth's Aufenthalt in Nordsteimke verlängerte. Die beiden Jungfrauen gewährten dem fremden Reitersmann Obdach und Pflege, und aus Neugierde und aus Mitgefühl auf der einen und aus Wohlgefallen an so ungewohnter Ruhe und aus Dankbarkeit auf der andern Seite erwuchs unter den drei jungen Leuten ein Bund der Herzen, so daß der neue Hausgenosse allmählich ohne Noth die Abreise verschob und schließlich ganz aufgab. Es gefiel den beiden alleinstehenden Mädchen gewiß, sich unter dem Schutze eines tapferen Mannes zu wissen, und dazu umfing sie auch der Zauber seiner Persönlichkeit. Hans Würth stand dazumal im 27. Lebensjahre, und die zutrauliche Freundlichkeit seines süddeutschen Wesens, die sich bei seinen Erzählungen von seinen Erlebnissen mit der überwindenden Gewalt seiner unergründlichen Augen vermischte, fesselte im Verein mit seiner Jugendfrische die eine der Schwestern mit Namen Dorothee Steffen so sehr, daß der merkwürdige Fremdling sie nicht vergeblich zur Ehe begehrte. Also ward aus dem Krieger ein Krüger. Schon von vornherein nahm er den anderen Bauern des Dorfes gegenüber eine ansehnliche Stellung ein; denn er hatte aus den Kriegszügen ein reichliches Beutegeld, das aus der Wegnahme einer französischen Kriegskasse herrühren soll, mitgebracht und war der einzige in Nordsteimke, der über größere Baarmittel verfügen und sich deshalb auch dem dortigen Edelmann, Franz Kurt v. d. Knesebeck[1]), gleichstellen konnte. Der Krugherr fand in der Muße seines neuen Standes die Neigung wieder, zu der Beschäftigung seines Vaters zurückzukehren. Hans Würth suchte aus dem Gepäck, das ihn auf seinem treuen Pferde nach seiner neuen Heimath begleitet hatte, sein Ziehmesser hervor, dessen hölzerne Handgriffe mit goldenen Stiften beschlagen waren, und nahm das erlernte Wagnerhandwerk auf. Um seine Zukunft als Gastwirth und Rademacher sicher zu begründen, traf er auf seinem Hofe zuerst allerhand nothdürftige Verbesserungen und ging dann endlich dazu über, seine Gebäude, die er auf die Dauer vor dem Zusammenstürzen nicht bewahren konnte, durch neue zu ersetzen. Er erbaute ein großes Wohnhaus, dessen Diele Platz für drei Erntewagen bot, und führte daneben einen dreitheiligen Speicher auf. In dem letzteren befand sich in der Mitte seine Werkstätte — „dei râkâmer“ — und auf jedem Ende eine Wohnung für Miethsleute. Die äußeren Balken über dem ersten Stockwerk des Hauptgebäudes verzierte er mit Schnitzwerk; Köpfe, Blumen, Namen und Sprüche bildeten ihren Schmuck. Von dieser umfassenden Veränderung des Krughofes, die im Jahre 1682 geschehen ist, erzählt heute nur noch ein einziger Stein, der das Baujahr und den Namen Hans Würth's und den seiner Frau nennt. Diesen Denkstein hat der Bauherr selbst ausgearbeitet. Von ihm rühren auch eine Senfmühle und eine Sonnenuhr aus Stein her, die noch als altväterlicher Hausrath auf dem Hofe Nr. 4 in Nordsteimke aufbewahrt werden. Andere Zeugen des Fleißes von Hans Würth sind zwei geschnitzte hölzerne Lehnsessel, von welchen den einen der Graf v. d. Schulenburg-Nordsteimke und den andern der Hotelier Racke in Vorsfelde besitzt. Durch seine vielseitige Geschicklichkeit wurde der fremde Mann, dem gewiß zuerst in der neuen Heimath Mißtrauen entgegentrat, bald auch auf den Nachbardörfern ein bewunderter und gesuchter Meister. Hans Würth erhielt daher viel Kundschaft und konnte mehrere Gesellen beschäftigen. Wenn sie fleißig waren, so lobte er sie mit den Worten: „Sau het jî 't gût emîket; mîket man noch mâl!“

Seine Arbeitslust führte ihn auch zu andern Unternehmungen. Vor dem Dorfe legte er sich einen Garten an, um darin Hopfen zu bauen, und umfriedigte ihn mit einer übermannshohen Mauer, die er aus Kieselsteinen verfertigte. Im Garten selbst erbaute sich Hans Würth

---

2) Geboren 30. Juli 1650 als Sohn des Christian Franz Ernst v. d. K. und der Ursula geb. v. Veltheim.

noch ein zweistöckiges „Lusthaus", in welchem er in den oberen Räumen Hopfen trocknete und in den unteren sich Wohnungen einrichtete. Gegen Ende seines Lebens, in der Gebrechlichkeit des Alters, als ihm die Natur Ruhe gebot, gab Hans Würth dieses Haus seiner Enkeltochter, einer geb. Steffen, die eines gewissen Uhle Gattin wurde, in die Aussteuer. Dem Kinde Beider, einem Knaben, schenkte der Freibauer von Steimker von seinem Gehöfte (Nr. 2) eine Ecke, die in die Dorfstraße hineinragte, als „vaddern-knutten" (d. i. Pathengeschenk), und nach diesem Platze hin brachten die Uhleschen Eheleute das Lusthaus des Groß- und Urgroßvaters. So ist es gekommen, daß sich zwischen den beiden Höfen Nr. 2 und Nr. 3 eine vor- und hineingeschobene Köthe erhebt. Auch die Gartenmauer wurde entfernt, indem man in diesem Jahrhundert ihre Steine bei einem Neubau der Stallungen auf dem Krughofe verwandte. Die ganze Hopfenstätte ist wieder verschwunden, und nur die Feldbezeichnung „hoppegâren" erinnert uns heute noch an ihr einstiges Gedeihen.

Weil der Hopfengarten durch eine Einfriedigung von der übrigen Feldmark abgeschlossen war, so brauchte Hans Würth für denselben keinen Zehnten zu entrichten. Dagegen bestand für den gewandten Hans die Verpflichtung, von einem in der Nähe liegenden Ackerstücke dem Gutsherrn die Hälfte des Ertrages auszuliefern. Dasselbe blieb jedoch immer brach liegen, und die Leute des Dorfes hießen es daher spottweise „têjenstücke."

Die Neuordnung der Eigenthumsberechtigungen, welche durch den gänzlichen Verfall der Landwirthschaft während des 30jährigen Krieges bedingt wurde, war zu der Zeit, als Hans Würth für den Krug sorgte, noch nicht zu Ende gekommen. Der Gutsherr nahm nämlich ein Stück Acker in Anspruch, das Hans Würth als zu seinem Hofe gehörig betrachtete. Als es der Edelmann mit Gewalt für sich zu behaupten suchte, da schlug ihn der untergebene Krugherr mit seinem alten Reitersäbel blutig und ergriff dadurch dauernd Besitz von dem strittigen Plane, der wegen dieser Begebenheit lange Zeit im Volksmunde „swêrt-stücke" genannt wurde.

Durch seine rücksichtslose Energie und durch die Ueberlegenheit seines Geistes erlangte Hans Würth eine große Macht über die Eingesessenen, die ihm sogar übernatürliche Künste zuschrieben. Beim Tanz auf seiner weiten Hausdiele geriethen einst der Verwalter und ein Schweineknecht in bösen Streit, während der Krüger bei den Musikanten an der Stubenthür stand. Der Verwalter riß die Pistole heraus und setzte sie dem Knechte auf die Brust. Dieser rief, als der Schuß versagte, seinem wüthenden Angreifer zu: „Hunt, schüt!" und wurde von ihm hinterrücks aus der „lütjen dör" — der Nebenthür im Seiteneingange — gedrängt und vom Hofe heruntergeschoben. Hans Würth, der mit seinen starken Blicken den Verwalter starr ins Auge gefaßt hatte, eilte in die Stube und sah beiden aus dem Fenster so lange nach, bis sie auf dem Nachbargehöfte verschwunden waren; dann wandte er sich um und sagte, daß er den Knecht nun nicht mehr retten könne. Kaum waren seine Worte heraus, so fiel auch schon der tödtliche Schuß. Der Verwalter entfloh. Hans Würth aber forderte die übrigen Tänzer auf, denselben zu verfolgen und zu suchen, denn weit käme der Mörder nicht hin. So wie es Hans Würth vorausbestimmt hatte, so traf es auch ein. Beim Grenzgraben, der die Dorfgemarkung von dem bewaldeten Steimkerberge schied, wurde der Mörder gefunden, der sich vergeblich anstrengte, den Graben zu erklimmen, und jedesmal, so oft er den Rand erreicht, rücklings niederfiel, so daß der Mörder von den Verfolgern ergriffen werden konnte. Als dies Hans Würth angesagt wurde, erwiderte er, wenn der Verwalter zuvor in seinen Schuhen die Kappen niedergetreten hätte, so wäre es ihm gelungen, zu entwischen. Im Dorfe hieß es nun allgemein, Hans Würth habe den Mörder „gebannt". Wir Menschen der Gegenwart aber fragen uns verwundert, ob denn jenes Bannen nicht dasselbe sei wie das moderne Hypnotisiren.

Das Gerücht über den unheimlichen Fremden ließ viele Menschen nur mit furchtsamem Erstaunen dem Nordsteimker Kruge nahen. Wer aber Hans Würth erst näher kennen gelernt hatte, der wußte gewiß auch manchen liebenswürdigen Zug von ihm zu berichten. Wenn die Dorfjugend im Kruge sich bei Braunbier und Branntwein belustigte und ihr Uebermuth sich nicht mehr dämpfen ließ, dann pflegte Hans Würth wohl seiner Tochter, die hinterm Schenktisch stand, zuzurufen: „Dörtike, gieß Wasser zu; sie juchten schon". Noch mehr gewinnt er unsere Zuneigung, wenn wir über ihn hören, daß er das Pferd, das ihn vor französischer Gefangenschaft rettete, auch dann noch bei sich behielt, als es vor Altersschwäche nicht mehr arbeiten konnte, und ihm bis zu seinem Eingehen mit eigener Hand Brotsuppe zubereitete.

Die abergläubische Scheu, mit der viele Eingesessene trotz längern Umgangs vor der näheren Berührung mit Hans Würth zurückwichen, trug mit dazu bei, daß er als der eigentliche Herr der Bauernschaft geachtet wurde, und ihren Angelegenheiten, zumal ihren Streitigkeiten mit der Gutsherrschaft, wird seine gewichtige und freundwillige Stimme oft genützt haben. Die Kunstfertigkeit des fränkischen Wagners und die Thatkraft des brandenburgischen Reiters hat die Entwicklung des Dorfes Nordsteimke um das Jahr 1700 fördernd beeinflußt, und an dem Charakterbilde des einstigen Krugherrn mögen sich deshalb seine Nachkommen immerdar dankbar erfreuen.

Herzog Julius von Braunschweig und seine Navigationspläne.

Von O. v. Heinemann.

(Fortsetzung.)

Die hier in großen, allgemeinen Umrissen behandelte Thätigkeit des Herzogs Julius auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, namentlich aber der Industrie, hat nun bisher bei den Bearbeitern der Geschichte unseres Landes wenig oder gar keine Beachtung gefunden, obschon sie

doch zum vollen Verständniß seiner Persönlichkeit und seiner historischen Bedeutung unbedingt nothwendig ist. Wohl hat Algermann bereits auf ihren Umfang und ihre Großartigkeit andeutend hingewiesen, aber von den älteren Historikern unseres Landes haben sie Rehtmeier und Venturini nur obenhin gestreift, während Spittler und andere Forscher ihrer mit keinem Worte gedenken. Erst in unserer Zeit hat E. Bodemann in einem von der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte veröffentlichten Aufsatze, der den Titel führt „Die Volkswirthschaft des Herzogs Julius von Braunschweig" dieser Seite der Regierungsthätigkeit des Herzogs gerecht zu werden versucht und ihr eine eingehendere Darstellung gewidmet. Aber auch ihm sind doch manche nicht ganz unwichtige Quellen unbekannt geblieben. Dahin gehört eine immerhin in mancher Hinsicht merkwürdige Handschrift unserer Bibliothek, über die ich hier noch Einiges sagen möchte. Es ist ein mäßiger Quartband von 129 Blättern, der eine Sammlung von verschiedenen, zu des Herzogs Julius Zeiten geschriebenen Aktenstücken (im Ganzen 14 Stück) enthält, sämmtlich auf dessen industrielle oder commercielle Unternehmungen bezüglich. Darunter ist namentlich eins, das mir besonders bemerkenswerth erscheint, insofern es in ziemlich ausführlicher Weise über des Herzogs Pläne in Bezug auf die Flußregelung in seinem Lande und die Herstellung einer schiffbaren Wasserverbindung zwischen Elbe und Weser berichtet. Denn Herzog Julius erkannte sehr wohl daß es für den leichten, bequemen und vortheilhaften Absatz der in seinen Bergwerken gewonnenen Producte und der aus ihnen hergestellten Waaren in hohem Maße wünschenswerth sei, möglichst viele und wohlfeile Transportmittel zu finden, und richtete daher in der zutreffenden Ueberzeugung, daß der Weg zu Wasser von diesen unbedingt das billigste sei, seine Bemühungen auch auf die Herstellung eines möglichst ausgiebigen und verzweigten Fluß- und Kanal-Systems in seinem Lande. Abgesehen von der Absicht, die Oker, die Hauptverkehrsader desselben, nebst ihren Nebenflüssen, der Radau und Nette, d. i. der Altenau, bis Wolfenbüttel und Braunschweig herab schiffbar zu machen, hat er auch den großartigen Plan gefaßt und zu verwirklichen gesucht, das Flußgebiet der Elbe durch die Niederung des großen Bruchgrabens mit demjenigen der Weser in Verbindung zu setzen, ein Plan, dem man, in freilich veränderter Gestalt, erst in unseren Tagen wieder näher getreten ist. Zu diesem Zwecke wandte sich Herzog Julius am 23. März 1575 zunächst in einem Anschreiben an die Prälaten, Landstände und Gemeinden, indem er ihnen die Vortheile, die die beabsichtigte „Navigation" dem Lande bringen würde, ausführlich darlegte und sie zu bestimmen suchte, das Werk in ihre Hand zu nehmen. Aber die Landstände lehnten eine solche Zumuthung ab. Da entschloß sich der Herzog, die Sache auf andere Weise anzugreifen. Schon gegen Ende des Jahres 1574 war er mit einem als ausgezeichneter Wasserbaumeister in hohem Ansehen stehenden Niederländer, Wilhelm de Raet aus Herzogenbusch[1]), in Verhandlung getreten, hatte mit ihm eine Zusammenkunft gehabt, auf der die Ausführbarkeit und Nützlichkeit der beabsichtigten „Navigation" oder „Schiffahrt" eingehend erörtert worden war. Da diese Besprechung günstig ausfiel, ernannte er eine Commission, die unter Führung de Raet's das Land bereisen und die Möglichkeit und Ausführbarkeit des beabsichtigten Werkes nochmals genau an Ort und Stelle prüfen sollte. Sie bestand außer de Raet noch aus drei Personen, von denen zwei gleichfalls Niederländer, einer aber ein Süddeutscher waren. Der Bericht, den sie über ihre Untersuchungen an den Herzog erstatteten, liegt uns, von der eigenen Hand eines von ihnen geschrieben, in dem erwähnten Manuscripte vor, und es sei gestattet, ihn hier seinem Wortlaute nach, in der eigenthümlichen, mit vielen holländischen Wörtern und Wendungen durchsetzten Sprache, in der er geschrieben ist, mitzutheilen.

1) Bodemann sagt irrthümlich „aus Antweepen."

Bericht Roberts Lobri über die beabsichtigte Navigation.

Dem 9. Junius anno (15)75 bin Ich Wilhelm de Raedt vt Beselich meins gnedigen Forsten vnd Heren HH mit minem Zoenerordenten, alez nemlich Robert Lobri, Jorien Schaffner vnd Wilhelm Remmen, von der forstlichen Veste vnd Hofflager Wolfenbutel getzoegen thoe besichtigen in aller Styll vnd geheim onnermodlich, obe eine Schipnart von der Ocker in die Elbe konte ghemackt werden. Vnd dusse vorgenomden Personen sint herbortigh vnd alt: zum jrsten Wilhelm de Raedt ist herbortigh in die Stadt Hertzogenbosse, gelegen in Brabant, vnd er ist alt 38 Jaren, der ocht (außerdem) ein bestalter Dyner von Hues ab vnd Bonmeister ghewesen von des Hertzogen von Safoien. Zum andren Robert Lobri ist herbortigh in die Stat Graeff (Grafenhagen), gelegen in dem Lande von Knick onder Brabant, vnd er ist alt 57 Jaeren, vnd er ist Trometer ghewesen in den Tzheyten des großmechtigen Kayser Carolus quintus by dem edlen vnd wolgeboeren Heren Heren Maximilian von Egmont, Grafe tzoe Bueren vnd Lerdam, Herr tzoe Isselstein, Kraenendonck, sant Martinsdick, Scherpenesse vnd die Vmblander, Stathalter in Westvrislandt vnd Captein-Genral in dem Nederlandtschen Kretzs von wegen keyserliche Maiestat, vor Landersin vnd vor Engelstat. Nach Eindunge des oeuerlandsen Krieges ist er von synem Heren den Grafen von Bueren geschickt worden anno (15)49 tzhoe dyenen dem durchleuchtigen hoegeboeren Forsten vnd Heren Heren Henrichen den Jongren Hertzogen tzoe Bronswigh vnd Luinenburgh hogloblicher Gedachtnis, vnd er hatte vor einem Liebvelt-Trometer Sin Forstlichen Gnaden gedynet vnderthenigklich vnd truilich in tzweien Siner F(orstlichen) G(naden) Veltslachten, die eine geschen vor Sienershuysen neuen den Peiner Brochk, die ander vor dem Dorpf Geytel ein halue Meill von der Forstlicher Veste Wolfenbutel, vnd vortan zoe der Zeyt in allen Sin F(orstlichen) G(naden) Kriegen went im letzsten Einde, vnd itziger Zeyt ist er ein alter Kaemerdyener des durchleuchtigen hoegeboren Forsten vnd Heren Heren Julio Hertzogen zoe Bronswigh vnd Luinenburgh ꝛc., synem gnedigen Forsten vnd Heren. Zom druitten Jorien Schaefner ist herbortigh von

Elwangen onder dem Kardinal von Ouzborch, vnd er ist alt 46 Jaeren, und er ist Liebvelt-Kamertrometer des durchleuchtigen hoegeboren Forsten und Heren Heren Julio Hertzogen zue Bronswigh vnd Luinenburgh, sinem gnedigen Forsten vnd Heren. Zom vierten Wilhelm Nemmen, ist herbortigh in die Stat Hertzogenbosse vnd er ist alt 47 Jaeren, vnd er ist ein konstricher Maler vnd Conterfeiter.

Vnd wier haben aengefangen thoe besichtigen in dem Brogh neuen Horenborch, welches Brogh strecket sich oben neuen Hessem vnd strecket vortan vnden im Gericht Jerixem vnd strecket vortan vnden in dem Gericht Scheinung vnd strecket vortan nach Brogh-Oskerslenen. In dem selnen Ort des Broghz ist alrede voell gegraenen vnd dat Wasser von dem Brogh strecket vortan nach Madeborch in die Elbe. Ochk bin ich mit minem Zoenerordenten gezoegen nach Halberstat, vnd beuint sich, dattet Wasser dorch Halberstat, genant die Holtemer, synen Loep hat by Oskerslenen in dem selnigen Brogh, das also die Schipnart von Halberstat tzoe Oskerslnen balt gemackt solte syn, vnd kan also an düssen vorschrieven Ortren eine Schipnart woll gemackt werden als nemlich mitten in dem vorschrieven Brogh, vnd das solte mins Erachtens nicht voell kosten. Alles, dat vth der Schipnart gegraenen werdet, das ist dem meysten deyl Thorff, vnd der Thorff solte voell mer wert sin, alzs dat Graenent kost, im Stift Halberstat an die Bronswighse Grentzs, dar alrede im Stift dat Holtz düir ist. Aber die Wassren haben iren Vall nach Brogh-Oskerslenen, das men alsoe in dem selnigen Brogh stouwen moste, alsoe dat Wasser in die Ocker tzoe halten. Solte aber alsoe gestout werden, soe würden die Wisschen in der Gelegentheit verdrincken, dardorch die Lender Schade geschieden solte. Wen aber Dammen aen beydent Halnen der Schipnart geschudt wirt schrem op gandt vnd ser woll mit Korffwyden im Oener des Damsz gelacht vnd beplanzts mit syner Verdahgungh als ein Anger der Schaepffweyde tzom Besten, alsoe wirt dat Wasser in derselnen Schipnart dye Wysschen nicht schaedlich, aber sere nützlich syen. Dyses habe ich, Robert Lobri, alz der elteste von ons vieren, vt Befelich mins gnedigen Forsten vnd HerenF.H nach Luyt minem Plicht vnd Eyde mit eygner Handt verzheguet, nachdem ich vor lange Jaeren von minem gnedigen Forsten vnd Heren gesien vnd gehoert habe dye goede Zoeneygunge vnd Begerte, dye Sin Forstlicher Gnaden alzeyt tzoe dusser Schipnart gehabt hat, darom dat Syn Forstlicher Gnaden woll gemerckt vnd gewost hatte, das soe grossen Eindracht, Comrespondens, Verlichtung der Armot, ochk Nutzs darin gelegen ist. Vnd Sin Forstlicher Gnaden hatte mich alzeyt vor dussen andren die Sachen von der Schipnart vertront, daran ich alzeyt meinem vndertheinigen truyen Dinste nach minem Vermoegen bewysen habe, wiewoll ich von Vyelen darom gehasset vnd abgonstiget werde. Mein gnediger Forst vnd Herr syet selbsz woll alles, das Gott der Almechtigen sin Forstlicher Gnaden Landen vnd die nachbaren Forsten Landen soe ricklich mit Wassren begabet hat, aber der Mangel licht allein in Nachlessicheit vnd Abgonst der Forstlichen Hoegheyt vnd Nutzs, das die Wassren nicht ordentlich verfasset synt tzoer Schipnart, gleich wie in andren Landen geschyen ist. Soe wort woll itziger Zeyt von noeden, das dye Forsten darzoe doen muchten, om eyne langwerige Wolnelicheit tzoe stiften in allen dinerse itzo beschrebne Forstendumen, alz nemlich Saxen, Brandenborch, Stift Madeborch, Stift Halberstat, Forstendom von Anhalt vnd Hertzogh Julius von Bronswigh. Ochk war woll dusse vorgeschriebne Schipnart goet tzoe mer der Versichgrun(gen) vnd Sterckten der Forsten, Landen vnd Landtgrenzsen vnd sonderlich in dussen geferlichen Kriegesloefften, dye alrede dorch den Koellschen Kriege in Westfaelen grosse Verderbuis angerichtet haben, wolches vast op die Nege ist. Darom mochten wol die vorschribne Forsten einer den andren die Handt byeten tzom gemeinen Nutz vnd mochten ochk voll aensien vnd mercken die alten Exempel, alz Lysten vnd Loegen, soe vor Alters geschen, vnd dusse herliche Landen onder andren Nation Dinstbarkeit nicht zuekoemen, vnd das solte billich die Oegen opdoen. Dat Vorhabenn des großmechtigen Keiser Carolus quintus ist aber durch Gottis Versehung nicht wyders koemen, als tzoe Hall in Saxen nach meinem Outhaldt im Jaer (15)47, ochk die Belagrung vor Bremen im selnen Jaer, ochk darnach dye Belagrung vor Madeborch. Darom mochten woll woe er jo liener dusse vorschrienen Schipnart angefangen werden, vnd Gott hab lobe der Schipnart Anvang in die Ocker vnd Nette nach Wolfenbutel ist algeredt complect vnd zoegericht Stoneslnysen die Schiepen op vnd abezu lassen, vnd es ist alsoe von Sladom wente op Wolfenbüttel 2 Weken sezs complect, das 20 Schip op vnd abe ein den andren volgen vnd im Gebruck synt, dar en yder Schip woll 50 Wagen Last zwaer voeren kan, wolges mit grossem Vroeloken der Luyten geschen ist zoe Erlindrung irer zwaeren harten Herendynst vnd welches ochk minem gnedigen Forsten vnd Heren goeden Nutz inbrengdt. Vnd gleich Wilhelm de Raedt nach Besichtigung vnd Nachvraegent hiroener vermelt, das tzoe der vorschrienen Schipnart van der Ocker nach die Elbe mit nicht soe groete Kosten tzoe maken sy. Ochk wet men nicht, wat vor andren Gaeben neuen den Thorff in der Gelegenheid sich eroegnen mochten, gleich meinem gnedigen Forsten und Heren in der Ocker-Schipnart mit dem nützlichen Kalck vnd andren grosse Gaeben gescheen ist. (Schluß folgt.)

Volksreime,

gesammelt von Otto Schütte.

Für das Volk gilt der Grundsatz: Naturalia non sunt turpia, d. h. Alles, was menschlich ist, kann man ohne Scheu mit Namen nennen. Daher ist seine Ausdrucksweise häufig recht derb, eine Erscheinung, die auch in den vielen Volksreimen zu Tage tritt. Diese enthalten vielfach Wahrheiten, die eine lange Beobachtung des menschlichen Lebens voraussetzen, zeigen oft auch eine staunenswerthe Schlagfertigkeit und beweisen sämmtlich die kindliche Freude des Volkes an Reimereien. Wurde doch selbst den Weisen, die der Hirt früher blies, wenn er mit seinen Kühen auf die Weide zog, ein Text untergelegt, wie es bei den Signalen der Soldaten be-

kanntlich auch geschieht. Die Schlagfertigkeit tritt besonders bei Vorgängen des gewöhnlichen Lebens hervor, zumal beim Kartenspiele. Auch der Thiere wird oft in den Volksreimen gedacht, mögen sie nun gebeten werden zu nützen oder wenigstens nicht zu schaden oder einfach auf ihre Naturlaute passende Reime gemacht werden.

I. Beobachtung des Lebens.

Bim bam bälam (Nachmahnung des Glockengeläutes)
De Glockenmann is dote,
Liget in de Note.

Bratjen un Klump
Dat gift en Rump.

Brunen Kohl un Klümpe,
Dat gift wat in de Rümpe.

Na wêne man nich, na wêne man nich,
In de Röhre steiht Klump, dat wetste wan nich.

Puckere [1]), puckere, Bêre,
Puckere mik eine,
Ik hebbe noch keine.

Ik will dik mal wat vertellen
Von Peiter Snellen,
Kann biten un bellen,
Kann Aeppel afschellen.

Ei is en Ei,
Un wenn't henfällt, is't twei.

Wer de Morgenstunne verlit,
Hat en ganzen Dag keine Tit.

Kumm erin, kik erut,
Et süht doch glîks vel bäter ut.

Wittkop, stick Licht an,
Dat de Swartkop seihn kann.

Wenn de wutt foihren un rîen,
Moste ok futtern un snien.

Tuck, tuck, tuck, Vadder Wage-, Wagener,
Recke mik emal den Buddel, Buddel her,
Du oler Supsack sast neinen mehr.

Is noch jung an Jahren,
Hat noch nist erfahren.

Wenn hier en Napp vull Bohnen steiht,
Un da en Napp vull Brî,
So lât ik erst de Bohnen stahn
Un gae an den Brî.
oder So lat ik Brî un Bohnen stahn
Un grip na de Marie.

Kort un dick — hat kein Geschick,
Lang un snar — dat lät rar.

Wer wat Leiwes hat, dei geiht er nâ,
Un wer wat Weihes hat, dei feuhlt er nâ.

Hör, Hans, hör,
Wer steiht vor use Dör?
Ludchen mit der Tobelkiepe
Will na usen Dortchen sliken.

Vor der Hochtit Küsse,
Na der Hochtit Smisse.

1) schlag herab.

Prost, Junfer Brut!
Ine Krüsel geiht ut,
De Trauer geiht an.
Ji krieget en jungen Mann
Un krieget ok manche Dracht Släge dervan.

II. Text zur Weise des Kuhhirten:

Du fûle Brût, du fûle Brût,
Stah up un lat de Kae rût,
Du kannst ja nu wol uppe stahn.
Et hat ja nu all feiwe slahn.

1) Wer so ein faules Gretel hat,
Kann der wohl lustig sein,
Es schläft ja alle Morgen,
Bis daß die Sonne scheint
Und der Hirt aus dem Dorfe treibt.

2) Der Vater aus dem Holze kam,
Das Gretelein schlief noch.
Schlaf du für 1000 Teufel,
Unsre Kuh steht noch im Stall,
Und der Hirt ist schon im Wald.

3) Das Gretel aus dem Bette sprang,
Den Rock in ihrer Hand,
Sie thut das Kühlein milchen
Mit 'ner ungewaschnen Hand.
Ist das keine Sünd' und Schand'?

4) Und als sie nun gemolken hatt',
Da gab sie Wasser zu,
Sie rief nun ihren Vater:
Soviel Milch hat unsre Kuh,
Das macht die lange Ruh.

5) „Ach Hirt, ach lieber Hirt,
Was hab' ich sie gethan,
Daß ich muß alle Morgen
Treiben meine Kühlein nach
Bis in den grünen Wald?" [2])

6) Gieb du mir die Butter und Milch,
Wie andre Weiber thun,
Dann will ich alle Morgen,
Dann will ich alle Morgen
Blasen vor deiner Thür:
Faules Gretchen, komm herfür!
Strentje Elers bläst gradüt, gradüt.

III. Die Thiere in den Volksreimen.

Dem Storch wird von einer mit Kindern reichlich gesegneten Familie oder von einer Wöchnerin zugerufen:

Heilebart, du Langbein,
Lât dik ja nich wedder seihn.

Der Weihe ruft man in Volkmarsdorf zu:

Wî, Wî, witte,
Lât de Gösseln sitten,
Täuw bet op't andere Jahr,
Schast en groten Gander halen.

Dem Gotteshühnchen, auch Himmelskügelchen und Sonnenkalb genannt:

Herrgottssöhneken, fleig nân Himmel
Op en witten Schimmel,

2) ob „Hag" zu schreiben?

Seg tau dinen Vader un diner Mutter,
Morgen söll 't gue, gue Widderunge wêren.

Vom Kuckuck will man viel erfahren, nicht nur die Zeit der Hochzeit und die Lebensdauer, sondern auch die Ankunftszeit des Geliebten und seinen Aufenthaltsort:

Kuckuck in der Hainebenken,
Wunnihr wert mik min Schatz besenken?
oder Wu sall ik minen Schatz upsenken?
Kuckuck hindern Oben,
Wunnihr wert hei komen?
Kuckuck in en Slarmen,
Wannehr sall ik starwen?

Er wird übrigens für roh angesehen, denn er versündigt sich gröblich gegen kleinere Vögel:

Kuckuck un de Pimpelmese
Seiten beide im Lowe,
Kuckuck nahm en stiwen Stêl,
Slang de Mese in't Oge
Kuckuck, wat hast du edahn?
Hast de Mese in't Oge slahn.

Die Bachstelze fordert man auf sich zu schmücken:

Ackermann, Wackermann,
Putze dik en Bart,
Up dreierlei Art!

Den Stimmen der folgenden Vögel legt man einen Text unter.

Der Fink singt: Sind de Kirschen balle ripe?

Der Kuckuck ruft: Speckbuk.

Die Schwalbe singt:

Als ich wegzog, hatt' ich Kisten und Kasten voll,
Als ich wiederkam, war mein Nest zerrissen,
Wollte mir ein neues bauen,
Hatt' aber keinen Zwirn,
Hatt' aber keinen Zwirn,
Hatt' aber keinen Zwirn.

Der Hahn kräht: Christus ist geboren.

Die Kuh brüllt: Wo? Wo?

Die Ziege meckert: In Bethlehem, in Bethlehem.

Die Taube ruft dem Kinde, wenn es sich nicht gekämmt hat, zu: „Ruhköpken“; wenn es sich gekämmt hat: „Glattköpken“.

Der Kauz läßt den Ruf erschallen: „Komm mit, komm mit“,

die Meise: „Stipp in't Ei, stipp in't Ei“.

Die Wachtel ermahnt uns, Gottes zu gedenken, indem sie schlägt: „Fürchte Gott, fürchte Gott!“

Einer der kleinsten unter unseren Vögeln dagegen, der Zaunkönig, ruft mit lauter Stimme sich selbst zum Könige aus: „König bin ik, König bin ik“.

IV. Reime und Redensarten beim Kartenspiele:

Ich bin reizbar, ich bin reizend.
Weiter seggt de Kanter.
In den meisten Fällen turnirt man Schellen.
Karo ist ein Hühnerhund
Kartoffeln (= Schellen) ist das Feldgeschrei.
Herzen macht Schmerzen.
Roth — dat is de Dot.
Pik — dat dacht' ik mik glik.
Schüppen (= Pik) wer nich danzen kann, mot hüppen.
Treff: trefflich schön singt unser Küster, wenn er nicht besoffen ist.
Eichholz ist das beste Bauholz.
Eichholz macht die Bauern stolz.
Stick, Peiter, 't sind Linsen.

Bücherschau.

Rudolf Blasius, Braunschweig im Jahre 1897 Festschrift den Theilnehmern an der 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte gewidmet von der Stadt Braunschweig. Im Auftrage . . . herausgegeben. Mit 71 Abbildungen und Plänen und 1 Karte. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1897. XIII u. 634 S. gr. 8⁰. 10 ℳ.

Der vorliegende stattliche Band ist wohl in noch höherem Grade als den Gästen im vorigen Jahre, den Geschichtsfreunden der Stadt Braunschweig willkommen gewesen; für diese bildet er einen bleibenden Gewinn. Denn es werden nicht nur die Verhältnisse in der Stadt Braunschweig, wie sie im Jahre 1897 bestehen, nach den verschiedensten Seiten hin klar gelegt, sondern es werden auch ihre Entstehung und geschichtliche Entwicklung verfolgt und dargestellt und somit werthvolle, z. Th. grundlegende Beiträge für die Geschichte der alten Stadt uns geliefert. Ueber alle einzelnen Fragen erhalten wir hier eine gute, bequeme Uebersicht (oft mit orientirenden Litteraturnachweisen), über Vieles aber eine Auskunft, die wir an anderen entlegenen Orten oft nur sehr schwer uns zusammen suchen müßten, mitunter auch gar nicht finden könnten. Das Buch kommt so wirklich einem practischen Bedürfnisse entgegen und wird auf lange Jahre hinaus ein beliebtes Nachschlagebuch bleiben. Aus früherer Zeit kann ihm nur das „historisch-topographische Handbuch“ von H. Schröder und W. Aßmann (1841) zur Seite gestellt werden. Aber dieses übertrifft es weit durch Vielseitigkeit, Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit der Nachrichten, auch durch die Beigabe von zweckmäßigen Tafeln, vorzüglichen Karten und Abbildungen, die zur Veranschaulichung und Belebung des Textes wesentlich beitragen. Auch die große Zahl der Mitarbeiter, die hier herangezogen wurden, bildet dem früheren Unternehmen gegenüber einen bedeutenden Vortheil. Allerdings lag hierin auch eine große Schwierigkeit, die nur der richtig ermessen kann, der es selbst einmal versucht hat, viele Kräfte und Sinne zu einer gemeinsamen Arbeit zu einen und richtig zu vertheilen. In dieser Beziehung gebührt dem Herausgeber volles Lob, der nach Aufstellung eines festen, gut durchdachten Programms es mit großer Umsicht, Geschicklichkeit und Liebenswürdigkeit verstanden hat, nicht nur die richtigen Männer für die bestimmten Aufgaben auszuwählen, sondern sie auch zu bewegen, ihre Arbeit in der kurz bemessenen Zeit in dem genau vorgeschriebenen Umfange abzuschließen und abzuliefern. Das war gewiß keine kleine und leichte Arbeit. — Es ist natürlich, daß die Zustände und Einrichtungen der Stadt, die den Naturforscher und Arzt besonders interessiren, zunächst und in besonders ausführlicher

Weise behandelt worden sind. So die Naturverhältnisse, Bevölkerungsbewegung, Wohnungsverhältnisse, Nahrung und Wasserversorgung, Krankenanstalten und Krankenpflege, öffentliche Gesundheitspflege und Sicherheit, Wohlthätigkeitsanstalten, Schulwesen, Sammlungen und Bibliotheken, Wissenschaftliche und Fachvereine. Aber daneben sind auch die sonstigen wirthschaftlichen, geistigen und künstlerischen Interessen nicht vernachlässigt. Auch über Verkehr, Handel, Gewerbe und Industrie, Kunst und Musik erhalten wir willkommene Auskunft. Daß wir in den einzelnen Artikeln sachkundige Belehrung erhalten, dafür giebt uns fast durchgehends der Name der Verfasser sichere Gewähr. Wenn, um nur ein paar Beispiele anzuführen, ein R. Andree über die vor- und frühgeschichtlichen, ein J. H. Kloos über die geologischen Verhältnisse der Stadt und Umgebung, ein Fr. Koldewey über die geschichtliche Entwicklung des Schulwesens reden, so können wir überzeugt sein, daß die Arbeit in die besten Hände gelegt ist. Ganz besonders hervorzuheben ist aber noch die Einleitung des Werkes, in der Stadtarchivar Dr L. Hänselmann auf knappem Raume in kunstvoller Darstellung „die geschichtliche Entwicklung der Stadt Braunschweig“ uns vorführt, wie sie aus reichster Sachkenntniß kein Anderer uns zu liefern vermöchte. Hervorragend ist die Ausstattung des Buches, dem die vom Director Leitzen entworfenen Kopfleisten und Schlußstücke zu besonderer Zierde gereichen.

Festgabe. Braunschweig „Einst und Jetzt“, dargestellt in Wort und Bild. (Braunschweig, A. Limbach 1897). 100 S. und XXVIII Tafeln. 8⁰. 3 ℳ.

Diese Festschrift, „den deutschen Naturforschern und Aerzten und deren Damen bei Gelegenheit ihrer 69. Versammlung gewidmet von Bürgern und Bürgerinnen der Stadt und dem Verein von Freunden der Photographie zu Braunschweig“, enthält zunächst als litterarisches Hauptstück eine Novelle von Julie Dedekind „1841—1897“. Die Verfasserin schildert darin aus eigener lebendiger Erinnerung die alte gute Okerstadt, wie sie sich vor bald sechzig Jahren den Theilnehmern am 19. deutschen Naturforscher- und Aerztetage darstellte, sie feiert die Koryphäen der Wissenschaft und Kunst, die Würdenträger und liebreizenden Frauen, die sich damals in der Aegidienkirche, in Theater und Ballsaal und schließlich auf der neuen vielbewunderten Eisenbahn zum Ausfluge nach dem Harze zusammenfanden. Sie knüpft das rosafarbene Band einer zarten Neigung zwischen Fremde und Heimath, um es schmerzlich wieder zu lösen, so daß nur ein dünnes, leichtes Fädchen übrig bleibt, aber dies Fädchen spinnt sie aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber. Der Gedanke und die Fabel ist echt frauenhaft sinnig, und über der Ausgestaltung im Einzelnen liegt ein feiner Hauch der geistigen Lebensluft jener fernen Zeit. Dieser mit dem resignirten Ausklang der Geschichte trefflich zusammenstimmende wehmüthige Reiz der Darstellung müßte der älteren Generation gefallen, das echte Kind vom fin de siècle wird ihn kaum empfinden, jedenfalls nicht richtig würdigen. — Stellte sich die Novelle, unterstützt durch einige Skizzen von der flotten Zeichenfeder Constantin Uhde's, wesentlich die Aufgabe, das alte Braunschweig lebendig zu machen, so geben die folgenden 28 Blätter in Lichtdruck ein Bild der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, wie die Gäste von 1897 sie fanden. Es sind durchweg schöne Aufnahmen, mit sicherem Geschmack gewählt und scharf ausgeführt, wahre Prachtstücke darunter, die dem Verein von Freunden der Photographie und seinem Vorsitzenden, Prof. Max Müller, alle Ehre machen. Dem erklärenden Texte, den eine fachmännische Feder in zweckmäßiger Kürze zu den einzelnen Bildern gegeben hat, folgt endlich noch ein poetischer Theil. Außer einigen mehr oder minder bekannten älteren Sachen bringt er zwei hübsche Stücke von Anna Klie; nur die kindliche Versübung von R. A. „Heinrich der Löwe und der Teufel“ dürfte bei manchem Leser ein staunendes Schütteln des Kopfes erregt haben. Alles in Allem ist das splendid gedruckte, reich illustrirte und prächtig mit Goldschnitt gebundene Buch innerlich und äußerlich wohl dazu angethan, bei den Gästen der 69. Naturforscher- und Aerzte-Versammlung die schönen Braunschweiger Tage in lebhafter und freundlicher Erinnerung zu erhalten, und das war sein Zweck.

W. Br.

In der **Zeitschrift für bildende Kunst**, 9. Jahrgang Heft 4 S. 84—96 veröffentlicht Otto Gerland einen Aufsatz über den Kreuzgang im St. Michaeliskloster zu Hildesheim, ein werthvolles Denkmal der in dieser Stadt so reich vertretenen mittelalterlichen Baukunst, das dennoch bislang eine eingehende Würdigung noch nicht gefunden hat. Diese wird ihm jetzt in sachgemäßer Weise zu Theil. Das Benedictinerkloster St. Michaelis ist bekanntlich die Lieblingsschöpfung des kunstsinnigen Bischofs Bernward († 1022), der in der Gruft dieser Kirche auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Leider ist das Bauwerk nur noch unvollständig vorhanden. Der südliche und der östliche Arm des Kreuzgangs sind 1826 abgebrochen, auch der nördliche ist zu einem Theile jetzt verschwunden, somit nur der westliche, der sich durch reiche Verzierung auszeichnet, vollständig erhalten. Gerland setzt seine jetzige Gestalt in die Mitte des 13. Jahrhunderts, während er die Entstehung des nördlichen, einfacher gehaltenen Armes der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuschreibt. Der Geschichte des Kreuzganges läßt der Verfasser dann eine genaue Beschreibung der erhaltenen Theile folgen, die durch eine Reihe sehr guter Abbildungen in wirksamster Weise unterstützt wird.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr 1. Begräbniß des Pastor A. Schwartz. — 1 u. 2. Bildung und Entwicklung der lutherischen Kirche in Nordamerika — 3. Missionsbewegung unter den amerikanischen und englischen Studenten. — 4. Aus d. Landeskirche (separirte lutherische Gemeinde in Br.) — 4 u. 7. Ueber „Evangelisation“. — 5 u. 6. Von und aus Missionsconferenzen — 8. IX. Allgemeine Luth. Conferenz; Reform des Pfründensystems.

Neues Braunschw. Schulblatt. No 1. Röpke, Zum Jahreswechsel (Gedicht). — 1 und 2. W. Mühe, Taktschreiben. — 3 u. 4. Th. Reitemeyer, Passende Melodien der Festzeiten des Kirchenjahres.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 13. März **1898.**

Was bedeutet der Name Rübeland?

Von Ed. Damköhler.

Unterhalb des Zusammenflusses der kalten und warmen Bode, die heute noch in Thale und Quedlinburg vielfach Bude, in älterer Zeit Bude und Bada, d. h. Wasser, genannt wird, liegt der durch die Baumanns- und Hermannshöhle bekannte Harzort Rübeland. Der Name erscheint nach Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg rc. I, S. 375 und 374 zuerst in Theilungsrecessen aus den Jahren 1448 und 1454 in der Form Roveland, und in einer Zeugenaussage vom Jahre 1483 ist von einer casa Iserne hutte tome rouenlande die Rede[1]). Letztere Bezeichnung giebt nach verschiedenen Richtungen werthvollen Aufschluß. Wir lernen daraus nicht nur die ältere, mit der aus dem Jahre 1448 übereinstimmende Namensform kennen, sondern ersehen zugleich, daß der Name Roveland ursprünglich nicht Bezeichnung der ersten Ansiedlung, sondern der Gegend ist, wo diese entstand, und daß der Name somit älter als die Ansiedlung ist. Ferner ergiebt ein Vergleich des Nominativs Roveland mit dem Dativ Rovenlande, daß in dem ersten Bestandtheile Rove(n) — ein Adjectiv stecken wird.

Die appellativische Bezeichnung tome rouenlande hat sich bis auf den heutigen Tag im Volksmunde erhalten. Man sagt in Kattenstedt nâ'n Reuwelanne gân, nach Rübeland gehen; op'n Reuwelanne, in Rübeland. Ebenso sagt man noch nâ'n Wennefêre, nâ'r Danne, nâ'r Wide; op'n Wennefêre, op der Danne.

Der Name ist mehrfach gedeutet. Kaum ernstlich gemeint scheint die Erklärung Rübenland, da die natürliche Beschaffenheit des Bodens den Rübenbau schlechterdings ausschließt; dagegen erfreut sich ziemlich allgemeiner Anerkennung die Deutung Raubeland oder Räuberland, die von Eckstorm, dem Prior des Klosters Walkenried, stammt, der in seinem Chronicon Walkenredense aus dem Jahre 1617 Roveland mit rapacum ager übersetzt[2]).

1) Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 3. Jahrgang, S. 339.

2) Falls nicht ein Druckfehler vorliegt und raparum statt rapacum zu lesen ist.

Ob Eckstorm einer volksthümlichen Deutung gefolgt ist oder selbständig etymologisirt hat; ob er sich nur an die Form Roveland gehalten hat oder etwa durch eine Sage zu seiner Erklärung gekommen ist, läßt sich nicht ersehen, so wünschenswerth es auch ist, darüber Aufschluß zu haben.

Eckstorm's Deutung wird bis auf den heutigen Tag allgemein für richtig gehalten und weiter verbreitet, wenigstens ist mir kein ernstlicher Versuch einer andern Erklärung bekannt. Aber bei Allen vermißt man, was die Grundlage aller Etymologie bilden soll, den grammatischen Nachweis, daß Roveland wirklich Raube- oder Räuberland heißen kann. So sagt Stübner in seinen Denkwürdigkeiten I, S. 376: „In den angeführten Theilungsrecessen heißt er (der Ort) Roveland (rapacum ager. Eckstorm; Merian), weil aus dem nahe gelegenen Schlosse Birkenfeld, wovon noch Ueberreste da sind, in den unruhigen Zeiten Deutschlands große Raubereyen in umliegenden Gegenden verübt wurden (Merian S. 28)".

C. G. Fr. Brederlow, Der Harz, 2. Ausgabe 1851, S. 312 meint, daß nach den im ganzen Bodethale befindlichen Raubburgen Rübeland seinen Namen trage: „darum hieß das Volk die ganze Gegend hier das Räuberland, woraus vielleicht Rübeland corrumpirt wurde. In alten Urkunden Röveland (Raubeland, rapacum ager)." Brederlow sieht zwar ganz richtig, daß Rübeland nicht Räuberland heißen kann; aber statt sich die Frage vorzulegen, ob denn Roveland dies bedeutet, beruhigt er sich bei der Vermuthung, daß Rübeland wohl eine corrumpirte Form sei. Daß ferner jene ganze Gegend, in der die von ihm genannten 10 Burgen lagen, vom Volke Räuberland (Roveland) genannt sei, ist einfach erdacht. Es liegt durchaus kein Grund zu der Annahme vor, daß eine andere oder weit ausgedehntere Gegend mit dem Namen Roveland benannt gewesen ist, als die, in der Rübeland liegt.

Auch der vorzügliche Kenner des Harzes, Herr Archivrath Dr. Jacobs in Wernigerode, hat sich Eckstorm's Erklärung angeschlossen: „Der Name Rübeland, den Eckstorm mit rapacum ager übersetzt, scheint gemäß den im 15. Jahrhundert üblichen Formen Roveland, Rofeland in der That diese Bedeutung zu haben"[3]).

3) Zeitschrift des Harz-Vereins für Gesch. und Alt. 3. Jahrgang, S. 339.

Man wird annehmen dürfen, daß gerade Jacobs' Ansicht für die Richtigkeit der Eckstorm'schen Erklärung zu sprechen schien und daß alle die, welche nach ihm diesen Gegenstand berührt haben, ihm gefolgt sind. So Günther, Der Harz. 1888, S. 54; Knoll und Bode, Das Herzogthum Braunschweig. Ein Handbuch der gesammten Landeskunde. 1891, S. 429, und Söhns, der sich in den Blättern für Handel, Gewerbe und sociales Leben. Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung 1897, Nr. 33 folgendermaßen ausspricht: „In seiner alten Gestalt Rouveland und Roveland stellt es (Rübeland) sich vielmehr zu dem altdeutschen rouben (rauben), bedeutete also ursprünglich nicht das Land der Rüben, sondern der Raubanfälle, wie sie daselbst nachgewiesenermaßen in alter Zeit überaus häufig verübt sind". Es ist unerwiesen, daß „daselbst nachgewiesenermaßen in alter Zeit Raubanfälle überaus häufig verübt sind". Söhns hätte beherzigen sollen, was O. v. Heinemann im 3. Jahrgange der H. Z. S. 140 gesagt hat: „Von den Burgen, welche in der Absicht, diesen Verkehr auszubeuten, entstanden sind, weiß die Geschichte so gut wie gar nichts zu berichten: dunkle Sagen und verwirrte Nachrichten kommen darin überein, daß es Raubnester gewesen. Alles andere ist Geheimniß und Schweigen. Was weiß man von der Heinrichs- und Erichsburg, von der Treseburg, von der Burg Birkenfeld bei Rübeland, von der Ahlsburg und so vielen anderen? Geschichtslos sind sie untergegangen, und spurlos sind sie verschwunden". O. v. Heinemann kann also nicht beweisen, daß auch nur ein Raubanfall bei Rübeland stattgefunden hat, die nach Söhns so überaus häufig waren; v. Heinemann kann nicht beweisen, daß jene Burgen Raubburgen waren, wofür Söhns sie nachgewiesenermaßen ausgiebt. Dunkle Sagen und verwirrte Nachrichten können den mangelnden Beweis nicht ersetzen.

Wenn nun auch etwas mehr Nachrichten über jene Burgen vorhanden sein mögen, als es nach v. Heinemann klingt, so hat doch auch der sorgfältige Forscher Steinhoff nichts beibringen können, wodurch sich jene als Raubburgen erweisen, und äußert sich daher in seiner Geschichte der Grafschaft — bezw. des Fürstenthums Blankenburg &c. 1891, S. 31 über die Deutung von Rübeland = Räuberland zurückhaltend. Steinhoff ist der Einzige, der Bedenken trägt, Eckstorm's Deutung des Namens Rübeland zuzustimmen; allerdings nicht aus grammatischen Gründen und ohne eine andere Deutung zu geben. Nach seiner mir mündlich geäußerten Ansicht waren jene Burgen Schutzburgen. Warum Söhns Steinhoff nicht folgt, ist unerfindlich. Woher mag ferner Söhns die Form Rouveland haben, die weder Stübner, noch Jacobs, noch Steinhoff kennen? Er hätte wenigstens die Pflicht gehabt, seinen Fundort anzugeben. Rouveland trägt völlig hochdeutsches Gepräge, ein mittelniederdeutsches rouven = rauben giebt es nicht. Wenn auch die Form Rouveland irgendwo vorkommen sollte, so beweist sie für die Etymologie des Wortes Rübeland nichts.

Aus der bisherigen Untersuchung ergiebt sich, daß weder die genannten Burgen im Bodethale sich geschichtlich als Raubburgen erweisen lassen, noch daß sich in der Gegend des heutigen Rübeland ein Raubanfall constatiren läßt, der Veranlassung zu der Benennung Räuberland gegeben hat; daß mithin die Deutung Räuberland geschichtlich unbegründet ist. Fraglich ist es überhaupt, ob vor 1448 ein größerer Verkehrsweg von Blankenburg über Rübeland führte, und nicht vielmehr über das Hüttenröder Plateau, wo heute noch die alte Elbingeröder Straße vorhanden ist.

Neben der Ansicht, daß die ehedem im Bodethale vorhandenen Burgen Raubburgen gewesen seien, von denen aus in der Rübeländer Gegend Raubanfälle verübt wurden, ist die Annahme, daß in Roveland das Wort roven = rauben oder rôf = Raub stecke, der Grund gewesen, Eckstorm's Erklärung beizubehalten. Es bleibt nun zu untersuchen, ob diese scheinbar sich von selbst ergebende Deutung, an deren Richtigkeit bis jetzt kaum Jemand ernstlich gezweifelt hat, stichhaltig ist. Doch möchte ich eine Bemerkung vorausschicken. Seit Jacob Grimm und Georg Curtius steht es fest, daß alle Etymologie in erster Linie auf grammatischer Erklärung beruhen muß; erst in zweiter Linie kommen geschichtliche und andere Beweise in Betracht. Unter denen, die sich gelegentlich mit der Deutung unserer Harzer Namen befaßt haben, ist aber keiner, der wirklich Grammatiker, speciell Dialectiker ist. An Dialectgrammatiken fehlt es leider überhaupt noch sehr. Für den braunschweigischen Harz haben wir nur eine, nämlich für Stiege, von Dr Liesenberg. Für den niederdeutschen Harz bin ich zwar genügend unterrichtet, aber die Grammatik ist noch ungeschrieben, obwohl ich mehrfach zu ihrer Abfassung aufgefordert bin. Es fehlt mir an Zeit dazu. Daher darf es nicht verwundern, wenn die bisherigen Deutungen schwierigerer Namen meist verfehlt sind. Auf dem Gebiete der Namenforschung gilt als oberster Grundsatz, daß man von der ältesten, uns bekannten urkundlichen Form auszugehen habe. Aber seit Jahren bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Methode oft nicht zum Ziele führt, weil sich meines Erachtens die alte Schriftform nicht immer mit der vom Volke gesprochenen deckt, weil die Leute oft anders gesprochen haben als geschrieben wurde — die Namen entstammen aber meist der Volkssprache — oder weil die alte Schriftform mehrdeutig ist. Darum habe ich bei meinen Forschungen einen anderen Weg eingeschlagen. Ich bin von der heutigen, im Volke noch gesprochenen Form als derjenigen, die mir sicherer scheint als die alte geschriebene, ausgegangen und habe sie unter Berücksichtigung der festgestellten grammatischen Gesetze mit der alten Schriftform verglichen. Stellt sich dabei heraus, daß die heutige Form zu der alten stimmt oder umgekehrt, so erscheint das Ergebniß gesichert. Diese Methode führt nicht selten zur Sicherstellung zweifelhafter Lautverhältnisse alter Formen.

Für die Deutung des Namens Rübeland sind nun zwei wichtige Anhaltspunkte gegeben, die alte urkundliche Form Roveland (Rofeland) und die heutige mundartliche Form Reuweland, wovon Rübeland nicht eine corrumpirte Form, wie Brederlow meinte, sondern die richtige hochdeutsche Uebersetzung ist. Seit wann diese auftritt, weiß ich nicht, sie zeigt aber, daß man Reuweland, resp.

Noveland nicht als Raub- oder Räuberland faßte. Die Form Noveland läßt zwar äußerlich betrachtet die Erklärung Raubland zu, denn im mittelalterlichen Niederdeutsch heißt roven rauben und rôf Raub, aber daß dieses roven nicht in Noveland stecken kann, lehrt die heutige Form Neuweland. In der niederdeutschen Mundart des Harzes ist der Diphthong eu immer Umlaut von au, z. B. kau, Pl. keue, Kühe; bauk, Pl. beuker, Bücher. Diese Laute au und eu sind aber im Mittelalter selten geschrieben, statt ihrer, namentlich statt au, erscheint langes o, z. B. ko, bok, schole und ebenso auch Noveland. Nun lehrt die historische Grammatik der deutschen Sprache, daß dieses o, wofür wir heute au, resp. eu sprechen, in der gothischen, der ältesten uns bekannten germanischen Sprache, auch ô lautete, z. B. skôhs Schuh; im Ahd. und Mhd. aber uo, z. B. scuoh. Das Wort rauben dagegen hat im Gothischen den Vokal au: biraubjan und lautet ahd. rouban. Hieraus ergiebt sich mit Sicherheit das zweite wichtige Resultat, daß das Wort rauben oder Raub in dem Namen Rübeland nicht stecken kann.

Hatte ich es bisher damit zu thun, die herrschenden Ansichten als unrichtig nachzuweisen, so gilt es jetzt den Versuch, an Stelle des Alten etwas Neues und Richtigeres zu setzen. Das erscheint bei dem Mangel an entsprechenden altdeutschen Formen nicht ohne Schwierigkeit. In keinem deutschen Wörterbuche habe ich ein Wort finden können, das dem heutigen Neuwe — entspricht; aber das Angelsächsische scheint das Wort zu haben. Bei Ettmüller, Vorda vealhstod Engla and Seaxana, S. 502 und 503 findet sich das Adjectiv hrêfe = leprosus, krätzig, grindig, und Ettmüller vermuthet, daß hrêfe = hreófe, hreóf = callosus, scabiosus, leprosus, grindig, schorfig, krustig. Nun erscheint im Angelsächsischen oft da ein ê, wo im Gothischen ein ô und in unserer niederdeutschen Mundart ein au oder eu steht, z. B. sêcan = seuken, suchen; svête = seute, süß; glêd = glaut, Gluth; gemêtan = mnd. môten, begegnen, wir sagen heute einen in't jemeute kommen, vergl. Ettmüller, a. a. O. S. XVI. Daher glaube ich, daß angs. hrêfe mit gesetzmäßigem Wegfall des anlautenden h unserem Neuwe — entspricht. Die Bedeutung von Neuwe — würde demnach „grindig, schorfig, krustig" sein; schorwich nennt man in hiesiger nd. Mundart auch Kartoffeln, die keine glatte Schale, sondern narbige Auswüchse haben. Auch in der Altmark nennt man Auswüchse an Früchten schorf. Wie hier schorfig von Früchten, so müßte es in Rübeland vom Boden gesagt sein. Diese Bezeichnung scheint mir passend. Ich denke mir, daß ursprünglich diejenige Stelle mit Noveland gemeint war, wo das Thal sich etwas erweitert und weniger Gefälle hat Früher, als die Bode noch mehr Wasser hatte, wird sie hier übergetreten sein und die ebene Fläche mit Steingeröll, Kies, Grand bedeckt haben, wie man das heute noch bei der Oker in der Nähe von Vienenburg sehen kann. Bedenkt man noch, daß Grind und grindig wahrscheinlich mit Grand verwandt sind, so hat die Bezeichnung grindig vom Boden gesagt nichts Auffälliges. Die Bedeutung von Noveland (Neuweland, Rübeland) ist daher Grandland oder Schorfland.

Für die Beurtheilung der Richtigkeit meiner Etymologie scheint Folgendes von Belang zu sein. In der niederdeutschen Mundart des Harzes giebt es das Wort rôf, m., Erdkruste, die sich besonders in Folge plötzlicher Hitze nach feuchtem Wetter bildet. Das Wort ist weit verbreitet; Grimm's Wörterbuch verzeichnet ein Rawe, Schorf einer Wunde, und stellt es zusammen mit mnd. rôf (ruf), rave, 1. Decke, Deckel, 2. Decke, Kruste, die sich auf einer Wunde bildet, das Harsche auf einer Wunde (mnd. Wtb. III, 515); westf. rüek, Kruste auf Wunden; agf. hreóf, scabies; ahd. hruf, Blatter, Grind, Schorf, Aussatz, das Schade, altd. Wtb. I, 426 wieder zu ahd. hriob = leprosus, agf. hreóf = asper, scaber stellt; ostfr. heißt es rafe, râf, rôfe, rôf, die rauhe, grindige Kruste oder Borke, bez. die rauhe Decke oder Harsche einer vernarbten Wunde, ostfr. Wtb. III, 5. Da nun agf. hrêfe dieselbe Bedeutung hat wie hreof, so sind beide offenbar stammverwandt, wie schon Ettmüller vermuthete; und da hrêfe lautlich unserem Nove —, Neuwe — entspricht, so wird meine Etymologie richtig sein. Selbstverständlich steckt in Noveland nicht das Wort rôf, da es sonst Reweland heißen müßte.

Es wäre erwünscht zu wissen, ob es auch in anderen Gegenden ein Rübeland giebt. Von meinem Collegen, Herrn Oberlehrer Dr. Liesenberg, höre ich, daß der thüringische Ort Stiege im Harz ein Reweland = Rübeland hat. Dieses Reweland liegt nicht in einem Thale, sondern auf einer hoch gelegenen Ebene und ist ein unfruchtbares, steiniges Land, das nur als Weide benutzt wird.

Zwischen den Ortschaften Wienrode und Thale giebt es den Flurnamen Neuweken.

Herzog Julius von Braunschweig und seine Navigationspläne.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Dem Berichte voran geht eine allerdings sehr roh ausgeführte, aber schon wegen der alten Ortsbezeichnungen nicht uninteressante Karte des damaligen Herzogthums Wolfenbüttel mit Erläuterungen Wilhelm's de Raet, die folgendermaßen lauten.

„Dieser Abriß bedeut die zukunfftige Schiffart von dem Ockerflus in die Elbe an die Stat Madeburgh und ferner mitt Gottlicher Hülffe dem Churfurstlichen Sachsischen Berckwergk zum besten mit Bley vnnb Gelt oder ander Wahren vmbzusetzen, zu schiffen seien mochte, also mit allen anderen diversen Landesfruchte zu conresponderen vnd eines des andren zu prouenderen habe, vnd jdes Furstenthume, Landtstenden ihre selbsts eigene erworben Landesfruchten freyhe vmbsünste auff die Schiffart zu passeren, ihre Getrede vnd Victualien vnd anders, nichts außgenomen, auch gleichergestalt da der diversen Chur- vnd Furstenthumen, geistliche vnd weltliche Regirunge, Bauren, Bürger, vom Adel die Ritterschaft, Prelaten, Grafen, der Erblingen des Thum Capitels ihre diversen gemurte Korn-Heuisser vnd Spicker,



ihre Getrette vnd Victnalia ihn vorratt zu haben bei den Wasserfleuissen der zukunfftigen Schiffart. Auff der Elbe, die durch Stift Halberstat comrespondert ihn Landt zu Brunswigh des obgedachten Ockerstroms wirdt, kan vnd mach der Kauffmann zu ides Theils diuersen Kornheuser oder Spicker Kauff zu begeren vnd vmb Bargeldt abzuebrengen auf ihre selbst Vnkosten: ge, soverne jder Kornhauß vnd Spicker seine eigen Kraen, wie sich das geburt, (hätte), welches den nach der Volfurunge der obgemelten Schiffart eine grosse Autilitet den Regents, Fursten und Landtstenden eine grosse Wolfeiligkeit erzwingenn, vnd man würde von sich an andren Orter, do man keine Schiffart hette, oder haben wolte, Theurickeit ertzwingen".

A	Die Stat vnd Sloss Zelle inz Landt Luinenborgh.	l	Dorf Maskerode vnd sin Brogh.
B	Die Veste Giffhorn.	m	Schepenstat.
C	Huis Meinersen, da die Ocker in die Aller valt.	n	Assenburgh.
D	Huis Nienbrucken.	o	Stonsluisen in der Nette-Schipuart.
E	Dorpf Wal.	p	Kloster Hamersleuen.
F	Die Stat Brouswigh.	q	Kloster Houseborgh.
G	Die Veste Wolfenbutel.	r	Stat Oskersleuen.
H	Die Schipuart, Stonsluisen in die Ocker.	s	Halberstat.
I	Die Hedewigh-Burgh.	t	Huis Grunigen.
K	Kloster Dorstat.	u	Stat Quedelburgh.
L	Die angefanghue Stonsluiy in die Ocker onder den Kloster Dorstat.	v	Heimersleben.
M	Kloster Henig.	w	Egelen.
N	Borchdorp.	x	Monigh-Nienburgh.
O	Das Huis Sladum.	y	Bernburgh.
P	Kloster Wolderade.	z	Halle.
Q	Ocker-Thorn.	1.	Dessau.
R	Stadt Goslar.	2.	Rosenburgh.
S	Smeltz-Hütte	3.	Barbi.
T	Hartzborcht.	4.	Die Stat Madeborgh.
V	Missingzhütte.	5.	Den Brockenbergh.
W	Huis Vinenburgh.	6.	Den Ramelzbergh vnd die Abezugh.
X	Huis Stablenburgh.	7.	Den Ockerflus.
Y	Huis Widla.	8.	Der Allerflus.
Z	Huis Wolperode.	9.	Die Radauflus.
a	Huis Elsenburgh.	10.	Eckerflus.
b	Stat Osterwigh.	11.	Elsenflus.
c	Horenburgh.	12.	Die Netteflus.
d	Dat Huis Hessem.	13.	Wafeflus.
e	Huis Jerixem.	14.	Lutterspeing.
f	Die Veste vnd Stat Schenung.	15.	Schunterflus.
g	Die Vuinersität Helmstat.	16.	Das Elmholtz.
h	Kloster Koninghz-Lutter.	17.	Die Auwe-Flus.
i	Comptri Lucklum.	18.	Askersleuens-Brugh.
k	Kloster Ritterhuisen vnd der Hoff Houla.	19.	Hessen-Zoldham.
		20.	Stift Halberstat Vier-Zoldham.
		21.	Die Holtemer-Flus.
		22.	Die Bode-Flus.
		23.	Stift Madeburgh-Zoldham.
		24.	Die Saul-Flus.
		25.	Die Milda-Flus.
		26.	Die Elbe-Flus.
		27.	Verzhegnis der Mielen.

Dem oben mitgetheilten Berichte ist dann noch folgender Brief angehängt.

Meinen gans früntlichen Gruis vnd williger Dinst in allen Wegen zuuor, er- vnd achtbare gonstiger Her vnd Vrint! Mein gnediger Forst vnd Herr Hertzogh Julius hat gnediglich mich beuoelen, das ich Ewer erbar Gonsten dusser Verzhegnus tzoeschicken solte, wolges ich mit eigner Handt verzhegnet vnd geschrieben habe tzoe Nutz vnd Vordrung onses Vaederlandt, die Nederlanden, vnd tzoe Behoeff allen Koephandtler vnd allen, die Lust vnd Liebe tzoe dusser Schipuart haben. In dusser kleyne Landtkaerten vint Ewer E[rbar] G(onsten) alle Verzhegnis mit den Wasserflüssen, war sy entspringen vnd widrom invallen vnd wie der Ocker-Flus by dem Huis Meinersen in die Aller valt ins Land Luinenburgh, vnd darin ist die secreta dusses Landes begrepen tzoe grossen Nutz, Vordrung vnd Profit allen Koep- vnd Schiplnyden. Wie viell Mielen ens von den andren, vnd wie die Stetten, vnd Slosser heissen, vint men in dusser Landtkarten verzhegnet mit dem Alfabeta, vnd die Wasserstroemen sint verzhegnet mit den Karactren[1]). Ich begere widrom schriftliche Antwort, das Ewer e(rbar) G(onsten) dyses becomen hat, nicht mer op dusse Zeyt, ten Gott der helligen Driefaltichеit sy alzeyt mit ons allen. Amen Actum in der forstlichen Veste Wolfenbutel by der Henrickzstat, dem 6. Julius anno (15) 84.

Herman Geritz, ein Borger in die Stat Nerren[2]) in Hollandt, hadt dusser Verzhegnus met sich genoemen nach Amsterdam Hans Spenckhuisen tzoe behanden.

Robert Lobri.
Mein Hant.

Infolge des hier mitgetheilten Berichtes schloß nun Herzog Julius am 23. Juli 1575 mit Wilhelm de Raet einen Vertrag ab, wonach dieser sich verpflichtete, „eine Compagnie oder Gesellschaft von Burgundern oder anderen Nationen“ zusammen zu bringen, welche gegen Verleihung von besonderen Privilegien, Freiheiten und Gerechtsamen das Werk der beabsichtigten „Navigation“ auf ihre Kosten und Gefahr ausführen sollte. Wilhelm de Raet, bei dem die Leitung des ganzen Unternehmens stehen sollte, wurde zum Baumeister und Ingenieur zu Wasser und zu Lande ernannt, ihm nicht nur eine für damalige Zeiten hohe Besoldung zugesichert, sondern auch nach glücklicher Vollendung des Werks die Auszahlung einer größeren Summe (10 000 Thaler) in Aussicht gestellt.

Allein dieser Versuch — immerhin merkwürdig für jene Zeit — das Navigationswerk durch eine Actiengesellschaft, wie wir es jetzt bezeichnen würden, zu Stande zu bringen, scheiterte an der Abneigung und dem Mißtrauen der dabei in Aussicht genommenen Actionäre, und so mußte sich Julius schließlich doch dazu verstehen, die Ausführung des Planes aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Diese ist aber in ihren Anfängen stecken geblieben Wohl gelang es ihm, theilweise unter Heranziehung niederländischer und selbst englischer Arbeiter noch im Jahre 1577 die Oker vom Okerthurm bis nach Wolfenbüttel und Braunschweig herab schiffbar zu machen, auch ihre Nebenflüsse, die Radau und die vom Elme herabkommende Nette soweit zu reguliren, daß sie mit Flößen und Prahmen befahren werden konnten. Allein die Ausführung seiner weiteren Pläne, namentlich der durch die große Bruchniederung herzustellenden Verbindung zwischen Elbe und Weser verhinderten theils die kleinliche Eifersucht und Mißgunst der benachbarten Territorialherren, theils und hauptsächlich der Widerwille der Stadt Braunschweig, die sich durch des Herzogs

1) In der beistehenden Tafel sind statt dieser besonderen Zeichen aus praktischen Rücksichten arabische Ziffern gesetzt worden.

2) Wohl das jetzige Neer im Herzogthum Limburg.

Pläne in ihren alten Handelsbeziehungen für bedrohet erachtete. Wie sein Vetter Wilhelm von Lüneburg feierlich gegen die Fortsetzung des Werkes Einspruch erhob, so traten die Braunschweiger noch radicaler dagegen auf, indem sie den begonnenen Kanal durch darin aufgehäufte Steine verschütteten und schließlich vom Kaiser Rudolf II. das Verbot erwirkten, den Ausbau des ohne ihren, „der condominorum, sociorum und Mitregenten Rath und Willen angefangenen Grabenwerkes" fortzusetzen.

So sind die großartigen, seiner Zeit weit vorauseilenden Pläne des Herzogs Julius, durch eine Regulirung der Wasserläufe seines Landes und durch eine damit zusammenhängende Kanalverbindung der beiden Stromgebiete der Weser und Elbe der Binnenschifffahrt Niedersachsens aufzuhelfen, dem damaligen Handelszuge eine neue Richtung zu geben und den Erzeugnissen des eigenen Landes einen leichten und bequemen Absatz zu erschließen, gescheitert, man kann sagen geradezu in's Wasser gefallen. Seiner Bedeutung als aufgeklärter, verständiger und weitblickender Volkswirth thut dieser Mißerfolg keinen Eintrag. Das Gelingen entscheidet nicht immer über den Werth des Menschen, und es ist nur eine Forderung historischer Gerechtigkeit, daß ihm gegenüber auch dem klaren, richtigen Blick und dem ehrlichen, entschiedenen Wollen die Anerkennung der Nachwelt nicht versagt werde: Et voluisse juvat.

Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt.

(Nachtrag.)

„Meine akademischen Jahre sind mir, wie jedem in Deutschland erzogenen Jüngling, ein ewig gegenwärtiges Bild". Mit diesen Worten hatte Karl Benedict Hase am 20. Juli 1805 in Paris einen Brief an seinen würdigen Lehrer, den Abt Henke in Helmstedt, geschlossen. Wie wahr diese Worte gewesen, dafür hat er selbst noch über ein Menschenalter später einen klaren Beweis gegeben. Er liegt uns vor in einem Briefe an Henke's Tochter, Frau Sophie Bruns [1]), der, in freundlichster Weise uns zur Verfügung gestellt, hier in vollem Wortlaute folgen möge, da er nicht nur für die treue Anhänglichkeit des Verfassers an seine alte Bildungsstätte, sondern auch für die hohe Achtung, die er sich in Frankreichs Hauptstadt errungen, ein schönes Zeugniß uns liefert. P. Z.

Paris, den 30. September 1841.

Ich will und darf, liebe Sophie — so erlauben Sie mir wohl Sie anzureden, aus der Ferne, und mich auf unsere Verwandtschaft stützend — ich darf Herrn Prof. Bruns [2]) nicht von hier abreisen lassen, ohne Ihnen für Ihr gütiges Schreiben zu danken das mir, freilich vor langer Zeit, Herr D. Engelbrecht [3]) richtig überbrachte. Es war mir eine freundliche Erinnerung aus meiner Jugend. Die Antwort wollte ich Herrn Engelbrecht anvertrauen, damit er sie Ihnen bei seiner Rückkehr selbst einhändigte; unglücklicher Weise traf seine Abreise von Paris nach Teutschland mit meiner eigenen nach Italien zusammen wo ich 1838 den Herbst in Rom und Neapel zubrachte. Sie wissen was Zurüstungen zu einer weiten Pilgerfahrt sind; im Drange der Stunden unterblieb die Erfüllung einer lieben Pflicht. Aber jetzt wo ich Herrn Prof. Bruns gesehen und gesprochen — leider nur spät, zwei Tage vor seiner Abreise; denn diesen ganzen Monat war ich abwesend, die Ferien benutzend und nicht ahnend, daß jemand, Ihnen so innig angehörend, in der großen Stadt angekommen sei — jetzt wenigstens will ich die willkommene Gelegenheit benutzen um Ihnen zu sagen wie sehr Sie mich durch Ihren Brief erfreuten den ich sorgsam bewahre, der auch jetzt vor mir liegt, und wie dankbar ich Ihnen bin für früheres Wohlwollen so wie für dauernde Erinnerung.

Sie haben Recht, Sophie, in dem was Sie schrieben: seit wir uns sahen hat die Zeit ihr strenges Recht geübt, vieles zerstört, vieles neu geschaffen. In der jugendlichen Welt, in Helmstädt, stand eine Zukunft vor uns in die viele, wie Moses ins gelobte Land, nur schauen, nicht kommen. Ich selbst, seitdem in verwickelte Welt- und Menschenverhältnisse verflochten, in der Kaiserzeit, unter den Bourbons, auch jetzt, darf mich nicht über das Schicksal beklagen das mich besser bedacht als ich vielleicht verdiente. Geistvoller Frauen Andenken bringt Glück in dem verworrenen Treiben des Lebens und schützt überall, in den Beduinenlagern in Afrika so wie auf dem hiesigen bewegten Boden, selbst bei dem Sturze kaiserlicher Dynastien. Sind auch manche schöne Träume nicht in Erfüllung gegangen die mir vorschwebten als ich mit Ihnen war, wenigstens weiß ich nun, Sophie, und bin froh in dem Gedanken, daß Sie wohl, geehrt und glücklich leben, in Ihrem Familienkreise und als Mutter drei geachteter und talentvoller Söhne [4]).

Fast eben so lebhaft als durch den Besuch Herrn Prof. Bruns wurde ich vor kurzem durch die Gegenwart Herrn Hofrath Petri's [5]) in die Zeit versezt wo mir

---

1) Vgl. über sie S. 31 Anmerk. 2.

2) Victor Bruns, geb. in Helmstedt am 9. August 1812, damals Professor am Collegium anatomico-chirurgicum in Braunschweig, wurde 1843 Professor der Chirurgie in Tübingen, wo er am 18. März 1883 gestorben ist.

3) Dr. med. Theodor Engelbrecht am 4 August 1892 in Braunschweig als Geheimer Medicinalrath gestorben.

4) Es waren außer dem Anmerk. 2 genannten Victor Bruns noch Theodor Bruns, der, am 8. October 1813 in Helmstedt geboren, Bibliothekar in Berlin wurde und am 26. April 1886 in Rom starb, und Georg Bruns, der, am 24. Februar 1816 in Helmstedt geboren, als Professor des römischen Rechts am 10. December 1880 in Berlin gestorben ist. Uebrigens war Sophie Bruns nur die Stiefmutter dieser Söhne, die aus des Vaters erster, am 10. October 1811 geschlossenen Ehe mit Fried. Wilh. Köppen, der Tochter des 1791 verstorbenen Philologen J. G. J. Köppen in Hannover stammten. Als diese Frau am 17. April 1822 verschieden war, vermählte sich Dr Bruns am 23. December d. J. in zweiter Ehe mit Sophie Henke.

5) Victor Friedr. Lebrecht Petri, Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig, wo er als letzter bedeutender Vertreter der humanistischen Wissenschaft an dieser Anstalt am 4. Februar 1857 gestorben ist. Seine Gattin Charlotte Sophie war eine Tochter des Oberpredigers Pauli in Ballenstedt.

vergönnt war in Ihrer Nähe zu sein. Wir beide, Petri und ich, waren Zuhörer Ihres verehrten Herrn Vaters und haben in Paris viel von Ihnen und ihm gesprochen, auch von Wolff, Häfeli, Schellenberg[6]) (erinnern Sie sich dessen noch? und der reimreichen Verse die ich auf ihn machte?) und — doch ich sollte in dieser heitern Stunde keine wehmüthigen Erinnerungen wecken — von Ihren beiden Brüdern, meinen unvergeßlichen Freunden. Petri und seine gebildete Gattin — mit beiden hatte ich die Freude einen Tag zu verbringen; ich wußte damals noch nicht daß Herr Bruns in Paris war — habe ich gebeten mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und von mir, meinen Erinnerungen, meinem Treiben und Wesen zu berichten.

Und nun, liebe Sophie — ungern zwar, aber fröhliche Augenblicke gehen schnell vorüber — muß ich schließen und will mit einem geschnittnen Steine siegeln den mir ein schmieriger Papas auf Delos in den griechischen Meeren verkauft hat, vor Jahren, als ich mit einer halb diplomatischen Sendung von den hiesigen Gewalthabern nach Athen geschickt wurde. Was des alten Künstlers Laune wunderbar zusammengesezt, nennt man französisch une chimère. Geht nicht auch unser Leben unter Erbauung solcher Luftgebäude oder Chimären, welche die Zeit schonungslos zerstört, schnell vorüber? Doch hoffentlich nicht spurlos, und nicht ohne fortzudauern in dem Gedächtnisse unserer Freunde. Auch Sie, Sophie, vergessen Sie mich nicht ganz. Sein Sie überzeugt daß nichts mir größere Freude machen könnte als wenn Sie mich wieder einmal mit einigen Zeilen von Ihrer Hand beehrten und genehmigen Sie, mit meinen besten Wünschen für Ihr Wohl und für das der Ihrigen, den wiederholten Ausdruck meiner innigen Dankbarkeit, treuen Anhänglichkeit und Verehrung.

Unwandelbar der Ihrige,
K. B. Hase.

Adresse: Madame
Madame Sophie Bruns
Brunswick.

Bücherschau.

Adolf Kiene, Der Senator. Komischer Roman. Berlin, Otto Janke 1898. 306 S. 8°. 4 M.

Der komische Roman ist, seit Winterfeld's unermüdlich fleißige Feder verrostet ist, bei uns so gut wie ausgestorben, was um so begreiflicher ist, als sich die Vorliebe der Leser oder das Interesse der Verleger auf die kurze Geschichte gestürzt hat, die am liebsten als sogenannte Humoreske auftritt, wenn sie nicht den einzelnen Fall für irgend ein funkelnagelneues Problem liefern soll und sich in kurzen Sätzen, Gedankenstrichen, den beliebten in ein Dreieck gestellten Sternchen und in anderen Seelen- oder sonstige unsagbare Vorgänge andeutenden Zeichen ergeht. So ist der alte, brave komische Roman, der es bei uns indessen nie zu großer Blüthe gebracht hat, verschollen. Denn wer dergleichen glaubte schreiben zu können, machte gleich kurzer Hand auf den Humor Anspruch und stellte sich an die Seite der Engländer und der Deutschen, die dieses Feld angebaut haben. Ist nun der Zusatz „komisch" anspruchsvoll oder bescheiden? Es ist hier nicht der Ort, darüber zu sprechen. Es würde dies eine lange Untersuchung erfordern, die zugleich den ganzen Streit über die Stellung der Komödie aufrollen müßte. In unserem Falle, für den komischen Roman Adolf Kiene's, bedeutet der Zusatz meines Erachtens etwa so viel: Seid billig, meine Leser; was ich Euch erzählen will, trägt sich nicht in Fürsten- und Grafenhäusern zu. Meine Leute sind Menschen, die Ihr Alle kennt, ihre Schwächen und Absonderlichkeiten sind gutartig und harmlos, fordern das Lachen mehr heraus als Achselzucken und Naserümpfen. Und mein Schauplatz ist das liebe, alte, bierbrauende Eimbeck, dessen Bewohner ich Euch zwar in komischer Beleuchtung zeigen kann, über die zu spotten ich mir aber sehr verbeten haben wollte. Denn Ihr seid kein Titelchen anders und besser als sie, mögen Euch größere Verhältnisse auch das liebe Ich in anderthalbfacher Vergrößerung zeigen. Haben Euch Eure größeren Verhältnisse meinetwegen größeren Sinn gegeben, so haben sie Euch dafür die Möglichkeit genommen, ein ehrbares Eimbecker Nachbarschaftsfest zu feiern, und leider Gottes haben die Zeitumstände sie den Eimbeckern für alle Ewigkeit auch genommen.

Das altberühmte Eimbecker Nachbarschaftsfest ist es, das dem Erzähler den vortrefflich gezeichneten Hintergrund für seine Menschen, deren Meinungen, Thaten und Erlebnisse abgegeben hat. Manch ein milieusuchender Schriftsteller möchte den Verfasser wohl um diese genaue Kenntniß der Zustände und ihrer Einzelheiten beneiden, aber schwerlich würde Einer die Liebe und den gutmüthigen Spott mitbringen, die Kiene berechtigen, Vorgänge aus einer ganz bestimmten Zeit und aus einer deutlich bezeichneten kleinen Stadt zu erzählen. Kein Mensch wird zwar annehmen, daß der Senator Prostmeier, die Wittwe Minna Brennecke, der Superintendent Holekamp, der Pastor Schwarz, der Bürgermeister und alle mehr oder minder in die Handlung verflochtenen Gestalten unmittelbar nach der Wirklichkeit aufgenommene Personen wären; aber es würde doch für die Eimbecker vielleicht ein Bodensatz des Unbehagens zurückbleiben, wenn nicht durch die ganze Schilderung der Zustände und Personen ein Zug, sagen wir, von Heimweh ginge, der selbst den eifrigsten und abgünstigsten Aufstöberer von Anspielungen und Beziehungen versöhnen müßte. Ab und zu kommen gelegentliche Ausfälle vor, die mit der angeschlagenen Tonart nicht recht stimmen wollen, wie denn der zum Schluß eingeführte Consistorialrath mit seinem an Tendenzromane erinnernden Auftreten den sonst so wohl gefügten Rahmen zu sprengen droht. Ueberhaupt wird die Oeconomie der Handlung durch die ganze Superintendentur-Idylle, die an und für sich sehr hübsch ist, soweit ihr nicht tendenziöse, für das zarte Gewebe zu schwere Bleigewichte beigegeben sind, namentlich gegen

6) Ueber Wolff vgl. das S. 17 Anmerk. 2 Gesagte. Johann Kaspar Häfeli aus Zürich wurde am 9. Mai, Phil. Ludw. Schellenberg aus Nassau am 20. Juli 1797 in Helmstedt immatrienlirt.

den Schluß hin gestört. Die Hauptpersonen, der Senator, seine Braut, das liebliche Traudchen, auch der Förster fallen überdies leicht gegen die höhere Art der Gestalten dieses Kreises ab. Und das ist doch nicht die Absicht des Verfassers. Denn er will, wenn er auch den biederen Senator Prostmeier in seiner possirlichen Gravität, den alten Ober-Tertianer in seiner treuen Anhänglichkeit an die klassische Bildung, den verknöcherten Junggesellen in seinem Kampfe mit der nach dem Eheringe lüsternen Haushälterin und den heirathslustigen Einspänner in seinem Irrthum über die Person seiner Zukünftigen unserem schmunzelnden Lächeln preisgiebt, im Ganzen doch seine Leute als liebenswürdig und achtungswerth vorführen. Das wird ihm erschwert durch die andere Gattung von Menschen, deren Tüchtigkeit ihn vielleicht verleitet hat, länger bei ihnen zu verweilen, während er z. B. den Anfangs eingeführten Bürgermeister im weiteren Verlaufe der Erzählung gänzlich hat fallen lassen. Die Sprache ist hie und da noch etwas conventionell, und etwas abgegriffene Wendungen finden sich nicht gar so selten, die um so mehr auffallen, als der sonst so frische Ton, der muntere Ausdruck und die vielen drolligen Bemerkungen eigen und ursprünglich sind. Vielleicht hätte der Verfasser öfter, als es ihm gelungen ist, dem Reize widerstehen können, muthwillige kleine Derbheiten anzubringen, die zwar alle durch die angegebene Gattung seines Romans hinlänglich gedeckt sind, aber doch Leser oder vielmehr Leserinnen unnöthig gegen das Ganze einnehmen könnten. Und das Ganze ist prächtig. Absichtlich ist nichts von der eigentlichen Handlung verrathen worden. Ich möchte wünschen, daß das Buch viele Leser gewänne und daß diese Art Realismus immer mehr Anklang fände, wie so viele Anzeichen, wenn wir sie richtig deuten, es verkünden. Dann hätte die nunmehr verflossene Bewegung ihre Berechtigung erwiesen. Denn z. B. Kiene's komischer Roman wäre ohne die vorangegangene Strömung nicht möglich gewesen. Denn so sah, vor Allem so sprach man vor etwa fünfundzwanzig Jahren, — so weit liegt die Zeit zurück, in die Kiene seine Erzählung verlegt — nicht mehr und noch nicht.

K. M.

[**Karl v. Malachowski**], Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. v. Malachowski. Leipzig, Grunow 1897. VIII und 232 S. 8°. 2 M.

Ein frisch und anmuthig geschriebenes Büchlein, das uns in Leben und Treiben der Zeit einen deutlichen Einblick thun läßt. Der Verfasser der jetzt von seinem Enkel herausgegebenen Selbstbiographie ist am 2. Mai 1783 in Butkuhnen bei Goldap in Ostpreußen geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters († 15. März 1794) kam er in eine Cadettenanstalt, dann in die Ecole militaire; 1801 war er Cornet, 1805 Lieutenant. Im Jahre 1806 nahm er im Blücher'schen Corps an den Kämpfen von Waren und Lübeck Theil. Einen Tag hat er schon in dieser Zeit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig Adjutantendienste geleistet. Auf Wartegeld gesetzt, wandte sich daher v. Malachowski im Sommer 1808 an den Fürsten, als dieser in Oels weilte, um von ihm eine Anstellung im Forstfach oder bei der Verwaltung seiner großen Besitzungen zu erhalten. Der Herzog weihte ihn in seine kriegerischen Pläne ein und gewann ihn zum Adjutanten; gegen Weihnachten entsandte er ihn nach Königsberg zu König Friedrich Wilhelm III., um hier ausstehende Capitalien zu erheben, was ihm durch die persönliche Einwirkung des Königs, den er mit den Absichten des Herzogs vertraut machte, sehr gut gelang. M. entwirft dann von den Vorbereitungen zu dem Unternehmen des Herzogs, mit dem er sich Mitte März 1809 nach Nachod begab, eine anschauliche Schilderung. Ebenso von den ersten kriegerischen Ereignissen des Feldzugs. Auf Veranlassung des Erzherzogs Karl, der dem Herzoge mittheilte, daß auch Preußen gegen Frankreich losschlagen werde, schickte dieser v. M. nochmals nach Königsberg, um hier einen Operationsplan zu vereinbaren, da er sich gern den in Norddeutschland operirenden preußischen Truppen anschließen wollte. Die Hoffnung erfüllte sich bekanntlich nicht. M. aber wurde hier von dem Könige beredet, wieder in preußische Dienste zu treten; er erhielt einen freundlichen Abschied von dem Herzoge, „dem edlen deutschen Ritter und Fürsten", dem er „stets ein dankbares Andenken bewahrte" und zu dessen Lebensbilde er einige bemerkenswerthe Züge mittheilt. M. hat dann an den Kriegen von 1813 und 1814 ehrenvollen Antheil genommen. Von April 1815 bis 1821 war er Flügeladjutant König Friedrich Wilhelm's III. Hier sind seine Erzählungen für die Charakteristik der ehrenwerthen und anspruchslosen Persönlichkeit dieses Fürsten, insbesondere auch für seine Stellung zu Kaiser Alexander von Rußland von großem Interesse Damit bricht das Buch ab. Ein kurzes Schlußwort berichtet von den späteren Lebensschicksalen des Verfassers, der als Commandant von Glatz am 18. September 1844 gestorben ist.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 14. Generallieutenant R. v. Wachholtz †; die Wehrsteuer; Besetzung von Kiaotschou — 15. Engelbrecht, zum 27. Januar (Gedicht); Prinz Heinrich. — 16. Der Leipziger Verband deutscher Kriegsveteranen und seine Bestrebungen. — 17. Rapport des Braunschw. Landwehr-Verbandes.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1. Ein Fortschritt der Hygiene. 1 u 2. Hygienisches von der 69. Naturforscher-Versammlung in Braunschweig. — 2. Hünicken, das temperirte Schwimmbad im Winter. — 3. Allgemeine Mitglieder-Versammlung am 18. November 1897.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 1. Zum Neujahr 1898. — 2–4. Wider den König Alkohol. — 5. Joh. Weiß, Nachfolge Christi und Predigt der Gegenwart. — 6. Leichenverbrennung. — 7. Kirchenrath Chr. Oberhey; das neue preußische Pfarrbesoldungsgesetz. 8. Hilfsschulen. — 9 und 10. Braunschw. Sonntagsblatt.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 1. Herbstversammlung des Centralausschusses des landwirthschaftlichen Central-Vereins zu Braunschweig. — 2. Beschlüsse des Ständ. Ausschusses des deutschen Landwirthschaftsraths; H. Lehnert, Handel mit Zug- u. Zuchtvieh; Schonen der Pferde; Mais und Melasse als Schweinefutter. — 3. Pferdefutter; Ernährung und Behandlung der Kälberkühe; landwirthschaftl. Werth der Waldstreu. 4. und 5. Stolzenburg, Zuverlässigkeit des Tuberkulins als diagnost. Hilfsmittel. — 5. E. Schäff, künstliche Befruchtung weibl. Thiere. — 6. Sitzung des Vorstandes rc. des landwirthschaftl. Central-Vereins zu Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 27. März **1898.**

Zum Gedächtniß Hoffmann's v. Fallersleben.

Zwar nannte Wilhelm Brandes in diesen Blättern[1]), als er den Antheil Braunschweigs an der Entwicklung der deutschen Litteratur im Allgemeinen charakterisirte, Hoffmann v. Fallersleben nicht mit Unrecht nur einen Nachbaren, den wir Braunschweiger, obwohl ihn manches mit unserm Lande verband, uns nicht zurechnen dürfen. Dennoch aber sind die Beziehungen, die den Dichter mit Stadt und Land Braunschweig sein ganzes Leben hindurch verknüpften, wohl stark und vielseitig genug, um es zu rechtfertigen, daß wir heuer, wo am 2. April die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags überall in deutschen Landen gefeiert wird, seiner auch an dieser Stelle in Ehren gedenken.

Geboren zu Fallersleben, nahe der Braunschweigischen Grenze, am 2. April 1798, hat August Heinrich Hoffmann seinen höheren Schulunterricht ganz auf Braunschweigischen Bildungsanstalten genossen. Am 7. April 1812 kam er auf das Gymnasium zu Helmstedt, von hier am 25. April 1814 in die erste Klasse des Katharineums zu Braunschweig. Aus dieser Schulzeit stammen die ersten dichterischen Versuche Hoffmann's, von denen einige durch Joh. Heinrich Meyer in Braunschweig zuerst gedruckt und dadurch in weiteren Kreisen bekannt gemacht wurden. Sie sind der Ausfluß einer warmen patriotischen Empfindung, wie sie damals in der Zeit der Freiheitskriege die Herzen zumal der deutschen Jugend erfüllte; zunächst „Deutsche Lieder von A. H. H“. die ohne Angabe von Ort und Jahr bei Meyer erschienen, eine „Elegie auf den Tod des Herzogs von Braunschweig“, das erste mit seinem Namen veröffentlichte Gedicht[2]), und das Einleitungsgedicht zu J. H. Meyer's Kalender auf d. J. 1816, „Gedanken beim scheidenden Jahre“, das ebenfalls mit einer Verherrlichung des Herzogs Friedrich Wilhelm endete.

1) Jahrgang 1897 Nro. 16 S. 122.

2) Es erschien, auf zwei Blättern in 4° gedruckt, bei J. H. Meyer und ist später in Wilh. Müller's Sammlung „Friedr. Wilhelm in Liedern der Deutschen“ S. 129 ff. wiederholt worden. In die von Gerstenberg herausgegebenen Gesammelten Werke Hoffmann's v. Fallersleben hat keines dieser Jugendgedichte Aufnahme gefunden.

Zu Ostern 1816 verließ Hoffmann Braunschweig und bezog die Universität Göttingen, die er später mit der zu Bonn vertauschte. Am 4. März 1823 wurde er Custos an der Centralbibliothek zu Breslau. Dennoch sehnte er sich nach seiner niedersächsischen Heimath zurück und hier war es insbesondere eine Stelle, die wiederholt das Ziel seiner lebhaften Wünsche war, das Amt eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel. Schon im Jahre 1824, wo Friedr. Adolf Ebert von hier nach Dresden zurück berufen wurde, hat er sich um diese Stellung beworben. Ohne Erfolg. Gegen Wunsch und Neigung erhielt sie der Museumsdirector C. G. Eigner, der Lehrer Herzog Karl's II, der, wie man allgemein annahm, mit jener Versetzung nach Wolfenbüttel nur eine Chicane seines Erziehers beabsichtigte. Als 1830 Herzog Wilhelm die Regierung übernahm, kehrte Eigner in sein altes Amt wieder zurück. Auf das somit frei gewordene Bibliothekariat in Wolfenbüttel richteten sich sogleich abermals die Hoffnungen Hoffmann's, obwohl er inzwischen (18. März 1830) zum außerordentlichen Professor für das Fach der deutschen Sprache und Litteratur in Breslau ernannt worden war. Eine eigentliche Eingabe an die Regierung scheint zwar nicht erfolgt zu sein. Denn die Akten des Herzoglichen Staatsministeriums enthalten eine Bewerbung Hoffmann's weder aus dieser noch aus späterer Zeit. Aber er suchte doch das Feld zu sondiren und wandte sich deshalb mit seinen Wünschen an den Oberappellationsrath Fr. K. v. Strombeck, an den er folgendes Schreiben richtete:

Ew. Hochwohlgeboren

kann es nicht fremd geblieben sein, daß auch ich im J. 1824 zu den vielen Bewerbern um das Bibliothecariat zu Wolfenbüttel gehörte. Von Jugend an war eben dies Amt das Ziel meiner Wünsche und Bestrebungen gewesen und ward eben damals mein sehnlichster Wunsch; alle Aussichten auf eine bessere Stellung hier in Breslau schienen zu schwinden. Damals hatte ich wirklich die schönste Hoffnung, meinen lange gehegten Wunsch erfüllt zu sehen; ein Freund, der mit Ebert darüber in Briefwechsel stand, schrieb mir sogar, es sei ziemlich gewiß, daß ich die beste Aussicht dazu hätte. Wie sich alles das zerschlug, weiß ich heute noch nicht. Ebert hat weder meinem Freunde noch mir je darüber geantwortet, und vom Geh. Rathscollegium erhielt ich, wie es in

solchen Fällen wol überall Sitte ist, wenn man auf nichts eingeht, gar keine Antwort.

Seit dieser Zeit hat sich mein Leben anders und gottlob! besser gestaltet. Das Ministerium übertrug mir die hiesige Professur der deutschen Sprache und Litteratur, ich behielt mein Custodiat an der hiesigen Königl. und Univ.-Bibliothek bei, und hatte Gelegenheit als Schriftsteller und Lehrer bekannter zu werden. Demungeachtet kann ich bei der großen Freude, die mir mein doppelter Wirkungskreis täglich verschafft, bei aller Sicherheit, die mir für das äußere Leben meine gegenwärtige Stellung gewährt, bei aller Aussicht auf Gehaltszulagen 2c., welche nur ein großer für alle wissenschaftliche Cultur so eifrig bemühter Staat wie der unsrige reichlich darbietet, dennungeachtet kann ich jenen Wunsch, Bibliothecar in Wolfenbüttel zu werden, nicht unterdrücken. Ew. Hochwohlgeboren mögen es darum mir verzeihen, daß ich eben jetzt zunächst zu Ihnen meine Zuflucht nehme und Sie inständigst bitte, mir gefälligst über den gegenwärtigen Stand dieser Angelegenheit Auskunft geben zu wollen. Wird die Stelle wieder besetzt? ist sie schon besetzt? und dürfte ich mir im ersten Falle Hoffnung machen? Die Liebe für meine Heimath und ein mehr als je mächtiger Hang in mir, meine wissenschaftliche Thätigkeit zu concentrieren, mag es entschuldigen, wenn ich vielleicht etwas gewünscht habe, was schon nicht mehr zu wünschen ist. Dennoch denke ich, würde es sich wol nie rechtfertigen lassen, wenn nach so erlauchten Vorgängern der Herr Dr. Scheller als würdiger Nachfolger ausersehen würde. Das wissenschaftliche Treiben dieses Mannes hat keinen Grund und Boden, wie es ja Ew. Hochwohlgeboren selbst am besten wissen, und obschon mit großer Milde, aber doch deutlich genug dargethan haben. Im Falle nun aber wirklich die Stelle noch nicht besetzt ist, so bitte ich Ew. Hochwohlgeboren, wenn Sie mich würdig dafür erachten, um Ihre gütige Fürsprache, von der ich eigentlich — (und ich darf es unverholen sagen) bei der großen Ehre und dem Ansehen, worin Sie bei unseren Landsleuten stehen — Alles erwarte

Mit der vollkommensten Hochachtung
und Verehrung
Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamer Diener
Dr. Hoffmann.

Breslau
7. Januar 1831.

Den Einfluß v. Strombeck's auf die damaligen maßgebenden Gewalthaber in Braunschweig hat Hoffmann jedenfalls überschätzt. Wir wissen nicht, ob seine Wünsche zu erfüllen jener einen Versuch gemacht hat. Wahrscheinlich war, ehe dies geschehen konnte, die Stelle schon an den Helmstedter Conrector Karl Phil. Christian Schönemann vergeben. Es ist bekannt, daß sich bei diesem schon sehr früh (etwa 1844) in Folge eines Rückenmarkleidens ein Augenübel anspann, das rasch zunahm und in einigen Jahren zu völliger Erblindung führte. 1848 sprach man bereits von seiner Pensionirung, und zum dritten Male versuchte nun Hoffmann, das Wolfenbüttler Bibliothekariat zu erlangen. Er hatte eine feste Anstellung zu erstreben damals dringende Veranlassung. In Breslau, wo er noch am 15. November 1835 gegen den Willen der Fakultät zum ordentlichen Professor ernannt worden war, hatte er inzwischen in Folge seiner „unpolitischen Lieder“ seine Stellung verloren; er war am 9. April 1842 vom Amte suspendiert, am 20. Dec. d. J. abgesetzt. Unstät hatte er seitdem sich in deutschen Landen umhergetrieben, bald hier bald dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, häufig bei guten Freunden und Bekannten sich zu Gaste geladen. Auch im Braunschweiger Lande hat er da wiederholt geweilt, in dem seinem Geburtsorte benachbarten Vorsfelde, wo er bei seinem alten Freunde Karl Grete stets ein offenes Haus fand, in Holzminden, wo der Conrector Steinacker und sein alter Göttinger Studienfreund, der spätere Schulrath Ludwig Dauber, wohnten, in Wolfenbüttel, wo er öfter bei dem Advocaten Dr Adolf Strümpell und dem Consistorialrathe Karl Hirsche weilte. Die festesten Bande fesselten ihn aber bald in der Stadt Braunschweig, wo er im August 1846 seine Nichte Fräulein Ida zum Berge kennen lernte. Bei wiederholten Besuchen der Stadt schlossen sich ihre Herzen immer näher zusammen; am 12. Februar 1849 fand die Verlobung, am 28. October darauf in der Martinikirche zu Braunschweig durch den Pastor Adolf Klügel die Verheirathung der Beiden statt.

Hoffmann dachte wohl damals daran, immer im Herzogthume zu bleiben; auf die Stelle des Wolfenbüttler Bibliothekars schien er eine sichere Anwartschaft zu haben. Er schreibt darüber selbst in seinem „Leben“ [3]) folgendermaßen: „Ich ergriff [Ende des Jahrs 1848] jede Gelegenheit, welche mir Hoffnung bot, einen häuslichen Heerd zu gründen. Ich hatte aus guter Quelle vernommen, der Wolfenbüttler Bibliothekar Dr Schönemann wolle seinen Abschied nehmen, weil er jetzt völlig erblindet seinem Amte nicht mehr vorstehen könne. Ich begab mich deshalb zum Minister v. Geyso und bat ihn, mich zu berücksichtigen, wenn es wirklich einmal dazu käme, dem Dr Schönemann einen Nachfolger zu geben. Wir sprachen wol eine Stunde mit einander. Der Herr Minister war sehr freundlich, er meinte, wenn einmal die Stelle in Wolfenbüttel erledigt wäre, so würde er meiner gedenken, und sagte zuletzt: „Ich werde das also, was Sie mir mitgetheilt haben, als amtlich betrachten; es bedarf Ihrerseits weiter keiner Eingabe“.

Die Pensionirung Schönemann's verzögerte sich über Erwarten lange; sie erfolgte erst zum 1. October 1854. Inzwischen hatten sich für Hoffmann, der sich nach seiner Verheirathung am Rheine, erst in Bingerbrück, dann in Neuwied niedergelassen hatte, an einem anderen Orte gute Aussichten eröffnet. Er war im Mai 1854 nach Weimar gezogen, um dort mit Unterstützung des Großherzogs zusammen mit Oscar Schade das „Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst“ herauszugeben. Er wird deshalb jetzt seinen alten Lieblingswunsch, nach Wolfenbüttel zu kommen, aufgegeben haben; wenigstens liegt auch aus dieser Zeit

3) Mein Leben V. B. S. 56.

keine Bewerbung Hoffmann's um jene Bibliothekarstelle vor, die dann dem Dr Ludw. Konr. Bethmann zu Theil wurde. Erst sechs Jahre später, als das Weimarische Jahrbuch die Unterstützung des Großherzogs und damit die Lebensfähigkeit verloren hatte, sollte Hoffmann an die Spitze einer Büchersammlung gestellt werden. Es geschah durch den Herzog Victor von Ratibor, der ihm am 5. März 1860 die Verwaltung der Schloßbibliothek zu Corvey bei Höxter übertrug. Hier hat er den Rest seiner Lebensjahre verbracht, bis ein Schlagfluß am 29. Januar 1874 ihn dahinraffte. Wiederholt hat er von Corvey ab zu wissenschaftlichen Arbeiten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, die Wolfenbüttler Bibliothek besucht, noch öfter die Freunde im nahen Holzminden, in Braunschweig und Wolfenbüttel, sowie in Vorsfelde, wo sein alter treuer Freund K. Grete, den er zum Vormunde seines Sohnes bestimmt hatte, ihm am 16. Februar 1871 entrissen wurde. Die Zuneigung zu den Freunden übertrug Hoffmann auch auf deren Kinder. Manch sinniges Gedicht ist dafür Zeugniß. So überreichte er der Tochter eines Freundes seine schönen „Lieder der Landsknechte unter Georg und Caspar v. Frundsberg“ (Hannover, 1868) mit folgenden noch ungedruckten Versen [4]):

Ein junger Landsknecht war ich einst,
Und habe mein Schwert geschwungen
Und mit dem Frundsberg im wälschen Land
Gar manchen Sieg errungen.
Ich habe gezecht, gespielt, getanzt
Nach Landsknechts-Art und Sitten,
Ich habe wie andre gesungen, gescherzt,
Wie andre gelitten, gestritten.
Das Schwert, das ich so siegreich schwang,
War nur ein Klang der Lieder.
Als Frundsberg siegreich kehrte heim,
Da ward ich friedlich wieder.
Nun reicht ein alter Landsknecht Dir
Mit friedlichem Gemüthe
Die Lieder seines Jugendmuths
Als frische Frühlingsblüthe.

5. Juni 1868. Heut und Immer
H. v. F.

Und als sie sich bald darauf verlobt hatte, da widmete er ihr zum 2. Januar 1870 nachstehendes Gedicht:

Die Rosenknospe blieb geschlossen,
Und Mancher sah's in stillem Schmerz,
Wol manche Stunde war verflossen,
Für keinen that sich auf ihr Herz.
Doch stets der Liebe Frühling waltet:
Wer ist je seiner Macht entfloh'n?
Das Herz der Rose sich entfaltet,
Und Liebe ward der Liebe Lohn.
Nun sei gegrüßt, Du liebe Rose,
Gegrüßet heut' und immerdar!
Beglückt mit Deinem schönern Loose
Tritt ein getrost ins Neue Jahr!

Schl. Corvey. H. v. F.

4) Das Original dieses wie des folgendes Gedichts befindet sich im Besitze des Herrn Oberpostsecretärs R. Schucht in Braunschweig aus dem Nachlasse seines Bruders Moritz.

Zum letzten Male weilte Hoffmann in Wolfenbüttel und Braunschweig im Mai 1872; dort besuchte er den schwer erkrankten Freund Adolf Strümpell, hier Moritz Schucht. Er war der anregende, geistsprudelnde Mittelpunkt einer vergnügten Tafelrunde, die sich namentlich bei Ulrici in diesen Tagen um ihn zusammen fand. Denn überall, wo er sich zeigte, wurde ihm freudige Aufnahme und begeisterte Huldigung zu Theil. So besonders auch am 1. November 1867 bei dem 50-jährigen Stiftungsfeste des Gymnasiums zu Helmstedt, wo er seinen ältesten Helmstedter Jugendfreund, den Professor Karl Steinhart aus Schulpforta, wiedersah. Auch das erste öffentliche Denkmal, das Hoffmann errichtet wurde, hat ein Landsmann von uns, der schon genannte Karl Hirsche, der 1863 von Wolfenbüttel als Hauptpastor nach Hamburg ging, dort veranlaßt. Es bestand in einer Marmorbüste des Dichters, die in der Kunsthalle zu Hamburg am 21. December 1871 enthüllt wurde, zu einer Zeit also, wo die patriotischen Wünsche des Dichters, für die er unermüdlich gelebt, gestritten und gelitten, ihre Erfüllung gefunden hatten und sein Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles“ zum Nationalliede seines Volkes geworden war.

Die Braunschweigische Landesaufnahme und die neue topographische Karte des Herzogthums.

Von P. Kahle.

Unter Landesaufnahme versteht man nach heutiger Auffassung die Gesammtheit der staatlichen Vermessungsarbeiten, welche darauf hinausgehen, einerseits ein einheitliches Abbild des Geländes zu schaffen, welches nicht allein den militärischen, sondern auch staatswirthschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen und privaten Zwecken dienen soll, andererseits für die Höhen- und Lagebestimmungen aller staatlichen Verwaltungszweige eine einheitliche, widerspruchs- und sonst einwandfreie Grundlage zu liefern. [1]) Das erste Ziel verkörpert sich uns in der Herstellung, Drucklegung und Veröffentlichung einer guten Karte in zweckmäßigem Maßstabe, auf welcher alle die allgemeinen Interessen berührenden topographischen Erscheinungen der Erdoberfläche, wie Gewässer, Wege, Siedelungen, Bewachsung, Bodenbeschaffenheit und Bodenbenutzung, endlich die Formen der Erdoberfläche übersichtlich dargestellt werden, das zweite in einer überaus sorgfältigen Bestimmung und der Bekanntgebung von Lage und Höhe einer großen Anzahl von netzartig über das Land vertheilten Festpunkten, an welche die Lagebestimmungen für Kataster- und Zusammenlegungszwecke, die Lage- und Höhenbestimmungen der Verwaltungen für Forstwesen, Landwirthschaft, Eisenbahn- und Wegebau, Wasserbau, Bergbau, weiterhin der Stadtvermessungen bequem angeschlossen werden können unter gleichzeitiger Prüfung und Verschärfung der Resultate und Einreihung

1) Weiterhin versteht man unter Landesaufnahme wohl auch die die Arbeiten ausführende Körperschaft

der Messungen in eine das ganze Land oder große Landestheile überspannende einheitliche Grundlage.

Abgesehen von der eben berührten Bedeutung für die bei Vermessungen betheiligten Behörden stehen jedoch die Arbeiten einer Landesaufnahme in einer viel näheren Beziehung zu den Interessen eines großen Theiles der Bewohner, als es zunächst den Anschein hat; auch bilden die Karten der Landesaufnahme die Grundlage der Geographie des Landes, ihre Festpunkte Objecte der Heimath- und Landeskunde und der Landes-Geologie. Hiernach wird eine Aufklärung über Methoden und Ziele jener Arbeiten, über Wesen der Festpunkte der Landesaufnahme und ihre Bedeutung für das praktische Leben auch für weitere Kreise von Nutzen sein.

Für unsere Betrachtung dürfte es jedoch zweckmäßig sein, vorerst ganz allgemein die Reihe der Vorgänge, welche mit Vorerhebungen über die Art und Weise der Ausführung beginnend ihren Abschluß in den Blättern einer topographischen Landeskarte finden, vor unseren Augen vorüber ziehen zu lassen, sodann in einem besonderen Abschnitt auf die Entwickelung der Braunschweigischen Landesaufnahme und ihren gegenwärtigen Stand näher einzugehen.

Um ein Land kartographisch darzustellen, müssen vorerst die einzelnen und selbst die entferntesten Theile desselben in geometrische Beziehung zu einander gebracht werden.

Jeder Staat besitzt in seinen Flur- und Forstkarten scharfe Bilder sämmtlicher Theile seines Gebietes. Man könnte nun glauben, aus diesen Karten, nachdem sie auf einen kleineren Maßstab reducirt worden sind, durch Aneinanderreihung eine topographische Karte des Landes zusammensetzen zu können. Dies ist jedoch wegen der strengen Anforderungen, die wir heute an eine topographische Karte stellen müssen, nicht möglich, so lange nicht die Aufnahmen derselben in Verbindung mit Punkten eines das Land überspannenden Dreiecksnetzes gebracht werden konnten. Schon bei einer geringen Anzahl von Blättern würde eine solche Aneinanderreihung alsbald klaffende Spalten zeigen, einerseits wegen der unvermeidlichen Fehler beim Aufnehmen und Aneinanderpassen der Blätter, andererseits aber wegen der Kugelgestalt der Erde. Wir stellen das, was wir streng genommen nur auf einer Kugel- oder Sphäroidfläche, etwa im Meeresniveau richtig abbilden können, aus praktischen Gründen auf einer wagerechten Ebene, dem Kartenblatt, dar, was bei Abbildung kleiner Gebiete wohl statthaft ist, jedoch bei Darstellung größerer Landestheile Verzerrungen der Richtungen zur Folge hat. Unsere älteren Braunschweigischen Landeskarten mußten mangels einer trigonometrischen Grundlage durch Aneinandersetzen der reducirten Flurkarten hergestellt werden. Die Verschiebungen, welche hierdurch vielfach herbeigeführt wurden, treten u. a. darin zu Tage, daß Orte und Punkte, die in der Natur in einer Geraden liegen, in der Karte gebrochene Verbindungslinien zeigen.

Hiernach ist es zur Herstellung einer topographischen Karte nothwendig: 1) die Hauptpunkte des aufzunehmenden Landes geometrisch miteinander zu verbinden, d. h. ihre gegenseitige Lage auf der Sphäroid- oder Kugelfläche einzumessen; 2) die Uebertragung dieser Punkte und damit die Uebertragung regelmäßiger Abtheilungen des Aufnahmegebietes in die Kartenebene so zu bewirken, daß die durch den Uebergang von Kugelfläche zur Ebene herbeigeführte Verzerrung des Liniennetzes eine minimale wird, 3) die Aufnahme des Geländes an diese Punkte anzuschließen. — Die erste Aufgabe bezeichnen wir mit

Triangulation.

Nachdem eine Anzahl von Punkten, Berggipfeln, Thürmen ꝛc. so ausgewählt, daß ihre Verbindungslinien von durchschnittlich 40 km Länge in Ketten- oder Netzform aneinanderschließende, nahezu gleichseitige Dreiecke bilden, werden jene Punkte besonders vermarkt und gekennzeichnet.

Die Vermarkung der im Gelände, meist auf Bergen, gelegenen Dreieckspunkte besteht in einer in den Boden versenkten Steinplatte, auf deren Mitte ein + den trigonometrischen Punkt bezeichnet. Zur oberirdischen Kennzeichnung der Lage dieses Punktes und für die Anschlußmessungen ist auf die Platte ein 1 m langer Granitpfeiler, der sog. Festlegungsstein, aufgesetzt, welcher etwa 1/4 m aus dem Erdboden hervorragt, an der Seite die Bezeichnung T. P. (Trig. Punkt) und auf der Oberfläche ein + lothrecht über dem der Platte trägt. Das Gelände im Umkreis von 2 Quadratmeter wird in den Gebieten preußischer Triangulationen von dem Staat als Schutzfläche angekauft. Die Gerüste, welche wir, bisweilen zu außerordentlicher Höhe, vielfach über den trigonometrischen Punkten errichtet finden, dienen zur Beobachtung auf der Station, sowie zur Sichtbarmachung der Station von anderen Punkten aus.

Zur Bestimmung der gegenseitigen Lage dieser Punkte werden die Winkel der einzelnen Dreiecke gemessen, weiterhin ist die Länge einer Seite des Netzes zu bestimmen. Dies letztere geschieht im günstigsten Falle in der Weise, daß in geeignetem Gelände die Länge einer Grundlinie (2—5 km) sorgfältigst mit besonderen Längenmeßapparaten ermittelt und auf ihren Endpunkten die Winkel zwischen Grundlinie und zwei nach beiden Seiten hin gelegenen Hülfsdreieckspunkten gemessen werden, worauf die Länge ihrer Verbindungslinie sich berechnen läßt; auf den Hülfspunkten werden nun weiterhin die Winkel zwischen ihrer Verbindungslinie und zwei benachbarten Punkten des Hauptdreiecksnetzes gemessen; diese Winkel in Verbindung mit der Länge der Verbindungslinie der Hülfs-Standorte geben die Länge der ersten Netzseite, von welcher aus nun in gleicher Weise, also lediglich durch Winkelmessungen, zur Bestimmung der beiden anliegenden, und von diesen aus der weiteren Netzseiten vorgegangen wird.

Die preußische Landestriangulation, deren Dreiecke auch das Herzogthum überspannen und hiermit eine grundlegende Bedeutung für die Braunschweigische Landesaufnahme erlangen, ist in einer Anzahl aneinanderhängender Dreiecksketten angeordnet; die von diesen umschlossenen Landestheile sind durch Dreiecksnetze ausgefüllt. Für das Herzogthum kommen in Betracht: 1) die „Hannöversch-Sächsische Dreieckskette“, welche

vom Fläming durch die Provinz Sachsen, Nordthüringen, dann von Göttingen ab in nördlicher Richtung bis Lüneburg zieht; die Grundlinie derselben ist bei Göttingen gemessen worden; 2) das Südende der „Hannöverschen Dreieckskette“, welche bei Göttingen an vorige anschließt und die Niederländische Grenze berührend bis zur Elbmündung zieht; ihre Grundlinie wurde bei Meppen gemessen; 3) der südliche Theil des von beiden Ketten und der „Elbkette“ umschlossenen „Wesernetzes“; 4) der südwestliche Theil des „Sächsischen Netzes“, welches von der Hannöversch-Sächsischen Kette und der Elbkette umschlossen ist. Die Seitenlängen in den Netzen wurden unter Zugrundelegung der Längen ihrer Anschlußseiten an die Ketten berechnet.

Die beschriebenen Dreiecksverknüpfungen, deren Seitenlängen sich zwischen 20 und 50 km halten, werden als Triangulation I. Ordnung bezeichnet. Es wird nun diese erste Grundlage verdichtet durch Einfügung von Netzen II. Ordnung, in denen die Dreieckspunkte im Durchschnitt etwa 8 km von einander entfernt sind und in gleicher Weise wie die Punkte I. Ordnung gegeneinander und gegen diese eingemessen werden. Eine weitere Verdichtung erhält das Netz durch Einschaltung von Punkten III. und IV. Ordnung, so daß schließlich ein mittlerer Abstand der trigonometrischen Punkte von 2½—3½ km herbeigeführt wird. Es entfallen dann auf die Quadratmeile etwa 10 im Gelände liegende Punkte, sonach auf etwa 6 qkm 1 Punkt. Sie bilden zunächst die Anschlußpunkte zur Bestimmung der Standorte, von denen aus späterhin das Gelände aufgenommen wird, weiterhin aber eine werthvolle und dauerhafte Grundlage bei Flur- und Forstvermessungen und technischen Anlagen.

Als Punkte I. Ordnung haben wir im Herzogthum und den unmittelbar anliegenden preußischen Landestheilen: Andreasthurm zu Braunschweig, die Punkte auf Wohlenberg südöstlich Meinersen, Nordsteimke, Rabenberg südlich Calvörde, Elm nordöstlich Reitling, Adlerhorst auf den Lichtenbergen, Brocken, Viktorshöhe, Staufenberg südlich Hohegeiß, Sauberg nördlich Bodenburg, Hils nördlich Wenzen, Moosberg nordöstlich Derenthal, Köterberg nordwestlich Holzminden, Kahnstein (Thüsterberg). Zur II. Ordnung gehören unter anderen: Marienkirche zu Wolfenbüttel, Asse, Wohldenberg, Bärenkopf bei Salzgitter, Kattnäse, Hohneklippe, Heberberg, Duingerberg, Vogler, Burgberg (östlich Bevern), Ith; zur III. und IV. Ordnung in der nächsten Umgebung Braunschweigs die Punkte auf dem Nußberge und Münzeberge, beim Raffthurm, am Madamenweg, sodann ein Punkt auf dem Dache des Concerthauses; und weiterhin im Lande die zahlreichen Signalpyramiden und Baumtafeln, die wir allerwärts in Feld und Wald errichtet finden, sowie sämmtliche Kirchthürme.

All diese Punkte sind mit der größten Genauigkeit bestimmt; sie sollen auf Generationen hinaus eine feste Grundlage und einen unveränderlichen Rahmen bilden für alle Messungen, namentlich auch für die unveränderliche Festlegung der Eigenthumsgrenzen, um jeder Zeit, wenn Veränderungen durch irgend welche Ereignisse stattgefunden haben, die ursprünglichen Grenzen unzweideutig wieder herstellen zu können. Die trigonometrischen Punkte sind daher von der äußersten Wichtigkeit für das Land und man sollte auf ihre unveränderte Festhaltung auf das Aeußerste bedacht nehmen. Sie sind deshalb in den meisten Staaten gesetzlich geschützt. Es steht zu hoffen, daß ihnen auch in Braunschweig der gesetzliche Schutz zu Theil wird [2]).

Um nun diese trigonometrischen Punkte in eine Karte eintragen, weiterhin um überhaupt ihre Lage tabellarisch zusammenstellen und diese bekannt geben zu können, bedarf man ziffermäßiger Werthe für ihre Lage, sogenannter Coordinaten. Als solche dienen zunächst die geographische Länge und Breite der Netzpunkte [3]). Außer diesen berechnet man noch sog. rechtwinklige Coordinaten, d. h. die Abstände der Punkte vom Meridian eines Hauptpunktes und von einer Geraden, welche die Meridianlinie in diesem Hauptpunkte rechtwinklig schneidet, also in west-östlicher Richtung läuft. Derartige Hauptpunkte (sog. Coordinaten-Nullpunkte) besitzt das Deutsche Reich 46; derjenige für das Herzogthum und die angrenzenden preußischen Landestheile liegt auf dem Kaltenborn östlich Gittelde [4]).

Die Höhenbestimmung.

Durch die preußische Landesaufnahme ist weiterhin eine einheitliche Grundlage für Höhenbestimmungen in Nord- und Mitteldeutschland durch Präcisionsnivellements in folgender Weise geschaffen worden. Ausgangspunkt der Nivellements ist ein sorgfältig versicherter Festpunkt an der Berliner Sternwarte, der sog. Normal-Höhenpunkt; 37 m unter diesem liegt die als Normal-Null (N. N.) bezeichnete Fläche, auf welche sich alle Höhenangaben der preußischen Landesaufnahme und neuer-

2) Wie früher erwähnt, dienen die errichteten Signalpyramiden und Baumtafeln für die Zwecke der Beobachtung. Maßgebend ist der unter ihnen befindliche Festlegungsstein mit dem +, dessen Unveränderlichkeit gewahrt bleiben muß.

3) Zur Ableitung derselben werden diese geographischen Coordinaten zuerst für einen Netzpunkt astronomisch bestimmt, weiterhin der Winkel zwischen einer von diesem Punkt ausgehenden Netzseite und der Nordrichtung in diesem (das sog Azimut der betreffenden Seite); hiernach kann man durch successive Addition der Netzwinkel die Nordwinkel der übrigen Netzseiten, und aus diesen und den Längen der Seiten die geographischen Coordinaten der übrigen Netzpunkte nach einander ableiten.

4) So sind beispielsweise für die Helmstange auf dem Andreasthurm in Braunschweig gegeben: Als Abstand vom Meridian durch Kaltenborn ostwärts 16831,43 m, als Abstand von der West-Ost-Axe durch Kaltenborn nordwärts 52632,66 m, und für den Thurm der Marienkirche in Wolfenbüttel die entsprechenden Werthe 18051,55 m und 40838,24 m. Aus den Differenzen der entsprechenden Werthe kann nun nach einem bekannten geometrischen Lehrsatz in einfacher Weise die Entfernung beider Punkte zu 11857,3 m abgeleitet werden, während sich weiterhin ergiebt, daß die Richtung Marienkirche—Andreasthurm um 5° 54′ 22″ von der Nordrichtung nach Westen hin abweicht. — Zur Vergleichung mögen hier auch die geographischen Coordinaten beider Punkte folgen: Die geographischen Breiten sind 52° 16′ 9,4443″ und 52° 9′ 47,6769″; die geographischen Längen ab Ferro: 28° 11′ 15,8325″ und 28° 12′ 17,9198″. — Um Ferro-Längen in Greenwich-Längen umzusetzen, hat man von jenen 17° 39′ 45″ abzuziehen.

dings auch der sächsischen und süddeutschen Landesvermessungen beziehen; und man kann nach den neueren Ermittelungen dieselbe als gleichbedeutend mit dem Mittelwasser der europäischen Meeresküsten ansehen. Von der Sternwarte aus wurde nun zunächst eine Berlin umziehende Schleife nivellirt und an diese nach verschiedenen Richtungen hin weitere Schleifen angegliedert, welche wiederum Ausgangspunkte für neue Schleifen abgaben, so daß schließlich ein Nivellementsnetz über die ganze Monarchie, die nördlich und südlich angrenzenden Staaten und Elsaß-Lothringen, provinzenweise vordringend, gebreitet wurde, bestehend aus 80 Schleifen mit einem mittleren Umfange von 300 km. Die Festpunkte dieser Nivellementslinien bestanden zunächst in eisernen Bolzen, welche an eigens hierzu längs der Straßen gesetzten Steinen von 2 km Abstand eingelassen waren. Da sich diese Festlegung jedoch vielfach als unzureichend erwies, wurde seit Anfang der achziger Jahre eine „Verfestigung" der Nivellementslinien in der Weise durchgeführt, daß in einem durchschnittlichen Abstand von 10 km an Kirchen oder sonstigen eine lange Dauer versprechenden Bauwerken große „Höhenmarken", weiterhin im durchschnittlichen Abstand von 5 km an soliden Gebäuden „Mauerbolzen" eingelassen und sorgfältigst eingemessen wurden. Zu diesen drei Arten von Festpunkten treten hinzu die älteren „Höhenmarken" und sonstigen Festpunkte der älteren Nivellements des Geodätischen Instituts für Gradmessungszwecke, weiterhin die Bolzen der Stromnivellements, welche im Auftrag des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten ausgeführt werden.

In der Umgebung Braunschweigs finden wir Bolzen der ersten Art: westlich vom Weißen Roß in der Cellerstraße, weiterhin in der Helmstedterstraße am Kilometersteine 1,2, am Central-Friedhof beim Kilometerstein 3,0 (verschüttet), im Uebrigen längs der Straßenlinien Celle—Braunschweig—Magdeburg, Bodenwerder—Eschershausen—Einbeck und Lauterberg—Braunlage—Elbingerode; Höhenmarken der Landesaufnahme: an der Andreaskirche zu Braunschweig, weiterhin an den Kirchen zu Helmstedt, Süpplingen, Königslutter, Bornum, Cremlingen, Watenbüttel, Bodenwerder, Eschershausen, Vorwohle, Wenzen, Braunlage; Mauerbolzen finden wir in der Stadt Braunschweig am ersten Haus der Weberstraße und am Pastorenhaus der Andreaskirche, beide zur Sicherung der Höhenmarke an Andreas, weiterhin am Haus № 82 der Helmstedterstraße zur Sicherung des gegenüberliegenden Nivellementssteines mit Bolzen, in Oelper am Haus № 21 westlich vom Oelper Thurm, im Uebrigen nahezu in jeder Ortschaft der oben angeführten Straßenlinien. Höhenmarken des Geodätischen Instituts befinden sich an den Bahnhöfen zu Braunschweig und Wolfenbüttel, weiterhin an mehreren Bahnhöfen der Eisenbahnstrecke Jerxheim—Börßum—Kreiensen, während die darunter befindlichen Bolzen Höhenfestpunkte der Eisenbahnbehörde sind; Bolzen des Stromnivellements sind an den Brücken und an eigens gesetzten Steinen bei Holzminden längs der Weser eingelassen. Wir kommen auf den Zusammenhang und die Bestimmung all dieser Punkte im zweiten Abschnitte zurück.

Von geeignet liegenden Nivellementspunkten aus wurde nun weiterhin nach den zunächst liegenden trigonometrischen Punkten nivellirt, worauf die Höhen der übrigen Netzpunkte trigonometrisch aus den Höhenwinkeln und Entfernungen abgeleitet wurden.

Die Höhen der erwähnten Nivellementsbolzen und Höhenmarken sind mit der allergrößten Sorgfalt bestimmt worden. Die staatlichen Behörden wie die privaten Unternehmungen besitzen in diesen Punkten eine werthvolle, einheitliche Grundlage für ihre Höhenmessungen und eine vorzügliche Controle, wenn sie ihre Höhenmessungen auf anderen Bolzen abschließen können. Hiernach gilt, was wir oben über die Schonung der trigonometrischen Festlegungssteine gesagt haben, in gleichem Maße auch hinsichtlich der Bolzensteine und Mauerbolzen. Wird ein solcher Stein, in Unkenntniß seiner Bedeutung, versetzt oder überhaupt zerstört, so erfordert dieser gewaltsame Eingriff in die Höhengrundlage des Staates nicht allein eine sehr kostspielige Neubestimmung, sondern hat, was noch schlimmer, so lange er unentdeckt bleibt, die größten Mißstimmigkeiten in den Anschlußmessungen der staatlichen Behörden zur Folge. Wo eine Versetzung oder Verschüttung eines Bolzensteines erforderlich wird, sei es durch Neubauten, Wegeanlagen, technische Anlagen, ist es geboten, der Landesvermessungsbehörde hiervon bei Zeiten Mittheilung zu machen, um die Herstellung eines neuen Festpunktes in der Nähe im Anschluß an den bedrohten Stein zu ermöglichen. Dasselbe gilt von den Mauerbolzen und Höhenmarken.

Die topographische Aufnahme.

Durch die vorgenannten — grundlegenden — Arbeiten, Triangulation und Höhenmessung, wird auf der Erdoberfläche ein enges Netz von Punkten geschaffen, welches ermöglicht, beliebig viele Geländepunkte, welche zur weiteren Kennzeichnung der faltigen, ihren Ausdruck so rasch wechselnden Züge des Erdantlitzes dienen können, leicht und sicher gegen einander einzumessen, um an diese die Einzeichnung des Zwischengeländes anlehnen zu können. Für diese topographische Aufnahme ist das Land vorerst in kleine, gleichförmig abgegrenzte Theilgebiete zu zerlegen, wobei bestimmte Meridiane und Breitenkreise die Theilungslinien bilden. Bei der preußischen Landesaufnahme dienen als solche in westöstlicher Richtung die Meridiane von 10 zu 10 Minuten ab Ferro, in südnördlicher Richtung die Breitenkreise von 6 zu 6 Minuten, wodurch beim Maßstab der Geländeaufnahme 1 : 25000 das Kartenblatt die bequeme Seitenlänge von rund 45 cm erhält. Da in unserer Gegend 1 Minute der geographischen Länge gleich 1,14 km, 1 Minute der geographischen Breite gleich 1,85 km zu setzen ist, so erhalten wir als Breite und Höhe der auf Braunschweig entfallenden Kartenblätter 11,4 bezw. 11,1 km und als Flächenraum eines solchen rund 127 qkm oder $2^1/_4$ Qu.-Meilen.

Die topographische Aufnahme erfolgt, wie bereits angedeutet, in der Weise, daß einzelne Punkte des Geländes, welche zur Kennzeichnung seiner örtlichen Verhältnisse maßgebend sind, gegen die trigonometrischen

Punkte eingemessen werden, worauf sich das Zwischengelände durch Einschätzen, Krokiren und unter Zuhülfenahme der auf gleichen Maßstab reducirten Flur- und Forstkarten im Anschluß an jene aufzeichnen läßt. Gleichzeitig mit der Bestimmung der Lage erfolgt die Höhenbestimmung der Geländepunkte. Als Aufnahmegeräth dienen Meßtisch, Kippregel und Distanzlatte.

Auf der Zeichenfläche des Meßtisches ist jene erwähnte Theilfläche — das sog. Meßtischblatt — abgegrenzt und die auf ihren Flächenraum entfallenden trigonometrischen Punkte (durchschnittlich 22) eingetragen. Die Kippregel gestattet nun, die Entfernungen an der auf den maßgebenden Geländepunkten aufgestellten Latte abzulesen, weiterhin den Höhenunterschied derselben gegen die Meßtischstation und damit auch ihre Meereshöhen abzuleiten, endlich den derart eingemessenen Punkt sogleich auf die Zeichenfläche zu übertragen. So erhalten wir auf dieser eine große Anzahl mit Höhenzahlen versehener Punkte, im Anschluß an welche das Zwischengelände nach Augenschein und Flurkarte sich eintragen, weiterhin aber auch die Oberflächengestaltung sich darstellen läßt. Die Wiedergabe der Bodenformen geschieht nicht, wie auf unseren sonstigen Karten mit Bergstrichen, sondern durch Curven, welche die Geländepunkte gleicher Höhen verbinden und durch Einschaltung zwischen den aufgenommenen Geländepunkten gewonnen werden. Um sich das Wesen dieser Linien weiter zu veranschaulichen, denke man sich das Aufnahmegebiet überfluthet, worauf das Wasser in gewissen Zeiträumen um je fünf Meter falle. Die hierdurch entstehenden Strandlinien würden den Höhencurven der Meßtischblätter entsprechen. Je steiler das Gelände, um so näher liegen die Curven an einander; Vorsprünge und Thaleinschnitte kennzeichnen sich auf der Karte durch das gleichzeitige Aus- und Einbiegen der benachbarten Höhencurven, Kuppen durch kreisähnliche Formen derselben.

Die nach Rundsicht und Zugänglichkeit ausgewählten Meßtischstandorte lassen sich durch einfache und sinnreiche Verfahren für die Bestimmung ihrer Lage gegen die trigonometrischen Punkte unmittelbar im Felde auf dem Meßtischblatte eintragen. Das Aufnahmegebiet einer Station mag unter sehr günstigen Verhältnissen 2—3 qkm umfassen; man darf, je nach der Gestaltung des Gebietes 50 und mehr solcher Standorte auf ein Meßtischblatt rechnen. Um ein Meßtischblatt in dem Zeitraume von Mai bis October aufzunehmen, sind meist drei Topographen erforderlich, deren jeder einen bestimmten Theil des Blattes fertig stellt.

Die auf solche Weise erhaltenen Meßtischblätter, deren die preußische Landesaufnahme nach ihrem Abschluß etwa 3700 umfassen wird, werden im folgenden Winter zeichnerisch vervollständigt, hierauf lithographisch vervielfältigt und späterhin dem Buchhandel übergeben. Sie bilden die Grundlage für die „Karte des Deutschen Reiches" in 1 : 100 000, welche nach ihrer Fertigstellung (etwa 1910), im Ganzen 674 Blätter umfassen wird[5]). Diese, auch als „Generalstabskarten" bezeichneten Blätter im Format von 35 × 28 cm vereinigen je 7 ½ der auf ein Viertel ihres Maßstabes reducirten Meßtischblätter und bilden sehr bequeme Uebersichtsblätter, z. B. für große technische Projecte wie Canäle und Eisenbahnen, vor allem aber für die Truppenbewegungen.

Ueberblicken wir nochmals die Reihenfolge der zur Herstellung eines solchen Blattes erforderlichen Arbeiten, so folgen in einem Zeitraume von etwa 10 Jahren nach einander: Auswahl der trigonometrischen Punkte, Signalbau, Beobachtungen erster und zweiter, dritter und vierter Ordnung, Berechnung und Uebertragung derselben in die Meßtischblätter; die topographische Aufnahme mit dem Meßtisch, Auszeichnung der Meßtischblätter; Uebertragung der Zeichnung auf den Stein und Druck der Blätter; Reduction derselben für die Karte des Deutschen Reiches, Umzeichnung der Oberflächengestaltung mit Bergstrichen, Uebertragung der Zeichnung in die Kupferplatte und Druck der Blätter.

Preußen bearbeitet zugleich diejenigen deutschen Landestheile, welche mit ihm in Militärconvention stehen, also u. a. Braunschweig und ganz Thüringen. Hierfür erhält es einen Reichszuschuß von etwa 1 ½ Mill. Mark, weiterhin von den betreffenden Ländern eine einmalige Vergütung von 250 ℳ pro Quadratmeile. Die neue Landesaufnahme von Preußen begann nach dem letzten Kriege im Osten und ist allmählich bis zum Westen vorgeschritten, wobei jedoch die westlichen Grenzgebiete vorweg bearbeitet wurden und dann erst der Ausbau der landeinwärts liegenden Theile erfolgte. Die Fertigstellung dürfte im nächsten Jahrzehnt zu erwarten sein.

Hiermit sind wir am Schluß unserer allgemeinen Betrachtung über die Arbeiten der Landesaufnahme angelangt. Wenden wir uns nun den besonderen Verhältnissen des Herzogthums zu. (Forts. folgt)

Kinderlieder,

gesammelt von Otto Schütte.

Die vielen geistlichen und weltlichen Sprüche, die wir an unsern alten Häusern haben, gehn wohl meistentheils zurück auf Prediger oder Lehrer, die man bei dem Neubau eines Hauses um einen Spruch anging, der des Besitzers Sinn kennzeichnen sollte. Die Kinderlieder aber haben keine gelehrte Verfasser. Wie so mancher Soldat auf seiner Wacht ein Lied verfaßte, das einschlug und schnell die weiteste Verbreitung fand, so dichteten liebende Mütter oder sorgende Ammen für ihre Lieblinge Lieder und schufen einfache Weisen dazu, um die Kinder, die nicht einschlafen konnten, leichter in des Schlafes Arm zu bringen. Der Inhalt der Lieder ist ja mannigfaltig genug, aber es kommt auf den Text wenig an, wenn nur die einschläfernde Weise ihren Zweck erfüllt. Denn die Kinder, denen die Lieder gesungen

5) Für Theile des Harzes sind die Blätter dieser Karte bereits erschienen. Die Oberflächengestaltung ist mit Bergstrichen wiedergegeben. Der jeweilige Grad der Neigung wird hierbei bekanntlich durch verschiedene Stärke und Zwischenräume der Bergstriche, also durch das Verhältniß von Schwarz zu Weiß angedeutet, die Neigungen unter 5° durch gerissene Striche. Diese Bergstrichskala bleibt für alle Kartenmaßstäbe dieselbe, im Gegensatz zur Darstellung der Bodenformen mittels Höhencurven, wobei die Linien auf Flächen gleicher Neigung um so näher an einander rücken, je kleiner der Maßstab wird.

werden, sind häufig noch so klein, daß sie die Worte und ihre Bedeutung nicht verstehn. Verschwinden werden diese Lieder so bald nicht, wenn auch die Wiege, der sie den Namen verdanken, fast überall verschwunden ist. Denn die Macht des Gesanges ist zu groß, als daß sie je verkannt werden sollte, und das Alte haftet zäh im Gedächtnisse. Sind doch manche von den niederdeutschen Wiegenliedern einfach ins Hochdeutsche umgewandelt worden. Solche Lieder freilich, die nur zu dem Gerumpel der Wiege passen, wie „Hulderdebulder bet boben in't Hûs", in dem der Klang der heftig getretenen Wiege gemalt wird, werden über kurz oder lang untergehn.

Weniger als die Wiegenlieder gehn die Abzähl- und Bastlösereime auf Erwachsene zurück. Unter ihnen sind viele, die wir uns wohl von Kindern verfaßt denken können, denn des Kindes Gemüth ist dem des Volkes in vielen Dingen am verwandtesten, und das Kind findet ebenso wie das Volk Gefallen an Reimereien.

I. Wiegenlieder.

Mukauh von Bremen,
Lat unsen Söhneken betämen,
Läste unsen Söhneken betämen nich,
Denn biste de Mukauh von Bremen ok nich.

Mukauh von Halle,
Wat steiht in usem Stalle?
Eine dicke fette Kauh,
Dä kummet usen Kinneken tau.

Slap, Kinneken, slap,
Din Vader ist en Schap,
Dine Mutter is en Duseldier,
Wat kann dat arme Kind dafür?

Bälämmeken, Bock,
Verköp mik dinen Rock.
Sall ik minen Rock verköpen
Un den Winter nakig lopen?
Bälämmeken, Bock.

Eia popeia popinne,
Jistern warn we nich inne,
Morgen willt we wedder utgahn,
Dann sall use Kinneken ok middegahn.

Eia popeia, wat will ik dik singen?
Appel un Bêren, dei will ik dik bringen,
Appel un Bêren un Mandelkêren,
Dä itt use lütje Junge sau gêren.

Ei ja in Siuse,
Da wohnet Peiter Kruse,
In der Peiterzilienstrate
In dem bunten Huse,
Da wohnet Peiter Kruse,
Hat kein Brot im Huse,
Hat noch einen schimmelgen Knust,
Da holt se de ganze Woche midde üis.

(Forts. folgt.)

Bücherschau.

August Hermann, Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Braunschweiger Eisbahn-Vereins 1873—1898. Festschrift vom Vorsitzenden des Vereins. Braunschweig, Julius Krampe 1898. 108 S. gr. 8° und VI Tafeln.

Durch eine kurze Schilderung des Betriebes des Schlittschuhlaufens in früherer Zeit zeigt der Verfasser, wie nöthig bei der starken Zunahme des Besuchs der Eisbahn ein Wandel in den bestehenden Verhältnissen gewesen, und wie dadurch der Gedanke, einen Eisbahn-Verein zu schaffen, in ihm entstanden sei. Eingehend stellt er die bereite Aufnahme dar, die sein Plan sogleich gefunden, die Gründung des Vereins, der am 13. Februar 1873 zuerst auf den Wiesen vor dem Augustthore eine Bahn eröffnete, die mannigfachen Geschicke des Vereins in dem Vierteljahrhundert seines Bestehens, die zahlreichen Hindernisse, die ihm erwuchsen, aber stets glücklich überwunden wurden, seine äußere und innere Erstarkung, die Erweiterung seiner Aufgaben, die Anlage einer künstlichen Eisbahn im Norden der Stadt (1893), sowie die getroste Sicherheit, mit der der Verein erfreulicher Weise der Zukunft entgegensehen kann. Die für die Südbahn im Bürgerpark geplanten Bauten werden uns vorgeführt und dabei für die Beseitigung mindestens einer der Inseln im Teiche nochmals kräftig eine Lanze gebrochen. In einem besonderen Abschnitte „über die Stellung des Vereins im Leben der Stadt" werden die Verdienste des Vereins beredt hervorgehoben, in anderen die Vereins-Verwaltung, Preiswettlaufen, Vereinszeichen (mit zahlreichen Abbildungen) u. s. w. behandelt. Situationspläne dienen zur Erläuterung des Textes, gute Abbildungen halten die Erinnerung an verschwundene Baulichkeiten des Vereins fest. Dem schön ausgestatteten Büchlein ist das wohlgetroffene Bildniß des Verfassers, des Vorsitzenden des Vereins von 1873 bis heute, wider seinen Willen von seinen Collegen vorgesetzt worden.

Berichtigung.

S. 38 Anmerk. 1 ist der Ausdruck „puckere" auf Grund der Angaben im Bremisch-Niedersächs. Wörterbuche Th. III S. 372 mit „schlag herab" wohl irrig von mir erklärt worden. Herr Forstmeister Ziegenmeyer in Homburg v. d. H. (früher in Holzminden) hatte die Freundlichkeit, mir Folgendes darüber zu schreiben: „In Ostfalen und Engern versteht man unter dem onomatopöeischen „puckeren" das freiwillige vereinzelte Abfallen hochreifen Obstes von den Bäumen. Man sagt: use aeppel puckert al. Der Ausdruck gilt auch vom Herabschütteln der Aepfel und Birnen, die auf dem Lande selten abgepflückt wurden. Herabgeschlagenes oder „abgestockeltes" Obst puckert nicht, sondern fällt. Dagegen puckern auch z. B. im Walde die Eicheln von den Bäumen". Oberlehrer O. Schütte bestätigt mir ausdrücklich diese Bedeutung des Wortes für Delligsen und andere Orte. Zugleich hat mir derselbe zu dem auf S. 38 mitgetheilten Liede noch einen weiteren Vers mitgetheilt, der zwischen V. 4 und 5 einzuschieben ist und folgendermaßen lautet:

Sie nahm den Stock in ihre Hand
Und trieb ihr Kühlein aus,
Sie thät ihr Kühlein treiben
Bis in den grünen Wald,
Wo sie den Hirten fand.

P. Z.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 10. April **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Jean Paul Hasse †.

Am 6. Februar 1898 verstarb der Geheime Medicinalrath Dr Jean Paul Hasse. Mit seinem Namen verbindet sich für das Herzogthum Braunschweig das Andenken an die hohe Entwicklung, welche die öffentliche Irrenpflege unseres Landes während der letzten drei Jahrzehnte erreichte. Seiner rastlosen Arbeit und seinem warmen Herzen verdankt die Heil- und Pflegeanstalt in Königslutter den großen Ruf, den sie weit über die Grenzen unseres Herzogthums hinaus sich erworben. Aber nicht eine Würdigung dieser Verdienste ist hier beabsichtigt. Nur als ein Zeichen dankbarer Erinnerung an das, was der Verschiedene seiner Anstalt und seinen Kranken sein wollte und war, sind die folgenden Zeilen geschrieben.

J. P. Hasse wurde am 24. December 1830 zu Rothenburg a. d. Wümme (Hannover) geboren. 1837 siedelte sein Vater, der Sanitätsrath Dr Friedrich Hasse, nach Celle über. Dort besuchte J. P. Hasse das Gymnasium und bestand Ostern 1851 die Maturitätsprüfung. Bis Ostern 1855 widmete er sich dann in Göttingen dem Studium der Medicin. Für eine während dieser Jahre verfaßte Abhandlung über die Sectio caesarea erhielt er den Universitätspreis. Das Staatsexamen indessen mußte er ein volles Jahr hinausschieben, da sein schwer erkrankter Vater für seine Praxis die Hülfe des Sohnes damals nicht entbehren konnte. Erst nach Genesung des Vaters und nach erlangter Approbation als Arzt konnte Hasse seinem Wunsch nach weiterer ärztlicher Ausbildung folgen. Er wandte sich im Juni 1856 nach Paris und beabsichtigte im Herbst von dort nach Wien zu gehen. Studienfreunde seines Vaters hielten ihn aber für einige Zeit in der Schweiz fest, und bei diesem Besuch entschied sich sein Schicksal. Ihm wurde die Assistentenstelle an der noch nicht lange erbauten Irrenanstalt Préfargier (Canton Neuschatel) angeboten, und nach einigem Zögern übernahm er am 1. December 1856 diese Stellung. H. hat dort im Großen und Ganzen abgeschlossen und nur der Wissenschaft gelebt. Neben kleineren Veröffentlichungen schrieb er in jener Zeit eine Arbeit „Ueber den Selbstmord", welche 1859 auf der Naturforscherversammlung in Karlsruhe mit dem ersten Preise gekrönt wurde. Am 1. Mai 1860 verließ er Préfargier und folgte einem Rufe des Geheimraths Dr Roller an die Badische Landesirrenanstalt Illenau, welche derzeit unter den gesammten Irrenanstalten des Festlandes eine leitende Stellung einnahm. Hier wirkte er unter dem hervorragenden Director mit Männern wie Hergt, Schüle, Krafft-Ebing, deren Namen nicht nur in den Kreisen der Fachgenossen genannt werden. In die Illenauer Zeit (9. April 1863) fällt auch seine Vermählung mit Frl. Sophie von Glehn, die er dort in einem befreundeten Hause kennen lernte.

Préfargier und Illenau sind für Hasse's Lebensanschauung über Irrenbehandlung grundlegend geworden, vor Allem durch den gewaltigen Contrast im Umgang mit den Geisteskranken. Wohl hatte schon Pinel im Jahre 1792 den Geisteskranken des Bicêtre die eisernen Ketten abgenommen. Aber den entscheidenden Schritt, die vollständige Verbannung aller Zwangsmittel aus den Irrenanstalten, wagte erst Conolly, dessen Werk in englischer Sprache 1856, in deutscher 1860 erschien. In England, weit mehr noch auf dem Festlande, stieß er im Anfang auf lebhaften Widerstand. Kein Wunder daher, daß, als Hasse in Préfargier wirkte, dort der „Zwang" noch in voller Blüthe stand. Mit Gewaltmaßregeln und mit Strafen wurde jeder krankhaften Handlung der Irren entgegengetreten, ein erbitterter Kampf, der vom Morgen bis Abend währte und Tag für Tag auf's Neue begann. Mancher Kranke wurde auch damals ruhiger — trotz des „Zwanges", aber Hasse's Gefühl sträubte sich gegen diese Irrenbehandlung, und ohne jegliche innere Befriedigung schied er nach seinen eigenen Erzählungen von Préfargier. Dann kam er nach Illenau und war dort Zeuge, wie Conolly's Ruf Widerhall fand, wie die bislang unentbehrlichen Zwangsmittel Stück um Stück fielen, wie der althergebrachte Kampf in der Anstalt aufhörte, und aus dem Geisteskranken ein Mensch wurde, der durch die Faust nicht zu zwingen, aber durch das Herz zu leiten war.

Mit diesen Erinnerungen betrat Hasse, einem Rufe der Herzoglichen Landesregierung folgend, im Jahre 1865 Königslutter, ein begeisterter Vorkämpfer für die zwanglose, menschenwürdige Irrenbehandlung, welcher

in der neubegründeten Anstalt Achtung und Anerkennung zu verschaffen, seine erste Aufgabe wurde.

Berufen war Hasse nach Königslutter zum 1. Januar 1865. Indessen verzögerte sich aus verschiedenen Gründen seine Ankunft bis zum 23. März. Während der folgenden Monate beschränkte sich seine Thätigkeit auf die Empfehlung von wünschenswerthen und noch möglichen Aenderungen an dem im Großen und Ganzen vollendeten Bau. Hervorgehoben sei hier als ein für H. charakteristischer Zug, daß er schon damals die Entfernung der bereits vorhandenen Fenstergitter in fast allen Krankenabtheilungen forderte und durchsetzte. Dies wagte er schon im Jahre 1865, obwohl damals noch über die den Geisteskranken zu gewährenden Freiheiten die verschiedensten Ansichten herrschten, und er sich nicht verhehlen konnte, daß ein ernster Mißerfolg seiner rein humanen Absichten seine noch nicht befestigte Stellung erschüttern mußte. Aber kein damals beseitigtes Gitter ist später wieder hervorgesucht worden, wohl aber ist auch der Rest der 1865 noch gebliebenen Gitter in der Folgezeit fast völlig verschwunden. Seinen damaligen Bemühungen verdankt ferner die Anstalt ihr noch jetzt gültiges Aufnahmeverfahren. Nach demselben ist nur bei Kranken, deren Erhaltung auf öffentliche Kosten erfolgt, die Vermittelung der Landespolizeibehörden erforderlich. Bei allen zahlungsfähigen Patienten kann die Aufnahme, wie in jedem Krankenhause für körperlich Kranke, ohne Zuthun irgend einer Behörde erfolgen. Braunschweig besitzt für seine Landesanstalt bereits seit 1865 ein Aufnahmeverfahren, welches im Interesse der heilbaren Geisteskranken vielerorts in Deutschland erstrebt, aber abgesehen von unserem Herzogthum bislang nur in Bayern erreicht ist.

Am 1. December 1865 wurde die Anstalt mit der Aufnahme von 24 männlichen Patienten eröffnet. Ihnen folgten am 18. December 13 weibliche Kranke. Hasse erzählte noch in späteren Jahren häufig von dem damals herrschenden Chaos. In den Abtheilungen fehlte es beim Erscheinen der Kranken stellenweise noch am Nothwendigsten, nicht einmal geschultes Pflegepersonal war vorhanden. Um den Kranken zu ihrem Rechte zu verhelfen, mußte Hasse in den Männerabtheilungen, seine Gattin in den Frauenabtheilungen den Dienst des Oberwärters und der Oberwärterin versehen, das Pflegepersonal anleiten, wie man Kranke reinigen, betten und warten, die Zimmer säubern müsse. Sein erster Erfolg war, daß bereits am 2. December von 7 engagirten Wärtern 3 erklärten, sie verzichteten auf einen solchen Beruf, und stehenden Fußes die Anstalt verließen. Aehnliche Schwierigkeiten waren in allen Gebieten des Anstaltslebens zu überwinden, aber Hasse's Energie schuf in relativ kurzer Zeit Ordnung. Mit der gleichen Entschlossenheit betrieb er aber auch bereits im ersten Jahre verschiedene nothwendige Aenderungen an den ursprünglichen Einrichtungen. Die Heizungs- und Beleuchtungsanlagen erhielten schon damals ihre noch jetzt bestehende Gestaltung. Ihnen folgte bald eine durchgehende Verbesserung der Wasserversorgung.

Die Zahl der Anstaltskranken wuchs rasch. Die dem Bau zu Grunde gelegte Annahme, daß eine auf 150 Kranke berechnete Anstalt den Bedürfnissen des Landes genügen würde, erwies sich bald als falsch. Schon im Sommer 1872 war diese Zahl überschritten. Die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Anstalt wurde anerkannt. Hasse erwirkte vor Allem eine Vergrößerung des vorhandenen Gebäudes durch Anbauten, welche als Abtheilungen für dauernd unruhige Kranke eine Trennung dieser von den Ruhebedürftigen ermöglichten. Gleichzeitig aber erreichte er den Ankauf verschiedener angrenzender Grundstücke, deren Besitz für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Anstalt dringend erforderlich erschien.

Doch schon 1881 trat wiederum das Bedürfniß nach Neubauten hervor, und was H. damals geschaffen, ist ein unvergängliches Verdienst. Wen bis dahin die Anstalt aufgenommen, der saß hinter verschlossenen Thüren. War dies auch für Viele nicht zu umgehen, so Manchem konnten größere Freiheiten gewährt werden. Um sich von erfahrener Seite Rath für seine Pläne zu erbitten, mußte sich H. nach England wenden. Die Frucht seiner damaligen Studienreise waren vier Anstaltsvillen, denen durch keine beengenden Mauern, keine verschlossenen Thüren oder gar durch Fenstergitter ihr Daseinszweck schon äußerlich aufgeprägt wurde. Was H. mit diesen Villen geleistet, das haben in einstimmiger Anerkennung seine Fachgenossen, doch ergreifender durch die Jahre hin die Bewohner dieser Villen ausgesprochen.

Diesen Villen folgten in den nächsten Jahren noch zwei größere, gleichfalls im Villenstil aufgeführte Bauten für unheilbare Pfleglinge.

In die nämliche Zeit fällt auch die Regelung der lange erwogenen und berathenen Anstaltsseelsorge und die würdige Herrichtung des alten Klosterrefectoriums zur Anstaltskapelle.

Aber wie die ursprünglichen Krankenabtheilungen, so vermochten auch die Wirthschaftsräume der ersten Anstaltsanlage den steigenden Ansprüchen nicht zu genügen. Für die Versorgung von 150 Kranken waren sie eingerichtet, und auf das Dreifache hob sich die Krankenzahl unter Hasse's Leitung. Nach schweren und jahrelang vergeblichen Vorarbeiten erstand endlich in den Jahren 1889 und 1890 ein neues Wirthschaftsgebäude, dessen innere Einrichtung die neuesten Errungenschaften der Technik auswies.

Hand in Hand mit diesem auch äußerlich sichtbaren Wachsen der Anstalt schritt aber unter Hasse's Führung der innere Ausbau des Anstaltslebens vorwärts. Es war naturgemäß, daß bei dieser Thätigkeit der Schwerpunkt in die Sorge für die Heilbaren verlegt wurde. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat sich H. bis in die letzten Jahre hinein diesen Kranken gewidmet, unermüdlich alle Fortschritte der medicinischen Wissenschaft verfolgt und für seine Kranken nutzbar zu machen gesucht. Aber neben den Heilbaren mußten den Bestimmungen gemäß auch Unheilbare, sobald sie der Anstalt bedurften, dort Aufnahme finden. Bei ihnen war die Heilung, der glänzende Erfolg, ausgeschlossen, doch Hülfe

konnte noch Manchem gebracht werden, wenn es gelang, das noch Vorhandene zu retten, bei diesen Hoffnungslosen wieder die Lust zur Beschäftigung und die Freude am Selbstgeschaffenen zu erwecken. Lang und mühsam ist die Arbeit, unscheinbar in ihren Erfolgen für den Fernerstehenden. Aber H. hat nie vergessen, was es für den mit sich und der Welt Zerfallenen bedeutet, den inneren Frieden wiederzufinden. Um dies Ziel zu erreichen, mußte er den Unheilbaren vor Allem Gelegenheit zu erfolgreicher und dem Einzelnen zusagender Beschäftigung bieten können. Dieser Gedanke ließ die Anstaltsökonomie entstehen, führte zur Einrichtung der verschiedensten Handwerksstätten, der Gemüse- und Blumengärten, des Nähsaales und Gemüsezimmers u. s. w. Nicht Allen war zu helfen, aber wo nur ein Versuch möglich schien, da bot sich dem Kranken auch die Gelegenheit für zusagende Arbeit. Und als Erholung von der Arbeit wurden die Anstaltsfeste und -Vergnügungen eingeführt, bei welchen der ungezwungene Verkehr mit den Anstaltsbeamten und den geladenen Gästen die Kranken ihren Aufenthaltsort vergessen ließ.

Durch diese überall erkennbare Fürsorge für die ihm anvertrauten Kranken wirkte H. mehr noch als durch sein Wort auf das Pflegepersonal und auf seine Beamten. Wohl ist ihm im Innern der Anstalt mancher schwere, ja verzweifelte Kampf nicht erspart geblieben. Aber schon Jahre vor seinem Scheiden aus dem Amte sah H. einen Stamm von Beamten und Angestellten um sich geschaart, die sein Streben verstanden und ganz unterstützten. Und daneben war ihm die Lösung der schwierigen Aufgabe gelungen, seine Beamten trotz ihrer verschiedenen Wirkungskreise und vielfach entgegengesetzten Interessen zu einem harmonischen und friedlichen Wirken zu verbinden. Er hinterließ eine Anstalt, die von dem Geist einer durch und durch humanen Irrenbehandlung geleitet war und dieser Behandlung auch jenseits ihrer Mauern Achtung und Anerkennung verschafft hatte.

Die vielseitigen und aufreibenden Berufspflichten des Anstaltsdirectors zwangen Hasse, einer lebhaften litterarischen Thätigkeit zu entsagen. Was er in Königslutter noch geschrieben, umfaßt neben einigen kleineren Abhandlungen statistische Arbeiten, die im Interesse der weiteren Anstaltsentwicklung nothwendig waren, ferner Anstaltsberichte, eine größere Schrift über „Irrenanstalten und ihre Organisation“ (1879), „über die Ueberbürdung der Schüler auf höheren Lehranstalten“ (1880), sowie eine eingehende Bearbeitung der Fürsorge für ungeheilt Entlassene. Dagegen verleugnete er sein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft nie, wenn es galt, seine Assistenzärzte in der Ausführung selbständiger wissenschaftlicher Arbeiten zu fördern und zu unterstützen. Von seinen früheren Aerzten wirken zur Zeit als Anstaltsdirectoren Zenker in Bergquell-Frauendorf (bei Stettin), Langreuter in Weilmünster (Nassau), Vorster in Stephansfeld (Elsaß) und Gerlach in Königslutter.

Die Anerkennung für seine Thätigkeit ist H. schon bei Lebzeiten nicht versagt geblieben. Wie er oft genug dankbarst gerühmt, fand bald und dauernd sein humanes Wirken und Wünschen, so erhebliche Schwierigkeiten sich der Ausführung auch vielfach entgegenstellten, die volle Würdigung und wärmste Unterstützung von Seiten der Staatsregierung. Ferner wurde ihm im Jahre 1880 der Titel Medicinalrath, 1882 das Ritterkreuz II. Klasse, 1887 das Ritterkreuz I. Klasse, 1894 der Titel Geheimer Medicinalrath und am 1. October 1896 das Commandeurkreuz II. Klasse verliehen. 1889 wurde er zum außerordentlichen Mitgliede des Herzoglichen Ober-Sanitäts-Collegiums ernannt. Als eines stillen Zeichens der Anerkennung sei noch gedacht des großen Vertrauens und der allseitigen Verehrung, die H. bei seinen Kranken und seinen Untergebenen genoß.

Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, sein Leben in voller Thätigkeit zu beschließen. Anfälle von Gicht, an der er schon längere Zeit gelitten, nahmen in den letzten Jahren an Häufigkeit und Schwere erheblich zu. Er erbat seinen Abschied und siedelte am 1. October 1896 nach Braunschweig über. Dort fesselte ihn die Gicht noch einmal Monate lang an das Krankenlager. Der Anfall ging vorüber, aber die früheren Körperkräfte wollten sich nicht wieder einstellen. Kurz nach Weihnachten 1897 wurden die Anzeichen eines ernsten inneren Leidens erkannt und Mitte Januar 1898 kehrte er mit dem Bewußtsein des herannahenden Endes an die Stätte seiner alten Wirksamkeit zurück. Dort ist er in demselben Zimmer, in dem so manches Jahr seine Gedanken für die Weiterentwicklung der Anstalt feste Gestalt gewonnen hatten, umgeben von seiner ganzen Familie entschlafen. Seinem Wunsch entsprechend, hat er die letzte Ruhestätte auf dem Anstaltsfriedhof in Königslutter gefunden. G.

Die Braunschweigische Landesaufnahme und die neue topographische Karte des Herzogthums.

Von P. Kahle.

Zweiter Abschnitt.

Die Braunschweigische Landesaufnahme.

Die Arbeiten der preußischen Landesaufnahme im Herzogthum, die wir im vorigen Abschnitt kennen gelernt haben, sind seit einer Reihe von Jahren theils für die Neuaufnahmen seitens der Forstverwaltung, theils durch das im Anfang der neunziger Jahre eingerichtete Büreau einer eigenen Landesaufnahme weiter ergänzt worden. Die Ergebnisse dieser Ergänzungen, die wachsenden Bedürfnisse der technischen Behörden und ansehnlicher privater Kreise, welchen die stellenweise veralteten Meßtischblätter nicht mehr gerecht werden konnten, führten mehr und mehr dahin, die Herstellung einer eigenen topographischen Landeskarte und zwar in größerem Maßstab als dem der Meßtischblätter, etwa in 1 : 10000, wünschenswerth erscheinen zu lassen.

Es sei vorerst bemerkt, daß alle Vermessungsarbeiten des Herzogthums geregelt und überwacht werden von der im Jahre 1891 eingesetzten „Landesvermessungs-Commission“, die sich zusammensetzt aus Vertretern der bei Vermessungen betheiligten Verwaltungen (Landwirth-

schaft, Forsten, Bergwerke, Baudirection), dem Hauptlehrer der Geodäsie an der Technischen Hochschule und dem Landesvermessungsdirector [1]).

Diese unter dem Vorsitz des Cammer-Präsidenten stehende Commission „hat alle wichtigen Fragen des Vermessungswesens in Erwägung zu ziehen, über die Fortschritte der geodätischen Wissenschaft und Technik sich im Laufenden zu halten, von den wichtigeren staatlichen oder sonstigen im öffentlichen Interesse vorzunehmenden Vermessungen Kenntniß zu nehmen, die dabei nach den verschiedenen Seiten in Betracht kommenden praktischen und wissenschaftlichen Bedürfnisse festzustellen und dahin zu wirken, daß letztere bei der Ausführung der Vermessungen zur gehörigen Berücksichtigung kommen“.

Die Landesvermessungs-Commission hat vor Kurzem im Auftrag des Ministeriums einen „Bericht über die Arbeiten für die neue braunschweigische Landesaufnahme und die neue topographische Landeskarte des Herzogthums“ ausgearbeitet und diesen nebst 14 erläuternden Kartenbeilagen mit Genehmigung des Herzoglichen Staats-Ministeriums den verschiedenen Staatsbehörden, den Landtagsabgeordneten und weiteren interessirten Kreisen zugesandt. Derselbe giebt eine Uebersicht über die Geschichte des Vermessungswesens im Herzogthum, über die Grundlagen und den derzeitigen Stand der Arbeiten der Herzoglichen Landesaufnahme und verbreitet sich weiterhin eingehend über die Ziele derselben und die Nothwendigkeit, dem Lande eine neue topographische Grundlage zu schaffen.

Verfolgen wir zunächst die

Entwickelung des Landesvermessungswesens im Herzogthum überhaupt und der Topographie desselben im Besonderen.

Eine erste allgemeine Landesvermessung im Herzogthum, mit Meßkette und Bussole, jedoch ohne trigonometrische Grundlage und astronomische Orientirung, fand vor 150 Jahren statt (Anfang 1745), zwecks einer einheitlichen und genauen Festsetzung der Abgaben an den Staat, gleichzeitig aber zur Hebung der Landwirthschaft auf dem Wege der Zusammenlegung, durch Verbesserung des Wegenetzes und Ablösung von hemmenden Verpflichtungen. Diese Aufnahme wurde in 35 Jahren vollendet und in Flurkarten im Maßstab 1 : 2000 bezw. 1 : 4000 niedergelegt. Die für die damalige Zeit in hervorragender Weise durchgeführte Aufnahme ist seither durch die seit 1823 bezw. 1834 begonnenen, der Hauptsache nach vollendeten Aufnahmen für die Separationen ersetzt worden. Diese Karten im Maßstab 1 : 3000 bilden nunmehr die Grundlage aller Ermittelungen auf land- und staatswirthschaftlichem Gebiete. Hierzu tritt die nach Gründung der Herzoglichen Forsteinrichtungsanstalt im Jahre 1880 begonnene Neuvermessung der Forsten, welche sich bereits auf die Dreiecksnetze und Höhengrundlage der preußischen Landesaufnahme stützen konnte und unter Benutzung der neueren geodätischen Hülfsmittel und Methoden in vorzüglicher Weise durchgeführt wird.

Die Entwickelung der braunschweigischen Forstvermessungen ist für die Kartographie des Herzogthums in mehrfacher Beziehung bedeutungsvoll. „Nach vereinzelten älteren Versuchen, die Größe der Waldungen mehr schätzungsweise als durch wirkliche Messungen zu ermitteln, über welche keine genauere Nachrichten erhalten sind, wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Aufnahme der Communion-Forsten des Harzes nach einem vom Professor Heigel in Helmstedt entworfenen Plane und unter seiner Leitung mit Bussole und Meßkette ausgeführt. An diese schloß sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Aufnahme der Blankenburger Forsten, welche weiterhin auf alle Staats-Waldungen im Herzogthume ausgedehnt und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beendigt wurde. Ihr folgte 1816 die Neueinrichtung der Landesforsten durch den Forstmeister von dem Brinken und wenige Jahre später eine Neumessung derselben unter Leitung des Grafen von Veltheim, Hofjägermeisters des Herzogs. Die Auftragungen geschahen im Maaßstabe 1 : 4000. Durch Reduction ergaben sich hieraus Revierkarten in 1 : 16 000, sowie Karten der Oberforste und Uebersichtspläne in 1 : 32 000 und 1 : 64 000, welche mit Terraindarstellung in Bergschraffur versehen wurden. In den folgenden Jahrzehnten wurden diese Aufnahmen und Karten vervollständigt und nach Erlaß einer Instruction einheitlich gestaltet. Betriebskarten in 1 : 16 000 und Karten der Oberforste in 1 : 48 000 erhielten Bergschraffur nach Lehmann'scher Manier und zwar theilweise mit Zugrundelegung wirklicher Messungen; vorzugsweise aber nach Schätzung der Neigungen und Böschungswinkel“.

Die Kartirung bei der neuen Forstaufnahme geschieht zunächst in 1 : 2500 bezw. 1 : 5000; durch Reduction und Zusammensetzung dieser Blätter werden Betriebskarten in 1 : 10 000 bezw. 1 : 15 000 hergestellt. Auf diese Weise wird bereits von einem Viertel des ganzen Landes eine topographische Karte mit allen Hülfsmitteln der neueren Topographie, Kartographie und Vervielfältigungstechnik in einem für die meisten sonstigen Interessen des Staates sehr bequemen Maßstab geschaffen und so in einfacher Weise der Uebergang von der Detailaufnahme mit großem Maßstab zu einer auch civiltechnischen Bedürfnissen Rechnung tragenden topographischen Landeskarte vermittelt.

Ueberblicken wir, was wir bisher an topographischen Landeskarten besitzen.

Eine erste topographische Karte des Herzogthums wurde in den Jahren 1767—1770 im Auftrag des Herzogs Karl durch den Ingenieur-Hauptmann Gerlach auf Grund der oben erwähnten Flur- und Forstvermessungen und eigener Aufnahmen im Maßstab 1 : 42 000 hergestellt, jedoch nicht veröffentlicht. In den dreißiger Jahren erschien eine Uebersichtskarte des Herzogthums von Kolbe in 1 : 200 000, welche zumeist auf der Gerlach'schen Karte fußte. Weiterhin bearbeitete zu dieser Zeit der hannöversche Ingenieur-Hauptmann Papen bei Herstellung einer topographi-

---

1) Einstweilen unbesetzt.

schen Karte vom Königreich Hannover zugleich das benachbarte Herzogthum mit im Maßstab 1 : 100000, für welchen Zweck ihm von der Regierung alles vorhandene Material an Plänen und Karten zur Verfügung gestellt wurde. Sodann folgte wieder eine Bearbeitung dieses Materials in 1 : 200000 in der Reimannschen Karte von Mitteleuropa in den siebziger Jahren; endlich erschien 1851 die in gleichem Maßstab bearbeitete, jetzt fast allgemein noch als Uebersichtskarte des Herzogthums gebrauchte Karte von Holle. Ferner sind noch zwei, speciell die Umgebung von Braunschweig und Wolfenbüttel behandelnde topographische Karten in 1 : 50000 zu erwähnen, diejenige von v. Brauchitsch und die im Jahre 1896 von dem ehemaligen Topographen Gier herausgegebene; im Jahre 1865 erschien eine Karte der Umgebung von Braunschweig in 1 : 25000, vom Hauptmann v. Osthof bearbeitet, welche sich durch Eintragung sämmtlicher Flurnamen auszeichnet. Alle diese Karten gehen im Grunde genommen auf die Papen'sche und Gerlach'sche Karte zurück und haben einzelne Fehler dieser Karte in der Bodengestaltung übernommen, ja vergrößert.

Eine Neuaufnahme wurde den braunschweigischen Landestheilen im Harz (Kreis Blankenburg bis Harzburg) in den Jahren 1857/58 bei Gelegenheit der älteren topographischen Aufnahme von Preußen (1830 bis 1865) mit Meßtisch und Kippregel zu Theil; diese Blätter in 1 : 25000, auf denen zum ersten Male die Oberflächengestaltung braunschweigischer Landestheile mittels Höhencurven — die Hauptlinien von je 100 Decimalfuß Höhenunterschied — zur Darstellung gebracht wurde, erschienen jedoch erst im Jahre 1870 im Buchhandel.

Mitte der siebziger Jahre gelangte in Folge besonderer Umstände die neue topographische Aufnahme Preußens (begonnen 1872) zum ersten Male in das braunschweigische Staatsgebiet in dem Amtsgerichtsbezirk Harzburg und dem Kreis Gandersheim, und es beginnt hiermit eine neue Epoche der Landeskartographie, indem einerseits die seit 1878 der Oeffentlichkeit übergebenen (neuen) Meßtischblätter die derzeitigen örtlichen Verhältnisse zum Ausdruck brachten, andererseits die Hauptböhenlinien nunmehr im Höhenabstand von 20 Meter eingezeichnet wurden und hiermit wie auch durch die ganze Höhengrundlage überhaupt eine erheblich genauere Darstellung der Oberflächengestaltung gestatteten. Hierzu trat das schärfere Eingehen auf die Einzelheiten der Bodenformen, im Gegensatz zu der zu allgemein gehaltenen Bearbeitung von Bergabhängen der früheren Aufnahmen. — Die trigonometrische Grundlegung für die neuen preußischen Meßtischaufnahmen (desgleichen für die forstlichen Vermessungen und für die Arbeiten der Herzoglichen Landesaufnahme) wurde 1880/81 mit Einmessung der Punkte I. und II. Ordnung begonnen und ist vor Kurzem mit der Triangulation der III. und IV. Ordnung zu Ende geführt

Bei den grundlegenden Arbeiten im westlichen Harzgebiete und den Gegenden bis zur Westgrenze des Kreises Gandersheim ist jedoch vom gewöhnlichen Gang dieser Arbeiten insofern abgewichen worden, als hier bereits Mitte der 70er Jahre eine Triangulation von der II. Ordnung abwärts ausgeführt wurde, um einem Antrag des Oberbergamtes Clausthal bezüglich Herstellung neuer Meßtischblätter gerecht werden zu können[2]). Da die neue preußische Landestriangulation I. Ordnung damals noch nicht bis zum Harz vorgedrungen war, wurde jene Specialtriangulation vorläufig an den bei einer älteren preußischen Triangulation (in den fünfziger Jahren) bestimmten Punkt Brocken astronomisch angeschlossen, während die Einfügung derselben in die neue Triangulation erst 1880 erfolgte[3]).

Nachdem nun im Jahre 1896 weiterhin die Meßtischblätter des Kreises Holzminden, des westlichen Theiles von Kreis Gandersheim und des westlichen Theiles des Kreises Wolfenbüttel aufgenommen worden sind, ist die topographische Aufnahme in 1 : 25000 bis in die Nähe von Braunschweig gelangt. Wann die übrigen Theile des Herzogthums, Kreis Wolfenbüttel, Braunschweig und Helmstedt zur Aufnahme gelangen werden, ist noch nicht bekannt.

Ueberblicken wir nochmals das im Maßstab 1 : 25000 bearbeitete braunschweigische Gebiet, so haben wir bislang drei Aufnahmeperioden, 1858, 1876 und 1896; es liegen also die Aufnahmen der veröffentlichten Blätter auf einem verhältnißmäßig engen Raum um nahezu 40 Jahre auseinander.

Diese Verhältnisse, das wachsende Verlangen nach neuen Karten größeren Maßstabes für manche staatliche Einrichtungen, deren Bedürfnissen die in sonstiger Beziehung einen außerordentlichen Fortschritt in der Topographie kennzeichnenden Meßtischblätter nach dem Zeugniß maßgebender Kreise nicht hinreichend Rechnung tragen konnten, weiterhin der Umstand, daß durch die Neuaufnahme der Forsten für einen großen und schwierig zu bearbeitenden Theil des Staatsgebietes bereits eine auch den Bedürfnissen der anderen staatlichen Behörden sowie der Privattechnik in vollkommenster Weise genügende topographische Karte ohnehin geschaffen wurde, führten Anfang der neunziger Jahr auf eingehendere Erwägungen und die Inangriffnahme von

2) Hierin liegt auch der Grund, weshalb die Meßtisch-Aufnahmen in den Kreisen Gandersheim (1876) und Holzminden (1896) um 20 Jahre auseinanderliegen.

3) Hierbei zeigte sich die Nothwendigkeit einer Verbesserung der früher angenommenen Coordinaten der trigonometrischen Punkte und der Coordinaten der Blattränder um + 0,775" der geographischen Breite d. h. linear 23 m oder 0,9 mm im Maaßstab der Kartenblätter und um + 3,731" der geographischen Länge, also linear 71 m oder 2,8 mm im Maßstab 1 : 25000. Diese Verbesserung konnte bei den aus den Meßtischblättern reducirten und nach 1880 erschienenen Blättern der „Karte des Deutschen Reiches" in 1:100000 bereits berücksichtigt werden, während die Coordinaten der Ränder der 1876 erschienenen Meßtischblätter um die oben angegebenen Werthe zu verbessern sind. Beim Zusammenstoßen der westlichen Meßtischblätter von 1876 an die sogleich zu erwähnenden Blätter der topographischen Aufnahmen von 1896 im Kreis Holzminden ist jene Verschiebung der Blattränder in der Weise ausgeglichen worden, daß auf den östlichen Blättern von 1896 am Ostrand ein Streifen von 2,8 mm Breite angefügt wurde.

Vorarbeiten hinsichtlich Herstellung einer das Staatsgebiet einheitlich umfassenden, durch Neuaufnahmen und größeren Maßstab auch den technischen Anforderungen mehr entsprechenden topographischen Karte. Es wurde vom Landtag die Ausführung einer Ergänzung der preußischen Triangulationen, desgleichen eines Landesnivellements im Anschluß an die preußische Grundlage, sowie die Herstellung einer neuen Landeskarte genehmigt und zugleich ein besonderes Institut, die Herzogliche Landesvermessung, ins Leben gerufen, welches unter directer Leitung der Landesvermessungscommission die Arbeiten für die neue Landesaufnahme und Landeskarte ausführen und zugleich den speciellen Bedürfnissen der einzelnen Verwaltungen Rechnung tragen soll.

Ueberblicken wir die bisherigen Arbeiten der Herzoglichen Landesaufnahme.

Die braunschweigische Landestriangulation

bezweckt eine Verdichtung des Netzes der preußischen Landesaufnahme im Herzogthume, wie diese ja auch in allen anderen Staaten für die Ausführung von Anschluß- oder Specialmessungen erforderlich wird. Entfällt bisher auf 6 qkm ein im Gelände liegender trigonometrischer Punkt, so soll eine Verdichtung des Netzes bis zu einem Punkt pro Quadratkilometer bewirkt werden, weil eine solche Dichtigkeit der Punkte namentlich für alle wirthschaftlichen Vermessungen unbedingt nothwendig ist. In dieser Weise sind bisher bearbeitet namentlich bedeutende Theile der Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Holzminden, weiterhin Theile des Kreises Blankenburg. Wir besitzen also in diesen Gebietstheilen ein Netz trigonometrischer Punkte, welche durchschnittlich 1½ km von einander entfernt sind. Die Entfernungen derselben sind bis auf etwa 7 cm, ihre Höhenunterschiede auf 3 cm genau bestimmt. Es leuchtet ohne Weiteres ein, welch eine sorgfältige und bequeme Grundlage und Controlle durch diese Triangulation für die Vermessungen, sei es für staatliche Zwecke, wie für Muthungskarten der Bergwerke, für die Aufnahme der Flur- und der Forstkarten, für Meliorationen, Fluß-Regulirungen, Stadtvermessungen, sei es für andere, technische Arbeiten für Kleinbahnen und sonstige technische Anlagen, gegeben ist.

Das braunschweigische Landesnivellement.

Sehr ungünstig standen und stehen in gewisser Beziehung noch die Verhältnisse hinsichtlich einer ausreichenden Höhengrundlage.

Die Verschiedenheit der Nullpunkte, von welchen ab die Höhen gezählt wurden, weiterhin die Verschiedenheit des Höhenmaßes (pariser, hannöversche Fuß, preußische Decimalfuß u. a.) erschwerte noch vor wenigen Jahrzehnten außerordentlich die Ableitung widerspruchsfreier Höhenangaben[4]). Selbst als die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes die Verknüpfung ausgedehnter Nivellementslinien mit sich brachte und hiermit an Stelle der bisher weit auseinander liegenden barometrischen und trigonometrischen Höhenpunkte enge Aufeinanderfolgen erheblich schärfer bestimmter Festpunkte setzte, zeigten sich noch erhebliche Widersprüche. Von den Schwierigkeiten, mit denen die Ableitung zuverlässiger Höhen im Herzogthum wie auch weiterhin in Deutschland vor dem Jahre 1870 zu kämpfen hatte, legt eine sehr verdienstvolle Abhandlung über „Höhenmessungen im Herzogthum Braunschweig“ von A. D(edekind) im „Braunschweigischen Magazin“ von 1865—1867 Zeugniß ab.

Eine erste, den neueren Anschauungen und vor Allem den dringenden Bedürfnissen der staatlichen Verwaltungen entsprechende, wenn auch ganz spärliche Grundlage lieferten nun die Präcisionsnivellements des preußischen Geodätischen Institutes, welche, für Gradmessungszwecke ausgeführt, das Herzogthum in den Jahren 1870 bis 1875 berührten und zwar auf den Eisenbahnlinien Magdeburg—Braunschweig—Hannover[5]); Jerxheim—Börßum—Kreiensen; Börßum—Vienenburg; der Straßenlinie Vienenburg—Ilsenburg — Brocken — Hohegeiß — Ellrich; und der Bahnlinie Ellrich—Northeim—Kreiensen. Die Festpunkte dieser also größtentheils auf den Eisenbahnschienen geführten Präcisionsnivellements lagen jedoch vielfach sehr weit auseinander (bis 9 km) und sind für das allgemeine Interesse nicht günstig angebracht; weiterhin wurden nur von der nördlichen Strecke ausgeglichene Meereshöhen veröffentlicht und zwar erst 1888, während die unmittelbar nach den Nivellements 1876 erfolgte Veröffentlichung der Ergebnisse nur die unausgeglichenen Höhenunterschiede enthielt

Im Jahre 1876 kam die preußische Landesaufnahme mit ihren eng versteinten Linien bis in das Herzogthum; ein geschlossener Nivellementszug derselben von 543 km Umfang, dessen Eckpunkte Magdeburg, Celle, Minden und Göttingen bilden, berührte braunschweigische Landestheile auf den Straßen-Linien: Helmstedt — Süpplingen — Königslutter — Braunschweig — Watenbüttel; Bodenwerder — Halle — Eschershausen — Vorwohle — Wenzen; und bei Braunlage. Als Festpunkte dienten die früher erwähnten, an Nivellementssteinen von 2 km Abstand eingelassenen Bolzen, weiterhin die an den Nivellementsstrecken gelegenen Festpunkte der Gradmessungsnivellements des Geodätischen Institutes.

Im mittelbaren Anschluß an Festpunkte dieser Schleife wurde nun in den achtziger Jahren seitens der Forstverwaltung in den Forstamtsbezirken Harzburg und Oker durch Präcisionsnivellements eine erste Grundlage für die Höhenbestimmungen der neuen Forstvermessung in diesem Gebiet hergestellt. Zur weiteren Ergänzung des Landesnivellements und Verdichtung und Controlle der Höhenfestpunkte im Harz wurde dann 1894 für die Zwecke der Herzoglichen Landesaufnahme und Forstverwaltung ein Präcisionsnivellement von Braunschweig über Wolfenbüttel, Hessen, Harzburg nach Braunlage geführt, und hiermit eine erste Diagonale in das oben genannte große Polygon eingelegt.

Inzwischen (1893/94) war die „Verfestigung“ der preußischen Nivellementslinien, bestehend in der Wieder-

4) Man vergleiche hinsichtlich der Verhältnisse in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Bemühungen Lachmann's in seiner Physiographie des Herzogthums Braunschweig und des Harzes I. Bd. 1851.

5) Bei Gelegenheit der ersten nivellitischen Verbindung der Pegel zu Swinemünde und Amsterdam.

holung der Nivellements unter gleichzeitiger Verschärfung der Vermarkung durch Anbringen von Haupthöhenmarken an Kirchen 2c. und Mauerbolzen an Gebäuden, auch auf die das Herzogthum umschließende Schleife ausgedehnt und hierdurch namentlich im Kreise Holzminden und Gandersheim eine Anzahl sorgfältigst bestimmter und versicherter Punkte geschaffen und gleichzeitig die Höhenlage der älteren Bolzen controllirt worden.

Weiterhin gelangte das im Auftrag des preußischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten ausgeführte Stromnivellement der Weser im Jahre 1896 in den Kreis Holzminden und bereicherte hier die Höhengrundlage des Herzogthums um eine Anzahl denen der Landesaufnahme vollkommen gleichwertiger Höhenfestpunkte, welche zugleich für die wasserbautechnischen Arbeiten von Bedeutung sind.

Hiernach konnte, den Bedürfnissen der Herzoglichen Baudirection hinsichtlich zuverlässiger Höhenfestpunkte für das Netz der Staatsstraßen im Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Holzminden entgegenkommend, die Legung einer zweiten großen Linie für das Landesnivellement: Wolfenbüttel—Seesen—Eschershausen—Holzminden ins Auge gefaßt werden. Dieselbe wurde in den Jahren 1896/97 nivellirt und zwar in der Weise, daß das erstmalige Nivellement von Börßum ab bis Holzminden auf der Bahnstrecke geführt wurde, wobei die Eisenbahndirection Cassel gegen Uebernahme eines Theiles der Kosten zugleich ein Präcisions- und Längennivellement ihrer Bahnstrecke erhielt, während das zweite Nivellement auf den Straßen mit zahlreichen Querverbindungen nach der Bahnlinie geführt wurde; als Hauptseitenlinie trat hinzu die Straßenstrecke Wolfenbüttel—Barum—Salzgitter; die Festpunkte in Barum geben die Ausgangspunkte für spätere Arbeiten im Amte Salder. Nach Ausweis der im Bericht der Landesvermessungs-Commission gegebenen Zusammenstellung sind die eng aneinanderliegenden Festpunkte der genannten Nivellementslinien hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Einmessung denen der preußischen Landesaufnahme als gleichwerthig zu erachten[6]). Dagegen ergab sich aus dem Nivellement, daß einzelne Festpunkte des Gradmessungsnivellements von 1873 auf der Bahnstrecke Börßum—Kreiensen ihre Höhenlage wohl um erhebliche Beträge geändert haben müssen; so zeigte sich beispielsweise bei Börßum eine Senkung von 10 cm, auf der Innerste-Brücke südwestlich Ringelheim um 26 cm, wogegen auf zwei Punkten auch Hebungen vorzuliegen scheinen.

Durch die Präcisionsnivellements der Herzoglichen Landesaufnahme von 1894 bis 1897 sind rund 200 km Straßenstrecke (einschließlich der Ortschaften) im Herzogthume mit ca. 190 Höhenfestpunkten versehen worden. Hierzu tritt noch eine große Anzahl zugänglicher Höhenpunkte der Bahnstrecken. Die Gesammtlänge der nivellirten Strecken ist jedoch erheblich größer, da zur Gewinnung des Anschlusses bisher beträchtliche preußische Gebietstheile durchquert werden mußten.

Weiterhin gehören hierher die große Anzahl der trigonometrischen Punkte, deren Höhen durch Winkelmessungen abgeleitet wurden.

Alle diese Höhenfestpunkte bilden jedoch naturgemäß erst einen geringen Bruchtheil der für das Land in Aussicht genommenen Höhengrundlage; über die weitere Ausbildung des Landes-Höhennetzes äußert sich der Bericht gutachtlich wie folgt:

„Eine rationelle Bearbeitung des braunschweigischen Landes-Nivellements wird hiernach in der Weise vorzunehmen sein, daß in das grundlegende Polygon der preußischen Landesaufnahme außer den bereits nivellirten Strecken von Braunschweig nach Braunlage und nach Holzminden in analoger Weise eine genügende Anzahl Querverbindungen eingelegt werden, welche unter sich entsprechend verbunden und verknotet sind. Vornehmlich sind die Staatsstraßen und die Hauptorte, welche sie verbinden, zu berücksichtigen. In letzteren müssen durch Anbringen von festen Bolzen in den Fundamenten von Kirchen und öffentlichen Gebäuden Höhen-Fixpunkte geschaffen werden, welche auf Generationen hinaus als sichere und hinreichend genaue Höhenmarken benutzt werden können. Auf den Staatsstraßen kommen zur Höhenbestimmung in Betracht in angemessener gegenseitiger Entfernung zu setzende Nivellementsbolzensteine und sonstige von Herzoglicher Baudirection ausgewählte Höhenmarken. Können auf die Durchführung des Landes-Nivellements jährlich 2000 Mark verwendet werden, so kann das 754 km umfassende Netz der braunschweigischen Staatsstraßen in einem Zeitraum von 6 bis 8 Jahren mit genauen Nivellements versehen sein, die für alle wirthschaftlichen, technischen, culturtechnischen Zwecke ausreichend sind und den Höhenbestimmungen für die neue topographische Landeskarte als feste Grundlage dienen. Das Endziel würde sein, in jedem Orte des Herzogthums wenigstens eine genau bestimmte Höhenmarke dauernd festzulegen, wozu auch die trigonometrisch ermittelten Höhenunterschiede, welche bis auf einige Centimeter genau bestimmt sind, mit Vortheil zu verwerthen sein werden, naturgemäß nur unter der Voraussetzung, daß ihnen das geometrische Präcisions-Nivellement als fester Rahmen, in den sie eingeschaltet werden, zu Grunde gelegt werden kann. Ohne diesen festen Anhalt fehlt ihnen die nöthige Genauigkeit bei größeren Entfernungen". (Schluß folgt.)

[6]) Als Widersprüche gegen die ausgeglichenen preußischen Werthe ergaben sich in Wenzen und Holzminden je 1/2 cm, in Braunlage 2 1/2 cm. — Das ganze Polygon Magdeburg—Celle—Göttingen—Minden der preußischen Landesaufnahme von 543 km Umfang schloß bei der ersten Messung (1876) mit einem Widerspruch von 4,7 cm, welcher durch verhältnißgleiche Vertheilung auf die einzelnen Strecken ausgeglichen wurde.

Kinderlieder,

gesammelt von Otto Schütte.

(Schluß.)

Danze, Püppke, danze,
Kik se mal na'n Swanze,
Wu dä Püppke danzen kann.
Dildändchen, dildändchen,
De Katte hat en Schwänschen,
De Kuckuck hat en Dudelsack,
Dä spelt de litjen Kinner wat.

Ru, ru, reutje,
De Schaper hat ne Fleutje,
De Sween[1]) hat en Dudelsack,
Dudelt alle Kinder wat.

Ru, ru, Rasselbock,
Löpt in usen Garen 'rop,
Hat üsch Appel un Bêren estohlen,
Is erbie dote froren.

Hipp, hipp, hipp, hopp, hopp, hopp,
Morgen kummt de Zickenbock
Mit en Sack vull Nadeln,
Junge, flicke minen Rock,
Du verfluchte Zickenbock.

Döfche, döfche, Bohnebock,
De Bohnebock is utegahn,
Hei hat mik sinen Slöttel edahn.
Ik soll' in sinen Garen gahn
Un solle Bohnen plücken.
Da kamm saun olt Wif her,
Harre ne Slippe vull Steine,
Smeit mik an de Beine,
Da möst ik lopen,
Dat ik na'n Water kamm,
Dat min Bein wedder gut ward.

Hör, Hans, hör!
Wer steiht vor use Dör?
Da steiht en lütjet Jüngelken,
Dat kann so glatte trümmelken,
Hör, Hans, hör.

Hulderdebulder bet boben in't Hûs,
Da halt se den groten Wostkater[2]) rût,
Da snit se usen Kinne ne Trüle von af,
Wo et mal gut na slapen mag.

II. Abzählreime.

Eins, zwei, drei,
Lischelaschelei,
Lischelasche,
Plaudertasche,
Eins, zwei, drei,
Lirich, larich, lum,
Swarte Kater kumm,
Du most kriegen.

Eins, zwei, drei,
Wenn mein Vater beichten will,
Setzt er sich auf die Knei,
Dat war hei,
Un dat war sei.
Will mit euch um 'nen Thaler wetten,
Sind dies nicht zwanzig und drei.
(Bis „sei" sind es 23 Silben.)

Eins, zwei, drei, vier,
Eine Flasche Bier,
Eine Flasche Schnaps,
Du bist ein Taps.

Eine, tweie, dreie, veire, fiwe,
Twintig is ne Stige,
Sechzig is en Schock,
Wer noch nich ruter is, dä mot,
Un wer sik noch nich verstoken hat,
Dä krup bi'n Hunne in't Lock.

Eine, tweie, dreie, veire, viwe, sesse,
Use ole Blesse
Ging ober't Water, hale sik en fetten Fisch,
Legt ne up en Slachtedisch.

Ene dene Dintefaß,
Geh in die Schul' und lerne was,
Wenn du was gelernet hast,
Komm zu Haus und sag mir das.

Ente tente Tintefaß,
Geh zur Schul' und lerne was,
Lerne, was dein Vater kann,
Dein Vater ist ein Schneider,
Schneidert alle Morgen,
Geht wie eine Orgel.
Klipp klapp,
Keisenapp,
Morgen is et Sonndag.

Ene dene Dintenfat,
Mäken, gif de Küken wat,
Lât en Puter supen!
Ne, Mudder, dan ik nicht,
Sonen Bengel mag ich nich.
Nimmt e denn ok Snuftaback,
Wie en dütschen Dudelsack?

Ene dene dit un dat,
Mäken, gif de Küken wat,
Lât de Duwen drinken,
Lât de Junggesellen stahn,
Dat sind Lusefinken.

Entel tentel tost,
Du bist en Voß,
Entel tentel tabe,
Du bist abe,
Entel tentel tanne,
Du bist er anne.

Enne benne Bienenstich,
Sebben Katten slaugen sik
In er dunklen Kamer
Mit en blanken Hamer.
De eine krêg en harten Slag,
Dat se hinder de Döre lag,
Enne benne buff baff af.

Plücke, plücke Arften,
Wenn de Pänder keime,
Krigt mik bi de Beine,
Hu so woll ik lopen.

Ik gae jetzt na Hus
Un brae mik ne Mus,
Legge se up en Tappen,
Bim bam bälam,
Wer et erste Wort segt,
Dä sall se snappen.

---

1) = Schweinehirt.
2) Magenwurst.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 24. April **1898.**

Ein Kloster- und Wallfahrtsort im Amte Salder.

Von C. Simm.

Dicht an der Straße, die von der alten Veste Hagen, heute Gebhardshagen, über die Grenze unseres Braunschweiger Landes auf Salzgitter zu läuft, liegt ein stilles, unscheinbares Dörflein, dem man es nicht ansieht, daß sein Name Jahrhunderte lang weit bekannt gewesen ist. Es ist das kleine Dorf Engerode, kurze Zeit eine Klosterstätte, aber fast ein halbes Jahrtausend das vielbesuchte Ziel hülfesuchender Wallfahrer.

Die Erinnerung an diese Vergangenheit ihres Ortes ist bei der jetzt lebenden Generation fast ausgelöscht, ihre Wiederbelebung aber um so interessanter und lohnender, als dabei mancherlei helle Streiflichter auf die geistlichen und weltlichen Verhältnisse der damaligen Zeit fallen.

Eine dem Walde abgerungene Siedlung bezeichnet der Ortsname Engerode, der zuerst um 1080 im Hildesheimer Todtenbuche erscheint: ein Graf Konrad schenkte der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin Hildesheims, Seidenzeug zum Einschlagen ihrer Reliquien, sowie 4 Hufen mit 6 Hörigen zu Stochem (Flach-Stöckheim) und Odesrode. Hier wird die Ansiedlung noch nach Odo, dem Haupte der Sippe, die sich dort niederließ, genannt. Als Oddingerodhe finden wir es um 1226 im Lehnsregister des im Amte Salder reichbegüterten Edelherrn Luthard von Meinersen, von dem Herr Bruno Krevet und seine Brüder [1]) dort 3 Hufen zu Lehn besaßen.

Diese Namensform — mit kleinen Abweichungen — hält sich im XIII. Jahrhundert. Um 1300 treffen wir auf die Form Eddingerode [2]). 1476 heißt es gar Engederode. Engerode aber finde ich zuerst 1579 in dem Lichtenberger Erbregister.

Unser kleines Engerode ist nun im Mittelalter das Ziel unzähliger Pilger gewesen, die Hülfe und Heilung bei dem wunderthätigen Marienbilde in der Burgcapelle suchten. Die Geschichte Engerodes als Wallfahrtsortes geht bis ins XIII. Jahrhundert zurück und schließt sich, wie wir zeigen wollen, an die Klostergründung daselbst an.

Es handelt sich hier zunächst um drei Urkunden [3]), zwei aus dem J. 1236, eine aus dem J. 1238.

In der ersten (18. April 1236) erklärt Bischof Konrad von Hildesheim, daß er aus dem Berichte Heinrich's, des Propstes der neuen Gründung zu Oddingerobt, und anderer ersehen habe, daß dieser Ort sich für die zum Dienste Gottes und der seligen Jungfrau dort gesammelten Nonnen nicht eigne. Er habe daher jenen Antheil an dem Gute zu Borchasle, der zu seiner Schenkung gehöre, frei von aller Vogtei ihnen mit Genehmigung des Domcapitels zur Nutzung übereignet.

Die zweite Urkunde (vom 14. Mai 1236) besagt, daß Propst Rudolf, Dechant Herewich und das Capitel von St. Blasien zu Braunschweig den Frauen in Oddigrothe den halben Theil des Pfarrhofes der Kirche zu Assleburhe ohne alle Last der Vogtei oder einer anderen weltlichen Macht schenke. Auch solle zwischen dem Stifte und dem Kloster eine gegenseitige und unlösliche Gemeinschaft der Liebe bestehen, indem der Tod der Nonnen wie der Stiftsherren gegenseitig mitgetheilt würde, „so daß wir durch wechselseitige Fürbitte bei dem höchsten Richter uns tragen und trösten" [4]).

Die dritte Urkunde (1238) giebt nun eine zusammenhängende Erzählung von der Klostergründung Engerode—Asselburg—Wülfinghausen. Ein Ritter, Thitmarus von Edelincrodhe [5]), kleidete seine beiden Töchter

---

1) Die Krevet — Krebs besaßen damals auch ganz Oelber außer dem Zehnten, sie heißen auch von Gustedt (Sudendorf Urkdbch. 1, 10, 79).

2) Heidenricus, Priester, und Elyas, Diakon in Eddingerode 1302.

3) Gedruckt im Calenberger Urkdbch. Abth. VIII, S. 1 ff.

4) Einen gleichen Bund schloß 1347 der Caland zu Barum, dessen Decan Ludolf Priester in Hedelendorpe (Hallendorf) war, mit dem großen Caland zum heil. Geiste in Braunschweig. Dort heißt es: „Wir schenken euch die volle brüderliche Antheilnahme an allen Gütern im Leben und im Sterben, welche in heiligen Messen, Vigilien, Gebeten, Fasten, Almosen und den übrigen frommen Verpflichtungen bestehen".

5) Diese Namensform ist falsch, wie mehrere andere in dieser Urkunde, so Burgastel, Durstade. Der offenbar in Wülfinghausen zu suchende Verfasser kennt unsere Gegend gar nicht. 1241 heißt der Ritter als Zeuge in einer Urkunde Dittmarus de Oddincrodhe und Thitmarus de Odincrothe. Hiernach ist Lüntzel, Knoll und Bode u. A. zu berichtigen.

sammt den beiden Töchtern des Bruders seiner Gattin als Nonnen ein und errichtete eine Capelle innerhalb seiner Behausung. Darnach zog er zwei Frauen aus dem Kloster der Dienerinnen Christi in Durstade[6]) herbei. Endlich ging er einen Klostergeistlichen Henricus an, der bei Lamspringe nach der Regel des heiligen Augustinus lebte, und erbat dessen Rath in dieser Sache flehentlich und fast mit Thränen. Dieser ließ sich von der Inständigkeit seines demüthigen Anliegens rühren und gab ihm den Rath, er möge die Erlaubniß zum Capellenbau von dem Bischof und eine Vollmacht für den Propst für jeden diesem gefälligen Ort erwirken. Das geschah, und nun verordnete er Heinrich zum Propst des neuen Stiftes. Aber nur sechs Wochen lang ließ der Ritter nach Heinrich's Ankunft das Nöthige aus Küche und Keller reichen. Propst Heinrich aber hielt dafür, daß die Lage des Ortes sich zu einem Kloster nicht eigne; vor Allem aber mußte er bemerken, daß die ursprünglich gute Absicht des Ritters durch teuflischen Einfluß verkehrt war. Der Ritter beanspruchte nämlich die Vogteirechte über Capelle und Kloster, die Heinrich ihm nicht zugestehen konnte. Propst Heinrich wußte nicht, wohin er sich mit den ihm anvertrauten Frauen wenden sollte und erwarb mit vieler Mühe Burgastel[7]) nahe Ligtenberg, weil dort schon ein Gebäude zu einem Kloster vorhanden war, dessen eine Hälfte den Domherren der Hildesheimischen Kirche, die andere den Kanonikern (von St. Blasien) in Braunschweig gehörte. Aber der Marschall[8]) des Bischofs, dessen Güter um denselben Ort lagen, widerstand dem Propste hierin und behauptete, er habe selbst den Ort von dem Bischof zu Lehn, während der Bischof dieses durchaus in Abrede stellte.

Wieder verging einige Zeit, bis der Propst bei der Kirchweihe zu Eldas (Eldagsen) den Marschall hierüber ansprach. Arnold, ein Ritter zu Wülfinghausen, bot nun seinen Hof daselbst zum Kaufe an. Der Propst erwarb den Hof für 90 Talente und so gründete er dort ein Kloster an dem Orte des Schreckens und grauser Oede i. J. 1236. Hier in Wülfinghausen fand nun das Engeröder Augustiner-Nonnenkloster eine bleibende Stätte. Es wurde 1593 säcularisirt und besteht noch heute[9]).

Dies der Inhalt der drei Urkunden, zu denen wir Folgendes bemerken. Offenbar stammt die letzte aus dem Kreise des Propstes Heinrich und ist in seinem Sinne geschrieben. Während er im glänzendsten Lichte als der selbstlose, eifrige und unschuldig leidende Priester erscheint, werden die auftretenden Laien, der ritterliche Stifter wie der bischöfliche Marschall, recht ungünstig geschildert. Wie geflissentlich wird das demüthige Auftreten des rathlosen Supplicanten bei Probst Heinrich ausgemalt, der nun so liebevoll mit Rath und That hilft.

Aber Undank ist der Welt Lohn. In wenigen Wochen erkennt der Probst, daß er den Ritter durchaus nicht in der Hand hat. Dieser will trotz aller Vorstellungen — es soll sogar sein Seelenheil davon abhängen, ein damals sehr gebräuchliches Motiv — die seiner Meinung nach ihm als Stifter und Grundherrn zukommenden Vogteirechte nebst Lehnsherrlichkeit[10]) nicht aufgeben. Unter dieses Joch wollte sich der Probst nicht beugen. Gerade damals war man in unserer Gegend bemüht, die Vögte, die früheren Beschützer und jetzigen Bedränger der geistlichen Stiftungen, abzuschütteln. So wurde 1210 Ludolf von Hagen sammt den von ihm belehnten Brüdern von Salder zur Aufgabe der Schirmvogtei über die neuen Erwerbungen Stederburgs durch den Kirchenbann gezwungen. „Die Vögte“, sagt Bischof Konrad, „mißbrauchen mit einem Schein des Rechtes in fremden Wesen ihre Macht, um aus den armen Leuten mit Unrecht viel heraus zu schinden“.

Zweifellos stand Bischof Konrad, der die Engerode benachbarten Hagen als Vögte beseitigt hatte, hinter dem Propste. Der Bischof schenkt diesem das halbe Pfarrgehöft in Asselburg und vermag St. Blasien zu einem gleichen Geschenk, um das Kloster der Gewalt des Ritters zu entziehen. Wir dürfen auch annehmen, daß jene 90 Talente, der Kaufpreis des Wülfinghäuser Hofes, ganz oder zum größten Theile vom Bischofe kamen. Das neue Kloster war noch völlig mittellos, da Propst und Nonnen noch ganz aus Küche und Keller des Ritters von Engerode unterhalten werden mußten. Dieser Unterhalt wurde ihnen zuletzt sogar von dem zornigen Ritter verweigert. Uebrigens muß später doch wieder ein leidliches Verhältniß zwischen Thitmar und Heinrich Platz gegriffen haben, denn jener erscheint in Wülfinghäuser Schenkungsbriefen wiederholt als Zeuge (1241).

Auf der Suche nach einem anderen „tauglichen“ Niederlassungsorte gerieth man nach der Asselburg; diese schien den Vorzug zu haben, daß hier keine adligen Grundherren ins Spiel kamen.

Kaiser Otto IV. hatte im Jahre 1218 zu Harzburg am Tage vor seinem Tode die Hälfte der Kirche in Asleborch dem Blasinsstifte geschenkt. Die andere Hälfte war Hildesheimer Gut. Beides stammte aus der vielumstrittenen Hinterlassenschaft des letzten Grafen von Asselburg[11]). Aber auch in Asselburg kam Propst Heinrich mit seinen Nonnen nicht zur Ruhe, denn der Marschall Konrad erhob Anspruch auf den Ort, d. h. auf die schon damals verfallende Burg einschließlich des Pfarrgehöftes. Erst in Wülfinghausen fanden die Engeröder Nonnen eine bleibende Heimath.

Damit schließt nun die Klosterepisode für Engerode, aber hier liegt unseres Erachtens der Ausgang einer neuen — Engerode wird Wallfahrtsort. Eine Capelle hatte der Ritter dort errichtet, diese wird nun eine

6) Gemeint ist Kloster Dorstadt, nicht Duderstadt, wie Döbner, Hildesheim. Urkdbch. I fälschlich annimmt.

7) Falsch, statt Burgassel — Asselburg

8) In gleichzeitigen Urkunden Konrad genannt

9) Die „Fundation des Klosters Wulffinghausen“ v. J. 1605 (Kgl. Biblioth. zu Hannover XXIII 809) bringt zu unserem Gegenstande nichts Neues. Der Ritter heißt da fälschlich Tilo von Odingeroda. Als Grund für die Fortverlegung des Klosters von Engerode wird nur die ungeeignete Oertlichkeit, nicht der Streit um die Schirmvogtei bezeichnet, letzteres war doch das Hauptmotiv.

10) advocatia und dominium.

11) Vgl. v. Uslar-Gleichen, Gesch. der Grf. von Winzenburg 1895. S. 249 ff.

Pfarrkirche. 1264 tritt Werner, Priester von Odigerothe, als Zeuge auf [12]), 1302 Heydenricus, Priester in Eddingherode, und Vicepleban Elyas [13]), 1312 Konrad, Priester im Hagen, und Elyas (in Engerode) sein Bruder [14]). 1386 wird genannt Bertram, perner to Edingerode, 1440 Bernhard von Bortfeld, Vorsteher der Capelle in Eddingerode.

Besondere Beachtung verdient die Schenkung vom J. 1386. Damals übertrugen die von Kniestide dem obengenannten Pfarrer Bertram 7 Hufen Landes für 50 Mark und 16 Seelmessen [15]). In dieser Urkunde heißt es zum Schluß: Herr Bertram und sine Nakomen to Edingerode schullen alle Jar to des Dinstages na des hilligen Lichnamsdage sulff festeynde Prestere sin und scullen sestein Missen holden in de Ere Godes und to troste alle den Selen ut dem Slechte von Kuistide“.

Diese Erwerbung bezeugt, daß die Engeröder Capelle in besonderem Ansehn stand und über größere Mittel verfügte. Jené von 16 Priestern gerade hier abzuhaltenden Seelmessen beweisen, daß man den Gedächnißfeiern in diesem Gotteshause besondere Kraft beilegte.

Derartige Stiftungen — bei Klöstern und Stiftern reichlich begründet — finden sich bei gewöhnlichen Dorfkirchen in unserer Gegend fast gar nicht. Ebenso ist es auffallend, daß diese kleine Capelle über jene für damalige Zeit bedeutende Summe zum Landerwerb verfügt. Wir meinen, es sind Opfer der Wallfahrer, an die wir hier denken müssen.

Einen noch deutlicheren Fingerzeig giebt eine Nachricht aus dem J. 1419, welche sich im Güterverzeichniß der Engeröder Kirche findet. Am Tage Urbani (25. Mai) d. J. wurde eine Prieche in die Capelle eingebaut. Die Größe der dortigen Einwohnerschaft (etwa 60) hätte diese Vermehrung der Kirchenplätze sicherlich nicht erfordert, sie kann nur in Rücksicht auf die Wallfahrer geschehen sein. Dieses die ältesten Hinweise. Vielleicht können wir uns die Entstehung des Wallfahrtsortes so vorstellen. Gewiß war der Ritter, der sich die Klosterstiftung so viel hatte kosten lassen, darüber sehr aufgebracht, daß ihm seine Stiftung so entfremdet wurde. Es wirkte wohl auch der Einfluß seiner Töchter und Nichten — die er doch zu Nonnen eingekleidet hatte — mit, daß ihm ein Ersatz, der ihn auch materiell entschädigen sollte, seitens des Propstes wie des mit diesem verbündeten Bischofs gewährt wurde. Man überwies der Engeröder Capelle ein Gnadenbild, dessen Verehrung ein besonderer Ablaß beigelegt wurde. Es war ein Muttergottesbild, welches viele Wallfahrer nach dem Orte ziehen mußte, der ohnehin durch die vorübergehende Anwesenheit eines Klosters in Ruf gekommen war.

Aber ganz deutliche Nachrichten hierüber bringt uns erst das Jahrhundert der Reformation.

Der Visitationsbericht von 1542 sagt: Engeroda, Otto Krenke (Pfarrer), Bortfeldsches Lehen; 7 Hufen (210 Morgen!) Zinsen 7 Gld. 4 Matt. gehören zur Memorie (d. i. der Kniestedtschen Stiftung von 1386). Zur Pfarre 5 Hufen (150 M.) und ein Holz 100 Gld. werth und noch Hegge und Busche genugsam. Zur Kirche ein Holz, 3 Kelche, Monstranz, 1 verguldete Kanne, 1 silberne Büchse, 1 Agnus dei mit einer silbernen Kette, in der Monstranz ein silberner Mond. Der Oppermann hat auch ein Holz für 100 Gld. gekauft. Eine so reiche Ausstattung besitzt keine Kirche in dieser Gegend.

Der Priester Otto Krenke verwaltete Engerode von Gustedt aus und erhielt dafür einen geringen Lohn von den Bortfelds, welche damals Engerode besaßen. Der Bericht von 1544 nennt diesen Priester „den vornehmsten in der Papisterey“. Er hatte gewiß auch des einträglichen Muttergottesbildes halber ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung des katholischen Cultus.

Die katholische Visitation Heinrich's d. J. von 1551 führt überhaupt keinen Priester in Engerode auf, denn schon hatten die Bortfelds das Kirchengut an sich gerissen. Der evangelische Visitationsbericht von 1568 sagt: In Engerode soll weder Pfarher, Olderleut noch Oppermann sein, die Pfarr- und Kirchengüter soll Christoph von Bortfeld jetzt haben von der Memorie 7, von der Pfarre 5 Hufen. Hieran schließt sich der Bericht des ersten evangelischen Superintendenten zu Barum, Melchior Neukirch (1568—72): „Pfarr- und Kirchengüter sind von den Bortfelds unterschlagen.“ „Was die Capelle zu Engerode anlanget, wie dieselbe so stattlich begütert sei, aber von Christoph v. B alles weggenommen und dem Pastor von Gr. Flöte und Calbecht, der diese Capelle auch verwaltet, nur 6 Gulden dafür gegeben werde. Es geschieht aber noch an diesem Orte, wie mich der Pastor berichtet, bisweilen Abgötterey, dieweil im Bapstthumb daselbst groß Ablaß gewesen, die Leute noch oft kommen und was sie in ihren Nöten gelobt, darbringen, als Arme, Beine, Hände, Füße, Kreutze, Kinder u. dgl. von Wachs aufhängen in die Ehre unserer lieben Frauen, welche gar gnedich ist und soll der Juncker sagen, er heiße und verbiete es niemanden“. Hier haben wir die erste directe Nachricht über den Wallfahrtscultus, der sich also auch in die evangelische Zeit hinüberpflanzte.

Eine fernere directe Kunde giebt das Güterverzeichniß von Engerode: Der Fußweg von dort nach Salzgitter führt den Namen „Liebfrauenstieg“: es ist offenbar der von den Pilgern benutzte Richteweg, der noch heute zum Theil erkennbar ist.

Das Marienbild ist im Jahre 1744 von dem damaligen Gutsherrn von Brabeck nach Schloß Söder am Wohldenberge überführt. Söder war in jener Zeit wegen seiner von dem v. Brabeck angesammelten Kunstschätze berühmt. Von unserem Muttergottesbilde ist allerdings jede Spur verweht. Meine Nachfrage in Söder hat ergeben, daß sich in der dortigen katholischen Kapelle ein großes Oelgemälde — Maria auf der Mondsichel — befindet. Seine Unterschrift ist eine Bitte zur Gottesmutter um Erlösung von Schuld, Erleuchtung der Blinden, Befreiung von Uebeln. Dieses Bild trägt das Brabeck-Stolbergische Wappen und hat nach dem Zeugnisse älterer Einwohner bis vor etwa

12) St. Aegid. Copialb. Landes-Haupt-Arch.
13) Ebendaselbst.
14) Lüntzel, Aelt. Diöz Hildesh. S. 254.
15) Hannov. Gel.-Anz., 1751, S. 532 3.

50 Jahren in der Engeröder Capelle gehangen, vielleicht ein Ersatz für das 1744 weggeführte Marienbild. Zweifellos ist das alte Bildwerk eine Statue gewesen, denn nur körperlichen Abbildern legt der Aberglaube Kraft zum Wirken bei. Daß übrigens auch noch im XVIII. Jahrhundert bei den längst evangelisch gewordenen Bewohnern Engerodes eine gewisse Verehrung gegen das alte Marienbild bestanden hat, geht aus der Nachricht hervor, daß die Engeröder versucht hätten, sich der Fortführung des Bildes zu widersetzen.

Die letzten an die Vergangenheit erinnernden Gegenstände — darunter ein geschnitzter Altar — sind vor einigen Jahrzehnten an einen Händler verkauft. So ist denn die Capelle das einzige Denkmal aus der Vorzeit. Dieser Bau im romanischen Stile ist seiner Grundanlage nach offenbar der im Jahre 1236 erbauete. An der westlichen Thurmseite befindliche Bruchstücke weisen auf eine jetzt verschwundene Fortsetzung des Baues hin. Hier muß sich die alte Burg angeschlossen haben. Auffallend ist eine auf der Nordseite von außen auf den Kirchboden führende freiliegende Treppe. Sie ist wohl erst dann aufgeführt, als der Zugang zu den oberen Räumen von der Burg her weggefallen war

Von dem einst so reichen Kirchengute ist nichts zurückerstattet. Uebrigens gedieh unrecht Gut auch hier nicht. Die vormals so mächtige und reich begüterte Familie von Bortfeld nahm ein trauriges Ende. Sie verarmte gänzlich, 1628 brach der Concurs aus, 1685 erlosch das Geschlecht mit Kurt von Bortfeld. Die braunschweigischen Lehnsgüter kamen an die von Cramm, die Hildesheimischen an die von Brabeck. Zu letzteren gehörte auch Engerode. Seit Mitte des XVII Jahrhunderts befand sich dieses allerdings im Pfandbesitze der von dem Bussche, gegen welche die Brabecks processirten. In dem Testamente des Landdrosten Joh. Georg v. d. Bussche vom Jahre 1746 heißt es[16]): Den halben Theil des Gutes Engerode, wie auch diejenigen Aufkünfte, die der von Brabeck möchte verurtheilt werden herauszugeben, vermache ich den nothleidenden Invaliden, Unteroffiziers und Soldaten in Braunschweig-Wolfenbüttelschen Diensten. Ersuche auch des regierenden Herzogs Durchlaucht unterthänigst die Execution solches Vermächtnisses zu übernehmen und die Besorgung des Brabeck'schen Processes jemand aufzugeben".

Der bei dem Reichshofgericht geführte Proceß ging verloren für die v. d. Bussche. Von den Brabecks ging das Rittergut Engerode auf die Stolbergs über, die es 1842 parcellirten. Die heutigen Bauergüter sind also aus den einst von den Bortfelds geraubten Gütern der frommen Stiftungen zu Engerode hervorgegangen.

Die Braunschweigische Landesaufnahme und die neue topographische Karte des Herzogthums.

Von P. Kahle.

Die neue Landeskarte.

Zwei Bedingungen sind es vornehmlich, denen jede neue Landesaufnahme und Landeskarte genügen muß

16) Gesch. der Familie v. d. B. 1887 S 182, 227.

und die ihren Werth und ihre Lebensdauer bedingen. Einmal sollen sie den Anforderungen der Gegenwart möglichst vollkommen entsprechen und zweitens müssen sie so entwicklungsfähig angelegt sein, daß sie nach unseren heutigen Begriffen auch die in Zukunft wünschenswerthen Vervollkommnungen und Ergänzungen zulassen, soweit sich dies überhaupt beurtheilen läßt.

Wie Seite 55 bereits berichtet, ist die Bearbeitung einer einheitlichen topographischen Karte des Herzogthums im Maaßstab 1 : 25 000 (1 mm der Karte = 25 m natürlicher Erstreckung) in den Arbeiten der preußischen Landesaufnahme mit eingeschlossen, indem die letztere gegen eine bestimmte Entschädigung pro Quadratmeile die Bestimmung der trigonometrischen Punkte bis zur III. und IV. Ordnung und die Meßtischaufnahme auch auf die mit Preußen durch Militärconvention verbundenen Staaten ausdehnt, wodurch eine Aussparung der nichtpreußischen Landestheile im Kartengebiet der Monarchie vermieden wird. Hiernach würde das Herzogthum nach einer Reihe von Jahren im Besitz einer ersten wirklich topographischen Karte größeren Maßstabes und mit Höhencurven sein. Allein die Aufnahmen der bisher zur Veröffentlichung gelangten Blätter derselben vertheilen sich auf vier Jahrzehnte und zwar in drei je 20 Jahre auseinanderliegenden Perioden in der Weise, daß im Harz Aufnahmen von 1858 und 1876, im westlichen Theil des Herzogthums Aufnahmen von 1876 und 1896 aneinander grenzen. So große zeitliche Unterschiede der topographischen Bearbeitung eines landwirthschaftlich wie industriell so rasch sich fortentwickelnden Landes wie Braunschweig haben naturgemäß etwas Mißliches an sich, umsomehr, als es sich hier um große Zeitunterschiede auf räumlich beschränktem Gebiet handelt. Diese Uebelstände liegen namentlich im Harzgebiet offen vor Augen, wo einerseits innerhalb der Zwischenräume der einzelnen Aufnahmeperioden die Wiedergabe der Oberflächengestaltung eine durchgreifende Aenderung erfahren hat: 1858 noch Höhencurven in preußischem Decimalfuß, einem jetzt nicht mehr geläufigen Maß, und ziemliche Generalisirung der Einzelheiten der Bodenformen; auf den Nachbarblättern von 1876 Metercurven und etwas schärferes Eingehen auf die morphologischen Einzelheiten der Erdoberfläche. Es tritt jedoch ein viel wichtigerer Umstand hinzu. Bei den Flur- und Forstkarten des Landes in 1:2000 bis 1:5000, welche nur im Original und wenigen Copien gebraucht werden, lassen sich die Aenderungen im Landschaftsbild, wie sie durch Neubauten, Neuanlagen von Werken, Straßen, Bahnen, durch Flußregulirungen, Meliorationen ꝛc. hervorgerufen worden sind, in einfacher Weise in den Plänen nachtragen. Anders bei den Meßtischblättern. Hier sind fortlaufende Berichtigungen der Karte, wie sie erforderlich werden, um das Abbild des Geländes auf dem Laufenden zu erhalten, einerseits dadurch erschwert, daß die Vervielfältigungsweise derselben durch Lithographie Correcturen im Allgemeinen nicht günstig ist, andererseits aber sind Berichtigungen, welche innerhalb der braunschweigischen Gebiete erwünscht werden, dadurch nahezu unmöglich gemacht, daß ein einzelner Staat wie Braunschweig auf die durch den

Nachbarstaat bewirkte topographische Aufnahme seiner Landestheile nach der Fertigstellung derselben naturgemäß keinen Einfluß mehr besitzt. Eine Verwerthung der fortwährenden Neuvermessungen unserer verschiedenen Verwaltungen, also namentlich der umfangreichen und sorgfältigst ausgeführten Forstaufnahmen, im weiteren eigenen Landesinteresse ist deshalb nicht möglich, weil die Druckplatten zu den für das Herzogthum in Betracht kommenden Meßtischblättern, die in der Regel braunschweigisches und preußisches Gebiet enthalten, nicht in braunschweigischen Besitz übergehen können. Ohne die Bearbeitung und Drucklegung einer eigenen Landeskarte würde also Braunschweig niemals dahin kommen, die fortwährend im Lande von Behörden, Eisenbahnen, Privaten gemachten Aufnahmen und Höhenbestimmungen dem allgemeinen Landesinteresse entsprechend zu verwerthen. Um dies an einem Beispiele zu veranschaulichen, so sind die seit 1881 in Angriff genommenen neuen Forstaufnahmen im Harz in den Meßtischblättern noch nicht berücksichtigt und werden auch voraussichtlich sobald noch keine Berücksichtigung finden können, so erwünscht dies auch im Hinblick auf die mannigfachen Neuanlagen, auf die mit großer Schärfe bewirkten Aufnahmen der Forstverwaltung sein würde.

Um die vielfachen Wünsche nach einer neuen topographischen Karte des Herzogthums, wie sie in den Gutachten der einzelnen Verwaltungsbehörden und gemeinnütziger Vereine zum Ausdruck gebracht worden sind, richtig zu verstehen, müssen wir uns die Entwickelung unserer topographischen Aufnahmen überhaupt vergegenwärtigen.

Die topographischen Karten sind zunächst aus rein militärischen Bedürfnissen hervorgegangen, was man schon daraus entnehmen kann, daß die älteren Karten dieser Art der Oeffentlichkeit nie übergeben wurden; so war die ältere sächsische Karte nicht einmal allen Officieren zugänglich. Diese Karten wurden ihrem Zweck entsprechend von Officieren des Generalstabes der betreffenden Länder bearbeitet, welche ja die Bedürfnisse in taktischer Beziehung am besten beurtheilen konnten. Allmählich gelangten die übrigen Behörden zu der Ueberzeugung, daß der Besitz guter und genauer topographischer Karten auch im allgemeinen Interesse des Staats liege, daß für die Erforschung eines Landes zwecks ausgiebiger Verwerthung von Grund und Boden und Erforschung neuer Erwerbsquellen die erste Grundlage eine der Allgemeinheit zugängliche gute Karte sei. Das führte zur Veröffentlichung der topographischen Aufnahmen, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts in den Maßstäben 1:100 000, 1:80 000 und 1:50 000 (1 mm der Karte = 100, 80, 50 m natürlicher Erstreckung) ausgeführt wurden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ging man bei der Aufnahme zu dem erheblich größeren Maaßstab 1:25 000 über, wobei, wie S. 55 erwähnt, eine neue Darstellung der Oberflächengestaltung mittels Höhencurven zur Anwendung gelangte, und es sollten diese Meßtischblätter nur als gute Grundlage zur Herstellung der Karte in 1:100 000 dienen. Der Oeffentlichkeit wurden sie jedoch erst im letzten Drittel des Jahrhunderts übergeben, zu einer Zeit, als die mächtige Entwicklung unserer Technik, Industrie, der Forst- und Landwirthschaft das Landschaftsbild stellenweise erheblich wieder verändert hatten. Die Anforderungen an die ursprünglich nur militärischen Interessen dienenden Meßtischblätter wurden mit dem allgemeinen culturellen Fortschritt immer höher, und man ist jetzt in vielen Staaten zu der Einsicht gelangt, daß topographische Karten in 1:25 000 wohl bequeme Uebersichtskarten kleiner Landstriche abgeben und zur Eintragung wissenschaftlicher und staatswirthschaftlicher Forschungen, technischer Projecte eine gute Grundlage bieten, wenn solche Projecte gemäß der ihnen vorerst noch anhaftenden eigenen Unsicherheit durch das Darstellungsverhältniß von 25 Meter in Natur durch 1 Millimeter der Zeichnung nicht beeinflußt werden und die Genauigkeit der Oberflächendarstellung hierbei ausreicht; daß sie hingegen „in Folge ihres kleinen Maßstabes und der Aufnahme selbst dem steigenden Bedürfniß nach guten topographischen Landeskarten für allgemeine Staatszwecke nicht mehr genügen konnten und immer weniger genügen werden“. Der Bericht führt hierzu die Zeugnisse zweier auf topographischem Gebiete erfahrener Männer an, das des Geh. Kriegsrathes Kaupert vom Preußischen Generalstabe, welcher die topographische Karte im Maßstab 1:10 000 als die Landeskarte der Zukunft bezeichnet, zu welcher die Culturstaaten seiner Erfahrung und Ueberzeugung nach alle früher oder später übergehen werden; und das des Prof. Hammer in Stuttgart, welcher sich im Württembergischen Jahrbuch von 1892 folgendermaßen äußert: „Mit Aufnahme von Meßtischblättern in 1:25000 ist uns nicht gedient, denn daß diese selbst für generelle Eisenbahntracirungen ꝛc. nicht ausreichen, ist leicht einzusehen und durch zahlreiche Erfahrungen bestätigt. Es ist vielmehr eine möglichst genaue Höhenaufnahme auf unseren Flurkarten anzustreben [1]), so daß nach den Höhencurvenkarten generelle Bahntrassirungen, Entwürfe rationeller Wegenetze, wasserwirthschaftlicher Untersuchungen ꝛc. mit hinreichender Sicherheit einzutragen sind“.

Hierbei handelte es sich um topographische Aufnahmen aus neuerer Zeit. Im Harz liegt jedoch die Sache noch ungünstiger. Wie mehrfach erwähnt, sind braunschweigische Gebietstheile daselbst auf Meßtischblätter angewiesen, deren Aufnahme vor zwei bis vier Jahrzehnten stattgefunden hat, zu einer Zeit, als eine so scharfe Wiedergabe der Oberflächengestaltung, wie die Topographie sie heute zu erreichen sucht, noch gar nicht im Plan der Aufnahme lag; es würden daher, wenn eine preußische Neuaufnahme daselbst stattfände, in diesen Gebieten stellenweise erhebliche Aenderungen im Curvennetz hervortreten, wie sich bereits bei Goslar, wo verschiedenzeitige Aufnahmen preußischerseits auch aus neuerer Zeit vorliegen, gezeigt hat. Der Bericht der Landesvermessungs-Commission stellt auf einer Karten-

1) Württemberg besitzt vorzügliche, trigonometrisch festgelegte lithographirte Flurkarten des ganzen Landes in 1:2500, in welche die Höhenmessungen und damit auch die Oberflächengestaltung unmittelbar eingetragen werden können. Diese Blätter geben dann die civil-topographische Karte des Landes.

beilage zwei Darstellungen der Oberflächengestaltung aus dem Oker-Radau-Ecker Gebiet gegenüber, deren eine die Höhencurven und Situation der Meßtischblätter von 1876 giebt, während die andere auf den späteren Aufnahmen der Herzoglichen Forstverwaltung beruht, welche für den erheblich größeren Maßstab 1 : 2500 bezw. 1 : 5000 und dementsprechend unter sehr dichter Lage der topographisch aufgenommenen Punkte bewirkt und späterhin zu genanntem Zwecke auf 1 : 25000 reducirt worden sind. Diese beiden verschiedenzeitigen und verschiedenartig ausgeführten Bearbeitungen desselben Gebietes weisen beträchtliche Abweichungen auf, welche in seitlicher Richtung wohl 100 Meter natürlicher Erstreckung erreichen. Noch größer dürften sich die Abweichungen in dem braunschweigischen Südharz stellen, wo bei der Aufnahme Ausgangs der fünfziger Jahre noch eine weitgehende Generalisirung auch der Gebirgsformen gehandhabt wurde, so daß eine Benutzung dieser Blätter für technische Zwecke beinahe ausgeschlossen ist. Um jene Generalisirung der Terrainformen zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß es für militärtopographische Zwecke genügte, wenn die Gebirgs-Formen richtig zur Darstellung gebracht wurden; ob jede einzelne Horizontal-Curve genau die ziffernmäßig ihr zukommende Höhe über dem Meere hat, ist dann weniger wichtig, als daß Steigen und Fallen, sowie die ganze Terrainformation richtig und thunlichst unmittelbar zur Geltung und Anschauung gebracht werden. Daher erleiden die schon bei der Aufnahme selbst generalisirten Höhencurven der Meßtischblätter zeichnerisch noch eine weitere Generalisirung, naturgemäß von sehr sachkundiger Hand, bevor dieselben für die Karte des Deutschen Reiches als Vorlage für die Terrain-Zeichnung in Schraffur und deren Stich benutzt werden, und doch sind die neuen Blätter dieser Karte des Deutschen Reiches in der Terrain-Darstellung von keiner anderen Generalstabskarte seither übertroffen worden.

Die vorstehend dargelegten Uebelstände führten im Laufe des letzten Jahrzehnts auf die Frage einer eigenen topographischen Landeskarte, welche den am Eingang dieser Schlußbetrachtung hervorgehobenen Bedingungen gerecht werden sollte; die Frage ist inzwischen aus dem Rahmen der Versuche und Vorerhebungen herausgetreten; bereits sind einzelne Sectionen der neuen topographischen Karte in Gestalt der nacherwähnten Umgebungskarte von Bad Harzburg der Oeffentlichkeit übergeben und haben aller Orten und in jeder Beziehung Anerkennung gefunden; weitere Blätter technisch wichtiger Gebiete sind in Bearbeitung.

Eine Grundfrage der Vorerhebungen betraf den anzuwendenden Maßstab. Der Bericht der Landesvermessungs-Commission äußert sich hierüber in folgender Weise: „Als obere Grenze der Kartenwerke für wirthschaftliche und technische Zwecke ist der Maßstab 1 : 10000 zu betrachten, in welchem sich die Einheit unseres Maßsystemes, das Meter, gerade noch darstellen läßt, insofern 1 m = 0,1 mm im Plan als Grenze des zeichnerisch Darstellbaren angesehen werden muß. Die Uebersichtspläne für wirthschaftliche und technische Zwecke haben vorzugsweise diesen Maßstab, wie z. B. die Uebersichtsblätter des Katasters in Preußen, die lithographirten Gemarkungskarten in Baden, die von den Ministerien vorgeschriebenen Pläne für generelle Eisenbahn-Vorarbeiten, culturtechnische Anlagen 2c. Die meisten allgemeinen Projecte für technische und culturtechnische Zwecke und Anlagen werden auf Grund von Kartendarstellungen in 1 : 10000 bearbeitet, wie ein Blick in die Praxis unmittelbar anschaulich macht. Eine civil-topographische Karte in diesem Maßstabe wird daher auch von den hervorragendsten Kartographen als diejenige bezeichnet, welche den kartographischen Bedürfnissen der Staaten am besten entspricht. Aus ihr lassen sich leicht durch Reduction auf kleinere Maßstäbe und Generalisirung von Inhalt und Terraindarstellung militär-topographische Karten sowie angewandte Karten aller Art herstellen, niemals aber umgekehrt, weil dann ja alle Ungenauigkeiten entsprechend vergrößert zu Tage treten würden".

Für Braunschweig kommt aber, wie der Bericht der Landesvermessungscommission weiterhin ausführt, noch ein anderer Umstand hinzu, welcher den Uebergang zu einer guten Specialkarte des Landes im Maßstab 1 : 10000 zur Zeit als das einzig zweckmäßige Verfahren erscheinen läßt: die Neuvermessung und Neukartirung der braunschweigischen Staatsforsten, auf welche bereits mehrfach hingewiesen wurde. Die Staatsforsten bedecken nahezu ein Viertel der Gesammtfläche des Herzogthums, umfassen jedoch gerade diejenigen Theile, welche wegen ihrer Steilheit und Bedeckung topographisch am schwierigsten zu bearbeiten sind. Es stellt deshalb die Arbeitsleistung der Forstvermessung bereits ein Drittel der gesammten Arbeit dar, welche eine neue topographische Karte des ganzen Landes in 1 : 10000 erfordern würde. Im Laufe der Vorarbeiten für diese Karte hat sich nun herausgestellt, daß die neuen Forstrevierkarten, welche in 1 : 10000 bezw. 15000 (je nach der Größe der Forstreviere) hergestellt und vervielfältigt werden, in Zukunft in einheitlicher Form direct als Theile der neuen Karte gedruckt werden können. Die im Maßstab 1 : 5000 aufgetragenen Originalpläne der Forstaufnahmen werden zu diesem Zwecke mit dem Pantographen auf den Maßstab 1 : 10000 reducirt und auf den Platten, zu welchen sie nach Maßgabe der Blatteintheilung für die neue Landeskarte gehören, in Kupfer gestochen. Aus diesen können sie dann zu zusammenhängenden Karten für die einzelnen Forstreviere in 1 : 10000 durch Umdruck auf Stein vereinigt und zusammengedruckt werden. So wurde beispielsweise die topographische Grundlage der in grünlicher Abtönung gehaltenen Umgebungskarte für Bad Harzburg in 1 : 10000, welche im vorigen Jahre der Oeffentlichkeit übergeben und weit über braunschweigische Grenzen hinaus als mustergiltig anerkannt wurde, hergestellt, indem man vier Sectionen des Amtsgerichtsbezirks Harzburg durch Um- und Zusammendruck zu einem Stein vereinigte. Desgleichen ist die Revierkarte vom Forstamtsbezirk Seesen in dieser Weise aus drei Sectionen bearbeitet worden.

Es würden also zunächst die außerhalb des Areals der Staatswaldungen verbleibenden Zwischenräume

seitens der Herzoglichen Landesaufnahme topographisch zu bearbeiten sein, wie dies beispielsweise bereits bei Harzburg und Oker geschehen ist. Im Kreis Blankenburg entfallen auf 5/8 der Fläche Staatswaldungen. Da durch das vorherbeschriebene neue Vorgehen der Landesvermessungs-Commission die Forstkarten direct als integrirende Theile der neuen Landeskarte zu bearbeiten sind, werden also 5/8 des genannten Kreises ohne wesentliche Mehrkosten als Forst- und als Landeskarte hergestellt. Da nun für anderweitige wirthschaftliche Bedürfnisse Neuaufnahmen sowohl in Walkenried, wie in Blankenburg und in Hasselfelde gegenwärtig stattfinden, so ist der noch übrig bleibende Theil, welcher zur vollständigen Herstellung einer guten und genauen topographischen Karte des ganzen Kreises Blankenburg erforderlich ist, verschwindend klein gegenüber den bereits für allgemeine Staatszwecke nothwendigen Aufnahmen.

Als Format der neuen Karte sind 50 × 50 Ctm. gewählt, es entsprechen also die Ränder der natürlichen Länge von 5 km, und es stellt das Blatt einen Flächenraum von 25 qkm oder nahezu 1/2 Quadratmeile dar. Die Wege, Siedelungen, Bewachsung sind schwarz, die Gewässer blau eingezeichnet, die Oberflächengestaltung durch braune Höhencurven wiedergegeben. Dies letztere hat den ungemein großen Vortheil, daß die Oberflächengestaltung aus dem Kartenbilde sich mehr heraushebt, ohne die Darstellung der übrigen topographischen Gegenstände zu beeinflussen, während bei Karten mit schwarzen Höhencurven die Auseinanderhaltung der Linien beider Gattungen nicht immer auf den ersten Blick möglich ist. Die Höhencurven der braunschweigischen Landeskarte haben 5 m Höhenunterschied und sind sämmtlich in gleicher Stärke ausgezogen, wodurch die Darstellung außerordentlich an Ruhe gewinnt[2]). Bei dem gewählten Maßstab 1 : 10 000 können auch an den steilsten Stellen im Harz noch alle 5 m-Curven mit der Feder eingezeichnet werden, während bei kleineren Maßstäben dies nicht immer angängig ist, indem hierbei die Curven zu eng an einander rücken würden.

Der Maßstab der Karte gestattet weiterhin die Parzellengrenzen des Grundbesitzes einzutragen. Vorerst jedoch würde mit Ausnahme des besiedelten Areals hiervon abzusehen sein, da der Grundbesitz in der Flur fortwährenden Aenderungen unterworfen ist, welche oft weit rascher vor sich gehen als die Herstellung einer Landeskarte. Liegt die ganze Karte erst fertig vor, so kann der Zustand des Grundbesitzes zu einer bestimmten Zeit ohne Schwierigkeit in den Platten nachgetragen und so eine einheitliche Karte des Grundbesitzes im ganzen Herzogthum geschaffen werden.

Hinsichtlich der Art und Weise, wie die Karten zu vervielfältigen sind, äußert sich der Bericht in anschaulicher Weise wie folgt:

„Wenn ein Kunstwerk reproducirt und wohl gelungen fertig vorliegt, so verlangt Niemand eine spätere Aenderung der Druckplatten. Aehnlich bei der Wiedergabe von Landschaften, Gebirgsansichten 2c., sei es durch Photogravüre, Lichtdruck, Chromolithographie, Autotypie u. s. w. Ganz anders aber liegt dies bei der Karte eines volkreichen Landes, einer verkehrsreichen Stadt, eines Industriebezirkes u. dergl. Neubauten von Häusern, Fabriken und industriellen Werken, Anlagen von Straßen, Feldwegen, Eisenbahnen und Kanälen, Flußcorrectionen, Landesverbesserungen, Ausrodungen u. s. w, kurz Veränderungen aller Art können das Bild einer Gegend in kurzer Zeit dermaßen umgestalten, daß die von ihr angefertigte Karte unrichtig und unbrauchbar wird. Meist ist aber eine richtige Karte um so erwünschter und wichtiger, je mehr und je raschere Veränderungen in der von ihr dargestellten Gegend vorkommen, d. h. je mehr Leben und Entwickelung vorhanden ist. Es erscheint daher unmittelbar einleuchtend, daß für den Kartendruck diejenigen Druckplatten die vortheilhaftesten sind, welche die größte Correcturfähigkeit besitzen, in denen also ohne Schwierigkeit und ohne die Platten zu verschlechtern, alle Veränderungen nachgetragen werden können, um die Karten jeweils auf dem Laufenden, d. h. richtig zu erhalten. Das Verhalten der verschiedenen Druckplatten diesen Anforderungen gegenüber ist aber ein sehr ungleiches.

Allen Anforderungen der Correcturfähigkeit entsprechen nur die Tiefdruck-Kupferplatten[3]). Die durch Stich, Gravüre 2c. in den Platten hervorgebrachten Vertiefungen können durch Aufhämmern von der Rückseite her beseitigt, diese Stellen so geebnet und dann neu gestochen werden, oder es können Stücke ausgestochen und neu eingesetzt werden, wobei auch von der Galvanoplastik vortheilhaft Gebrauch gemacht werden kann. Die Correcturfähigkeit dieser Kupferdruckplatten ist daher geradezu unbegrenzt, gleichviel ob es sich um Reproduction von Zeichnungen in Stich-Manier oder mit Halbtönen handelt.

Weit beschränkter ist die Correcturfähigkeit der Lithographiesteine. Um die Zeichnung von einer bestimmten Stelle der Platte zu beseitigen, muß diese dort abgeschliffen werden, wobei eine leichte Vertiefung entsteht. Wiederholt man nun ein solches Correcturverfahren zu oft, so werden die durch mehrfaches Abschleifen verursachten Vertiefungen und Unebenheiten der Platten so groß, daß die von ihr genommenen Abdrücke unscharf werden“.

Die durch Kupferstich hergestellten Blätter der Landeskarte in 1 : 10 000 lassen sich nun auf dem weniger zeitraubenden und auch sonst billigeren Wege der Photolithographie oder sonstiger photomechanischer Verfahren weiterhin vervielfältigen; sei es im gleichen Maßstab für einzelne Zweige der Staatsverwaltung, der angewandten Wissenschaft, Technik, für Touristenzwecke u a.; sei es in kleinerem Maßstabe. So sind beispielweise einzelne der Forstreviere so groß, daß Karten von ihnen im Maßstab 1 : 10 000 für den Feldgebrauch zu unhandlich würden; für diese lassen sich durch Photolithographie

2) Die 20 m-Curven sind gestrichelt, jedoch so, daß sie hierdurch nicht störend hervortreten. — Im Flachland werden 2 1/2- und 1 1/4 m-Curven eingezeichnet. Hiervon in Verbindung mit dem größeren Maßstab der Karte würden namentlich alle auf Meliorationen bezüglichen Projecte Nutzen ziehen können.

3) d h. der Kupferstich.

leicht und für geringere Kosten Karten in 1 : 15 000 herstellen, da Zeichnung und Schrift für die neue Landeskarte durch Versuche so ausgewählt sind, daß eine photomechanische Reduction auf diesen Maßstab möglich ist, ohne daß die Zeichnung und Schrift zu klein, also undeutlich werden. Ja es hat sich ergeben, daß einzelne kräftigere Partien der Karte in 1 : 10 000 selbst eine photomechanische Reduction auf den 2½ mal kleineren Maßstab 1 : 25 000 vertragen, ohne undeutlich zu werden.

Bereits wurde einer Nutzbarmachung der ersten Blätter der neuen braunschweigischen Landeskarte auch für touristische Zwecke gedacht. Eine weitere Verwerthung veranschaulicht ein dem Bericht beigegebenes Probeblatt (Harzburg—Okerthal—Brocken) einer in Aussicht genommenen Harzkarte in 1 : 25 000, welches auf Veranlassung der Herzoglichen Badedirection zu Harzburg seitens der Braunschweigischen Landesaufnahme bearbeitet worden ist. Auf diesem wird die Wiedergabe der Oberflächengestaltung in Höhencurven weiterhin durch farbige Abtönung (Schattirung) der Böschungen unterstützt; in Folge dessen wirkt diese Karte wie ein Relief auf den Beschauer und es ist dieselbe hinsichtlich Uebersichtlichkeit und Wirkung den besten Alpenkarten zur Seite gestellt worden. Für die außerbraunschweigischen Landestheile mußten hierbei allerdings die älteren Meßtischblätter nach der erforderlichen Umarbeitung herangezogen werden. Es wäre zu wünschen, daß der Gedanke, in dieser Weise ein einheitliches Kartenbild vom ganzen Harz zu schaffen, zur Wirklichkeit würde, indem die einzelnen Sectionen des Harzklubs zur Herausgabe einer solchen Karte sich entschlössen. Es würde hierdurch einerseits eine Zersplitterung der für derartige Kartenzwecke ausgeworfenen Mittel vermieden und etwas wirklich Gutes geschaffen, andererseits aber zugleich den Gegenden, für welche seit vier Jahrzehnten keine neuen Meßtischblätter veröffentlicht worden sind, die Wohlthat einer neuen topographischen Karte zu Theil [1]).

Wenden wir uns zum Schluß nochmals den speciellen Arbeiten für die neue topographische Karte des Herzogthums in 1 : 10 000 zu. Nach Abzug des Areals der Staatsforsten bleiben 2750 qkm oder 50 Quadratmeilen durch die Herzogliche Landesaufnahme zu bearbeiten. Im Interesse des Landes liegt es, daß diese Neuaufnahmen und die Kartirung in thunlichst absehbarer Zeit vollendet werden, wozu allerdings eine mäßige Vermehrung des Personals vorausgesetzt werden muß. Da im Harz die Arbeiten der Forstvermessung am weitesten vorgeschritten sind und gerade in diesem Gebiet die vorhandenen Karten eine hinreichend technisch-topographische Grundlage, wie mehrfach dargelegt, nicht abgeben können, so erachtet es der Bericht der Herzoglichen Landesvermessungs-Commission für geboten, den braunschweigischen Harz unter allen Umständen, im Anschluß an die Forstvermessungen, topographisch für eine neue Karte dieser Theile zu bearbeiten. „Dabei wird man weitere Erfahrungen sammeln, die der Ausdehnung der neuen Aufnahme und Kartendarstellung für das ganze Land zu Gute kommen und ihr nur förderlich sein können“.

Es ist in der braunschweigischen Landesvermessung und Landeskarte ein großes, die vielseitigsten Interessen in sich vereinigendes Werk in Angriff genommen, dessen vollen Werth erst die kommenden Jahrzehnte werden erfassen können. Dieser Hinblick auch auf die Zukunft, der Gedanke, daß Braunschweig bei Bearbeitung eines für die Bedürfnisse der weitesten Kreise berechneten Abbildes seiner Landestheile nicht mit dem anfangen kann, was andere deutsche Staaten bereits aufgegeben haben, hat jahrelange Erwägungen, Untersuchungen und Vorerhebungen veranlaßt, bis in einem abschließenden Bericht die Leitlinien für das weitere Vorgehen dargelegt und vorgezeichnet werden konnten. Das Herzogliche Staatsministerium und die Landesversammlung haben in überaus fürsorglicher und dankenswerther Weise diese Angelegenheit durch thunlichste Bewilligung der Mittel für die Vorarbeiten wie durch wohlwollende Anerkennung der erreichten Leistungen gefördert. Hinsichtlich des weiteren Ausbaues des in Angriff genommenen Werkes stellt der Bericht der Landesvermessungscommission einen Betrag von 25 000 ℳ pro Jahr als Mindestmaß der Mittel hin, welche für eine gedeihliche Ausführung der Arbeiten erforderlich sind. In Anbetracht der derzeitigen Finanzlage hielt jedoch das Staatsministerium die Bewilligung der vollen Summe zur Zeit für unthunlich, so erwünscht auch die baldige Fertigstellung einer einheitlichen Landeskarte sei. Hoffen wir, daß das ganze Werk in absehbarer Zeit zu Nutz und Frommen der jetzigen wie der kommenden Generation vollendet werden kann.

„Die fertig vorliegenden Vorarbeiten zeigen den richtigen Weg, und zwar bezeichnen sie unzweideutig den einzig richtigen Weg zu einer guten civil-technischen neuen Landeskarte des Herzogthums zu gelangen. Je früher er betreten wird, um so eher wird aus der neuen Karte im allgemeinen Landesinteresse Nutzen gezogen werden können, und um so vortheilhafter für das ganze Land wird ihre Herstellung sich erweisen“.

[1]) Was anderwärts lediglich durch das Vorgehen von Gebirgsvereinen geschaffen werden konnte, zeigen uns die von Simon, Imfeld, Finsterwalder u. A. bearbeiteten und meisterhaft ausgeführten Karten bestimmter Alpentheile.

Bücherschau.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 9 bis 10. Reform des Pfründensystems. — 10. Ehescheidungen. — 11—14. Gronau, wie sind Missionsfeste vorzubereiten ꝛc. — 13. Die Landesversammlung. — 15. Die IX. allgem. luth Conferenz; aus d. Landtagsberichten — 16. Die ethischen Aufgaben der Kirche in der Gegenwart; über Armenien.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 11 und 12. Kaisergeburtstagsfeier in Rom und der Evang. Bund. — 13. Anfänge des Evang. Bundes und seiner Preßthätigkeit. — 14. G. Bolling, Selbsthülfe in der Gemeindepflege. — 15. Der Herr ist wahrhaftig auferstanden. — 16. Unsere Jugend.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 8. Mai **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Der Proceß Claus, ein Stimmungsbild aus der Franzosenzeit.

Von Heinrich Mack.

Der Proceß Claus vom Ende 1811 und Anfang 1812, unsern Großeltern noch lebhaft gegenwärtig, ist jetzt wie so viele andere Einzelnheiten der Franzosenzeit bei den Braunschweigern fast ganz in Vergessenheit gerathen. Doch kann man sich in diesem Falle über die Vergeßlichkeit der Nachwelt allenfalls trösten. Ausnahmsweise sind nämlich die Acten des Processes [1]) vollständig erhalten geblieben, und obendrein hat er litterarische Nachwirkungen gehabt. Schon dieser Umstand weist darauf hin, daß es sich hier um eine Sache von einiger Bedeutung handelt, und das findet man bei näherer Prüfung jenes Materials vollauf bestätigt. Der Proceß Claus, nebenher auch juristisch interessant, ist mit allem seinem Drum und Dran für die Zustände und Stimmungen in der Stadt Braunschweig zunächst, dann aber auch im ganzen Königreich Westfalen während der letzten Jahre von dessen Bestehen geradezu typisch, und darum lohnt es sich wohl, in einer nur das Wesentliche betonenden kritischen Darstellung die erloschene Erinnerung an ihn wieder aufzufrischen.

I.

Am 2. December 1811, Abends zwischen 1/2 8 und 8 Uhr, fiel in dem am Bohlwege zu Braunschweig, dem Schlosse gegenüber belegenen Hause [2]) des Brauers Lehmann ein Schuß, der alsbald eine Menge Menschen hineinlockte. Sie fanden auf dem Vorsaale des zweiten Stockwerks den französischen Kürassiercapitän Jean Baptiste Gaignemaille mit dem Tode ringen, um ihn die Ehefrau Claus vergeblich bemüht, das in Strömen fließende Blut — der Schuß war auf der rechten Seite in den Mund gedrungen, hatte den Unterkiefer zerschmettert und die Zungenwurzel zerrissen — mit ihrer Schürze zu stillen. Der nach wenigen Minuten verscheidende Officier konnte selber keine Auskunft mehr geben, Zeugen hatte der Vorgang nicht gehabt, dennoch lenkte sich der Verdacht der Thäterschaft sofort und ausschließlich auf den Gatten der Claus, der denn auch noch in der nämlichen Nacht verhaftet wurde.

Woher dieser Verdacht? Das ist eine Frage, die uns auf einen recht dunkeln Punkt in der vaterländischen Geschichte jener Zeit hinführt. Die gerade in Braunschweig besonders häufige, massenhafte und nicht selten monatelange Einquartierung fremder Truppen hatte wie in anderer, so auch in sittlicher Hinsicht die übelsten Folgen. Davon wußte eben auch der Citronenhändler Johann Conrad Ludwig Claus, ein Mann aus dem kleinen Bürgerstande, ein Lied zu singen; denn seine 29 jährige Frau — er selbst zählte 9 Jahre mehr — ließ sich im Sommer des Jahres 1811 in ein ehebrecherisches Verhältniß mit dem genannten, 46 Jahre alten, übrigens gleichfalls verheiratheten Capitän Gaignemaille ein, dessen Regiment im Frühling nach Braunschweig gekommen war. Mit Güte sowohl als mit Strenge versuchte Claus seine Frau auf den rechten Weg zurückzubringen, doch völlig erfolglos. Er erntete nur empörende Mißhandlungen und schwere Bedrohungen seitens des Capitäns dabei, der es nicht einmal für unter seiner Würde hielt, die alte Mutter des Claus auf offener Straße mit der Reitpeitsche zu verfolgen, vielleicht sogar zu prügeln. Wenige Tage nach diesem Vorfall, am 23. November, räumte Claus die eheliche Wohnung im Lehmann'schen Hause und zog einstweilen zu seiner Mutter auf dem Meinhardshofe, erzwang auch im gerichtlichen Wege die Herausgabe seines einzigen Kindes, eines elfjährigen Mädchens. Das schamlose Weib aber, jetzt sich selbst überlassen, empfing nach wie vor und offener denn je die Besuche ihres Galans.

So hatte dieser auch am 2. December gegen Abend sich eingestellt, um von seinem Verhängniß ereilt zu werden. Er habe neben ihr gesessen und Pfeife geraucht, bekundete die Claus nachher, als plötzlich zwischen 7 und 1/2 8 Uhr ihr Ehemann in die Stube gestürzt sei und wüthend seine Gabeln verlangt habe. Nachdem sie ihm erwidert, jene würden unten beim Wirthe liegen, habe sie aus Scheu vor einem erregten Auftritt sich aus dem Zimmer entfernt und auf dem Hofe ein Bierglas ausgespült Bei ihrer Rückkehr von dort nach einer halben Viertelstunde etwa sei ihr dann der Capitän bluttriefend auf Händen und Füßen entgegengekrochen, ihr Ehemann aber verschwunden gewesen. Ungünstiger noch als diese Aussage lautete für Claus die des Haus-

1) Im Herzogl. Landeshauptarchiv.
2) No. 2045, jetzt No. 16 daselbst.

wirths, des Brauers Ludwig Lehmann. Der wollte etwa um 1/28 einen Schuß fallen gehört, daraufhin sich aus der Stube auf die Dele begeben und im selben Augenblicke den Claus in Sprüngen die Treppe hinab und aus dem Hause eilen gesehen, zugleich auch den Ausruf von ihm gehört haben: „Nun ist der Hund todt!“ Hierzu gesellten sich theils ergänzend, theils bestätigend die Angaben von Lehmann's Haus- und Zuhälterin Eleonore Christiane Rohden. Ihnen zufolge war Claus schon einmal gegen 1 Uhr Mittags dagewesen, hatte die Zeugin nach seinen Gabeln gefragt, alsbald aber das Haus wieder verlassen. Abends habe er sich indeß von Neuem eingefunden; nach einer kleinen Weile sei er hinausgegangen und gleich nachher der Schuß gefallen. Als aus diesem Anlaß die Zeugin im Begriffe gewesen aus der Küche zu gehen, sei Claus die Treppe herunter gestürzt gekommen und schleunigst aus dem Hause gelaufen. Zwei ihrer Einquartierten aber hätten ihn dabei den Ruf ausstoßen hören: „Nun ist der Hund todt!“

Soweit gedieh die Untersuchung noch am selben Abend, bis dahin geführt vom Polizeicommissär Haase, der auch die bereits erwähnte sofortige Verhaftung des Claus veranlaßte. Sie erfolgte etwa um 1/212 Uhr Nachts, als Claus von einer Hintern Brüdern wohnhaften verheiratheten Schwester seine Tochter nach dem Meinhardshofe abholen wollte. Am folgenden Morgen wurde er von dem Friedensrichter Herdtmann, an den Haase die Sache inzwischen abgegeben hatte, einem ersten Verhör unterzogen. Er erklärte sich für nicht schuldig, behauptete, Tags zuvor nur Mittags um 1/21 im Lehmann'schen Hause, Abends dagegen von 1/26 bis etwa um 10 Uhr in der Bardenwerper'schen Gastwirthschaft an der Alten Waage[3]) gewesen zu sein, und stellte die widersprechenden Aussagen seiner Frau, Lehmann's und der Rohden als aus Haß und Feindschaft eingegeben hin. Natürlich mußte man nun vor Allem dahinter zu kommen suchen, was es mit diesem angeblichen Aufenthalte in der Bardenwerper'schen Bierstube für eine Bewandtniß habe. Zu dem Behuf wurden in den nächsten Wochen Alle vernommen, von denen sich feststellen ließ, daß sie am Nachmittag und Abend des 2. Decembers in Bardenwerper's Hause gewesen waren, eine stattliche Zahl, da an jenem Tage dort ein besonders lebhafter Verkehr geherrscht hatte. Wußten auch viele von ihnen nichts von Belang auszusagen, wie denn in einer von mindestens 70 bis 80 Menschen erfüllten Gaststube die Anwesenheit und das Treiben eines Einzelnen immer nur der Controle verhältnißmäßig Weniger unterliegen kann, so blieben doch noch genug übrig, deren Aussagen um so bedeutsamer waren. Und zwar lauteten sie durchweg sehr günstig für Claus. Wenn er nämlich die That wirklich vollbracht hatte, mußte er aus dem Bardenwerper'schen Locale — sein stundenlanger Aufenthalt in ihm stand von vornherein außer Zweifel — zwischen 7 und 8 Uhr allerwenigstens 20 Minuten fort gewesen sein. Mit großer Bestimmtheit behaupteten dagegen der Wirth, sein Sohn und einige der Gäste, den Beschuldigten während der gedachten Stunde, kleinere Unterbrechungen abgerechnet, stets gesehen zu haben, und hierzu gesellten sich zahlreiche Aussagen, von denen diese des Claus Anwesenheit für den einen, jene für einen andern Zeitpunkt zwischen 7 und 8 Uhr bezeugten, so daß sie, mit einander combinirt, ebenfalls gegen die Möglichkeit eines so langen Fortseins des angeblichen Mörders sprachen. Andrerseits aber war unter den vernommenen Gästen kein einziger, der sich kategorisch in Widerspruch zu diesen Aussagen gesetzt, d. h. Claussens Abwesenheit während der kritischen Zeit behauptet hätte.

Hatte demnach Claus in dem Bemühen, sein Alibi nachzuweisen, eine große und wichtige Zeugengruppe für sich, so gelang es dem überaus rührigen Untersuchungsrichter doch, auch solche Zeugnisse beizubringen, wodurch die Angaben des Beschuldigten stark erschüttert wurden. Als die zahlreichen Hausgenossen der Mutter des Claus vernommen wurden, erzählte die 16jährige Tochter des Aufladers Voigtländer, daß sie am Abend des 2. Decembers Claus habe ins Haus kommen sehen, worauf er mit ihrer Lampe auf die Stube seiner abwesenden Mutter gegangen sei. Nicht lange danach sei sie ihm gefolgt, um ihre Lampe wiederzuholen, habe ihm bei der Gelegenheit die seine angesteckt und zugleich von der Schwelle aus ein kurzes, scherzhaftes Gespräch mit ihm gehabt. Auf das Gespräch behauptete der ebenfalls dort wohnhafte Schuster Berckling beim Schlafengehen zugekommen zu sein, was das Mädchen auch als richtig anerkannte. Bald nachher — so gab Berckling ferner an — habe er in seiner Kammer die Claus'sche Stubenthür zuschlagen und Jemand die Treppe hinabgehen hören, der kein Anderer als Claus gewesen sein könne. Die Zeit dieser Vorgänge näher zu bezeichnen, erklärte sich das Mädchen völlig außer Stande; am meisten neigte sie noch dahin, daß es etwa 7 Uhr gewesen sein möge, wogegen Berckling und seine Frau, die das Thürzuschlagen und das Weggehen in ihrer Wohnstube auch gehört hatte, sich mit Bestimmtheit für 8 Uhr aussprachen. Blieb also hier auch eine kleine Unklarheit, der Widerstreit gegen Claussens Aussagen trat offen zu Tage, wie dieser denn auch die ganze Begegnung mit der Voigtländer sammt dem dabei vorausgesetzten Aufenthalte im Hause aufs Entschiedenste ableugnete.

Ungleich schwerer freilich fielen gegen Claus die Aussagen einiger anderer Zeugen ins Gewicht, deren man gewissermaßen nur durch Zufall habhaft wurde. Neben der Leiche des Capitäns war nämlich unter Anderem ein hölzerner Pistolenladestock gefunden worden. Da nun die französischen Kürassiere eiserne Ladestöcke führten, überdem der Getödtete seine Pistolen in der Schlacht bei Wagram verloren haben sollte, war anzunehmen, daß jener Stock zu der von dem Thäter benutzten Waffe gehöre. Diese selbst war nirgends zu finden, auch hatte Niemand Claus an dem fraglichen Nachmittage im Besitze einer Pistole gesehen. Aber er konnte sie vielleicht in der Tasche seines Mantels, den er nachgewiesenermaßen angehabt hatte, verborgen getragen haben, und das erwägend legte der Untersuchungsrichter den Ladestock dem bekannten Büchsenmacher Rasch, Hintern Brüdern, mit der Aufforderung vor, danach die Größe der

3) No. 1176, jetzt No. 7 ebenda.

zugehörigen Pistole zu bestimmen. Als Rasch sich hierüber ausgelassen hatte, wurde er mehr beiläufig auch über seine etwaige Bekanntschaft mit Claus befragt und da bekundete er denn zur größten Ueberraschung Herdtmann's, der dem gewandten und schlauen Claus eine derartige Unvorsichtigkeit nicht zugetraut hatte, daß dieser am Abend der That um 7 Uhr eine Pistole der betreffenden Größe bei ihm gekauft habe. Von Claus wiederum in ihrem vollen Umfange bestritten, wurde Rasch's Angabe von seinen drei erwachsenen Söhnen und seiner Dienstmagd durchaus bestätigt, wie sie mit ihrem Vater und Brotherrn auch darin übereinstimmten, daß der Handel etwa zehn Minuten bis eine Viertelstunde gedauert habe.

Dazu nun die zuerst berichteten Aussagen der Ehefrau Claus, des Lehmann und der Rohden. Freilich hatte ja der Beschuldigte gegen ihre Glaubwürdigkeit die Feindschaft ins Feld geführt, von der jenes höchst saubere Kleeblatt wider ihn beseelt sei, und die konnte allerdings nicht angezweifelt werden. Allein damit war für Claus wenig gewonnen, denn die angefochtenen Darstellungen fanden in wesentlichen Punkten directe Bestätigung durch mehrere andere, völlig einwandfreie Zeugen. Eine Milchhändlerin, die unmittelbar vor dem Fallen des Schusses das Lehmann'sche Haus betreten hatte, gab an, daß ein paar Vaterunser später ein Mann, dessen Gesicht sie nicht habe sehen können, dessen Stimme aber ihr die des Claus zu sein geschienen hätte, die Treppe heruntergekommen sei und gerufen habe: „Ich will meine Gabeln". Nach seinen Gabeln wollten auch der westfälische Husarenrittmeister Karl von dem Busche und der ehemalige braunschweigische Kammerherr Johann Wilhelm von Kattendyck den Mann haben rufen hören, der bei ihrer gemeinsamen Ankunft vor dem Lehmannschen Hause, gleich nachdem der Schuß gefallen, aus der Hausthür geeilt sei. Und v. d. Busche fügte sogar hinzu, daß ein anwesender Bürger diesen Mann Claus genannt habe.

Damit wären die Hauptmomente, die für oder gegen Claussens Thäterschaft sprachen, erschöpft. Sie waren sämmtlich schon festgestellt, bevor jener nebst seiner Frau, die sich ebenfalls seit dem verhängnißvollen Abend in Haft befand, am 23. December nach Wolfenbüttel transportirt wurde. Denn jetzt übernahm das dortige Tribunal des Districts Braunschweig die Sache, deren Instruction nach der westfälischen Gerichtsverfassung ihm von vornherein zugekommen wäre. Daß trotzdem die Untersuchung drei Wochen lang vom Friedensgerichte geführt war, entsprach einem weit verbreiteten Mißbrauch, den schon 1808 und wiederum 1809 der Justizminister Siméon ernstlich gerügt hatte[4]). Von nun an ging der Proceß mit Riesenschritten vorwärts. Schon am 24. December beschloß das Districtstribunal, nachdem der Untersuchungsrichter Gesenius im Beisein des Procurators Rhamm Tags zuvor das Claus'sche Ehepaar noch einmal verhört hatte, die Einsendung der Acten an den zur Aburtheilung des Falles competenten Criminalhof des Okerdepartements, der auch in Wolfenbüttel saß. Vier Tage darauf verfügte dieses Gericht, bestehend aus dem Präsidenten Hurlebusch und den Criminalrichtern v. Schrader und v. Bülow, auf den Antrag des Generalprocurators Koch die Erhebung der Anklage wegen Mordes wider Claus einer=, die Freilassung seiner Ehefrau andrerseits. Demgemäß reichte der Generalprocurator die Anklageschrift am 1. Januar ein. Am folgenden Tage wurde der Angeklagte über ihre einzelnen Punkte einem genauen Verhör unterzogen, in dem er nach wie vor Alles leugnete, und im Anschluß daran zur Wahl eines Vertheidigers aufgefordert, die auf den Dr. Fricke fiel. Fricke begab sich am 3. Januar der Einrede wegen Nichtigkeit des bisherigen Verfahrens oder Incompetenz des Criminalhofes, und so beraumte der Präsident noch am selben Tage die Verhandlung des Processes vor den Geschworenen auf den 16. Januar an. Der Termin wurde innegehalten; da indeß etwa 30 Belastungs= und 50 Entlastungszeugen abzuhören waren, außerdem ein Sonntag in die Verhandlung hineinfiel, kam diese erst am 20. Januar zu Ende. Neues von größerem Belang förderte sie nicht zu Tage; wir können uns deshalb mit der Feststellung des schließlichen Ergebnisses begnügen. Von den zwölf Geschworenen, unter denen nur ein Braunschweiger war, beantworteten neun, d. h. einer mehr, als ein dem Angeklagten ungünstiger Spruch erforderte[5]), die Fragen, ob sie innig überzeugt seien, daß Claus den Capitän getödtet, und daß er es mit überlegtem Vorsatze gethan habe, mit Ja; daneben aber empfahlen sie ihn sämmtlich der Gnade des Königs. Demnach lauteten der Antrag des Generalprocurators und das Erkenntniß des Criminalhofes auf Hinrichtung durch das Schwert. Gegen dieses Urtheil legte Claus am 22. Januar das allein zu Gebote stehende Rechtsmittel der Cassation ein, doch ward das von Dr. Fricke auf materielle wie formelle Gründe gestützte Gesuch am 8. Februar vom Königlichen Staatsrathe verworfen. Zugleich befahl der König unter gänzlicher Beiseitlassung des Begnadigungswunsches der Geschworenen die schleunige Vollstreckung des Urtheils. Zwei Tage später, Mittags 1 Uhr, fand sie auf dem militärisch abgesperrten Aegidienmarkte statt, wo der Delinquent unmittelbar vorher von Wolfenbüttel zu Wagen eingetroffen war. Ein Sandhaufen und ein Stuhl mußten das Schaffot ersetzen, zu dessen Aufbau man sich nicht die Zeit genommen hatte[6]).

II.

Wenig mehr als zwei Monate waren damals seit dem Tode des Capitäns verstrichen, die Justiz hatte also überaus rasch gearbeitet. Das lag nun freilich zum Theil an dem westfälischen Gerichtsverfahren, bei dem es in Criminal= wie in Civilsachen namentlich auf einen schnellen Rechtsgang abgesehen war, doch wirkte in unserm Falle ein zweiter Factor noch stärker dahin. In seinen Aufzeichnungen über den Proceß Claus[7]) berichtet der Bürgermeister Wilmerding, die Unter=

4) Vgl. Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der Französisch=Westfälischen Herrschaft 1806—1813, II, 1895, S. 221.

5) Thimme a. a. O. II, S. 212.

6) Näheres über die Hinrichtung in einigen nachher zu besprechenden Broschüren.

7) Handschriftlich in der Braunschweiger Stadtbibliothek.

suchung gegen den Beschuldigten und seine Bestrafung habe den Franzosen nicht schnell genug betrieben werden können, und es seien deswegen dringende Beschleunigungsbefehle aus Kassel an das Tribunal ergangen. Zwar finden sich in den Acten derartige Befehle nicht, allein abgesehen davon, daß Wilmerding ohne Weiteres als ganz zuverlässiger Zeuge zu gelten hat, spricht für seine Angabe auch das Schreiben, mit dem der instruirende Tribunalrichter Gesenius am 24. December 1811 dem Procurator Rhamm die Proceßacten zusandte. Gesenius, der ja erst am Tage vorher die Sache übernommen hatte, erklärt da, auf Vervollständigung der Untersuchungsergebnisse Herdtmann's verzichten zu müssen, weil der Proceß so sehr beeilt werde, daß noch am selben Tage die Acten an den Generalprocurator gelangen sollten. Hierin wird man um so mehr eine Spur jener von Wilmerding behaupteten Einmischung der Regierung erblicken dürfen, als diese allerdings das größte Interesse an schleunigster Erledigung des Falles hatte. War doch der Ermordete ein Franzose und Franzose nicht nur, sondern ein Angehöriger der französischen Armee dazu. Die aber stand unter dem persönlichsten Schutze Napoleon's, und Napoleon war in Westfalen allmächtig. Sorgte die Regierung nicht für eine rasche Sühne der That, so mußte sie befürchten, daß der Kaiser in gewohnter brutaler Weise für seinen Officier selbst Rache nehmen werde. Möglich sogar, daß er seinem Bruder ausdrücklich damit gedroht hatte, denn Wilmerding schreibt, es sei ein allgemeines Gerede gewesen, Claus werde, wenn ihn die Geschworenen lossprächen, dennoch von den Franzosen abgeführt und erschossen werden. Die Furcht vor Napoleon wird denn auch in erster Linie, vielleicht gar allein, den nicht gerade blutdürstigen Jerome bewogen haben, die von den Geschworenen empfohlene Begnadigung zu versagen. Würde doch vom Kaiser ein solcher Act nicht allein mit Füßen getreten, sondern sogar unzweifelhaft als persönliche Beleidigung empfunden und geahndet worden sein.

Die Geschworenen ihrerseits ließen sich bei dem Begnadigungsvorschlage offenbar von der Anschauung leiten, daß Claus als Rächer seiner Ehre mit einem gemeinen Mörder nicht auf eine Stufe zu stellen sei. Darin trafen sie, wie ihnen jeder Billigdenkende zugestehen wird, ganz gewiß das Richtige; ob sie das aber auch mit ihrem Schuldigspruche thaten, darüber könnten sich Zweifel erheben. Freilich die Möglichkeit zu bestreiten, daß Claus die That begangen, dürfte wohl Niemand wagen. Indessen muß wenigstens auf einem non liquet bestehen, wer den Aussagen für und wider den Beschuldigten gleichen Werth beimißt. Und dieser Standpunkt scheint allerdings von vornherein der einzig wahre. Denn hüben wie drüben sehen wir durchaus ehrenwerthe Leute unter den Hauptzeugen, mit der genügenden Einsicht in die Tragweite ihrer Angaben ausgestattet und an dem Ausgange des Processes materiell gar nicht interessirt. Aber nähere Erwägung lehrt doch, daß von diesen Momenten allein im Claus'schen Falle die Werthung der Aussagen nicht abhängig gemacht werden darf. Es war eben kein gewöhnlicher Criminalfall wie irgend ein anderer Mord, es war ein Proceß mit politischem Hintergrunde. Schon früher einmal [8]) bot sich uns Gelegenheit auszuführen, wie aus mancherlei Gründen die anfangs leidliche Stimmung der Braunschweiger gegen die Franzosen bei den mittleren und unteren Schichten der Bürgerschaft allmählich in den bittersten Haß umschlug. Er war schon längst völlig festgewurzelt, als zu Anfang des März 1811 das 3. französische Kürassierregiment in Braunschweig und Umgegend einquartiert wurde und zwar in der Stadt selbst zwei Schwadronen und der Stab. Diese Truppe nun verstand es vortrefflich, durch anmaßendes, rohes Auftreten und unverschämte Forderungen den Franzosenhaß ihrer Wirthe zu immer stärkerer Gluth anzuschüren, um so mehr, als Monat auf Monat über ihrem Bleiben verging. Man lese nur die drastische Schilderung ihres Gebahrens in Scheller's Jeromiade [9]), die in den Versen gipfelt:

> So triebs denn Nummer Drei allhie
> Wie auf der Weide 's liebe Vieh.
> Sie fraßen, stießen, schlugen todt,
> Und thaten was ihr Herz gebot.
> Ihr Wahlspruch war, wie man bericht't,
> „Und wer uns was zuwider spricht,
> „Dem schlagen wir ins Angesicht!"

Zu dieser Rotte Korah gehörte aber eben Capitän Gaignemaille. Wie konnte es da anders sein, als daß die mißhandelte und patriotisch fühlende Bürgerschaft in dessen Tode nicht nur sein eigenes schamloses Treiben, sondern auch das seiner Spießgesellen gerächt sah, daß sie deshalb über die That eine tiefe, eine doppelte Genugthuung empfand und dem Thäter nicht Abscheu entgegenbrachte, vielmehr innerlich den nachdrücklichsten Beifall zollte! Und wie kurz war der Schritt von solchen Empfindungen zu dem Entschlusse, nach Möglichkeit zur Rettung des Thäters beizutragen. Mit andern Worten: es würde psychologisch wohl begreiflich sein, wenn die Entlastungszeugen im Processe Claus wider besseres oder mindestens ohne sicheres Wissen so ausgesagt hätten, wie sie es thaten. Man wende nicht ein, daß sie als ehrenwerthe Leute durch die Scheu vor dem Mein- oder fahrlässigen Falscheide auf dem Wege der Wahrheit hätten zurückgehalten werden müssen. Läßt doch patriotische, ja politische Erregung überhaupt namentlich Personen geringeren Bildungsgrades — und das waren die Entlastungszeugen, kleine Handwerksmeister und andere Angehörige des niedern Mittelstandes — leicht jedes Mittel für erlaubt halten, das sie der Erfüllung ihrer höheren Zwecke näher bringt, mag es auch noch so sehr mit dem Gesetze und der sonst auch von ihnen anerkannten Moral im Widerspruch stehen. Freilich auch unter den Belastungszeugen waren entschiedene Patrioten, aber gerade dadurch verlieren die Aussagen für Claus noch mehr an Halt. In dieser Beziehung sei nur an das Zeugniß des Büchsenmachers Rasch und seiner Familie erinnert. Hätten diese Leute

8) Braunschw. Magazin, Jgg. 1897, Nro. 22 f.

9) Die Jeromiade in sieben Gesängen und einer Apotheose. [Von K. F. A. Scheller.] Pathopoli [Braunschweig] anno recuperatae salutis primo [1814], S. 163 ff.

den Kauf der Pistole durch Claus erfunden, um sich bei der Regierung in Gunst zu setzen, so würden sie unmittelbar nach dem Morde und aus eigenem Antriebe damit zu Tage gekommen sein. In Wirklichkeit aber wurden die Aussagen des Vaters Rasch erst zwei Wochen nach dem Morde, die seiner Söhne und Dienstboten noch später, auf directes Befragen des Friedensrichters hin gemacht, sind also als nothgedrungene Eingeständnisse anzusehen. Deshalb konnte sogar der Vertheidiger nicht umhin anzuerkennen, daß es mit den Behauptungen der Raschs seine volle Richtigkeit haben müsse.

Wenn nun trotzdem Dr. Fricke behauptete, die Thäterschaft des Claus sei nicht erwiesen, so ist ihm allerdings insofern Recht zu geben, als ein stricter Beweis nicht geführt werden konnte und kann. Aber gegenüber Fricke's Bemühungen, gewisse andere Personen als ebenso verdächtig wie Claus hinzustellen, muß doch auf Grund der Indicien nachdrücklich betont werden, daß für dessen Schuld die allergrößeste Wahrscheinlichkeit spricht. Es wäre darum höchst ungerecht, den neun Geschworenen aus ihrer Bejahung der Schuldfragen einen Vorwurf machen zu wollen. Nehmen wir doch noch einmal die Jeromiade zur Hand, um zu sehen, wie Scheller sich mit dem Falle Claus abfindet. Da lesen wir denn [10]):

Zwar ward ein Kukkuk todt gemacht
Von einem, der da war verlacht,
Daß dieser Welsche Kukkuk hätte
Geleget Eier in sein Bette,
Und noch dazu auf ihn gebissen,
Und fast sein'n Kopf vom Rumpf gerissen.
Doch that dies andre Wirkung nicht,
Als daß derselb' ward hingericht't
Zum Schrekk für die ihr' Nester hüten,
Und woll'n kein' Kukkukseier brüten.

Und an einer andern, jedenfalls auch auf unsern Proceß bezüglichen Stelle [11]):

. . . .
Als Menschen für gerechte Rach'
Erleiden musten Tod und Schmach,
. . . .

Also auch Scheller, ein wüthender Franzosenhasser wie nur einer, war überzeugt, daß Gaignemaille durch Claus' Hand gestorben sei, wenigstens als er die Jeromiade schrieb, die 1814 erschienen ist, und damals wird diese Ueberzeugung schon von den meisten Braunschweigern getheilt worden sein.

III.

Zwei Jahre früher freilich, während des Processes und unmittelbar nachher, war dem nicht so. Wie Gottfried Philipp v. Bülow, oben schon genannt als Mitglied des Wolfenbütteler Criminalhofes, in den Erinnerungen aus seinem Leben [12]) ausdrücklich angiebt, nahm die öffentliche Meinung sehr entschieden für Claus Partei und zwar nicht nur aus Empörung über die Franzosen insgemein und den buhlerischen Capitän insbesondere, sondern auch weil man die Schuld des Angeklagten bezweifelte. Denn das Für und Wider sorgfältig gegen einander abzuwägen, dazu war man eben viel zu erregt und auch schon wegen unzulänglicher Kenntniß der Untersuchungsergebnisse von vornherein außer Stande. Wie leidenschaftlich aber die Parteinahme für Claus gewesen sein muß, lehrt am besten die Thatsache, daß innerhalb weniger Wochen drei Broschüren zur Rechtfertigung des Todesurtheils erschienen. Da sie entweder geradezu von der Regierung veranlaßt wurden oder zum mindesten deren ausdrückliche Billigung fanden, abgesehen davon aber schon durch Ton und Inhalt interessiren, seien sie hier näher besprochen. Noch vor der Hinrichtung kam die erste der drei Schriften heraus, ein Octavheft von zwei Bogen Umfang mit dem Titel „J. C. L. Claus, oder Actenmäßige Darstellung des vor dem Königl. peinlichen Gerichtshofe zu Wolfenbüttel vom 16ten bis 21sten Januar wider ihn öffentlich verhandelten Processes wegen eines an den [!] Kaiserl. Franz. Capitain Gaignemaille verübten Mordes. Mit erläuternden Anmerkungen. Braunschweig, 1812“ [13]). Eine phrasenschwülstige Einleitung über den Menschen als Mörder und die Rolle des Bösen im Plane der Vorsehung führt den unbekannten Verfasser auf den durch „freche Mörderhand“ verursachten Tod Gaignemaille's, eine Begebenheit, die jedes Herz mit tiefem Abschen erfüllt habe. Beginnt schon hier die Tendenz des Autors sich zu enthüllen, so zeigt sie gleich der nächste Satz in ganzer, schamloser Nacktheit. „Welche Verworfenheit des Charakters, heißt es dort, gehört nicht dazu, um einen Mann, der als Fremdling in unbesorgter Ruhe sein Leben genoß, nicht etwa im Gefühle aufbrausender Leidenschaft mit gleichen Kräften oder Waffen besiegen zu wollen, sondern vorsätzlich und tückisch aufzulauern, und meuchelmörderisch umzubringen?“ [14]). Demgemäß tritt denn auch in der nunmehr folgenden Darlegung des Thatbestandes das Bestreben hervor, die Hauptschuld an der Feindschaft zwischen dem Capitän und Claus auf diesen zu wälzen. Indem nämlich der Verfasser nicht ohne Uebertreibung das schlechte Verhältniß ausmalt, worin das Ehepaar Claus wegen Lüderlichkeit der Frau schon lange vor dem Auftreten des Capitäns gelebt habe, entblödet er sich nicht, die Eifersucht des Ehemanns auf diesen fast lächerlich zu nennen und sogar Verstellung dahinter zu suchen [15]). Andrerseits aber giebt er zwar zu, daß Gaignemaille die Sache von einer zu leichten Seite genommen habe, will jedoch in dessen Bekanntschaft mit jenem schlechten Verhältniß einen Entschuldigungsgrund sehen. Ebenso erklärt er die Mißhandlungen des Claus durch den Franzosen allerdings für strafbar, macht aber Claus dabei den Vorwurf, daß er sie durch ein unter diesen Umständen albernes Geltendmachen ehelicher Rechte selbst heraufbeschworen habe. — Auch in dem Bericht über die Schwurgerichts-

10) S. 165.
11) S. 287.
12) Beiträge zur neuern Braunschweigischen Geschichte in Erinnerungen aus seinem Leben von G. P. v. Bülow, Braunschweig 1833, S. 91 Anm. 3.

13) Das Exemplar der Braunschweiger Stadtbibliothek gehört zur „Neuen verbesserten Auflage“.
14) S. 6.
15) S. 9, wo auch das Folgende sich findet.

verhandlungen, dem zweiten, umfangreicheren Theile der Broschüre, ergreift der Verfasser jede Gelegenheit, Claus ins schlechteste Licht zu setzen. Nur ein Beispiel dafür. Ohne Zweifel ist seine Angabe richtig, der Angeklagte habe weder Reue noch Niedergeschlagenheit vor Gericht gezeigt. Aber wie giftig wird dann dieser Umstand ausgebeutet. Das sei nicht der Muth gewesen, den das reine Bewußtsein der Tugend und Unschuld einflöße, nein fühllose Wildheit, die jedes gute Herz dem Claus habe von der Stirne lesen können. Nur die erbärmlichste Poltronnerie habe sich hinter diesem Benehmen versteckt [16]. Im Uebrigen bemüht sich der Pamphletist sichtlich als unparteiischer Berichterstatter zu erscheinen. Lobende Beiwörter fallen für den Vertheidiger so gut, wie für den Präsidenten und den Generalprocurator, für die Belastungszeugen nicht nur, sondern auch für die Entlastungszeugen ab. Den letztgenannten eine absichtlich falsche Aussage zutrauen zu wollen würde, bemerkt er ausdrücklich, lieblos und ungerecht sein [17]. Er beschränkt sich also darauf, ihre Bekundungen als aller Wahrscheinlichkeit nach irrig zu kennzeichnen, indem er nicht ungeschickt die in Betracht zu ziehenden Fehlerquellen verwerthet. Fast größer noch ist die Zurückhaltung, die er sich dem Plaidoyer des Vertheidigers gegenüber auferlegt. Er giebt ein ausführliches Referat davon, jede Kritik vermeidend mit einer einzigen Ausnahme, die freilich wieder sehr charakteristisch ist. Dr. Fricke scheint auf das lebhafte Interesse, das die Regierung an dem Processe bethätige, hingewiesen und davor gewarnt zu haben, auf dieses Interesse bei der Urtheilsfällung irgendwelche Rücksicht zu nehmen, wie es leider anderwärts geschehen sei. Denn nur so ist es zu verstehen, wenn der Anonymus am Ende seines Berichts über die Vertheidigungsrede sagt [18]: „Wer konnte es ihm — d. h. Fricken — als Defensor verargen, wenn er . . . sich sogar in seiner Lebhaftigkeit hinreißen ließ, um Dinge in Anregung zu bringen, die nach dem Urtheile vieler verständiger Personen eben nicht dahin gehörten, indem sie, falsch gedeutet, das Vertrauen auf ein ehrwürdiges Tribunal zu schwächen vermogten. Denn wer sieht nicht ein, daß höhere Rücksichten eintreten können, um ein Gericht immer nicht zu einem ungerechten, aber doch zu einem [nicht] streng gesezmäßigen Urtheilsspruche zu vermögen? — War wirklich in ähnlichem Falle gefehlt, ja hatte man sich sogar versündigt, so folgt nicht, daß ein andrer Gerichtshof auch fehlen, auch sündigen müsse“. Bis dahin ist der Gedankengang klar und folgerichtig, aber nun lese man weiter: „Das Verhältniß zwischen Frankreich und den ihm befreundeten Staaten ist zu zart und zu politisch wichtig, als daß nicht Frankreich für jeden seiner Unterthanen, schon nach den Gesetzen der Hospitalität, eine vorzügliche Sicherheit zu erwarten habe. Es ziemt sich nicht, sich darüber weitläuftiger zu erklären“. Dieser Verzicht des Verfassers ist sehr weise; denn der schroffe Widerspruch, in den er sich durch sein Verlangen nach einem Ausnahmerecht zu Gunsten der Franzosen mit den eigenen Prämissen gesetzt hat, würde bei näherem Eingehen auf das heikle Thema nur noch stärker hervortreten. Aber auch so schon liegt die jämmerliche Speichelleckerei und elende Vaterlandslosigkeit des Mannes klar genug zu Tage.

Nachdem dem Angeklagten durch Betonung seines „wahrhaft frechen“ [19] Benehmens bei der Urtheilsverkündigung noch ein letzter Hieb versetzt worden, klingt die Schrift in einige scheinheilige Trostworte an seine Familie aus für den Fall, daß das Urtheil vollstreckt werden sollte. Die Vollstreckung veranlaßte dann den Schreiber, abermals die Feder anzusetzen; offenbar hatte der blutige Act die Gährung in der Bürgerschaft noch gesteigert. „Lebensgeschichte Gefangenschaft und Hinrichtung des wegen eines Mordes am 10. Februar 1812 auf dem Aegidienmarkte zu Braunschweig öffentlich enthaupteten J. Conrad Ludewig Claus. Nach den sichersten Nachrichten. (Mit obrigkeitlicher Bewilligung.) Braunschweig 1812“. — Dies der Titel des zweiten Pamphlets, das, nur vom halben Umfang des ersten, sowohl durch ausdrückliche Bezugnahme als auch durch Stil und Aufbau die gleiche Verfasserschaft unzweideutig bekundet. Auch hier zunächst wieder eine aufdringliche, mit Bildern überladene Einleitung allgemeinen Inhalts, die von der verderblichen Macht der Leidenschaften über den Menschen handelt. Dann äußerlich unvermittelter Uebergang auf den Proceß Claus und die durch ihn erregte allgemeine Sensation. Die gemeinere Classe des Publikums sei — so wird ausgeführt [20] — durch ihre persönlichen Beziehungen zu Claus gewonnen worden, d. h. doch wohl für Claus gewonnen worden, die vornehmere aber durch die sonderbare Verkettung der Umstände, welche die Thatsache scheinbar im Dunkel gelassen. Wohl gemerkt, also auch die vornehmere Classe! Das hindert aber den Verfasser nicht, den Faden folgendermaßen weiterzuspinnen: „So sehr denn nun jeder Gebildete und Unbefangene nach der Lage der Sache von der Legalität des Urtheilspruches überzeugt wurde, so gab es von der anderen Seite Personen, welche sich von dem Irrthume hinreißen ließen, daß außer der Ueberweisung, das Geständniß bei einer solchen That durchaus nothwendig sei, und daher bildeten sie sich ein, man sei in dieser Sache ungewöhnlich zu Werke gegangen“. Hiergegen wird nun zuerst im Allgemeinen die Unentbehrlichkeit der Verurtheilung auch ohne vorheriges Geständniß dargethan, sodann im Besonderen aus dem Charakter und dem Lebensgange des Claus die Ermordung des Capitäns psychologisch herzuleiten versucht. Wenigstens auf das Facit dieser für Claus natürlich höchst ungünstigen Schilderung sei hingewiesen. Er entbehrte jedes sittlichen Halts, war ein willenloser Spielball seiner Leidenschaften — das wird vor Allem betont. Nebenher sollen ihn dann noch zu seiner That angetrieben haben eine Art von Verzweiflung wegen seiner ökonomischen Lage, die verkehrte Ansicht von Welt und Menschen, endlich — wir citiren hier wörtlich — „ein verkrüppeltes Gefühl von Nationalität und Patriotismus, welches man jetzt leider so

16) S. 17.
17) S. 21.
18) S. 28 f.
19) S. 32.
20) S. 4.

häufig findet“ [21]). Fast möchte, wer heute diese Worte liest, hinter dem „leider“ schon eine leise Vorahnung davon vermuthen, daß dieses „verkrüppelte Gefühl von Nationalität und Patriotismus“ der ganzen französisch-westfälischen Herrlichkeit binnen Kurzem den Garaus machen werde.

Natürlich findet nun unser dunkler Ehrenmann auch die Nichtbegnadigung durchaus in der Ordnung. Jeder Verständige, meint er [22]), hätte sie voraussehen können. Denn sei überhaupt nur in den wenigsten Fällen eine Begnadigung ohne Ungerechtigkeit gegen den Beleidigten möglich, so trete außerdem bei einer Ermordung schon nach dem Naturrecht der Regent im Namen des Staates an den Platz des Ermordeten, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Fürwahr, eine Auffassung, die an Oberflächlichkeit oder richtiger noch an Frivolität nichts zu wünschen übrig läßt, da sie von der Eigenartigkeit des in Rede stehenden Falles geflissentlich absieht.

Nach der Bestätigung des Urtheils kommt endlich die Vollstreckung zur Sprache. Die kurze Beschreibung selbst hat kein Interesse für uns, um so größeres aber eine sich anschließende Bemerkung, die, scheinbar in ganz neutraler Absicht gebracht, als ein bis zuletzt aufgesparter Haupttrumpf des Verfassers sich entpuppt. „Es kann — so lautet sie — seinen, d. h. des Hingerichteten, Freunden und Verwandten zur Beruhigung gereichen, daß er, ehe er am Morgen vor seiner Hinrichtung das heilige Abendmahl mit wahrer Zerknirschung des Herzens genoß, seinem würdigen Beichtvater frei und offen die That eingestand, sie herzlich bereute, und seine Strafe verschuldet zu haben sich überzeugt fühlte“ [23]).

Dieselbe Behauptung kehrt in der dritten Broschüre wieder, zwei Blätter in 4⁰ mit der dem Inhalt angemessenen Aufschrift „Beschreibung der letzten Stunden und Handlungen nebst der darauf erfolgten Hinrichtung des Johann Conrad Ludewig Claus; welche am 10. Februar auf dem Aegidienmarkte zu Braunschweig vollzogen wurde. (Mit obrigkeitlicher Bewilligung.) Braunschweig, 1812“. Ihr ebenfalls unbekannter Verfasser weiß sogar noch mehr als sein oben citirter Gesinnungsgenosse. Denn während dieser als Claussens letzte Worte anführt [24]): „Lebt wohl, Ihr guten Braunschweiger, Gott bewahre Euch alle vor einem ähnlichen Unglücke“, schiebt jener noch den bedeutungsvollen Satz ein [25]): „Gedenkt eines Verirrten mit Schonung!“ Danach hätte Claus also sein dem Prediger gemachtes Geständniß öffentlich wiederholt.

Noch an dritter Stelle werden die letzten Worte des Claus erwähnt, in den schon früher angezogenen Aufzeichnungen Wilmerding's. Hier lauten sie: „Gott bewahre jeden, daß er nicht in meine Lage kömmt! Lebe wohl Braunschweig!“ Diese Fassung deckt sich der Sache nach mit der der zweiten Schrift, man wird also das Mehr in der dritten um so getroster für nachträgliche Zuthat erklären dürfen. Aber selbst das angebliche Geständniß dem Prediger gegenüber ist keineswegs als ausgemachte Thatsache anzusehen. Zunächst sagt Wilmerding wieder, Claus wäre bis an sein Ende dabei verblieben, daß er unschuldig sei. Vor Allem aber — der Geistliche hätte doch, wenn Claus ihm wirklich seine Schuld gestand, veranlassen müssen, daß dies Geständniß zu Protocoll genommen wurde. Indessen bei den Acten ist nichts der Art, und das muß ohne Frage sehr stutzig machen.

Unsere früher entwickelte Ansicht von der Thäterschaft des Claus wird natürlich hierdurch nicht umgestoßen. Die Bedeutung der Sache liegt vielmehr darin, daß sie lehrt, wie die Officiösen allem Anschein nach selbst vor der frechsten Lüge nicht zurückschreckten, um ihr Ziel, die Beschwichtigung der erregten Gemüther, zu erreichen. Dennoch war ihr Bemühen völlig vergeblich, mußte es sein Den Anlaß der ganzen Tragödie nämlich, die Verschuldung des französischen Capitäns, konnten sie nicht wegdisputiren, und damit blieb Claus in den Augen der großen Masse, was er auch wirklich war, — ein Opfer der Fremdherrschaft.

21) S. 12.
22) S. 14.
23) S. 16.
24) S. 16.
25) S. 4.

Die Kapelle zu Bartshausen.

Von Dr Friedrich Brackebusch.

Klein, wie das zum Amtsgerichtsbezirke Greene des Kreises Gandersheim gehörige Dorf Bartshausen [1]) selbst, das so ziemlich auf der Höhe des Elfaß gelegen, in 31 Häusern und 35 Haushaltungen 185 Einwohner zählt, ist auch seine Kapelle. Dieselbe erhebt sich ziemlich oben im Dorfe auf einem, besonders nach Ost, Nord und West steil abfallenden Hügel. Das aus Bruchsteinen mit Quaderecken aufgeführte Gebäude mit rechteckiger Basis ist (von Ost nach West) 10,28 m lang, (von Nord nach Süd) 7,42 m breit und ohne das Dach 5,60 m hoch. Das Gemäuer hat an der Südseite eine Stärke von etwa 0,95 m. Verhältnißmäßig starke Strebepfeiler finden sich an der Nordost-, Nordwest- und Südwest-Ecke. Das einfache Dach ist mit Sollinger Platten gedeckt und hat nach Osten eine Luke, in welcher die kleine, inschriftlose Glocke angebracht ist. Einfach ist auch die Balkendecke, welche in einer Höhe von 3,20 m den 8,70 m bezw. 5,46 m messenden Kapellenraum von dem darüber befindlichen Boden trennt. Der Kapellenraum hat fünf sich nach innen erweiternde romanische Fenster, deren zwei auf die Nordseite vertheilt sind, während sich eins an der Ostseite, eins an der Südseite (außen 0,62 m breit und 1,06 m hoch) und ein kleines an der Westseite (außen 0,22 m breit und 0,78 m hoch, innen 0,79 m breit und 0,96 m hoch) befindet. Die (jetzt) gothische Eingangsthür mit einer Breite von 1,19 m und einer Höhe von 2,05 m liegt an der Südseite, und zwar etwa 2 m von der Südwestecke entfernt. Zu beiden Seiten des gemauerten Altars bemerkt man in der Nord- und in der Süd-Wand der Kapelle je einen rechteckigen sog. Kännchenschrank von 0,34 m Breite und 0,47 m Höhe. Der Bodenraum oder das

1) Mündlicher Ueberlieferung zufolge ein sog. Junkerndorf, aus dem die Herren von Gadenstedt den Zehnten zogen.

Dachgeschoß erhält sein Licht durch die oben erwähnte Luke und fünf schießschartenartige viereckige Oeffnungen; zwei liegen auf der Nord-, zwei (0,30 m im Quadrat haltend) auf der Süd- und eine auf der Ost-Seite. Reiche und interessante Architekturformen finden sich an unserer Kapelle nicht. Dagegen dürfte ihre Bauart zeigen, daß man an solchen kleinen, einsam gelegenen Orten im Mittelalter die Gotteshäuser in zweifacher Weise benutzte, einmal als Kirche und das andere Mal als Festung des Ortes, in welcher zur Zeit drohender Gefahr die Ortsbewohner vor übermächtigen Feinden Schutz suchten. An vielen romanischen kleinen Kirchen Niedersachsens ist, wie C. W. Hase in den mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens sagt, aus dem hinter der Eingangspforte im Innern der Mauer verborgenen dicken Riegel [2]) von Eichenholz, den ungemein starken Thüren, sehr kleinen Fenstern und dergleichen mehr zu ersehen, daß die Kirchlein als Festungen für die Bewohner des Orts bei plötzlichen Ueberfällen 2c. benutzt wurden; namentlich zeigen die Kirchen an der Weser derartige Sicherungsmaßregeln [3]). Im äußersten Nothfalle konnte schon die Kirche selbst als Vertheidigungsort dienen. War jedoch Zeit vorhanden, sich auf die Vertheidigung besser vorzubereiten, so wurde das über dem Kapellenraum liegende Dachgeschoß als Zufluchtsstätte benutzt, von dem aus man sich sicher vertheidigen konnte. In dieses obere Geschoß unserer Kapelle gelangt man vom Kapellenraum aus durch eine Oeffnung in der Balkendecke. Die bereits erwähnten, im oberen Theile des Gemäuers befindlichen und in das Dachgeschoß führenden fünf viereckigen Oeffnungen, welche sich nach innen, wie die Schießscharten, erweitern, sollten auch wohl wirklich als solche dienen.

Nach urkundlichen Nachrichten über die Gründung dieser eigenartigen Kapelle und deren frühere Schicksale habe ich bisher leider vergebens gesucht. Nur eine Erwähnung des Orts im Jahre 1439 ist mir in einer Urkunde begegnet; er wird hier Barteldeshusen genannt, eine Namensform, die sich etymologisch von selbst erklärt. Die Kapelle wird im Mittelalter nicht genannt; so war auch nicht zu ermitteln, welchem Schutzheiligen sie einst geweiht worden ist. In ihr hält der Geistliche aus Wenzen — Bartshausen ist nämlich Filial von Wenzen — jährlich dreimal Predigtgottesdienst und Abendmahl, der hiesige Lehrer jedoch jeden Sonntag Nachmittag Gottesdienst.

---

2) In Rötgesbüttel bei Gifhorn finden sich z. B. an der Kirchthür wenigstens noch die für die Aufnahme eines Riegels bestimmten Oeffnungen im Gemäuer.

3) Im Kreise Gandersheim finden sich schießschartenähnliche kleine Oeffnungen u. a. in dem Thurm-Gemäuer der Kirchen zu Ortshausen und Volkersheim im Amtsgerichtsbezirke Lutter a. Bbge., Bornum und Badenhausen im Amtsgerichtsbezirke Seesen. Was den Thurm der Badenhäuser Kirche betrifft, so trägt das untere Geschoß des romanischen Baues je eine kleine viereckige Oeffnung nach Nord, Süd und West; durch eine kleine Oeffnung in dem, das Untergeschoß abschließenden Tonnengewölbe gelangt man in den oberen Theil des Thurmes mit je einer kleinen viereckigen schießschartenähnlichen Oeffnung nach Norden, Süden und Westen; weiter oben folgen große Schallöffnungen im Rundbogenstile.

Kurze Nachrichten.

Für die Zwecke einer umfangreichen wissenschaftlichen Untersuchung, die sich über die Orientirung der christlichen Kirchen und Paläste des Mittelalters verbreitet, sind auf ein Ersuchen, das aus Frankfurt a. M. hierher gerichtet war, auch bezüglich der Kirchen der Stadt Braunschweig Ermittelungen darüber angestellt, um wie viel Grad die am meisten nach Osten gerichtete Achse vom wirklichen Osten abweicht.

Nach jenen Untersuchungen weichen nur die Längenachsen der Aegidienkirche und der St. Andreaskirche nach Süden vom geographischen Osten ab und zwar erstere um 11° 18′, letztere um 14° 10′. Die Längenachsen der übrigen Kirchen zeigen eine nördliche Abweichung und zwar beträgt dieselbe bei St Magni 0° 48′, St. Blasii (Dom) 1° 8′, St. Ulrici (Brüdernkirche) 1° 49′, St. Martini 9° 8′, St. Katharinen 9° 14′, St. Petri 9° 17′, St. Michaelis 18° 21′, bei der ehemaligen Klosterkirche der Pauliner (jetzt Zeughaus) 24° 36′ und bei St. Bartholomäi (Reformirte Kirche) 25° 36′.

Der einzige mittelalterliche Palast der Stadt, die Burg Dankwarderode, oder richtiger der Saalbau der Hofburg Heinrichs des Löwen, weicht mit seiner Querachse um 22° 12′ nach Norden ab.

Bücherschau.

Otto Mühlbrecht, Aus meinem Leben. Erinnerungen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. 32 S. 8°. 80 ₰.

Es ist dies ein Vortrag, in dem der Verfasser, Mitbegründer der angesehenen Firma Puttkammer u. Mühlbrecht in Berlin, im Allgemeinen Buchhandlungs-Gehülfen-Verbande zu Leipzig seinen jüngeren Kollegen den eigenen Entwicklungsgang als Buchhändler in lehrreicher, auch für weitere Kreise interessanter Darstellung vorführt. M. begann seine Laufbahn in Braunschweig, wo er als Sohn des 1869 verstorbenen Chordirectors Theodor Mühlbrecht am 28. Februar 1838 geboren ist und in der Firma Grüneberg und Bock seine vierjährige Lehrzeit und ein Jahr als Gehülfe verlebte. Er war dann in Göttingen, Kiel, Elberfeld, Amsterdam, Paris und Leipzig thätig, bis er 1867 in Berlin ein selbständiges Geschäft begründete. Der Verfasser hat sehr geschickt mit seinen Lebensereignissen auch Mittheilungen allgemeinerer Art zu verbinden gewußt, die insbesondere die Entwicklung des deutschen und fremden Buchhandels, die Stellung Hollands zur Frage des Urheberrechts u. a. m. betreffen und um so mehr Beachtung beanspruchen können, da der Verf. an den vorbereitenden oder entscheidenden Berathungen über buchhändlerische Reformen, Litterarverträge u. s. w. häufig selbst eifrig betheiligt war. Auch litterarisch hat er in diesen Fragen, daneben aber auch auf bibliographischem und schöngeistigem Gebiete, eine rege Thätigkeit entfaltet, wie in einem Anhange (S. 29—32) die Uebersicht der litterarischen Arbeiten M.'s aus den J. 1860—98 ausweist. Bekannt geworden ist er in letzter Zeit besonders durch sein reich illustrirtes Werk: „Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwickelung bis zum Ende des 19. Jahrh.", von dem bald bei Velhagen u. Klasing eine zweite Auflage erschienen ist.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 22. Mai **1898.**

Otto Sommer †.

Von R. Ausfeld.

Am 17. April dieses Jahres starb zu Braunschweig der langjährige Leiter der dortigen städtischen höheren Mädchenschule, Professor Dr. O. Sommer, ein Mann, der durch seine pädagogische Begabung, sein Organisationstalent und seine unermüdliche Rührigkeit gleich ausgezeichnet, an seinem Platze Großes geleistet hat. Sein Hinscheiden ist von vielen schmerzlich betrauert worden, nicht nur in Stadt und Land Braunschweig, sondern auch im gesammten deutschen Vaterlande. Denn er war einer der führenden Geister auf dem Gebiete des deutschen Mädchenschulwesens, dessen gedeihliche Entwicklung zu einem guten Theile seinem aufopferungsvollen Wirken zu danken ist.

Geboren am 11. Juli 18?8 in Stadtoldendorf als Sohn des Assessors und späteren Staatsanwalts Zinken-Sommer, besuchte er die Gymnasien zu Blankenburg, Wolfenbüttel und Helmstedt, um dann von 1858 bis 1861 in Göttingen und Halle Theologie zu studiren. Nach bestandenem ersten theologischen Examen war er von 1861 - 64 Hauslehrer in Linden bei Wolfenbüttel, nach Ablegung des zweiten theologischen Examens Lehrer am Waisenhause in Braunschweig, seit Ostern 1867 Waisenhaus- und Seminarinspector in Wolfenbüttel; Ostern 1869, nachdem er sich kurz zuvor in Jena die philosophische Doctorwürde erworben hatte, wurde er als ordentlicher Lehrer an die städtische höhere Töchterschule in Braunschweig berufen, die damals noch in den ersten Anfängen stand. Der Eintritt in diese Stellung war für sein weiteres Leben von entscheidender Bedeutung; denn obgleich er sich für den geistlichen Beruf vorbereitet hatte, so ließ ihn die Schule nicht wieder los. Die Erkenntniß, wie sehr die Mädchenerziehung noch im Argen liege, der Einblick in ihre Bedürfnisse, die zuversichtliche Hoffnung, hier segensreich wirken zu können, dies Alles feuerte ihn an, sich fortan nur noch dieser einen Aufgabe zu widmen.

Sechs Jahre war er hier zunächst als Lehrer thätig und mußte sich in die mannigfachsten Unterrichtsfächer einarbeiten. Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte und Physik ward ihm zugewiesen und ihm damit Gelegenheit geboten, sein pädagogisches Geschick zur Geltung zu bringen. Seiner wissenschaftlichen Vorbildung lagen die Fächer fern, aber er ersetzte die eingehenden Fachstudien reichlich durch seinen praktischen Blick, der ihn überall sofort das für den unterrichtlichen Zweck Wichtige herausfinden ließ, und durch seine geradezu bewunderungswürdige Gabe, mit knappen klaren Fragen die Kinder zum Nachdenken anzuregen und in den Kernpunkt einer Sache zu führen. Er beschränkte sich lediglich auf Erfahrungsthatsachen, auf Vorgänge in der umgebenden Natur und im Leben, wies die Kinder daraufhin, wie sie so gern, ohne nach Ursache und Wirkung zu fragen, Alles als selbstverständlich hinnehmen und doch beim Milchkochen oder Zimmerlüften etwa die wichtigsten Naturgesetze beobachten können. Und dies war ein wesentliches Merkmal seiner ganzen Art zu unterrichten. Denn wenn er sich auch später auf Religion, Pädagogik, Psychologie, Deutsch und Geschichte beschränkte, so war es doch auch hier überall das Einfache, das Elementare, was er den Kindern zum Verständniß bringen wollte, nur mit den Hauptsachen hatte er es zu thun, die er dafür aber auch um so gründlicher und anregender zu behandeln wußte. Seine Leitfäden für Erdkunde und Geschichte, Bücher, die unmittelbar aus dem Unterrichte hervorgegangen sind, und die er unermüdlich Jahr für Jahr verbesserte, kennzeichnen vorzüglich seine eigenartige Begabung. Streng wissenschaftliche Forschung hat ihm fern gelegen, dazu fehlte besonders später dem Vielbeschäftigten die Zeit und auch die Freude am bloßen Erkennen. Praktischer Schulmann durch und durch, hatte für ihn jegliche theoretische Erkenntniß nur so weit Werth, als er sie für die Schule nutzbar machen konnte.

Mit Freude begrüßte er die von Director Kreyenberg in Iserlohn im Jahre 1872 ausgehende Aufforderung an die Directoren und Lehrenden der Mädchenschulen Deutschlands, sich in Weimar behufs Gründung eines Vereines zu versammeln, der Klarheit in die Ziele der Mädchenerziehung bringen und über die einzuschlagenden Bahnen eine Verständigung herbeiführen sollte. Dort in Weimar lernte er eine Anzahl gleichstrebender Männer und Frauen kennen, und die engen Beziehungen, die er damals anknüpfte, hat er treulich aufrecht erhalten und immer mehr zu erweitern gesucht. War es ihm doch Herzens- und Ehrensache, mitten in der Bewegung zu

stehen, von allen Seiten empfangend und nach allen Seiten gebend sich über jede einschlägige Frage aufzuklären und jeden neu auftauchenden Gedanken, sofern er gut war, auch seiner Schule zu Gute kommen zu lassen.

Denn bald konnte er die höhere Töchterschule zu Braunschweig seine Schule nennen. Ostern 1875 wurde ihm als Director die Leitung der Schule übertragen, und damit begann für dieselbe erst ein wirklich selbstständiges Leben, da sie bis dahin dem Director der städtischen Schulen unterstellt war. Zwar hatte sie sich seit ihrer 1863 erfolgten Gründung der wohlwollendsten Fürsorge des Schul- und Seminardirectors Friedrichs erfreut, aber gerade dadurch blühte sie rasch auf und wuchs derart, daß ihre Leitung eines Mannes ganze Kraft erforderte, zumal auch ein Lehrerinnenseminar mit ihr verbunden war. Aus seiner Schule eine Musteranstalt zu machen, das war von nun an Sommers Lebensziel. Hindernisse gab es da zwar viel zu überwinden, aber Hindernisse schreckten ihn nicht, ja sie reizten ihn vielmehr. Gleich mit seinem Eintritt in das neue Amt bekam die Schule auf einen Schlag eine andere Einrichtung, durch welche er die in den Berathungen des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen gewonnenen Ergebnisse nach Möglichkeit zu verwirklichen suchte. Die Klassen waren überfüllt, also wurden sie in Parallelklassen zerlegt, von den Klassen mit zweijährigem Cursus zunächst wenigstens die unterste in ihre beiden Theile getrennt. Um Raum zu gewinnen, wurde die Wohnung, die bisher Director Friedrichs inne gehabt hatte, noch in den Osterferien für Schulzwecke eingerichtet, da Sommer auf die Dienstwohnung verzichtete, um in der Vorstadt im eigenen Hause mit Garten der frischen Luft und freien Natur sich zu erfreuen. Die vermehrten Klassen erforderten vermehrte Lehrkräfte. Das gab gute Gelegenheit, die wunderliche Einrichtung der sogenannten Anstandsdamen abzuschaffen, die bei dem Unterrichte der Lehrer zugegen sein mußten, um ihnen zu helfen, die Schülerinnen in edler Sitte und feinem Anstande zu erhalten. Jetzt brauchte man die Lehrerinnen zum Unterrichte. Außerdem wurden die Aushülfslehrer abgeschafft, die, an anderen Schulen angestellt, daneben wöchentlich ein paar Stunden an der Schule gaben, den Lehrern aber, die nunmehr sämmtlich allein der Anstalt angehörten, dadurch ein größerer Einfluß auf die Erziehung der Kinder gewährt, daß sie aus Fachlehrern, so weit angängig, Klassenlehrer wurden, womit auch zugleich der Grundsatz zu seinem Rechte kam, die verschiedenen Unterrichtsfächer in einer Klasse in möglichst wenig Hände zu legen. Eine schöne Einrichtung waren auch die Montagsandachten, die zugleich Sommers religiösem Sinne und seinem Bedürfnisse entsprachen, unmittelbar auf die gesammte Schule zu wirken. Das Harmonium, das zur Begleitung der Gesänge nöthig war, ward rasch durch eine Sammlung unter den Schülerinnen aufgebracht. Schlicht und klar, dabei warm und eindringlich legte er nun jeden Montag Morgen den Kindern die christlichen Wahrheiten aus, indem er unter Verzicht auf kunstreiche Gliederung und besonderen Schmuck der Rede einen Gedanken in den Mittelpunkt stellte und allseitig entwickelte. Lange Jahre hat er sich ganz allein dieser segensreichen Mühe unterzogen, bis er sich genöthigt sah, da die Schule immer mehr wuchs und die Arbeiten sich dementsprechend häuften, die Religionslehrer der oberen Klassen mit heranzuziehen. Ueber diese seine Anordnungen legte er in dem Programm des Jahres 1875/76 Rechenschaft ab. Es ist der 6. Bericht der städtischen höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Braunschweig. „Mädchenschule“ heißt die Anstalt von nun an, die bis dahin eine höhere Töchterschule war: eine scheinbar nichtssagende Aenderung und doch in Wirklichkeit bedeutungsvoll genug, denn der neue Name besagt, daß die Schule sich nunmehr eine höhere Aufgabe gestellt hat, daß sie nicht bloß den Eltern helfen will, ihre Töchter zu erziehen, sondern daß sie der Gesammtheit gegenüber die Verpflichtung übernommen hat, echte deutsche Frauen heranzubilden. Darum ist auch den Schulnachrichten eine Abhandlung über Wesen und Ziele der höheren Mädchenschule vorangeschickt: Ausgehend von der socialen Bedeutung der Frau als der Gefährtin des Mannes, der Mutter und Erzieherin der Kinder, macht er es hier dem Staate zur Pflicht, für eine gründliche Durchbildung der heranwachsenden weiblichen Jugend zu sorgen, und unter Verwerfung oberflächlicher, sentimentaler Scheinbildung sowohl als gedankenloser Beschwerung mit unnöthigem Wissensballaste, stellt er der Bestimmung der Frau gemäß Erziehung zu echter Frömmigkeit, zu treuer Pflichterfüllung, zu klarem Verständnisse des Lebens und seiner Forderungen als nothwendiges Ziel hin. Der nächste Schulbericht umfaßt die Jahre 1876—78, ist aber dafür auch 96 Seiten stark und bringt in eingehendster Ausführlichkeit den neuen Lehrplan der Schule, der die Unterrichtsziele der einzelnen Fächer und die Vertheilung auf die Klassen darlegt, wobei zugleich die bald erfolgende Einführung von 10 Stufenklassen gefordert wird. Er ist das Ergebniß gründlichster Berathungen mit dem Lehrercollegium, das sich allmonatlich einmal zu einer ordentlichen Conferenz und daneben noch zu einer zwanglosen Besprechung zusammenfand. Denn mit seinen Mitarbeitern suchte er die engste Fühlung, in ihrer Mitte war ihm am wohlsten. Da die Schule ihm Alles war, so war es für ihn von größter Wichtigkeit, jeden Einzelnen im Collegium kennen zu lernen, sich mit ihm über die Methode des Unterrichts und die Behandlung der Kinder zu einigen, und er benutzte jede Gelegenheit zu belehren, anzuregen und zu einmüthigem frohem Schaffen zu begeistern. Daß er in seinem vorwärts drängenden Eifer nicht immer den rechten Ton traf und hie und da anstieß, war ihm selbst am meisten leid, und darum war er immer gleich zu herzlicher Versöhnung bereit. Und wie wohlwollend trat er für seine Lehrerinnen und Lehrer ein, indem er dafür sorgte, daß sie auskömmlich besoldet wurden und daß ihnen die gebührende gesellschaftliche Stellung gegeben wurde. — Ein weiteres höchst wirksames Mittel, eine einheitliche Unterrichtsmethode an der Schule zur Durchführung zu bringen, waren die Klassenprüfungen, die in jeder Klasse vor der Versetzung abgehalten wurden. Sommer prüfte immer selbst, in jeder Klasse volle zwei Stunden, manchmal auch noch länger, und ließ sich selbst dann die auf-

reibende Mühe nicht verdrießen, als die Schule zu einer Doppelschule mit Oster- und Michaeliscursus geworden war. Da gewannen seine Mitarbeiter einen Einblick in seine vorzügliche Art zu unterrichten, lernten am lebendigen Beispiele, wie man einen Gegenstand erfaßt und behandelt, und wurden immer aufs Neue reich gefördert. Die Ergebnisse der Prüfung schrieb er sich genau auf, um auf Grund derselben mit den Collegen über die Abstellung etwaiger Mängel zu berathen. — Die Jahre 1878—80 sind wiederum in einem Berichte zusammengefaßt, der eine höchst einschneidende Neuerung ankündigt. Einmal werden jetzt die 10 Stufenklassen eingerichtet, sodann hatte die Ueberfüllung der Schule und daneben die Erfahrung, daß viele Kinder abgingen, ehe sie die obersten Klassen durchgemacht, die Gründung einer neuen Schule nahe gelegt, die sich bei Herabsetzung der Lehrziele auf einen achtjährigen Cursus beschränken sollte und als städtische Mädchenschule Ostern 1880 ins Leben trat. Die Organisation der Schule und die Feststellung des Lehrplans war im Wesentlichsten Sommer's Werk, dem auch zwei Jahre die neugegründete Schule mit unterstellt war, bis sich die Lebensfähigkeit derselben glänzend erwies und eine gesonderte Leitung derselben erforderlich wurde.

Damit war Sommer's organisatorische Thätigkeit in der Hauptsache abgeschlossen, aber nur soweit sie die Schule betraf. Denn er hatte einen weiten Blick und sah nicht nur in der Schule, wo es fehlte. Ihn dauerten die Mädchen, die aus der Schule entlassen, eigentlich nicht recht wußten, was sie wollten und sollten, und darum sann er darauf, wie er sie zu ernster Beschäftigung anhalten könnte. Er richtete Fortbildungscurse ein, in denen Solche, welche die Schule durchgemacht hatten, Gelegenheit fanden, ihre Kenntnisse in Litteratur, Kunstgeschichte, Geschichte, Psychologie, Chemie zu erweitern und zu vertiefen. Dann gründete er eine Kochschule, und als er sah, daß Alles gut gedieh, da faßte er den Plan, alle früheren Schülerinnen der Anstalt zu einem großen Vereine zusammen zu schaaren, dem er die schöne Aufgabe stellte, die Bildung seiner Mitglieder zu fördern und vor Allem ihre Kräfte dem christlichen Liebeswerke dienstbar zu machen. Es war seine letzte große Freude, als seine lieben alten Schülerinnen in so großer Zahl seinem Rufe folgten und die Gründung des Vereins durch ein fröhliches, an künstlerischen Genüssen reiches Fest verherrlichten. Aber auch sonst war er überall dabei, wo es zu helfen und das sociale Elend zu lindern galt. Er war Mitglied des Vorstandes des sogenannten Erziehungsvereins, der allerdings nur ein kurzes Dasein fristete und nur noch in den Ferienkolonien fortlebt, er war mit betheiligt bei der Einrichtung der Kinderhorte, hat lange Jahre dem Kirchenvorstande von St. Katharinen angehört und besonders für das Wohl der Armen in der Gemeinde eifrig gewirkt, für die ihm kein Gang zu viel war, für die er immer eine offene Hand hatte, obwohl er für seine eigenen Bedürfnisse nur wenig ausgab.

Aber seine Hauptkraft, seine ganze Liebe gehörte doch seiner Schule. Immer unter den ersten zur Stelle stand er am Thor und ließ die Schülerinnen an sich vorübergehen, indem er sie mit raschem Blicke musterte, um zu sehen, ob sie auch hübsch ausgeschlafen zur Schule kämen. Zu spät kommen war da recht unangenehm, es kam aber auch kaum vor. In jeder Pause war er auf dem Hofe und weidete seine Blicke an den frohen Spielen der Kinder, die sich unbehindert austoben durften, um dann in der Stunde wieder um so frischer zu sein. Häufig erschien er während des Unterrichts in den Klassen, und nicht blos, um sich über dessen Handhabung seitens der Lehrenden zu vergewissern, vor Allem wollte er auch die Kinder kennen lernen, ihre Haltung, Anlagen und Leistungen. In den Pausen redete er dann die Mädchen darauf an, ermahnend, lobend, je nachdem, und ward so mit Allen, den Großen und den Kleinen, vertraut und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Aber auch mit den Eltern suchte er in möglichst engen Verkehr zu treten, in der richtigen Erkenntniß, daß die Schule ohne die verständnißvolle Mithülfe des Hauses ihre Aufgabe nicht erfüllen kann. Es ist eine wahre Freude, die Jahresberichte zu lesen und zu sehen, wie er unablässig bemüht ist, die Eltern für die Arbeit der Schule zu gewinnen, indem er sie über die Ziele derselben aufklärt und ihnen aus reicher Erfahrung, wie sie schon die sorgfältige Erziehung der eigenen Kinder mit sich brachte, die wohlmeinendsten Rathschläge ertheilt. Er bittet sie, ihre Kinder bei ihren häuslichen Arbeiten zu überwachen und vor Allem auch darauf zu achten, daß sie Alles gleich an dem Tage erledigen, an dem es aufgegeben ist, belehrt sie über die für die Kinder geeignetste Zeit zur Arbeit und zerstreut ihre Besorgnisse über zu hohe Anforderungen, indem er ihnen darlegt, wie sich die Schule alle Mühe giebt, die Kräfte der Kinder zu schonen. Er weist hin auf die wichtige Aufgabe der Schule, die Kinder zu treuer Erfüllung ihrer Pflichten zu erziehen, und knüpft daran die Bitte, diese dabei zu unterstützen und nicht durch Urlaubsgesuche, die nur Theilnahme an Vergnügungen zum Zwecke haben, die Kinder zur Leichtfertigkeit zu verleiten. Er deckt die Schäden auf, die das Hereinziehen der Mädchen in das gesellschaftliche Leben und Treiben für ihre körperliche und geistige Gesundheit mit sich bringt, mahnt, die Kinder zur Einfachheit zu gewöhnen, erinnert daran, wie wichtig es ist, ihre Lektüre zu überwachen, und giebt fürsorglich ein Verzeichniß empfehlenswerther Bücher, indem er zugleich eine Schülerinnenbibliothek ins Leben ruft. Er warnt, die Kinder durch Clavierspiel über Gebühr anzustrengen, damit sie Zeit hätten für Baden, Schlittschuhlaufen, Turnen und allerhand Bewegungsspiele. Auch hier schlägt er gleich bestimmte Spiele vor, und um ganz sicher zu gehen, führt er Schulspiele ein, von denen sich der Stoßball so einbürgert, daß er den Mädchen fast zum nothwendigen Lebensbedürfnisse wird. Er klärt die Eltern über die Gründe auf, die ihn zur Einführung einer Weihnachtsbescheerung seitens der Schule bewogen haben, indem er ihnen zeigt, wie dadurch nicht nur so manche arme Familie des Weihnachtssegens theilhaftig wird, sondern vor Allem auch die Schülerinnen selbst, die auf diese Weise mit der Armuth unmittelbar in Berührung kommen und zur Mildthätigkeit angespornt

werden. Er giebt ihnen Rathschläge über die weitere Ausbildung ihrer Töchter in einem Aufsatze über die Frauenfrage, der erweitert auch in einer besonderen Schrift erschienen ist[1]), in welchem er zeigt, wieviel Gelegenheit doch einem Mädchen sich bietet, sich nützlich zu machen und dadurch nicht nur ihrem Leben einen Inhalt, sondern auch ihrer Existenz Sicherheit zu schaffen, und worin er über die einzuschlagenden Wege genau Auskunft ertheilt. Kurz, in diesen Programmen ist Alles Leben, Alles warme, verständnißvolle Antheilnahme am Wohle der ihm anvertrauten Seelen, die freilich nicht immer die gehoffte Aufnahme fand, weil er zuweilen vergaß, daß er nicht zu den Kindern, sondern zu deren Eltern sprach. Doch ist sein aufrichtiges Wohlwollen auch von Denen nicht in Zweifel gezogen worden, die sich persönlich nicht zu ihm hingezogen fühlten.

Daß eine solch energische Bethätigung bedeutender Eigenschaften nicht verborgen bleiben konnte, ist natürlich. So ward er denn auch im Jahre 1886 zum Vorsitzenden des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen gewählt, und er hat dieses wichtige Amt bis zu seinem Tode mit der ihm eigenen Umsicht und Thatkraft verwaltet. Seine organisatorische Begabung, die Leichtigkeit, mit der er auch die schwierigsten Geschäfte, oft so und so viele neben einander erledigte, seine reiche pädagogische Erfahrung, seine große Personenkenntniß kamen damit ganz Deutschland zu Gute, und es war wahrlich keine leere Form, wenn der Verein durch einen Vertreter einen Lorbeerkranz an seinem Sarge niederlegte. Daneben war er noch Vorsitzender des braunschweigischen Bezirksvereins und zuletzt auch noch des nordwestdeutschen Zweigvereins. Auch die Anerkennung seitens der Landesregierung blieb nicht aus, indem S. K. H. Prinz Albrecht ihn zum Mitgliede des Disciplinarhofes für den Fall des Diciplinarverfahrens gegen Lehrer an nicht staatlichen Schulanstalten ernannte, ihm das Ritterkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen und schließlich den Professortitel verlieh. Mit Freuden begrüßte er jede Ehrung, aber wahrlich nicht um seinetwillen, sondern weil jede Ehre, die ihm widerfuhr, dem Ansehen seiner Schule zu Gute kam. Die höchste Ehre, die er erstrebte, war die Ehre bei Gott, daß er auch ihn einst als frommen und getreuen Knecht in seinem Reiche willkommen heißen möge. Und so hat ihn denn Gott auch mit einem schönen Tode begnadet. Rüstig und mit gewohnter Pünktlichkeit erledigte er am Schlusse des Wintervierteljahres noch alle Geschäfte, um sich dann mit Beginn der Ferien zum Sterben niederzulegen. Ein Schlaganfall brach jählings seine Kraft, die er Zeit seines Lebens aufs Aeußerste in Anspruch genommen hatte. Von Körper schmächtig und zart, war er schon manchmal unter den Folgen der Ueberanstrengung zusammengebrochen, aber immer wußte er durch längeren Aufenthalt im Hochgebirge, durch tägliche Spaziergänge, durch Freiübungen und Gartenarbeit sich wieder aufzurichten und vermöge seiner zähen Willenskraft den schwachen Leib zur Dienstbarkeit zu zwingen. Ohne recht die Genesung abzuwarten, stürzte er sich jedesmal in die nur ungern entbehrte Arbeit und war ohne Mantel und Hut bei stärkstem Froste auf dem Hofe zu finden, auch wenn er Tags zuvor an einer Erkältung darnieder gelegen hatte. Schonung seiner selbst kannte er nicht, und wenn er der Verzärtelung der Kinder, wo es nur ging, entgegentrat und weder ein Freund von Hitzeferien war, noch duldete, daß sich die Mädchen in den Pausen zur Winterszeit auf den Corridoren aufhielten, so ging er ihnen selbst mit gutem Beispiel voran.

So war sein Leben, ein Leben voll Mühe und Arbeit, aber darum ist es auch köstlich gewesen.

[1]) Zur Frauenbewegung in Deutschland. Wolfenbüttel, Zwißler 1894.

Die Niederlassungen der Brüder vom Deutschen Hause am Elm.

Von P. J. Meier.

Im Jahre 1198 war aus dem Marienhospital der Deutschen in Jerusalem der Ritterorden der Brüder vom Deutschen Hause entstanden, und schon zwei Jahre später faßte dieser auch in Deutschland, zu Halle a. S., festen Fuß, um dann im Verlauf etwa eines Jahrhunderts das ganze Land mit einem Netze von Kommenden zu überziehen, deren Gründung den Orden nicht allein mit einem erheblichen Grundbesitz versah, sondern ihm auch die Möglichkeit bot, in dem beschränkten Gebiet der jeweiligen Ballei eine um so größere Anziehungskraft auf die umwohnende Ritterschaft auszuüben. Denn weder das gelobte Land selbst, dessen Behauptung für den christlichen Glauben die erste Aufgabe des Ordens war, noch das heidnische Preußen, in dem die Deutschritter seit 1226 und mit erhöhter Kraft seit der Verlegung des Ordenssitzes von Venedig nach Marienburg (1309) eine so segensreiche Thätigkeit entfalteten, konnte ihm ja die Ergänzung an Mitgliedern bieten, deren er im erbitterten Kampf mit den Heiden des Ostens und des Nordens so dringend bedurfte.

Für unsere Gegend aber hatte die Gründung der Kommende Halle a. S. 1200 noch die besondere Bedeutung, daß sie der Ausgangspunkt nicht allein für die übrigen thüringischen Häuser des Ordens wurde, sondern auch für die sächsischen, die erst um 1300 zu einer besonderen Ballei vereinigt und von der thüringischen getrennt wurden, während bis dahin ein Landkomthur Thüringen und Sachsen gemeinsam verwaltet hatte. Unter den sächsischen Kommenden ist Langeln am Harz[1]), 1219 gegründet, die älteste und während des ganzen Mittelalters um so mehr auch die angesehenste gewesen, als sie in dieser Zeit zugleich der Sitz des sächsischen Landkomthurs zu sein pflegte. Ihr folgte aber sehr bald die Kommende Elmsburg, und damit begab sich der Orden auch in das Gebiet des späteren Herzogthums Braunschweig, in dem weiterhin nicht weniger als 3 Kommenden, außer Elmsburg nämlich noch Lucklum und Göttingen, liegen sollten. Uns mögen hier ausschließlich die zwei ersteren beschäftigen, beide am Elm gelegen und beide — wenigstens seit dem XV. Jahrhundert — in engster Verbindung zu einander stehend.

I.

Die Elmsburg, am südlichen Abhange des Elms unweit Schöningen gelegen und rings von Waldung umgeben, war alter welfischer Besitz, obwohl ihrer in dem Erbtheilungsvertrag von 1203[2]) nicht gedacht wird. Aber 1213[3]) wird die ecclesia apud Elmesborch unter den Gütern aufgeführt, mit denen Kaiser Otto IV. die neue geistliche Stiftung Scheverlingenburg ausstattete, und in derselben Umgebung erscheint die ecclesia in Elmesborch auch 1218[4]), als Otto den Gedanken an seine Neugründung aufgab und mit allen jenen Gütern das Blasiusstift in Braunschweig beschenkte. — Es ist sicher, daß damals an die Gründung einer Deutschordenskommende auf der Burg noch nicht gedacht wurde. Denn wo immer sich die Brüder vom Deutschen Hause niederließen, war es das erste, daß sie sich um Erwerbung und Verwaltung der betr. Ortspfarre bemühten, die sie dann mit einem Geistlichen ihres Ordens besetzten. Wenn dann aber 1221[5]) die Kirche auf der Elmsburg durch Pfalzgraf Heinrich auch dem Blasiusstift wieder genommen und dem deutschen Orden überantwortet wurde, so läßt sich andererseits unter diesen Verhältnissen ebenso sicher der Schluß ziehen, daß damals die Burg selbst sich bereits in der Hand des Ordens befand, und die Schenkung der Kirche nur deshalb in einer besonderen Urkunde ausgesprochen wurde, weil der Pfalzgraf über sie nicht mehr frei verfügen konnte.

Die Burg ließ sich noch im Jahre 1843 in ihren Grundmauern deutlich erkennen, die jetzt bis auf einen kleinen Theil entfernt worden sind[6]). An die nordöstliche, bezw. südöstliche Ecke eines mit der Front nach Osten gerichteten Gebäudes von 63 m Länge und 8 m Tiefe lehnte sich ein mächtiger quadratischer Thurm von 16 m im Geviert und ein kurzer, mit einer etwas eingerückten Apsis schließender Flügel, in dem wir die urkundlich bezeugte Kirche (oder besser Burgkapelle) zu erkennen haben. Auch ein Theil des Burgwalls und -grabens ist noch erhalten; doch scheint es, als ob man sich an der Nord- und Westseite mit der Sicherung begnügt hätte, die ein Sumpf und einer jener im Elm so häufigen Erdfälle schon von selbst gewährte. Von besonderem Interesse ist jedoch, daß diese ganze etwas ovale Anlage, deren Durchmesser 137 und 114 m bilden, in ziemlich weitem Abstande rings von einer Umwallung umgeben ist, die nicht weniger als ungefähr 30 Morgen Flächeninhalt hat. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß wir es hier mit einer vor- oder frühgeschichtlichen Wallburg zu thun haben, wie sie der Elm noch mehrfach (s. unten), ebenso aber auch der Heseberg bei dem unfern gelegenen Watenstedt bietet, Befestigungen, die den Bewohnern der Ebene Gelegenheit gab, sich selbst mit Hab und Gut, besonders mit den Viehherden vor andringenden Feinden sicher zu bergen. Und es ist ein deutlicher Beweis für die Festigkeit dieser Burgen, daß man nicht allein bei der Elmsburg, sondern auch bei der Burg nördlich vom Reitlingsthal, wie wir unten sehen werden, sich diese uralten Anlagen noch für Burgen der geschichtlichen Zeit zu Nutze machte und diese nebst ihrer eigentlichen Befestigung so von dem äußeren Walle umgeben sein ließ, wie dies ähnlich etwa bei den mittelalterlichen Städten und ihrer Landwehr der Fall gewesen ist.

Bege hat a. a. O. S. 122 f. behauptet, die Kommende sei bei der Gründung von Lucklum hierher übergesiedelt, und auf der Elmsburg nur ein Hauskomthur belassen worden. Indessen scheint der Ausdruck „Hauskomthur“ nur im Gegensatz zum Landkomthur gebraucht zu sein[7]), der als solcher keinen eigenen Sitz hatte, sondern, wie bereits oben bemerkt war, in der Regel auf einer der angesehensten Kommenden seiner Ballei sich aufhielt. Vor allem ist aber, wie wir unten sehen werden, Lucklum gar nicht von der Elmsburg, sondern von Langeln aus gegründet worden, und die Kommende Elmsburg ist in dieser Zeit so wenig verkümmert, daß die Neuerwerbungen von Grundbesitz sich bis 1318 ununterbrochen verfolgen lassen[8]).

Nachdem nämlich 1239, bezw. 1241 ein Holz bei der Elmsburg in der Größe von drei Hufen, 1247 drei Hufen in Dobbeln, 1252 eine nicht näher bezeichnete Holzung und 1253 zwei Hufen in Kl. Stöckheim erworben waren, kamen nach der Gründung der Kommende Lucklum neu hinzu: 1260 achtehalb Hufen in Dobbeln, 1266 eine Hufe in Söllingen, 1273 eine Hofstelle in Twieflingen, 1295 vier Hufen in Jerxheim, 1318 drei Hufen, acht Morgen Neubruch und vier Morgen Wald in Twieflingen; außerdem vertauschten die Brüder in Elmsburg 1303 mit dem Kloster Riddagshausen 70½ Morgen Land auf der westlichen Seite von Wobeck mit ebensoviel auf der östlichen und sämmtliche ihnen gehörige Hofstellen in dem Dorf gegen sechs Morgen. Es handelt sich also fast durchweg um Grundbesitz in den Dörfern unmittelbar südlich von der Burg, und wir sind daher wohl zu dem Schluß berechtigt, daß nicht allein andere Erwerbungen des Ordens im J. 1318, bestehend in einem Hof in Jerxheim, zwei Hufen auf dem Heseberg und einem Holz dort, ferner in acht Hufen und elf Worth in Hoiersdorf, sondern auch die Ueberlassung der Burg Twieflingen nebst Vogtei und Gericht seitens des Herzogs Magnus II. an den Orden um 1370[9]) gegen eine Pfandsumme von 300 Mk. und eine Entschädigung von 50 Mk. für Bauten am Schloß ausschließlich der Kommende Elmsburg zu gute kamen, obwohl in den betreffenden Urkunden nur allgemein vom Orden die Rede ist. Grundbesitz der Kommende Lucklum, nämlich acht Hufen zwischen Twieflingen und Hoiersdorf, läßt sich in dieser Gegend erst 1478

---

1) Jacobs, U.-B. der Kommende Langeln (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen XV 1 ff. 435 ff.

2) Origines Guelficae III, 626 ff., Bege, Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogthums Braunschweig 120 ff

3) Origg. Guelficae III, 818

4) Rehtmeier, der Stadt Braunschweig Kirchenhistorie, Beilage zu Bd. I S. 59

5) Falke, Tradit. Corb. II 921, No. CCCCXXXIX.

6) Näheres in meinem Buche Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig Bd. I (Kr. Helmstedt) S. 341 ff.

7) Jacobs a. a. O. 441.

8) Vgl. Bege a. a. O.

9) Sudendorf, U.-B. der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg IV, 221.

nachweisen. Damals aber bestand eben die Kommende Elmsburg schon lange nicht mehr, und wenn eine Vermehrung von Ackerland für diese bereits nach 1318 nicht mehr nachzuweisen ist, so ist das gleiche auch bei Lucklum der Fall und eine Folge allgemeinerer Verhältnisse. Andrerseits werden neben den Komthuren Rudolf 1266, Ludolf 1303 und Albert v. Winnigstedt 1318, sowie für sich allein 1277[10]) auch die anderen Ordensbrüder auf der Elmsburg, d. h. der dortige Konvent, erwähnt, und noch 1318 bedient sich der Komthur eines besonderen Siegels, das die Umschrift s. commenture de Elmesborc und das Brustbild eines Heiligen mit Palme, vermuthlich des ursprünglichen Patrons der Burgkirche, zeigt. Man wird daher auch den Ausdruck derselben Urkunde von 1318 grangia sive curia (Gut oder Hof) in Elmsborg nicht dahin verstehen dürfen, als sollte die dortige Ordensniederlassung als eine Kommende zweiten Grades bezeichnet werden. Als eine Burg des Ordens wird die Elmsburg zuletzt 1364[11]) erwähnt; Herzog Magnus gab in diesem Jahre de huse Luckenum unde Elmesborch, die er dem Orden genommen hatte — 1355 war der hove to Elmesborch durch ihn an die v. d. Asseburg und die v. Wenden, 1358 an Konrad v. Weferlingen und Ludolf v. Wenden verpfändet worden[12]) —, dem Orden wieder zurück. Vielleicht darf man aber vermuthen, daß die oben erwähnte, zunächst pfandrechtliche Erwerbung der herzoglichen Burg Twieflingen ums J. 1370 in der Absicht geschehen ist, die Bewirthschaftung der Ordensgüter nicht mehr von der dafür unbequem gelegenen Elmsburg zu betreiben, sondern den Sitz des Komthurs in ein Dorf zu verlegen, auf dessen Flur ein Theil des Grundbesitzes lag, wie ähnlich die Kommenden von Goslar nach Weddingen und von Reitling nach Lucklum (s. unten) verlegt wurden. Indessen kann jene Absicht schließlich doch überhaupt nicht oder wenigstens nicht vollkommen ausgeführt worden sein; denn 1399 ist die Burg Twieflingen in anderweitigem Pfandbesitz. Aber auch auf der Elmsburg selbst scheint die Kommende nicht mehr lange bestanden zu haben. Seit 1433 ist nämlich die Burg nebst der Holzmark bis zur Aufhebung des Ordens als Lehen ausgethan gewesen[13]), wahrscheinlich aber dieser Entäußerung erst eine allmähliche Auflösung der dortigen Kommende und eine Vereinigung ihres Grundbesitzes mit Lucklum, bezw. eine Bewirthschaftung durch Meier vorausgegangen, was längere Zeit gedauert haben kann. Denn eine Vereinigung der Elmsburger Güter mit denen von Lucklum hat sicher stattgefunden, da nicht allein — wie wir oben sahen — 1478 Lucklum im Besitz von acht Hufen zwischen Twieflingen und Hoiersdorf erscheint, sondern auch das Kopialbuch der Kommende Lucklum aus dem XVI. Jahrh. die Urkunden der Elmsburg einfach unter die von Lucklum eingereiht zeigt.

II.

Ein bestimmter Zeitpunkt für die Gründung der zweiten Deutschordenskommende am Elm, Lucklum, wird nicht angegeben; aber er läßt sich mit derselben Sicherheit muthmaßen, wie die ganze Art der Gründung. Im Jahre 1260[14]) wird nämlich ein Gütertausch zwischen dem Orden und dem Ritter Kuneman v. Jerxheim abgeschlossen, dem zufolge der Orden 6 Hufen in Lucklum erhält und dem Ritter, sowie dessen Frau 4 andere Hufen, eine Wiese und den Pfarrhof daselbst auf Lebenszeit — so daß also auch diese Güter dem Orden später wieder zurückfallen mußten — überweist, die betreffende Urkunde aber wird ausgestellt von dem Landkomthur für Sachsen und Thüringen, Albrecht v. Ammendorf, und bezeugt vom Komthur Beteke in Lucklum, sowie acht Ordensbrüdern in Langeln und Lucklum. Zunächst ist nun dieser Beteke (= Berthold) von seinem Nachfolger in Lucklum und Namensvetter Berthold v. Grafhorst, der als Komthur 1265[15]) bezeugt ist, bestimmt zu unterscheiden, weil dieser in einer Urkunde von 1263[16]), die der Komtur Berthold von Langeln ausstellt, unter den Zeugen als einfacher Ordensbruder erscheint Da sich aber beweisen läßt, daß von einer festen Ansiedlung des Ordens in Lucklum damals noch nicht die Rede sein konnte, — das nähere s. unten —, und da ferner in der genannten Urkunde von 1263 der Komthur Berthold von Langeln Güter seiner Kommende verkauft, um von deren Erlöse die dem Ekbert v. d. Asseburg in demselben Jahre abgekauften Güter in Lucklum, den Hauptbesitz der späteren dortigen Kommenden, zu bezahlen[17]), so ist der Schluß wohl nicht gewagt, daß jener Komthur Beteke von Lucklum mit diesem Komthur Berthold (oder auch Beteke) von Langeln ein und dieselbe Person ist, die von Langeln aus so lange auch die Verwaltung der 1260 gegründeten Kommende Lucklum leitete, bis hier festere Verhältnisse geschaffen waren. Ihm folgte dann als erster selbständiger Komthur für Lucklum bezw. Reitling Berthold v. Grafhorst. Somit erweist sich Lucklum als eine Tochteranstalt von Langeln, die freilich im letzten Jahrhundert des Bestehens des Ordens umgekehrt Langeln mit verwaltete.

Aus jener Urkunde von 1260, die den Komthur und Ordensbrüder in Lucklum nennt, scheint auch hervorzugehen, daß man in der That die Absicht hatte, in diesem Orte selbst eine Kommende zu gründen. Sehr leicht möglich, daß man schon damals die Erwerbung des bedeutenden Grundbesitzes, den Ekbert d. Aelt. v. d. Asse-

10) Bege a. a. O. 124 ff. Außerdem kennen wir noch die Komthure Dietrich v. Söllingen 1225 (U.-B. Langeln No. 13), Johann v. Wegeleben 1262 (ebd. Nr. 25. Bege a. a. O. 122, 8), Rudolf v. Dreileben 1307 und 1308 (U.-B. Langeln No. 55. Bege a. a. O. 127). — Albert v. Winnigstedt ist noch 1323 bezeugt (U.-B. der Stadt Göttingen I, No. 103).

11) Sudendorf a. a. O. III, 242.

12) Sudendorf a. a. O. II, 510, III, 71.

13) Bege a. a. O. 129 nach Braunschw. Magazin 1749, Stück 32.

14) Bege a. a. O. 121.

15) Bege a. a. O. 123.

16) Jacobs, U.-B. von Langeln No. 26.

17) Auch der Umstand ist zu beachten, daß in der Urkunde von 1262 (Bege a. a. O. 122, 8. U.-B. Langeln No. 25), in der Ekbrecht d. A. das Schloß Reitling zu Gunsten des Ordens dem Hochstift Halberstadt aufläßt, in der Zeugenreihe der doch schon 1260 bezeugte Komthur von Lucklum fehlt, dafür aber außer dem Elmsburger Komthur auch Bedeke von Langeln auftritt.

burg, ein kinderloser Sohn des berühmten Reichstruchseß Gunzelin v. Wolfenbüttel, seit 1242 in Lucklum als halberstädtisches Lehen auf Lebenszeit besaß [18]), ins Auge gefaßt hatte. Aber bevor noch dieser Kauf abgeschlossen wurde — es geschah 1263 —, bot sich im Jahre 1262 [19]) die Gelegenheit, in der Nähe von Lucklum einen andern Besitz zu erwerben, das damals, wie es scheint, zerstörte Schloß Reitling — quondam castrum in Retlinge sagt die Urkunde —, gleichfalls ein halberstädtisches Lehen Ekberts, und da man hier gewiß mit Leichtigkeit ein festes Haus, wie es eine Kommende des Ritterordens verlangte, wieder einrichten konnte, so beabsichtigte man offenbar, hierher den Sitz der Kommende dauernd zu verlegen und von Reitling aus die hauptsächlich in Lucklum selbst und im benachbarten Veltheim gelegenen Ordensgüter zu bewirthschaften, in Lucklum aber nur einige Brüder wohnen zu lassen. Es ergiebt sich dies mit Sicherheit erstens aus dem Umstand, daß der Diöcesanbischof von Halberstadt dem Orden die Erlaubniß ertheilte, in Reitling ein oratorium oder eine Kapelle zu erbauen, die von aller Parochie frei sein sollte, zweitens aber auch daraus, daß das leider z. Th. zerstörte, aber im XVIII. Jahrh. in der Legende wohl noch deutlichere älteste Siegel der Kommende (mit der Darstellung der Mutter Maria mit dem Jesusknaben an der Hand) die Umschrift zeigte s' commendatoris in Retligge, und daß sich ferner der Komthur Berthold v. Grafhorst in der Urkunde von 1265, an der dies Siegel hängt, commendator fratrum ordinis teutonici in Reitling et Luckenem, sein Nachfolger Bodo von Wanzleben in einer Urkunde von 1267 [20]) commendator curie fratrum domus teutonice in Retlinge nennt, die Ordensbrüder aber in Urkunden von 1266 nach Reitling allein, bezw. nach Lucklum und Reitling bezeichnet werden. Wie bereits bemerkt, wird Lucklum hier wegen des hauptsächlich auf seiner Feldflur liegenden Grundbesitzes des Ordens erwähnt, ja in einer Urkunde von 1265 (U.-B. d. Hochst. Halberstadt II, 1124) ist ausschließlich von den commendator et fratres in Luckenum die Rede. Ist nun auch, soweit sich aus den Urkunden erkennen läßt, die bedeutendste Erwerbung von Grundbesitz in Lucklum (s. unten) bereits unmittelbar nach dem Ankauf des Schlosses Reitling erfolgt, so daß man eigentlich schon damals Veranlassung gehabt hätte, das Ordenshaus nach Lucklum zu verlegen, so hat sich doch erst später die Entfernung zwischen beiden Orten als unzuträglich erwiesen, und so nennt sich denn derselbe Bodo v. Wanzleben in einer Urkunde von 1275 [21]) ebenso commendator fratrum domus teutonice in Luckenem, wie das betr. Siegel als Umschrift s' commendatoris de Luc. zeigt. Zwischen 1267 und 1275 ist also die Uebersiedelung der Kommende von Reitling nach Lucklum vor sich gegangen, und seit dieser Zeit bis zum heutigen Tage hat die Burg und der Grundbesitz in Reitling nur noch als ein Vorwerk von Lucklum gegolten. Außer den 6 Hufen, die der Orden 1260 erworben hatte, und den 4 Hufen, die ihm vermuthlich inzwischen nach dem Tode Kunemans v. Jerxheim (s. oben) wieder zugefallen waren, besaß er in Lucklum seit 1263 [22]) einen sicherlich reich mit Ackerland ausgestatteten Hof des Hochstiftes Halberstadt, urkundlich als officium oder ammecht bezeichnet, sowie die Pfarre, alles Güter, die Ekbert d. Aelt. v. d. Asseburg 1242 [23]) dem stark verschuldeten Bischof unter Hinzulegung seines eigenen Hofes auf Lebenszeit als Lehen abgekauft hatte, die aber nun noch vor seinem Tode an den Orden übergingen. Dazu kamen weiter unter Bodo v. Wanzleben 1275 5 Hufen, die man gegen 14 Hufen in Veltheim vom Hochstift eintauschte, alles in allem bereits ein ansehnlicher Besitz, den man nun auch nach außen möglichst zu sichern suchte. Wir erfahren dies aus einer Urkunde des Herzogs Konrad (Bischofs von Verden), und der Söhne Albrechts d. Gr., der Herzöge Heinrich, Albert, Wilhelm, Otto, Konrad und Lüder von 1281 [24]), in der sie u. a. dem Orden gegenüber auf jeden Einspruch sive pro muris seu pro sepibus an pro fossatis verzichten und ihn in ihren Schutz nehmen.

(Schluß folgt.)

18) U.-B. des Hochstifts Halberstadt II, No. 714.

19) Die Urkunde Ekbert's ist datirt 1262 18./VIII, die entsprechende des Bischofs von Halberstadt (U.-B. des Hochstifts Halb. II, No. 1013) 1260 18/VIII. Da Tag und Monat übereinstimmen, liegt in der abweichenden Angabe des Jahres vermuthlich ein Fehler. Ich halte das Jahr 1262 für das richtige, da sich der Komthur Beteke 1260 nicht nach Reitling, sondern nach Lucklum nennt, und man in der Zahl MCCLXII wohl die II auslassen, aber nicht irrthümlich hinzufügen konnte.

20) v. Heinemann Codex Anhaltinus II, No. 332.

21) U.-B. d. Hochstifts Halberstadt II, 1296.

22) U.-B. des Hochstifts Halberstadt II, 1070.

23) U.-B. des Hochstifts Halberstadt II, 714.

24) Bege a. a. O. 124. Asseburger U.-B. I, 415.

Vorgeschichtliche Urnen- und Knochenreste aus der Börßumer Gegend.

Von L. Knoop.

In der Umgebung des südlich von Börßum gelegenen Tempelhofes [1]) sind nach Aussage des früheren Gutsinspectors, des Herrn Thöne, wiederholt Kistengräber mit menschlichen Skeletten in sitzender Stellung aufgedeckt. Die letzte Nachricht von einem derartigen Grabe erhielt ich im Mai 1895. Die von mir sofort unternommenen Nachsuchungen blieben, da die vom Pfluge zertrümmerten Steine schon entfernt waren und die Reste des menschlichen Skeletts nur mühsam aus der Ackerkrume zusammengesucht werden konnten, leider vom geringen Erfolge. Das in meiner Sammlung aufbewahrte Material besteht aus zwei schwächeren und zwei sehr starken Oberschenkeln. Obgleich mir von Augenzeugen versichert wurde, daß diese Knochen unter Steinplatten gelegen hätten, glaube ich aus der Beschaffenheit der Knochen schließen zu dürfen, daß dieser Fund nicht zu den prähistorischen Kistengräbern gerechnet werden darf. Verhältnißmäßig reich scheinen dagegen die Urnengräber vorzukommen, da der Pflug fast alljährlich Scherben derselben zu Tage fördert. Gut erhaltene Urnen wurden bislang im Herrschaftsgebäude

1) Ein Vorwerk zur Domaine Hornburg.

des Tempelhofes aufbewahrt. Den letzten Fund machte man im Herbst 1897, und auch dieses Mal hatte der Pflug die Hauptrolle gespielt. Zahlreiche Urnenscherben, Zähne und Beinknochen ausgestorbener und noch lebender Thiere wurden an das Tageslicht gebracht. Ich ließ, was zu finden war, einsammeln und reihte das Material meiner Sammlung ein. Die Scherben erreichen eine Stärke von 12 mm und sind entweder beiderseits gebrannt und innen schwach geglättet — nur außen gebrannt und beiderseits schwach geglättet — außen schwach gebrannt und beiderseits sauber geglättet — innen und außen stark gebrannt und sauber geglättet oder — beiderseits geglättet und ohne Brandspuren. Vereinzelte Scherben sind geglättet und gebrannt und außerdem mit verschiedenen Verzierungen versehen. Die Einwirkung des Feuers, die also keine gleichmäßige gewesen ist, blieb auf die Oberflächen beschränkt; während die inneren Schichten von der Gluth nicht betroffen wurden. Und gerade dieser Umstand ermöglicht es, das Bildungsmaterial, aus dunkelblauem Thone und grobkörnigem Quarzsande bestehend, mit Sicherheit zu bestimmen. Die Möglichkeit, aus den Scherben die ursprünglichen Gefäße wieder herzustellen, ist ausgeschlossen; dennoch aber ist der Fund durch die mit ihm ausgeworfenen Knochenreste von ganz besonderem Interesse. Durch den Oberlehrer Dr A. Wollemann in Braunschweig ist mit Sicherheit nachgewiesen[2]), daß neben dem gewaltigen Urochsen, Bos primigenius, noch eine Zwergrindrasse, von ihm Bos taurus primigenius minor genannt, bestanden hat. Reste dieses Rindes sind von mir im März vorigen Jahres auf dem Grundstücke des Ackermanns Ferdinand Bötel in Börßum in einer Tiefe von 2,5 m aufgefunden.

Das vorhandene Material dieses untergegangenen Thieres erhält nun eine Bereicherung durch verschiedene Knochen, die mit dem zuletzt erwähnten Urnenscherben zusammen ausgeworfen wurden. Tadellos erhalten ist ein linker Metacarpus[3]) und ein Astragalus[4]), von einem linken Schienbein fehlt die obere Epiphyse[5]), die vom Pfluge abgetrennt ist. Von dem Urochsen, dem Bos primigenius, selber fanden sich außer verschiedenen Molaren[6]) die ersten drei Prämolaren[7]) vor. Auf unser Hausrind deuten verschiedene Molaren hin. Vom Pferd fanden sich unzählige Backenzähne vor, Eckzähne und Backenzähne waren indessen spärlich vertreten. Unter den Backenzähnen, die übrigens fast sämmtlich stark homöodont[8]) sind, fallen besonders einige durch ihre äußerst fein wellige Oberfläche auf, eine Structur, welche ich bis jetzt noch bei keinem Pferde der geschichtlichen Zeit gesehen habe. Außer den Zähnen sind vom Pferd noch einige Zehenglieder und ein linker Astragalus gefunden. Nicht bestimmen ließ sich bis jetzt ein Calcaneus[9]) vom Metacarpus[10]) und verschiedene Bäckenzähne von Zweihufern. Ferner soll nicht unerwähnt bleiben, daß mit diesen gut erhaltenen Zähnen und Knochen vielfach Knochensplitter ausgeworfen sind. Es scheint daher außer allem Zweifel zu sein, daß die gesammten Knochenreste mit dem zuvor gedachten Urnenfunde in enger Beziehung stehen. Ob nicht vielleicht an ein größeres Todtenmahl gedacht werden kann? Schließlich sei noch bemerkt, daß sich unter den Knochen ein stark abgenutzter Backenzahn vom Rhinoceros vorfand, der wohl in keiner Beziehung zu dem Gesammtfunde gestanden hat.

Im Anschluß an diesen Bericht möchte ich noch zwei andere Funde, die in der Umgegend des Fallsteines gemacht worden sind, erwähnen. Es handelt sich um ein Bruchstück des Oberkiefers mit gut entwickeltem Gebiß vom Riesenhirsch (Megaceros Rufii Nehring) und einen Oberschenkel eines Riesensauriers (Zanclodon laevis). Reste des Riesenhirsches, der in seiner Bauart dem noch jetzt lebenden Elch oder Elennthier glich, kommen in Lehm- und Sandablagerungen des Diluviums von Mittel-Europa, ferner in Irland und Schottland vor. Von der Größe des Geweihes können wir uns kaum eine Vorstellung machen, hat man doch Stangen von annähernd 2 m Länge gefunden. Die Spannweite beider Stangen beträgt oft 3,50—4,00 m. In Betreff der Zanclodonten bemerke ich, daß es Reptilien waren, die in ihrer äußeren Gestalt dem Känguru glichen. Von ihrer gewaltigen Größe können wir uns ebenfalls keine rechte Vorstellung machen, da selbst das ausgewachsene Nilkrokodil immer nur ein Zwerg gegen einen Zanclodonten bleibt. Sie lebten zu einer Zeit (Trias), da das ganze Norddeutschland noch unter der Oberfläche des Meeres lag, aus welchem nur vereinzelte Inseln — wie Elm, Asse und Fallstein — hervorragten. Der gefundene Oberschenkel des Sauriers erreicht eine Länge von circa 3/4 m und ist das erste bisher in Norddeutschland gefundene Stück. Die beiden letzten Funde werden ebenfalls in meiner Sammlung aufbewahrt und werden bereitwilligst Allen, die sich dafür interessiren, für wissenschaftliche Benutzung zur Verfügung gestellt.

Kurze Nachrichten.

Wien, April 1898. Im Arcadenhofe des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie ist das für den verstorbenen braunschweigischen Bildhauer August Kühne[1]) bestimmte Grabdenkmal ausgestellt. Die Architectur, entworfen von den Architecten Frauenfeld und Berghof, ausgeführt von Hauser, ist geschmückt mit einer von Kühne modellirten Grabfigur, die von Turbain in Bronze gegossen ist. A. D.

2) Siehe X. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften in Braunschweig. Sitzung vom 25. Februar 1897.

3) Der Knochen zwischen dem Hufe und dem Handwurzelgelenk.

4) Das Sprungbein im Fersengelenk.

5) Kopf des Knochens, der im jugendlichen Zustande nicht mit dem Hauptknochen verwachsen ist.

6) Die letzten Backenzähne, die nach dem Milchgebiß folgen.

7) Die Backenzähne im Milchgebiß.

8) Die ersten Backenzähne sind von den letzteren bei einem alten Thiere fast gar nicht zu unterscheiden.

9) Ferse oder Hacken.

10) Der Knochen zwischen dem Hufe und den Fußwurzelknochen.

1) Vgl. über ihn Br. Mag. 1895 S. 21 f. u. 46 f.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 5. Juni **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Die Niederlassungen der Brüder vom Deutschen Hause am Elm.

Von P. J. Meier.

(Schluß.)

Ehe wir aber die weitere Entwicklung der Kommende in Lucklum verfolgen, sei es uns gestattet, einen Blick auf die Geschichte der beiden Orte vor dem Auftreten des Ordens in ihnen zu werfen. Ueber die Reitlingsburg versagen allerdings die geschriebenen Quellen — wir wissen eben nur, daß sie das zu Lehen ausgethane Eigenthum des Hochstifts Halberstadt war —, aber vielleicht läßt sich aus den Denkmälern etwas erschließen. Der Reitling — wie heutzutage allgemein gesagt wird — liegt bekanntlich ziemlich am Ende des engen Wabethales, das mehrere Kilometer tief in den westlichen Abhang des Elms einschneidet und im Norden, wie im Süden von bewaldeten, nach dem Thale zu steil abfallenden Höhenzügen begleitet wird. Beide Höhen sind nun von offenbar vor- oder frühgeschichtlichen mächtigen Wallburgen besetzt, die gleich der bei der Elmsburg den Bewohnern der Ortschaften des flachen Landes Schutz und Schirm gewährten, und deren an sich schon durch einen hohen Wall oder schroffen Abhang gegebene Festigkeit dadurch noch erheblich vergrößert wurde, daß zwischen ihnen quer durch das Wabethal ein Sperrwall mit Gräben gezogen war, der einen Feind hinderte, das obere Thal zu betreten und dann von Osten her, wo naturgemäß die schwächste Seite der Wallburgen sich befand, diese anzugreifen. Umfassende und sicher lohnende Ausgrabungen, die uns über das Alter dieser hochwichtigen Anlagen aufklären würden, sind leider noch nicht vorgenommen worden. Für uns kommt es hier aber besonders auf die sicher mittelalterliche Burg an, die — wie oben bereits erwähnt war — genau so inmitten der nördlichen Wallburg liegt, wie es bei der Elmsburg der Fall ist. Freilich schweigt die Geschichte vollkommen von ihr, aber die örtlichen Verhältnisse sind derartig, daß die Vermuthung nicht allzu gewagt erscheint, der Reitling möchte durch Verlegen der Burg von der unbequemen Höhe in das bequemere und dabei doch von Natur und gegebenenfalls durch Aufstauen des Wabeflüßchens ebenso gesicherte Thal entstanden sein und dann von dem feuchten Gelände (Riede) seine Benennung erhalten haben; denn nicht allein, daß jener Sperrwall — auf der Flurkarte von Lucklum aus dem Jahre 1772 als „Landgraben“ verzeichnet — die Burg schützte, sie wurde auch durch einen doppelten, ja theilweise dreifachen Wall mit Graben und auf der einen Seite durch einen Teich gesichert. Jetzt sind freilich alle diese Befestigungen außer dem Teich entfernt worden; aber auch der engere Gürtel, der die Burg umschloß, ist auf jener Flurkarte eingetragen. Mit der Verlegung der Kommende nach Lucklum verschwindet die ältere Niederlassung aus der Geschichte, selbst in den Streitigkeiten zwischen dem Orden und Herzog Julius, die wegen des Huldigungseides und der Türkensteuer — beides verweigerte der Orden — ausgebrochen waren und schließlich 1605 zur Besetzung von Lucklum führten, wird sie nicht genannt, vermuthlich, weil die Schwierigkeit, sie einzunehmen, mit dem Vortheil, der sich daraus ergeben hätte, nicht im rechten Verhältnisse stand.

Sehr viel reichlicher, als über Reitling oder gar die unbenannte Burg in der nördlichen Umwallung, fließen die Quellen über Lucklum, auch wenn wir von der dortigen Kommende ganz absehen; ja es läßt sich sogar der Beweis führen, daß Lucklum ein Dorf war, das bereits die Keime zu höherem Aufschwunge in sich trug, als die Verlegung der Deutschordenskommende hierher diese Entwicklung in ganz andere Bahnen lenkte.

Lucklum war vor allem der Sitz eines Halberstädter Archidiakonats. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß Lucklum eben aus diesem Grunde zur Zeit der Einrichtung der Archidiakonate, deren erste Erwähnung ins Jahr 1120 fällt[25]), ein Ort von besonderer Größe gewesen sei. Denn wir wissen, daß die Archidiakonate mit wenigen Ausnahmen aus den ursprünglichen Pfarrkirchen entstanden sind, und ich werde an einer anderen Stelle[26]) zeigen, daß sie, soweit nicht später eine Veränderung eingetreten ist, sämmtlich dem Schutzpatron des Hochstifts, St. Stephan, geweiht waren, daß sie daher offenbar nach einem einheitlichen Plan angelegt sind, und daß wir in ihnen jene 35 Pfarrkirchen zu erkennen

25) Doch bestand das betreffende Archidiakonat (Kaltenborn, Kreis Sangerhausen) schon vorher, U.-B. d. Hochst. Halberst. I, 147.

26) Zeitschrift des Harzgeschichtsvereins 1898.

haben, die der erste Halberstädter Bischof, Hildegrim[27]), der Bruder des hl. Ludger, nach Ausweis einer Halberstädter Chronik aus dem letzten Drittel des X. Jahrhunderts[28]) in seinem Bisthume während der ersten Jahrzehnte des IX. Jahrhunderts — er starb 827 — gegründet hat. Bei der Auswahl der Dörfer für diese Gründungen hat deren sonstige Bedeutung ohne Zweifel den Ausschlag gegeben, diese fußte aber in der Regel darauf, daß sich entweder eine Kult- oder eine Gerichtsstätte, oft beides zusammen, an dem betreffenden Orte befand. Und da Lucklum in der That, wie wir noch sehen werden, nicht nur Sitz eines Archidiakonats, sondern auch eines Godings war, so sind wir berechtigt, die dortige Pfarre zu den allerältesten des Landes zu zählen und ihr als ursprünglichen Schutzpatron den hl. Stephan zuzuweisen, der jedoch später, bei Ueberweisung der Kirche als Kapelle an die Deutschritter, vermuthlich der Jungfrau Maria weichen mußte. Von weither zogen, wenn nicht vielleicht der Norden des Sprengels zuerst einen selbständigen Bezirk für sich bildete[29]), die neu bekehrten Sachsen an die Stätte, wo sie von jeher gewohnt waren, sich dem Spruch des Richters zu beugen und wo sie vielleicht vordem als Heiden auch ihre Opfer darbrachten und ihre Gelübde sprachen. Denn das Archidiakonat und die ehemalige Parochie Lucklum bildete ähnlich, wie die von Atzum, die sich im Westen unmittelbar anschloß, einen langen Streifen von nur 1½ Meilen Breite, aber 3½ Meilen Länge und reichte im Norden bis Brunsrode und Flechtorf, im Süden bis Gr. und Kl. Vahlberg, während Scheppau, Bornum und Kneitlingen im Osten gegen die Archidiakonate Ochsendorf, Räbke und Schöppenstedt, Hondelage, Volkmarode und Hötzum im Westen gegen den Bann Atzum die äußersten Dörfer des Bezirks bildeten. Nur in Lucklum konnten damals die Kinder getauft, nur hier die Ehen geschlossen werden, und wenn der Pfarrer zu einem Sterbenden gerufen wurde, dann war oft eine beschwerliche, stundenlange Wanderung oder Fahrt nöthig. Um 1400 war dieses Gebiet mit 31 Pfarren besetzt, die wahrscheinlich schon bis ins XIII., wenn nicht XII. Jahrhundert zurückgehen, und die Seelsorge so viel einfacher gestalteten. Jetzt sind davon neun weitere eingegangen, aber wenn wir aus einer Urkunde von 1031 von dem Archidiakonat Atzum einen Schluß auf die benachbarten Sprengel machen dürfen, so begann man erst damals, die großen Parochien zu theilen. Denn bis 1031 scheint es in einem Gebiet, das dem von Lucklum fast gleichkam, nur die e i n e Pfarrkirche in Atzum gegeben zu haben, von der nunmehr zur geistlichen Versorgung der nördlichen Hälfte des Sprengels die Pfarrkirche St. Magni im damaligen Dorfe Brunswiek als Tochter abgetrennt wurde[30]).

Jedenfalls war es ein Irrthum, wenn man die erste Erwähnung einer Kirche in Lucklum, zugleich übrigens auch die erste Erwähnung des Ortes überhaupt, als Zeugniß für das Bestehen eines Archidiakonates auffaßte. Denn wenn im Jahre 1051[31]) eine Grafschaft, die dem Bisthum Hildesheim durch Kaiser Heinrich III. geschenkt wird, erst nach den Gauen, in denen sie lag, dann noch bestimmter nach den publicis ecclesiarum parochiis i n n e r h a l b der Gaue bezeichnet wird[32]), so liegt schon in diesem Ausdruck, mehr aber noch in den Verhältnissen, wie sie uns zwei Jahrzehnte vorher für Atzum bezeugt sind, daß es sich noch nicht um Archidiakonate, sondern nur um Pfarrsprengel handelt, aus denen jene später allerdings hervorgegangen sind, und die sich mit ihnen auch dem Umfang nach deckten. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sich in der Parochie Atzum damals bereits, wie wir sahen, eine zweite Pfarrkirche befand, und daß dies möglicherweise auch bei den anderen Halberstädter Bezirken, die die Urkunde aufzählt: Schöningen, Schöppenstedt, Watenstedt und schließlich Lucklum, der Fall gewesen ist.

Denn erst eine g r ö ß e r e Anzahl von Pfarrkirchen innerhalb einer ehemals einheitlichen Parochie machte es nöthig, zwischen den Diöcesanbischof und die Pfarrer die Zwischenstufe eines Archidiakons einzuschieben. Aber die erste E r w ä h n u n g des Archidiakonates Lucklum, (im Jahre 1194), das sich dann regelmäßig in der Hand eines Halberstädter Domherrn befand, muß freilich lange hinter seiner E n t s t e h u n g liegen. Als dem Orden im Jahre 1314 die Pfarrkirche übergeben und die Parochie nach Evessen verlegt wurde, ging auch das Archidiakonat nach dorthin über; obwohl jedoch in der betreffenden Urkunde[33]) ausdrücklich gesagt war, daß dieses seinen Namen nunmehr von dem neuen Sitz tragen sollte, ist es doch stets und ausschließlich nach dem alten Sitz Lucklum bezeichnet worden.

Läßt sich nun auch, wie wir gesehen haben, aus dem Vorhandensein eines Archidiakonats in Lucklum an sich eine besondere Bedeutung des Ortes zur Zeit der Gründung der Deutschordenskommende nicht erschließen, so wird dies doch durch andere Thatsachen bewiesen. Mehrfach wird nämlich die Lage eines Hofes am Markt (forum) in den Urkunden erwähnt, und im Jahre 1263 geht u. a. auch die Vogtei über diesen (advocatia fori) an die Deutschritter über; also besaß das Dorf, bevor es

27) Hildegrim ist jetzt als gleichzeitiger Inhaber der Bisthümer Chalons a. M. und Halberstadt gegen alle Zweifel einer übertriebenen Kritik gesichert.

28) Sie ist selbst nicht mehr erhalten, wird aber von den Quedlinburger Annalen und dem sächsischen Annalisten ausgeschrieben, vergl. diese z. J. 827.

29) Vgl. darüber meine Ausführungen in der Harzzeitschrift a. a. O.

30) U.-B. des Hochst. Halberstadt I, 71. U.-B. der Stadt Braunschweig II, 1.

31) U.-B. des Hochst. Hildesheim I, 86. (= U.-B. des Hochst. Halberstadt I, 76). Lüntzel, Die ältere Diöcese Hildesheim 177. v. Strombeck, zur Archidiakonatseintheilung des vormaligen Bisth. Halberstadt, Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen. 1862, 5 f.

32) Zwei hier erwähnte Sprengel machen davon scheinbar eine Ausnahme; aber wenn für den Nordthüringau höchstens Schöningen, das sonst doch zum Darlingau gerechnet wird, in Betracht kommen könnte, so ist daran zu erinnern, daß auch die unmittelbar benachbarten Dörfer Offleben und Hohnsleben nach den traditiones Corbeienses im Gegensatz zu späteren Nachrichten zum Nordthüringau gerechnet werden, daß also eine kleine Verschiebung der Gaugrenze stattgefunden haben muß. — Wienhausen aber lag im Gau Fluthwide, der irrthümlich ausgelassen zu sein scheint.

33) U.-B. des Hochst. Halberst. III, 1927.

von dem Orden gelegt wurde, einen Marktplatz und Marktgerechtigkeit.

Es war ferner — offenbar schon seit ältester Zeit — der Sitz eines Gogerichtes, das 1311 aus dem Besitz des Herzogs gleichfalls in den des Ordens überging, und dessen Inhaber seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts uns bekannt sind, dann der Sitz eines Kalands, der freilich erst für das Jahr 1347 bezeugt ist, der aber bei den besonderen Verhältnissen in Lucklum sicher schon vor Legung des Dorfes bestanden haben muß, und schließlich auch der Sitz einer Schule, deren Lage dicht bei der Kirche allein schon zeigt, daß sie auch ihrer Leitung nach unmittelbar mit dieser verbunden war. Der stärkste Beweis aber für die Bedeutung des Ortes in der Zeit vor der Erstehung der dortigen Deutschordenskommende ist das Gebäude der Kirche, das im wesentlichen bis heute die Formen der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts bewahrt hat, aber in seiner höchst interessanten Anlage die Größe und Eigenart einer gewöhnlichen Dorfkirche weit überragt. Die Dorfkirche der romanischen Zeit, wie sie noch in zahlreichen Beispielen in ganz Deutschland vertreten ist, besteht aus dem kurzen einschiffigen Langhaus, dem etwas eingezogenen Chorviereck, der halbrunden Apsis und einem westlichen Thurm, der bald die Breite des Langhauses und dann rechteckigen Grundriß, bald geringere Breite und dann quadratischen Grundriß besitzt. Von diesem Schema unterscheidet sich nun die Kirche in Lucklum ganz wesentlich dadurch, daß sie — unter Beibehaltung der üblichen Größe der allerdings nicht mehr vorhandenen, aber mit Sicherheit zu ergänzenden Chortheile — das Schiff soweit über das Chorviereck hinausragen läßt, daß in dessen Ostwand noch Platz für zwei Nebenapsiden ist, und entsprechend auch die Länge desselben, sowie die Breite des Thurmbaus erhöht. Wir gewinnen dadurch den Typus einer Kirche, die die Mitte zwischen der oben beschriebenen Dorfkirche und der dreischiffigen, mit Querhaus versehenen Basilika innehält, die für städtische Pfarrkirchen und für Klosterkirchen üblich ist. Es ist nun baugeschichtlich von größter Bedeutung, daß eine ähnliche Mittelform wohl in der Marienkirche zu Gardelegen und in einigen westfälischen Kirchen, vor allem aber in der bisher ziemlich räthselhaften Kirche des benachbarten Melverode wiederkehrt, daß sie aber in ihrer ursprünglichen Eigenart nicht erkannt war, weil ein so einfaches Beispiel, wie es Lucklum bietet, bisher noch nicht nachgewiesen werden konnte. Die Kirche in Lucklum weicht nämlich darin von den verwandten Bauten ab, daß sie in Anlehnung an das einfache Dorfkirchenschema das Langhaus, wie sich mit Sicherheit nachweisen läßt, trotz seiner beträchtlichen Breite von $10^1/_4$ m als einen einheitlichen, flachgedeckten Raum beläßt, während eben die Spannweite schon in der um wenig Jahrzehnte jüngeren Kirche in Melverode, sowie in den anderen Kirchen dieses Typus dazu führte und führen mußte, daß die dreischiffige Gliederung des Langhauses von der Basilika übernommen wurde. Erst jetzt, wo wir die Urform dieses Mitteltypus nachweisen können, lösen sich die Räthsel der Melveröder Kirche, die sich durch ihre Anlehnung an die Einwölbung des Domes und der von ihm gleichfalls abhängigen Pfarrkirchen in Braunschweig allein noch nicht erklären ließen. Was aber die Bedeutung der Lucklumer Kirche noch erhöht, ist der Umstand, daß der Thurmbau drei gewölbte Geschosse über einander enthält, von denen die beiden unteren jetzt Wirthschaftszwecken dienen, das oberste aber den Rest des Kommendearchivs enthält, deren ursprünglicher Zweck jedoch um so weniger ersichtlich ist, als sie nachweislich gleichzeitig mit dem ganzen Bau des Thurmes und der Kirche in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts eingezogen wurden, also bereits der Pfarrkirche, nicht erst der Ordenskirche angehörten. Denn auch der Umstand, daß es sich um eine Archidiakonatskirche handelte, reicht zur Erklärung nicht aus, da sich eine solche von der gewöhnlichen Pfarrkirche sonst nicht unterscheidet. Welches aber auch ihre Bedeutung gewesen sein mag, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß diese auffällige Thurmanlage ebenso wie das umfangreiche Langhaus der Kirche sich nur durch die Annahme einer in jeder Beziehung stattlichen Gemeinde erklären lassen.

Ueberall sehen wir also in Lucklum die Spuren einer sehr erfreulichen Entwicklung, die schließlich wohl eine Erweiterung des Dorfes zu einem Flecken oder gar einer Stadt herbeigeführt hätte, wenn nicht mit der Gründung einer Ordenskommende für den Ort ganz andere Verhältnisse geschaffen worden wären. Denn bereits nach Verlauf eines halben Jahrhunderts war das ganze Dorf im Besitz des Ordens, die Bauernhöfe gelegt, die Einwohner verdrängt. Im Jahre 1314 [35]) nämlich theilt der Official der Halberstädter Kurie dem Archipresbyter und den übrigen Pfarrern im Bann Lucklum mit, daß Bischof Albrecht dem Orden die bisherige Pfarrkirche daselbst übergeben und deren Verwandlung in eine Ordenskapelle ohne Seelsorge gestattet habe, da es in Lucklum keine Pfarrkinder mehr gäbe; die bisher zur Pfarre gehörigen, einzeln aufgeführten Bewohner in Hachum sollten nach Evessen eingepfarrt werden — wie dies jetzt noch der Fall ist —, und ebenso sollte der Sitz des Archidiakonats, wie bereits erwähnt, und die Procession am Himmelfahrtstage dorthin verlegt werden.

Eine ganze Reihe von Urkunden ermöglicht es uns, den Ankauf der Bauerngüter Schritt für Schritt zu verfolgen. Die Erwerbungen waren wohl nach Ausweis der eben erwähnten Urkunden im Jahre 1314 so gut wie abgeschlossen, und wenn die Urkunden noch bis zum Jahre 1317 von solchen sprechen — ja eine Hufe wird sogar erst 1338 erworben —, so wird es sich vermuthlich um eine rechtlich-formelle Erledigung von Ankäufen gehandelt haben, die thatsächlich schon früher erfolgt waren. Zuletzt war nur noch ein Hof mit einer Steinkemnate übrig geblieben, in dem der frühere Gograf Werner Werre seine Wohnung gehabt hatte; auch diese ging 1325 in den Besitz des Ordens über. Seit jener Zeit aber hat sich der Grundbesitz der Kommende bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts so gut, wie gar nicht geändert,

35) U.-B. des Hochst. Halberstadt III, 1927.

und wenn die Vermessung des Jahres 1772[36]) in Lucklum und Reitling zusammen 1559 Morgen Ackerland und an Waldflächen am Elm 2026 Morgen, im ganzen aber 4438 Morgen angiebt, das topographisch-statistische Handbuch von Hassel und Bege im Jahre 1802 außer den rund 1500 Morgen Acker noch 600 Morgen Wiesen nebst Wald, Park, zwei Mahl-, einer Oel- und einer Walkemühle mit Kupferhammer hinzufügt, so haben wir damit auch den ungefähren Umfang für das XIV. Jahrhundert und die Folgezeit. Nur müssen wir dazu noch den auswärtigen Besitz, besonders den der in Lucklum einverleibten Kommende Elmsburg, der damals noch vollständig erhalten gewesen zu sein scheint, hinzurechnen. Im XVI. Jahrhundert war ein großer Theil auch des Lucklumer Besitzes auf Meierrecht ausgethan an 4 Ackerleute mit je 7 Hufen und 9 Kothsassen mit je 1 Hufe (zusammen 37 Hufen). Wie die „Beschreibung der Kommende“ von 1800 angiebt, sind aber die Kolonen in Folge des dreißigjährigen Krieges fast sämmtlich von Lucklum fortgezogen, so daß der Orden die Aecker wieder in eigene Kultur nehmen mußte, und die Einwohner des Dorfes im Jahre 1800 außer dem Konvent nur aus Bedienten, Handwerkern und Tagelöhnern im Dienst der Kommende bestanden. Dieser Zustand ist auch nach der Verwandlung der Kommende in ein Rittergut unverändert geblieben.

Für die Zeit des Mittelalters, auf die ich mich im wesentlichen beschränken möchte, ist dann noch folgendes zu bemerken. 1313 erhielt die Kommende alle Neubrüche und Gemeinheiten im Lucklumer Felde zugesprochen, 1437 erscheint sie im Besitz des Zehnten zu Grasleben, Kl. Hondelage, Wüstemark und des halben Zehnten zu Allerbüttel, im Jahre 1319 in dem des Kirchenpatronats zu Völzum und 1313 erwarb sie gegen Aufnahme Herzog Wilhelms in den Orden das zu Watzum und Uehrde, von denen jenes 1671 gegen das zu Erkerode vertauscht wurde. Nachdem dann die Deutschritter 1280 vom Grafending befreit und 1295 zur Errichtung eines Halseisens ermächtigt worden waren, wurden ihnen 1311 durch Herzog Albrecht gegen eine Summe von 105 Mark die Ober- und Untergerichte übertragen.

Das zweite Jahrzehnt des XIV. Jahrhunderts scheint überhaupt die Blüthe der Kommende Lucklum zu bedeuten, denn damals haben auch umfassendere Neu- oder Umbauten stattgefunden. So erklärt sich z. B. Bischof Albrecht von Halberstadt 1313 mit dem Abbruch einiger Gebäude, nämlich der porticus scholae (des Schulhauses) und anderer Häuser auf dem Kirchhofe, nachträglich einverstanden[37]) und ertheilt dem Orden 1316 die Erlaubniß, behufs der Vergrößerung einiger Kommendehäuser den Chor der ehemaligen Pfarrkirche niederzureißen und bei der Aufführung eines für ihren Gebrauch bestimmten Hauses zugleich eine Stelle des Kirchhofs zur Anlage eines Abtritts zu benutzen[38]).

Und in dieselbe Zeit des Aufschwungs fällt auch die Erwerbung des sog. Stephanshofes in Braunschweig, den Herzog Albrecht der Große auf Bitten des bisher damit belehnten Ritters v. Honlage 1297 dem Orden überwies. Dieser am Bohlweg auf dem Gebiete des jetzigen Schloßplatzes gelegene Hof wurde aber 1678 gegen den jetzigen „Wilhelmsgarten“, und dieser wieder 1687 gegen ein Haus am Eierhof vertauscht[39]).

Das hauptsächliche Interesse an der Geschichte der Kommende nimmt ab, sobald ihre Entwickelung den Höhepunkt überschritten hat, also bereits im XV. Jahrhundert. Zu größerer Bedeutung aber erhebt sich doch noch der bereits erwähnte Streit mit Herzog Heinrich Julius um die Verweigerung des Erbhuldigungseides und der Landsteuer, der zur Besetzung des Ordenshauses, zur Beschlagnahme von Vieh und Getreide und zu einem langwierigen Processe beim Reichskammergerichte führte, aber natürlich mit dem vollen Siege des Landesherrn endete[40]). Und erwähnt sei schließlich auch noch, daß die unter der westfälischen Fremdherrschaft nach Aufhebung des Ordens 1809 erfolgte Veräußerung der Kommende an den Amtmann Wahnschaffe nach der Rückkehr geordneter Verhältnisse zu einem zweiten Processe Veranlassung gab, dessen Entscheidung das nunmehrige schöne Rittergut für immer in Privatbesitz beließ[41]).

Indessen, wenn es der Zweck dieser Ausführungen wäre, auf die neuere Geschichte des Ordens näher einzugehen, so müßte auch die Ausstattung der Kirche aus der Zeit um 1700, müßte die Anbringung der zahlreichen, z. Th. künstlerisch bedeutenden Grabdenkmäler der Komthure in derselben, der Umbau der Ordensgebäude im XVIII. Jahrhundert und namentlich die Schöpfung der berühmten Bildnißsammlung im Rittersaal, in der sich so viele vortreffliche Meisterwerke befinden, ausführlich besprochen werden. Doch wird es genügen, in dieser Beziehung auf den in Vorbereitung begriffenen zweiten Band meiner Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums zu verweisen, der den Landkreis Braunschweig umfassen wird.

Noch ein Lied vom Schäfer und Edelmann.

Von H. Schattenberg.

Im Magazin № 25, S. 198 vom Jahre 1897 theilt Herr Oberlehrer Otto Schütte ein Lied vom Schäfer und Edelmann mit, abweichend von dem schon von Herrn Dr Andree in seiner Volkskunde mitgetheilten Liede. Er spricht dabei die Vermuthung aus, daß dieses Lied auch über die Grenzen unseres Braunschweiger Landes verbreitet gewesen ist. Diesen Beweis kann ich erbringen. In der Gegend von Halle a. S., im Elsterthale wurde es ebenfalls gesungen. Meine Mutter kann

36) Vgl. den „Entwurf einer Beschreibung der Landkommende Lucklum“, im Jahre 1800 verfaßt vom Hofrath Schröder. Handschrift im Herzogl. Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel.

37) U.-B. des Hochst. Halberstadt III, 1910.

38) U.-B. des Hochst. Halberstadt III, 1956.

39) Bege a. a. O. 133 f. H. Meier, Braunschw. Magazin 1897, 14.

40) Bodes Collectaneen Bd 32 (von 1766) im Städtischen Archiv zu Braunschweig.

41) Jul. Scholz, Rechtsstreit über den Besitz und das Eigenthum der Kommende Lucklum (Helmstedt 1828).

es noch und hat es von einer alten Frau gelernt, welche schon meiner Großmutter Kindermädchen gewesen ist und später als verheirathete Frau bei meinen Großeltern oft einhüten mußte. Ich kann mich noch ganz dunkel auf die uralte Frau besinnen, sie ist, glaube ich, 98 Jahre alt geworden. Sie trug immer noch ihren alterthümlichen Anzug bis an ihre Ende, einen großen, weiten Mantel und auf dem Kopfe ein feuerrothes, turbanähnlich geschlungenes Tuch. Im Anfang der siebziger Jahre muß sie gestorben sein. Sie stammte aus Döllnitz, war als junges Mädchen nach Halle a. S. zu meinen Urgroßeltern gekommen und hatte sich später mit einem Fischer verheirathet.

Das Lied ähnelt mehr dem von Herrn Oberlehrer Schütte mitgetheilten Liede als dem von Herrn Dr Andree. Die Tochter des Edelmanns läßt es aber ganz aus dem Spiele. Der Schäfer wird in den Thurm geworfen, weil er sich ungebührlicher Worte gegen den Edelmann bedient. Der Schäfer scheint aber hier durch eine Mißhandlung seines Hundes durch den Edelmann gereizt zu sein. Er bittet anfangs und dann erst schmäht er den Edelmann, nachdem dieser ihm auch seine ihm nicht zukommende Tracht vorgeworfen hat. Darauf wird er in den Thurm geworfen. Sein Vater, sein Bruder, seine Mutter, seine Schwester machen sich der Reihe nach auf, um ihn mit Geld zu lösen. Der Edelmann ist selbst ein reicher Mann und braucht das Geld des offenbar wohlhabenden Schäfers nicht. Zuletzt macht sich die Braut des Schäfers auf, um sich selber darzubringen für ihren Bräutigam. Sie opfert ihren Perlenkranz, d. i. ihre Brautkrone. Der Edelmann nimmt dieses Opfer an und läßt den Schäfer frei.

Ein Edelmann über die Brücke ging,
Heirirum,
Ein Schäfer ihm entgegen saßaßa
Ein Schäfer ihm entgegen kam.

„Ach Edelmann laß mein Hündchen geh'n,
Heirirum,
Ich bin ein armer Schäfer saßaßa
Ich bin ein armer Schäfersmann".

„Bist du ein armer Schäfersmann?
Heirirum,
Und kannst doch Sammt und Seide saßaßa
Und kannst doch Sammt und Seide dra'n?"

„Was geht's dir hundsvöttschen Edelmann an,
Heirirum,
Wenn's nur mein Vater bezahlen saßaßa,
Wenn's nur mein Vater bezahlen kann".

„Der Edelmann kriegt 'en grimmigen Zurn,
Heirirum,
Er ließ den Schäfer werfen saßaßa
Er ließ den Schäfer werfen in den Thurm".

Als dies nun sein Vater erfuhr,
Heirirum,
Nahm er den Stock und ging ihm saßaßa
Nahm er den Stock und ging ihm zu.

„Ach Edelmann laß meinen Sohn heraus,
Heirirum,
Eine Tonne Goldes geb' ich saßaßa
Eine Tonne Goldes geb' ich drum".

„Eine Tonne Goldes ist mir kein Geld,
Heirirum,
Der Schäfer der soll bleiben saßaßa
Der Schäfer der soll bleiben in dem Thurm".

Und als dies nun seine Mutter erfuhr,
Heirirum,
Nahm sie die Kutsch' und fuhr ihm saßaßa
Nahm sie die Kutsch' und fuhr ihm zu.

„Ach Edelmann gieb meinen Sohn heraus,
Heirirum,
Zwei Tonnen Goldes geb' ich saßaßa
Zwei Tonnen Geldes geb' ich drum".

„Zwei Tonnen Goldes ist mir kein Geld,
Heirirum,
Der Schäfer der soll bleiben saßaßa
Der Schäfer der soll bleiben in dem Thurm".

Und als dies nun sein Bruder erfuhr,
Heirirum,
Sattelt er sein Pferd und ritt ihm saßaßa
Sattelt er sein Pferd und ritt ihm zu.

„Ach Edelmann laß meinen Bruder heraus,
Heirirum,
Drei Tonnen Goldes geb' ich saßaßa
Drei Tonnen Goldes geb' ich drum".

„Drei Tonnen Goldes ist mir kein Geld,
Heirirum,
Der Schäfer der soll bleiben saßaßa
Der Schäfer der soll bleiben in dem Thurm."

Und als dies nun seine Schwester erfuhr,
Heirirum,
Nahm sie 'en Stab und ging ihm saßaßa
Nahm sie 'en Stab und ging ihm zu.

„Ach Edelmann gieb meinen Bruder heraus,
Heirirum,
Vier Tonnen Goldes geb' ich saßaßa
Vier Tonnen Goldes geb' ich drum".

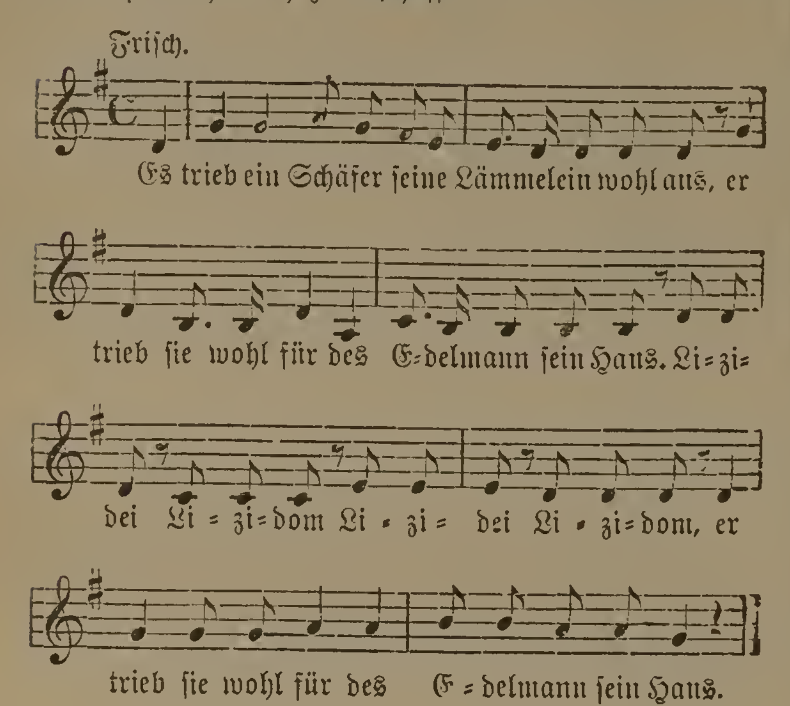
„Vier Tonnen Goldes ist mir kein Geld,
Heirirum,
Der Schäfer der soll bleiben saßaßa
Der Schäfer der soll bleiben in dem Thurm".

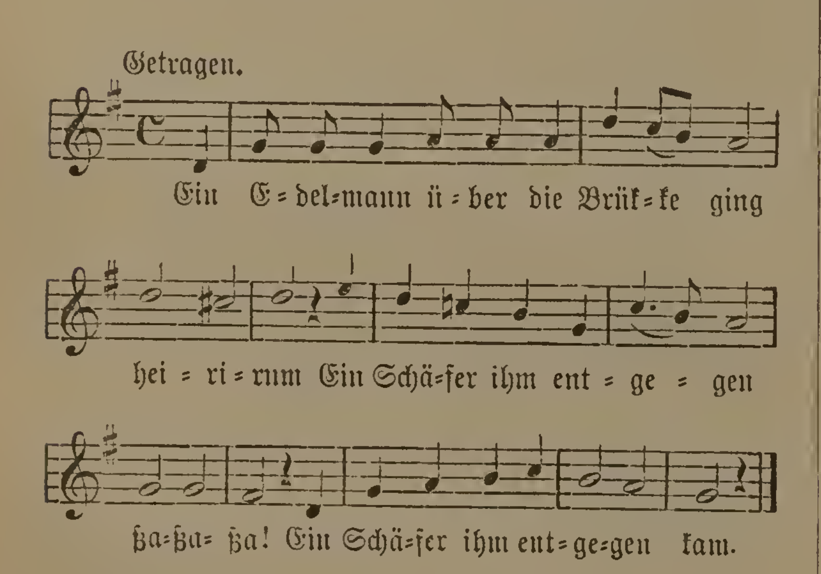
Und als dies nun seine Braut erfuhr,
Heirirum,
Schnürt sie sich knapp und fuhr ihm saßaßa
Schnürt sie sich knapp und fuhr ihm zu.

„Ach Edelmann gieb meinen Bräutigam heraus,
Heirirum,
Den Perlenkranz, den geb' ich saßaßa
Den Perlenkranz, den geb' ich drum".

„Der Perlenkranz ist mir viel werth,
Heirirum,
Der Schäfer der soll gehen saßaßa
Der Schäfer der soll geh'n aus dem Thurm".

Dieses Lied hat eine ganz andere Melodie als das von Herrn Dr Andree mitgetheilte, welches hier in Eitzum früher bei jeder Hochzeit gesungen wurde, es war der Schluß des Schimmelreitens und hieß „Das Schäferspiel“. Ob das hallische Lied ein Wechselgesang war, weiß ich nicht, das von Andree mitgetheilte war ein Wechselgesang. Es wurde mir von alten Männern vorgesungen und klang recht gut. Hier folgen beide Melodien. Schade, daß die dritte Melodie nicht da ist. Wäre sie nicht noch zu beschaffen?





Die Schafzucht war früher sehr gewinnbringend, kostete doch noch Mitte dieses Jahrhunderts ein Centner Wolle bis 160 ₰, heute noch nicht einmal 60 M. Die Schäfer galten im Sprichwort und Lied immer als „reiche“ Leute. Hier in Eitzum sagt man heute noch: „Wenn en rik Schaper frie, denn frene sik de krumme Stock ob er Wie (Weide), dat'r ne Küle (Keule) wärre“. Es soll damit gesagt sein, daß ein Jeder sich an den Schäfer herandrängte, damit er zu ihm gerechnet würde, daß er mit ihm zusammen hinge, wie die Keule mit dem Hirten, wenn es auch so wenig der Fall sei, wie ein krummer Weidenstock mit der handfesten Keule. Eigentlich trugen aber nur die Kuhhirten Keulen, die Schäfer hatten ihre Schäferhaken, ob noch nebenbei eine Keule, weiß ich nicht. Vom Schäferhaken singt man:

„Mäken wenn du frien wutt,
denn frie du en rik Schaper,
denn kannste lange slapen.
Slöpste lange, denn wörste witt,
denn kriegt de Schaper Lust tau dik.
Schaper mit den blanken Haken
kann sau mannigen Dahlder maken.
Ja, Mäken, ja ut üsch da wart en Paar“.

Und:

Es fragt ein Schneider Nagelbein:
„Jumfer willt sie meine sein?“
„Nä, sannen ollen Snipptesnapp,
Snitt von allen Sticken watt“.
Nein Jumfer nein, ein Andrer muß es sein.

Es fragt ein Müller Nagelbein:
„Jumfer willt sie meine sein?“
„Nä, sannen ollen Stöwesack,
Nimmt ut allen Säcken watt“.
Nein Jumfer nein, ein Andrer muß es sein.

Es fragt ein Leineweber Nagelbein:
„Jumfer willt sie meine sein?“
„Nä, sannen ollen Klisterkempen,
Mott sau maniche Jumfer dempen“.
Nein Jumfer nein ein Andrer muß es sein.

Es fragt ein Drescher Nagelbein:
„Jumfer willt sie meine sein?“
„Nä, sannen ollen Slag upt Stroh.
Ward de ganze Woche nich froh“.
Nein Jumfer nein, ein Andrer muß es sein.

Es fragt ein Schuster Nagelbein:
„Jumfer willt sie meine sein?“
Nä, sannen ollen Pekenhängst,
Nä, Schanster, watt du dik woll denkst“.
Nein Jumfer nein, ein Andrer muß es sein.

Es fragt ein Schäfer Nagelbein:
„Jumfer willt sie meine sein?“
„Ja, Schaper, ja, wie beide sin en Paar,
Sannen blanken Schaperhaken,
Kann sau manich Dahlder maken.
Ja Schaper ja, wie Beide sin 'en Paar“.

Daß die Schäfer auch ein sehr protziges Völkchen gewesen sind, geht aus dem hier in Eitzum noch gebrauchten Worte hervor, wenn sich Jemand recht breit am Tisch macht: „Et is doch nich Avsnîetied? Wenn Avsnîetied is, denn hett man veier Mann Platz an nen Disch, wo sis acht Mann an sitt“.

Dorfneckereien.

Gesammelt von Otto Schütte.

An Neckereien und Wortgefechten findet das menschliche Gemüth allgemein Gefallen. Wie die einzelnen Menschen sich bei Zusammenkünften gern necken und streiten, so thun dies mit Vorliebe die Bewohner ver-

schiedener Orte. Während die Kinder sich schimpfen und mit Fäusten und Knütteln schlagen, necken sich die Erwachsenen mit Spottreden und witzigen Versen über die Vortrefflichkeit ihrer Dörfer oder Städte und die geringe Achtung, die des Gegners Wohnsitz verdiene. Je nach dem Standpunkte des Streitenden findet in den Versen derselbe Ort eine verschiedene Charakteristik, theils eine treffliche, theils eine weniger gute. Anziehend ist dabei zu erkennen, welche Namen das Volk verschiedenen Dörfern beilegt, deren eigentlicher Name nicht genannt wird. Manche Orte werden nur durch eine kurze Zufügung gekennzeichnet, um sie zu verspotten. Das ist bei Städten und Dörfern der Fall.

So hört man statt Wolfenbüttel häufig Lumpenbüttel oder gar Lumpencapitel. Helmstedt wird wegen der Aussprache vieler seiner Einwohner verspottet, man bezeichnet sie in niederdeutscher Sprache als Helmstiddesche Gaise (= Gänse). Schöningen heißt allgemein Dreckscheinig; in der Nähe der Stadt, z. B. in Helmstedt, kann man auch spöttischer Weise von Reisenden vernehmen, sie hätten die Absicht, „in alle Welt na Scheinig" zu fahren. Und wenn der Schöninger selbst aufs Land geht, so ruft ihm wohl die vergnügte Dorfjugend zu: „Dat is Heinrich ut Scheinig".

In Eschershausen ist angeblich nicht viel los, der Volksmund sagt wenigstens:

„In Eschershusen is nist tau musen".

Weil in Querenhorst früher viel Puter gehalten wurden, so heißt es allgemein Puterquerenhorst, wie Mackendorf das Puterdorf; wegen der Ausfuhr von Steinen wird Velpke vielfach Steinvelpke genannt, wegen der Ausfuhr von Butter Barmke Botterbarmke, das auch spottweise in Barmerika verwandelt wird. Während der Ruf der folgenden Dörfer in der einen Lesart ungünstig ist, ist er in der anderen um so günstiger:

Heerte un Cramme
Lesse un Lamme
Dat sind de veir ruchlosesten Dörper
im Brunswikeschen Lanne.

Dagegen:

Wahle un Lamme
Lesse un Cramme
Dat sind de veir Hauptdörper
im Brunswikeschen Lanne.

Dem entspricht in Bezug auf Lamme der nächste Vers, während er die Bedeutung von Wahle herabsetzt:

In Wahle
Het se 't grote Prahlen,
Aber in Lamme
Da kämmet se sik mit en silbernen Kamme.

Die Papenröder stehen in dem Rufe, noch etwas zurück zu sein in ihren Lebensgewohnheiten:

In Papenroe
Da liget se alle up Stroe
Un ät den Kolrabich taum Broe.

Von dem Küblingern sagt man noch heutigen Tages, sie schnarrten. Dasselbe behauptete man früher von den Eitzumern. Und zwar sei dies so zugegangen: In der alten Kirche zu Eitzum stand der Taufstein vor dem Altare. Da löste sich eines Tages ein Stein vom Gesimse los und fiel grade in den Taufstein. Dieser kenterte davon. Von dieser Zeit an schnarrten alle Kinder, die daraus getauft waren. Seitdem man aber den alten Taufstein ab- und einen neuen angeschafft hat, schnarrt Keiner mehr.

Sehr oft bestehen die Neckereien in wenigen Schimpfworten oder -versen, die sich fast überall, in Braunschweigs Nähe und Ferne, wiederholen. Dabei erwidern die einen Dorfbewohner den andern die Schmähung auf der Stelle:

In Thune
Sind se dune.
In Wenden
Het se dicke Lenden.

De Mackendörpschen Swineköppe:
Slât de Saalsdörpschen Zickenböcke.
De Saalsdörpschen Grüle:
Frät ut de Mackendörpschen Trüle.
De Mackendörper Puterköppe:
Dä rît op de Saalsdörper Zickenböcke.

Gardesche Strikers: Appenröder Klinters.

Was den Frauen aus Räbke nachgesagt wird, nämlich daß sie zänkisch seien und laut schrieen (s. Andree's Volkskunde S. 334), findet sich ebenso böswillig auch von Frauen anderer Orte unserer Heimath gesagt, z. B. von Sierße, Oberg, Woltorf, Saalsdorf, Ingeleben, Kaierde. Ohne bestimmte Angabe des Ortes hört man vor dem Hilse sagen:

Wer ne Frû hindern Hilse weg hat,
Dä bruket keinen Hund.

Zu dem bekannten und weit verbreiteten

Wer ne Frû ut Räbke hat,
Bruket keinen Hund;

findet sich auch noch ein Zusatz, der die Frauen aus Lelm lobt:

Un wer ne Frû ut Lelm hat,
Dä koket guen Klump.

Manchmal gehen die Charakteristiken über mehrere Ortschaften und umfassen, wenn sie an der Grenze liegen, auch preußische Städte oder Dörfer, z. B.:

Schêrenslîper Oppermann
Kummt mit sîner Karre an,
Foihrt e ober Zillich,
Da sind de Schêren billig,
Foihrt e hen na Horenborg,
Da kummt e nich vor Drecke dorch,
Kummt e hen na Hessen,
Da krigt e wat mit en Bessen.

Hornburg, du Lumpenstadt,
In Achen sind de Mäkens glatt,
In Börßen sind se keck,
In Bornen stecket se in 'n Dreck,
In Kissenbrück stecket se im Water,
In Reindorp rît se up'n Kater.

Hangenbeuken (Hohenbüchen) — Pracherstadt,
Koppengrave — senk ik wat,
In Lütgenholzen
Sind alle Katten Bolzen (= Kater),
In Haiershiusen
Da gift et wat tau miusen,
In Lübberechtsen
Sind alle olen Wiwer Hexen,
Dehnsen bunt — Brüggen rund. (Schluß f.)

Bücherschau.

Julius W. Braun, Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781 gesammelt und herausgegeben. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessing's Werken. In drei Bänden. III. B. Berlin, Friedrich Stahn 1897. XI und 178 S. 8°. 6 M.

Der Verfasser veröffentlichte zuerst 1882—85 in sechs Bänden ein Werk „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen“. Hierauf ließ er in gleicher Bearbeitung Lessing folgen, dessen erster Band, die Jahre 1747—72 umfassend, 1884 erschien, während der zweite, von 1773—81 reichend, 1893 herauskam. Der vorliegende dritte Band enthält die „Nachzügler“ aus d. J. 1751—82, sowie Erläuterungen und Register zu allen drei Bänden. Die Vollendung des Ganzen hat der Verf., dessen rastloser Thätigkeit der Tod schon am 5. October 1895 ein Ziel setzte, nicht mehr erlebt. So ist denn die Herausgabe des vorliegenden Bandes von Braun's Wittwe, die an dem Kritikenwerke immer seine thätige Gehülfin gewesen war, pietätvoll zu Ende geführt worden. Eine Arbeit Braun's aus seiner letzten, von schwerer Krankheit erfüllten Zeit: „Lessing im Urtheile seiner französischen Zeitgenossen“ ist noch ungedruckt geblieben. — Das vorliegende Werk, die Frucht unermüdlichen Gelehrtenfleißes und edler Opferfreudigkeit eines für die Sache begeisterten Mannes, ist ein wichtiger Beitrag zur Lessinglitteratur, interessant für den Dichter und Schriftsteller selbst, noch mehr aber wohl für sein Publicum, für die Aufnahme, die seine Werke bei den Zeitgenossen gefunden, die Geschichte des Geschmacks u. s. w. Wir werden, da hier die Kritiken im Wortlaute mitgetheilt werden, wir also nicht gezwungen sind, deren Stimmen mühsam zusammen zu suchen, was nur mit Hülfe einer großen Bibliothek möglich wäre, unmittelbar und leicht in den Geist jener Tage hineingeführt, wo litterarische Fragen und Kritiken zweifellos eine weit höhere Bedeutung besaßen als in der Gegenwart. Leider ist es verhältnißmäßig selten möglich, die Verfasser der Aufsätze mit Sicherheit zu bestimmen. Die Erläuterungen, bei denen nach der Natur solcher Arbeiten dem Einen dies, dem Andern das überflüssig erscheinen wird, lassen die letzte Feile des zu früh verstorbenen Bearbeiters vermissen. Wir bemerken zu S. 147, daß die Geburtsdaten K. W Jerusalem's (Wolfenbüttel 21. März 1747) keineswegs unbekannt sind, zu S. 153, daß Dohm nicht in Braunschweig, sondern von 1776—79 am Carolinum in Kassel Professor war; S. 169 lies Leiste statt Leister.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 18. Kaiser Wilhelm d. Großen (Gedicht); A. Nennecke, Schlacht bei Lützen 1632. — 19. Schleswig-Holsteins Erhebung 1848; A. Nennecke, Schlacht bei Leipzig 1631. — 20 Delegirten-Versammlung am 13. März 1898 zu Braunschweig. — 21. König Albert v. Sachsen; moderne Handfeuerwaffen; ein neuer Flugapparat; L. Engelbrecht, Endlich (Gedicht). — 22. Zum 8. Mai; Jahn, Merksteine deutscher Geschichte; Schlacht bei Lissa.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 5—6. R. Darnedde, Lehrgang und method. Winke f. d. elementare Freihandzeichnen. — 7. E. Oppermann, Hoffmann v. Fallersleben, s. Beziehungen zu Braunschw. u. s. Verdienste um d. Schule. — 8 u. 9. E. Bock, die Belohnung in der Schule. — 10. v. Holwede, die Erkrankung von Schulkindern in der Bürgerschule an der Heinrichstraße zu Br. — 11. G. Schlott, Rechenunterricht mit taubstummen Schülern im ersten Schuljahre.

Nachtrag.

Eine höchst erwünschte und wichtige Ergänzung des in No. 10 abgedruckten Aufsatzes über den Proceß Claus verdanken wir Herrn Hoflieferanten Wilhelm Fischer. Es handelt sich um eine Bestätigung und Vervollständigung der Aussage des Rittmeisters v. d. Busche, wonach Claus beim Verlassen des Thatortes von einem Bürger erkannt und namentlich bezeichnet sein sollte. Ueber diesen Punkt schreibt uns Herr Fischer: „Der auf Seite 75 links erwähnte Bürger war der nachherige Inspector der Garnisonschule Ottmer [1]). Er erzählte gelegentlich uns Schülern des Beyer'schen Instituts [2]), an dem er auch als Lehrer thätig war, den Vorgang ungefähr folgendermaßen. An jenem Abend sei er mit seiner Frau gerade an dem Lehmann'schen Hause vorübergekommen, als der Schuß gefallen sei. Dadurch aufmerksam geworden, habe er mit seiner Handlaterne einem aus dem genannten Hause eilenden, in einen Mantel gekleideten Manne ins Gesicht zu leuchten versucht und dann zu seiner Frau gesagt: „Mein Gott, das war ja Claus!“ Ob dies nun bemerkt sei oder nicht, kurz er sei nicht als Zeuge geladen worden, und erst nach der Hinrichtung des Claus habe ihn der betreffende Richter [3]) auf das Geschehniß angeredet und ihm Vorhalt gemacht“.

Nach Allem, was wir von Ottmer wissen, würde dieses Zeugniß nicht bezweifelt werden dürfen, auch wenn es nicht schon durch die Uebereinstimmung mit der Angabe des Herrn v. d. Busche gedeckt wäre. Insofern bedarf es also weiter keiner Worte. Aber darauf sei doch noch nachdrücklich hingewiesen, daß Ottmer gleich Rasch und den Seinen es nicht mit seinem patriotischen Gewissen zu vereinigen vermochte, freiwillig gegen Claus auszusagen. Und das, obwohl ihm sein Verhalten, wäre es höhern Orts bekannt geworden, um Amt und Brot hätte bringen können. Deshalb gebührt dem wackeren Manne besondere Anerkennung. H. M.

---

1) Geboren 1781, gestorben 1857; damals Lehrer an der Garnisonschule.
2) Eine um 1820 gegründete Bildungsanstalt für angehende Kaufleute.
3) Vermuthlich Herdtmann.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 19. Juni 1898.

[Nachdruck verboten.]

Römische Propaganda in Hannover während der Regierung Johann Friedrich's 1665—1679.

Von K. Saftien.

„Wohlan denn, einzig geliebter Sohn, sei bestrebt deinen neuen Unterthanen nicht nur zeitliches, sondern mehr noch ewiges Heil zu erwerben und zwar mit derselben großmüthigen Gesinnung, mit der du einst unter den Augen der ganzen Christenheit und zu deines Namens Ruhm für dein eigenes Seelenheil gesorgt hast", mit dieser Aufmunterung begrüßte Papst Alexander VII. den Staatsstreich des zum Katholicismus übergetretenen Herzogs Johann Friedrich, durch welchen sich dieser nach dem Ableben seines ältesten Bruders Christian Ludwig in den Besitz des Fürstenthums Celle-Lüneburg gesetzt hatte. Mit Gründen der Ehre und der Pflicht, wie um des Seelenheils willen trieb er ihn an, die römische Kirche in seinen Landen wieder herzustellen. In der That, man knüpfte in Rom große Hoffnungen an die Thronbesteigung des fürstlichen Convertiten, den wie manchen Andern die Gedanken des Helmstedter Professors und Theologen Calixtus der römischen Kirche in die Arme getrieben hatten. Man ließ nicht ab, ihn zu mahnen, auf der eingeschlagenen Bahn zu verharren, als er in der Punctation vom 2. September 1665 Calenberg-Grubenhagen gegen Celle-Lüneburg eintauschte und sofort mit der Restitution des katholischen Cultus im Schloß zu Hannover begann. Ein geweihter Rosenkranz, an den eine Reihe von Ablässen geknüpft war, sollte dem „einzig geliebten Sohne" ein Zeichen der Anerkennung nicht minder als ein Ansporn zu weiteren Schritten sein.

Indessen, wie so oft, blieb auch hier der Erfolg hinter den weitreichenden päpstlichen Hoffnungen und Wünschen zurück; und wenn die Curie es für angezeigt hielt, dem Herzog noch im letzten Jahre seiner Regierung ihren Dank für den Eifer um die Ausbreitung des katholischen Glaubens auszudrücken, so ist dies wohl nur als eine versteckte Mahnung aufzufassen. Die einzige Frucht der Regierung Johann Friedrich's war die Errichtung des später sogenannten apostolischen Vicariates des Nordens, sowie die Gründung einer kleinen katholischen Gemeinde in der Stadt Hannover, zu der es durch den Zuzug aus benachbarten katholischen Gebieten ohnedem wohl im Laufe der Zeit gekommen wäre. Von einem irgendwie nennenswerthen und bleibenden Erfolge der römischen Propaganda aber unter den Einheimischen kann selbst in der Hauptstadt in der unmittelbaren Umgebung des katholischen Hofes nicht gesprochen werden. Kirchengeschichtlich betrachtet bildet die Regierung Johann Friedrich's nichts als eine bald vergessene Episode, wie folgenreich immerhin sie auch für die politische Geschichte Hannovers gewesen ist.

Ein günstiger Zufall hat uns das Convertitenbuch der Herzoglichen Kirche zu Hannover[1]) in die Hände gespielt, einen stattlichen, in schwarzes Leder gebundenen Quartband, mit der selbstbewußten Bemerkung auf der Innenseite des Einbandes: Crescente numero conversorum ill. et rev. dominus D. Valerius de Maccionis, episcopus Marochii et vicarius apostolicus, praesentem hunc librum novis chartae foliis augeri et compingi curavit anno jubilaei 1675[2]). Doch diese Blätter sind fast alle unbeschrieben geblieben, so schon äußerlich zeigend, wie wenig das, was man erhoffte, erreicht ward. Daß aber nicht einmal von der Erfüllung der bescheidensten Hoffnungen gesprochen werden kann, beweist unwiderleglich eine Durchsicht der hier als Convertiten aufgeführten Personen. Und doch ist seinerzeit viel Aufhebens von den Erfolgen der katholischen Kirche in Hannover gemacht worden; es lohnt sich darum wohl der Mühe, an der Hand dieses Buches, sowie der erläuternden Berichte des genannten apostolischen Vicars[3]) einen Blick auf die römische Propaganda in den Jahren 1666—1679 während der Regierung Johann Friedrich's zu werfen.

Maßgebend für den Erfolg der Propaganda war natürlich in erster Linie die Stellung des Herzogs.

---

1) Liber status animarum conversarum ad fidem catholicam ecclesiae ducalis Hannoveranae sub directione . . . Valerii de Maccionis vicarii apostolici etc.

2) In Folge der wachsenden Zahl der Konvertiten hat Valerio de Maccioni, Bischof v. Marocco und apostolischer Vicar, im Jahre des Jubiläums (näml. des 10jährigen Regierungsjubiläums Johann Friedrich's) gegenwärtiges Buch mit neuen Blättern versehen und binden lassen.

3) Gedruckt im 63. Bd. d. Publicat. d. preußischen Staatsarchives, her. v. Köcher.

Mochte er nun auch mit der Bestätigung der von seinen Vorfahren ertheilten Religionsassecuranzen so lange zögern, bis die Ausübung des katholischen Cultus durch die Einräumung der Schloßkirche und die Einrichtung eines Capuzinerhospizes dicht daneben gesichert war, so hätte doch schon die Geschichte seiner Bekehrung[4]) den Evangelischen die Grundlosigkeit ihrer darob gehegten Befürchtungen zeigen können. War Johann Friedrich aus freier Ueberzeugung Katholik geworden, so kannte er auch keine andere Ueberzeugung als eben die der freien Ueberzeugung und des begeisterten Vorbildes, das er zu geben suchte, indem er mit seiner Gemahlin und seiner Dienerschaft regelmäßig den Gottesdienst besuchte, an den öffentlichen Processionen sich betheiligte und eine, allerdings vielfach mißbrauchte Liebesthätigkeit entfaltete[5]). Obendrein aber war in ihm, dem ersten absoluten hannoverschen Fürsten, das Bewußtsein seiner Pflicht als Landesherr zu lebendig, als daß er jemals in einen gewaltsamen Bekehrungsmodus gewilligt hätte. Vielfach collidirten auch seine Interessen, die auf eine von fremden kirchlichen Oberen unabhängige und ihm ebenso wie die evangelische untergeordnete Landeskirche hinzielten, mit denen Roms, wie das aus den Verhandlungen über Errichtung eines apostolischen Vicariats in Hannover zu Genüge erhellt. In jeder Beziehung bezeichnend für ihn ist darum seine Erklärung gegenüber dem von den Jesuiten in Lübeck verfolgten und vom Kaiser durch ein „hartes Rescript“ gewissermaßen geächteten protestantischen Prediger an St. Aegidien in Hannover und bekannten Pietisten Joh. Wilh. Petersen: „Er solle sich nicht fürchten, der Herzog von Hannover sei selbst Kaiser in seinem Lande“[6]).

Dennoch erhielt natürlich die römische Propaganda durch die Stellung des Landesherrn und damit des Hofes, wenn auch weniger direct als indirect, Förderung und Unterstützung genug. Wenn aber dennoch so wenig erreicht ward, so war das zuvörderst Schuld des Mannes, den mehr des Herzogs Gunst als eigene Befähigung an die Spitze der zu gründenden Hannoverschen katholischen Kirche stellte, Valerio Maccioni. Wir treffen ihn bereits bald nach der Conversion Johann Friedrich's in dessen Begleitung und zwar als Cavalier, in Wahrheit als Almosenier und Beichtvater. In dieser Vertrauensstellung hatte es der weltgewandte Italiener verstanden, sich in des Fürsten Gunst festzusetzen. Einen freundlichen, milden und gütigen Mann rühmt ihn sogar ein Protestant[7]), ja der Herzog hielt ihn für gutmüthig genug, um selbst die Mörder seines Vaters (der bei einer Staatsumwälzung in Maccioni's Vaterstadt, San Marino, sein Leben verloren hatte) zu empfehlen, wenn er darum gebeten würde. Dabei war er unterrichtet genug, um auch schriftstellerisch thätig in den Controversstreit mit dem Protestantismus einzutreten, in einer kleinen Schrift Nubes lucida gebrauchte er gewandt calixtinische Gedanken, um für den Katholicismus zu werben. Auch mit der geistreichen Gemahlin Ernst August's, damaligen Bisthumsverwesers von Osnabrück und späteren Kurfürsten, der Freundin Leibniz', stand er in regem Briefwechsel, in welchen diese freilich manchmal feinen, aber berechtigten Spott einfließen ließ. So wenn sie ihm schreibt: „Ich bin sehr böse darüber, daß mein Sohn von seiner Taubheit bereits geheilt ist. Denn ich hätte es gern gesehen, daß Sie das Wunder seiner Heilung gethan hätten. Es mangelt Ihnen, um eines Tages canonisirt zu werden, nichts als dieses, denn niemals hat ein Heiliger mehr gute Werke gethan als Sie, und wenn man einmal Ihre Geschichte schreibt, so wird sie sicherlich schöner sein, als die des hl. Franziskus von Borgia“, oder wenn sie bei der Bekehrung eines hohen hannov. Hofbeamten bemerkt, daß es ihr scheine, „daß der hl. Geist in diesem Falle mehr durch den schönen Mund der Gemahlin desselben als durch den Maccioni's gewirkt habe, um den Ruhm der Conversion Letzterem zu entziehen“.

Herzogin Sophie hat den Prälaten recht beurtheilt. Bei aller äußeren Gewandtheit war Maccioni doch eine eitle, oberflächliche Natur, dessen einzige Triebfeder der Ehrgeiz war. Prälat zu werden ohne die Dornen des Pfarramtes gespürt zu haben, bezeichnet er als sein Ideal. „Nicht ein Jahr lang glaubte er die Bürden des Pfarrdienstes ertragen und seinem heitern Gemüth die gewichtige Miene eines simplen Landpastors aufzwängen zu können“, schreibt er von sich selbst, und mehr als einmal mußte ihm sein Herzog warnend vorhalten, daß weder das Kreuz des Constantinischen Ritterordens, das der nicht unbegüterte Mann sich erkauft hatte, noch das des Jakobsordens, das ihm die Gunst seines fürstlichen Gönners verschaffte, das Kreuz der Nachfolger Christi sei. Unbewußt hat jedenfalls der Volksmund das Richtige getroffen, wenn er den weltfrohen Italiener „Pater Cavalier“ betitelt. — Mochte darum dieser Mann, der mehr Hofmann als Priester war, auf den ersten Blick durch seine äußeren Vorzüge bestechen und sich in Fürsten- und Hofkreisen großer Beliebtheit erfreuen[8]), mochte er auch den ernsten Johann Friedrich anziehen, daß er ihm stets aufs Neue seine Leichtlebigkeit verzieh, eine irgendwie geeignete Persönlichkeit für den Posten eines apostolischen Vicars in Hannover war er in keiner Weise, um so weniger, als auch seine oratorische Begabung nicht groß gewesen zu sein scheint. Daß man sich auch in Rom dieser Erkenntniß nicht verschloß, ergiebt sich daraus, daß alle seine Bemühungen um ein kirchliches Beneficium abschlägig beschieden wurden, so daß er trotz aller Streberei auf der Staffel hängen blieb, die er in Hannover durch die Gunst und das landeshoheitliche Interesse des Herzogs, der seine Territorien vor den Eingriffen fremder geistlicher Fürsten sichern wollte, erklommen hatte[9]).

Als Maccioni dann 1676 starb, wurde sein Nachfolger Niels Stensen, ehemaliger Professor an der Kopenhagener Universität, der zwar in vielen Beziehungen

4) Vergl. Köcher I S. 358 ff.
5) Rehtmeier III S. 1705.
6) Vergl. dessen 1717 erschienene Selbstbiographie.
7) Rehtmeier, Brschw.-Lüneb. Chronik III. 1705.

8) So am dänischen Hofe, wo M. den maitre de plaisir spielte. Es bedurfte erst wiederholter Mahnungen Joh. Friedrich's, um ihn zur Uebersiedelung nach Hannover zu veranlassen.
9) Köcher II S. 76.

seinen Vorgänger überragte, aber doch schon nach $2^1/_2$ jähriger Thätigkeit nach dem Tode des Herzogs Hannover verlassen mußte.

Thätiger dagegen waren die von dem Herzoge, der einst in Assisi seinen protestantischen Glauben abgeschworen hatte, herbeigerufenen Mönche des Kapuzinerordens, der jüngsten und strengsten Observanz der Franziskaner. Schon 1668 konnte das Hospiz derselben neben der Schloßkirche, mit der es durch einen Gang in Verbindung stand, eröffnet werden, nach 3 Jahren zählte es bereits 14 Mitglieder, allerdings meist fremder Nationalität. Sie wurden mit dem Chordienst in der Schloßkirche und der Aushülfe bei parochialen Functionen betraut. Es scheint, als ob die Propaganda ganz in ihren Händen gelegen habe, nur vereinzelt erfolgte ein Uebertritt vor dem Bischof selbst, auch die Führung des Convertitenbuches war ihre Sache. Daß aber so ziemlich der ganze Erfolg der Propaganda ihrer Thätigkeit zuzuschreiben ist, beweisen die Zahlen im Convertitenbuche: vor ihrer Ankunft zählen wir jährlich 4, nachdem aber etwa 28 Conversionen.

Einen näheren Einblick in den Betrieb der Proselytenmacherei gestatten uns die allerdings etwas einseitig gefärbten Relationen, welche Maccioni zu wiederholten Malen der Propaganda-Commission in Rom erstattete. Nach diesen war zunächst die glänzende Ausstattung der Schloßkirche, für welche der Herzog u. A. nach der Reduction Braunschweigs 1671 den Reliquienschatz des Blasiusdomes erwarb, geeignet die Menge anzuziehen; sodann die ganze sinnliche Art des römischen Cultus, dessen Wirkung noch verstärkt wurde durch den geheimnißvollen Chordienst der Capuziner, sowie durch die fürstliche Hofcapelle, welche durch die Heranziehung italienischer Sänger verstärkt wurde. Maccioni nennt diese musikalischen Aufführungen geradezu einen Köder für die lutherische Stadtbevölkerung. Daneben suchte man jedoch auch dem protestantischen Wesen durch Gemeindegesang und Predigt, deren täglich drei in italieninischer, französischer und deutscher Sprache gehalten wurden, entgegen zu kommen. Anfangs ließ man Jesuiten aus Hildesheim predigen, nachher that sich vor Allem der Capuzinerpater Servatius aus Coesfeldt als Prediger hervor, während Maccioni, wie schon bemerkt, mehr zurücktrat und sich auf das Celebriren der Messe an hohen Festtagen beschränkte. Neben dieser Propaganda durch äußere Mittel tritt die durch Schriften sehr zurück, auch fand man hier an dem ersten Generalsuperintendenten Justus Gesenius einen gewandten Gegner. Doch lohnt es sich kaum der Mühe, auf die Controversschriften näher einzugehen; genug, daß nach und nach eine solche Verbitterung zwischen Protestanten und Katholiken entstand, die sich in gegenseitigen Schmähungen und Insulten nicht nur auf der Straße, sondern auch auf den Kanzeln Luft machte, daß schließlich der Herzog sich veranlaßt sah, mit einem scharfen Edicte dazwischen zu fahren, wohl der einzigen Regierungsmaßregel, durch welche er für seine Glaubensgenossen eintrat.

Auf die Zusammensetzung der sich bildenden katholischen Gemeinde einzugehen, liegt uns hier fern. Der Stamm derselben bestand vor Allem aus Italienern und Franzosen, welche die Umgebung des Herzogs und der Herzogin Benedicta Henriette, einer in Paris erzogenen pfälzischen Prinzessin, ausmachten[10]). Zu ihnen kam dann der Troß der zumeist französischen Dienerschaft und die aus aller Herren Länder stammenden Officiere und Soldaten des 14000 Mann starken, durch französische Subsidien unterhaltenen, stehenden Heeres. Namen hier zu nennen, würde wenig Zweck haben, zumal diese buntscheckige Gesellschaft mit dem Tode Johann Friedrich's wieder auseinanderstob. Unsere Absicht ist es, ein Bild der Propaganda unter der einheimischen Bevölkerung zu geben, und das geschieht am besten durch folgende auf Grund des Convertitenbuches aufgestellte Tabelle, in welcher allerdings in Folge der vielfach oberflächlichen Führung desselben eine genaue Eingliederung der Einzelnen mehrmals unmöglich war, die aber doch deutlich genug den geringen Erfolg der Propaganda illustrirt.

(Tabelle siehe folgende Seite.)

Die Zahlen dieser Uebersicht reden eine deutliche Sprache. Unter den 339 Convertiten sind allein 119, also über $^1/_3$ aus den Kreisen der zumeist unter katholischen Hauptleuten[11]) stehenden Soldaten oder der Angehörigen und Diener von Katholiken, während nur 12 als Bürger und nur 24 als Einwohner Hannovers bezeichnet werden. Auch unter den 104 nicht aus der Stadt Hannover stammenden Convertiten befindet sich nur eine verschwindende Anzahl von Unterthanen Johann Friedrich's, die meisten stammen aus ganz oder z. Th. katholischen Ländern. Vielfach sind es auch Abenteuerer, denen alles feil war. Vollends in den Kreisen des Adels, an den doch die Versuchung am stärksten herantrat, blieb wie in den Bürgerkreisen die Propaganda fast völlig erfolglos, nur in eine oder zwei Familien fand der Katholicismus Eingang.

Was aber den thatsächlichen Erfolg der Propaganda noch problematischer erscheinen läßt, ist der Umstand, daß von den 69 nicht näher bezeichneten Convertiten verschiedentlich selbst der Name fehlt: „Der Name ist mir entfallen", bemerkt naiv der Geistliche, welcher die Conversion vollzog, ja an einer Stelle vom Jahre 1675 lesen wir: „Uxor camerarii cujusdam apud general major. Unus miles. Alius miles. Alius miles. Alius miles". Von einer ordentlichen Unterweisung und Prüfung der Aufzunehmenden scheint demnach in den meisten Fällen nicht die Rede gewesen zu sein, nur in dem Jahre 1668 wird dies etwa 10 Mal bemerkt, später fehlt sogar der Name der Zeugen — als welche auch in der ersten Zeit zumeist der Küster oder einer der Capuziner fungirte — und das Datum der Con-

10) Vgl. Woker, Gesch. d. kath. Kirche in Hannover u. Celle S. 30 ff. Da dem Verfasser unser Convertitenbuch nicht zur Verfügung stand, sind manche Angaben darin, die den Relationen Maccioni's entnommen sind, unrichtig, z. B. die zum Jahre 1672. Auch die Zahlen stimmen nicht ganz.

11) Dies wird d. Oeft. bemerkt, besonders häufig begegnet uns der Name des Hauptmanns von Floramonti, eines Italieners.

Jahr	Hannoversche Adlige	Hannoversche Bürger	Einwohner	Angehörige des Soldatenstandes	Angehörige von Katholiken	Nicht Hannoveraner	Nicht näher Bezeichnete	Darunter Kranke, Sterbende und Delinquenten	Darunter Juden	Darunter bemerkenswerth	Gesammtzahl
1666	—	—	—	1	—	—	—	—	—	Als erster Convertit ist verzeichnet: Joh. Golnitz, Waffenmeister v. Hannover, Sohn eines luth. Superintendenten aus Frankfurt a. Oder.	1
1667	—	—	2	1	1	1	—	—	—	Anton Alois Proskaska, ehemal. Franziskanermönch.	5
1668	—	—	—	—	4	1	—	—	—		5
1669	Johannes Jacobus a Jansen ex Inderburg.	—	—	5	5	2	—	—	—		13
1670	Johannes de Petit-Garde de la Garence aus Bilême in Frankreich. Anna Maria ab Owe Bremensis. Jak. Herm. ex Ulme ex Elsacia. Joh. a Broitzen aus Riga, ehem. schwedischer Kapitän.	Mag. Christ. Benvörden, statuarius, Bürger der Neustadt.	—	1	2	5	1	—	—	Joh. Steinmann, ehemal. lutherischer Prediger in Kitzingen, nebst Kind.	14
1671	—	Heinr. Kanemann, Färber, Bürger in der Altstadt. Joh. Schmidt (Gerber in der Neustadt). Patrizier Joh. Bernh. v. Türcken, Sohn Joh. Melchiors v. T.	—	3	—	4	5	(1)	—		15
1672	—	—	—	2	2	5	2	—	—	Lucia Breymeyer, Amme d. jüngsten Prinzessin. — Petr. Alex. Gilliartz, ehem. kathol. Priester, nebst Frau u. 2 Kindern.	11
1673	Joh. Ernst v. Mexner a. Böhmen.	Theod. Zisenise. N. N. (sic!) patricius Hannoveranus.	3	9	10	18	10	(2)	—		53
1674	—	—	3	6	1	8	22	(2)	—	Joh. Georg Berckhoff, Sohn des 1. Geistlichen in Göttingen. — 28 Frauen und Kinder.	40
1675	—	Tile Herbst, Schmied in der Neustadt. Frau v. Diedr. Zisenise, Anna Elis. geb. Lohman, i. d. Altstadt auf der Brücke. Frau d. Schuhmachers Theod. Brandis, Christina geb. Schlede, in der Neustadt.	1	19	3	12	9	(2)	(1)		47
1676	—	Tochter Katharine d. Bürgers Joh. Schmidt in der Neustadt.	1	11	3	8	3	(1)	(3)		27
1677	—	Frau v. Konr. Oelfen, Angela geb. Wegener.	2	10	8	2	7	(3)	—		30
1678	Samuel v. Buxberg, Officier a. Sachsen, nebst Frau Sara, geb. Rauscher. Magdalena geb. v. Alten, verw. Witztum, u. 15j. Sohn Christ. Witztum, letzterer aus Thüringen.	Frau des Gerbers Joh. Schmidt, Anna geb. Kocks, in der Neustadt.	8	5	4	18	5	(2)	(1)		45
1679	Agnes v. Nitzen (Witztum?) geb. von Alten „in morbo †". Anna Elisab. Aug. Pflug, geb. de Malaspina.	—	4	3	—	16	5	(2)	(1)	1682 trat dann auch „dominus de Nizen cum 4 prolibus, 2 masculis" über.	30
1680	—	—	—	—	—	3	—	—	—	Darunter 2 polnische Frauen.	3
Sa.	12	12	24	76	43	103	69	(15)	(6)		339

version. Ueberhaupt fällt es auf, daß die Convertiten sich meist aus den untersten Volksklassen recrutiren, wie das ja auch heutzutage oft bei den katholischen Gemeinden in protestantischen Ländern der Fall ist; gar zahlreich sind die Namen der Frauen und Wittwen, auch ehemalige Renegaten, Juden, Abenteurer, ja selbst Delinquenten figuriren darunter. Des Oeftern ist bemerkt, daß der Uebertritt „in infirmitate" erfolgt sei, wobei dann nicht vergessen wird zu bemerken, daß der Betreffende „feliciter" gestorben sei. Kurz, auch hier bereits können wir, wie vielfach in der heutigen römischen Mission, die unerquickliche Wahrnehmung einer oberflächlichen, oft scrupelfreien Bekehrungspraxis machen, bei der es natürlich leicht ist, mit großen Zahlen zu prunken, ohne daß die thatsächlichen Verhältnisse dem entsprechen. Eine wahrhafte Herzensüberzeugung wird wohl nur in wenigen Fällen vorhanden gewesen sein, sie wird vielfach, wenn nicht meist, ersetzt sein durch die Hoffnung auf äußere Vortheile von Seiten des katholischen Hofes, und so hören denn naturgemäß mit dem Tode Johann Friedrich's wie mit einem Schlage die Conversionen auf, im Jahre 1680 zählen wir nur noch 3 Convertiten, darunter überdies 2 polnische Frauen. Und so hat der Chronist so Unrecht nicht, wenn er sagt, daß „verschiedene arme unvermögsame Leute, wie auch einige, so nach höhern Dignitäten und Beförderung getrachtet, durch Geld und große Verheißungen zum Abfall bewogen seien, wiewohl diese letztern in ihrem zeitlichen Absehen gewaltig sind betrogen worden" [12]).

Die Gründe für diesen eigentlich fast gänzlichen Mißerfolg der mit allen Mitteln äußeren Prunkes betriebenen römischen Propaganda liegen auf der Hand. Neben der Person des Herzogs, der sein Lebensziel weniger in der Restitution des Katholicismus als in der Stabilirung des absoluten Staatsregimes sah, neben dem geschmeidigen und doch zielbewußten Auftreten des Vicekanzlers Otto Grote, der zwar in der Umgebung des herzoglichen Paares die Katholiken ruhig gewähren ließ, aber doch von jedem Einfluß auf die Staatsgeschäfte sie auszuschließen verstand, war es — abgesehen von der Persönlichkeit Maccioni's — vor Allem die zäh am Alten festhaltende Art der Niedersachsen, die dieser obendrein durch Ausländer unternommenen Propaganda im Grunde doch kühl gegenüberstand, so daß die Hoffnungen Roms zu Schanden wurden. Als dann außerdem Johann Friedrich ohne männliche Erben starb, ging dieser Versuch einer Restitution des Katholicismus, der sich überdies fast nur auf die Hauptstadt beschränken mußte, ohne nennenswerthe Einbuße an der lutherischen Landeskirche vorüber. Mochte darum auch Rom durch die Errichtung des apostolischen Vicariates des Nordens, das augenblicklich mit dem Bisthum Osnabrück verbunden ist, zeigen, daß es gewillt sei, den Kampf unter günstigeren Auspicien aufs Neue aufzunehmen, so vermochte doch die kleine katholische Gemeinde in Hannover in der Folgezeit — obendrein von inneren Kämpfen vielfach zerklüftet — nur mit Mühe sich zu erhalten, trotzdem von einem irgendwie nennenswerthen Druck seitens der hannoverschen Regierung, trotz katholischer Behauptung, nicht geredet werden kann. Erst die letzten Jahrzehnte brachten hier einen Umschwung mit dem Wachsen der Stadt und mit dem stets zunehmenden Fluctuiren der Bevölkerung Deutschlands.

12) Rehtmeier a. a. O.

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

3. Fürstlich Braunschweigische Küchenpost.

Im Jahre 1706 richtete der Agent Henneberg in Gemeinschaft mit dem Königl. Preußischen Post-Commissair Wolff in Hamburg eine Fahrpost, größtentheils zum Privat-Vortheile, zwischen den Städten Hamburg und Braunschweig ein. Diese Post trat in die Stelle der von den Städteboten unterhaltenen Fuhren zwischen Braunschweig und Hamburg. Den Städteboten wurden ihre Rechte abgekauft und den Boten zugleich ein freier Platz nebst 120 ℔ „Bagage" auf der Fahrt von Hamburg bis zur Braunschweigischen Grenze zugestanden. Vom Herzoge Anton Ulrich ist hierüber ein Privilegium unterm 26. April 1706 ertheilt worden. Da die Post die Hofhaltungen zu Braunschweig und Blankenburg mit Gegenständen für die Hofküche zu versorgen hatte, so erhielt sie den Namen „Fürstlich Braunschw. Küchenpost". Der Postordnung von 1682 gemäß erhielt der General-Erb-Postmeister von Platen für diese Post eine Recognitions-Gebühr von 100 ₰. In den Jahren 1717 und 1722 wurde die Postanlage von den Unternehmern erweitert und damit eine Post nach Blankenburg und Leipzig — die vielgenannte „Gelbe Kutsche" [1]) — verbunden, was durch das Privilegium vom 8. Juni 1717 genehmigt worden ist.

Bis zum Jahre 1732 bestand diese Post als Privat-Unternehmen. In diesem Jahre wurde die Post trotz des Protestes der Wittwe des Postagenten Henneberg als Privat-Post aufgehoben und in eine Fürstliche Post umgewandelt. Nach einem im Herzoglichen Landes-Haupt-Archiv vorgefundenen Berichte der Fürstlichen Ober-Postdirection vom 3. Juli 1823 an das Fürstliche Geheimraths-Collegium ist der Grund dieser Maßnahme nicht zu ermitteln gewesen, weil fast sämmtliche Acten des vormaligen Fürstlichen Post-Departements in der Westfälischen Zeit, wie bereits erwähnt, abhanden gekommen sind. Der Grund der Umwandlung ist aber nach den in anderen Staaten erhaltenen Nachrichten [2]) darin zu suchen, daß die Beförderung der Privatpost durch Preußisches Gebiet auf Schwierigkeiten gestoßen war. Um diese zu beseitigen, erfolgte die Umwandlung. Nach einer Registratur vom 28. März 1732 wurde den Unternehmern als Entschädigung die Administration

1) Nach Mathias (S. 357) war die „Gelbe Kutsche" ein mit gelb getünchtem Planlaken überzogener Frachtwagen, der einen Kutsch-Kasten in der Mitte führte.

2) Mathias S. 357. Die hier angegebene Jahreszahl 1737 dürfte nach dem Berichte der Fürstlichen Post-Direction nicht richtig sein.

dieser Post gegen eine jährliche Vergütung von 250 ₰ nebst 1/4 Antheil der Brutto-Einnahme übergeben. Aus Anlaß dieser Umänderungen wurde auch die bisherige Privat-Postniederlage in Hamburg zu einem Fürstlich Braunschweigischen Postamte erhoben und das Braunschweigische Postschild an dem Hause des ersten Fürstlich Braunschweigischen Post-Commissairs in Hamburg, Namens Borgaest, angebracht.

In Hannover wurden jedoch der nunmehr fürstlich gewordenen Post fortwährend Schwierigkeiten in den Weg gelegt, bis endlich im Jahre 1738 hierüber ein gütlicher Vergleich zwischen Braunschweig und Hannover zu Stande kam. Durch diese in Peine auf 5 Jahre abgeschlossene Convention wurde die Fürstliche sogenannte Küchenpost nunmehr zu einer Chur- und Fürstlich Braunschweigischen Communion-Post erhoben, auch statt der bisherigen wöchentlich einmaligen eine zweimalige Fahrt eingerichtet. Von den Einkünften dieser Post erhielt Chur-Hannover 3/5 und Braunschweig-Wolfenbüttel 2/5, allein durch eine zweite im Jahre 1742 geschlossene Convention wurde festgesetzt, daß Gewinn und Verlust zu gleichen Theilen gehen sollten. Ein Mitglied der Familie Henneberg führte die Verwaltung der Fürstlichen Post, wofür demselben von der Braunschweigischen Seite 1/5 des Netto-Ertrages zugebilligt wurde.

Der Verkehr dieser Post muß sehr stark gewesen sein, denn in einem Schreiben des Stadt-Magistrats Nürnberg an die Fürstliche Post-Commission in Braunschweig vom 28. März 1764 wurde Klage darüber geführt, daß die Boten mehrfache Verluste dadurch erlitten hätten, daß die Poststücke auf verschiedenen Wagen verladen worden wären. Die zum Bericht aufgeforderten Communion-Postmeister in Hamburg (J. Borgaest und F. Hessel) bestritten solches und äußerten sich gleichzeitig über die Garantie für die Gepäckstücke in einer für die Zeit charakteristischen Weise, indem sie etwa Folgendes ausführten: Die den Nürnberger Postboten zugestoßenen Verluste seien durch die schlechte Aufsicht Seitens der Boten selbst verursacht worden. Die Nürnberger Boten könnten nicht anders als die übrigen Passagiere angesehen werden, von welchen ein Jeder selbst seine Sachen in besondere Aufsicht nehmen müsse. Garantie könne die Communion-Post nicht übernehmen. Den Nürnberger Boten sei nichts weiter concediret, als daß sie für ihre Person nach und von Braunschweig frei passiren, anstatt daß sie wie in Chur-Sachsen u. s. w. Postgeld zahlen müßten, sowie daß sie außerdem noch 120 ℔ frei mit sich führen könnten. Die Aufsicht und Sicherheit des Transports liege jedoch den Boten allein ob, die erforderlichen Falls einen besonderen Hüter annehmen möchten.

Auf der Grundlage des Vertrages vom Jahre 1738 wurden dann am 21. December 1768 und am 27. Mai 1788 weitere Abkommen zwischen Hannover und Braunschweig getroffen.

Von der Bedeutung dieser Post kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, nach welchen Städten 2c. diese und die in Braunschweig anschließenden Posten den Verkehr vermittelten, wie es in einer Anlage zu dem Abkommen vom 27. Mai 1788 zu lesen ist. Es heißt darin:

„Die Post geht auf Bergedorf, Lüneburg, Uelzen, Gifhorn, Braunschweig, Wolfenbüttel, Halberstadt, Halle, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, auch Blankenburg, Nordhausen, Langensalza, Erfurt, Gotha, Coburg, Bamberg, Bayreuth, Nürnberg, imgleichen auf Stollberg, Sangerhausen, nach ganz Sachsen, Thüringen und Frankenland 2c., wie auch von Braunschweig nach Seesen, Gandersheim, Greene, Stadt Oldendorf, Holzminden, Beverungen, Carlshaven, Hof Geißmar, Kassel, Wetzlar, Frankfurt am Mayn 2c., desgleichen von Holzminden nach Hörter, Brakel, Driburg und Paderborn".

Aus demselben Vertrage vom 27. Mai 1788 mögen hier einige charakteristische Bestimmungen aufgeführt werden:

§. 2. Die Expedition dieser gemeinschaftlichen Post soll von Post-Tägen zu Post-Tägen und von einem Posthause zum andern in Hamburg nach wie vor abwechseln, dergestalt, daß in dem Chur Braunschweigisch einseitigen Posthause alle Sonnabend und in dem Herzoglich Braunschweig einseitigen Posthause in der großen Johannis-Straße alle Mittwochen die Abfertigung der Post conjunctim verrichtet und posttäglich abgewechselt werde. Die Ankunft in Hamburg erfolgt am Montag und Freitag in den Vormittagsstunden.

§. 3. In Ansehung des modi expediendi hat es dabey, daß alle Sonnabend der einseitige Herzoglich Braunschweigische Post-Bediente sich in das Churfürstlich Braunschweigische Post-Haus verfüge, und darin mit dem Churfürstlich Braunschweigischen Postbedienten gesammter Hand die Spedirung dieser Communion-Post versehe, hingegen alle Mittwochen der Chur Braunschweigische Postbediente sich gleichfalls in das Herzoglich Braunschweigische Posthaus verfüge und nebst dem einseitigen Fürstlich Braunschweigischen Post-Bedienten die Charten und Expeditiones verfertige und besorge, sein Bewenden.

§. 6 bestimmt, daß bei den ankommenden Posten in derselben Weise verfahren werden soll.

§. 9. Die zeitherige Post-Route wird dahin abgeändert, daß statt über Gifhorn, Hankensbüttel, Uelzen hinkünftig über Gifhorn oder Gamsen, Oesingen, Suderburg der Weg genommen werde.

§. 16. „Es ist beliebt und festgesetzt, daß die Hamburger Communion-Post hinfüro, wenn sie aus dem einseitigen Chur Braunschweigischen Posthause zu Hamburg ab oder darin einfährt, in Chur Braunschweigischer Mondirung, und so auch auf der gesammten Route bis Gifhorn in dieser Montirung gefahren, von Gifhorn aber in Braunschweig in Herzoglich Braunschweigischer Mondirung eingebracht, und so auch, wenn sie in das Herzoglich Braunschweigische Posthaus zu Hamburg ein oder daraus abläuft, von und bis zur Elbe in Herzoglich Braunschweigischer Mondirung gefahren werden solle,

dahingegen aber

ist in Ansehung des gemeinschaftlichen Wagenmeisters und Briefbestellers zu Hamburg verabredet, daß derselbe zwar die ihm vorhin für eine Mondirung jährlich ausgesetzte 12 Thlr. fernerhin behalten, jedoch in will-

türlicher Kleidung, wobey er auf den Rock ein silbern Pferd ohne Chur und Fürsten-Huth tragen muß, seinen Dienst verrichten solle".

Auf dem anschließenden Kurse Braunschweig-Leipzig wurden vom Jahre 1832 ab mit Rücksicht auf den starken Verkehr durchgehende Wagen eingeführt, die von Schaffnern in einer von beiden Verwaltungen gemeinschaftlich bestimmten Uniform (blau und gelb) begleitet wurden. In Bezug auf die Hoheitszeichen wurden auch hier besondere Bestimmungen getroffen. Auf der Grenze mußten die Insignien und Wappen gewechselt werden[3]).

So ist es bis zur französischen Occupation im Jahre 1806 geblieben. Während der Westfälischen Zeit wurde diese Post wie die übrigen Westfälischen Posten behandelt, der Antheil der Henneberg'schen Familie an ihr aber aufgehoben. Letztere erhielten jedoch dafür manche Begünstigungen. Nach der Befreiung Hamburgs von der Fremdherrschaft wurde im Jahre 1814 die Communion-Post anfänglich nach den vor 1806 geschlossenen Verträgen wieder hergestellt und von dem Herzoge Friedrich Wilhelm sowohl dem damaligen Postdirector Henneberg in Braunschweig, als auch dessen Neffen, dem Postmeister Ernst Henneberg in Hamburg, je 1/5 von dem aus der Theilung mit Hannover hervorgehenden Netto-Ertrage zugebilligt.

Nach dem zwischen Hannover und Braunschweig am 5. April 1835 abgeschlossenen Postvertrage hörte die zwischen Braunschweig und Hamburg für gemeinschaftliche Rechnung bestehende Fahrpost vom 15. Mai 1835 ab auf, eine Communion-Post im bisherigen Sinne zu sein; dafür trat auf dieser Strecke das allgemein für die Verbindungs-Posten zwischen den beiden contrahirenden Staaten angenommene Princip ein. Das Herzoglich Braunschweigische Postamt in Hamburg wurde mit dem Königlich Hannoverschen Postamte daselbst vereinigt (Art. 20).

3) S. Schaefer S. 156.

Dorfneckereien.

Gesammelt von Otto Schütte.

(Schluß.)

Von Rümmer redet man als von einem Wohnsitze des Teufels, der die naheliegenden Ortschaften theils verschone, theils mit verschiedenem Erfolge aufsuche:

In Rümmer
Sitt de Düwel immer,
In lütje Türkei (= Klein Twülpstedt)
Da geiht e vorbei,
In groten Brumbrum (= Groß Twülpstedt)
Da geiht e um ernm,
In Polen (= Volkmarsdorf)
Is nist tau holen,
In Hehlig[1]) — wart e wählig,
In Höig[2]) — wart e drög,
In Hössig[3]) — wart e fössig,
In Döhren — krigt e Hören,
In Lutter — krigt e sin Futter.

1) Hehlingen. 2) Hödingen. 3) Hörsingen.

Die folgende Dorfcharakteristik schließt sich an ein paar Verse an, die der Schweinehirt in Harvesse vor etwa 60 Jahren zu singen pflegte, wenn er die Schweine auf die Weide trieb:

Det Morgens, wenn mik hungern duht,
Ät ik ne Butterstulle,
Dazu smeckt mik der Kümmel gut
Ut mîner fûlen Pulle.
In Wense,
Da hat man keine Gänse,
In Swülper,
Da hat man große Stülper (= Topfdeckel),
Und in Klein Swülper,
Da hat man kleine Stülper,
In Wendeburg,
Da sind die Mädchen kurrg,
In Wendezelle,
Da hat man große Felle,
In Zweidorf,
Da hat man keinen Torf,
In Sophienthal,
Da hat man große Qual.

Manche Dorfbewohner werden ihrer Aussprache wegen verspottet, so die Bewohner von Weddel und die der drei Dörfer Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf:

De Wälschen (= Weddelschen)
Driwet de Ferken
Mit den Härken
Ut den Ärften.

In ganzen drei Dörpern (den obengenannten Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf) het se keinen Kater, da het se lauter Kauters.

Wie von Helmstiddeschen Gaisen, so spricht man auch von Saalsdörpschen Klimpen.

Was man von den Frauen aus den verschiedenen Dörfern sagt, sagt man von den Bewohnern Denstorfs überhaupt:

In Denstorp im Grunne
Da bellt se wie de Hunne.

Das Dorf Hohlenberg heißt hinterm Hilse allgemein Ulenneft.

Die Stroiter verspottete man wegen ihrer Tracht und ihrer großen Wagen:

Stroiter Böcke
Hebbet lange Röcke,
Hebbet lange Langwagen,
Könnt se midde nan Holte fahren.

Dahlsche Döpe nennt man in Schöningen große Näpfe, wie man in Helmstedt eine zu voll gegebene Tasse als eine Emmerstedtsche, in Delligsen als eine Kaiersche, in Lelm als eine Räbsche (Räbke), in Grasleben als eine Döhrensche, in Volkmarsdorf als eine Rümmersche oder auch als Bahrdörpsche Döpe bezeichnet.

Was man von Weddel sagt (s. Andree, Braunschweig. Volksk. S. 334), sagt man auch von Dahlum:

Härren mik dat den Slön un Haputchen nich edahn,
Härr' ik mötten hungrig ut Dahlen gahn.

Daher soll man auch aus Dahlum nichts holen können:

In Dahlen — is nist tau halen,
In Detten — is nist vergetten,
Da sind de Mäkens mit en Socken esmetten.

Nur der Dreck soll dort so dick liegen, daß er weggeholt werden kann:

Von Warbarg un von groten Dahlen
Is de Dreck tau halen.

Dabei sollen die Einwohner zu Thätlichkeiten geneigt gewesen sein:

Von lütjen Dahlen na groten Dahlen,
Dat hale de swäre Not,
De Stiwelitten retten kort,
De Stiwel letten Not.
Ole Heyke hat en Schuer buet,
Dat war nich hoe naug;
Un wer na sinen Mäken geiht,
Dä krigt Släe naug.

Fast ebenso schlimm geht es Einem scheinbar in Esbeck, denn:

Geihste hen na Esebeck,
Smit se dik mit Kêsedreck,
Smît se dik an't linke Bein,
Nu vertelle du mal ein.

Gleichfalls geworfen wird man angeblich in Watzum und Uhrde, und zwar heißt es dem Reime zu gefallen:

In Watzen — da smit se dik mit Spatzen,
In Üer — da smît se dik mit Füer.

Von beiden Oertern heißt es auch:

In Watzen — da gaht de Mäkens kratzen,
In Üer — da sind de Mäkens düer.

Die Armseligkeit des oben bereits erwähnten Coppengrave soll noch der Vers kennzeichnen:

In Coppengrave — ist nichts zu haben.

Einige Dörfer, die ich einzeln schon erwähnt habe, erscheinen noch einmal in einer Reihe von Versen, die man auf verschiedene Ortschaften des Amtes Vechelde gemacht hat, theilweise aber in anderer Charakteristik:

Sophienthal hat seine Qual,
In Fürstenau is't ebensau,
In Wahle hebben se't grote Prahlen,
Vechel (Vechelde) mit Gelächel,
Denstorp lit im Grume,
In Lütjen Gleie (Kl. Gleidingen) bellt se wie de Hunne,
Weddlenstê am Jakobsdamme,
Lamme kämmet sik mit en höltern Kamme,
Stiddien fif Hûsen,
In Timmerlah möt se en Kâter lûsen.

Was in unserer Gegend Schöppenstedt ist, ist für die Leute am Hilse Lenne. Angeblich ist das Dorf weit zurück, man nennt es Rußland. Seinen Bewohnern wird nachgesagt, sie seien sehr tanzliebend. Wenn die Musikanten angefangen hätten, ein paar Takte zu spielen, so könnten sie ruhig aufhören, man tanze die ganze Nacht ohne Musik getrost weiter.

Eines Tages war in Lenne eine Gans in einen Brunnen gefallen. Um sie wieder herauszuholen, beschloß der Gemeinderath, sich an einander zu hängen und so sich in den Brunnen hinabzulassen. Als sie nun alle hingen, sagte der Gemeindevorsteher, er müsse erst einmal in die Hände speien. Da ließ er los, und alle fielen in den Brunnen.

Wie alt diese Dorfneckereien und Dorfcharakteristiken sind, kann ich nicht sagen. Manche unter ihnen sind wohl Jahrhunderte alt. Die Hannöverschen Pfarrdörfer wenigstens, in denen der Pastor Sackmann am Ende des siebzehnten Jahrhunderts segensreich wirkte, haben von diesem selber damals schon eine Charakteristik bekommen, die ich hier zum Vergleiche anführe:

In Limmer
Wird's alle Tage schlimmer;
In Ahlem
Is nichts to halen;
In Velber
Fressen sie die Kälber selber;
Aber die lieben Davenstedter
Die haben mir einen Bock verehrt;
Gott lasse sie noch lange leben,
Daß sie mir nächstes Jahr einen wieder geben.

(Sackmann, Predigten herausgeg. von Mohrmann, Hannover 1880, S. 49).

Bücherschau.

W. Bettinghaus, Zur Heimathskunde des Lüneburger Landes, mit besonderer Berücksichtigung des Klosters und der Gemeinde Wienhausen. I. Theil. Von den ältesten Zeiten bis zur Reformation. Celle, W. Ströher (1897). 68 S. 8°. 1 ℳ 25 ₰.

Der Verfasser hat gewiß Recht, wenn er schreibt, daß es „im Lüneburger Lande wohl kaum ein Dorf gebe, an das sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, als an Wienhausen", wo schon Agnes, die Wittwe des Pfalzgrafen Heinrich, ein Kloster stiftete, das 1233 von Bischof Konrad II. von Hildesheim bestätigt wurde und zu unserem Welfischen Fürstenhause, von dem mehrere Mitglieder hier die letzte Ruhe fanden, viele Beziehungen hatte. Es war daher gewiß ein glücklicher Gedanke, diesen Ort zum Gegenstande einer besonderen Monographie zu machen. Der Verfasser hat nicht ohne Fleiß das Material zu seiner Arbeit gesammelt, aber er beherrscht es nicht sicher genug, um ein anmuthiges Werk in einem Gusse daraus zu gestalten, das höheren Ansprüchen genügte. Das Eingehen auf die uralte Zeit hätte leicht entbehrt werden können. Manche Irrthümer und Ungenauigkeiten laufen hier wie in späteren Theilen unter. Für die Wissenschaft bedeutet das Buch so wohl kaum eine Bereicherung, aber es wird doch seinen Nutzen stiften, wenn es die Liebe und den Sinn für die reiche Vergangenheit des Ortes zumal in der heimischen Bevölkerung weckt und fördert.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Jan. E. v. Hesse-Wartegg, Schantung, die künftige deutsche Interessensphäre in China; Sander, Kaufmänn. Lehrlingsheim zu Braunschw. — Februar-März. XXXIV. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Br.; Industrie und Handel unseres Bezirkes im J. 1897; Nolte, wirthschaftsgeograph. Unterricht in der kaufmänn. Fortbildungsschule zu Holzminden.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 3. Juli **1898.**

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.[1])

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

Wie in dem großen Nachbarstaate Preußen, so haben vor Kurzem auch in dem kleinen Herzogthume Braunschweig die Titelverhältnisse des höheren Lehrerstandes eine höchst bemerkenswerthe und einschneidende Aenderung erfahren. Jeder, der dieser Beamtenkategorie angehört, führt jetzt von vornherein die Amtsbezeichnung „Oberlehrer", das älteste Drittheil den Titel „Professor".

Aehnliche Wandlungen sind wiederholt auch früher schon vorgekommen; denn mit der Titulatur — und nicht bloß mit der der Schulmänner — geht es wie mit der Gewandung. Beide nutzen sich ab. Eine Zeit lang freut man sich ihrer; werden sie aber alt, fadenscheinig und unmodern, so wirft man sie je eher je lieber bei Seite. So war es vor Zeiten, so wird es auch künftig noch sein. Ueber dem Neuen geht aber die Erinnerung an das Alte verloren. Wie Viele vermögen zu sagen, wie ihre Frau Großmutter gekleidet war, als sie mit dem Manne ihrer Liebe vor den Altar trat! So fallen auch die Titel, wenn sie erst einmal außer Gebrauch gesetzt sind, gar bald dem Dunkel der Vergessenheit anheim. Man hört wohl den einen oder anderen noch nennen, aber Sicheres und Genaues wissen nur Wenige darüber zu berichten.

Die Trachten der Vorfahren lernt man kennen, wenn man die Werke über Costümkunde aufschlägt oder die vaterländischen Museen durchwandert, in denen sie nicht selten in großer Zahl und guter Ordnung zur Schau gestellt sind. Weit schwieriger ist es, über die alten abgelegten Lehrertitel eine wahrhaft befriedigende Auskunft zu gewinnen. Allerdings, in der schulgeschichtlichen Litteratur ist hie und da davon die Rede; aber vollständig sind diese Nachrichten nicht, und mit ihrer Zuverlässigkeit ist es auch nicht überall zum Besten bestellt.

Bei dieser Sachlage wird es vielleicht willkommen sein, wenn der Verfasser an der Hand eines reichen gedruckten und handschriftlichen Quellenmaterials darzustellen versucht, wie sich die Titulatur des höheren Lehrerstandes in seinem engern Vaterlande bis zur Gegenwart entwickelt und gestaltet hat. Er bietet damit eine Ergänzung zu seinen auf die Schulgeschichte des Herzogthums Braunschweig bezüglichen Schriften, zugleich auch einen bescheidenen Beitrag zu der allgemeinen Geschichte des Schulwesens in Deutschland. Denn die Erscheinungen und Vorgänge, die hier zu Lande in engem Rahmen sich abspielten, haben für weite Gebiete des deutschen Nordens einen typischen Charakter, und für ein großes Gebäude ist oftmals auch ein kleiner Baustein nicht ohne Bedeutung.

1. Die Zeit des Mittelalters.

Lehrertitel sind im Braunschweigischen üblich gewesen, so lange es überhaupt dort Anstalten zum Unterricht und zur Erziehung der Jugend gegeben hat. Diese aber reichen bis tief in das Mittelalter zurück; denn früh schon regte sich in dem zum Christenthume bekehrten Sachsenvolke ein idealer Zug und rief, im Verein mit kirchlichen Bedürfnissen, wie in den westlichen Gauen, so auch diesseits der Weser, eine Reihe von verschiedenartigen

---

1) Von den Urkunden und Actenstücken, die der vorliegenden Arbeit zu Grunde liegen, wurden die hauptsächlichsten bereits abgedruckt in den „Braunschweigischen Schulordnungen", die der Verfasser 1886 und 1890 als Band I und VIII der von K. Kehrbach herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica (Berlin, A. Hofmann & Comp.) veröffentlicht hat. Was außerdem noch an handschriftlichen Quellen herangezogen wurde, befindet sich im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel, sowie im Stadtarchiv, im Archiv des Herzoglichen Gymnasiums Martino-Katharineum und in der Registratur der Herzoglichen Oberschulcommission zu Braunschweig. — An Druckschriften hat der Verfasser benutzt, was irgendwie der Sache dienlich und förderlich zu sein schien. Sie alle einzeln verzeichnet zu sehen, würde die meisten Leser kaum interessiren; sollte aber Jemand sie kennen zu lernen wünschen, so kann er sie, wenn auch nicht alle, so doch größtentheils, aus dem Quellenverzeichnisse, das dem 2. Bande der „Schulordnungen" auf S. 702-724 beigefügt ist, ohne große Mühe herausfinden. — Durch werthvolle Auskunft und Beihülfe haben den Verfasser zahlreiche Herren zu bestem Danke verpflichtet. Er nennt unter Weglassung der Titel: Capelle in Hannover, Dihle in Quedlinburg, O. Flohr, Hänselmann und H. Mack in Braunschweig, Haynacher in Hildesheim, Lentz in Holzminden, Müller in Blankenburg, Röhl in Halberstadt, Schütte, Stölting und Zimmermann in Wolfenbüttel, Viertel in Göttingen.

Schulen hervor. Zuerst Stifts- und Klosterschulen, in denen die jungen Kanoniker und Novizen, später auch andere Schüler in den Wissenschaften des Triviums, vor Allem aber in Latein und Gesang unterwiesen wurden; dann auch solche, die den städtischen Obrigkeiten unterstanden, theils Gelehrtenschulen, wie jene, theils auch deutsche Schreib- und Rechenschulen, die lediglich praktischen Zwecken dienstbar und vorwiegend für zukünftige Handwerker, Kaufleute, wie auch für Bau- und Finanzbeamte bestimmt waren. Auch das weibliche Geschlecht fand zum Lernen bei Nonnen und Stiftsfrauen zureichende Gelegenheit. Für Knaben und Jünglinge trat die älteste und zugleich näher bekannte Lehranstalt, die Stiftsschule zu St. Blasien in Braunschweig, bereits im 11. Jahrhundert ins Dasein. Weit früher schon bestand das berühmte Jungfraueninstitut zu Gandersheim, wohin „auch Könige, Fürsten und Grafen ihre Töchter zu unterweisen geschickt haben“.[2])

Der Gesichtspunkt, der bei der Wahl der ältesten Lehrertitel maßgebend war, beruhte auf dem Bestreben, die Stellung und Wirksamkeit Derer, die sie führten, möglichst genau zum Ausdruck zu bringen. Daran, daß eine Amtsbenennung auch dazu dienen könne oder dienen müsse, die Ehre und das Ansehen ihrer Träger zu heben, hat in jenen entlegenen Zeiten noch Niemand gedacht. Demnach bezeichnete man, wie überall in Deutschland, so auch hier, den Lehrer Anfangs als „magister“, d. h. als den Vorsteher und Aufseher der Jugend, dem Beides, wissenschaftliche Unterweisung und erziehliche Leitung, in gleicher Weise oblag. Früh schon wurde das lateinische Wort dem deutschen Sprachschatze in volksthümlicher Umgestaltung als „Meister“, niedersächsisch auch „**Mester**“, einverleibt. Wo aber eine Frau des Lehramts waltete, wurde sie „magistra“, auf Deutsch „Meisterin“ oder „**Mesterinne**“ genannt.

Von Anfang an hatte das Wort „magister“ eine doppelte Bedeutung. Einmal bezeichnete es ganz allgemein Jeden, der das Lehren und Erziehen berufsmäßig betrieb; im Besonderen aber bildete es die amtliche Benennung Dessen, der an der Spitze einer Schule stand, einerlei ob er noch anderweitige Lehrkräfte als Gehülfen unter und neben sich hatte oder nicht. Demgemäß hieß auch der Kanoniker oder Chorherr, der zu St. Blasien der Stiftsschule vorstand und dafür die Einkünfte der eigens zu diesem Zwecke errichteten Präbende, der „scolastria“ oder „Scholasterie“, bezog, in den ältesten Zeiten „magister“, oft noch mit einem Zusatze wie scolarium, scholarum[3]), scholae. Der erste, der der Nachwelt als „magister scole in Bruneswich et canonicus urbis eiusdem“ bekannt ist, war Gerold, ein Kaplan und Vertrauter Heinrich's des Löwen, derselbe, der am 19. Juni 1155 auf Betrieb seines fürstlichen Gönners zum Bischof der 1163 nach Lübeck verlegten Diöcese Oldenburg oder Aldenburg in Schleswig geweiht wurde.[4]) Auch Gerold's Nachfolger werden Anfangs noch als magistri bezeichnet; später war ihr Amtstitel „scolasticus“, wofür man gegen Ende des Mittelalters unter Erweichung des Lautes im Anfang lieber „scholasticus“ schrieb.

Der Ausdruck war nicht neu und nichts weniger als eine braunschweigische Specialität. In der römischen Kaiserzeit bezeichnete man Alle, die mit Schule und Wissenschaft in näherer Verbindung standen, Schüler sowohl wie Lehrer, als „scholastici“. Das Mittelalter schloß diesem Sprachgebrauche sich an, bis es seit dem 11. Jahrhundert üblich wurde, das Wort auf die Lehrmeister zu beschränken. Insbesondere bezeichnete man damit an den Sitzen der Bischöfe und Erzbischöfe die Vorsteher der Domschulen, denen die oberste Aufsicht über das gesammte Schulwesen der Diöcese zukam. Ihrem Beispiele folgte man dann an den übrigen Stiftsschulen, die vielerorten in Anlehnung an die geringeren Collegiatkirchen emporschossen. In der Regel wurde die alte Benennung nicht auf einen Schlag, sondern erst allmählich verdrängt; die Veränderung aber war so allgemein, daß es auf der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts kaum noch ein Chorherrenstift auf deutschem Boden gegeben haben dürfte, in dem der der Schule vorgesetzte Kanoniker noch „magister“, und nicht vielmehr „scolasticus“ genannt worden wäre. Hierbei blieb es das ganze Mittelalter hindurch, nur daß man in manchen Stiftern, mehr die Pfründe als den Geschäftskreis betonend, neben scolasticus auch noch den Ausdruck „scholaster“ gebrauchte.

Die Ursache, die diesen Wechsel herbeiführte, beruhte keineswegs, wie man anzunehmen versucht sein könnte, lediglich auf persönlicher Willkür oder auf einer veränderten Richtung des Zeitgeschmacks. Er hing vielmehr eng mit dem bedeutsamen Umschwunge zusammen, der sich für die Inhaber der Scholasterien während des erwähnten Zeitraumes in ihrer ganzen amtlichen Stellung und Wirksamkeit vollzog. Während sie nämlich ursprünglich Unterricht und Schulzucht selbst und oft genug allein besorgt hatten, zogen sie sich später von dieser mühevollen und nicht immer genußreichen Aufgabe, theils wegen ihrer anderweitigen Verpflichtungen, theils auch aus Bequemlichkeit und weil eine derartige Beschäftigung eines Prälaten nicht recht würdig zu sein schien, mehr und mehr zurück, beschränkten sich auf die oberste Aufsicht und Leitung und nahmen für die eigentliche Schularbeit untergeordnete Lehrkräfte in Dienst. Es ist ersichtlich, daß diesen veränderten Amtsverhältnissen die alte Benennung „magister“ nicht mehr entsprach. Sie durch eine passendere zu ersetzen, mußte aber den vornehmen Würdenträgern um so wünschenswerther erscheinen, als auch ihre Untergebenen ganz allgemein „magistri“ genannt wurden. Kein Wunder, daß sie mit Freuden eine Amtsbezeichnung begrüßten, die sie

2) So Martin Chemnitz in der Predigt, die er bei Eröffnung der Universität Helmstedt hielt und in der „Historica Narratio de introductione Universitatis Iuliae“ (Helmstedt 1579, 4°), Bog. N. 1a sqq. abdrucken ließ.

3) Der Plural, „scolae“ oder „scholae“ wurde im Mittelalter regelmäßig auch zur Bezeichnung einer einzelnen Anstalt gebraucht. Vgl. H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400 Bd. I (Berlin 1885), S. 9; Braunschw. Schulordnungen II, 596.

4) Vgl. Helmoldi Chron. Slavorum I, cap. 79, bei Leibnit. Scr. R. Brunsv. II, 601 sq., und Mon. Germ. Hist. Scr. XXI, 71; Hoffmann, Gesch. der freien Hansestadt Lübeck (Lübeck 1889), S. 19.

von der misera plebs docentium zureichend unterschied und zugleich ihre Rechte als Inhaber der Schulgewalt deutlich hervorhob.

Zu St. Blasien findet sich der neue Titel zum ersten Male in einer Urkunde vom 11. März 1216. Unter den geistlichen Zeugen wird darin dicht hinter Dekan und Kustos „Joannes scolasticus“ verzeichnet.[5]) Allerdings tritt in Urkunden aus den Jahren 1251 und 1283 wiederum der alte Name hervor, aber nur, um bald für immer zu verschwinden. In den Statuten des Stifts von 1308 und in allen gleichzeitigen und späteren Urkunden bildet „scolasticus“ für den Inhaber der Scholasterie zu St. Blasien die allein übliche und stehende Benennung.

Aehnlich wie bei den Stiftsherren zu St. Blasien entwickelte sich die Titelfrage bei den Chorfrauen zu Gandersheim. Dort führte die gelehrte Rikkardis, die in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts der Stiftsschule vorstand, nach dem Zeugnisse ihrer dankbaren Schülerin, der Dichterin Hroswitha, den Titel „magistra“, während seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die mit der Verwaltung des Schulwesens betraute Kanonissin in den Urkunden stets als „canonica scholastica“ erscheint. Dieser war neben der vornehmen Mägdleinschule, die übrigens sehr früh alle Bedeutung verlor und schließlich gänzlich in Wegfall kam, auch eine Stiftsschule für Knaben unterstellt. Als man aber im 15. Jahrhundert, wohl in Folge des finanziellen Verfalls der Abtei, die Präbende der Scholastika unbesetzt ließ, fielen die Befugnisse derselben der Aebtissin und dem Capitulum illustre zu.

Anders gestaltete sich der Verlauf zu St. Cyriaci, einem Chorherrenstifte, das nahe vor dem südlichen Thore der Stadt Braunschweig, dort, wo sich heute der Staatsbahnhof befindet, belegen war und 1545 von der aufgeregten Bürgerschaft dem Boden gleichgemacht wurde. Auch hier bestand von Alters her eine Schule; aber eine besondere Präbende dafür war lange Zeit nicht vorhanden, und als schließlich 1472 der Patrizier Johann von Damm eine solche errichtete, wurde sie wegen ihrer ungenügenden Ausstattung unter die ordentlichen Präbenden nicht aufgenommen. In Folge dessen blieb sie für die Schule ohne alle Bedeutung. Diese stand vielmehr nach wie vor unmittelbar unter dem Dekan und wurde in dessen Auftrage von untergeordneten Lehrern geleitet. Vielleicht hängt es hiermit zusammen, daß der Inhaber der Scholasterie, wo von ihm überhaupt die Rede ist, zwar als „Scholaster“, niemals aber, soweit ersichtlich, als „Scholastikus“ bezeichnet wird.

Außerhalb der Stifter, bei den Kloster- und Stadtschulen, war ein Scholastikus oder Scholaster niemals und nirgends vorhanden. Seine Geschäfte besorgten, gewissermaßen im Nebenamte, die obersten Vorsteher der Klöster und die Bürgermeister der Städte. Wohl aber bildete bei ihnen, in gleicher Weise wie in den Stiftern, das Wort „magister“ lange Zeit den Amtstitel der untergeordneten Lehrer, die im Auftrage und Dienste der hohen Patrone die Leitung der Anstalt in der Hand hatten. Aber auch aus dieser Position wurde der altehrwürdige Ausdruck allmählich verdrängt. Der Name, dem er weichen mußte, war „rector“, meist durch einen Zusatz zu „rector scholae“, „rector scholarum“, vereinzelt auch zu „rector puerorum“ oder „rector omnium puerorum“ erweitert.

Wann man diesen neuen Titel im Herzogthume Braunschweig, das ihn vorher wohl schon als Bezeichnung des ersten Geistlichen einer Pfarrkirche gekannt hatte, auch auf Schulmänner zu übertragen begann, ist nicht zu ermitteln. Wo er zum ersten Male erscheint, macht er bereits den Eindruck einer herkömmlichen und allgemein gebräuchlichen Benennung. Es geschieht dieses in einer Verordnung von 1370, in der die obersten Vorsteher der damals in der Stadt Braunschweig vorhandenen Schulen, der Abt zu St. Aegidien, der Dekan zu St. Cyriaci und der Scholastikus zu St. Blasien, den Versuch machten, unter den ihnen unterstehenden Lehrern die gestörte Eintracht wieder herzustellen und künftigem Hader zuvorzukommen.[6]) Beide Ausdrücke, „magister“ und „rector“, werden darin noch neben einander und nahezu als gleichwerthige Synonyma gebraucht; aber hundert Jahre später lassen die Statuten des St. Cyriacusstiftes von 1483 [7]) den Rückgang der alten Benennung deutlich erkennen, und in den ersten Jahrzehnten des Reformationszeitalters räumt sie dem jüngeren Rivalen völlig das Feld. Damit war jedoch die Lebenskraft des Ausdrucks „magister“ noch lange nicht erschöpft. Zu derselben Zeit, als er aus den Lateinschulen als Amtsbezeichnung des Leiters mehr und mehr verschwand, hielt er darin als akademischer Ehrentitel seinen Einzug und hat in dieser Eigenschaft noch drei Jahrhunderte lang eine angesehene Stellung behauptet.

Am frühesten erscheinen die „magistri artium liberalium“ unter den Kanonikern zu St. Blasien, vereinzelt schon im 13. Jahrhundert, lange bevor auf deutschem Boden die erste Universität emporwuchs. Offenbar hatten die hochwürdigen Herren sich den ehrenvollen Titel aus Paris, wenn nicht aus Bologna oder Oxford geholt. In dieser Bedeutung steht das Wort, das man in den Urkunden, so lange es noch Amtstitel war, in gleicher Weise wie decanus, custos, vicedominus u. s. w., hinter den Namen setzte, dem Namen voran, und nicht zum wenigsten sind es die Scholastici, bei denen es in dieser Stellung sich findet. Weit später erst machen sich auch unter den Rectoren der Lateinschulen Promovirte bemerkbar. Der erste von dieser Art war M. Johannes Travanus, der im Anfange des

5) J. Graf Bocholtz-Asseburg, Asseburger Urkundenbuch, Th. I. (Hannover 1876), No. 86, S. 61 f. — Daraus, daß in dem Registrum memoriarum des Blasiusstiftes unter Denen, die bei den Seelmessen für Markgraf Ekbert I. († 1068) und für die älteren Gertrud († 1077) Memoriengelder empfingen, der Vorsteher der Schule als „scolasticus“ aufgeführt wird (Dürre, Gelehrtenschulen, S. 3 f.) darf man nicht schließen, daß dieser Titel schon vor 1216 üblich gewesen sei. Das Register wurde erst um 1380 aufgestellt und giebt die Titulatur nach dem damaligen Gebrauch.

6) Braunschw. Schulordnungen, I, 7 f.
7) Braunschw. Schulordnungen, 1, 24

16. Jahrhundert in Braunschweig das Rectorat zu St. Aegidien bekleidete, später die Pfarre zu Bienrode übernahm, 153[illegible] als lutherischer Geistlicher in das Aegidienkloster zurückkehrte und als solcher 1543 hochbetagt verstarb. Seine Magisterwürde hatte er am Ufer der Seine erworben.[8])

Weniger wechselvoll waren die Schicksale, denen der Ausdruck „magister“ in seiner deutschen Umbildung unterworfen war. „Meister“ hieß jeder Lehrer und jeder Gelehrte, und auch der Scholastikus zu St. Blasien wird, wenn es sich auch aus den vorhandenen Quellen nicht nachweisen läßt, in den ältesten Zeiten mit diesem Namen benannt worden sein. Jedenfalls aber führen die braunschweigischen Rectoren den Titel „Mester“ oder „Scholemester“ in den Acten und Urkunden, so oft man sich darin der Muttersprache bediente, ohne alles Schwanken das ganze Mittelalter hindurch. An den Schreib- und Rechenschulen aber, die seit 1420 in der Stadt Braunschweig als privilegirte Anstalten bestanden, werden die Lehrer, wo von ihnen im Mittelalter überhaupt die Rede ist, als „Schrivelmestere“, bei dem ersten Auftreten der Reformation auch als „dudesche Scholemestere“ bezeichnet.

Zu ihrer Unterstützung zogen die Rectoren, insbesondere an den größeren Anstalten, je nach Bedürfniß einen oder mehrere Hülfslehrer heran. Auch diese gehörten, wie bereits angedeutet wurde, im allgemeinen Sinne zu dem Stande der magistri; daß aber ein einzelner von ihnen neben seinem Vorgesetzten mit diesem Namen bezeichnet worden sei, muß nach den vorhandenen Quellen mindestens als zweifelhaft erscheinen[9]). Jedenfalls ist es ein Irrthum, wenn man annimmt, daß an einer Anstalt zwei Schulmänner zu gleicher Zeit den Titel „Scholmester“ geführt hätten[10]). In der schon erwähnten Schulordnung von 1370 werden die dem Rector unterstehenden Lehrer bald „socii“, bald „secundarii“ bald auch zusammenfassend „socii secundarii“ genannt. Daß dabei auf keine Weise an verschiedene Arten von Hülfslehrern gedacht werden darf, geht u. A. schon daraus hervor, daß ein derartiger Herr an einer Stelle „socius seu secundarius“ genannt wird. Die Erklärung der Worte ergiebt sich von selbst. Das erste ist die Uebersetzung des deutschen „Gesell“, von dem weiter unten noch des Nähern die Rede sein wird; „secundarius“ aber, bei dem augenscheinlich magister zu ergänzen ist, bezeichnet einen „Lehrer zweiten Grades“, der noch einen andern über sich hat. In der Regel waren die socii ältere Schüler, die die „Scholekunst“ entweder bei dem Rector selbst oder bei einem andern Meister rein praktisch, man darf sagen, handwerksmäßig gelernt, eine Hochschule aber niemals besucht hatten. Eine Vergütung für ihre Mühe bekamen sie weder von dem Patrone noch von ihrem nächsten Vorgesetzten, mußte diesem vielmehr für den Unterricht, den sie von ihm noch in den höheren Wissenschaften erhielten, — wenigstens noch 1370 — in gleicher Weise wie die jüngeren Scholaren das übliche Schulgeld (precium) entrichten, ihm auch zu Zeiten den herkömmlichen Schmaus (pastus) vorsetzen. Daß sie trotzdem ihren Unterhalt fanden, hatten sie der Hauslehrerstelle (paedagogia, hospitium) zu danken, die ihnen durch Vermittelung des Rectors bei wohlhabenden Bürgern zu Theil ward. Es dauerte noch sehr lange, ehe diese pädagogische Zwittergestalt aus den deutschen Lateinschulen verschwand.

Vielfach werden die socii des Rectors auch „locati“ genannt, und die deutsche Sprache hat diesem Ausdrucke lange Zeit in der Form „Lokat“, „Lokate“ bereitwillig das Gastrecht gewährt. Die Benennung findet sich hier zu Lande zuerst in dem Testamente eines Braunschweiger Bürgers von 1450, stand aber damals ohne Zweifel schon seit geraumer Zeit in Gebrauch. Man hat sie von „locare“ ableiten wollen und gemeint, sie bezeichne die Hülfslehrer als Miethlinge und Söldlinge des Rectors, bedeute also dasselbe, was man in gutem Latein durch magister conductus, conducticius, mercennarius ausdrücken würde. Entschieden mit Unrecht, obwohl man zugeben muß, daß das in der klassischen Zeit nur in dem Sinne von „vermiethen“ gebrauchte Verbum „locare“ im Mittelalter auch wohl für „miethen“, „dingen“ gewählt wird. Das Wort geht vielmehr direct auf „locus“, Plur. „loca“ zurück. So nämlich hießen in der damaligen Schulsprache die einzelnen Abtheilungen der Schülerschaft, weil jede von ihnen zu einer Zeit, die sich den Luxus einer größeren Anzahl von Klassenzimmern noch nicht erlaubte, während des Unterrichts in dem gemeinsamen Schulsaale einen besonderen und bestimmten Platz inne hatte. Der „locatus“ ist also der Vorsteher eines solchen Schülerlocus, den man sonst auch wohl als „Haufen“ oder „Part“ zu bezeichnen pflegte. Gebildet aber ist der Ausdruck wie, gleichfalls im mittelalterlichen Latein, collegiatus von collegium, graduatus von gradus, licentiatus von licentia, curatus von cura.[11])

So lange es diesseits des Rheins und der Alpen noch

---

8) Rehtmeyer, Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig, III, 163; Dürre, Gelehrtenschule, S. 11 f.

9) Immerhin konnte es vorkommen, daß in demselben Stifte oder Kloster gleichzeitig zwei magistri vorhanden waren. Dann standen sie aber unabhängig neben einander in streng gesonderter Stellung. So im Cisterzienserkloster Marienthal bei Helmstedt, wo zufolge einer Urkunde vom 30. Juni 1264 dem Convente ein „magister conversorum“ und ein „magister noviciorum“ angehört haben.

10) Nach Sack, Gesch. der Schulen zu Braunschweig (Braunschweig 1861) S. 65, sollen 1489 „auf dem Berge“, d. h. zu St. Cyriaci vor Braunschweig, gleichzeitig zwei Schulmeister, Hennig Westendorp und Johann Schrader, gewesen sein, eine Behauptung, der sich Dürre in seiner Geschichte der Gelehrtenschulen zu Braunschweig (Progr. 1861), S. 12, ohne Weiteres anschließt. Aber in der Rechnung der Altstadt von 1489, auf die Sack sich bezieht, wird bemerkt, eine Mark Gartenzins hätten gezahlt: „Henning Westendorp, Johannes Scrader scholmester uppe dem barge unde Tile Broistede“. Offenbar gehört „scholmester“ einzig und allein zu Scrader, nicht auch, wie Sack und Dürre es annehmen, zu „Westendorp“. Wäre dieses der Fall, so würden die beiden Namen ohne Zweifel durch „unde“ verbunden sein.

11) Wegen der Ableitung der Worte „locatus“ vergl. F. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl. (2 Bde. Leipzig 1896) I, 19; Braunschw. Schulordnungen, I, Einl. XLIII.

keine Universitäten gab, bildeten die unstudirten Lokaten die einzigen socii der Rectoren. Als aber das 14. und mehr noch das 15. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Anzahl von deutschen Hochschulen ins Leben rief, traten zu jenen auch Hülfslehrer mit akademischer Bildung hinzu. Ein in bester Form graduirter magister liberalium artium wird allerdings in die schlecht besoldete Stelle eines braunschweigischen Hülfslehrers sich schwerlich verirrt haben. Dagegen fehlte es nicht an solchen, die zwar den untersten Grad einer Artistenfacultät erworben, den obersten aber, das magisterium, noch nicht erreicht hatten. In der Schulordnung, die 1478 von den geistlichen und weltlichen Schulpatronen der Stadt Braunschweig gemeinsam erlassen wurde,[12]) werden diese „baccalarii" mehrfach erwähnt und dabei von ihren nichtstudirten Collegen ausdrücklich unterschieden. Zusammen bilden darin die **„Baccalaries unde Locaten"** die **„Hulpere"** oder **„Helpere"** des Rectors, während dort, wo von der gesammten Lehrerschaft einer Anstalt die Rede ist, **„De Mester unde de sine"** gesagt wird. Ursprünglich bezeichnet „baccalarius" einen Junker oder Knappen, der noch unter fremdem Banner kämpft. Aber die Ableitung ist dunkel. Um das Wort dem Verständniß näher zu bringen, hat der Humanismus aus dem „baccalarius" einem „baccalaureus" (bacca lauri, Lorbeern), Unverstand oder Gelehrtenwitz sogar einen „bacularius" (baculus als Abzeichen der Schulmeister) gemacht. Aus dem deutschen Sprachschatze, dem der Ausdruck eine Zeit lang in der volksthümlichen Form „Baclari" angehörte,[13]) ist er wieder verschwunden, während es im Französischen und Englischen, als „bachelier" und „bachelor" auch heute noch in vollster Blüthe steht.

Neben den Rectoren, Baccalarien und Lokaten werden auch noch, allerdings nur in den beiden Stiftern zu St. Blasien und St. Cyriaci, „cantores" oder „Sangmeister", und als deren Gehülfen „succentores" erwähnt. Daß diese die Chorschüler im Singen zu unterrichten und bei den kirchlichen Gottesdiensten den Gesang zu leiten hatten, unterliegt keinem Zweifel. Ob sie aber, bezw. wie sie noch anderweitig mit der Schule und der Schuljugend zu thun hatten, ist aus den vorhandenen Quellen nicht zu ersehen.

Zum Schluß mögen noch die Benennungen „lector", „Lesemeister" und „Unterlesemeister" erwähnt sein, die in der Stadt Braunschweig bei den Bettelmönchen, den Paulinern oder Dominikanern am Ruhfäutchenplatze sowohl wie den Franziskanern oder **„Barvoten"** Hintern Brüdern, den Klosterpredigern beigelegt wurden, weil diese ihren Ordensbrüdern auch Vorlesungen über Theologie und Philosophie zu halten hatten. Im Grunde jedoch gehen diese Titel über den Rahmen dieser Arbeit hinaus, da jene gelehrten Kleriker zu dem höheren Lehrerstande kaum noch zu rechnen sind. Als man 1480 bei den Dominikanern damit umging, für die Unterweisung der jungen Mönche in der **„Scholekunst"** einen besonderen Lehrer heranzuziehen, wurde er nicht als „lector", sondern als „Meister" bezeichnet.[14])

Andere Lehrertitel als die, die bislang angeführt wurden, sind im Braunschweigischen zur Zeit des Mittelalters, soweit es sich nach den vorhandenen Quellen beurtheilen läßt, nicht üblich gewesen. Insbesondere findet sich von Ausdrücken, wie sie sonst wohl erwähnt werden, z. B. capiscolus (d. i. caput scolae), archimagister, provisor, didascalus, nirgends die geringste Spur.

(Fortsetzung folgt.)

12) Braunschw. Schulordnungen, I, 21 ff.

13) Vergl. Koldewey, Geschichte des Gymnasiums zu Wolfenbüttel, 1. Abth. (Programm 1874), S. 36.

14) Urkunde im Stadtarchiv № 897.

Heinrich Köhler,

Hofschauspieler 1845 — 1898.

Am 1. Juli scheidet von der Braunschweiger Bühne, der er 53 Jahre angehörte, der Hofschauspieler Heinrich Köhler, und mit ihm tritt der älteste aller deutschen Schauspieler in den Ruhestand, den er, wie nur einer, wohl verdient hat. Es ist daher eine Pflicht dieser Blätter, den Tag, an dem der altbewährte und überall in hoher Achtung stehende Künstler den bisherigen Wirkungskreis verläßt, nicht ohne ein Zeichen dankbaren Gedenkens vorübergehen zu lassen.

H. Köhler ist am 5. November 1814 als Sohn eines kinderreichen Lehrers zu Oberlosa im sächsischen Voigtlande geboren. Obwohl für den väterlichen Beruf bestimmt und dementsprechend sorgsam vorgebildet, ließ er sich doch durch seine warme Liebe für die Kunst auf die Bühne ziehen und brauchte diesen Entschluß nie zu bereuen. Nachdem er sich die Elemente seines neuen Berufes u. a. auf Wanderbühnen angeeignet hatte, fand er am Leipziger Stadttheater als lyrischer Tenor mehrere Jahre hindurch den ungetheilten Beifall eines anspruchsvollen Publikums. Und nach seinem im August 1845 erfolgten Eintritte in den Künstlerkreis unserer Bühne, der damals eine Zeit hohen Glanzes beschieden war, zählte er zu den beliebtesten Mitgliedern derselben. Als die Stimme für die Durchführung der bisherigen Partien später nicht mehr voll ausreichte, wagte Köhler den Sprung ins Schauspiel, und auch dieser gelang. Es waren freilich nicht die hervorragendsten Rollen, zu denen Begabung und Eigenart den Künstler bestimmten, aber er hat auch in den kleineren Partien, die er von nun an lange Jahre vertrat, einen feinen künstlerischen Sinn gezeigt und dem Publikum immer von Neuem Anerkennung abgenöthigt. Besonders tüchtige Leistungen bot er in jüdischen Charakterrollen einiger Schau- und Lustspiele, die längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Als vor etwa 2—3 Decennien in den leitenden Kreisen der Bühne die Frage erörtert wurde, ob dem Künstler, der schon damals an einem hartnäckigen und mit ihm alt gewordenen Magenübel litt und demzufolge an seinen Rücktritt dachte, die Entlassung zu bewilligen sei, da war es der Herzog Wilhelm selbst, der dieselbe mit den Worten ablehnte: „Geht nicht! Wer soll denn nach Köhler die Juden spielen?"

So hat denn Köhler, wenn er auch vor einigen Jahren in ein loseres Verhältniß zu unserer Bühne trat, derselben doch bis jetzt seine Kraft gewidmet. Und wenn auch sein Befinden ihm nicht selten die Berufsthätigkeit erschwerte, so hat er dennoch treu ausgeharrt und war stets ein Muster unermüdlicher Pflichterfüllung. Die Rollen, die er in den letzten Jahren seiner Thätigkeit darzustellen hatte, wurden zwar immer kleiner an Zahl und an Bedeutung: das hat aber den wackern Künstler nie beirrt, und wenn er auch nur wenige Worte zu sprechen hatte, er war stets mit ganzem Eifer am Platze. Der Dank für die treue Arbeit wurde ihm denn auch bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums von höchster Stelle aus zu Theil.

Wer aber dem nunmehr scheidenden Künstler im Privatleben näher treten durfte, der wird nie die trefflichen und liebenswerthen Eigenschaften vergessen, die den braven Mann zieren. Nie ist seinem Munde auch nur das geringste abfällige Urtheil über Vorgesetzte und Kunstgenossen entfallen: er lenkte vielmehr jederzeit ein und suchte zu mildern, wenn der Uebereifer Anderer im Gespräche das Jetzt unserer Bühne dem Einst allzu schroff entgegenstellte. Wohl mochte es ab und an scheinen, als ob er mit Attinghausen empfand:

„Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andere Zeiten kommen;
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!“

Aber nie hat er seinen Gedanken in unwilliger Weise Ausdruck geliehen. Seine Bescheidenheit, die ihn kaum je von den eigenen Erfolgen früherer Jahre reden ließ, ist bewundernswerth. Und treu hielt er stets zu Denen, deren Werth er erkannt und denen er seine Freundschaft geschenkt hatte; so war er es fast allein noch von den früheren Collegen, der den alten Freund Julius Becht regelmäßig auf seinem langjährigen Krankenlager besuchte, um ihm von der Welt draußen zu erzählen. Was Wunder also, wenn Köhler im Laufe der langen Zeit seines Hierseins eine große Zahl von Freunden gefunden und sich auch als gesuchter Musiklehrer eine stattliche Reihe dankbarer Schüler und Schülerinnen geschaffen hat! Als vor einiger Zeit ein früherer braunschweigischer, jetzt eine hohe Stellung in preußischen Diensten bekleidender Officier, in dessen Familie Köhler lange unterrichtet und stets das größte Ansehen genossen hatte, die Hochzeit seiner Tochter in unserer Stadt feierte, wurde auch er zu derselben geladen, glaubte aber in Folge seiner Bescheidenheit, daß die Einladung wohl nur auf einer formellen Höflichkeit beruhe, und lehnte sie ab. Da lautete die Antwort: „Ohne den ältesten Freund unserer Familie ist das Fest undenkbar!“ Und Köhler hat nachher dankbaren Sinnes erzählt, wie sehr ihm die herzliche Aufnahme in jenem ihm zum Theil völlig fremden Kreise wohlgethan habe.

Wie aber gingen uns Epigonen die Herzen auf, wenn der alte Herr leuchtenden Auges von seinen reichen Jugenderlebnissen, von all den Größen der deutschen Bühne, mit denen er in Leipzig und in Braunschweig in Berührung gekommen war, und von der vormaligen Glanzzeit unseres eigenen Theaters erzählte! Wie traten da die uns schon aus dem Munde von Eltern und Großeltern bekannten, längst geschwundenen Gestalten, in seiner frischen Erzählung zu neuem Leben erweckt, vor unsere Augen! So verlockend es aber auch ist, aus dem Schatze seiner Erinnerungen Einiges zu bieten, so erscheint doch eine Zurückhaltung an dieser Stelle nothwendig zu sein.

Nun scheidet unser braver Köhler nicht nur von unserer Bühne, sondern auch aus unserer Stadt. Nur schweren Herzens hat er sich dazu entschlossen, das alte, ihm in 53 Jahren lieb und werth gewordene Braunschweig zu verlassen und in die Heimath zurückzukehren, um in dem Hause des einen der beiden Söhne, die zu seiner Freude zu tüchtigen Menschen herangewachsen sind, den Lebensabend zu verbringen. Möge er aus diesen Zeilen die Ueberzeugung gewinnen, daß man seiner, auch wenn er immer mehr aus der Oeffentlichkeit zurückgetreten ist, nicht vergessen hat und ihm auch für die Zukunft ein freundliches und ehrendes Andenken bewahren wird. Möge aber die gütige Vorsehung ihm noch eine Fülle froher Tage im Kreise von Kindern und Enkeln vergönnen. W. Wagner.

Die massenhafte Verbreitung der Haselstaude im Unterharze in früherer Zeit.

Von Ed. Damköhler.

Wer heute den Unterharz und dessen Vorberge durchwandert, trifft wohl überall noch die Haselstaude vereinzelt, selten in größerer Masse an, wie z. B. auf einer kleinen Fläche am südlichen Fuße des Hoppelberges zwischen Halberstadt und Blankenburg, wo sie als Unterholz in der Höhe von 4—6 Meter waldartig vertreten ist, oder bei Güntersberg, wo sie gleichfalls noch als zusammenhängendes Gebüsch vorkommt; aber von der ehemaligen massenhaften Verbreitung dieser Staude, ihrer Verwerthung und ihrem Ertrage kann man sich aus diesen Resten keine richtige Vorstellung machen. Ebenso wenig gewinnt man diese aus botanischen und anderen Schriften über den Harz, die das Vorkommen der Haselstaude zwar verzeichnen, auch bisweilen einige Bemerkungen über ihre Verwerthung hinzufügen, aber weit entfernt sind, eine nur annähernd richtige Vorstellung von ihrer Verbreitung zu geben. So sagt Stübner in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, 2. Theil 1790, S. 55, wo die im Fürstenthum vorkommenden Staudengewächse aufgezählt werden, nur: „Die Hasel, welche Sieb-, Korb- und Reifstöcke, Schmiede- und Pulverkohlen, auch nützliche Früchte giebt“; Ernst Hampe, Flora Hercynica 1873, S. 245: „Im Gebirge, zwischen Hasselfelde und Güntersberg zusammenhängendes Gebüsch bildend; vordem bis auf die höchsten Berge des Harzes verbreitet, jetzt durch die Fichte verdrängt, in Hecken und Hainen überall“, und Günther, Der Harz 1888, S. 532 giebt nur an: „Einst wucherte sie üppiger, aber wegen der heutigen Forstcultur, wo die Wälder immer lichter, weniger geschlossen und gegen Frost und Wind nicht geschützt sind, gedeiht der Strauch nicht mehr (Breder-

low)". Es darf daher nicht überflüssig erscheinen, was sich aus Flur- und Waldnamen, aus mündlicher Mittheilung alter Leute und aus ungedruckten Quellen über die frühere Verbreitung der Haselstaude ergiebt, zusammenzustellen, doch will ich mich im Ganzen auf die Umgegend Blankenburgs beschränken. Wie bemerkt, findet sich am Südfuße des Hoppelberges die Haselstaude noch in größerer Menge, aber auch in dem etwa 1/4 Stunde südlicher gelegenen Wäldchen Iseburg bei der Station Börnecke gab es nach Aussage alter Leute in früherer Zeit viele Haselstauden, und wahrscheinlich ist die dazwischen liegende Ackerfläche vor ihrer Urbarmachung auch mit Haseln bestanden gewesen, während sie in der Sandfläche des angrenzenden Herses wohl kaum jemals in größerer Menge vorhanden gewesen sein werden. Aber an den Abhängen des Regensteins sind sie noch heute reichlich vertreten. In südöstlicher Richtung von Blankenburg erstreckt sich der Heidelberg. Auch hier war in früherer Zeit die Hasel häufiger als jetzt, und an dem in der Nähe gelegenen Apenberge bei Cattenstedt, der im Anfange dieses Jahrhunderts noch bewaldet war, ist sie von noch lebenden alten Leuten zahlreich angetroffen. Das Hasenthal zwischen Cattenstedt und Timmenrode, in welchem der Jordan fließt, am Ende des Apenberges beginnend, wird in der kurzen Inhaltsangabe auf der Außenseite einer Urkunde vom 21. December 1441[1]) Haselthal geschrieben. In der Urkunde selbst, durch welche bestätigt wird, daß dem Hospitale zu Blankenburg dat holtblek dat dar is geheten dat hasendal dat dar gheit in den wech de dar gheit na Tymmenrode, überlassen wird, steht Hasenthal. Diese Holzfläche wird das noch heute dem St. Georgshofe in Blankenburg gehörende sog. ârmeliholt, armer Leute Holz, sein, das auf der Nordseite der von Blankenburg nach Timmenrode führenden Chaussee liegt. Aber diese Gegend heißt nicht mehr Hasenthal, liegt jedoch in der Nähe des heutigen Hasenthales. Wahrscheinlich umfaßte das frühere Hasenthal die ganze Fläche vom Heidelberge bis zum Jordanthale. Ob das Thal nach dem Hasen oder der Haselstaude benannt ist, läßt sich hieraus zwar nicht mit Gewißheit entnehmen, aber an den Abhängen desselben, sowie im ârmeliholte standen früher in der That viele Haselstauden, ebenso in dem angrenzenden, jetzt nicht mehr vorhandenen Hakenholze auf der Südseite des Hasenthales.

In südlicher Richtung von Blankenburg und Cattenstedt habe ich am Rande des Harzwaldes, westlich der von Blankenburg nach Wendefurth führenden Chaussee, in der kleinen Cattenstedter Bauergemeinde noch vor 35 Jahren die Haselstaude als Unterholz in großer Menge gesehen. Mit der Ausrodung des Waldes ist auch die Staude verschwunden. Zusammenhängendes Gebüsch und Unterholz bildete sie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf den Höhen und an den Bodeabhängen um Wendefurth bis Altenbrak. Sie bedeckte auf der linken Seite der Bode den Wienröder Kuhberg, der sich von der von Hüttenrode nach dem Armesfelde führenden Chaussee bis an die Bode erstreckte, den Wendefurther Berg oder das Mühlenholz nördlich der Hasselfelder Chaussee, den Armesberg und die Flächen am Hasenteich unweit Altenbrak; auf der rechten Seite der Bode, Wendefurth gegenüber, die ganzen Abhänge zu beiden Seiten der Chaussee, besonders den Kirchhofsberg. In gleicher Menge war sie in der Umgebung von Hasselfelde vertreten und hat sich dort bis in die jüngste Zeit gehalten. Unzweifelhaft bedeutet Hasselfelde „Haselfeld", hat also seinen Namen von der Haselstaude, wie auch das Flüßchen Hassel. Der Name erscheint zuerst im Jahre 1046 als Haselfelt, im Jahre 1052 als Haselveldo und Hasselovelde[2]). Schon damals war die Haselstaude hier so vertreten, daß sie der Gegend und der Ansiedlung den Namen geben konnte. Der Name Hasselfelde wird in der Mundart der Dörfer Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt und Hüttenrode „Hasenfelle" mit kurzem a gesprochen; statt l erscheint n wie auch in Kuntur statt Kultur; umgekehrt spricht man in Cattenstedt erwählen statt erwähnen. Dieses „Hasenfelle", das die Kürze des a unter dem Einflusse des häufig gehörten hochdeutschen Hasselfelde bewahrt haben wird, läßt mich vermuthen, daß auch die Benennungen hâsendik und hâsendâl nach der Haselstaude benannt sind, zumal da in einer handschriftlichen Grenzbeschreibung vom Jahre 1750 auch an der Bode bei Altenbrak ein Hasenthal erwähnt wird, das kaum nach dem Hasen benannt sein dürfte, und da im Jahre 1375 in Halberstadt der Familienname Haseldeich erscheint[3]). Ist dem so, so liefern diese Benennungen den Beweis für das massenhafte Vorkommen der Staude, die gewiß weit größere Flächen bedeckt hat, als wir heute ahnen. Wie massenhaft sie auftrat, läßt sich schon daraus ersehen, daß noch vor 30 Jahren die Holzhauer aus Cattenstedt, Wienrode und Hüttenrode zu ihren zum Binden des Washolzes, der Wasen, nöthigen Binderuthen oder wêden die jungen Schößlinge der Haselstaude verwandten und diese aus dem Armesberge und der Hasselfelder Gegend holten. In Cattenstedt gab es 12 Holzhauer, von denen ein jeder etwa 70 Schock Binderuthen jährlich verbrauchte. Ein alter Holzhauer erzählte mir, daß er einmal 25 Weden aus einem einzigen Haselbusche gehauen hätte.

Ein zweites Zeugniß für das massenhafte Auftreten der Haselstaude noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sind die mündlichen Mittheilungen alter Cattenstedter über den Ertrag an Nüssen. An den Abhängen um Wendefurth auf dem linken Bodeufer — auf dem rechten Ufer durften die Cattenstedter keine Nüsse sammeln — bildete sie dichtes Unterholz und hatte die Höhe von 4—6 Meter. Männer und Frauen gingen sie zu sammeln. Die Männer kletterten an den Stämmen, die eine Durchschnittsfläche von 15—20 cm erreichten, empor und die Frauen bogen mit Haken die Zweige nieder. Mit dem Sammeln wartete man nicht, bis die Nüsse in der Schale sich bräunten, sondern

1) Originalurkunde im Herzogl. Landes-Hauptarchive zu Wolfenbüttel.

2) Ztsch. des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde 27, 421.

3) Ztsch. des Harz-Vereins f. Gesch. und Alt. 27, 420.

holte sie schon früher, that sie mit der Schale in ein Gefäß und deckte sie mit Zeug, worauf noch Steine gelegt wurden, fest zu, damit sie sich braunten und sich leicht aus der Schale lösten. Diese Beschäftigung dauerte mehrere Wochen. Im Jahre 1834 sammelte man 4 Wochen lang, in der letzten Zeit suchte man die sog. Lesenüsse, d. h. solche, die ausgefallen waren.

Man verkaufte die Nüsse theils in Blankenburg an die Trumpff'sche Samenhandlung, theils in Halberstadt. Die Verkäufer nahmen ihren Weg über das an der Grenze liegende preußische Westerhausen, wo die Nüsse versteuert wurden. Der Erlös war bedeutend. Bis zur Zeit des Blankenburger Jahrmarkts verkaufte man die Nüsse in Blankenburg. Der Scheffel kostete 20 Gutegroschen bis einen Thaler. Nach dem Jahrmarkte gingen die Cattenstedter nach Halberstadt und verkauften dort auf dem Markte die Nüsse metzenweis. Dadurch wurde der Erlös ein erheblich größerer. Manche Frau hat mit dem Sammeln der Nüsse in einem Herbste 50 Thaler verdient. Diese Angaben erscheinen nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß nach einer Mittheilung des Gemeinnützigen Wochenblattes für Blankenburg und den Harz vom 9. Juli 1853 „eine ergiebige Ernte der süßen Früchte den armen Hasselfeldern gegen 1000 Thaler einzubringen pflegte“. Hasselfelde hatte im Jahre 1864 2438 Einwohner. Mit dem Schwinden der Haselstaude ist für die Bewohner des Harzes eine nennenswerthe Erwerbsquelle versiegt; denn es sammelten nicht blos die Cattenstedter und Hasselfelder.

Erwähnt sei noch, daß das Holz der Haselstande von den Korbmachern zur Anfertigung von Trag- und anderen Körben verwendet wurde. In Hüttenrode gab es vor 35 Jahren noch mehrere Korbmacherfamilien, die auch über Land gingen und als Korbflicker allgemein bekannt waren. (Schluß folgt).

Kurze Nachrichten.

Reliefs von J. G. Schadow in Braunschweig. Um den König Jerome von Westfalen zu einem längeren und öfteren Aufenthalte in der Stadt Braunschweig zu bewegen, wurde das Fürstliche Residenzschloß von Seiten der Stadt einem gründlichen und glänzenden Umbau unterzogen. Die Kosten dieses Baues waren sehr beträchtliche, und es geschah in der ausgesprochenen Absicht, der Stadt hierbei zu Hülfe zu kommen, daß ihr der König ein anderes Fürstliches Gebäude, das Lustschloß in Salzdahlum, in billiger Großmuth zum Abbruche schenkte. Dieses wurde dann bekanntlich dem Erdboden gleich gemacht. Zur Bestreitung der Schloßbaukosten hatte die Stadt eine Anleihe von 150 000 Thlrn. gemacht, aber bei der Pracht und dem Luxus, womit die neuen Räume eingerichtet wurden, reichte der Betrag längst nicht aus. Auch ein besonderes, jetzt seltenes Druckwerk giebt uns Kunde von diesem Umbau, die „Beschreibung der in dem Königlichen Schlosse zu Braunschweig neu eingerichteten Zimmer“, die in zweifacher Ausgabe, in französischer und deutscher Sprache bei Fr. Vieweg 1811 erschienen ist. Zu den prunkvollsten Gemächern, die damals in neuem Glanze erstanden, gehörte vor Allem der große Thronsaal. Er wurde aber nicht nur kostbar, sondern auch mit künstlerischem Geschmacke hergerichtet. Den Plan dazu soll der französische Architect Ludwig Friedrich Catel geliefert haben: eine ganz besondere Zierde erhielt er aber durch vier Reliefs, die der damals schon hochberühmte Bildhauer Johann Gottfried Schadow zu Berlin 1809 entwarf und leider nur in Gips ausführte. Noch mehr ist zu bedauern, daß die Kunstwerke in dem Schloßbrande von 1830 völlig vernichtet wurden. Nur in bildlichen Darstellungen sind sie uns erhalten. Vor Kurzem ist eine Handzeichnung eines Theiles derselben in den Besitz des Herrn A. Vasel in Beierstedt gekommen. Sie ist getuscht und mit Gold gehöht und stellt einen Theil eines Zuges dar, der aus Vertretern der verschiedenen Stände unseres Landes zusammengesetzt ist, und zwar befinden sich auf diesem Blatte Gärtner, Schäfer, Fischer und Jäger.

Die vier Reliefs zeigen folgende Darstellungen:

Das erste Relief stellt einen auf dem Throne sitzenden Fürsten, von Beamten und Militairs umgeben, dar, wie er einen Zug von Vertretern der Wissenschaft und Künste empfängt.

Auf No. 2 zieht der Zug der verschiedenen Gewerke an dem Fürsten vorüber. — Eine ebenfalls mit Gold gehöhte Zeichnung dieses Theiles hat der Künstler selbst im Jahre 1828 zum Albrecht Dürer-Album in Nürnberg beigesteuert, und dies Blatt hat auch durch einen Stich von (A.) Heinze größere Verbreitung gefunden

Auf dem dritten Relief ist dann der Fürst. umgeben von Vertretern aller Truppengattungen dargestellt,

und auf dem vierten wird dem Fürsten von den Ständen des Landes gehuldigt.

Einen Theil dieses letzten Reliefs giebt die oben erwähnte Zeichnung wieder. Die Ausführung, auf gelbbraunem Papier mit Gold, läßt wohl darauf schließen, daß der Künstler dabei an eine Herstellung der Reliefs in Bronze gedacht habe, um die Farbenwirkung zu erproben. Auch eine Lithographie, von dem Künstler selbst auf Stein gezeichnet, ist von einem Theile dieses vierten Reliefs vorhanden. Die Königl. Academie in Berlin besitzt von sämmtlichen Darstellungen Zeichnungen von des Künstlers eigener Hand.

Bücherschau.

Ernst Korte, Karoline Mathilde. Ein Lebensbild. Celle, W. Ströher (1897). 32 S. 8°. — ℳ 75.

Das anspruchslose Büchlein erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung, dient aber nicht übel seinem Zwecke, den niedersächsischen Landsleuten des Verfassers das Lebensbild dieser unglücklichen Königin vorzuführen, die, am 22. Juli 1751 als Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales geboren, 1766 die Gemahlin König Christian's VII. von Dänemark ward, in den Sturz des allmächtigen Struensee (17. Jan. 1772) verwickelt, am 6. April 1772 aber von ihrem Gatten geschieden wurde und dann, seit 22. October dess. J. in Celle, in stiller Zurückgezogenheit bis zu ihrem Tode lebte, der sie schon am 5. Mai 1775 ereilte. Der Verfasser zeichnet das Bild der Fürstin mit den liebenswürdigsten Farben; darin besteht der Hauptinhalt des Buches; die politischen Verhältnisse Dänemarks u. A., was auf den Gang ihrer Schicksale einwirkte, werden dabei verhältnißmäßig nur wenig in Betracht gezogen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 17. Juli **1898.**

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung.)

2. Vom Beginn der Reformation bis zur Aufklärungszeit.

Die kirchliche Reformation, die überall, wo sie auftrat, auf die Schulverhältnisse nach den verschiedensten Seiten hin einen tiefgreifenden Einfluß ausübte, ließ auch die Titulatur des Lehrerstandes nicht unberührt. Die Spuren davon lassen sich in der Stadt Braunschweig schon seit 1528 verfolgen; in den übrigen Theilen des Landes erscheinen sie zunächst vorübergehend während der Schmalkaldischen Occupation von 1542 bis 1547, dauernd seit der Thronbesteigung des Herzogs Julius im Jahre 1568. Umfassend freilich und gewaltsam waren die Veränderungen nicht. Erst allmählich und gleichsam stückweise traten sie ein. Was von den bisherigen Benennungen sich als gesund und lebensfähig erwies, ließ man bestehen. Nur das Veraltete schaffte man ab. Wo aber neue Einrichtungen neue Bezeichnungen erforderlich machten, suchte man darin in gleicher Weise, wie früher, die amtliche Stellung Derer, die sie führen sollten, möglichst genau zum Ausdruck zu bringen. Dabei ist von einer Vorliebe für particulare Besonderheiten nichts zu bemerken. Dieselben Titel, denen man hier zu Lande begegnet, sind gleichzeitig weithin in allen benachbarten Gebieten zu finden.

Was zunächst die Benennung „Scholasticus“ anlangt, so sollte man annehmen, daß diese zuerst und vor allen anderen in Wegfall gekommen sei. War sie doch mit den alten unhaltbaren Institutionen aufs Engste verknüpft, und was die Hauptsache ist, eine so unabhängige Stellung, wie sie der Schulherr zu St. Blasien einnahm, vertrug sich nicht mit einem Regierungssysteme, das die oberste Schulgewalt aus den Händen der Kirche in die des Staates verlegte. Daß trotzdem der Name eine Zeit lang noch fortbestand, hatte darin seinen Grund, daß Herzog Julius die Stifter des Landes zwar reformirte, aber nicht aufhob und einzog. Die Kanonikate und Vikarien wurden weiter verliehen, allerdings meistentheils als Sinekuren, d. h. als Pfründen, die für die Glücklichen, denen sie zufielen, sich zwar mit werthvollen Einkünften, aber nicht mit irgendwie nennenswerthen Amtsverpflichtungen verbanden. In dieser Eigenschaft wurde auch die Scholasterie zu St. Blasien nach dem Einzuge des Lutherthums wiederholt noch auf's Neue besetzt. In Folge dessen hatte man zu St. Blasien noch einige evangelische Scholastici, die aber mit der Schule nicht mehr wie jeder andere Chorherr zu thun hatten. Sie verschwanden, als die Präbende 1622 durch einen Vertrag aufgehoben und ihre Intraden der Propstei beigelegt wurden.[1])

Weit länger hielt sich die Scholasterie zu St. Cyriaci, obwohl die dortige Lehranstalt schon 1545 mit der Demolirung der Stiftsgebäude für immer verschwunden war. Sie gehörte zu den Vikarieen und stand hinsichtlich der Kollatur unter einem Nachkommen ihres Begründers, dem jedesmaligen Senior der Familie von Damm. Von diesem wurde sie noch im Jahre 1768 nach dem Tode des Klosterraths von Blum an Friedrich Julius von Damm († 14. September 1793) verliehen. Ob dieser der letzte Scholaster zu St. Cyriaci und damit auch der letzte Scholaster des Herzogthums gewesen ist, ließ sich aus den vorhandenen Acten bislang nicht ermitteln; aber kaum zweifelhaft kann es sein, daß die Präbende bestanden hat, bis der König von Westfalen mittelst Decrets vom 1. December 1810 die Aufhebung der beiden Stifter der Stadt Braunschweig verfügte.

Bei der Benennung „magister“ wurde der Wandlungsproceß, der schon am Ende des Mittelalters ziemlich weit vorgeschritten war, unaufhaltsam weiter geführt. In seiner allgemeinen Bedeutung für „Lehrer“ ist das Wort in den Schulordnungen des 16. Jahrhunderts nur äußerst selten zu finden. In diesem Sinne erscheint vielmehr der Ausdruck „praeceptor“, und zwar nicht bloß in den lateinischen Texten, sondern auch in den deutschen, in denen er bald die Stellung eines vielgebrauchten Lehnwortes gewinnt. So schon 1547 in Schulgesetzen der Stadt Braun-

1) Sack, Schulen, S. 80, und danach bei Dürre, Gelehrtenschulen, S. 13.

schweig, ferner in der Kirchenordnung des Herzogs Julius von 1569, in der Schulordnung des Herzogs August von 1651 und in zahllosen anderen amtlichen und außeramtlichen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Wollte man die Lehrer weniger nach ihrer Unterrichtsthätigkeit, als vielmehr in ihrer Eigenschaft als staatliche oder städtische Beamte bezeichnen, so nannte man sie „Schulpersonen“ oder „Schuldiener“. Beide Ausdrücke finden sich in den ältesten Kirchenordnungen des Herzogthums, jener in der „Christliken Ordeninge“ der Stadt Braunschweig von 1528, dieser in der „Kerken-Ordeninge des Landes Brunschwig Wulffenbüttels deles“, die 1543 die Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes für das von ihnen eroberte Fürstenthum erließen. Auch die Schulordnung des Braunschweiger Raths von 1596 verwendet noch beide Benennungen. Dann freilich ist von „Schulpersonen“ nicht mehr die Rede; aber „Schuldiener“ hielt sich als die eigentliche und officielle Bezeichnung der Mitglieder des Lehrerstandes ohne Rücksicht auf die Art der Schulen noch sehr lange Zeit. Daneben begegnet man seit dem dreißigjährigen Kriege auch der Benennung „Schulbedienter“ [2]). Diese klang vornehmer und wird den Collegen an den Lateinschulen der Stadt Braunschweig noch 1712 in einer Verordnung des Geistlichen Gerichts ohne irgendwelche despectirliche Nebenbedeutung beigelegt [3]). Dann aber trat sie, wie es scheint, sehr bald außer Gebrauch.

Etwas häufiger begegnet man der Benennung „magister“ noch in der besonderen Bedeutung als Synonymon von „rector“; doch auch in diesem Sinne tritt sie aus der amtlichen Sprache noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts völlig zurück. Nur in Privatschriften ist der „magister scholae“ oder „magister ludi“ noch länger zu finden. Dagegen nahm die Zahl der „magistri artium liberalium“ unter den braunschweigischen Schulmännern seit Beginn der Reformation erheblich zu. Nicht bloß Wissensdurst und Ehrbegierde sind die Ursachen, die dieses bewirkten. Mehr vielleicht fielen die äußeren Vortheile ins Gewicht, die diese akademische Würde ihren Inhabern eintrug. Wer sie besaß, wurde bei der Besetzung der obersten Lehrerstellen in der Regel bevorzugt, nicht sowohl um des Titels willen, als vielmehr deshalb, weil er durch das Bestehen der Magisterprüfung den Nachweis einer gründlichen Gelehrsamkeit geführt hatte. Für das Martineum wird in der Kirchenordnung der Stadt Braunschweig von 1528 sogar ausdrücklich bestimmt: „To sunte Marten wil me holden eynen gelerden magister artium, disser stadt to den eren, der joget tome besten“. Bald gehörte, wenigstens an den größesten Anstalten, ein nicht promovirter Rector zu den Ausnahmen, und auch unter den übrigen Lehrern fehlte es nicht an solchen, denen von einer philosophischen Facultät die summi honores zuerkannt waren. So blieb es, bis sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Reihe der Magister in auffallender Weise zu lichten begann. Wer von den Jüngeren promovirt hatte, nannte sich von vornherein „Doctor der Philosophie“, und auch von den bejahrteren Herren fing einer nach dem anderen damit an, den Ehrentitel, mit dem er alt und grau geworden war, mit dem modernen „Doctor“ zu vertauschen. Nur wenige, die der Neuerung widerstanden. Keiner hartnäckiger als der jüngere Leiste, der am Gymnasium zu Wolfenbüttel von 1794 bis 1838 nach einander als Subconrector, Conrector und Rector gewirkt hat. In den Programmen dieser Anstalt, die aus jener Zeit noch vollständig vorhanden sind, steht vor seinem Namen stets das große M. Aber in einzelnen Fällen hat auch dieser „letzte Magister des Herzogthums Braunschweig“ dem Geiste der Zeit seinen Tribut nicht zu versagen vermocht [4]).

So sank ein Titel zu Grabe, der in seinen verschiedenen Entwickelungsphasen sieben Jahrhunderte lang zahllosen Gelehrten und Schulmännern des Herzogthums zur Zierde und zur Freude gereicht hatte. Man warf ihn bei Seite wie einen werthlosen Tand. In der That hatte der Magistergrad durch die Laxheit, mit der die philosophischen Facultäten zuletzt bei seiner Verleihung verfuhren, sein Gewicht und seinen ursprünglichen Glanz völlig verloren. Zwar herrschte nicht überall der Grundsatz, den man den alten Marburgern nachsagte: „Accipimus pecuniam et mittimus asinum in patriam“ [5]); aber ohne Grund war es doch nicht, daß das altehrwürdige Ehrenprädicat so verächtlich taxirt wurde. Wie die öffentliche Meinung darüber dachte, erfährt man von Joachim Heinrich Campe, der sich in seiner nüchternen und etwas weitschweifigen Weise folgendermaßen vernehmen läßt: „Magister, Meister, wurde ursprünglich für Schul- oder Lehrmeister (Magister scholae) gebraucht; jetzt bezeichnet es in der Sprache der Hochschulen einen Menschen, der einige Jahre auf der hohen Schule zugebracht, darauf eine Art von Prüfung, die immer gut abläuft, ausgehalten, dann über einen beliebigen Stoff ein paar Blätter entweder selbst geschrieben hat oder für Geld

2) Vergl. Grimm, Wörterbuch, IX, 1868, wo eine Stelle aus dem 1652 erschienenen „Parnaß“ von Johann Rist († 1667) zum Abdruck gebracht wird.

3) Decret des Geistlichen Gerichts vom 5. October 1712, „wie es mit denen Schulwittwen soll gehalten werden“. Eine „Copey“ davon besitzt das Martino-Catharineum in einem Quartbande, der den Titel führt: „Monumenta Scholae Catharinianae ab anno 1700 consignari coepta“. In der Erneuerten Kirchenordnung von 1709 findet sich II, 278 die „Formula iuramenti“ so die Prediger, Schuelbediente und Opferleute nach angehörtem Erbhuldigungs-Eyde abstatten sollen“. Das Wort war ebensowenig anstößig, wie später noch „Postbediente“, „Staatsbediente“ 2c.

4) Ant Friedr Wilh. Leiste, geb. am 20. Mai 1769, wurde an der „Großen Schule“ zu Wolfenbüttel 1794 Subconrector, 1801 Conrector und 1815 als Nachfolger seines Vaters Christian L. Rector. Den Titel Professor erhielt er 1822. Nachdem er 1838 in den Ruhestand getreten war, starb er am 10. October 1847 Dem Verfasser sind nur zwei Fälle aufgestoßen, in denen L. sich als Doctor der Philosophie bezeichnet, einmal in seiner Geschichte des Wolfenbüttler Gymnasiums (Progr. 1817), S. 37, sodann in einer „Liste der Lehrer“, die er 1833 an das Herzogliche Consistorium eingereicht hat.

5) Vergl. Hochschul-Nachrichten, VIII. Jahrg. Nr. 7, April 1898, S. 8.

und gute Worte von einem Andern hat schreiben lassen, hiernächst den Inhalt dieses Schriftchens öffentlich entweder selbst oder durch einen seiner Lehrer, aber in beiden Fällen nur unter der Bedingung vertheidiget hat, daß er am Ende immer Recht behalte, endlich für sein baares Geld von der gelehrten Zunft zum **Meister** geschaffen wurde, und diese Schöpfung durch einen den Altmeistern und Denen, welche die Posse mitgespielt hatten, gegebenen Ehrenschmaus bestätigte und verherrlichte. Seit einiger Zeit schämen die so entstandenen Meister sich dieses so theuer erworbenen Titels, und nennen sich Docter (so Campe's Schreibweise!), d. i. Lehrer" [6]).

Früher noch als die lateinische Form des Wortes „magister" verlor dessen **volksthümliche Verdeutschung** das Ansehen, dessen sie sich das ganze Mittelalter hindurch zu erfreuen gehabt hatte. In den älteren braunschweigischen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts, soweit sie in der Muttersprache abgefaßt sind, insbesondere in der der Stadt Braunschweig von 1528, in der Schmalkaldischen von 1543 und in der des Herzogs Julius von 1569, bilden „**Meister**" und „**Schulmeister**", ndf. „**Mester**", „**Scholemester**", vereinzelt auch „**Overmeister**" [7]), nach wie vor die stehende Bezeichnung des Dirigenten, während die Ausdrücke „rector", „rector scholae", „rector ludi" sich damals noch mehr auf die lateinischen Texte beschränkten. Aber in der Ordnung, die der Braunschweiger Rath 1596 für die drei Lateinschulen der Stadt erließ, sucht man jene deutschen Benennungen vergebens, und auch in späteren Erlassen, soweit darin von den Leitern der gelehrten Anstalten die Rede ist, tauchen sie nicht wieder auf. Der Grund liegt nahe. Sie waren im Werthe gesunken. Wer irgendwo, und mochte es an der elendesten Dorf- oder Klippschule sein, das Lehramt versah, wurde „Schulmeister" genannt. Diese Titelverwandtschaft war aber den gelehrten Rectoren und Magistern wenig erfreulich, und selbst die Vorsteher der beiden großen Schreibschulen zu Braunschweig, die alten „**Schrivelmestere**", fühlten sich nicht sonderlich geehrt, wenn man sie mit der Kirchenordnung von 1528 als „deutsche Schulmeister" und nicht vielmehr als „Schreib- und Rechenmeister" bezeichnete. Ein hübscher fremder Ausdruck, wie „Arithmeticus", wäre ihnen noch lieber gewesen. Die Behörden nahmen auf diese Wünsche und Gefühle Rücksicht und verbannten den „Schulmeister" auf das platte Land und an die kleinen Leseschulen der Städte. Hier hielt sich die Benennung in der amtlichen Sprache bis in den Anfang des laufenden Jahrhunderts; aber in der des gewöhnlichen Lebens läuft sie auch heute noch um, jenen alten devalvirten Gulden und Groschen vergleichbar, die zu der Väter Zeit immer noch von Hand zu Hand gingen, obwohl man sie an den öffentlichen Cassen längst schon als Zahlungsmittel zurückwies.

6) Campe, Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. 1. Aufl. (Braunschweig 1801), S. 452. Etwas erweitert in der 2. Aufl. (Braunschweig 1813), S. 406.

7) Braunschw. Schulordnungen, II, 13. Gelegentlich werden auch der Superintendent der Stadt Braunschweig und sein Coadjutor als „oberste scholemestere und upseher" bezeichnet, vergl. ebendas. I, 87.

Als der „Schulmeister" aus den Lateinschulen verschwand, gelangte der „**Rector**" darin zu unumschränkter Herrschaft und gewann auch für die deutsche Sprache das volle Bürgerrecht. Man begegnet ihm aber nicht blos an den größeren Anstalten, die ihre Schüler für die Universität vorbereiteten, sondern auch an den Schulen der kleineren Städte, bei denen die Pflege der lateinischen Sprache über die Einübung von mensa und amare oftmals nicht allzuweit hinausging. Auch in die Klöster drang er ein, wenn dort, wie in Amelungsborn, Riddagshausen, Marienthal, Michaelstein und Walkenried, eine gelehrte, namentlich für zukünftige Theologen bestimmte Bildungsanstalt bestand. Nur für die deutschen Klosterschulen blieb es bei dem Titel „Präceptor".

Dann und wann wird der Rector einer Lateinschule wohl auch als „**Scholarch**" bezeichnet, aber nur in Privatschriften, niemals, soweit ersichtlich, in der amtlichen Sprache. In dieser verstand man, namentlich in Braunschweig, unter den „**Scholarchen**" oder „**Schulherren**" die Mitglieder der mit der Beaufsichtigung des städtischen Schulwesens beauftragten, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetzten Commission. Anders der Ausdruck „**Pädagogarch**". Diesen Titel ertheilt die Schulordnung des Herzogs Julius von 1569 dem Leiter des Pädagogium Illustre zu Gandersheim, aus dem später die Juliusuniversität zu Helmstedt hervorging. Außerdem noch dem Rector der Particularschule zu Wolfenbüttel, dem die Prüfung der zur Anstellung präsentirten Schulmänner oblag. Die Benennung stammte, wie die ganze Schulordnung des Herzogs, aus Württemberg und vermochte auf braunschweigischem Boden keine Wurzeln zu schlagen.

Für die **Gehülfen des Rectors** kommen die mittelalterlichen Ausdrücke „**socii**" und „**secundarii**" in den Schulordnungen der Reformationszeit nicht mehr vor; dagegen erscheint darin als allgemeine Benennung das Wort „**Gesell**". Wo man heutzutage „Director und Lehrercollegium" sagt, hieß es damals „**de Mester und sine Gesellen**", und „**Schulgesell**" klang in den Ohren von Luther's Zeitgenossen ungefähr ebenso wie heutzutage „Gymnasiallehrer". Bald aber erforderte es die Höflichkeit, daß der Rector seine Mitarbeiter nicht mehr wie ein Handwerksmeister als seine „Gesellen", sondern nur noch als seine „**collaboratores**", „**cooperarii**" oder „**collegae**" bezeichnete. Die Sprache der Behörden schloß sich an, doch vermochte von diesen Ausdrücken das Wort „collaborator", obwohl es in der Schulordnung des Herzogs Julius als die eigentliche Amtsbezeichnung der dem „Schulmeister" untergeordneten „Präceptoren" auftritt, auf die Dauer noch keine allgemeine Verwendung zu gewinnen und blieb auf die lateinische Schrift und Rede beschränkt. Weit seltener noch begegnet man dem „cooperarius". Dagegen trat „**collega**" in vollstem Umfange an die Stelle der veralteten Benennung „Gesell". Der Wechsel vollzog sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und stellt sich in der Schulordnung des Braunschweiger

Raths von 1596 als eine vollendete und abgeschlossene Thatsache dar. Wo in diesem Gesetze die Lehrerschaft einer einzelnen Anstalt zusammengefaßt wird, ist nur noch von dem „rectore und seinen collegis“ die Rede, und vielfach werden die untergeordneten Lehrer auch ohne Beziehung auf ihren Vorgesetzten schlechthin „collegae“ oder „collegae scholarum“ genannt. Später wurde dann aus dem immer noch etwas fremdländisch aussehenden „Collega“ ein guter deutscher „College“, und wenn man im 18. Jahrhunderts von den „Schulcollegen“ sprach, so wußte ein Jeder, daß damit die Lehrer der größeren Lateinschulen gemeint waren. Im weiteren Sinne gehörte selbst der Rector dazu. Auf die geringeren Anstalten, insbesondere auf die Elementarschulen, wurde dieser Ausdruck zu keiner Zeit, weder amtlich noch außeramtlich, übertragen.

Von den Sondertiteln, die man im Mittelalter den verschiedenen Arten der untergeordneten Lehrer beigelegt hatte, ist im 16. Jahrhundert der Ausdruck „Lokat“ in den Schulordnungen der Stadt Braunschweig überhaupt nicht mehr zu finden. In einigen kleineren Städten, Helmstedt, Schöningen, Gandersheim und Wolfenbüttel, taucht er zwar bei der allgemeinen Kirchen- und Schulvisitation des Jahres 1542 noch einmal auf [8]), aber nur, um bald in Nacht und Dunkel zu verschwinden. Weshalb man die Benennung nicht zu halten versuchte, ist leicht zu errathen. Das neue Schulregiment trug Bedenken, so geringwertige Lehrkräfte, wie die Lokaten es gewesen waren, an den Lateinschulen noch ferner zu verwenden. In wie übler Achtung sie standen, erkennt man, wenn man vernimmt, daß Luther sie mit „Bachanten, groben Eseln und Tölpeln“ auf eine und dieselbe Stufe stellt [9]).

Auch die „Baccalarien“ oder „baccalaurei“, wie sie weit häufiger heißen, vermochten den gegen Ende des Mittelalters gewonnenen Boden auf die Dauer nicht zu behaupten. In der Hauptstadt kommen sie seit Beginn der Reformation an den beiden hauptsächlichsten Anstalten, dem Martineum und der Catharinenschule, überhaupt nicht mehr vor. Unter den Lehrern des Aegidianums wird ein „baccalaureus“ vorübergehend 1574 erwähnt [10]). Außerdem trifft man den Titel in Wolfenbüttel von 1568 bis 1583, und dann wieder von 1602 bis 1605 [11]). In Schöningen erscheint er als Bezeichnung des untersten Lehrers in einem 1654 niedergeschriebenen Liber memorandorum [12]). Am längsten hielt er sich in Helmstedt, wo von 1565 bis ins 18. Jahrhundert hinein der letzte in der Reihe der Collegen, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vielfach als Baccalaureus bezeichnet wird [13]).

8) K. Kayser, Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Landen 1542—1544 (Göttingen 1896), S. 61. 66. 76 102.

9) In der „Predigt, daß man Kinder zur Schulen halten solle,“ aus dem Jahre 1530 Luther's Werke, Jenaer Ausgabe, V, 170a.

10) Sack, Schulen, S. 52; Dürre, a a. O, S. 51

11) Koldewey, Gesch. des Gymnas. zu Wolfenbüttel I (Progr. 1874), S. 36.

12) Cuno, Memorabilia Scheningensia (Brunsv. et Lips. 1728, 4°), S. 256. 257.

13) Knoch, Gesch. des Schulwesens, bes. der lat. Stadtschule zu Helmstedt (3 Progr. 1860. 1861. 1862) I, 40; II, 1; III. 63. 64

Ein Irrthum wäre es, wenn man diesen ungünstigen Verlauf der geringen Vorbildung der Baccalarien oder der Art der Benennung zuschreiben wollte; denn für den Unterricht in den untersten Klassen, in denen man dieselben ausschließlich beschäftigte, reichte das Maaß von Kenntnissen, das auf den Universitäten bei der Baccalaureatsprüfung nachgewiesen werden mußte, vollständig aus, und der Witz, der den Namen von dem baculus ableitete, war viel zu billig und harmlos, um Jemand ernstlich verletzen zu können. Was den Ausschlag gab, war vielmehr ein kirchliches Interesse. Die bloß philosophisch und philologisch gebildeten Baccalaurei mußten weichen, damit für die jungen Theologen bis zu ihrer Anstellung als Pfarrherren ein passender Unterschlupf frei werden möchte. Nirgends vielleicht treten die Gesichtspunkte, die hierbei maßgebend waren, deutlicher als in der Stadt Braunschweig hervor. Hier erklärt der Rath in einer Denkschrift von 1595, „er habe bisdahero und sonderlich tempore doctorum Morlini et Chemnitii, beeder gottseligen,“ — jener bekleidete von 1553 bis 1567, dieser von 1567 bis 1586 die städtische Superintendentur — „aus hochbedenklichen wichtigen Ursachen keine junge Gesellen, alsbalden sie ex academia gekommen, zum Predigamt berufen, besondern sie vorerst ad pistrinum scholasticum verwiesen, daselbst ihre industriam et fidem in erudienda iuventute etliche Jahr zu exploriren, ihnen selbsten zum Besten, darmit ihr ingenium, quod alias in iuvenibus et crudum et praeceps est, zugleich mit dem Alter et per quotidianam cum reverendo ministerio eiusque senioribus exercitatis ὁμιλίαν wachsen und zunehmen möchte. Denselben löblichen und bis dahin wohlgerathenen Gebrauch sei der Rath auch hinfort zu continuiren gänzlich bedacht und entschlossen [14])“.

Wie der Rath und die Superintendenten der Stadt Braunschweig, so dachte auch das Herzogliche Consistorium zu Wolfenbüttel, dem in den übrigen Theilen des Landes das gesammte Schulwesen unterstellt war. So kam es, daß die Reihen der braunschweigischen Schulmänner sich über 200 Jahre lang fast ausschließlich mit Theologen füllten, die größtentheils keinen sehnlicheren Wunsch kannten, als die „Tretmühle der Schule“ bei erster bester Gelegenheit mit dem Paradiese einer guten Pfarre zu vertauschen. In den Schulordnungen des 18. Jahrhunderts werden sie deshalb, trotz ihrer festen Anstellung, dann und wann geradezu „Candidaten“ genannt. Da dieselbe Einrichtung auch in den übrigen protestantischen Gebieten zur Geltung kam, so war die Folge, daß der Grad des philosophischen Baccalaureats, der die Aussicht auf eine Versorgung im Schulfache nicht mehr gewährte, auf den deutschen Hochschulen nur wenig noch begehrt wurde und schließlich fast überall völlig in Wegfall kam.

Weit lebenskräftiger und dauerhafter erwies sich die Benennung „Cantor“. Allerdings nur in der lateinischen Form. Die gute Verdeutschung „Sangmeister“

14) Braunschw. Schulordnungen, I, Einleitung S. LXXVI.

klang wohl nicht gelehrt genug, um bei den Söhnen des 16. Jahrhunderts Gnade und Beifall zu finden.

Im Mittelalter findet man, wie schon bemerkt, einen Cantor nur in den beiden Stiftern zu St. Blasien und St. Cyriaci. Nach dem Siege der Reformation fehlt ein Lehrer dieses Titels an keiner einzigen höheren Anstalt. Zu doppeltem Dienst in Kirche und Schule verpflichtet, hatte er vor Allem die Aufgabe, den Schülerchor auszubilden und mit diesem bei den Gottesdiensten, wie auch bei Hochzeiten und Begräbnissen, kunstvolle Gesänge zum Vortrag zu bringen. Daneben ertheilte er Unterricht wie jeder andere College, wie denn auch in der Kirchenordnung der Stadt Braunschweig von 1528 ausdrücklich bestimmt wird: „de cantores scholen na bevehle unde willen ores rectoris scholarbeid dohn gelick den andern gesellen“.

Neben dem Cantor wird am Martineum 1548 noch ein „succentor“ erwähnt, ein junger „Gesell“, der jenem bei der Einübung der Melodieen, dem Lehrer der Kleinsten bei dem Abhören der Lectionen zur Seite stand. Später erscheint als Gehülfe des Cantors ein älterer Schüler, „praefectus chori“ oder schlechtweg „Präfect“ genannt, der namentlich auch für seinen Vorgesetzten den Kirchendienst besorgte, wenn dieser durch seine Schulgeschäfte daran behindert war.

Aus den bisherigen Mittheilungen ergiebt sich, daß von den Sondertiteln des Mittelalters nur zwei dem Wechsel der Verhältnisse und des Geschmacks widerstanden, „Rector“ und „Cantor“. Zu diesen gesellten sich nun verschiedene neue Benennungen, die gleichfalls eine bewundernswerthe Dauerhaftigkeit und Zähigkeit an den Tag legten.

Zunächst „Conrector“. Wie den Namen, so hatte man auch die amtliche Stellung, die der Ausdruck kennzeichnet, im Mittelalter noch nicht gekannt Damals war der Unterricht auf der obersten Stufe, sowie die Leitung des Ganzen, allein noch vom Rector besorgt worden. Jetzt stellte man ihm für diese Functionen einen „gelehrten“ d. i. studirten „Gesellen“ zur Seite, zugleich mit der Aufgabe, seinen Vorgesetzten im Falle der Behinderung zu vertreten. Anfangs, als die Titulatur noch im Fluß war, wurde dieser Gehülfe und Mitregent wohl auch als „**Helper**“[14]), „Coadjutor“[15]) oder „Subrector“[16]) bezeichnet, ohne daß es diesen Ausdrücken gelungen wäre, den „Conrector“ ferne zu halten oder zu verdrängen.

In der Hauptstadt des Landes findet sich der „gelehrte Helfer“ des Rectors am Martineum bereits 1528 an der Catharinenschule seit 1548, am Aegidianum seit 1578[17]). Von den kleineren Städten besaß Helmstedt seinen Conrector schon 1542; Wolfenbüttel erhielt ihn 1583, Blankenburg 1638, Schöningen 1639, Gandersheim augenscheinlich schon weit früher. Ueberall aber, wo ein Lehrer dieses Namens auftritt, nimmt er innerhalb des Collegiums eine sehr angesehene Stellung ein. Er galt als des Rectors Amtsgenosse in ganz besonderem Sinne, als sein College par excellence. Ein alter Wolfenbüttler Schulmonarch, zu dessen Zeiten es noch keinen Allgemeinen deutschen Sprachverein gab, sagte dafür „Collega specialis“, was dem Conrector bei seinen Primanern den Spitznamen eintrug, den er auch als Director, Professor und Schulrath nicht los wurde und den er im Munde seiner dankbaren Schüler auch heute, 14 Jahre nach seinem Tode, noch führt[18]).

Später erst als der Conrector und an noch wenigeren Anstalten erscheint der „Subconrector“, am Martineum 1574, an der Catharinenschule 1578, in Wolfenbüttel 1618, in Schöningen 1646, in Blankenburg 1687. Das Aegidianum besaß einen Lehrer dieser Art nur vorübergehend von 1606 bis 1626 und von 1708 bis 1731[19]), die Schule zu Gandersheim nie Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als ob die Benennung ihre Entstehung der Titelsucht ehrgeiziger Lehrer zu verdanken habe. Aber dazu ist der Klang und die Bedeutung des wunderlichen, hinsichtlich der Latinität geradezu barbarischen Ausdrucks denn doch nicht verlockend genug Richtig wird sein, daß man das Bedürfniß empfand, an größern Anstalten einen Lehrer zu haben, dem schon sein Titel von vornherein, wie die Pflicht, so auch die Befugniß zuwiese, bei Behinderung des Rectors oder Conrectors sofort in die Lücke zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

15) Für das Martineum in der Kirchenordnung der Stadt Braunschweig von 1528. Vergl. Braunschweigische Schulordnungen I, 29. 31

16) In Helmstedt. Vergl. Knoch, Stadtschule zu Helmstedt, 1, 26; Kayser, Kirchenvisitationen, S. 61.

17) In der Ordnung für die großartige „**sunderlike Schole**“, die man 1543 zu St. Blasien zu errichten gedachte. Vergl. Braunschw. Schulordnungen, I 60.

18) Wenn die Nachricht bei Sack, Schulen, S. 55, nicht auf einem Versehen beruht, so hat das Aegidianum schon vor 1540 zeitweilig einen Conrector gehabt.

19) Der Schulmonarch war der schon erwähnte jüngere Leiste, sein Collega specialis Justus Jeep, der das Wolfenbüttler Conrectorat von 1833 bis 1838 bekleidet hat. Der hochgelehrte und hochverehrte Herr wurde am 25. September 1799 geboren. Die alten Guelpherbytanen werden es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, ihrem unvergeßlichen „Spez“ bei der hundertsten Wiederkehr dieses Tages ein würdiges Denkmal zu setzen.

20) Sack, Schulen, S. 57. 58.

Die massenhafte Verbreitung der Haselstaude im Unterharze in früherer Zeit.

Von Ed. Damköhler.

(Schluß.)

Daß die Haselstaude besonders wegen ihres Ertrags an Nüssen für die ärmere Harzbevölkerung von weit größerer Bedeutung war, als es heute erscheinen mag, ergiebt sich auch aus einem im Jahre 1721 vom Fürstl. Amte Blankenburg erlassenen „Umlauf und Befehl wegen der Haselnüsse“, der der Veröffentlichung werth ist. Derselbe lautet wörtlich:

„Demnach Gott der Allerhöchste die hiesigen Forsten unter andern auch mit denen Haselnüßen dieses Jahr hinwieder gesegnet, so gönnet man zwar die Einsammlung derselben denen Unterthanen dieses Fürstenthums zu ihrer Nahrunge und Unterhaldt nach wie vor nicht

unbillig. Nachdemahl aber die Erfahrung in den verstrichenen Jahren mehr als zu Viel zu Tage geleget, daß nicht nur von einigen eigennützigen Unterthanen, sondern auch von denen Forstbedienten, Förstern, Jägern und Försterburschen, und deren Gesinde, ja woll gar von Frembden und auswärtigen Leuten, solch Häselnüßsammeln ehe und bevor dieselbe ihren völligen Reichthum erlanget, sehr gemißbrauchet, die Erndte-Arbeit hindangesetzet, und die Haselstanden durch das gewaltige abreißen der unzeitigen[4]), indem dieselben annoch alzufeste an denen Sträuchen hangen, zerreißen[5]), ja woll gar mit Beylen und Barten darnieder gehauen und dadurch denen Forsten nicht nur ein ungemeiner, großer Schade zugefüget, sondern auch durch das dabey zu machende übermäßige schreyen und rufen daß Wildpräth verjaget, auch der Käuffer und Nebenchrist durch solche unreiffe Haselnüße nur betrogen und um sein Geldt gebracht werde. Alß wird zur Verhütung diesen allen Nahmens Serenissimi unsers Gnädigen Herrn Durchl. allen und jedem, so Forst als andere Bedienten, auch sämtlichen Unterthanen dieses Fürstenthums öffentlich hiermit Kund und zu wißen gethan, daß wegen der späten Erndte und bißherigen sehr naßen Wetters die Haselnüße überall bis den 24t. hujus zugeschlagen, und Keinem, wer der auch seyn möchte, vor solcher Zeit das geringste an Haselnüßen zu pflücken erlaubt seyn solle. Dafern aber ein oder der andere, er sey Bedienter, Bürger, Bauer oder Hüttenmann oder Unterthan dieses Fürstenthums, wes Standes und Condition er auch seyn möchte, sich unterstehen würde, entweder vor sich oder durch sein Weib, Kinder oder Gesinde vor Ablauff des 24t. September Haselnüße in denen Forsten zu sammeln oder pflücken zu lassen, auch wenn solche nach abgelauffenen termino hinwieder auffgethan, Beil und Bardten, oder andere hauende und schneidende Instrumenta, wodurch denen Haselständen einiger Schade zugefüget werden könnte, mit sich in die Forsten zu nehmen, die Haselstauden zu zerreißen oder gar nieder zu hauen, oder mit schreyen und rufen die Wälder durch zu lauffen oder auch in nach specificirten vor das Wildtprätt lediglich reservirten Gehäge Oertern als im Königsberge und Bähren Höhe in stiegischer Forst, dem Klotstiege in Allrödischer Forst, der Schöne Burg in Wendefurther, dem Krautberge in Blankenburgischer Forst, sich betreten zu lassen gelüsten lassen sollte, der oder dieselbe, sie mögen seyn Förster oder Unterthan, klein oder groß, alt oder jung, Männ- oder Weibliches Geschlechts, sollen auf dem Betretungs Fall jedesmahl eingewroget[6]), und die Manns Persohnen 5 in 6 Wochen, auch dem Befinden nach woll länger alhier in die Karre gespannt, die Weibs-Persohnen aber drey Tage an ein ander an das Halß Eisen alhier, Jeden Tag 3 in 4 Stunden lang ohne ansehen der Persohn geschloßen werden, und sollen die Ältern auch auff diesen Fall vor ihre Kinder stehen. Dem Außwärtigen und Fremden aber wirdt das Haselnußsammeln in denen hiesigen Forsten schlechterdings verboten, und hat ein Jeder so Förster als Unterthan darauff acht zu geben und dieselbe zu pfänden und aus denen Forsten zu weisen oder auf beschehene wiedersetzlichkeit zu arrestiren. Gestaltsahm denn auch, über obiges alles denen Bürgern und Einwohnern hiesiger Stadt Blankenburg bey Vermeidung oben gedräueter Strafe des Karren Ziehens und des Pfahls ernstlich anbefohlen wird, sich des Nüß Sammelns jenseits der Bode gäntzlich zu enthalten und sich an denen Oertern dißeits der Bude lediglich zu begnügen und haben die Förster, Jäger und Försterbursche, desgleichen auch die Unterthanen einer auf den andern acht zu geben und dahin mit allen Fleiß zu sehen, daß dieser Verordnung in allen also richtig nachgelebet, die Contravenienten gebührend eingewroget, und ohne Ansehen der Persohnen gepfändet werden. Damit auch diese Verordnung zu eines jeden Notiz und wißenschaft in Zeiten desto beßer gelangen und Keiner mit der Unwißenheit sich zu entschuldigen haben möge, als wird allen und jeden Beamten, auch Oberfactoren dieses Fürstenthums, deßgleichen Bürgemeister und Rath alhier zu Blankenburg und Hasselfelde von diesem Umlauff abschrift zu nehmen, denselben sofort nach empfahung deßen den nechsten Sontag nach verrichteten Gottesdienst bey versammelter Gemeine aller Orten, vor denen Kirchen und Schulen denen Eingeseßenen und Unterthanen öffentlich vorlesen und publiciren, auch denen Geschwohren und Bauer-Meistern jedes Orts davon Copey geben zu lassen, ingleichen ein jeder, der seines Orts vor sich hierunter das praesentatum nebst seinen Nahmen zu verzeichnen, denselben weiter zu befördern und zuletzt anhero zu remittiren anbefohlen. Blankenburg den 6t. Sbt. 1721."

Fürstl: Braunschw: Lünäb:
Geheimbter Rath, Oberhauptmann
und Räthe
(L. S) Thomas Ludolph Von Campe.

4) Ergänze: Nüsse.
5) Lies: zerrissen.
6) Eigentlich „einrügen", anzeigen. Gothisch wrôhjan, mnd. wrogen, anklagen.

Karl Häberlin †.

Hat Karl Häberlin auch nicht auf Braunschweigischem Boden das Licht der Welt erblickt und in den Tagen seines Schaffens hier geweilt, so hat er doch den ersten Grund seiner Bildung in unserem Herzogthume gelegt und stammt er aus einem Geschlechte, das wir mit Stolz zu den ersten Gelehrtenfamilien unseres Landes rechnen. Ursprünglich sind die Häberlins allerdings, wie schon der Name anzeigt, ein süddeutsches Geschlecht, das aus dem Ulmischen zu uns gelangte. Es war Franz Dominicus Häberlin, ein Pfarrerssohn in Grimmelfingen unweit Ulm geboren, der 1745 als Professor der Geschichte nach Helmstedt kam und hier bis zu seinem Tode, dem 20. April 1787, in Segen gewirkt hat. Zwei Söhne traten in die Fußstapfen des Vaters: Johann Friedrich Häberlin, der 1753 geboren von 1777 bis 1790 Professor in Helmstedt war, und besonders dessen jüngerer Bruder Karl Friedrich, der nach kurzer Lehrzeit in Erlangen 1786 in seine Vaterstadt berufen wurde und bis zu seinem Tode († 16. August 1808) eine Zierde der Helmstedter Hochschule war, die bald nach seinem Hinscheiden ebenfalls ihren Untergang finden sollte, den

abzuwenden er bei Lebzeiten mit allen Kräften bemüht gewesen war. Diesen hier nur kurz angedeuteten Ueberlieferungen der Familie ist Karl Häberlin ein langes Leben hindurch treu geblieben. Wir dürfen ihn daher wohl um so mehr als einen der Unserigen in Anspruch nehmen, da er selbst seine engen Beziehungen zu unserem Lande stets treu bewahrte, in das sein Vater bald nach der Geburt dieses Sohnes zurückkehrte und in dem ein jüngerer Bruder in hochgeachteter Stellung noch heute wirkt.

Karl Franz Wolf Jerome Häberlin wurde am 4. September 1813 zu Bracht im Regierungsbezirke Marburg geboren. Sein Vater Franz Häberlin, Sohn Karl Friedrich Häberlin's, war Forstmann und in der Westfälischen Zeit an die zweite Conservation der Forsten nach Marburg versetzt worden. Er war Anfangs an letzterem Orte als Titular-Oberförster, dann als Oberförster (garde général) in Bracht beschäftigt. Bald nach der Geburt des Sohnes Karl brach die Westfälische Königsherrlichkeit zusammen, und der Vater kehrte in die Braunschweigische Heimath zurück. Er stand erst als Förster bez. reitender Förster in Marienthal, wurde aber 1822 zum Oberförster in Helmstedt ernannt, wo er am 8. Mai 1871 als Forstmeister gestorben ist. Hier besuchte Karl von Ostern 1823 bis Michaelis 1832 das Gymnasium, das sich unter des Professors Ph. K. Heß' Leitung eines guten Rufes erfreute. Ostern 1832 hielt er im Redeactus eine lateinische Rede de laudibus Vericlis. Um sich der Rechtswissenschaft zu widmen bezog er dann die Universität Bonn, die er später mit der zu Berlin vertauschte. Am 12. September 1832 promovirte er in Halle zum Dr. iur.; seine Dissertation behandelte Speculorum Saxonici et Suevici ius criminale (Lipsiae 1838). Zwei Jahre darauf (15. Juni 1839) habilitirte er sich in Berlin für die Fächer der deutschen Rechtsgeschichte und des öffentlichen Rechts. Das Hauptgebiet seiner Studien und seiner litterarischen Thätigkeit war das Strafrecht. Ebenfalls mehr geschichtlich war seine nächste Arbeit, die sich mit seiner Doctordissertation berührte, seine „systematische Bearbeitung der in Meichelbeck's Historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung“ (Berlin, 1842), die ihm die Ernennung zum Ehrenmitgliede des historischen Vereins von und für Oberbayern in München einbrachte. Das wichtigste Werk seiner wissenschaftlichen Thätigkeit waren „seine Grundsätze des Criminalrechts nach den neuen deutschen Strafgesetzbüchern“, die in vier Bänden bei Fleischer in Leipzig von 1845—49 erschienen und vor Allem seinen Ruf als Gelehrter begründeten.

Diesem Werke wird er es auch zu danken haben, daß er 1851 zum außerordentlichen Professor des Rechts an der Universität Greifswald ernannt wurde; 1862 erhielt er hier eine ordentliche Professur, und er ist dieser Hochschule dann auch bis zu seinem Tode treu geblieben. Daneben hielt er auch an der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena Vorlesungen über Landwirthschaftsrecht. Aus dieser letzteren Wirksamkeit entstand sein „Lehrbuch des Landwirthschaftsrechts nebst einer encyclopädischen Einleitung in dasselbe“ (Leipzig 1859). Alle Schriften und Aufsätze Häberlins hier einzeln zu nennen, würde zu weit führen. Es möge genügen, um zu zeigen, daß er auch praktische Fragen und die weitere Entwicklung der Strafgesetzgebung mit Interesse verfolgte, auf den „Irrthum im Strafrecht“ zu verweisen, der als Beilageheft zum „Gerichtssaal“ (17. Jahrgang 1865) erschien, sowie auf seine „kritischen Bemerkungen zu dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den norddeutschen Bund“ (Erlangen, 1869). Das Ansehen, das er in dem Kreise seiner Collegen genoß, zeigte sich darin, daß er wiederholt zum Dekan der juristischen Facultät und für das Jahr 1879/80 zum Rector der Hochschule erwählt wurde. Am 8. Juni 1886 ward er zum Geheimen Justizrathe ernannt. Im folgenden Jahre feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, zu dem ihm der rothe Adlerorden III. Klasse mit der Schleife und als ein Gruß der Anerkennung aus seiner Braunschweigischen Heimath das Commandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen verliehen wurden. Er setzte seine Vorlesungen auch jetzt noch fort bis zu seinem 60jährigen Doctorjubiläum, das er in voller körperlicher und geistiger Gesundheit und Frische am 12. September 1897 feiern konnte. Jetzt erhielt er den rothen Adlerorden II. Klasse, und die schöne Feier dieses seltenen Festes lieferte ein deutliches Zeugniß für die allgemeine Verehrung, dessen sich der Jubilar in den Kreisen der Universität und der Stadt Greifswald erfreute. Allgemeine Theilnahme erregte daher hier am 27. Februar dieses Jahres die Nachricht von dem Tode des Greises, den plötzlich ein Schlaganfall dahin gerafft hatte. Der allgemeinen Stimmung aber über den schmerzlichen Verlust, den durch dieses Hinscheiden die juristische Facultät erlitten, gab Tags darauf deren Dekan, Professor Dr Frommhold, treffenden Ausdruck, indem er die Trauernachricht den Studenten mit folgenden Worten verkündete: „Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß der hochverehrte Senior unserer Facultät, Herr Geheimrath Haeberlin, heute Nacht verschieden ist. Ich bitte Sie, sein Andenken durch Erheben von Ihren Plätzen zu ehren. Meine Herren! Herrn Geheimrath Haeberlin war es beschieden, ein arbeitsreiches Mannesalter mit einem arbeitsfrohen und erfolgreichen Lebensabend zu beschließen. Bis zum Anfang dieses Semesters hat er die ihm durch sein Lehramt auferlegten Pflichten durch eine lange Reihe von Jahren treulich erfüllt und noch bis vor Kurzem an allen Facultätsangelegenheiten mit seltener Arbeitsfreudigkeit theilgenommen. Es war ihm das seltene Glück vergönnt, in körperlicher und geistiger Frische sein 60jähriges Doctorjubiläum festlich zu begehen und an diesem Tage die Zeichen der Verehrung von seinen Collegen und seinen Schülern entgegen zu nehmen. Wollen Sie, meine Herren, aus seinem Beispiel von Neuem die Lehre entnehmen, daß auch ein langes Leben nur köstlich ist, wenn es reich an Arbeit und Mühe ist!“

Kurze Nachrichten.

Helmstedter Studentenulk, aufgezeichnet in Mönche-Schöppenstedt. In Helmstedt waren viele

lustige Studenten, die wollten einmal einen Schuster oimen, d. h. zum besten haben. „Ob er sich grusele?“ fragten sie ihn und als der Schuster mit „nein“ antwortete, beschloß man ihn auf die Probe zu stellen und ließ ihn bei einem Todten Wache halten; das war aber ein Student, der sich nur so stellte. Gleichmüthig setzte sich der Schuster zu der vermeintlichen Leiche und flickte Schuhe. Da ließ der Todte eine Hand herabfallen. Der Schuster nahm sie und brachte sie in die ursprüngliche Lage ohne sich zu fürchten. Das wiederholte sich, aber der Schuster blieb gleichmüthig. Da richtete sich der angeblich Todte in die Höhe und glotzte den Schuster an. Der aber sagte: wer dôd is lett sîn kîken und schlug den Studenten mit dem Schusterhammer so vor den Kopf, daß er wirklich tot war. A.

Bücherschau.

Werner Glanz, 25 Betriebsjahre der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn vom 31. März 1873 bis 31. März 1898. Bad Harzburg, H. Woldag 1898. 103 S. 8⁰.

Zum 25jährigen Jubiläum der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn giebt der Verfasser, seit 1892 Director der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn-Gesellschaft, in ansprechender, anschaulicher Darstellung ein Bild von der Entwickelung dieses für die Harzlande, insbesondere die Stadt Blankenburg, sehr bedeutsamen, in technischer Beziehung für die Geschichte der Gebirgsbahnen wichtigen Unternehmens. Am 18. Januar 1870 schloß die Braunschweigische Staatsregierung mit dem Bankhause J. L. Eltzbacher & Co. in Köln einen Vertrag ab, in dem dieses sich verpflichtete, zum Zweck einer Eisenbahn von Halberstadt nach Blankenburg eine Actien-Gesellschaft zu bilden. Nachdem dies geschehen, wurde der Bau der Bahn von dem Ingenieur Heinrich Hecht so schnell ausgeführt, daß schon am 31. März 1873 der Betrieb eröffnet werden konnte, dessen Leitung der frühere Obermaschinenmeister der Kursk-Charkow-Asowschen Bahn in Rußland, Albert Schneider, ein Harzer Pfarrerssohn aus Trautenstein, übernahm. Es war ein glücklicher Griff, diesen Mann an die Spitze des Unternehmens zu stellen, das gerade durch seinen rastlosen Eifer, seine Sachkenntniß, Gewandtheit und Thatkraft bald eine weitere Ausdehnung und ein glückliches Gedeihen finden sollte. Zunächst wurde eine Hüttenbahn nach den Hochofenwerken gebaut, die, am 30. October 1874 concessionirt, am 3. Juli 1875 eröffnet wurde. Da die Betriebsergebnisse dieser Werke stets sehr verschieden ausfielen, die der Bahn aber zu einem großen Theile mehr oder weniger davon abhängig waren, so kam es Schneider vor Allem darauf an, sie durch Erweiterung ihres Netzes, durch Gewinnung neuer Aufgaben und neuer Einnahmequellen selbständiger zu machen und in ihrem Ertrage fester zu consolidiren. Zu dem Ende wurde die Bahn von Langenstein nach Derenburg gebaut, die am 9. September 1880 eröffnet wurde. Dann die Gebirgsbahn Blankenburg-Tanne, die vor allem Schneider's Namen mit der Geschichte der hier behandelten Bahn für immer verknüpfen wird. Denn hier vermochte er „eine Aufgabe glücklich zu Ende zu führen, welche bis dahin oft versucht, aber nie gelungen war, nämlich den Bau einer Gebirgseisenbahn, welche nicht allein einen großen Theil des Harzes verhältnißmäßig billig und doch leistungsfähig mit den großen Verkehrsadern der Ebene verbindet, sondern auch in ihrer ganzen Durchführung, in der Wahl ihres Systems vollkommen neue Gesichtspunkte und Principien für den Bau großer Gebirgsbahnen eröffnete, deren Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit bereits von allen Seiten anerkannt ist und dazu geführt hat, daß nach dieser Bauart der Bau weiterer Gebirgsbahnen in Oesterreich, Schweiz, Italien, Frankreich, Spanien, Indien, Südamerika, Kleinasien ausgeführt wurde“. Trotz den höheren Kosten hielt Schneider in kluger Voraussicht an der Normalspurbahn fest und überwand die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, durch die Anwendung einer combinirten Adhäsions- und Zahnrad-Eisenbahn, für die Roman Abt, ein genialer, aus der Schweiz gebürtiger Constructeur, eigens eine ganz neue dreitheilige Zahnradstange und eine Locomotive für gemischten Betrieb entwarf. Im August 1884 wurde der Bau der Bahn begonnen und bald in Absätzen der Betrieb erst bis Rübeland (1. November 1885), dann bis Elbingerode (1. Mai 1886), Rothehütte (1. Juni 1886) und Tanne (15. October 1886) eröffnet. Der Verfasser giebt sowohl von der Bahn, wie von ihrem Betriebe, der je nach dem Terrain abwechselnd ein Zug- und ein Schubbetrieb ist, eine eingehende Schilderung. Dann behandelt er die nicht unbedeutenden Schienenstrecken, die zum Anschluß industrieller Unternehmungen an die Hauptbahn hergestellt worden sind, und hebt mit Recht den großen und wohlthätigen Einfluß hervor, den die ganze Gebirgsbahn für die Entwickelung der Industrie der Harzlande, den Aufschluß und die Abfuhr ihrer Naturproducte u. A. gehabt hat. Hingewiesen wird schließlich auf eine künftige Erweiterung des Bahnnetzes durch die in Vorbereitung befindliche Eisenbahn von Derenburg nach Minsleben. Auch über die finanziellen Ergebnisse, die Verwendung des Anlagecapitals, das Tarifwesen, die allmähliche Vermehrung des rollenden Materials, die Wohlfahrtseinrichtungen für das Personal erhalten wir, zum Theil in zweckmäßig angelegten Tabellen, klaren Aufschluß. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche. Einen ganz besonderen Schmuck verleihen ihm 33 gut ausgeführte Lichtdruckbilder, die theils die Porträts der für die Geschichte der Bahn wichtigen Persönlichkeiten, die Abt'sche Locomotive, den Mechanismus der Zahnradstange u. s. w., theils die Gebäude und viele höchst malerische Ansichten der Gebirgsbahn uns vor Augen führen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. April. Aus der Geschäftsthätigkeit der Handelskammer; Sander, Kaufmann. Lehrlingsheim zu Br; Geschäftsbericht des deutschen Patentamts; Beil. 1. Industrie und Handel unseres Bezirks.; 1897 Beil. 2. Jahresbericht und Arbeitsplan des Lehrlingsheims. — Mai. Industrie und Handel ꝛc. 1897; Uebersicht der im Verwaltungsbezirke der Polizei-Direction Braunschw bei auswärtigen Feuerversicherungs-Gesellschaften 1897 bestandenen Versicherungen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 31. Juli **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

24. Vorgeschichtliche Befestigungen.

Hier und da finden sich in Deutschland zerstreut uralte Befestigungswerke und Ringwälle. Schanzen heißen sie im Volksmunde, auch wohl Hünenburgen. Es sind Erdwälle, bald niedriger, bald höher, die einen Platz, meist von rundlicher Grundform, einschließen und schützen. Bald liegen sie abseits von viel befahrenen Wegen im Walde versteckt, bald in einem Thale, durch das Heerstraße und Eisenbahn ziehen, hier finden sie sich auf der vorspringenden Kuppe eines Höhenzuges, dort mitten im ebenen Gelände. Schon lange sind diese Erdwerke Gegenstand eifrigen Forschens gewesen, man hat sie nicht nur vermessen, sondern auch mit Hacke und Spaten untersucht. Auch in unserem Nachbarlande Hannover hat der nun verstorbene General-Major von Oppermann eine bedeutende Zahl dieser Erdburgen aufgenommen und die Ergebnisse seiner mühevollen Arbeiten in einem großen Werke niedergelegt[1]). Unser kleines Land vermag gleichfalls eine nicht unerhebliche Zahl solcher Burgwälle aufzuweisen, und vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo auch diese ausgemessen und beschrieben werden. Bis dahin mögen einige kurze Mittheilungen genügen.

Die Asselburg.

Auf dem von Cramm'schen Gutshofe in Burgdorf ist ein etwa 50 m langes Stück einer mächtigen Umwallung mit 4 m tiefem Graben erhalten, welche anscheinend einem größeren befestigten Lagerraum angehört hat, der einen Theil des westwärts ansteigenden Gartens eingenommen haben wird. Nach Norden und Süden war diese Burg durch die versumpften Niederungen zweier Bäche, des großen und kleinen Bornbecks, gesichert. Auf dem östlichen Ausläufer der Vorholz-Höhen gelegen, hat sie wahrscheinlich zur Vertheidigung des Flöthethales gedient, das sich zwischen den langgestreckten Höhen des Vorholzes und den Lichtenbergen ausbreitet.

Der Ringwall bei Altenhagen.

Südlich von den Lichtenbergen, insbesondere dem westlichen Theile derselben, dem Lesserholze, erhebt sich der Raster und Elber Berg. Das Thal zwischen diesen Höhenzügen wird von einem Bache durchflossen, der sich in die Innerste ergießt. Hier befand sich am Wege von Altenhagen nach Oelber noch im Jahre 1831 ein mit einer doppelten Reihe von uralten Bäumen besetzter Ringwall[2]). Diese Verschanzung ist nicht mehr vorhanden. Alte Leute in Lichtenberg und Altenhagen konnten keinen Aufschluß geben, und auch eine Nachsuche auf alten Karten in der Plankammer zu Braunschweig blieb erfolglos.

Der neunzigjährige Altvater Bartels zu Lichtenberg hat angegeben, daß ehemals etwa einen Flintenschuß weit vom Vorwerke Altenhagen zwischen den Forstorten Kiefort und Kohli ein etwa 50 Schritte breiter Erdwall vorhanden gewesen sei, der mit Buchen bestanden war. Im Volksmunde sei derselbe als Ziegenwiese bezeichnet. Welche Form und Gestalt der Wall gehabt, konnte der alte Bartels nicht angeben. Derselbe sei, so sagte er, nur noch theilweise vorhanden und außerdem von geringer Höhe gewesen[3]).

Der Ringwall bei Gebhardshagen.

Der Kamm der Lichtenberge bildet eine etwa 10 Kilometer lange und wegen seiner dichten beiderseitigen Bewaldung undurchdringliche Abschlußlinie, die am östlichen Ende mit dem Hardewegberge bei Gebhardshagen südwärts umbiegt. Hier, am Südostfuße des Hardeweges, ist eine Senke, in der ein Bach zur Fuse hinfließt. Südlich ziehen die Hügel, der Dalenberg, der Hackelberg, bis gegen Salzgitter hin. Diese Senke bildet einen Paß, der einem Eindringen von der Fuse her ins Innerstethal besonders günstig ist, wie denn auch schon in uralter Zeit der Weg aus dem Leragau in den Salt-

1) A. v. Oppermann, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Hannover 1888. Das Werk wird von C. Schuchhardt, dem Director des Kestner-Museums, fortgesetzt.

2) C. Schiller, Fundstätten vorchristl. Alterthümer. Altenhagen und Oelber a. weißen Wege. Manuscript im Städtischen Museum.

3) Diese Mittheilung verdanke ich dem Herrn Forstmeister A. Bode zu Walkenried, früher zu Lichtenberg.

gau hier durchführte. Darum hat dieser Paß eine kräftige Vertheidigungsanlage, welche eine große, wohlerhaltene Lagerumwallung bildet. Derselbe liegt am nördlichen Hange des Querthales kaum 250 m nördlich der Landstraße von Gebhardshagen nach Gustedt, oberhalb eines Steinbruches im Hochwalde. Er umfaßt einen unregelmäßig fünfseitigen Innenraum mit abgerundeter Nordecke. Die Südostseite hat etwa 20 m hinter einem breiten, grabenähnlichen Bergspalt einen innern Wallgraben, der mit der nordöstlichen Ringwallseite zusammenhängt, an seinem südlichen Ende aber durch eine wahrscheinlich ausgewaschene Mulde unterbrochen ist. Der Lagerraum, der etwa 2,5 ha mißt, ist mit starkem Wall- und Außengraben rings umschlossen und wird besonders durch den langgestreckten Bergspalt an der Südostseite völlig unzugänglich. Er beherrscht die Thalsohle in einer Höhe von etwa 30 m von einer kleinen Hochfläche ab, die nordwärts sanft zum Hardewege ansteigt. Der Forstort führt den Namen „Vor der Burg", was bemerkenswerth ist, weil südlich davon ein „Burgberg" liegt, auf dem aber trotz sorgfältiger Nachforschungen keine Spur einer Befestigung aufzufinden ist.

Der Umfang der Burg, auf der Wallhöhe gemessen, beträgt 645 m. Die größte Längenachse innen mißt 223 m, die größte Breitenachse 169 m. Die nutzbare innere Lagerfläche beläuft sich auf 2 ha 55 a 38 qm Vom Innenraume ist der Wall 0,82 m hoch, von der Grabensohle aus 1,98 m [4]).

Die Schalkersburg im Oder.

Die Schalkersburg oder Schalksburg liegt im Quellengebiet der Fuse auf einem westlichen Ausläufer des Oderwaldes, der den Namen der Burg trägt, etwa $2^1/_4$ Kilometer nordöstlich von Klein-Flöthe. Sie besteht aus einem nahezu kreisförmigen Ringwall, der noch gut erhalten ist und von einem Außengraben umzogen wird. Die sich von hieraus entfaltende freie Aussicht beherrscht das Fusethal und die ganze westliche Ebene bis zu den Höhen zwischen Lichtenberg und Liebenburg.

Der Umfang der Burg, auf der Wallhöhe gemessen, beträgt 330 m. Die größte Längenachse innen mißt 99 m, die größte Breitenachse 87 m. Die nutzbare innere Lagerfläche beläuft sich auf 69 a 68 qm Die Wallhöhe beträgt über dem Innenraume 1,36 bis 1,65 m, von der Grabensohle aus gesehen 2,70 bis 3,42 m.

Der Name dieser Burg kommt her von dem althochdeutschen Worte scalk, d. h. Knecht oder Diener. Die Schalksburg ist demnach die Burg, in der die Knechte sich bergen. Vielleicht deutet der Name darauf hin, daß später, nachdem die Burg längst aufgehört hatte, Vertheidigungszwecken zu dienen, der umwallte Platz ein Zufluchtsort für Hirten und Heerden war.

Der Ringwall bei Neu-Wallmoden.

Die Ebene von Lutter am Barenberge, welche sich von Hahausen bis Neu-Wallmoden erstreckt, wird ringsum von waldigen Höhen eingeschlossen. Ein Bach, die Neile, fließt aus den Harzbergen gen Norden hin und sucht sich bei Neu-Wallmoden einen Ausweg. Hier ist zwischen dem Heinberge und dem Westerberge der Paß so enge, daß Bach, Bahn und Straße dicht nebeneinander hinziehen. Er führt aus der Ebene von Lutter in das Innerstethal. Es ist derselbe Paß, durch den sich am Abende eines heißen Augusttages 1626 nach ihrer Niederlage bei Lutter am Barenberge die Dänen in wilder Flucht hindurchdrängten. Hier nun, oberhalb des Dorfes Neu-Wallmoden, liegt auf der östlichen Höhe, dem Westerberge, ein Rundwall. Er ist nahezu kreisförmig und hat ungefähr 450 Schritte Umfang. Der Flächeninhalt beträgt etwa 63,8 a. Wiewohl die Burg eingeebnet ist, läßt sich ihre Form noch ganz deutlich erkennen. Nach der Neile zu ist der Wall abgetragen, dagegen ist er nach dem Berge zu wohl noch an 2 m hoch. Dieser Ringwall heißt im Volksmunde die Reitbahn.

Die Hüneburg bei Golmbach.

Südwestlich von Golmbach, unfern Stadtoldendorf, liegt jenseit des Forstbaches ein Hügel, der sich von Süden nach Norden erstreckt und die Hüneburg heißt. Eine mittelalterliche Burg hat hier nicht gelegen, kein Mauerrest, kein Mörtel oder Ziegel ist sichtbar. Und doch war die Höhe geschützt. Rings um den größeren Theil der oberen Fläche, die nach Norden zu liegt, läuft ein jetzt flacher Graben dergestalt, daß die innere Fläche länglichrund erscheint. Im Süden, da wo sich der Berg am höchsten erhebt, fehlt auf einige Schritte der Graben, und nun folgt ein zweiter kleinerer Ring, ebenfalls von Wall und Graben eingefaßt. Diese so gesicherte Spitze, die nach Süden steil abfällt, heißt der Teuterling.

Die Reitlingsburg.

Die bedeutendste der Erdburgen unseres Landes ist die Burg über dem Reitlingsthale auf dem Elme. Dieses Thal ist die größte Einsenkung in der Hochfläche des Elmes. In seinem östlichen Winkel entspringt die Wabe und fließt zwischen Wiesen und Feldern darin hinunter westwärts gegen Erkerode hin, das im Ausgange des Thales liegt. Nicht nur die Höhenzüge, welche diese Einsenkung einschließen, tragen Erdburgen, sondern der Thalgrund selbst ist nahe der Wabequelle befestigt. Auf der südlichen Höhe ist der westliche Ausläufer des Kuxberges umwallt und durch Gräben von dem übrigen Rücken abgesondert, während er nach Westen hin steil abfällt. Unten zieht sich quer durch das Reitlingsthal ein Damm hin. Auch liegt hier auf der nördlichen Seite der Thalsohle der sog. Wortegarten, ein ringförmiger Erdwall, jetzt zur Hälfte abgetragen. Da ist auch eine Mardelle, in der ein Herd entdeckt wurde. Eine andere Mardelle liegt hinter dem Wirthshause am Wege links zur Burg hinauf. In der Nähe dieser Verschanzung ist im Acker eine Stelle, die als Heidenkirchhof bezeichnet wird, wo auch Urnenscherben gefunden sind.

Hoch über diesen beiden Stellen liegt auf der steil ansteigenden nördlichen Höhe die eigentliche Reitlings-

4) Ich verdanke diese Angaben, sowie die Maße der Schalkersburg im Oder der Güte des Herrn Kreisbauinspectors Osten zu Braunschweig.

burg. Es ist eine länglichrunde Umwallung von unregelmäßiger Form. Man könnte sie einem Kreisabschnitte vergleichen, dessen Sehne der schroffe Rand des Wabethales bildet. Ein neuer Holzabfuhrweg geht jetzt durch die Burg hindurch und theilt sie in zwei Hälften. Er verläßt sie durch einen Ausgang an der Nordseite.

Von diesem Thore ab zieht die Umwallung in einem großen Bogen erst nach Südwesten, dann nach Süden, zusammen etwa 420 Schritte, bis zum Thalrande. Außen, nördlich vom Walle ist eine Senkung, die nach Westen mehr und mehr tiefer wird, so daß der Wall hier zuletzt an 20 m hoch erscheint. In diesem Theile der Burg steht eine hohe Ulme, die weit über die Buchen aufragt und auch in der langen Waldlinie des Elmes auffällt. Sie zeigt dem Wanderer schon in der Ferne den Ort der alten Reitlingsburg. Hier in diesem westlichen Theile liegt nun nahe der unzugänglichsten Stelle eine kleinere Befestigung von viereckiger Grundform, die auch durch Wall und Graben gebildet wird. Die längere Nordseite mißt etwa 70 Schritte. Die Wälle im Osten und Westen sind 55 und 46 Schritte lang. An der Südseite ist der Abfall. In der Nähe zeigt die westliche Umwallung eine Senke, als sei hier ein Eingang gewesen.

Die andere Seite der Burg, östlich vom Fahrwege, hat eine Umwallung, die etwa 370 Schritte lang und wohl 8 m hoch ist. Hier zieht sich auch noch ein niedriger Außenwall hin, der bis an die Nordseite geht.

Diese Burg auf der Höhe, die nach Süden schroff abfällt, ist mit ihren tiefen, breiten Gräben, ihren hohen Wällen ein gewaltiges Werk, das einst in Verbindung mit den Befestigungen unten an der Wabe sowohl, wie gegenüber auf dem Kuxberge, wohl geeignet war, den Bewohnern des Thales und der umliegenden Höhen einen gesicherten Zufluchtsort darzubieten.

Wie sich auf den umliegenden Höhen vorgeschichtliche Befestigungen finden, so darf man eine solche auch auf der Asse vermuthen. In der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Wälle und die tiefen Gräben, die sich am Südabhange des Burgberges hinziehen, die Reste einer solchen Wallburg sind. Scherben vorgeschichtlicher Töpfe wurden hier gefunden, doch sind, um diese Frage sicher zu stellen, auch hier Grabungen nothwendig.

Die Elmsburg über Twieflingen[5]).

Am Südabhange des Elmes liegt oberhalb des Dorfes Twieflingen im Forstorte „Kaltes Thal" die Elmsburg. Sie bildet im Grundriß ein unregelmäßiges Fünfeck mit abgestumpften Ecken. Die innere Grundfläche beträgt etwa 7 ha 50 a. Der umziehende Graben ist noch fast überall 11 m breit und 1 bis 3 m tief. Der Wall dagegen ist nur an einer Stelle noch 2 m hoch, sonst niedriger.

Im Innern liegen Reste einer kleineren Befestigung, Wall und Graben, von länglichrunder Grundform. Der Wall ist an einigen Stellen noch 2 bis 3 m hoch. In der Mitte dieser inneren Umwallung fanden sich Mauerreste, Steine, Ziegel- und Schieferstücke, offenbar Ueberbleibsel der mittelalterlichen Elmsburg. Dicht außerhalb dieser inneren Umwallung liegt ein Erdfall von 14 bis 17 m Tiefe.

Die Hünenburg bei Watenstedt.

Oestlich vom Dorfe Watenstedt im Amte Schöningen erhebt sich der Heeseberg, ein langgestreckter, jetzt kahler Hügel. Der dem Dorfe zunächst liegende Vorsprung desselben heißt die Hünenburg und läßt schon aus der Ferne den Wall erkennen, der, hufeisenförmig gebogen, diese Stätte von dem übrigen Berge abtrennt. Dieser Wall liegt also hauptsächlich im Osten und zieht nord- und südwärts nur bis zu der Stelle, wo der Hügel so steil abfällt, daß ein derartiger Schutz nicht mehr nothwendig war. Der ganze Umfang des so auf künstliche und natürliche Weise befestigten Ortes beträgt etwa 730 Schritte, davon kommen auf den Wall allein 320 Schritte. Der Flächeninhalt wird auf 3,50 ha angegeben. Der Boden ist überall mit Scherben vorgeschichtlicher Thongefäße durchsetzt. Wiederholte Grabungen im Walle förderten ebenfalls solche Scherben zu Tage, außerdem Asche, Kohlen, Knochen, auch ein Pfriemen aus Bein wurde gefunden. Die Scherben sind sehr verschieden, viele sind dick, roh, quarzreich, andere dünner, schwarz glänzend.

Man darf also wohl bis auf Weiteres annehmen, daß hier in vorgeschichtlichen Zeiten menschliche Ansiedelungen standen, ja, daß hier vielleicht ein Urnenfriedhof lag, der dann später, als man diese Stätte nothgedrungen befestigen mußte, zerstört wurde.

Die Hünenburg bei Hessen.

Vom Dorfe Hessen zieht ein Feldweg westlich zum Fallstein hinauf. Da stand früher eine alte Linde, unter welcher der Hillenborn war, aus dem der Heilebart die kleinen Kinder holte. Nach etwa 20 Minuten kommt man an einen Querweg, und da lag ehemals die Hünenburg, ein Ringwall, der mit dornigen Sträuchern bewachsen war. Jetzt ist Alles eingeebnet, und das Land theils an die Domäne gefallen, theils dem Ackermann Chr. Duwe zugewiesen.

Die Bannerschanze bei Westerburg.

In dem Gelände, das südlich vom großen Bruche sanft ansteigt, liegt gerade in der Verlängerung des Kibitzdammes das Gut Westerburg, über dessen altersgrauen Gebäuden ein runder Wartthurm hoch aufragt. In geringer Entfernung davon, es sind nur wenige Minuten, liegt im Osten eine Erdburg, jetzt gewöhnlich die Bannerschanze genannt. Die Ueberlieferung berichtet, der General Banér habe sie aufführen lassen, um von hier aus Westerburg zu belagern Im Volksmunde heißt sie die Banneborg.

Das umliegende Feld ist ebenes Land, das nach Osten und auch nach Süden allmählich ansteigt. Aber die Schanze beherrscht die weite Niederung des Bruches, und darüberweg schweift der Blick bis zum Heese und

5) Vergl. den Aufsatz von Hilmar v. Strombeck in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen. 1863. S. 362. Siehe ferner P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Seite 341.

Elme hin. Eine Quelle in der Nähe bildet zunächst einen Teich und fließt dann nach Westen dem Gute zu. Die Burg selbst ist mit Tannen und Birken und Eichengebüsch bepflanzt. In ihrer Mitte liegt ein kreisrunder Hügel von etwa 32 m Durchmesser, so daß der Flächeninhalt nicht viel größer als 8 a sein wird. Dieser Burgplatz hat aber — und das ist auffallend — keinen Hauptwall, sondern wird von dem Graben umzogen. Dann erhebt sich der Vorwall, es folgt ein zweiter Graben und zuletzt der Außenwall, der aus dem Acker aufsteigt. Dieser niedere, äußere Ringwall mißt ungefähr 412 m Umfang.

Hat nun die Sage, die in dieser Erdburg eine Schwedenschanze sieht, Recht, oder ist sie älter? Aus welcher Zeit stammt sie? Zweifellos ist die Befestigung nicht das Werk schwedischer Regimenter, denn die Schweden bauten damals, wie andere Völker, bastionirte Schanzen. Aber wie so manche andere sagenumsponnenen Orte mit berühmten Namen aus dem großen Kriege in Verbindung gebracht wurden, so ist das auch hier geschehen. Zu Tilly's Tische bei Seesen, zu Pappenheim's Küche bei Hildesheim gesellt sich die Bannerschanze. Ueberhaupt hat der General Banér selbst hier nicht gelegen. Er hatte vielmehr, nachdem er von seinem abenteuerlichen Kriegszuge gen Regensburg zurückgekehrt war, sein Hauptquartier in Halberstadt aufgeschlagen, wo er bereits am 20. Juni 1641 starb. Gewiß ist, daß damals in dem nahen Dedeleben Weimaraner und Schweden lagerten, wo auch Banér's Leiche mehrere Tage blieb. Und zu jener Zeit, als drüben jenseits des Bruches in Germersleben und Egeln die Kaiserlichen hausten und auf den Erzherzog Leopold warteten, haben gewiß auch hier die Schweden im Quartier gelegen, von dieser Höhe aus die Bewegungen der Feinde gegenüber beobachtet und den wichtigen Kibitzdamm beherrscht. Aber das Heer des Erzherzogs Leopold wurde am 29. Juni 1641 unter den Mauern von Wolfenbüttel geschlagen und zog sich dann nach Dedeleben in die ehemaligen Quartiere der Weimaraner zurück, während nun umgekehrt die Schweden nördlich vom Bruche lagerten. So mag die Schanze wohl manchen schwedischen Mann gesehen haben, aber errichtet hat sie weder Banér, noch sonst ein General des großen Krieges.

Aber auch mittelalterlich kann die Anlage schwerlich sein, denn es ist kein Grund vorhanden, warum neben der Westerburg eine zweite Feste, eine Osterburg, errichtet sein sollte. Auch sprechen die beiden ringsum laufenden Rundwälle nicht für das Mittelalter, sondern für die vorgeschichtliche Zeit. Zwar ist der Hauptwall nicht vorhanden, aber derselbe ist kein nothwendiges Erforderniß einer Ringburg. Ein solcher Wall fehlt auch sonst, z. B. bei dem nördlichen Theile der Schwedenschanze am Limberg bei Pr. Oldendorf, bei der Friedlandburg über der Leine, wie auch bei den Harzburgen bei Ilfeld.

Noch ein anderer Umstand könnte Bedenken erregen, die Wallburg der vorgeschichtlichen Zeit zuzuschreiben. Auf dem Hügel liegen Steine umher und Scherben mittelalterlicher Thongefäße, als habe hier doch ein befestigtes Haus gestanden. Aber auch das darf nicht überraschen. Es ist ein auch anderswo mehrfach bezeugter Fall, daß in eine altgermanische Feste ein Thurm oder gar eine Burg eingebaut wurde. Dies gilt z. B. von der Grenzlerburg bei Othfresen wie auch von der Harlyburg, die sich über der Oker und Radau erhebt. Somit wird man wohl bis auf weitere Widerlegung berechtigt sein, die Schanze der vorgeschichtlichen Zeit zuzuschreiben.

Die Schanzeburg bei Heudeber.

Kaum 1½ Meilen südwärts der Bannerschanze liegt bei dem Vorwerke Mulmke, etwa 20 Minuten vom Bahnhofe Heudeber-Danstedt entfernt, ein bewaldeter Hügel, dessen äußerster nördlicher Theil eine vorgeschichtliche Befestigung trägt, die sog. Schanzeburg. Der Platz ist zu einer solchen Anlage ganz besonders geeignet. Der Hügel, der sich von Süden nach Norden zieht, hat an der Ostseite ein Gelände, das sich zum Dannstedter Bache hin senkt. Im Westen ist ein steiler Hang, der nach dem Rottegraben oder dem Bache, der von Heudeber kommt, abfällt. Dies Wässerchen bildet am Ende des Hügels ein Knie, es wendet sich nämlich gleich nach Osten und schließt so die Höhe auch nach Norden hin ab. Früher sollen die Wiesen an diesen Bächen unter der Schanzeburg Teiche gewesen sein.

Auf der äußersten Spitze dieses Hügels liegt die Befestigung. Während sie so an drei Seiten schon durch die natürliche Bodengestaltung geschützt war, wurde sie im Süden durch zwei Wälle und zwei Gräben von der übrigen Fläche abgesondert.

Der erste oder äußere Wall ist niedrig. Er zeigt sich besonders im Süden scharf ausgeprägt, läßt sich auch im Osten verfolgen und tritt im Norden wieder deutlicher hervor. Der höhere Hauptwall zieht nicht ganz ringsum: er ist im Süden am mächtigsten, wird aber an den Seiten, wo das Gelände sich senkt, bald niedriger und verschwindet dann ganz. Er bildet also ein Hufeisen.

Der ganze befestigte Platz ist von länglichrunder Grundform, deren größter Durchmesser ziemlich genau von Süden nach Norden zieht.

Ein Quergraben theilt die Fläche in eine größere, südliche und eine kleinere, nördliche Hälfte. Aus der Niederung des Rottebaches an der Westseite zog die Auffahrt herauf.

Der ganze Umfang der eigentlichen Burgfläche, von der Höhe des Hauptwalles an gezählt, beträgt etwa 615 Schritte, also ungefähr 492 Meter. Der große Durchmesser mißt 240 Schritte, das sind gegen 192 Meter. In der Querachse zählte ich 115 Schritte, das mögen 92 Meter sein.

Eine weite Aussicht eröffnet sich von dieser Höhe auch gen Norden. Zu Füßen des Hügels vereinigt sich der Rottebach mit dem Gewässer von Dannstedt, und das Flüßchen fließt dann als Aue zum großen Bruchgraben. Rechts erhebt sich der Huy, von dem eine alte Warte herabschaut, links liegt die breite Masse des Fallsteins, während in der Ferne Asse und Elm herüberscheinen. Südwärts steigen die nahen Berge des Harzes auf, überragt vom Brocken.

Vor Zeiten soll auf der Schanzeburg ein altes Kloster gestanden haben, wie denn auch beim Ausroden von Bäumen Bausteine zum Vorschein gekommen sind. Es wurde auch folgende Sage erzählt. Einst ackerte ein Pflugmann unter der Burg. Da hörte er im Berge ein Rufen, das so ähnlich klang, als wenn den Leuten vom Bäcker das Kneten des Brotteiges angemeldet wird. Er antwortete: Half Part! Als er am Nachmittage wieder dahin kam, lag auf seinem Pfluge ein Sauerteigkuchen.

Im Mittelalter hieß die Feste die Schalkesborg und gehörte dem Kloster Drübeck[6]). Jetzt ist sie Eigenthum einiger Landwirthe zu Heudeber. Im Innern der Burg sind zahlreiche Obstbäume angepflanzt, und im Grase blühen dunkelblaue Genzianen und leuchtendrothe Steinnelken. (Schluß folgt.)

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung.)

Rector, Conrector, Cantor und Subconrector bilden gewissermaßen die Würdenträger der alten Lateinschule, denen die übrigen Lehrer, falls solche vorhanden waren, wie eine Art von praeceptores minorum gentium gegenüberstanden[20]). Man nannte sie schlechtweg „Gesellen", später „Collegen". Um sie aber in ihrer Stellung näher zu charakterisiren, oder sie auch, wo es ihrer mehrere gab, von einander zu unterscheiden, griff man zu einer numerirenden Bezeichnungsweise. So erscheint bereits in der Kirchenordnung der Stadt Braunschweig von 1528 am Martineum neben Rector, Conrector und Cantor **„de vehrde geselle"**, am Catharineum neben Rector und Cantor **„de drudde geselle"**, an der Aegidienschule 1535 neben Rector und Cantor ein „tertius". Hie und da heißt der unterste Lehrer auch **„de geringeste geselle"**, oder **„de geselle vor de ringesten jungen"**. Etwas später, im Jahre 1548, verzeichnet ein Lehrplan des Martineums neben Rector, Conrector und Cantor einen „supremus", einen „medius", einen „succentor" und einen „infimus", während die weniger umfangreiche Catharinenschule sich gleichzeitig an Stelle dieser 4 Unterlehrer mit einem einzigen „infimus" begnügen mußte. Am Aegidianum tritt 1574 neben magister scholae, cantor, baccalaureus und supremus auch noch ein „antepenultimus" hervor. Bald aber kehrte man zu den einfachen Ordnungszahlen zurück, und zwar so, daß man bis auf ganz seltene Ausnahmen nicht sowohl den Platz in der Reihe der Collegen, sondern vielmehr die Classe, der der Lehrer vorstand, zu Grunde legte, also beispielsweise den Lehrer der Quarta als „quartanorum lector", „quartae classis praeceptor", „quartae classis collaborator", „collega quartae classis", häufiger noch als „collega quartus", „collega quartanus", oder kurzweg als „quartus" oder „quartanus" bezeichnete. Nur für den Lehrer der untersten Stufe blieb die allgemeine und stehende Benennung: „infimae classis collega" oder schlechtweg „infimus". Offenbar fand Niemand etwas Despectirliches darin, und mancher „Gesell", der dieses Titels theilhaftig war, wird sich weit vornehmer gedünkt haben, als der „Meister", der den Baculus unter der Dorfjugend schwang. Nicht Jeder hat ja den Ehrgeiz eines Cäsar, der lieber in einem gallischen Städtchen der Erste sein wollte, als der Zweite in Rom. Aber schließlich kann es auch einem bescheidenen Manne zu viel werden, wenn ihm die Thatsache, daß er der „Unterste" ist, unablässig und immer von Neuem vor die Seele geführt wird. Das sahen denn wohlwollende Rectoren auch ein und nannten ihren Infimus je nach der Nummer der Classe, der er vorstand, Quartus, Quintus, Sextus oder Septimus. Welch glücklicher Griff! Die Sache war dieselbe, der Klang aber besser.

Im Großen und Ganzen kam die Bewegung, die die Reformation auf dem Gebiete der Lehrertitulatur angeregt hatte, noch vor Schluß des 16. Jahrhunderts zur Ruhe; aber erst nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges lassen die Quellen mit Sicherheit erkennen, welche Bezeichnungen an den Anstalten der verschiedenen Städte sich festgesetzt hatten. Es möge gestattet sein, etwas näher darauf einzugehen, zumal man dabei erfährt, mit wie wenigen Lehrkräften die höheren Schulen der Vorzeit auszukommen vermochten.

In Braunschweig zählte das Martineum, das alle Gelehrtenschulen der Stadt und des Herzogthums an Umfang und Ansehen übertraf, 1650 bei 7 Classen 9 Lehrer, die in einem aus jenem Jahre stammenden Actenstücke als Rector, Conrector, Cantor, Subconrector, Tertianus, Quartanus, Quintanus, Sextanus und Infimus aufgeführt werden. In einem aus dem Jahre 1663 stammenden Verzeichnisse finden sich dieselben Benennungen, nur daß darin „Tertianus" und „Quartanus" durch „Tertius" und „Quartus" ersetzt sind. Später treten auch „Quintanus" und „Sextanus" vor „Quintus" und „Sextus" zurück. Die Catharinenschule lag zu jener Zeit in tiefem Verfall. Als sie sich am Ende des Jahrhunderts daraus erhob, besaß sie bei 7 Classen 1 Rector, 1 Conrector, 1 Cantor, 1 Subconrector und daneben noch 4 anderweitige Lehrer, die bald als „quartae, quintae, sextae, septimae classis collegae", bald als „quartanus", „quintanus" u. s. w, bald als „quartus", „quintus" u. s w bezeichnet werden. Am Aegidianum endlich wirkten 1676 1 Rector, 1 Conrector, 1 Cantor, 1 collega tertianus, 1 collega quartanus, 1 collega infimus. Für die kleineren Städte erfährt man

---

6) Jacobs, Urkundenbuch des Klosters Drübeck No. 32 (1294) und No. 37 (1298).

20) Man unterschied collegae superiores und inferiores, doch nicht überall nach demselben Grundsatze. An den großen Anstalten der Stadt Braunschweig rechnete man zu der oberen Classe Rector, Conrector, Cantor und Subconrector, in Schöningen nur Rector und Conrector, vergl. Cuno, Mem. Schening., S. 256

Zahl und Titel der Lehrer aus den Visitationsberichten des Generalschulinspectors Christoph Schrader.[21]) Als dieser 1650 die seiner Aufsicht unterstehenden Anstalten bereiste, fand er in Helmstedt bei nicht besetztem Conrectorat 1 Rector, 1 Cantor, 1 Infimus, in Wolfenbüttel bei 5 Classen 1 Rector, 1 Conrector, 1 Cantor, 1 Subconrector und 1 Quintus, am Anna-Sophianeum zu Schöningen bei nur 4 Classen dieselbe Anzahl, 1 Rector, 1 Conrector, 1 Subconrector, 1 Cantor, sowie 1 Quintus, der aber später, ohne daß in seiner Stellung eine Aenderung eintrat, zum Quartus avancirte, in Gandersheim, wo sich bis 1800 gleichfalls eine sogenannte „Große Schule" befand, bei 3 Classen nur 1 Rector, 1 Conrector und 1 Cantor. Dieselben Titel führten die 3 Lehrer der Schule zu Blankenburg. An den unvollständigen Lateinschulen zu Seesen und Schöppenstedt lehrten 1650 je 1 Rector und 1 Cantor, in Königslutter 1 Cantor und 1 Infimus; in Holzminden aber hatte die Schule, die nach Schrader's Urtheil „unter allen noch die geringste war", nur einen „Schulmeister", der zugleich den Küsterdienst versah, gleichwohl aber seine Schüler nicht bloß im Beten, Lesen und Schreiben, sondern auch in den Elementen der lateinischen Sprache unterwies.

An diesen Verhältnissen hat sich bis zum Beginn der Aufklärungszeit wenig geändert. Wurde an einer Anstalt die Zahl der Lehrer vermehrt, so verlieh man dem hinzutretenden Collegen einen der herkömmlichen Titel. So schob sich in Helmstedt 1661 zwischen Cantor und Infimus, in Blankenburg 1687 zwischen Conrector und Cantor ein Subconrector ein. Wolfenbüttel erhielt 1652 zwischen Subconrector und Quintus einen Quartus, und in Blankenburg wurde der Küster, den man 1681 für die unterste Classe der Lateinschule heranzog, in seiner Lehrerstellung als Infimus bezeichnet. Selbst 1760, als die 12 Jahre zuvor an ihrem ursprünglichen Wohnsitze eingegangene Amelungsborner Klosterschule in Holzminden zu neuem Leben erwachte, standen die alten Titel noch so in Ansehen, daß man kein Bedenken trug, die drei akademisch gebildeten Hauptlehrer der neuen Anstalt als Rector, Conrector und Subconrector zu benennen.[22])

Man sieht, es ist ein einheitliches, festgefügtes und überaus dauerhaftes Titelsystem, das sich aus der Unruhe und dem Wechsel der Reformationszeit herausgebildet hatte. Sein Wesen und seine Eigenthümlichkeit beruhen aber weniger in der Form und dem Klange der Namen, als vielmehr darin, daß jede einzelne Benennung sich mit einer ganz bestimmten Stelle verknüpfte und den Rang und den Wirkungskreis Dessen, der sie führte, genau hervorhob. Eine Titelerhöhung konnte nur mit dem Aufrücken in eine höhere Stelle erfolgen, niemals aus anderen Rücksichten, etwa wegen besonderer Verdienste, in Hinblick auf die Fülle der Jahre, aus fürstlicher Gunst und dergl. Und wenn man die Amtsbezeichnung hörte, so wußte man sofort, auf welcher Stufe ihr Inhaber zu unterrichten hatte. Jeder Conrector würde es als eine tiefe Entwürdigung angesehen haben, wenn man ihm die Unterweisung der Tertianer oder gar der Quartaner zugemuthet hätte. Andererseits konnten die untern Collegen, selbst Cantor und Subconrector, niemals daran denken, Stunden in der Prima zu bekommen. Diese war wie ein geheiligtes Land, das zu betreten nur dem geweiheten Fuße des Rectors und seines Specialcollegen gestattet war. In den übrigen Classen aber, jedenfalls von Tertia abwärts, ertheilte der, der an ihrer Spitze stand, allein den gesammten Unterricht. Welch glückliche Zeit, da solches noch möglich war! Besondere Fachlehrer für Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen gab es noch nicht. Wer sein Latein verstand, ein wenig Griechisch konnte, in der Bibel und im Katechismus Bescheid wußte und ein Compendium der Logik und Dogmatik durchgemacht hatte, vermochte den Forderungen des damaligen Lehrplans nach jeder Richtung hin vollständig zu entsprechen.

Zum Schluß erhebt sich noch die Frage, ob und inwieweit sich die verschiedenen Amtsbezeichnungen auch auf den persönlichen Verkehr, insbesondere auch auf die Anrede erstreckt haben. Ganz sicher ist es, daß man den Rectoren, Conrectoren, Cantoren, wie auch den Subconrectoren, ihren Titel nicht vorenthielt, und wie „Herr Rector", „Herr Conrector" u. s. w., so wird man auch „Frau Rectorin" u. s. w. gesagt haben. Ob auch „Herr Tertius", „Herr Quartus", „Herr Infimus"? Oder gar „Frau Tertia", „Frau Quarta", „Frau Infima"? Die Quellen, soweit sie dem Verfasser zur Verfügung stehen, ertheilen keine Auskunft; aber gerade aus dem Schweigen wird man schließen dürfen, daß bis zu diesem Grade das Titelbedürfniß der Vorzeit sich nicht verstieg. Von den Amtsgenossen wurden die Lehrer der unteren Classen ohne Zweifel schlechtweg als „Herr Collega" begrüßt; Schüler aber und Publikum werden sich in der älteren Zeit der Anrede „Herr Präceptor" bedient haben; später, als diese Benennung einen altfränkischen Beigeschmack gewann, hat man sich wohl mit dem einfachen bürgerlichen Namen begnügt.

Wie die Collegae inferiores selbst bei der Unterzeichnung ihres Namens verfuhren, läßt u. a. die Festschrift des Catharineums erkennen, die 1700 aus Anlaß der Einweihung des neuen Schulgebäudes veröffentlicht ward. Außer den Festreden sind darin „in perpetuam rei memoriam" auch die Carmina zum Abdruck gebracht, mit denen die Prediger und Schulcollegen der Stadt die Anstalt begrüßten. Hier nennen sich die Herren vom Martineum: Martinianus Tertius, Mar-

21) Christoph Schrader, geb. 1601, ein Schüler und Freund des großen Theologen Georg Calixtus, wirkte an der Helmstedter Universität von 1635 bis zu seinem Tode im Jahre 1680 als Professor der Eloquenz. Das Amt eines Generalschulinspectors bekleidete er seit 1648. Vergl. des Verfassers Gesch. der klass. Philol. auf der Univers. Helmstedt (Braunschweig 1895), S 69—80. — Schrader's Visitationsbericht vom Jahre 1650 hat der Verfasser veröffentlicht in den Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, herausgeg. von K. Kehrbach, Jahrg. I (1892), S. 153. ff.

22) Dauber., Mittheilungen aus der Vergangenheit des Gymnasiums zu Holzminden (Progr. 1860, 4°), S. 20 f.

tinianus Collega Quartus, Martinianus Quintus, Martinianus Collega Sextus, Septimus Martinianus. Von den Lehrern der Katharinenschule unterzeichnen sich nur zwei mit Angabe der Klasse als Collega Quartus und als Scholae novae Catharinianae Quintus, während sich die beiden folgenden mit dem einfachen Collega Scholae Catharinianae begnügen. Auch am Aegidianum verbirgt der vorletzte seine niedrige Stellung in dem Ausdrucke Scholae Aegidianae Collega; aber der unterste macht daraus gar kein Hehl, sondern schreibt frank und frei: Johannes Henricus Schaper, Collega intimus Scholae Aegidianae.

In den Briefen endlich hielt man es im Braunschweigischen den Schulmännern gegenüber nicht anders als überall im heiligen Römischen Reiche deutscher Nation. Vielleicht ist es von Interesse, auch hierüber zu guterletzt in der Kürze noch etwas Näheres zu erfahren.

Aus einem „Titelbuch", das 1575 zu Frankfurt erschien[23]), ergiebt sich, daß höfliche Leute sich damals im Briefwechsel mit einem Magister der freien Künste folgender Adresse bedienten: „Dem Ernhafften vnd Wolgelehrten Herrn N., artium Magistro, meinem lieben Herrn vnd guten freundt". Die „salutatio" am Eingang sollte sein: „Ernhaffter, Wolgelehrter, euch seien mein freundtlich willig dienst zuuor, lieber Herr vnd guter freundt". Bei einem Rector, der Baccalaureus, aber nicht Magister war, gebrauchte man denselben Eingang; die Adresse aber lautete: „Dem Erbarn vnd Gelehrten Herrn N., artium Baccalaurien, vnd Schulmeister zu N., meinem guten freundt". An einen Studenten, einen Cantor und einen Locaten wählte man folgende Aufschriften: „Dem Erbarn Lehrweisen N. Studenten der Hohenschul zu N."; „Dem Lehrweisen N. Cantor der Schul zu N."; „Dem bescheiden vnd fleissigen N. Locaten der Schul zu N.".

Im Laufe der nächsten anderthalbhundert Jahre nahm diese gespreizte und schnörkelhafte Art des Briefstils eher zu als ab. Im Jahre 1709[24]) gebührte einem Magister das Prädicat: „Wohl-Ehrwürdiger, Großachtbar und Hochwohlgelahrter"; einem „Rectori und Professori Publico eines vornehmen Gymnasii, der nicht hoch graduiret": „Wohl-Edler, Großachtbar und Hochwohlgelahrter"; dagegen „andern Rectoribus und Schulbedienten": „Wohl-Ehrenvest, Groß-(Vor)achtbar und Wohlgelahrter"; endlich noch „einem Küster oder Dorff-Schulmeister, der nicht studiret": „Ehrenvester und Vorachtbarer". Die Adresse sollte lauten an einen „Schul-Bedienten": „Dem Wohl-Ehrenvesten, Groß- oder Vorachtbaren und Wohlgelahrten Herr N. N. wohlbestalten Rectori (Con-Rectori oder Cantori) zu N. meinem hochgeehrten Herrn"; an einen „Schulmeister, Organisten oder Küster": „Dem Ehrenvesten und Vorachtbaren Herrn N. N. bestalten Schulmeister (Küster oder Organisten) zu N. meinem &c.". Weit feiner war es jedoch, sich bei der Adresse „der französischen Sprache zu befleißen". So z. B an den „Rectorem eines Gymnasii": „A Monsieur Monsieur N. N. Recteur du Collége Illustre de N. N. à N."; an den „Rectorem einer Stadt-Schule": „A Monsieur Monsieur N. N. Recteur de l'école de N. à N.". Ein „Baccalaureus" hieß dann „Bachelier", ein Cantor „Chantre", ein Conrector „Sous-Recteur", ein Magister „Maître ès Arts" oder „en Philosophie", ein Lehrer oder Lehrmeister „Précepteur" oder „Maître", ein Rechenmeister „Arithméticien", ein gewöhnlicher Rector neben „Recteur" auch „Régent", ein Schuldiener oder Schulmeister „Maître d'école", ein Schulrath „Conseiller du Collége, ein Sprachmeister „Maître de Langue", ein Tertius, Quartus und Quintus „Régent de la Troisième, de la Quatrième, de la Cinquième". Die abscheuliche Unsitte hielt sich noch über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus. In den Br. Anzeigen erhob 1748 N. H. G. Rüdemann, der sich als Mitglied der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen bezeichnet, in sehr verständiger und patriotischer Weise Einspruch dagegen[25]); aber noch 1756 trägt ein an einen braunschweigischen Schulmann gerichtetes amtliches, in der deutschen Muttersprache abgefaßtes Schreiben die Aufschrift: „A Monsieur Monsieur Ballenstedt Maître de Philosophie et Recteur de l'Ecole illustre à Schoeningen"[26]).

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

K. Koch, Der Stand der Nationalfestfrage. Braunschweig, Benno Goeritz 1898. 78 S. 1 ℳ.

Das vorliegende Büchlein an dieser Stelle anzuzeigen veranlaßt uns nicht nur sein heimischer Ursprung, sondern auch der Umstand, daß der Verfasser, der bekanntlich seit länger als zwei Jahrzehnten in unserer Hauptstadt an erster Stelle für die Sache der Jugendspiele und des „Freilichtturnens" gewirkt hat, in seiner Schrift überall auf die Braunschweigischen Verhältnisse und Erfahrungen zurückgeht und dabei zur Geschichte dieser Bestrebungen in unserer engeren Heimath, wo sie ja zuerst auf deutschem Boden Wurzel geschlagen haben, werthvolle Beiträge giebt. Den Kern des Büchleins bildet ein Vortrag, den der Verfasser am 18 März 1898, noch vor der Entscheidung über die Stätte des künftigen Nationalfestes, im Verein für öffentliche Gesundheitspflege gehalten hat. Die mancherlei Bedenken und Anfechtungen, die sich gegen den Gedanken eines deutschen Olympia hier wie anderswo erhoben und das öffentliche Urtheil beeinflußt haben, werden darin schlicht

23) Titelbuch Vnnd new Formular &c &c. Vffs new übersehen &c. Zu Franckfurt, Bey Chri. Egen[olffs] Erben. M.D.LXXV. Blatt 52. — Der Verfasser verdankt die Kenntniß dieses Werkchens der Güte des Herrn Ober-Bibliothekars, Geh. Hofrath Dr. von Heinemann in Wolfenbüttel.

24) Vergl. J. Chr. Lünig, Das neueröffnete Europäische Staats-Titular-Buch. Leipzig 1709. S. 371. 872. 873. 915. 1108. 1121 ff.

25) Braunsch. Anzeigen, Jahrg. 1748, St. 25. Der Verfasser des Protestes wird Rudolf Heinrich Georg Rüdemann gewesen sein, der 1754 Pastor zu Ahlum und Wendessen wurde und am 27. März 1803 als solcher gestorben ist.

26) W. Knoch, Mittheilungen aus der Geschichte Schöningens und bes. des frühern Anna-Sophianeums daselbst, abgedruckt im Braunschw. Magazin, Jahrg. 1860, St. 44, S. 348.

und sachlich, aber geschickt und mit Wärme, meist überzeugend zurückgewiesen. Auf das Materielle der in unseren Tagesblättern vielfach erörterten Fragen näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur soviel darf man gewiß sagen: wird das Nationalfest wirklich das, was hier in den Grundzügen entworfen ist, so ist es die natürliche Krönung aller bisherigen Bemühungen zur körperlichen und geistigen Kräftigung unseres Volkes durch Turnen und Turnspiele und zugleich ein wirksames Mittel mehr, das Einheitsgefühl der deutschen Volksgenossen zu erhalten und zu fördern. In einem Anhange sind die „zusammengesetzten Wettkämpfe“ bei braunschweigischen Localfesten — Sedanfest und Schulfest des alten Gymnasiums — geschildert, nach deren Muster im Großen und Ganzen auch die Wettkämpfe auf dem Niederwalde geordnet werden sollen.

Chr. Wilh. Spicker, Lebensbeschreibung des Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig. 5. Aufl. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn 1898. XI. u. 81 S. 8⁰. 1 ℳ 50 ₰.

Daß dieses Büchlein des 1858 verstorbenen Verfassers, welches zuerst 1835, in zweiter Aufl. 1839, in vierter 1882 erschien, uns jetzt wiederum in einem Neudrucke vorgelegt wird, ist gewiß mit Freuden zu begrüßen. Ist es doch ein deutlicher Beweis dafür, daß die ansprechende Persönlichkeit und der hochherzige Tod des menschenfreundlichen Fürsten, der bei dem Versuche Menschen zu retten, am 27. April 1785 in den Fluthen der Oder ein junges, hoffnungsreiches Leben beschloß, noch immer warme, aufrichtige Theilnahme in weiteren Kreisen finden. Und wohl nirgends darf diese mehr vorausgesetzt werden als an dem Orte jener That, die bei den Zeitgenossen so gewaltiges Aufsehen erregte, und bei uns hier zu Lande, die wir in Herzog Leopold einen der liebenswürdigsten und edelgesinntesten Vertreter unseres Fürstenhauses verehren. Wir möchten daher auch an dieser Stelle auf das Büchlein die Aufmerksamkeit unserer Leser richten. Die hohe Auflage ist zugleich auch ein gutes Zeichen für das Buch selbst, in dem der Verfasser den richtigen Ton für seinen Stoff sehr glücklich zu treffen gewußt hat. Dennoch wäre, was wir in dem Wunsche einer baldigen 6. Auflage hinzufügen möchten, an manchen Stellen eine kleine Ueberarbeitung, die dem Werke seit dem Tode des Verfassers offenbar nicht zu Theil geworden ist, nicht unangebracht gewesen. So hätte in der Vorrede bei der Polemik gegen G. W. Keßler, der den Tod des Herzogs als Folge einer übermüthigen Wette hinstellen wollte, der Aufsatz L. Hänselmann's genannt werden müssen, in dem Keßler's Ausführungen einer vernichtenden Kritik unterworfen werden. S 3 müßte der Name Noltens gestrichen werden, u. A. der Art. Etwas gar zu leicht ist es mit der Veranstaltung des neuen Abdrucks genommen worden; da sind selbst die auffälligen Druckfehler der 4. Auflage stehen geblieben. So in dem Widmungsschreiben das sinnlose „erstrebe“ statt „ersterbe“, S. 13 „Mauvillion“ st. „Mauvillon“ u. s. w. Neu hinzugekommen ist S. 47 „Lehrer Ludwig“ statt „Bruder Ludwig“.

C. Koppe's „Bericht über die Arbeiten für die neue Braunschweigische Landesaufnahme und die neue topographische Landeskarte des Herzogthums“ (Braunschw., 1897. Als Manuscript gedruckt. 53 S. 8⁰ mit 19 Kartenblättern) ist zwar in diesem Blatte (Nr. 7—9 d. J.) schon eingehend behandelt worden. Da dies aber von einer Seite geschehen ist, der man vielleicht nicht völlige Unbefangenheit zuschreiben könnte, so ist es gewiß nicht unberechtigt, auch noch auf eine Besprechung jener Arbeit hinzuweisen, die von durchaus unbetheiligter und völlig berufener Seite, von Dr Ernst Hammer, Professor an der technischen Hochschule zu Stuttgart, kürzlich im 6. Heft von A. Petermann's „Geographischen Mittheilungen“ S. 90 f. erfolgt ist. Und zwar gerade jetzt wohl um so mehr, da die Ueberschwemmungen der letzten Zeit die Nothwendigkeit geeigneter Vorbeugungsmaßregeln dargethan haben, alle wasserbautechnischen Anlagen aber, die hier allein helfen können, nur auf Grundlage genauer Aufnahmen und einer genauen Landeskarte auszuführen sind. Hier sieht man sogleich an einem Beispiele die hohe praktische Bedeutung, welche die jetzt begonnene Landesaufnahme besitzt. Hammer ertheilt den Arbeiten Koppe's uneingeschränktes Lob. Er sagt da u. A.: „Der Verfasser betont ausdrücklich, daß ihm nichts ferner liege, als Herabsetzung der preußischen topographischen Arbeiten; aber heutigen Anforderungen genügen eben jene Arbeiten schon aus dem Ende der 70er Jahre nicht mehr. Was Koppe im Zusammenhang damit über die Unterschiede zwischen militärtopographischen und civiltopographischen (d. h. technischen) Karten ausführt, muß das lebhafteste Interesse bei Allen finden, die mit Höhencurvenkarten zu thun haben: bei Technikern aller Richtungen, Officieren, Geographen, Geologen“. Am Ende faßt er sein Urtheil in die Worte zusammen: „Mit Interesse wird jeder Sachverständige die „Schlußfolgerungen“ Koppe's lesen, und Niemand wird leugnen, daß Braunschweig seine neuen Aufnahmen in die berufensten Hände legen durfte“.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 4 u. 5. Nußbaum, die hygien. Hauptforderungen an Lage, Gestaltung und Bauart des Wohnhauses und die Mittel zu ihrer Lösung. — 6. Anschütz, Von der Sprache, ihren Fehlern und der Heilung der Sprachleiden: Koch, Untersuchungsresultate im städtischen Schlachthause.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. 7. Mackensen v. Astfeld, Pferdezucht und intensive Landwirthschaft; Vibrans, Kartoffel-Versuchsfeld Calvörde 1897. — 8. Schultz, Vertilgung d. Ackersenfs u. d. Hederich; Ankauf v. Kalk und Mergel. — 9. Forbes, San José-Schildlaus in Illinois; Pflege des Rindviehs in Holland. — 10. Vieth, Eis- u. Kühlmaschine im Molkereibetriebe; Flache Dächer und ihre Eindeckung bei landwirthschaftlichen Gebäuden. — 11. Beziehungen d. Fruchtfolge zur Düngung — 11. bis 13. Beschlüsse der 26. Versammlung des deutschen Landwirthschaftsraths. — 12 bis 14. Generalversammlung des landwirthschaftl. Centralvereins des Herzogth. Br. — 14. Pferdebedarf in der Großstadt nach dem Uebergang z. elektrischen Straßenbahnbetrieb. — 15. Bericht über die Thätigkeit der Landwirthschaftl. Versuchsstation im J. 1897. — 16. v. Tubeuf, die San José-Schildlaus; H. Lehnert, Bericht über den Handel mit Zucht- und Zugvieh. — 17. Backhaus, Ansiedelung im deutschen Osten; Fränkel, Brunnen und Typhus auf dem Lande.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 14. August **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung.)

3. Die Zeit der Aufklärung.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts macht die Titulatur des Braunschweigischen Lehrerstandes noch den Eindruck eines festen und dauerhaften Gebäudes. Bald aber zeigten sich hie und da kleine Risse und Spalten, und diese mehrten und erweiterten sich, als erst die Aufklärung ihren Einzug hielt und mit ihrem Mangel an Respect vor dem Bestehenden und ihrer unersättlichen Verbesserungsluft auch an das Schulwesen des Herzogthums herantrat. Gerade hier haben ihre Vorkämpfer auf dem Gebiete der Pädagogik, die Philanthropinisten, mit ganz besonderem Eifer danach gestrebt, das ganze alte Stellensystem nebst den sämmtlichen damit verknüpften Amtsbenennungen kurzer Hand über den Haufen zu werfen. Doch das ehrwürdige Gemäuer setzte dem Ansturm einen ungemein zähen Widerstand entgegen und wich nur langsam aus den Fugen. So dauerte es bis zum Jahre 1835, bevor es gelang, auf den Trümmern des alten ein neues, dem veränderten Zeitgeschmacke besser entsprechendes Bauwerk zu errichten. Es wird vom Interesse sein, die verschiedenen Phasen des Auflösungsprocesses und die Versuche des Neubaues im Einzelnen zu verfolgen.

Zunächst bei den beiden allgemeinen Benennungen, „Schuldiener“ und „Präceptor“.

Daß der Ausdruck „Schuldiener“ seit Einführung der Reformation jeden Lehrer bezeichnete, der an einer öffentlichen Anstalt irgend welcher Art fest angestellt war, daß daneben nach dem dreißigjährigen Kriege das Wort „Schulbediente“ aufkam, dieses aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder verschwand, ist dem geneigten Leser bereits bekannt. Damit hörten jedoch die Collegen an den Lateinschulen keineswegs auf, zu der Classe der „Kirchen- und Schuldiener“ gerechnet zu werden, allerdings nur noch, wie es scheint, in dieser formelhaften Verknüpfung. Wenn man sonst von Schuldienern sprach oder schrieb, verstand man darunter die Landschullehrer, und vor hundert Jahren trat das Wort in der amtlichen Sprache geradezu an die Stelle des anstößig gewordenen Ausdrucks „Schulmeister“ [28]). In der westfälischen Zeit, die das gesammte Unterrichtswesen weltlichen Behörden unterstellte, ist dann von „Schuldienern“ nicht mehr die Rede [29]). Als aber der Sturz der Fremdherrschaft und die Rückkehr des Welfenhauses die früheren Verwaltungsverhältnisse wiederherstellte, kehrte auch die gute alte Benennung „Kirchen- und Schuldiener“ zurück und umfaßte aufs Neue, wenigstens im weiteren Sinne, auch die Mitglieder des höheren Lehrerstandes [30]). Dieses blieb üblich, bis das Gesetz für den Civilstaatsdienst vom 12. October 1832 „sämmtliche Lehrer an den Gymnasien und höheren Lehranstalten“ unter die „Staatsbeamten“ versetzte [31]). Später kam die alte Benennung auch für die Volks- und Bürgerschullehrer außer Gebrauch Das neue Civilstaatsdienst-Gesetz vom 4. April 1889 wählt den Ausdruck „Lehrer an den öffentlichen Schulen“ [32]).

Inzwischen ist der Name „Schuldiener“ in eine neue, offenbar die letzte Phase seiner Entwickelung getreten und bezeichnet „einen Subalternbeamten, der die Instandhaltung des Schulgebäudes und ähnliche Ge-

---

28) Vergl. die Geschäftsordnung des Herzogl. Consistoriums von 1790 und verschiedene Circularausschreiben dieser Behörde aus dem Jahre 1802, abgedr. in den Braunschw. Schulordnungen, II, 513ff. und 521ff.

29) J. H. Campe, der die Braunschweiger Schulverhältnisse sehr genau kannte, bemerkt in dem 1810 erschienenen 4. Theile seines „Wörterbuches der deutschen Sprache“ auf S. 289: „Schuldiener, überhaupt ein Diener bei oder an einer Schule. In Oberdeutschland aber ein Schullehrer auf dem Lande, der einen Schuldienst inne hat“. — In Adelung's Wörterbuche, von dem die vorliegende zweite Ausgabe des 3. Theiles 1798 herauskam, wird das Wort „Schuldiener“ überhaupt nicht erwähnt.

30) Vergl. Serenissimi Verordnung vom 14. April 1814, die Verwaltung der Geistlichen und Schulangelegenheiten betreffend. Verordnungs-Sammlung, 1814, No. 19, S. 269ff.

31) Vergl. in diesem Gesetze §. 1 und das angehängte Verzeichniß am Ende, Ges.- u. V.-S. 1832, No. 21, S. 331 u. S. 358.

32) Vergl Ges.- u. V.-S. 1889, No. 17, §. 1.

schäfte besorgt“ [33]). Die gute alte Zeit kannte solch einen nützlichen und hülfreichen Mann noch nicht, sondern zog zu den Dienstleistungen, die er zu verrichten hat, die Bettelschüler der Kurrende heran. Aber 1755 beschloß man in der Stadt Braunschweig, an den Gymnasien je „einen armen, aber christlichen und ehrlichen Bürger zu bestellen“, dem insbesondere die Reinigung der Classen und des Schulhofs, das Spalten des Holzes und die Heizung, außerdem aber auch noch die pädagogische Aufgabe zufiel, „muthwillige Knaben, die sich über die Gebühr draußen aufhalten, in die Classen zu treiben“, sowie ungezogene Schlingel, bei denen der Stock des Lehres nicht mehr helfen wollte, „öffentlich vor der ganzen Schule zu züchtigen“. Der neue Beamte sollte den Titel „Schulvogt“ führen [34]). Sein College in Holzminden wird in der für die Amelungsborner Klosterschule entworfenen Ordnung von 1756 „Famulus“ genannt [35]). Neben dem Schulvogte aber wurde den Rectoren in Braunschweig aus der Reihe der Chorschüler auch noch ein „Custos“ zur Verfügung gestellt, der etwaige Ausgänge und Besorgungen zu machen, die Schule auf- und zuzuschließen und die Classen, bevor er sie verschloß, nach den etwa liegen gebliebenen Büchern zu revidiren hatte [36]). Später fielen diese Geschäfte gleichfalls dem Schuldiener zu, der in den „Gesetzen für die Schüler des Gesammtgymnasiums“ von 1828, wie auch später noch, als „Schulpedell“ bezeichnet wird [37]). Auf seine werkthätige Beihülfe bei Handhabung der Schulzucht hatte man aber damals bereits verzichtet.

Wie „Schuldiener“, so gerieth auch die zweite allgemeine Benennung, „Präceptor“, auf eine abschüssige Bahn. Aus den lateinischen Schulreden und Schulgesetzen ließ sie sich selbstverständlich nicht verdrängen; aber in den deutschen Schriften tritt sie in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr zurück und ist dann in den zahlreichen und wichtigen Verordnungen, die Herzog Karl I. (1735—1780) in den fünfziger Jahren erließ, in Bezug auf die Collegen an den Lateinschulen kaum noch zu finden. Selbst für die Schreib- und Rechenmeister, wie auch für die Lehrer an den Waisenhausschulen, kam sie außer Gebrauch. Dagegen hielt sie sich noch lange Zeit in den Klöstern und in verschiedenen Hüttenorten des Harzes. Der letzte „Klosterpräceptor“ war, wenn der Verfasser recht berichtet ist, der alte brave Cantor Neddermeyer zu Marienthal, der 1853 starb; „Hüttenpräceptoren“ aber giebt es auch heute noch in Rübeland, Neuwerk, Altenbraak und Treseburg. Dort werden sie auch, wie der Verfasser aus bester Quelle erfährt, sobald nicht verschwinden.

An die Stelle des veralteten Ausdrucks „Präceptor“ traten die Worte „Schulmann“, „Informator“, und vor Allem „Lehrer“ und „Schullehrer“.

Von diesen ist die erste, „Schulmann“, in den braunschweigischen Schulgesetzen und Schulverordnungen bislang noch nicht zur Verwendung gekommen, sonst aber allgemein üblich. Sie darf in einer Geschichte der Lehrertitulatur um so weniger fehlen, als sie gerade in den Kreisen der Schulmänner oder, wie man früher auch sagte, der „Schulleute“ selbst in hohem Ansehen steht. Der Ausdruck ist verhältnißmäßig jung und scheint vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum in Aufnahme gekommen zu sein [38]). Im Bereiche des Herzogthums findet er sich, soweit es der Verfasser zu beobachten vermochte, zuerst 1726 in einem Schriftchen des Generalschulinspectors Abt Fabricius zu Helmstedt [39]), und zwar noch neben „Schulpraeceptor“ als Bezeichnung der Lehrer an den Lateinschulen [40]). Auch Campe hat in den „Vorschlägen zur Schulverbesserung“, die er Ende 1785 dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand überreichen ließ, so oft darin von „Schulmännern“ die Rede ist, nur die Mitglieder des höheren Lehrerstandes im Sinne [41]), und in seinem „Wörterbuche der deutschen Sprache“ wird bemerkt, Schulmann heiße „ein Mann, sofern er das Schulwesen verstehet“. An diesem exclusiven, man darf sagen, vornehmen Charakter des Wortes hat sich im Laufe der letzten 80 bis 90 Jahre wenig geändert; denn „noch heute verbindet man meist den Begriff der Erfahrenheit, tieferen Einblicks in das Wesen der Schule damit“ [42]), und zu den „Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner“ werden neben den Universitätsprofessoren nur die Lehrer der höheren Unterrichtsanstalten geladen. Wenn aber mancherlei Anzeichen nicht trügen, so wird auch diese Benennung, wie so viele von ihren Schwestern, über kurz oder lang dem Schicksale der Verallgemeinerung, Entwerthung, und schließlich auch dem des Wegfalls nicht entgehen.

Weit älter als „Schulmann“ war der Ausdruck „Informator“, aber der Flug, den er einschlug, bei Weitem nicht so hoch. In seiner Wurzel reicht er bis in die Zeit des klassischen Alterthums zurück, das aber das Verbum „informare“ meist nur im physischen Sinne, selten im geistigen für „bilden, belehren, unter-

33) Grimm, Wörterbuch, IX, 1901.
34) Vergl. Braunschw. Schulordnungen, I, 391 f., 386.
35) Ebendaselbst II, 442.
36) Braunschw. Schulordnungen, I, 391.
37) Braunschw. Schulordnungen, I, 507, 508.

38) Die ältesten Stellen, in denen bei Grimm, Wörterbuch, IX, 1957, das Wort „Schulmann“ vorkommt, finden sich in Christian Weise's „Die drey ärgsten Ertz-Narren“, von der die erste Ausgabe 1672, die zweite 1673 erschien. In dieser stehen sie auf S. 150 und 152.
39) Johann Fabricius, geb. 1644, war zuerst Professor der Theologie in Altdorf, seit 1697 in Helmstedt. Wegen seiner Beschönigung des Uebertritts der Prinzessin Elisabeth Christine zum Katholicismus wurde er 1709 emeritirt, gleichzeitig aber von Herzog Anton Ulrich zum Generalschulinspector ernannt, blieb auch Abt von Königslutter. Er starb 1729.
40) „Wohlgemeinte und unvorgreiffende Anmerkungen Von Verbesserung des Schulwesens Heraus gegeben von einem Freund und Liebhaber der Schulen. Helmstädt A. 1726.“ Das Schriftchen erschien anonym. Auf S. 19 heißt es: „Die Schulcomoedien sind nicht wehrt der zeit, die der Schulmann, so die comoedie will halten lassen, auf deren erfindung und ausfertigung wendet“. Nach Bosse, Seminar, S. 49, gebrauchte Fabricius den Ausdruck „Schulleute“ in einem Berichte, den er 1717 an den Herzog erstattete.
41) Vergl. Braunschw. Magazin, Jahrg. 1896, Nr. 13, S. 98 ff., wo der Verfasser Campe's Vorschläge veröffentlicht hat.
42) Grimm, Wörterbuch, IX, 1957.

richten“ gebraucht. Das Substantivum selbst erscheint erst bei den Kirchenvätern in Verbindungen wie „informator populi“, „informator ecclesiarum“. Im 16. Jahrhundert trat es als Synonymon neben „praeceptor“, jedoch nur vereinzelt und gleichsam schüchtern. Es klang aber gewählter. So z. B., wenn der Helmstedter Humanist Johannes Caselius[43]) 1592 erzählt, er habe früher einmal bei den Söhnen des Herzogs von Mecklenburg neben einem adlichen magister aulae oder Hofmeister als „informator animi“ gewirkt[44]). Aber hundert Jahre später sagte alle Welt in Deutschland „informiren“, wo man heutzutage von „lehren“ und „unterrichten“, „Information“, wo man heutzutage von „Unterricht“ redet, und als die Pietisten in Halle erst damit anfingen, die Lehrer an den Francke'schen Stiftungen, sofern sie nicht „Inspectores“ waren, als „Informatores“ zu bezeichnen, kam der Ausdruck auch an anderen Orten rasch in die Mode und verdrängte die Benennung „Präceptor“, nicht bloß aus zahlreichen öffentlichen Lehranstalten, sondern auch aus den Häusern des Adels und der hohen Beamten, in denen ungezählte junge und alte Theologen die Geschäfte eines „Privatpräceptoris“ besorgten.

Im Braunschweigischen traf der Verfasser auf die Benennung „Informator“ zuerst in dem schon erwähnten Schriftchen des Abts Fabricius aus dem Jahre 1726[45]). Bald fand sie dann weitere Verbreitung, vor Allem an der Schule des großen Waisenhauses zu Braunschweig, wo sie seit 1744 den früheren Titel „Präceptor“ völlig zur Seite schob[46]) und später die Amtsbezeichnung der theologischen Candidaten bildete, die an der 1750 zu einer Realschule erweiterten, gegen Ende des Jahrhunderts aber in eine Bürgerschule verwandelten Anstalt als Hauptlehrer fungirten. Außerdem begegnet man dem neuen Ausdrucke noch in Wolfenbüttel, wo an dem 1753 mit dem Auguststädtischen Waisenhause verbundenen Seminare nach Vorschrift der Stiftungsurkunde neben einem candidatus theologiae „drey ungelährte und unbeweibte, aber in der Information allbereit erfahrne Informatores“ beschäftigt werden sollten. Auch an der 1752 eröffneten Waisenhausschule zu Helmstedt und dem seit 1773 damit vereinigten Marienthaler Präparationsseminare wurde der erste, stets theologisch gebildete Lehrer „Informator“ genannt. Jetzt ist die Benennung längst verschwunden. In Helmstedt erlosch sie mit der Aufhebung des Waisenhauses im Jahre 1803[47]). In Wolfenbüttel hielt sie sich allerdings noch bis 1872[48]); aber an der Waisenhausschule zu Braunschweig zog man es schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts vor, die daran wirkenden Theologen einfach als „Lehrer“ oder als „studirte Lehrer“ zu bezeichnen, bis man ihnen 1825 das Prädicat „Oberlehrer“ beilegte, das sie alsdann, so lange derartige Lehrer am Waisenhause angestellt waren, — und das war bis 1873 der Fall, — ohne Unterbrechung geführt haben.

Die Ursache der rückläufigen Bewegung ist bei dem Titel „Informator“, wie bei so vielen anderen, in seiner Entwerthung zu suchen, die vor Allem durch seine Uebertragung auf die Privatpräceptoren herbeigeführt wurde. Aber auch diesen wurde er verdrießlich, als sich erst damit, wie Campe bezeugt[49]), „erniedrigende Nebenbegriffe“ verknüpften. Eine Zeit lang sahen sie es lieber, wenn sie „Hofmeister“ genannt wurden. Als auch dieser Ausdruck sich abgenutzt hatte, wurde es üblich, sie als „Erzieher“ oder „Hauslehrer“ zu bezeichnen.

In den Lateinschulen fand der Titel „Informator“ keine Aufnahme. Hier hielten sich einstweilen noch die hergebrachten Benennungen „College“ und „Schulcollege“, wie es anderseits bezüglich der Elementarschulen bei „Schulmeister“ oder auch bei „Lehrmeister“ verblieb. Daneben aber erscheint als ganz allgemeine Bezeichnung für Jeden, der das Unterrichten berufsmäßig betreibt, das Wort „Lehrer“, hier zu Lande, soweit ersichtlich, zuerst in dem Bestallungsbriefe, der 1733 einem der Nachfolger des Generalschulinspectors Fabricius, dem Pastor Beermann zu Wolfenbüttel, ausgestellt wurde[50]). Nachdem er dann auch in die Schulordnungen des Herzogs Karl übergegangen war, hat er den gewonnenen Platz bis auf die Gegenwart unerschüttert und mit vollen Ehren behauptet. Das späte Auftreten eines so guten, echtdeutschen Ausdrucks kann billig befremden, findet aber in der früheren Vorliebe des deutschen Schulmeisters für die Sprache Cicero's seine zureichende Erklärung. Wo das Wort früher gebraucht wurde — und das war schon in den Tagen des Ulfilas und des Dichters des Heliand der Fall — bezeichnet es, wie namentlich auch in Luther's Bibelübersetzung, einen „Unterweiser im göttlichen Wort“[51]).

Auch der zusammengesetzte Ausdruck „Schullehrer“,

---

43) Caselius, der große Lehrer des größeren Calixt, geb. 1533, war anfangs Professor in Rostock und dazwischen von 1571 bis 1575 Prinzenlehrer in Schwerin. In Helmstedt wirkte er als Lehrer der Humaniora und der Politik von 1589 bis zu seinem Tode 1613.

44) Caselii Oratio fun. Ioanni duci Megapolitano scripta. Helmaest. 1592, 4°. — Vielleicht haben Caselius bei der Wahl des Ausdrucks die Stellen vorgeschwebt, in denen bei Cicero von dem „animus a natura bene informatus“ (Off. I, 4, 13), oder auch von den „artibus, quibus aetas puerilis ad humanitatem informari solet“ (pro Arch. 4), die Rede ist.

45) Wohlgemeinte und unvorgreiffende Anmerkungen, S. 8: „Zur verbesserung des Schulwesens ist nöthig, daß gute, gelehrte und geschickte Informatores erwehlet und bestellet werden“.

46) Fr. Bosse, Die Entstehung des Herzoglichen Lehrerseminars zu Braunschweig und seine Entwickelung von 1751—1801 (Braunschweig, 1894), S. 58 f.; L. Hänselmann, Das erste Jahrhundert der Waisenhausschule zu Braunschweig (Braunschweig 1897), S. 26

47) Knoch, a. a. O., III, 2 f.

48) Bei Karsten, Chronolog. Verz. der Zöglinge des Schullehrer-Seminars zu Wolfenbüttel, S. 62, werden die letzten Wolfenbüttler Informatoren unter No. 803 u. 809 aufgeführt.

49) Campe, Verdeutschungs-Wörterbuch, 1. Aufl. (1801), S. 422; 2. Aufl. (1813) S. 375.

50) Sigismund Beermann wurde 1715 Pastor in Achim, 1718 Pastor an der Trinitatiskirche, 1733 neben dem Helmstedter Professor Abt Mosheim Generalschulinspector, starb aber bereits 1734 im Alter von 60 Jahren. Der Bestallungsbrief findet sich abgedruckt in den Braunschw. Schulordnungen, II, 285—288.

51) Vergl. Grimm, Wörterbuch, VI, 570 f.

der im Braunschweigischen als Amtsbenennung zuerst in Schulordnungen des Herzogs Karl I. aus den Jahren 1755 und 1756 hervortritt, stand schon zu Luther's Zeit in Gebrauch, bezeichnete aber damals nur einen Vertreter strenger, schulmäßiger Lehre und Wissenschaft. Auch in seiner neuen Verwendung bewahrte er anfänglich noch in etwas einen exclusiven Charakter und beschränkte sich z. B. in der Stadt Braunschweig auf die Schulcollegen, die Vorsteher der Schreib- und Rechenschulen und die theologischen Candidaten an der Waisenhausschule. Auch die Geschäftsordnung des Consistoriums von 1790 unterscheidet noch streng zwischen „Stadtschul-Lehrern“ und „Land-Schuldienern“ [52]). Aber in den Circularverfügungen, die dieselbe Behörde 1802 zur Verbesserung des Schulwesens auf dem Lande erließ [53]), erscheint „Schullehrer“ vereinzelt, in den Verordnungen, die nach der westfälischen Zeit herauskamen, allgemein und stehend als Amtsbenennung der ehemaligen Schulmeister. Gleichzeitig aber fing man an, die Mitglieder des höheren Lehrerstandes nicht mehr als „Schullehrer“, sondern als „Lehrer an den Gymnasien“, bald auch als „Gymnasiallehrer“ zu bezeichnen. Seitdem ist der „Schullehrer“ noch mehr im Preise gesunken und wird heutzutage gern durch „Volksschullehrer“, „Bürgerschullehrer“ und dergl., am liebsten aber durch das einfache Wort „Lehrer“ ersetzt [54]).

Wie die allgemeinen, so begannen auch die besonderen Benennungen des alten Titelsystems im 18. Jahrhundert zu schwanken und zu wanken, theilweise auch zu zerbröckeln, während anderseits in den Lücken und auf den Trümmern verschiedene neue Prädicate hervortraten.

Zuerst zeigte sich der Verfall bei dem Titel „Cantor“. Was diesen zum Weichen brachte, war die doppelte Stellung, die sein Inhaber einerseits an der Kirche, andererseits an der Schule bekleidete. Als College stand er ursprünglich dicht hinter Rector und Conrector und hatte seinen Unterricht in der Secunda oder Tertia zu ertheilen; als „Sangmeister“ lag ihm vor Allem die Aufgabe ob, den Currendanern die kirchlichen Melodien, den Chorschülern die mehrstimmigen und figurirten Motetten einzuüben, auf die unsere Vorfahren ein so großes Gewicht legten. Dazu aber gehörte zu einer Zeit, die noch der bequemen Hülfe des Fortepianos entbehrte, weit mehr, als Mancher sich denkt. Männer, die Beidem in vollem Maße gewachsen waren, galten für rarissimae aves; war aber, wo es sich um die Besetzung der Cantorstelle handelte, solch ein Wundervogel nicht zu haben, so trug bei der Wahl in der Regel der Tonkünstler über den Philologen den Sieg davon. Den Schaden hatte die Schule. Da ist es denn erklärlich, daß man den Cantor, um die Jugend für die unglückliche Aemterverknüpfung nicht allzu schwer büßen zu lassen, auf der Stufenleiter der pädagogischen Hierarchie unter den Subconrector stellte und ihm als Feld seiner Lehrthätigkeit eine der untersten Klassen überwies. In Schöningen erfolgte diese Reducirung schon bei Errichtung des Subconrectorats im Jahre 1647, in Blankenburg, wie es scheint, bei gleichem Anlasse 1687. In Helmstedt begann sie 1697, am Katharineum zu Braunschweig 1739, in Wolfenbüttel 1751. Auch am Martineum trat sie ein, doch ließ sich das Jahr, in dem es geschah, bislang nicht ermitteln. Daß nicht auch vom Aegidianum eine ähnliche Maßregel zu berichten ist, hat in dem Rückgange der Anstalt und in ihrer 1759 erfolgten Vereinigung mit der Waisenhausschule seinen Grund. In Holzminden aber wurde bei der Wiederherstellung der Amelungsborner Klosterschule ein besonderer Cantor überhaupt nicht mehr ernannt.

Ohne Zweifel war die Degradation des Gesanglehrers für die Lateinschulen ein Gewinn; aber völlig abgestellt waren die Uebelstände damit noch nicht. Man empfand es vielmehr nach wie vor als eine schlimme Schädigung, wenn Jener, was sehr häufig geschah, durch seine kirchlichen Verpflichtungen bei Wochengottesdiensten, Trauungen und Begräbnissen an der Ertheilung seiner Lehrstunden behindert wurde. Als man daher 1755 in Braunschweig damit umging, für die sogenannten Großen Schulen der Stadt eine neue Ordnung zu erlassen, hielt man es „aus bewegenden Ursachen“ für zweckmäßig, daß „von nun an statt der beiden Cantorum bei dem Martineo und Catharineo nur ein Cantor unter dem Titel eines Directoris musices bestellet werde, der nicht mehr, wie die bisherigen Cantores verpflichtet gewesen seien, auch in den Sprachen und Wissenschaften in den Gymnasiis Unterricht ertheilen, sondern sich lediglich mit der Musik beschäftigen solle“. Der Plan gelangte nicht zur Ausführung; aber als das Jahrhundert zu Ende ging, war die Thätigkeit der Cantoren an beiden Anstalten schon seit geraumer Zeit auf einige Singstunden und die Führung des Chors beschränkt [55]). Als dann die beiden Gymnasien im Jahre 1828 mit einander vereinigt wurden, trat der Cantor zu St. Katharinen von seinem Schulamte ganz zurück. Der zu St. Martini behielt es bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1842 noch bei [56]). Den Singechor, der ihm unterstellt war, hatte man schon sieben Jahre zuvor zu den Todten geworfen.

Inzwischen war auch an den übrigen Gymnasien des Herzogthums der Cantor aus der Reihe der fest angestellten und vollbeschäftigten Lehrer verschwunden. In Wolfenbüttel 1815, in Helmstedt 1823, in Blankenburg, wie es scheint, schon 1803, in Schöningen zugleich mit der Aufhebung des Anna-Sophianeums im Jahre 1808. Die Singstunden übertrug man seitdem entweder einem musikverständigen Mitgliede des Lehrercollegiums, oder zog, wenn ein solches nicht vorhanden war, einen geeigneten Hülfslehrer heran. Zeigten diese eine besondere musikalische Tüchtigkeit, so wurde ihnen wohl

52) Vergl. Braunschw. Schulordnungen, II, 513 ff.
53) Ebendaselbst II, 521 ff.
54) Vergl. Grimm, Wörterbuch, IX, 1956 f.

55) Vergl. Ph. Chr. Ribbentrop, Beschreibung der Stadt Braunschweig (2 Bde. Braunschweig 1789 u. 1791), II, 195. 198
56) Er hieß Joh. Friedr. Hasenbalg, war 1773 geboren, wirkte am Martineum als Gesanglehrer seit 1807, führte den Titel „Musikdirector“ und starb 1859.

der Titel „Musikdirector“ verliehen[57]). In Holzminden hatte man von 1796 bis 1815 sogar einen „Concertmeister“.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

24. Vorgeschichtliche Befestigungen.

(Schluß.)

Von den hier kurz aufgeführten Erdwällen, wie auch von anderen noch vorhandenen, z. B. den Befestigungen an der Schunter oder den Bisdorfer Schanzen bei Querenhorst, meldet die Geschichte nichts. Die Annalen unserer Klöster, die Chroniken der sächsischen Geschichtsschreiber bringen davon keine Kunde. Und doch drängen sich im Angesichte dieser Burgen immer wieder die Fragen auf: Wann wurden sie aufgeführt? Welchen Zweck hatten sie? Wurden sie nach einem einheitlichen Plane angelegt oder erwuchsen sie, hier früher, dort später, aus den augenblicklichen Bedürfnissen der Bewohner eines Landstriches? Vielfach sind diese Fragen erörtert worden. Manche Forscher, wie der oben genannte von Oppermann, sehen sie als Thalsperren an, bestimmt, die weiter aufwärts gelegenen Gegenden vor Angriffen aus der Ebene heraus zu schützen. Andere sind nach ihm Wachtstätten, von denen aus der Feind beobachtet und in seiner Flanke bedroht werden konnte.

So hat die Asselburg bei Burgdorf, auf dem östlichen Ausläufer der Vorholz-Höhen gelegen, nach v. Oppermann's Meinung wahrscheinlich zur Vertheidigung des Flöthethales gedient, das sich zwischen den langgestreckten Höhen des Vorholzes und den Lichtenbergen ausbreitet. Der Paß von Gebhardshagen, der einem Eindringen in das Innerstethal besonders günstig ist, wird durch die große, wohlerhaltene Lagerumwallung vertheidigt. Die kleine, nun abgetragene Schanze bei Heerte war ein in das Fusethal vorgeschobener Beobachtungsposten dieses Gebhardshagener Passes. Von der Schalkersburg im Oder sagt der genannte Forscher, sie gewähre bei ihrer freien Aussicht nach Westen hin Gelegenheit, einem feindlichen Vordringen gegen die Pässe von Gebhardshagen und Salzgitter in Flanke und Rücken entgegen zu treten, während der dichtbewachsene Oderwald eine gute Deckung gegen Unternehmungen aus dem Okerthal biete. Diese Ansicht von der militairischen Bedeutung der Ringwälle drängt sich unwillkürlich auch bei der Betrachtung anderer hier in Rede stehender Befestigungen auf. So kann der nun abgetragene Wall bei Altenhagen wohl zur Deckung des Ueberganges bei Lichtenberg gedient haben, ebenso wie die „Reitbahn“ bei Neu-Wallmoden den Paß an der Neile, also den Zugang von Norden her, vertheidigen konnte. Auch angesichts der drei Ringwälle von Hessen, Westerburg und Watenstedt läßt sich eine Beziehung zu den durch das Große Bruch führenden Uebergängen schwer abweisen. Die Hünenburg bei Hessen beherrscht nicht nur das Auethal, sondern auch den Hessendamm, während die Schanze bei Westerburg dem Kibitzdamme gegenüberliegt. Nahe diesem Passe mündet die Soltau, deren Thal südlich der Hünenburg hinzieht.

Bei der Untersuchung der Bestimmung dieser Burgen muß noch ein Umstand erwähnt werden, der dafür zu sprechen scheint, daß die Wallbefestigungen zu Vertheidigungszwecken dienten. Von den hier aufgeführten Ringwällen liegen nämlich die meisten an den Grenzen ehemaliger Gaue. Nur die Reitlingsburgen und die Schanzeburg bei Heudeber bilden eine Ausnahme. Die Asselburg bei Burgdorf lag an der Nordgrenze des Ambergaues gegen den Gau Hastvala hin. Die Ringwälle bei Altenhagen und Gebhardshagen lagen an der Südgrenze des zuletztgenannten Gaues gegen den Salthga hin, während die Schalkersburg im Oder die Südostecke dieses Gaues einnimmt. Die „Reitbahn“ bei Neu-Wallmoden lag im Südzipfel des Salthgas gegen den Densinga hin. Die Hüneburg bei Golmbach war eine Grenzfeste an der Nordseite des Augas gegen den Gau Tilithi hin.

Von den östlich der Oker belegenen Erdwerken liegen die Befestigungen des Reitlings mitten im Darlingau, aber die Elmsburg bei Twieflingen, die Hünenburgen bei Watenstedt und Hessen dürfen wohl als Grenzfesten dieses Gaues angesehen werden. Hart an der Nordgrenze des Harzgaues lag die Bannerschanze, während die Schalksburg bei Heudeber schon weiter südlich liegt[7]).

Aber nicht zur Vertheidigung allein sind die Ringwälle aufgeführt. Schon M. Jähns sagt: Man wird doch wohl daran thun, die ausschließliche Bedeutung all' der alten Schanzen für militairische Zwecke nicht gar zu gewiß zu behaupten[8]). Und auch Schuchhardt weist

57) Soweit der Verfasser es zu übersehen vermag, haben von den Gesanglehrern der braunschweigischen Gymnasien folgende bis jetzt den Titel „Musikdirector“ innegehabt: 1) der schon erwähnte Cantor Hasenbalg am Martineum, der den Titel in der westfälischen Zeit erhielt. 2) der Organist Pust zu Blankenburg, Collaborator am dortigen Gymnasium seit 1794, erhielt den Titel 1809 als Mitvorsteher des Singechors, pens. 1838, gest. 1842. 3) Merckel, Gesanglehrer am Gymnasium zu Holzminden 1834—1857, Musikdirector seit 1837. 4) Rebbeling, der zuerst am Blankenburger Gymnasium, sodann von 1869 bis zu seinem Tode im J. 1882 am Martino-Katharineum, wie auch am Realgymnasium die Singstunden ertheilte und der Auszeichnung 1874 theilhaftig wurde. 5) Fischer, Gesanglehrer in Blankenburg seit 1870, Musikdirector 1877, übernahm 1880 die Leitung eines Musikinstituts in Hannover. — Der „Chordirector“ Mühlbrecht, der von 1846 bis 1869 am Pro- und Obergymnasium als Gesanglehrer wirkte, führte diesen Titel wegen der Stellung, die er am Herzoglichen Hoftheater bekleidete.

7) Die Grenzen dieser Gaue sind bestimmt nach H. Böttger Diöcesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands. Doch genügen, um diese Verhältnisse sicher übersehen zu können, die beigegebenen Karten nicht, man muß vielmehr erst auf Grund der urkundlich festgestellten Grenzorte eine im größeren Maßstabe gehaltene Karte entwerfen und dann die Befestigungen dort eintragen. Auch andere Erdburgen erscheinen dann als Grenzfesten, so Nettlingen, die Grenzlerburg, die Burgen auf dem westlichen Okerufer und auch die Bisdorfer Schanzen bei Querenhorst.

8) M. Jähns, Geschichte des Kriegswesens, S. 461.

darauf hin, daß viele Burgen, die anscheinend eine zusammenhängende vorgeschichtliche Wehrlinie bilden, von der altgermanischen Zeit bis tief ins Mittelalter hinein reichen [9]). Daraus folgt aber, daß sie nicht alle und nicht ausschließlich zur Vertheidigung gedient haben. Manche waren gewiß nur Burgen, d. h. Bergungsstätten, aufgeführt, um in friedlosen Zeiten die aufgescheuchten und flüchtigen Bewohner sammt ihrer Habe aufzunehmen. Diese Annahme findet eine Bestätigung in einer alten Klosterchronik. Ekkehart, ein Mönch von St. Gallen, seines Namens der vierte, erzählt, wie der Abt Engilbert im Frühling 926 beim Einbruch der Ungarn im engen Thale, dort wo die Sitter schäumt, einen solchen Unterschlupf herrichtete, „weltabgeschieden, als wenn keine heidnische Spürnase den Pfad jemals finden sollte“.

Es wurde ein Ort ausgewählt, so berichtet der Chronist, der wie von Gott zur Anlage einer Burg sichtbar dargeboten war, um den Fluß Sinttriaunum. Auf dem schmalsten Berghalse wird, indem man Verschanzung und Wald herausschlägt, eine Stelle vorn befestigt und ein befestigter Platz errichtet von großer Stärke. Schleunig wird Alles, was nothwendig sein kann, zusammengeführt. Eine schnell errichtete Kapelle wird zum Bethaus, in welches die Kreuze gebracht werden, nicht minder auch fast der ganze Kirchenschatz. Späher gingen hin, um den Brüdern die Ankunft der Feinde vorauszusagen, damit dieselben zu dem festen Platze fliehen möchten. Als die Feinde von der natürlichen Beschaffenheit der Festung vernommen hatten, daß sie nicht belagert werden könne, daß aber der Platz durch seinen langen und sehr schmalen Hals den Angreifenden nur mit größtem Schaden und sicherer Gefahr zugänglich sei, und daß seine Beschützer, wenn sie nur Männer seien, ihrer Menge, so lange sie Lebensmittel hätten, niemals weichen würden, ließen sie endlich von dem Kloster ab. — Weil aber die Brüder erfahren hatten, daß die Ungarn zuweilen zurückzukehren pflegten, fällen sie zum zweiten Male die Bäume des Waldes und stechen einen tiefen Graben durch. Indem sie einen tiefen Brunnen graben, finden sie eine sehr reine Quelle. [10])

Diese Mönchsburg im Tannenwalde am rauschenden Sitterbach war also kein Rundwall wie die Schalkersburg im Oder, ihre Anlage glich eher der Befestigung auf dem Kuxberge im Elme oder der Hüneburg mit dem Tenterling bei Golmbach. Wie sie aber den Zweck hatte, die bedrohten Klosterleute aufzunehmen und zu schützen, so haben, nach der Ansicht vieler Forscher, auch die andern ähnlichen Anlagen als Fliehburgen gedient. Die Ringwälle sollten in Zeiten der Gefahr die flüchtenden Landbewohner mit Weib und Kindern und aller Habe aufnehmen und bergen. Behla freilich, der die vorgeschichtlichen Befestigungen von der Elbe bis zum Pregel und von Rügens Küsten bis zur oberen Oder beschrieben hat, faßt die Rundwälle nicht als eigens angelegte Zufluchtstätten auf und hält die Ansicht, sie nur als militairische Befestigungen anzusehen, für einseitig. Die Ringwälle, so sagt er, lassen sich überhaupt einem einheitlichen Zwecke nicht unterordnen, ihre Bestimmung war eine verschiedenartige. Er ist der Meinung, daß es Versammlungsstätten für religiöse Angelegenheiten waren. Das war der eigentliche Grund zu ihrer Erbauung. Da aber nach der religiösen Anschauung der Urzeit nichts unternommen wurde, ohne durch Opferung die Götter zu befragen, so wurden sie auch zu Gerichtssitzungen und politischen Volksberathungen benutzt. Der kriegerische Zweck ist davon unzertrennbar und wird bewiesen durch das Aufbewahren der kriegerischen Feldzeichen und Fahnen in den heiligen Hainen unter dem Schutze der Priester. Diese Feldzeichen und der Tempelschatz bedurften des Schutzes und sind der Grund, warum wir die Heiligthümer an sicheren Plätzen finden. Wie Garz und Arkona zeigt, wurden sie in Zeiten der Noth von selbst zu Vertheidigungsplätzen. Da Bekehrung und Unterwerfung für die Heiden dasselbe bedeutete, so spielten die Wälle in der Bekehrungszeit eine mehr kriegerische Rolle. Und in dieser Zeit, wo es galt, die Heiligthümer und sich selbst zu schützen, mag auch diese oder jene Anlage aus rein militairischem Grunde errichtet sein; dahin mögen die gehören, die keine Spuren von Opferbrand aufweisen [11]).

Uebrigens legte man früher auch für die Heerden ähnliche umwallte Orte an. So findet man unweit Wolfenbüttel im Halchterschen Holze am Fuße des Schiefen Berges den Schweinehof. Derselbe, etwa 8 ha groß, ist noch jetzt mit einem Graben und einem niedrigen Wall umzogen. Letzterer trug wohl ehemals einen Zaun oder eine Dornenhecke. Innen entsprang ein Bach. Hier blieben die Schweine des Nachts unter der Obhut des Hirten, der in einer Hütte schlief.

So steht Meinung gegen Meinung. Das aber ergiebt sich aus dem Vorstehenden, daß diese Frage endgültig nur nach mancher Arbeit erst gelöst werden kann. Es ist nicht genügend, die Befestigungen aufzunehmen und in Uebersichtskarten einzutragen, es muß auch ihre Lage in der Landschaft, ihr Verhältniß zu Berg und Thal, zu alten Ansiedelungen und Straßen erkundet werden. Ausgrabungen müßten das Innere der Wälle erforschen, damit auch etwaige Steingeräthe, Knochen, Bronzesachen und vor Allem Topfscherben ihre Aussage machen können. Was für ein Ergebniß diese Arbeiten haben werden, läßt sich nicht voraussehen; gleichviel aber, ob die Ringwälle nun vor- oder frühgeschichtlich oder mittelalterlich sind, so ist es unsere Pflicht, diese Burgen, die mit dem Leben unserer Vorfahren aufs Engste zusammenhingen, nach Möglichkeit zu schützen und zu erhalten.

Bücherschau.

Ueber **Hoffmann v. Fallersleben**, dessen wir aus Anlaß seines 100jährigen Geburtstages in Nr. 7 dieses Blattes bereits gedachten, ist inzwischen Mancherlei ver-

9) Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Heft IV.

10) Ekkeharts IV. casus Sancti Galli. Buch 5. Kapitel 51. 55. 56. Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Zehntes Jahrh. Band XI, übersetzt von Meyer v. Knonau.

11) R. Behla, Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Berlin 1888. S. 75.

öffentlicht worden, auf das wir unsere Leser zum Theil hier aufmerksam machen möchten. Ein Vortrag, der über „Hoffmann von Fallersleben als vaterländischen Dichter“ am 28. März 1898 in der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig von deren Vorsitzendem, Dr J. Gensel, gehalten wurde, ist in dem Leipziger Tageblatte vom 1. und 2. April d. J. erschienen, dann aber auch als Sonder-Abdruck (Leipzig, 1898. 26 S. 8°) ausgegeben worden. Es ist hier in beredter, warmherziger Weise die Seite von Hoffmann's Wirksamkeit geschildert, die von weitester und tiefster Wirkung bei den Zeitgenossen war und vor Allem dazu beitragen wird, seinen Namen in der Zukunft lebendig zu erhalten. Die Persönlichkeit des Dichters ist in glänzendes Licht gestellt; die Anbringung einiger Schattenstriche würde wohl ein noch lebensvolleres, gerechteres Bild von ihm wie von seinen Zeitgenossen geliefert haben. Unter den Sängern der Freiheitskriege auf Seite 2 vermissen wir den Namen Theodor Körner's. — In Westermann's illustr. deutschen Monatsheften (Juli 1898, S. 514 bis 522) hat des Dichters Sohn, Franz Hoffmann-Fallersleben, mit liebevoller Pietät einen Aufsatz über H. veröffentlicht, in dem aus dem Tagebuche des Vaters und aus eigener Erinnerung einige neue Züge zu dem Leben und Wesen des Dichters mitgetheilt werden. Derselbe hat uns schon zum Jubiläum im April eine andere, eigenartige Gabe geboten, die einer weit verbreiteten Neigung der Zeit entgegenkommt: zwölf „Jubiläumspostkarten“, die zu Liedern Hoffmann's, deren Anfänge hier in Facsimile wiedergegeben werden, stimmungsvolle Landschaftsbilder nach Originalzeichnungen des Sohnes, der bekanntlich von Beruf Maler ist, in Kupferätzung uns vorführen. Es sind niedliche Blätter, die so in sinniger Weise des Vaters und des Sohnes Schaffen vereinigen und auf die wir die zahlreiche Schaar der Postkartensammler noch besonders hinweisen möchten. Die Hülle, die sie umschließt, trägt das Bildniß Hoffmann's nach dem Gemälde E. Henseler's (Verlag v. Cäsar Posnanski in Berlin. 2.40 M). — In der „Deutschen Revue“ (August 1898, S. 230—38) hat Heinrich Meisner interessante Beiträge zu dem Breslauer Aufenthalte des Dichters gegeben, für sein Verhältniß zu Davida v. Thümen („Botheina“), mit der er eine Zeit lang verlobt war, und besonders für die treue Freundschaft, die ihn mit Leocadia v. Nimptsch auf Jäschkowitz verband. Es sind hier mehrere an diese gerichtete Briefe Hoffmann's zum ersten Male veröffentlicht worden. Die Deutung der „Namenlosen“, die er 1835 in seinem „Buche der Liebe“ preist, auf jene frühere Braut des Dichters erscheint nach den beigebrachten Gründen nicht unwahrscheinlich.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Mit Unterstützung des Herzoglichen Staats-Ministeriums. Mit einem farbigen Titelbilde, 10 Tafeln und Abbildungen im Text. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1898. 163 S. 8°. 3 M.

Auf dem Gebiete der Anthropologie, „der Lehre vom Menschen im weitesten Umfange“, ist in unserm Lande bisher nicht allzuviel geleistet worden: um so erfreulicher ist es zu sehen, wie diese Festschrift uns ein gutes Stück weiter vorwärts gebracht hat. Und die Anregung zu derselben verdanken wir, wie der Herausgeber Dr Richard Andree im Vorworte bemerkt, der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, welche soeben in unserer Landeshauptstadt getagt hat. Die verschiedenen Gebiete, welche jene über ganz Deutschland zerstreute, hochangesehene Gesellschaft bebaut: die Urgeschichte, die physische Anthropologie und schließlich die Ethnologie sammt Volkskunde, sie sind auch in der vorliegenden, sehr schön ausgestatteten und gegen 200 Seiten umfassenden Schrift vertreten, die neun Abhandlungen, alle von Braunschweigern verfaßt, enthält.

In die ältesten Zeiten unseres Landes, als eben erst der Mensch seinen Fuß auf dessen Boden gesetzt hatte und noch zusammen und im Kampfe mit längst ausgestorbenen vorsintfluthlichen Riesenthieren lebte, versetzt uns die Abhandlung von Wilhelm Blasius „Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübelander Höhlen“. Der Herr Verfasser, welcher mit Prof. Kloos zusammen die Höhlen durchforschte und hier eine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, hatte bisher nur erst kurze Nachrichten darüber verlauten lassen, daß auch unzweifelhaft von menschlicher Hand bearbeitete Gegenstände in unsern Harzer Höhlen zusammen mit den Skeletten der Höhlenbären vorkommen: bearbeitetes Hirschhorn, Schlagwerkzeuge aus den Schulterblättern und Kinnladen des Höhlenbären, bearbeitete Knochen, Renntierrippen mit Spuren von Bearbeitung und höchst charakteristische Feuersteinmesser und Schaber, die in wohlgelungenen Abbildungen von ihm vorgeführt werden.

Weiter in das Gebiet der Vorgeschichte, wenn auch in eine bedeutend jüngere Zeit, führt uns die sehr genaue und erschöpfende Beschreibung der berühmten „Lübbensteine bei Helmstedt“ von Fritz Grabowsky. Es ist aus seinem Litteraturverzeichnisse, welches 29 Nummern umfaßt, zu ersehen, daß man schon im Jahre 1653 sich mit diesem Steinkammergrabe befaßte; die älteste, hier wiedergegebene Abbildung der Steine ist von 1720, die vortreffliche Neuzeichnung, welche die Festschrift schmückt, ist von Karl Bruns in Wolfenbüttel.

Woher die Jadeit- und Nephritgeräthe und Beile stammen, die namentlich in Westdeutschland, den Alpenländern u. s. w. verbreitet sind und durch ihren schönen Schliff und das harte Material auffallen, ist immer noch eine ungelöste Frage, die zu vielem wissenschaftlichen Streite Anlaß gab. Dieses „Woher?“ läßt auch Professor J. H. Kloos bei Seite; er beschränkt sich in seiner Arbeit „Die braunschweigischen Jadeitbeile“, welche mit 13 Abbildungen versehen ist, blos auf deren Beschreibung und mineralogische Analyse. Letztere ist von besonderer Wichtigkeit, da sie uns über den Zusammenhang dieser vorgeschichtlichen Edelbeile mit denen aus anderen Ländern Aufklärung gewährt. Die im Braunschweigischen gefundenen Jadeitbeile, bis jetzt etwa 7 oder 8 Stück, gehören mit zu den am weitesten nach

Osten hin vorkommenden ihrer Art. Sie zerfallen mineralogisch in zwei bestimmte Gruppen, deren jede aus einem andern Jadeitbruche stammen muß und weisen das größte bisher überhaupt bekannt gewordene Edelbeil auf, welches in Wolfenbüttel aufbewahrt wird und bei einer Dicke von nur 30 mm fast einen halben Meter lang ist.

Die letzte Abhandlung vorgeschichtlicher Art liefert Th. Voges in Wolfenbüttel: „Bronzen aus dem nördlichen Theile des Landes Braunschweig", mit einer Tafel, auf welcher der Verfasser die wichtigsten Stücke aus dem Inhalte unserer Museen in wohlgelungenen Zeichnungen wiedergiebt. Mit großer Sachkenntniß wird den einzelnen Stücken der Culturkreis zugewiesen, dem sie zugehören, und manche Seltenheit: die Doppelkupferaxt von Börßum, die Breitdolche von Oettum, die „Schwurringe" im Herzogl. Museum, die Fibel von Ferchau (als solche hier zuerst vom Verfasser gedeutet) u. s. w wird näher beschrieben.

In ein Grenzgebiet führt uns die Arbeit von Ludwig Hänselmann „Die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs". Beim Abbruche der meisten alten Häuser Braunschweigs, sowie vieler anderer Städte, findet man eigenthümlich gestaltete, oft henkellose Geschirre aus dunklem, rohem Thone, die an vorgeschichtliche Begräbnißurnen erinnern, aber durchaus nicht mit solchen zu verwechseln sind. Ueber ihren Zweck ist vielfach gestritten worden; Hänselmann kommt zu dem zutreffenden Schlusse, daß es sich hier um ein eingemauertes „Bauopfer" handelt; an Stelle der in roher Zeit in die Fundamente eingemauerten lebenden Menschen oder Thiere setzte man bei Milderung der Sitten diese Krüge und Gefäße mit allerlei Inhalt.

Besonderes Verdienst möchten wir der Abhandlung des Herrn Dr O. Berkhan zuerkennen, weil sie die erste ist, welche das vernachlässigte Gebiet der Körperbeschaffenheit unserer Bevölkerung bebaut „Alte Braunschweigische Schädel" betitelt sich diese Arbeit. Es handelt sich um solche, die aus den Reihengräbern von Schoderstedt, Börnecke u. s. w. stammen und in unseren Museen aufbewahrt werden, dann um Schädel von den eingegangenen alten Kirchhöfen im Innern der Stadt. Die alten Schädel zeigen nach Berkhan's Messungen nun einen Längen-Breitenindex von 78,2, gehören somit den Mittellangköpfen an und kennzeichnen sich als gut germanisch. Um einen ungefähren Vergleich mit dem heutigen Geschlecht herbeizuführen, maß dann der Verfasser die Schädel von noch 45 blonden und blauäugigen lebenden Individuen mit echt braunschweigischen Namen. Diese Schädel aber zeigten nur einen Index von 80,6, somit Annäherung an die nicht germanische Kurzköpfigkeit. Indessen bei der geringen Anzahl der Messungen ist hieraus ein sicherer Schluß auf die Masse nicht zu ziehen. Thatsache aber bleibt, daß mit der Freizügigkeit und der ganzen Umwälzung der politischen, wirthschaftlichen und Verkehrsverhältnisse in unserm Jahrhundert die niedersächsische (verhältnißmäßige) Reinheit unserer Bevölkerung einer Blutmischung Platz macht, die wir nicht gerade als eine Verbesserung auffassen wollen.

Die drei letzten Arbeiten der Festschrift führen uns auf das Gebiet der braunschweigischen Volkskunde. Hier beginnt der Herausgeber, Dr Richard Andree, mit Erläuterungen zu „Braunschweigischen Bauerntrachtbildern". Es handelt sich zunächst um ein sehr gut (1836) gemaltes Oelbildniß eines Mädchens in Oelper, welches uns die alte eingegangene Tracht vor Augen führt, dann um drei kennzeichnende Sittenbilder aus Riddagshausen, Lehre und Bortfeld, welche etwa 1840 von dem Braunschweiger Maler Karl Schröder gezeichnet wurden. Endlich ist eine farbige Wiedergabe der prächtigen Statuette des Bortfelder Bauern von dem verstorbenen Bildhauer August Kühne hinzugefügt und eine Gesammtübersicht über die Litteratur, soweit sie unsere Bauerntracht betrifft, den sachkundigen Erläuterungen beigegeben.

Die vortrefflichen und reichen Sammlungen, welche Herr August Vasel in Beierstedt im Verlaufe vieler Jahre mit großem Geschmack und vieler Sachkenntniß zusammengebracht hat, sind auch für unsere Festschrift nutzbar gemacht worden. Meist nach Gegenständen in seiner eigenen Sammlung, aber auch nach solchen in den Museen schildert Herr Vasel „Volksthümliche Schnitzereien an Geräthschaften im Lande Braunschweig". Es handelt sich da um Spinnräder, Haspel, Schüsselkränze, Bindepflöcke, Schannen, Krüselketten, Butter- und Honigkuchenformen, Ellen, die abgebildet, beschrieben und nach ihrem Gebrauche erläutert werden.

Den Beschluß macht eine sehr dankenswerthe Mittheilung von Pastor Schattenberg in Eitzum über den „Schimmelreiter", der früher stets bei Hochzeiten auftrat; in Eitzum ist er 1851, in Küblingen 1858 zum letzten Male aufgeführt worden. Nur ganz alte Leute wissen von ihm zu berichten und sie hat der Verfasser ausgefragt. Die dramatischen Darstellungen, die Melodien u. s. w.: Alles wird noch genau mitgetheilt und somit für die Volkskunde gerettet Ob dem Schimmelreiter, der anderwärts am Sylvesterabend erschien, mythologischer Inhalt zukomme, läßt Pastor Schattenberg unentschieden; gehörte er zu einer altheidnischen Gottheit, wie Viele wollen, so war er doch schließlich so entartet, daß an Wodan nur noch der „Schimmel" erinnerte.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 18. Maercker, Düngung d. modernen hochgezüchteten Weizensorten. — 18 u. 19. Schirmer, Beitr. z. rationellen Teichwirthschaft. — 19. Jenssen, Verwerthung d. Magermilch durch Kälbermast. — 20. Maercker, Zukunft der Zuckerindustrie d. Verein. Staaten von Nordamerika; Desinfection von Molkereiräumen u. Käsekellern mittelst Formalin. — 21. Schneidewind, Denitrification u. Erntedegression bei Anwendung v. frischem Stalldünger. — 22. Landwirthschaftl. Musterbetriebe in Bosnien u. der Herzegowina. — 23. u. 24. Ansteckende Verkalben beim Rindvieh. — 23. Uebersicht d. durchschnittl. Ernteerträge in d. Amtsgerichtsbezirken im J. 1897. — 24. Jenssen, pract. Winke f. d. Einmachezeit. — 25. Fliegenplage in Viehställen. — 26. Steglich, Vertilgung von Hederich ꝛc.: Dampfpflüge. — 27—29. Frühjahrsversammlung d. Centralausschusses des landwirthsch. Central-Vereins zu Br.; alkoholfreie Trauben-, Obst- u. Beerenweine. — 30. Oldenburg, Eins der „kleinen Mittel"; Lehnert, Handel mit Zucht- und Zugvieh.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 28. August **1898.**

Die Regenfälle am 9. und 10. Juli 1898.

Einen Ueberblick über die Ausdehnung und Menge der am 9. und 10. Juli d. J. gefallenen Niederschläge, welche die für mehrere Ortschaften unseres Landes so verhängnißvoll gewordenen Hochwasser im Gefolge hatten, bieten, soweit unser Herzogthum dabei in Frage kommt, die in nachstehender Tabelle zusammengestellten Beobachtungen der in unserem Lande in großer Zahl vorhandenen meteorologischen Stationen.

Ordn.-Nr.	Station	Meereshöhe	Durchschn. jährliche Regenhöhe	Regenhöhe am 9. Juli 1898	Regenhöhe am 10. Juli 1898	Regenhöhe an beiden Tagen zusammen
		m	mm	mm	mm	mm
	A. Flachland.					
1	Forsthaus Born	65	509	8	30	38
2	Calvörde	56	557	6	42	48
3	Campen (Flechtorf)	85	653	20	38	58
4	Riddagshausen	80	686	15	34	49
5	Braunschweig	83	619	30	37	67
	B. Hügelland (Lappwald, Elm, Lichtenberge, Fallstein).					
6	Marienthal	140	550	13	48	61
7	Frellstedt	108	570	18	43	61
8	Groß-Rohde	231	760	15	68	83
9	Groß Dahlum	153	569	10	33	43
10	Lichtenberg	190	613	11	45	56
11	Hessen	96	584	12	46	58
	C. Westharz.					
12	Seesen, (Gebirgsrand)	220	795	7	87	94
13	Harzburg (Gebirgsrand)	244	752	46	107	153
14	Scharfenstein [1]), (Hochebene)	610	—	33	119	152
15	Braunlage, (Hochebene)	565	1127	28	36	64
16	Hohegeiß, (Hochebene)	620	966	27	21	48
	D. Ostharz.					
17	Blankenburg, (Gebirgsrand)	228	543	13	53	66
18	Forsthaus Eggerode, (Gebirgsrand)	—	496	8	51	59
19	Rübeland, (Hochebene)	420	729	8	58	66
20	Forsthaus Todtenrode, (Hochebene)	425	709	15	57	72
21	Hasselfelde, (Hochebene)	450	704	8	44	52
22	Allrode, (Hochebene)	460	683	9	48	57
23	Stiege, (Hochebene)	480	650	7	29	36
	E. Weser-Bergland.					
24	Wrescherode	150	723	7	69	76
25	Hohenbüchen	150	779	5	55	60
26	Scharfoldendorf	154	766	5	84	89
27	Stadtoldendorf	195	641	5	45	50
28	Holzberg bei Stadtoldendorf	398	844	7	61	68
29	Schießhaus, Solling	435	879	7	57	64
30	Neuhaus, Solling	—	922	8	52	60
31	Ottenstein	300	805	7	50	57

[1]) Im Kreise Wernigerode belegen.

Die Tabelle giebt neben der Ortsbezeichnung der Station zunächst deren absolute Höhe über dem Meere in Metern und ferner die aus den Beobachtungen einer kürzeren oder längeren Reihe von Jahren berechneten durchschnittlichen jährlichen Regenhöhen in Millimetern an. Man versteht unter der Regenhöhe bekanntlich diejenige Höhe, welche die Wasserschicht einnehmen würde, wenn das Regenwasser auf der — horizontal gedachten — Bodenfläche, die es trifft, stehen bliebe, ohne abzufließen oder einzudringen oder zu verdunsten.

Die drei letzten Spalten der Tabelle lassen endlich die am 9. und 10. Juli beobachteten Regenhöhen in Millimetern für jeden Tag und für beide zusammen ersehen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Jahres-Regenhöhen, so finden wir, daß die dem Flach- und Hügellande angehörenden Stationen sich vor den meisten Stationen der übrigen Landestheile durch eine verhältnißmäßig geringe Regenhöhe, die zwischen 51—69 cm liegt, auszeichnen; nur die innerhalb dieses Gebietes belegene Station Groß-Rohde überschreitet mit ihrer Regenhöhe von 76 cm das angegebene Maß, welcher Umstand in der größeren Meereshöhe und der freien Lage dieses Beobachtungspunktes auf der Höhe des Elmes begründet ist.

Sehr interessante Verschiedenheiten in Beziehung auf die Jahres-Niederschlagsmengen bietet uns der Harz. Da in unseren Gegenden die westlichen Winde vorherrschen und zugleich besonders wasserdampfreich zu sein pflegen, so findet eine Entladung der auf das gedachte Gebirge stoßenden Luftströmungen hauptsächlich an dessen West-, Nordwest- und Südwest-Seite statt. Die an den Bergen zum Aufsteigen gezwungene feuchte Luft dehnt sich aus und nimmt in Folge dessen an Temperatur und Feuchtigkeit immer mehr ab, woraus sich die Zunahme der Niederschläge mit steigender Höhe erklärt. Nach Ueberschreitung des höheren Westharzes gelangen dann die Westwinde zum Unterharze mit geringerem Feuchtigkeitsgehalt, so daß dieser östliche Theil des Gebirges weit regenärmer ist als der Oberharz. Man pflegt dies in der Sprache der Meteorologie so auszudrücken: der Unterharz liegt bei Westwind im „Windschatten" und damit zugleich im „Regenschatten".

Diese Abnahme der Regenhöhe am Harze von Westen nach Osten zeigt sich sehr deutlich, wenn man die Harzrand-Stationen in dieser Richtung mit ihren Jahres-Regenhöhen auf einander folgen läßt; man erhält dann folgende Reihe:

Seesen	795 mm
Harzburg . . .	752 „
Blankenburg . .	543 „
Eggerode . . .	496 „

Die beiden letztgenannten Stationen des Ostharzes haben sogar geringere Regenhöhen als die meisten Stationen des Flach- und Hügellandes und müssen deshalb als besonders regenarm bezeichnet werden.

In gleicher Weise tritt die angedeutete Gesetzmäßigkeit bei den Höhen-Stationen des Harzes in die Erscheinung, wenngleich hier nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die größere Regenhöhe der Stationen des Oberharzes gegenüber denen des Unterharzes wenigstens theilweise der höheren Lage der ersteren zuzuschreiben ist. Die Reihenfolge dieser Stationen in der Richtung von Ost nach West ist folgende:

Braunlage . .	1127 mm
Hohegeiß . . .	966 „
Rübeland . . .	729 „
Todtenrode . .	709 „
Hasselfelde . .	704 „
Stiege. . . .	683 „
Allrode . . .	650 „

Die Stationen des Unterharz Plateaus bleiben hiernach mit ihren Regenhöhen (65—73 cm) hinter den Höhenstationen des Oberharzes weit zurück

Was endlich das den Haupttheil der Kreise Gandersheim und Holzminden umfassende Weser-Bergland anlangt, so zeichnet sich dieses durch höhere, zwischen 64 und 92 cm liegende Jahres-Regenhöhen aus, was nach dem Gesagten bei der gegen die westlichen Regenwinde exponirten Lage dieses Landestheiles nicht auffallen kann. Im Besonderen auf die Verschiedenheiten der dort belegenen Stationen hinsichtlich der Regenmengen einzugehen, würde hier allerdings zu weit führen. Während bei dem den Charakter eines „Massengebirges" tragenden Harze kaum irgend eine Station von dem allgemeinen Gesetze abweicht, werden die Stationen des Wesergebietes mit seiner mannigfach wechselnden Oberflächenausformung oft zu sehr durch ihre besondere örtliche Lage beeinflußt, als daß es möglich wäre, die bestehenden Unterschiede in Betreff der Niederschläge mit wenigen Worten zu erläutern. Erwähnt sei nur, daß auch hier der Einfluß der Meereshöhe auf die jährliche Regenhöhe unter sonst gleichen Verhältnissen überall unschwer zu erkennen ist.

Nach diesen kurzen Bemerkungen über die Regenverhältnisse des Landes im Allgemeinen wenden wir uns nun zu den an unseren meteorologischen Stationen am 9. und 10. Juli d. J. beobachteten Regenmengen, wobei vorweg bemerkt sei, daß sich die unterm 9. Juli angegebenen Regenhöhen auf die Zeit von 7 Uhr früh am 9. bis dahin am 10. Juli, die für den 10. mitgetheilten Zahlen auf die nächst folgenden 24 Stunden beziehen.

Wir ersehen aus der Tabelle, daß schon der 9. überall Regen gebracht hat, doch halten sich die Regenhöhen dieses Tages an vielen Stationen innerhalb engerer Grenzen. Von einer Anzahl Stationen werden Nah- oder Ferngewitter gemeldet, namentlich hatte die Residenzstadt Braunschweig und der nördlicher belegene Landstrich ziemlich erhebliche Gewitterregen. Auch die der Grenzscheide zwischen Ober- und Unterharz nahe liegenden Stationen Harzburg, Scharfenstein, Braunlage und Hohegeiß melden für diesen Tag heftige Gewitterregen (27—46 mm). Am stärksten waren die Niederschläge in Harzburg, wo es den ganzen Tag über (mit Ausnahme der Zeit von 4^{20} bis 6^{10} Uhr Nachm.) und die folgende Nacht hindurch regnete und zwar von 6^{10} bis 6^{45} Uhr Nachm. während eines Gewitters so stark, daß die Straßen etwa 25 Minuten lang unter Wasser standen.

Während der Nacht zum 10. Juli (Sonntag) nahm nun der Niederschlag in dem ganzen Gebiete des Herzogthums und über dessen Grenzen hinaus den Charakter eines allgemeinen Landregens an. Von der West- bis zur Ostgrenze des Landes, von der südlichsten bis zur nördlichsten Station, überall gingen sehr bedeutende Regenmengen nieder. Abgesehen von einigen an diesem Tage im Regenschatten liegenden Höhenstationen des Harzes (Braunlage, Hohegeiß, Stiege) hat am 10. Juli keine Station des Landes eine Regenhöhe von weniger als 30 mm beobachtet und am Nordwestrande des Harzes

stieg diese sogar zu der ganz außergewöhnlichen Höhe bis zu 87—119 mm an. Im Mittel sind an dem gedachten Tage, an welchem der Regen fast überall bis spät Abends bezw. Nachts andauerte, in den einzelnen Landestheilen gemessen:

im Flachlande . . .	36	mm
„ Hügellande . . .	47	„
am Nordwestharze . .	104	„
„ Nordostharze . .	48	„
„ mittleren Südharze	28	„
im Weser-Berglande .	59	„

Das Maximum des Niederschlages ist am Nordwestharze und zwar im Quellengebiete der Oker und ihrer, wie sie selbst, auf der Nordseite des Oberharzes entspringenden Nebenbäche, der Radau, der Ecker und der Ilse sowie der Gose gefallen; hier haben die Stationen Harzburg und Scharfenstein Regenhöhen von 107 bezw. 119 mm aufzuweisen. Auch das Gebiet der Innerste und ihrer Nebenbäche, der Neile und der Nette mit der oberhalb Seesens entspringenden Schildau, ist arg von dem Unwetter heimgesucht; die Station Seesen hat hier eine Regenhöhe von 87 mm beobachtet.

Um die in der Tabelle für den 10. Juli angegebenen Regenhöhen richtig würdigen zu können, wollen wir sie in Bruchtheilen der Jahres-Regenhöhen zum Ausdruck bringen. Man erhält dann folgende Werthe:

für das Flachland	$^1/_{17}$
„ „ Hügelland . . .	$^1/_{13}$
„ den Nordwestharz . .	$^1/_8$
„ „ Nordostharz . . .	$^1/_{13}$
„ „ mittleren Südharz .	$^1/_{37}$
„ das Weser-Bergland . .	$^1/_{13}$

Wenn man dagegen die Niederschlagshöhen für den 9. und 10. Juli zusammenfaßt, so ergeben sich folgende Zahlen:

Flachland	$^1/_{12}$
Hügelland	$^1/_{10}$
Nordwestharz	$^1/_6$
Nordostharz	$^1/_{11}$
mittlerer Südharz	$^1/_{19}$
Weser Bergland	$^1/_{12}$

Das will also heißen, daß beispielsweise am Nordwestharze 6 solcher Doppel-Regentage, wie der 9. und 10. Juli, genügen würden, um die mittlere J a h r e s menge an Regen zu liefern. Harzburg, wo am 9. und 10. zusammen 153 mm Regen gemessen sind, hat im Durchschnitt der Jahre 1881—95 für den ganzen Monat Juli, der nebenbei bemerkt der regenreichste Monat des Jahres ist, eine Regenhöhe von nur 103,2 mm, also nur $^2/_3$ der an den gedachten beiden Tagen beobachteten Mengen, aufzuweisen gehabt.

Die herrschende Windrichtung war am 10. Juli die nordwestliche (mit örtlichen Abweichungen von West bis Nord). Die Hauptentladung der Regenwolken fand daher naturgemäß am West- und Nordwestrande des Harzes statt, hier entledigten sich die Luftströmungen der Hauptmasse ihres Wasserdampfes, so daß sie nach Ueberschreitung der Höhe des Gebirges im südlichen Theile des letzteren ziemlich wasserdampfarm ankamen. Die Zu- bezw. Abnahme der Regenmenge in der Richtung von Norden nach Süden vor und am Harze läßt sich sehr deutlich aus der nachstehenden Reihenfolge der betr. Stationen mit ihren Niederschlagshöhen am 10. Juli erkennen:

Braunschweig . .	37	mm
Hessen	46	„
Harzburg . . .	107	„
Scharfenstein . .	119	„
Braunlage . . .	36	„
Hohegeiß . . .	21	„

Man ersieht aus diesen Zahlen das Anwachsen der Regenmenge nach dem Harze zu, dann die Hauptentladung der Wolken auf der Nordseite des Gebirges (Harzburg, Scharfenstein) und endlich die Abnahme des Regens im Süden des Brockens (Braunlage, Hohegeiß).

Daß Regenmengen von einer derartigen Heftigkeit und, was hier besonders mit ins Gewicht fällt, von einer solchen örtlichen Ausdehnung wie am 10. Juli d. J. Hochwässer in den betroffenen Gegenden im Gefolge hatten, kann nicht Wunder nehmen, und in der That haben wir es erleben müssen, daß die Ueberschwemmungen namentlich im Gebiete des Okerflusses eine Höhe erreicht haben, wie seit 100 Jahren nicht mehr. Wesentlich trug wohl zum Anwachsen der Wassermassen zu außergewöhnlicher Höhe der Umstand bei, daß in Folge der nassen Witterung dieses Sommers der Boden bereits mit Feuchtigkeit gesättigt war, was naturgemäß ein rasches Abfließen des Regenwassers zur Folge haben mußte.

Bezüglich Harzburgs, das sich am 10. Juli im Centrum des Niederschlagsgebietes befand, sei daran erinnert, daß dieser Ort seit 8 Jahren bereits zum dritten Male einen Regenfall von ungewöhnlicher Stärke gesehen hat.

Am 21. Mai 1890 wurde Harzburg und dessen nächste Umgebung Nachmittags von 6 bis 6½ Uhr von einem schweren Gewitter heimgesucht, dem sich ein mehrere Stunden andauernder wolkenbruchartiger Regen anschloß. Die Station Harzburg beobachtete eine Regenmenge von 49,8 mm, die benachbarte Station Molkenhaus, wo es von 5 bis 10 Uhr Abends regnete, eine solche von 81,2 mm. Der Wolkenbruch beschränkte sich, wie die vom Wasser angerichteten Schäden erkennen ließen, auf das schmale Gebiet zwischen dem Harzburg-Ahrendsberger Fußwege und der Ecker und erstreckte sich nach Süden zu kaum über Torfhaus hinaus, war also sehr eng begrenzt. Die Menge des sich ansammelnden Wassers war eine so bedeutende, daß die Radau, sowie der in diese beim Kurhause einmündende Riesenbach alsbald aus ihren Ufern traten und oberhalb wie innerhalb des Ortes arge Verwüstungen anrichteten.

Ganz anderer Art und mehr dem Regenfalle vom 10. Juli d. J. ähnlich war dagegen das Unwetter vom 2. August 1896, das sich wie jenes bei Nordwestwind über ein weiteres Gebiet ausbreitete und bei dem, ganz wie in diesem Jahre, der Regen in und um Harzburg seinen Höhepunkt erreichte. Am 2. August 1896 hob

der Regen in Harzburg gegen 3 Uhr früh an, wurde aber erst von 4 1/2 Uhr an stärker, er erreichte gegen Mittag seine größte Intensität, hielt aber auch in den Nachmittagsstunden in ziemlicher Stärke an und ließ erst am Abend nach. Die Harzburger Station beobachtete an diesem Tage folgende Regenmengen:

bis 7 Uhr früh . . .	14,8 mm	170,6 mm.
von 7—10 Uhr früh .	26,0 „	
„ 10—1 Uhr . . .	42,1 „	
„ 1—6 Uhr Nachm.	60,5 „	
„ 6—7 „ „	27,2 „	

Es sei dabei zum Vergleiche bemerkt, daß in Harzburg in normalen Jahren während der drei Monate Juli, August und September an Niederschlägen im Ganzen 212,5 mm und während der drei Wintermonate Januar, Februar, März nur 149,9 mm fallen.

Die Ausdehnung des damaligen Regengebietes mag, soweit unsere Gegend in Frage kommt, aus folgenden Regenmengen ersehen werden, welche an den aufgeführten Stationen, die in zwei aufeinander senkrechten Richtungen angeordnet sind, am 2. und 3. August 1896 beobachtet wurden:

Von Ost nach West		Von Nord nach Süd	
Wernigerode . .	72 mm	Hornburg . .	47 mm
Ilsenburg . . .	80 „	Stapelburg . .	141 „
Harzburg .	171 „	Harzburg .	171 „
Goslar . . .	112 „	Molkenhaus .	141 „
Seesen . . .	50 „	Scharfenstein .	108 „
Wrescherode . .	15 „	Brocken . . .	117 „
		Braunlage . .	23 „

Ein Vergleich dieser Zahlen mit denen der oben mitgetheilten Tabelle läßt erkennen, daß der 1896er Regen bei Harzburg noch stärker war als der diesjährige. Gleichwohl waren die Verwüstungen, welche jener im Gefolge hatte, im Ganzen geringer als die nach dem 10. Juli d. J. eingetretenen. Harzburg, das in diesem Jahre erhebliche Beschädigungen aufzuweisen hat, litt vor zwei Jahren gar nicht, dagegen wurde damals das Eckerthal zwischen der Pott'schen Fabrik und dem Dorfe Abbenrode stark mitgenommen, wie denn ferner die Oker-Niederung zwischen Vienenburg und Hedwigsburg ziemlich arg heimgesucht wurde, während wiederum bei den Städten Wolfenbüttel und Braunschweig, bei denen der Wasserstand in diesem Jahre eine kaum je dagewesene Höhe erreichte, vor zwei Jahren gar keine Schäden vorkamen. Dr. F. Grundner.

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung.)

Daß der Cantortitel nach seinem Erlöschen in den höheren Lehranstalten außerhalb derselben noch fortbestand und sich auch heute noch einer weiten Verbreitung erfreut, ist Jedem bekannt. In den Städten hatte er schon lange vorher die Amtsbenennung der Leiter des Kirchengesanges auch dann gebildet, wenn sie mit einer Lateinschule nicht in Verbindung standen, und auch auf dem Lande hatte man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts damit angefangen, ihn an besonders tüchtige Schulmeister und Opferleute zu verleihen. Welches Gewicht die Landschullehrer selbst damals noch auf diese Auszeichnung legten, erkennt man aus einem Gutachten, das der Generalsuperintendent des Weserkreises, Abt und Consistorialrath Häseler zu Holzminden[58]), auf Erfordern des Consistoriums am 7. April über die „Verbesserung der Landschulen" erstattet hat. Der würdige und verständige Herr hielt es für nützlich, daß die Lehrer neben ihrem Schulamte noch ein Handwerk betrieben, theils um ihre kümmerlichen Einnahmen zu vermehren, theils um sich vor den Abwegen des Müssiggangs zu bewahren. Dabei äußert er: „Ich habe bemerket, daß Schulmeister, die kein Handwerk wissen, sehr oft schlecht werden. Werden sie nun noch obenein Cantores auf den Dörfern, so steiget ihnen der Spiritus gewaltig in den Kopf; sie scheuen sich zu arbeiten, z. E. in ihren Nebenstunden ihren Garten selbst zu graben, ihr Holz selbst zu spalten, ihr Korn selbst helfen auszudreschen, halten Tagelöhner dazu und verarmen und verderben". Auch jetzt hat der Cantortitel sein Ansehen auf den Dörfern noch nicht verloren, wenn es auch kaum noch vorkommen dürfte, daß er dem, der ihn erhält, den Kopf verdreht. Den Lehrern, die ihre Schuldigkeit thun, wird er, soweit ersichtlich, nach einer Reihe von Dienstjahren niemals versagt, einerlei, ob sie, wie die ursprüngliche Bedeutung des Wortes es besagt, mit dem Gesange in der Kirche, sei es als Vorsänger oder auch nur als Organisten, noch etwas zu thun haben, oder in ihrer amtlichen Thätigkeit lediglich auf die Schule beschränkt sind.

Das einzige Gymnasium des Herzogthums, das unter seinen Lehrern niemals einen besonderen „Cantor" gezählt hat, war, wie schon bemerkt, die Amelungsborner Klosterschule zu Holzminden. Auch einen Tertius, Quartus oder Quintus hat sie in Folge der geringen Anzahl ihrer Klassen niemals besessen. Sie ist es auch gewesen, an der die übrigen Benennungen des alten Titelsystems zu allererst theils in Wegfall kamen, theils die ursprüngliche Bedeutung verloren.

Als die Anstalt am 15. Januar 1760 am Strande der Weser eröffnet wurde, hatte sie drei Lehrer, einen Rector, der wegen der ihm zukommenden Klosterwürde bis zur westfälischen Zeit auch den Titel „Prior" führte, einen Conrector und einen Subconrector, im Grunde also lauter Theilnehmer am Schulregiment. Aber der oberste von ihnen, der Prior Richter[59]), ein überaus eifriger und tüchtiger Schulmann, hatte Grund, mit seinen Mitregenten wenig zufrieden zu sein. Er bat daher, daß ihm an deren Stelle in ähnlicher Weise,

---

58) Der Abt Joh. Friedr. Häseler war Generalsuperintendent zu Holzminden von 1775 bis zu seinem Tode im Jahre 1797.

59) Friedr. Wilh. Richter, geb 1727, war Rector und Prior zu Holzminden von 1760 bis 1777, ging dann als Superintendent nach Lichtenberg, wurde 1784 Generalsuperintendent zu Braunschweig und starb 1791

wie es in den Franckeschen Stiftungen zu Halle, im Kloster U. L. F. zu Magdeburg und zu Ilfeld der Fall sei, einige „Collaboratoren“ zugewiesen werden möchten, d. h. Candidaten der Theologie, die sich während ihrer Schulthätigkeit nicht verheirathen, vom Rector die erforderliche theoretische und praktische Anleitung erhalten, unter dessen Aufsicht nicht bloß in einer, sondern in allen Klassen unterrichten, unter einander gleichen Rang haben und nach einigen Jahren auf eine Pfarrstelle befördert werden sollten. Der Antrag wurde trotz der ablehnenden Haltung, die das Wolfenbütteler Consistorium dazu einnahm, 1770 vom Herzoge genehmigt, damit aber nicht nur eine neue Amtsbezeichnung eingeführt, sondern die ganze althergebrachte Stellentitulatur über den Haufen geworfen.

Die Zahl der „Richter'schen Collaboratoren“, wie man sie nannte, belief sich anfangs auf 2, stieg bald auf 3, 1778 auf 4 und 1780 für kurze Zeit sogar auf 5. Aber die Einrichtung bewährte sich nicht. Vor Allem empfand man es als einen schwerwiegenden Nachtheil, daß die Schüler stets nur von jungen und unerfahrenen Candidaten unterrichtet, diese aber, wenn sie sich kaum erst zu brauchbaren Lehrern entwickelt hatten, wieder fortgeschickt werden sollten. Man beließ daher die Collaboratoren oft länger bei der Schule, als Richter es im Sinne gehabt haben mochte, und bald nach den Befreiungskriegen kehrten auch die guten alten Benennungen „Conrector“ und „Subconrector“ nach Holzminden zurück. Aber der neue Titel wurde damit nicht aus der Welt geschafft. Er verbreitete sich auch auf die übrigen Lateinschulen und hat, wie sich später herausstellen wird, bei der ferneren Entwickelung der braunschweigischen Lehrertitulatur noch lange Zeit eine bedeutsame Rolle gespielt.

Außer dem Ausdrucke „Collaborator“ kamen in Holzminden noch einige andere Amtsbezeichnungen in Aufnahme, die man gleichfalls an den Lateinschulen des Herzogthums vorher noch nicht gekannt hatte. Fast möchte man meinen, die frische Luft des Weserthals sei der Entwickelung des Titelsinns in ganz besonderem Maße günstig und förderlich gewesen.

Zunächst erscheinen, nicht allzu lange nach den Collaboratoren, die „Maîtres“. Man verstand darunter die Nebenlehrer, die im Zeichnen, Schreiben, Rechnen, Singen, Tanzen und Fechten, gelegentlich auch im Französischen und Italienischen unterrichteten. Im Einzelnen nannte man sie „Zeichenmeister“, „Schreib- und Rechenmeister“, „Concertmeister“, „Tanz- und Fechtmeister“, „Sprachmeister“, letztere auch „Lectoren“. Es verdient Beachtung, daß „Maître“ der einzige braunschweigische Lehrertitel ist, der dem Französischen entlehnt wurde, ohne Zweifel im Hinblick auf maître de langue, maître à danser u. s. w. In Holzminden hielt er sich bis zur westfälischen Zeit. Er findet sich auch in einer Ordnung des Collegium Carolinum von 1786, und 1755 trug man sich in der Stadt Braunschweig mit dem Gedanken, an der neuen Realschule einen „Conduiten-Maître“ zu beschäftigen, dem die Aufgabe obliegen sollte, „die äußerlichen Sitten zu verbessern“ und zu diesem Zwecke „die gehörige Stellung des Leibes zu lehren und ein geschicktes compliment zu machen“, daneben auch der Jugend nützliche Gesundheitsregeln zu geben, „z. E. wie ein krumm gebeugter Rücken der Grund von vielen Krankheiten sey [60])“. An den übrigen Anstalten ist von „Maîtres“ nicht die Rede; aber allerlei „Meister“, „Sprachmeister“, „Schreibmeister“, „Rechenmeister“ und „Zeichenmeister“ waren nicht selten. Vor hundert Jahren wurde es jedoch unfein, diese Herren noch „Meister“ zu nennen. Ihnen selbst war es erfreulicher, wenn ihnen das Prädicat „Lehrer“, also „Sprachlehrer“, „Schreiblehrer“, „Lehrer der Zeichenkunst“ u. dergl. beigelegt wurde. Die Directoren nahmen auf diese Wünsche in den Schulprogrammen billige Rücksicht.

Wie die „Collaboratoren“ und die „Maîtres“, so gehört zu den Holzmindener Specialitäten auch der „Inspector“ oder, wie er in amtlicher Latinität genannt wurde, der „Inspector morum diligentiae et oeconomiae“. Zum ersten Male wurde er 1779 dem ältesten der damaligen Collaboratoren beigelegt und diesem damit die Aufsicht über die Stipendiaten übertragen. Erst Ende 1854 kam er in Wegfall.

Derselbe Mangel an Respect, mit dem man in dem westlichsten Städtchen des Herzogthums den alten Lehrertiteln gegenüber stand, trat bald auch an der Ostgrenze des Landes, in Helmstedt, dem Sitze der ehrwürdigen Julia Carolina, hervor. Dort war die alte, bereits 1248 oder 1253 gegründete städtische Lateinschule so tief heruntergekommen, daß die Landesregierung sich 1779 auf Antrag des damaligen Rectors Wiedeburg, der zugleich auch an der Universität ein Lehramt bekleidete, zu ihrer Auflösung entschloß. Die 3 unteren Klassen bestanden als geringwerthige Stadtschule weiter; darüber aber errichtete man nach Wiedeburg's Plänen ein zweiklassiges „Pädagogium“ und in Verbindung damit ein „philologisches Seminar“. Beide zusammen bildeten das „Philologisch-pädagogische Institut“. Von den bisherigen Lehrern blieben Subconrector, Cantor und Infimus an dem Torso der Stadtschule zurück; der Conrector wurde mit einer einträglichen Pfarre begnadigt; der Rector aber trat an die Spitze des Instituts und besorgte die Unterweisung der Pädagogisten mit Hülfe der 4 ordentlichen Mitglieder des Seminars. Selbstverständlich waren mit der neuen Anstalt und ihrer ganz eigenartigen Einrichtung die alten Lehrertitel nicht vereinbar. Von den Seminaristen hieß der älteste „Collaborator“; Wiedeburg selbst erhielt den Charakter eines „Directors“ [61]).

60) Braunschw. Schulordnungen, I, 357. 386.

61) Friedr. Aug. Wiedeburg, geb. 1751, übernahm das Helmstedter Rectorat 1778, wurde an der Hochschule 1779 außerordentlicher, 1784 ordentlicher Professor der Philosophie, 1794 Professor der Eloquenz und Poesie, erhielt 1799 den Titel Hofrath, blieb bei der Auflösung der Hochschule und des Seminars als Director des Pädagogiums zurück und starb 1815. Zwei Jahre später wurde diese Anstalt wieder mit der Stadtschule vereinigt. Vergl. Koldewey, Gesch. der class. Philologie auf der Universität Helmstedt (Braunschweig 1895), Seite 151 ff., und besonders Stalmann's Artikel in der Allgem. Deutschen Biographie. B. 42. S. 376 f.

Die neue Benennung, die dem Vorsteher des Philologisch-pädagogischen Instituts zu Theil wurde, war im Herzogthume bereits bekannt. In den fünfziger Jahren hatte sie in Braunschweig der Pastor und spätere Superintendent Zwicke[62]) in seiner Eigenschaft als Leiter der nach seinen Vorschlägen im Waisenhause errichteten Realschule geführt. Dann aber war sie wieder außer Gebrauch gekommen, und Zwicke's Nachfolger mußten sich bis 1791 mit dem bescheideneren Prädicate „Inspector“ begnügen. Jetzt kehrte sie in neuem Glanze zurück und wurde nicht ohne Grund als eine besondere Auszeichnung angesehen. Da hatte denn Wiedeburg's College am Weserstrande, Petersen mit Namen[63]), nicht eher Ruhe, als bis auch er von dem Herzoge zum „Director“ befördert wurde. Es geschah 1785, und gleichzeitig fiel sein bisheriger Titel, „Rector“, einem der untergeordneten Lehrer, dem Collaborator Panse[64]) zu, ungefähr so, wie wenn in wohlgeordneten Familien der enge Rock des hochaufgeschossenen älteren Sohnes sich auf dessen jüngeren Bruder vererbt. Ganz ähnlich ging es in Blankenburg, wo 1789 nach dem Tode des Rectors Meyer dessen Nachfolger in der Leitung der Lateinschule Schulze[65]) zum „Director“ ernannt wurde, während der bisherige Conrector Leopold[66]) ohne Veränderung seiner amtlichen Stellung den Titel „Rector“ erhielt.

Man wundert sich billig, daß gelehrte und verständige Männer den guten alten Rectortitel nicht mehr für voll ansahen, sondern ihn nur noch als ein Ehrenprädicat zweiter Güte betrachteten. Daß er in Wirklichkeit noch Werth und Lebenskraft besaß, beweist u. A. das Königreich Sachsen, wo er als Amtsbezeichnung der Vorsteher der Gymnasien auch heute noch üblich und geachtet ist. Und warum eine Benennung dafür eintauschen, die weder besser klingt, noch die dienstliche Stellung ihres Inhabers deutlicher hervorhebt, überdies nicht bloß undeutsch, sondern nicht einmal gut lateinisch ist? Denn bei den klassischen Schriftstellern kommt das Wort „director“ überhaupt nicht vor, und „dirigere scholam“ ist ein Barbarismus, den man früher, als man in den Gymnasien auf eine correcte Latinität noch mehr Gewicht legte als jetzt, in dem Exercitium eines Primaners ernstlich gerügt haben würde. Offenbar ist der Ausdruck auch gar nicht auf geradem Wege aus Latium, sondern über Gallien als eine Umbildung des französischen „directeur“ nach Deutschland gekommen.

Etwas mag zu der Entwerthung des Rectortitels beigetragen haben, daß er an die Einseitigkeit, den Pedantismus und die verknöcherte Methode der alten Lateinschule erinnerte, die von den damals modernen Pädagogen, wie Wiedeburg, Petersen und Schulze es waren, lebhaft bekämpft wurden. Schwerer aber fiel ins Gewicht, daß es den Vorstehern der höheren Anstalten wenig angenehm war, die Rectoren zu Seesen, Schöppenstedt und Calvörde als Titelgenossen begrüßen zu müssen. Nicht ohne Neid schauten sie deshalb über die Grenze, wo ihre Collegen in Hildesheim, Ilfeld, Hannover und Göttingen längst schon den Titel „Director“ führten und die Benennung „Rector“ vielfach den zweiten Lehrern zuertheilt worden war[67]). Derartige kleine Empfindsamkeiten sind menschlich und keineswegs bloß bei Philologen zu finden. Dabei waren die Herren ernstlich der Meinung, daß vornehmer klingende Titel nicht bloß dazu beitragen würden, die Ehre der einzelnen Inhaber zu mehren, sondern auch das Ansehen des ganzen Standes zu heben und die Schulen selbst in ihrem „Flor“, wie man damals sich ausdrückte, in hohem Maße zu fördern.

Dieser Meinung war auch Joachim Heinrich Campe[68]), den der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand 1786 nach Braunschweig berief, damit er als Mitglied des neuerrichteten Schuldirectoriums dazu beitrage, das darniederliegende Schulwesen des Herzogthums wieder aufzurichten und ihm zu einer gedeihlichen Blüthe zu verhelfen. Zu den Mitteln, die der berühmte Verfasser des Robinson dazu für zweckdienlich hielt, gehörte auch eine vollständige Reform der Titulatur. Seine Ansichten darüber verdienen um so mehr beachtet zu werden, als er nicht allein damit stand, sondern die ganze Partei der Philanthropinisten, deren angesehenster Führer er war, als Gefolgschaft hinter sich hatte.

Wie Campe über die Titelfrage dachte, erkennt man aus der schon erwähnten Denkschrift, in der er dem Fürsten im December 1785 seine „Vorschläge zur Schulverbesserung“ unterbreitete. Näher auf dieses für die Schulgeschichte, und nicht bloß für die des Herzogthums Braunschweig, wichtige Document einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur so viel mag bemerkt sein, daß Campe darin 1. eine bessere Vorbildung der Schulmänner, 2. die finanzielle und gesellschaftliche Hebung des

---

62) Joh. Arn. Ant. Zwicke, geb. 1721, leitete die Schule des Waisenhauses von 1750 bis 1759 und starb 1778 als Stadtprediger und Superintendent zu Königslutter.

63) Joh. Heinr. Ant. Petersen, geb. 1745, wurde an der Holzmindener Schule 1770 Collaborator, 1777 Rector und Prior, ging 1790 als Consistorialrath nach Wolfenbüttel, wo er 1798 starb.

64) Friedr. Wilh. Panse wirkte in Holzminden als Collaborator seit 1778, als Director und Prior von 1790 bis 1798.

65) Joh. Heinr. Aug. Schulze, geb. 1755, hatte vor seiner Berufung nach Blankenburg bereits in Helmstedt das Conrectorat, in Zellerfeld und Osterode a. H. das Rectorat bekleidet. In Blankenburg wirkte er als Schuldirector, Garnisonprediger und Prior des Klosters Michaelstein von 1789 bis 1801 und starb daselbst 1803 als Consistorialrath und Superintendent.

66) Gottlieb Heinrich Friedrich Leopold, geb. 1765, Conrector 1789, Rector in demselben Jahre, Director 1801, Superintendent und Prior von Michaelstein 1824, Kirchenrath 1829, Generalsuperintendent 1830, pensionirt 1839, gestorben 1842.

67) In Hildesheim hatte das Andreanum einen „Director“ seit 1683, in Hannover das Lyceum seit 1730, in Göttingen das Gymnasium seit 1734. Die Uebertragung des Rectortitels auf den zweiten Lehrer ist dem Verfasser u. A. von Hannover, Hildesheim und Ilfeld bekannt. An anderen hannoverschen Orten, z. B. in Celle, blieb die alte Bezeichnungsweise.

68) Joach. Heinr. Campe, geb. 1746 in Deensen bei Holzminden, gehörte dem Schuldirectorium bis zu dessen Auflösung im Frühjahr 1790 an und blieb dann in Braunschweig als Besitzer der von ihm begründeten Schulbuchhandlung bis zu seinem Tode im Jahre 1818.

Lehrerstandes, 3. die Herstellung und Einführung besserer Schulbücher, endlich noch 4. die Heranziehung von Fachmännern zu der Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens verlangt. Diese Forderungen, jetzt ganz allgemein als richtig, man darf sagen, als selbstverständlich anerkannt, waren damals großentheils noch neu. Campe hat Recht, wenn er bemerkt, daß eine Schulverbesserung, wie er sie im Sinne habe, „noch nirgends existire".

Auf die Titelverhältnisse des höheren Lehrerstandes kommt Campe in seiner Denkschrift zu sprechen, wo er es unter 2. als nothwendig bezeichnet, „daß man den Stand der Schulleute zu heben und angenehm zu machen suche, damit er auch für Männer von Talenten anlockend sei". Als Mittel dazu empfiehlt er an erster Stelle eine Verbesserung der Besoldungen. Dann fährt er fort: „Zweitens müßte die bisherige Schultitulatur, welche verächtlich geworden ist, abgeschafft und dagegen andere, in der menschlichen Gesellschaft geltendere Titel eingeführt werden; drittens müßten alle Lehrer einer Schule, vom Infimus an bis zum Conrector (den Director ausgenommen) einerlei Titel, aber nicht einerlei Gehalt haben" [69]).

So Campe. Seine Vorschläge sind radical genug. Sie laufen auf nicht weniger als auf einen völligen Umsturz des Bestehenden hinaus. Nur die moderne Benennung „Director" findet Gnade. Alle übrigen, Schulcollege, Rector, Conrector, Subconrector, Collega Tertius, Infimus u. s. w. sollen fallen. Daneben — und das ist eigentlich das Wichtigste — wird das ganze alte System, wonach sich mit der Verschiedenheit der Einzeltitel auch eine Abstufung des Ranges verband, vollständig über den Haufen geworfen. Man merkt den Einfluß Rousseau'scher Ideen, für die ja der Philanthrop auch sonst sich überaus zugänglich und empfänglich gezeigt hat. Es ist das Princip der égalité, übertragen auf das Gebiet der Pädagogik. Aber nicht consequent. Durch die „in der Menschheit geltenderen Titel" wird eine neue Aristokratie des höheren Lehrerstandes geschaffen.

Leider hat Campe die vornehmen Prädicate, durch die er für den Schulstand auch talentvolle Männer zu gewinnen hoffte, in seiner Denkschrift nicht namhaft gemacht, doch zeigt der Erfolg, daß „Schulrath" und „Professor" gemeint waren. Auch über die Gesammtbenennung der dem Director untergeordneten Standesgenossen an Stelle des veralteten Ausdrucks „Schulcollege" spricht er sich nicht aus. Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, an „Professor" zu denken; aber bei näherer Prüfung ergiebt sich, daß eine derartige Absicht ihm fern lag, überhaupt auch unter den damaligen Verhältnissen noch gar nicht durchführbar gewesen wäre. Was ihm vorschwebte, war vielmehr der Ausdruck „Lehrer", der ja vor hundert Jahren, wie schon bemerkt, noch einen weit volleren Klang hatte, als jetzt. Bestätigt wird diese Vermuthung durch Campe's Verdeutschungs-Wörterbuch, worin er für „College" in der hier in Frage kommenden Bedeutung „Schullehrer", für „Collaborator" entweder „Unterlehrer" oder lieber noch „Mitlehrer" in Vorschlag bringt und bei „Subconrector" die Bemerkung hinzufügt: „Wozu diese jämmerlich kleinen Abstufungen? Alle, die an einer Schule arbeiten, sind ja Lehrer, Einer Vorsteher des Ganzen. Also besser, der dritte Lehrer". Daß er bereits an „Oberlehrer" gedacht habe, erscheint wenig glaublich, wenn man in seinem Wörterbuche der Deutschen Sprache zur Erklärung dieses Ausdrucks Folgendes liest: „ein oberer oder der oberste, erste Lehrer unter mehreren". Das hätte doch für den Infimus nicht mit gepaßt.

Hiernach dürfte das Campe'sche, oder, was dasselbe ist, das philanthropinistische Titelsystem sich folgendermaßen gestalten: Der Vorsteher und erste Lehrer einer höheren Schule führt den Titel „Director", die übrigen Mitglieder des Collegiums erscheinen als „Lehrer" und werden, wo es nöthig ist, als „zweiter, dritter, vierter Lehrer" u. s. w. von einander unterschieden; besonders verdienten Schulmännern wird der Charakter „Schulrath" oder „Professor" verliehen.

Der Herzog, der ja erst durch Campe's Anregungen dazu bewogen wurde, die Schulsachen den beiden Consistorien zu Wolfenbüttel und Blankenburg abzunehmen und zu ihrer Verwaltung ein besonderes, vorwiegend mit Fachmännern besetztes Landescollegium zu errichten, war gern bereit, einigen um das Schulwesen verdienten Männern einen ansehnlichen Titel zu verleihen. Schon 1786 ernannte er Campe selbst zum „Schulrath" und den Rector Christian Leiste zu Wolfenbüttel [70]), der die Berufung zum Mitgliede der neuen Schulbehörde abgelehnt hatte, zum „Professor". Auch gegen die Beseitigung des veralteten Ausdrucks „Schulcollege" hatte er nichts zu erinnern. Aber den weiter gehenden Anträgen stand er in Uebereinstimmung mit seinem hauptsächlichsten Berather in Schulangelegenheiten, dem damaligen braunschweigischen Geheimen Rathe und späteren preußischen Staatskanzler Karl August von Hardenberg, mit kühler Reserve gegenüber. Vor Allem widersprach es seiner humanen Gesinnung, alten und würdigen Conrectoren und Subconrectoren den ihnen lieb gewordenen Titel abzuerkennen und sie mit dem Infimus auf eine und dieselbe Rangstufe zu stellen.

69) Außerdem schien es Campe „nicht undienlich, sondern vielmehr ein starker Sporn zur Erwerbung pädagogischer Verdienste zu sein, wenn ein Orden pro merito scholastico gestiftet und mit weiser Sparsamkeit je zuweilen ausgetheilt würde". Daß dieser Vorschlag keine Annahme fand, wird Niemand beklagen. Er gehört zu den Wunderlichkeiten und Uebertreibungen, wodurch die Philanthropinisten ihren Gegnern so vielfach leichtes Spiel gemacht haben. — Was den 1834 gestifteten Herzogl. Orden Heinrichs des Löwen anlangt, so dauerte es ziemlich lange, bis er auch Mitgliedern des höheren Lehrerstandes zu Theil wurde. Der Erste, der das Ritterkreuz erhielt, war der Director des jetzigen Martino-Katharineums, Oberschulrath Krüger, dem die Auszeichnung 1864 zufiel, nachdem er schon vorher aus Anlaß seines 50jährigen Jubiläums zum Ritter des Hannoverschen Welfenordens ernannt worden war. Von den Oberlehrern eröffnet die Reihe der Decorirten Professor Joh. Konrad Koch. Er erhielt das Ritterkreuz 2. Kl., als er 1883 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt wurde.

70) Christian Leiste, zum Unterschiede von seinem Sohne und Amtsnachfolger der „ältere Leiste" genannt, wurde 1738 geboren, wirkte in Wolfenbüttel seit 1766 als Conrector, seit 1778 als Rector und starb 1815.

Auch im Schuldirectorium, das zu Michaelis 1786 seine Thätigkeit begann, scheint Campe mit seiner Titelreform nur getheilten Beifall gefunden zu haben. Allerdings Trapp und Stuve, Gesinnungsgenossen von ihm und erst auf seinen Antrag berufen, standen ohne Zweifel rückhaltlos auf seiner Seite[71]). Schwerlich aber der schon erwähnte Generalsuperintendent Richter, der gelegentlich keinen Anstand nahm, seine drei philanthropinistischen Collegen als „Schulcharlatane" zu bezeichnen und ihnen „Prahlerei und Projectir-Windbeuteleien" in die Schuhe zu schieben[72]).

Unter diesen Verhältnissen hätte es der Aufhebung des Schuldirectoriums, die am 6. April 1790 in Folge des Einspruchs der Landschaft stattfand, kaum noch bedurft, um die Titelreform ad calendas graecas zu verschieben. Fast klingt es wie ein Protest gegen Campe's Bestrebungen, wenn in dem landesherrlichen Erlasse, der die Schulverwaltung an die Consistorien zurückgab, die Mitglieder des Schulstandes nicht als „Lehrer", sondern wieder, wie in der Kirchenordnung von 1709, als „Schulbediente" erscheinen.

So blieb denn die Einführung der beiden Prädicate „Professor" und „Schulrath" das Einzige, was Campe mit seinen Bestrebungen auf dem Gebiete der Titulatur des höheren Lehrerstandes erreichte. Im Uebrigen ging es damit, wie es vielfach auch sonst mit den Vorschlägen, Versuchen und Einrichtungen der Philanthropinisten gegangen ist. Sie glichen fruchtbaren Keimen, die erst längere Zeit wie erstorben in der Erde liegen, bevor sie zu wachsen und zu einer gedeihlichen Entwicklung zu gelangen vermögen. Der weitere Verlauf wird zeigen, wie Campe's Grundgedanken später wieder auftauchten und für die fernere Behandlung der Titelfrage geradezu leitend und maßgebend wurden. Mancher hat dabei im Sinne des Philanthropen gewirkt, ohne ihn als den eigentlichen Vater und Urheber der modernen Titelbestrebungen zu kennen. (Forts. folgt.)

Bücherschau.

Hermann Baumgarten und **Ludwig Jolly**, Staatsminister Jolly, ein Lebensbild. Tübingen, H. Laupp 1897. VII und 294 S. gr. 8°. 4 M 75.

Wie die umfangreich angelegte „Geschichte Karl's V.", so sollte unser 1825 zu Lesse geborner Landsmann, Hermann Baumgarten, der bekannte Straßburger Professor, auch das Lebensbild seines Schwagers Julius Jolly, zu dessen Zeichnung er wie kein Zweiter berufen war, leider nicht mehr vollenden. Bald nach Jolly's Tode († 14. October 1891) machte B. sich an die Arbeit, aber er hatte nur einen Theil fertig gestellt, als auch ihm am 19. Juni 1893 der Tod die Feder aus der Hand nahm. Glücklicherweise hat er einen Nachfolger gefunden, der im Sinne des Verstorbenen die Arbeit zu einem guten Ende geführt hat, einen Neffen J. Jolly's, den Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen Ludwig Jolly. So haben wir denn ein Werk erhalten, das eine werthvolle Bereicherung unserer geschichtlichen Litteratur bedeutet. Denn Jolly hat sich als badischer Minister (1866—76) nicht nur große Verdienste um sein Heimathland erworben, sondern er hat als solcher und schon vorher in anderer Stellung bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse in dieser großen Zeit in hingebender, zielbewußter und erfolgreicher Weise mitgewirkt. Daher bildet das Buch einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte; ganz besonders gilt dies von den dem Buche eingefügten Briefen, die J. aus dem Hauptquartier zu Versailles 1870 und 1871 in die Heimath geschrieben hat. Sie geben ein überaus anschauliches Bild von dem damaligen Leben und Treiben, von den handelnden Personen u. s. w. und höchst interessante Mittheilungen von bleibendem Werthe für die innere Geschichte der deutschen Reichsgründung. Baumgarten's Antheil an dem Buche reicht nur bis zu S. 71 und endet schon dicht vor dem Punkte, wo Jolly in das Ministerium trat. Behandelt sind noch die wichtigen Dienste, die J., wenn auch hinter den Coulissen, auf dem Frankfurter Fürstentage im Jahre 1863 der deutschen Sache geleistet hat. Sehr ansprechend ist die Schilderung, die B. von der Jugend Jolly's und damit in Verbindung von der eigenthümlichen Entwicklung seiner Vaterstadt Mannheim in kurzen Zügen entwirft; es bleibt zu bedauern, daß für diese ganze Zeit, vorzüglich für die Ausbildung der politischen Anschauungen Jolly's im beginnenden Mannesalter, so wenig handschriftliches Material vorliegt. Ist die Arbeit des Fortsetzers auch allen Dankes werth, so ist es doch ein Verlust, daß Baumgarten das Werk nicht selbst noch vollendet hat. Wir würden bei der innigen Freundschaft, die ihn mit seinem Schwager verband, von ihm ein Werk von noch eigenartigerem, intimerem Charakter erhalten haben. Denn L. Jolly selbst schreibt S. 235 f., als er die Uebersiedelung Baumgarten's von Karlsruhe nach Straßburg im April 1872 erzählt: „Jolly verlor in ihm den nächsten Freund, mit dem er im lebhaftesten, für Beide fruchtbarsten Verkehr gestanden hatte. Während Jolly nur wenig Umgang pflog, unterhielt Baumgarten die mannigfaltigsten Beziehungen und konnte daher den Schwager über alle persönlichen Vorkommnisse unterrichten, der ihn seinerseits in die amtlichen Vorgänge einweihte. Dem juristischen Wissen des Einen hielt das historische des Andern die Wage, und die kühle Ruhe Jolly's wurde durch die eifrige Lebhaftigkeit Baumgarten's vortrefflich ergänzt. Da Beide die gleichen politischen Grundanschauungen hatten, sich unbedingt vertrauten und über Alles mit einander aussprachen, bildeten sie einen idealen Männerbund". So ist das Buch zugleich auch für die Geschichte des Lebens und der politischen Anschauungen Hermann Baumgarten's nicht ohne Interesse. — Als eine Ergänzung zu dem Buche ist hier zugleich auch auf die Aufsätze aufmerksam zu machen, die ein anderer Schwager Jolly's, Professor Adolf Hausrath in Heidelberg, unter dem Titel: „Baden im alten Bunde und neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly" in der Deutschen Rundschau jetzt zu veröffentlichen begonnen hat.

71) Ueber die Mitglieder des Schuldirectoriums findet der Leser Auskunft im Br. Mag., 1896, Nr. 13, wo der Verfasser Campe's „Vorschläge zur Schulverbesserung" veröffentlicht hat.

72) Vergl. Hänselmann, a. a. O., S. 390.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 11. September **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Friedrich Wilhelm Zachariä in Braunschweig.

Unter diesem Titel hat der Herausgeber des Magazins 1896 bei J Zwißler in Wolfenbüttel ein Buch erscheinen lassen, das unsere Kenntniß des litterarischen Lebens von Braunschweig im achtzehnten Jahrhundert wesentlich bereichert. Zachariä's Berufung nach Braunschweig durch den Abt Jerusalem, seine Lehrthätigkeit am Collegium Carolinum und vor Allem seine weitgreifende Wirksamkeit als Redacteur und Buchhändler werden auf actenmäßiger Grundlage geschildert; bisher unbekannte Briefe an den Helmstedter Professor Bertling und an Gleim bringen manches Neue über seine Persönlichkeit und Schriftstellerei; ein Capitel „Zachariä und Gottsched" führt uns mitten in die heftigen litterarischen Kämpfe, die den Leipziger Dictator umtobten, -- endlich wird zum Schluß Zachariä's Tod und Nachlaß behandelt und eine Uebersicht seiner allzu zahlreichen Schriften, sowie der von ihm existirenden Bilder gegeben. Unserem Dank für diese willkommene Gabe und die Anregung, die ihre reichen Mittheilungen bieten, dürfen wir wohl dadurch Ausdruck geben, daß wir einige kleine Nachträge, die sich gelegentlich eines Lebensbildes des Dichters für die „Allgemeine Deutsche Biographie" gefunden haben, in diesem Blatte zusammenstellen, das ja im vorigen Jahrhundert, wenn auch mit anderem Namen, lange Jahre unter Zachariä's Leitung erschienen ist. C. Schüddekopf.

I. Zachariä und Johann Adolph Schlegel.

In die ersten Jahre seines Braunschweiger Aufenthalts führen uns einige Briefe Zachariä's an den ehemaligen Leipziger Genossen Johann Adolph Schlegel, den Vater der beiden bekannten Romantiker. In dem Kreise der Bremer Beiträger zu Leipzig hatte Zachariä die nachhaltigsten Eindrücke für seine Bildung empfangen, mehrere der Jugendfreunde, wie Gärtner, Ebert, Giseke, Schmid, fand er später in Braunschweig wieder, von Schlegel aber, den er selbst den Ersten nennt, „der in Leipzig sein Herz umbildete", wurde er schon vor seinem Fortgange von dieser Universität getrennt. In Meißen 1721 geboren, hatte Schlegel seit 1741 in Leipzig Theologie studirt und 1746 eine Hauslehrerstelle in dem kursächsischen Städtchen Strehla angenommen; 1748 zog er gemäß einer früheren Abrede zu seinem Freunde Johann Andreas Cramer, der Prediger in dem Dorfe Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle war, und beschäftigte sich mit Uebersetzungen und der Herausgabe der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen Beiträge", bis er im Jahre 1751 als Diaconus und Collega extraordinarius an der Schulpforta angestellt wurde. In diese Zeit fallen die beiden ersten Briefe Zachariä's, die sich jetzt in der Leipziger Universitätsbibliothek befinden und mir durch Herrn Oberbibliothekar Dr Schnorr von Carolsfeld in Dresden gütigst mitgetheilt sind; auszugsweise hat sie Dr Hans Zimmer in seiner Schrift „J. F. W. Zachariä und sein Renommist" (Leipzig 1892) benutzt, aber so flüchtig, daß er sie einmal an den richtigen Adressaten, später (S. 17, 20, 22) an dessen bedeutenderen Bruder, den Dramatiker Johann Elias Schlegel, gerichtet sein läßt. — Einen vollständigen Abdruck verdienen sie, ganz abgesehen von der Seltenheit Zachariäscher Briefe, schon deswegen, weil sie uns in die nahen Beziehungen der Bremer Beiträger auch in der Diaspora und in ihre gemeinsamen Bestrebungen einen Einblick gewähren. Daneben aber sind sie für unseren besonderen Zweck werthvoll, da sie über die erste Niederlassung der jungen Schriftsteller in Braunschweig interessante Nachrichten bringen. Es geht aus den Briefen nämlich hervor, daß Zachariä sich Anfangs keineswegs in Braunschweig glücklich fühlte, daß er das rege, geistige Leben von Leipzig und den Umgang mit gleichgesinnten Freunden sehr vermißte. Er nennt Braunschweig „eine von Leipzig so sehr unterschiedne Stadt", spricht von seiner „so widrigen Station" und tröstet sich nur damit, daß er „sein unglückliches Herz einem Gärtner ausschütten kann". Auch der Letztere hatte in der ersten Zeit seines Braunschweiger Aufenthalts — als Hofmeister zweier Grafen von Schönburg — über Manches zu klagen, denn Giseke schreibt am 7. Juli 1747 an J. A. Schlegel (Archiv für Litteraturgeschichte 5, 56): „Herr Gärtner, der in Braunschweig wohl an nichts fleissiger denkt, als an seine Freunde, ist dort vielleicht noch unzufriedner, als Sie in Strehla". „Mit meinen Grafen", schreibt er, „bin ich sehr wohl zufrieden. Aber die Herren Vormünder hintergehen mich. . . . Ich bin

so niedergeschlagen, als ob ich sollte geköpft werden". Nach den ungebundenen, anregenden Studienjahren in Klein-Paris mochte den jungen Litteraten das bescheidene und anstrengende Amt am Colleg wohl nicht schmecken; bei Zachariä sprach aber noch ein anderes Moment mit. Wie Zimmermann nachgewiesen hat, war Zachariä während seines Aufenthalts in Göttingen, Ostern 1747 bis 1748, in ein zartes Verhältniß zu der Hofräthin Anna Katharina Elisabeth Liste, der Gattin des Hofraths L. in Gelliehausen, gerathen, einer Dame, die mehrere Dichtergenerationen begeistert hat. Wie Zachariä und sein Freund Eberhard von Gemmingen sie in den vierziger Jahren verehrten und besangen, so haben noch in den siebziger Jahren, in der Blüthezeit des Göttinger Dichterbundes, die jungen Poeten Boie und Gotter, Bürger und Miller, ihre schöne Seele gefeiert — ganz im Geschmacke der Zeit, für den Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein das klassische Beispiel bietet. Für Zimmermann's Vermuthung, daß sich auf diese Frau Zachariä's Gedichte an Selinen, besonders die schöne Ode an Lucinden: „Vortrefflichste deines Geschlechts", beziehen, bringen unsere Briefe einen unwiderleglichen Beweis; das „Paradieß, das Geljehausen heißt" im ersten Schreiben und in Verbindung damit die schwärmerische Schilderung der „Lucinde" im zweiten lassen sich nur auf dieses Verhältniß deuten. Doch lassen wir die Briefe selbst sprechen.

1.

Braunschweig. den 30sten Octobr. [17]49.

Mein liebster Schlegel,

Ich könnte Ihnen die Empfindungen meines Hertzens nicht beßer ausdrücken, als wenn ich den Anfang ihres Briefes an Herr Olden[1]) abschriebe. Gewiß, mein liebster und erster Freünd (denn Sie waren in Leipzig der erste, der mein Hertz umbildete) gewiß ich schäme mich, daß ich mir so viel Jahre vorzuwerfen habe, in denen ich Ihnen nicht einmahl ein Hertz habe sehn laßen, das sie noch so beständig und so auserordentlich liebt, und das so sehr viel Ursachen hat, vor Ihre Freündschafft dankbar zu seyn, die ich dazumahl noch so wenig verdiente.

Ich kan recht erschrecken, wenn mir die Möglichkeit einfällt, daß Sie mich vergeßen haben könnten und noch mehr, wenn ich so viel Wahrscheinlichkeit sehe, daß Sie mich nicht mehr unter die Zahl der wahren Beyträger zu rechnen scheinen. Glauben Sie mir, mein liebster Schlegel, daß mich das recht aufrichtig betrübt. Ich bin gar nicht so stoltz, daß ich ein Recht zu haben glaubte, Ihnen Vorwürfe zu machen, nein, ich weiß nur gar zu gut, wie wenig ich die Freundschafft eines Cramers und eines Schlegels und eines Eberts und eines Gärtners erkannt habe, da ich doch dieser Freundschafft alles verdanken muß, was mein Hertz etwa noch gutes an sich hat. Ich habe leider erst, da ich von Ihnen getrennt war, den großen Werth davon einsehn lernen, und wie sehr wünschte ich mir in meinen Exilio

Nur eine von den Stunden,
Die mir bey eüch so ungefühlt verschwunden.

und ich hätte diese Stunde bloß dazu anwenden wollen, Sie zu überzeügen, wie dankbar mein Hertz ietzo sey! Der Himmel hat auch in der That einen sehr großen Theil meiner Wünsche erhört, durch eine Reihe von Unglücksfällen und Verdrießlichkeiten hat er mich doch, in einer von Leipzig so sehr unterschiednen Stadt, und bey einer vor mich so widrigen Station, den Besten unter uns, den liebsten Gärtner wieder finden laßen. Wie beneidenswerth glücklich bin ich, eben so sehr, als Sie es ietzo sind, mein liebster Schlegel, daß ich mein unglückliches Hertz einem Gärtner ausschütten kan, und daß ich den überzeügt habe, daß die ganze Welt nichts vor mich ist, und daß mir sonst nichts nichts groß und wünschenswerth scheint, als Eüre Freündschafft, und sonst noch was, das ein bißgen mehr ist, als Freündschafft. Nehmen Sie, daß ich auch den lieben Ebert hier habe, und daß ich so glücklich gewesen bin, mit Gieseċken[2]) ein unschäzbares halbes Jahr zugebracht zu haben, daß er und ich unstreitig die ersten gewesen sind, die die Hayne um Braunschweig geheiligt, und mitleidig gemacht haben, ja nehmen Sie, daß ich auch Gellerten wieder gesehn habe[3]), so werden Sie mich gewiß von Seiten der Freündschafft glücklich halten. Aber mein liebster liebster Schlegel, es ist hier noch kein freündschafftlicher Abend vergangen, an dem ich Sie nicht tausendmahl zu sehn gewünscht hätte; mich deüchtet immer, daß ich nicht eher ruhig seyn kan, als biß ich Sie wieder gesehn habe. Nur eine Stunde möchte ich Sie umarmen, nur eine Stunde möchte ich Ihnen ein Hertz wieder zeigen, das in Ihnen so sehr seinen Lehrer verehrt. Ich hoffe es noch immer, und der würde mir einen sehr grausamen Dienst erweisen, der mir die Wahrscheinlichkeit nicht so groß ließe, als sie bey mir noch ist. Wie aufrichtig freüe ich mich, daß Sie die Freündschafft so glücklich gemacht hat, und wenn Sie Minister geworden wären, so würde ich Sie nicht vor so groß halten, als Sie iezt sind. Wenn auch nicht ein gewißes Paradieß, das Geljehausen heißt, in der Welt wäre, so würde ich nun schon gewiß einmahl in Crellwitz gewesen seyn! Sie haben H. Olden so schöne Vorschläge gethan, und ich habe noch immer viel Hofnung ganz Crellwitz einmahl hier zu sehn. Der Himmel, der nun schon drey wieder versamlet hat, wird vielleicht unser Leben durch Sie und Cramern und die liebenswürdigste Charlotte[4]), uns kostbar machen.

Vor allen Dingen, mein liebster Schlegel, nehmen Sie die Gutheit auf sich, und versichern Sie unserm theüresten Cramer einer Hochachtung und Freündschafft die unmöglich jemand mehr vor seine Verdienste

---

1) Johann Heinrich Olde aus Hamburg, in Leipzig am 11. Mai 1745 immatriculirt, † als Arzt in seiner Vaterstadt am 22 April 1759, war ein Genosse der Bremer Beiträger und erscheint als vertrauter Freund in Klopstock's Oden an Ebert und Wingolf.

2) Giseke kam am zweiten Ostersonntage 1749 aus Hannover nach Braunschweig.

3) Ueber Gellert's Besuch in Braunschweig, an dessen Berufung Jerusalem und Schrader v. Schliestedt dachten (Zimmermann, S. 3), ist bisher nichts bekannt.

4) Charlotte Radike wurde 1749 Cramer's Frau, nachdem ihre jüngere Schwester, Johanna Elisabeth, Cramer's Braut, 1747 gestorben war.

und sein großes Hertz haben kan, als ich sie habe. Ich habe diese Commiszion sehr oft Gärtnern aufgetragen, ich weiß nicht ob er Sie ausgerichtet hat. Thun Sie es also doch, mein liebster Schlegel, und sagen Sie ihm, daß er mir das gröste Unrecht thun würde, wenn er glaubte, daß ich ihn nicht so sehr lieben könnte, als Sie ihn nur immer lieben können, und daß ich nicht allen den Antheil an seinen Glücke nähme, den Gärtner oder Ebert nur nehmen kan. Auch die Mühe müßen Sie noch über sich nehmen, und mich seiner Charlotte bekannt machen, denn es ist mir gar nicht gleichgültig, einer Cramerin bekannt zu seyn, oder nicht. Sagen Sie ihr, daß ich ein sehr sehr empfindliches Hertz habe, sagen Sie ihr, daß ich unglücklich bin, doch nein — Sie sollen ihr das nicht sagen, überzeügen Sie sie nur so lebhafft, als ich es wünsche, daß mein Hertz recht jauchzt, da Sie und Cramer so vollkommen glücklich sind', als Sie es verdienen.

Ich überschicke Ihnen hiebey eine Ode an Lucinden. Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie in das allererste Stück kommen kan[5]). Doch ändern Sie nur dreist dasjenige darinne, was Ihnen nicht gefällt, Sie sollen diese Freyheit in allen meinen Aufsätzen haben, ich lese sie zwar hier allezeit erst Gärtnern und Eberten vor, und ändre das, was Ihnen nicht gefällt, Sie können aber doch noch immer viel übersehn. Ich habe das Vertrauen zu Ihrer Freündschafft, mein lieber Schlegel, daß Sie diese Mühe nicht ganz ungern über sich nehmen werden, es ist doch immer ein Verdienst, das Sie sich um einen jungen Poeten machen.

Das muß ich Ihnen und dem braven Cramer noch sagen, daß unser Gärtner auf Ostern mit seiner Luise[6]) eben so glücklich wird, als er mit Charlotten ist. Er hat mir gestanden, daß es ihm bey der Gelegenheit nicht gleichgültig seyn würde, wenn seine Freünde den Tag ewig machen wollten, der ihn so vollkommen glücklich macht. Ich meynte also, ein jeder von uns sezte was auf, was sich zu dem Tage schickt, und wir gäben es zusammen Dyken, unter dem Titul, Schriften auf eine Hochzeit. Dedicirten es Braut und Braütigam, ohne ihre und unsre Nahmen auszuschreiben. Wollten Sie also wohl die Mühe über sich nehmen, und es nicht allein mit Dyken ausmachen, der immer Profit davon haben wird, sondern es auch den beyden Gellerten der Mad. Gellertin und H. Rabnern sagen, ich will heüte auch an Giesecken schreiben, der soll Hagedornen, Olden, und die Scheelin, darzu werben; das setze ich zum Voraus, so sehr als man etwas voraussetzen kan, daß die liebenswürdige Charlotte auch was dazu beyträgt. Das müßen Sie aber den Intereszenten sagen, daß es Ihnen freysteht, Verse, Briefe, Abhandlungen, und was Ihnen einfällt aufzusetzen.

Ich kan Ihnen nicht sagen, wie unendlich ich mich freüe, daß hier auf Ostern ein anderes Crellwitz seyn wird. Halten Sie es ja mit mir, mein liebster Schlegel, daß ich Ihnen aus diesem Crellwitz manchmahl was erzähle, denn von Eberten und auch von Gärtnern würden Sie doch nicht gar zu viel erfahren.

Die Mademsl. Crusen bringt Ihre Schwester mit die Hannchen[7]) heißt, und die sehr liebenswürdig ist. Ich will Ihnen das vertrauen, weil Sie vielleicht bald wieder ein halb duzend Oden an Sie kriegen möchten, so wie Sie einmahl welche an Phyllis kriegten. Sapienti sat!

Aber, Schlegel, wird da Braunschweig sich nicht vor uns aufheitern, da wollen wir sagen

Grüßt den heraufgeseüfzeten Tag.

Ich bin mit ganzen Hertzen

Ihr
zärtlichster aufrichtigster Freünd
Zachariae.

Ich hoffe bald auf Antwort.

2.

Braunschweig. den 26. Dec. [17]49.

Mein liebster Herr Schlegel,

Sie machen mich durch Ihre gar zu große Gütigkeit ganz verwirrt. Das werde ich durchaus nicht zugeben, daß Sie so viel Zeit und so viel Mühe an meinen armen Versen verschwenden. Mir könnte in der Welt nichts vortheilhaffters seyn, und durch Ihre Kriticken lernte ich vielleicht, mich einigermaßen recht auszudrücken, aber ehe Sie sich so viel Mühe geben sollen, so wollte ich lieber allem poetischem Nachruhme entsagen. Ich wiederhohle es also noch einmahl, ich verlange durchaus keine Rechenschafft von Ihren Aenderungen, davon ist gar nicht die Frage, ich bin überzeügt, daß dies Gedicht erst schön werden würde, das Sie von Wort zu Wort änderten; Wollen Sie aber auch in der Ferne die Gütigkeit vor mich haben, die Sie in L— [Leipzig] vor mich hatten, und mir zu meiner eignen Beßerung die Ursachen davon schreiben, so wird es gewiß niemand mit mehrerer Dankbarkeit erkennen, als ich. Aber, mein liebster Freünd, das müßen Sie nur mit zwey Worten thun, und Sie müßen mir durchaus die Eitelkeit nicht zutrauen, daß ich meine Verse vor so besonders hielte, daß man mir noch Rechenschafft geben müste, wenn man die Fehler wieder die Sprache und das Sylbenmaaß darinn ändert. Ich will mich indeß inskünftige bemühen, Ihnen nicht so viel Fehler zu schicken.

Sie können nicht glauben, wie stoltz und zufrieden mich Ihr und H. M. Cr.[amers] Beyfall gemacht hat. So sehr gut mag die Ode nun wohl nicht seyn, und ich habe immer dunkel zwischen durch gedacht, daß es ein

5) Diese „Ode an Lucinden", beginnend: „Vortreflichste deines Geschlechts", eröffnet den zweiten Band der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfaßern der Bremischen neuen Beyträge", Leipzig 1750. In Zachariä's „Poetischen Schriften" von 1772, 2, 227 steht sie verändert unter dem Titel „An Selinen".

6) Luise Cruse, Tochter des Pastors Gottlieb C. zu Gerdau im Lüneburgischen und dessen Frau Sophie Elisabeth, geb. Knoch.

7) Johanna Katharina Eleonora Cruse, vermählt mit Giseke am 15. August 1753 in Trautenstein. Die folgende Anspielung scheint zu beweisen, daß die drei „Oden an Phyllis" in der „Sammlung vermischter Schriften" I, 232—36 Giseke zum Verfasser haben.

gütiges Compliment von Ihnen ist, das mich aufmuntern soll, aber auch das wüste ich Ihnen Dank, denn ich bin aufrichtig zu sagen, noch sehr zweifelhafft, ob es sich der Mühe lohnt, mich aufzumuntern.

Wie Sie sich überhaupt in der Käntniß des menschlichen Hertzens nicht leicht betriegen werden, so haben Sie auch sehr recht gesehn, daß mir der Affeckt an meiner Ode arbeiten helfen. Die Lucinde ist eine sehr wahre Lucinde, wenn ich Ihnen Ihren Caracter machen wollte, so würde ich Ihnen mit den grösten Lobeserhebungen ein Frauenzimmer beschreiben müßen, von dem Sie glauben würden, daß so viel Tugend und so viel Vollkommenheit in keiner menschlichen Seele wohnen könnte. Und Sie würden doch noch tausendmahl mehr von ihr sagen, als ich gesagt hätte, wenn Sie Ihr verehrungswürdigstes Hertz in Ihren Briefen an mich sehn oder Sie selbst einmahl sprechen könnten! — —

Ich muß geschwind abbrechen, Sie sehn, wie sehr ich schon anfange, Sie mit den Gedanken meines Hertzens zu überschwemmen! — —

Wir sehen hier mit vieler Ungeduld dem Tage entgegen, der unsern Gärtner so glücklich macht, als er es verdient. Ich kan nicht laügnen, daß mir der erste Einfall, ihm in einer kleinen Sammlung unsre Freüde über den Schönsten seiner Tage zu bezeügen, sehr gefallen hat. Sie können leicht denken, daß ich ihn Gärtnern eröfnete, ehe ich an Sie und Giesecken schrieb. Er war darmit zufrieden, wir haben aber unsre Gedanken selbst geändert, da H. M. Cramer sehr Recht hat, daß die Buchgestalt nicht mehr neü ist, und da insonderheit kürzlich in Hannover auch Schrifften auf eine Hochzeit herausgekommen sind. Ihr Vorschlag ist also der allerbeste, daß die Schrifften, die es verdienen, in den vermischten Schrifften Ihre Ewigkeit erhalten.

Ich kan Ihnen unmöglich deütlich machen, wie sehr es Ihnen mein Hertz verdankt, daß Sie mich H. M. Cramern und seiner liebenswürdigen Charlotte so gütig empfohlen haben. Es ist mir immer recht von Hertzen angst gewesen, daß Sie nicht nur, mein liebster Schlegel, sondern auch H. M. Cramer einen Begriff von mir haben möchten, der noch gar zu sehr auf die Jahre einer flüchtigen Jugend gegründet wäre, die ich mit Ihnen zwar in Leipzig durchlebte, mit denen ich aber niemahls recht zufrieden bin, weil ich Ihnen Ihre unverdiente Freündschafft nicht so vergolten habe, als ich sie iezt vergelten würde. Hier in Braunschweig konnte ich mich unserm Gärtner mit dem Herzen zeigen, das mir eigentlich die Natur gegeben hat, und das ein bißgen sehr von dem Herzen unterschieden ist, das den König von Schweden sonst nachahmen zu können wünschte, ich ward stoltz auf Gärtners Zärtlichkeit, und ich habe ihn verschiedne mahl gebeten, H. M. Cramern mich von neüen bekannt zu machen, er hat es aber entweder vergeßen, oder hat es zu geschwind gethan, ich habe immer mit einer heimlichen Betrübniß gesehn, daß Ihnen zusammen noch etwas von dem alten Begriffe von mir angehangen. Der Nahme eines Beyträgers ist mir allezeit unschäzbar gewesen, und wird es gewiß ewig seyn, das habe ich mir selbst sehr oft mit vieler Gerechtigkeit vorgesagt, daß ich wegen meiner Verse gar nicht verdiente unter sie gerechnet zu werden, aber wenn ich sah, daß ich vergeßen zu seyn schien, wenn von Seiten des Hertzens die Rede war, das hat mich ganz entsetzlich gemartert, denn Giseke hat sehr wahr gesagt, Kein Hertz, das liebt, verachtet sich. Ich bin Ihnen also auch ietzo wieder den grösten Dienst schuldig, den mir jemand leisten konnte Seyn Sie auch künftig der Ritter, der vor mein Hertz eine Lanze bricht, wenn es nöthig ist, und empfehlen Sie mich auch Ihren andern Freünden, insonderheit meinem theüresten Rabner, empfehlen aber heißt ietzo von mir, mich bekannt machen.

Sie schreiben mir, daß Sie der liebenswürdigen Charlotte meine Ode und meinen Brief lesen laßen, und daß Ihr beyde sehr wohl gefallen. Mein lieber H. Schlegel, schreiben Sie mir nicht zu viel schmeichelhafftes auf einmahl, es liegt ein sehr großer Ansatz zum Stoltz in mir, und den könnte nichts in der Welt geschwinder wieder aufwecken, als das Lob meiner Charlotte, die ich durch Gärtnern und Eberten sehr genau kenne und auserordentlich verehre. Meine Seele wird immer wieder mit der Welt zufrieden, wenn ich dran denke, daß Sie ein Cramer liebt, und daß unser Cramer von Ihr geliebt wird, ich kan Ihnen nicht ausdrücken, in wie viele aufrichtige Wünsche mein Hertz vor diese glückliche Ehe überfließt.

Die kurze Nachricht, daß das ungezogne Fieber zum erstenmahl ausgeblieben ist, hat uns zusammen recht sehr erfreut, wie Sie leicht denken können. Ich hoffe in dem ersten Briefe zu hören, daß unser lieber Cramer völlig wieder gesund ist.

Aus H. G— Briefe habe ich gesehn, daß Sie meine Ode auf die Nikolini[8]) wollen drucken laßen, ich schicke Sie Ihnen, wie ich sie nach der Zeit geändert habe.

Noch eine Freündschafft bitte ich mir von Ihnen aus, mein lieber lieber H. Schlegel, laßen Sie sich von Dyken, die beyden ersten Bücher eines komischen Heldengedichtes[9]) von mir geben, und zeichnen Sie mir in ihren Briefen das an, was Ihnen nicht gefällt.

Ich versichre Ihnen, daß Sie mir kein größer Vergnügen machen können, als wenn Sie oft und recht lang an mich schreiben, ich habe die Feder sehr gern in der Hand, und ich will Ihnen genug wieder schreiben.

H. M. Cr.[amer] und seiner Frau Liebste versichern Sie meiner zärtlichsten Hochachtung. H. Gärtner und H. Ebert umarmen Sie tausendmahl nebst mir.

3.

Braunschweig, den 1. Febr. 1770.

Billig muß ich mich schämen, mein theürester Schlegel, daß ich vergeßen habe, einem meiner ältesten, besten und

8) Zachariä's „Ode an Mademoiselle Nikolini", die schöne Tochter des Impresario Nicolini (siehe Braunschweigisches Magazin 1897, S. 85) erschien in der Sammlung vermischter Schriften 2, 72. Eine weitere Ode auf sie, betitelt „Die Pantomime", an Gleim gerichtet, steht in Zachariä's Poetischen Schriften 1772, 2, 304.

9) Gemeint ist „Das Schnupftuch", das erst 1754 in den „Scherzhaften Epischen Poesien" erschien.

würdigsten Freünde meine poetischen Kleinigkeiten[10]) zu übersenden, zu deren glücklichen Geburth Sie so viel beygetragen haben. Mit welchem Vergnügen denke ich noch an die Zeiten zurück, da Sie durch Ihre scharfen und zugleich so freündschaftlichen Kritiken meinen Geschmack bilden halfen! An sehr gütigen und einsichtsvollen Freünden hat es mir nachher nicht gefehlt, aber ich fürchte, mein scharfer Kunstrichter Schlegel fehlte mir manchmal, bey allem meinem guten Willen zu feilen und zu beßern Nehmen Sie indeß diese Poesien so wie sie nun einmal sind. Rechnen Sie mir den elenden Geschmack in den Vignetten nicht zu, und vergeben Sie die Unvollkommenheiten der Poesien selbst. Ich denke nächstens eine verbeßerte Auflage davon zu besorgen, (so viel sich nehmlich noch bey so manchen fehlerhaften Anlagen und bey nunmehr stumpfern Jahren verbeßern läßt) und ich hatte erst willens, Sie bis auf diese neue Auflage warten zu laßen; ich überlegte aber nachher, daß ich durch die Uebersendung der gegenwärtigen Gelegenheit hätte, meinem lieben Schlegel zu sagen, mit welcher unveränderlichen Hochachtung ich allezeit sey der ganz Seinige

Zachariä.

(Schluß folgt.)

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung.)

Immerhin bildeten die beiden Titel „Schulrath" und „Professor" für den höheren Lehrerstand des Herzogthums auch allein schon und ohne die Verwirklichung der weitergehenden Pläne des Philanthropen einen nicht zu unterschätzenden Gewinn. Zu den bisherigen Amtsbenennungen traten sie als Ehrenprädicate hinzu, die dieser Stand vorher noch nicht gekannt hatte. Der eine von ihnen hat sich zwar inzwischen in einen Amtstitel verwandelt, erscheint aber gleichfalls noch als ansehnlich und begehrenswerth, und keiner von ihnen wird nach menschlichem Ermessen in absehbarer Zeit erlöschen. Gründe genug, um einen Augenblick noch bei ihnen zu verweilen.

Der Ausdruck „Schulrath" ist verhältnißmäßig jung, nicht älter als 200 Jahr. Zum ersten Male wird er 1691 von dem deutschen Sprachforscher Caspar Stieler erwähnt und durch consessus scholarcharum erklärt[1]). Er bezeichnete also damals noch keine einzelne Person, sondern eine örtliche Schulbehörde, die man in der älteren Zeit „Scholarchat" oder „Schulsenat", später „Schulcommission" nannte, jetzt aber „Schulvorstand" oder „Curatorium" zu nennen pflegt. In diesem Sinne hat Campe selbst, als er erst unter die Sprachreiniger gegangen war, „Schulrath" als Ersatz für „Schuldirectorium" in Vorschlag gebracht[2]). Dann und wann scheint man das Wort auch auf die einzelnen „Scholarchen" oder „Schulherren" übertragen zu haben[3]); aber allgemein üblich war es nicht, und als Auszeichnung für einen verdienten Schulmann war der Ausdruck, soweit ersichtlich, überhaupt noch nirgends zur Verwendung gekommen, ebensowenig als Amtsbezeichnung des besondern Fachmanns, dem in einzelnen Ländern die Visitation der Lateinschulen oblag. Dieser hieß vielmehr, wo er vorhanden war, bald „Oberinspector", bald „Oberscholarch" oder „Pädagogarch", bald auch, wie z. B. von 1618 bis 1756 im Herzogthume selbst, „Generalschulinspector"[4]). Nach Allem wird man sagen dürfen, daß Campe der Erste gewesen, der, nicht bloß in Braunschweig, sondern in Deutschland, den Titel „Schulrath" geführt hat. Er selbst hörte ihn gern, weit lieber als das Prädicat „Educationsrath", das man in Dessau, als er dort 1776 als Basedow's Mitcurator die Leitung des Philanthropins übernahm, eigens erst für ihn ersonnen und zurecht gemacht hatte. Auch nach seinem Ausscheiden aus der Schulverwaltung ließ er sich Schulrath nennen und steht auch, wo in dem Kirchenbuche sein Tod registrirt wird, — er starb am 22. October 1818 — als solcher verzeichnet.

Wie „Schulrath" den Stempel der Jugend, so trug der Titel „Professor" die Spuren eines ehrwürdigen, aber noch frischen und lebenskräftigen Alters an der Stirn. Das lateinische Verbum „profiteri", ursprünglich soviel wie „frei und öffentlich bekennen", bedeutete in der römischen Kaiserzeit bereits „öffentlicher Lehrer sein", und bei dem Substantiv „professor" dachte Quintilian auch ohne den Zusatz von eloquentiae an einen Lehrer der Beredtsamkeit. An den Universitäten des Mittelalters vermochte der Ausdruck neben den ursprünglichen Benennungen „doctor" und „magister" noch nicht recht aufzukommen, verdrängte sie aber im Laufe des 16. Jahrhunderts. Gleichzeitig übertrug er sich auch auf die niedrigeren, dabei aber über die Ziele der gewöhnlichen Lateinschulen hinausgehenden Anstalten, die seit den Tagen der Reformation auf deutschem Boden in großer Zahl und unter verschiedenen Namen emporschossen.

Dementsprechend war der Professortitel im Herzogthume Braunschweig seit langer Zeit schon wohl bekannt; denn außer auf der Helmstedter Hochschule begegnet man ihm in dem Pädagogium (Schola maior, Publica schola, Lectorium publicum, Lectorium), das 1547 im Brüdernkloster zu Braunschweig entstand, aber schon nach wenigen Jahren wieder zusammenbrach, ferner von

---

10) Welche der vielen Ausgaben Zachariä'scher Schriften ist damit gemeint?

1) In „Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz, gesamlet von dem Spaten (Nürnberg 1691)", S. 1518. — Der „Spate", lat. „Serotinus", hieß Stieler als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft.

2) Vergl. Campe's Verdeutschungs-Wörterbuch unter „Directorium".

3) Die Annahme gründet sich auf J. Chr. Lünig's Staats-Titular-Buch (Leipzig 1709), das in dem angehängten deutsch-französischen Titulatur-Lexicon auf S. 1166 die Bemerkung enthält. „Schul-Rath, Conseiller du College". In der Neubearbeitung des Werkes von G. A. Fenichen (Leipzig 1750) kommt das Wort „Schulrath" nicht mehr vor.

4) Br. Schulordnungen, II, Einleitung, S. LXXIV.

1571 bis 1574 am Pädagogium illustre zu Gandersheim, der Vorschule der Julinsuniversität, von 1687 bis 1715 auf der Ritteracademie zu Wolfenbüttel, und schließlich noch am Collegium Carolinum, der Schöpfung Herzog Karl's I., die 1745 in der Hauptstadt des Landes nach den Plänen des Abts Jerusalem ins Leben trat. Von dieser Anstalt aus war er dann auch einzelnen Schulmännern der Stadt Braunschweig zugeflossen, wenn ihnen daran, was mehrfach der Fall gewesen war und auch später noch vorkam [5]), ein ordentlicher oder außerordentlicher Lehrstuhl übertragen wurde. Aber auch nur unter dieser Bedingung, und ebenso erhielt Wiedeburg in Helmstedt den Charakter als Professor nicht als Vorsteher der dortigen Stadtschule oder des Pädagogischen Instituts, sondern als Docent der Universität. Christian Leiste war also der Erste, dem der Titel lediglich in seiner Eigenschaft als Schulmann beigelegt wurde.

Die anfängliche Geneigtheit des Herzogs, den Titel „Schulrath" nicht auf den erst von auswärts herbeigerufenen Verfasser des Robinson zu beschränken, sondern ihn „auch ein paar verdienten Schulleuten aus dem Lande" zu verleihen, damit „unsere schon da seyende verdiente Männer aufgemuntert und die Absicht des Herrn Campe, den Schulstand mehr zu ehren und zu erheben, erreicht würde", hatte keine weiteren Folgen. Auch das Prädicat „Professor" haben von denjenigen Mitgliedern des Standes, die nicht zugleich am Carolinum oder an der Landesuniversität beschäftigt waren, zu jener Zeit außer Leiste nur noch zwei erhalten, der Vorsteher des Catharineums, Konrad Heusinger, und der Pagenhofmeister Hellwig, der an derselben Anstalt als Lehrer der Mathematik und Naturgeschichte angestellt war. Beiden wurde die Auszeichnung 1790 zu Theil. Vierzehn Jahre später ernannte der Fürst den ehemaligen Kaufmann Hundeiker, dem er für die von ihm begründete Erziehungsanstalt das Schloß zu Vechelde eingeräumt hatte, zum „Educationsrath", und Wiedeburg erhielt 1799, Hellwig bei seinem Eintritte in den Lehrkörper des Carolinums 1803 den Charakter „Hofrath". Das war aber auch Alles, was von den „in der menschlichen Gesellschaft geltenderen Titeln" Braunschweiger Schulmännern in den 26 Jahren der Regierung des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand (1780—1806) zu Gute kam. Es war wenig, immerhin eine Art Angeld, das die Auszahlung einer größeren Summe, wenn auch erst für spätere Zeiten, mit Sicherheit erwarten ließ.

5) Bis 1786 hatten folgende Schulmänner der Stadt Braunschweig wegen ihrer Lehrthätigkeit am Collegium Carolinum den Titel „Professor" erhalten: 1. Fabricius, Rector des Catharineums, 1745; 2. Schrodt, Rector des Mart. 1745; 3. Blanke, Conrector am Martineum und 1746 Rector des Catharineums, 1745; 4. Heumann, Conrector am Catharineum, 1745; 5. Jelpke, Conrector am Mart. 1763; 6. Wagner, Conrector am Cathar. 1763; 7. Sörgel, Rector des Mart. 1780. — Später kamen dazu: 1. Köchy, Lehrer des Französischen am Catharineum, Prof. 1797; 2. Hellwig, Pagenhofmeister und Lehrer der Mathematik am Katharineum, Prof. schon 1790, Docent am Carolinum mit dem Charakter Hofrath 1803; 3. Hörstel, Conrector am Catharineum, Prof. 1805; 4. Gelpke, Subconrector am Martineum, Prof. an der Militärschule 1811, am Carolinum 1814; 5. Heusinger, Vorsteher des Catharineums, Prof. schon 1790, am Carolinum 1814; 6. Petri, Lehrer am Katharineum und 1821 Director des Martineums, Prof. 1814; 7. Steger, Lehrer am Catharineum, Prof. 1814; 8. Scheffler, Rector des Catharineums, Prof. 1815; 9. Griepenkerl, Lehrer am Catharineum, Prof. 1825; 10. Brandes, Director des Realgymnasiums, Prof. 1828; 11. Süpke, Lehrer am Realgymnasium, Prof. 1835; 12. Aßmann, Oberlehrer am Obergymnasium, Prof. 1852. — Wegen ihrer Thätigkeit an der jetzigen Technischen Hochschule erhielten den Professortitel: 1. Sievers, Oberlehrer am Neuen Gymnasium, 1881, † 1889 als Director des Gymnasiums zu Wolfenbüttel; 2. Wernicke, Gymnasiallehrer am Neuen Gymnasium, 1890, jetzt Director der Oberrealschule zu Braunschweig.

4. Die Titelverwirrung von 1790—1835.

Nach der Aufhebung des Schuldirectoriums schritt die Zersetzung der alten Titelverhältnisse, die schon vor Campe's Ankunft in Braunschweig begonnen hatte, wenn auch langsam, so doch stetig fort. Was hauptsächlich dazu beitrug, war zunächst der veränderte Zeitgeschmack, der sich nun einmal mit den veralteten Ausdrücken nicht zu befreunden vermochte. „Er ist ein Schulcollege", klang Manchem fast ebenso geringschätzig wie: „er ist ein Schulmeister", und den Meisten war es nicht lieb, wenn die bescheidene Stellung, die sie auf der Stufenleiter der pädagogischen Ehren einnahmen, durch die Benennung „Collega Quartus", oder gar „Infimus" aller Welt verrathen wurde. Selbst den Conrectoren und Subconrectoren, die einen academischen Grad besaßen oder zu den Docenten des Carolinums gehörten, war es nicht selten erwünscht, daß ihr Lehrertitel, wie im gesellschaftlichen Verkehr, so auch in den Schulprogrammen ignorirt und ihnen einfach das Prädicat „Doctor" oder „Professor" zuertheilt wurde. Dazu kam dann die zunehmende Lockerung des alten Klassenlehrersystems, das allein ja einem großen Theile der alten Benennungen erst Halt und Berechtigung gewährte. Auch hier hat der Philanthropinismus, wenn auch nicht bahnbrechend und grundlegend, — denn das entgegengesetzte System, das der Fachklassen, geht auf die Jesuitenschulen und auf Francke's Pädagogium zurück, — so doch treibend und fördernd gewirkt. Man erfährt es von Campe, der in seinen mehrerwähnten „Vorschlägen" unter den Mitteln, den Schulstand angenehm und anlockend zu machen, neben der Aufbesserung der Gehalte und der Titel auch die Beseitigung der herkömmlichen Art der Stundenvertheilung empfiehlt. „Es müßte", so bemerkt er, „jeder Schulmann sein bestimmtes Fach haben, worin er nicht in einer, sondern in allen Klassen lehrte, damit die ungeheure Vielheit und Mannigfaltigkeit der Dinge, welche jetzt jeder Schulmann lehren soll, Niemanden mehr abschreckte und Niemanden zwänge, ein superficieller Allwisser zu sein".

Von Seiten der kirchlichen Behörden, an die die Schulverwaltung nach der Aufhebung des Schuldirectoriums zurückfiel, geschah nichts, um den Auflösungsproceß zu beschleunigen, nichts aber auch, ihn zu hemmen und aufzuhalten. Man ließ vielmehr den einzelnen Anstalten fast völlig freie Hand, und wie man es ge-

stattete, daß einerseits in Wolfenbüttel, Schöningen und, wie es scheint, auch in Blankenburg das alte Klassenlehrersystem in seiner ganzen Strenge, am Martineum mit einigen Milderungen fortgeführt wurde, anderseits in Holzminden und am Helmstedter Pädagogium reine Fachklassen bestanden, und schließlich an der Katharinenschule 1790 durch Heusinger die damals noch ganz neue, jetzt aber allgemein übliche Verknüpfung der beiden entgegengesetzten Systeme zur Einführung gelangte, so hatte man auch nichts dagegen einzuwenden, daß die alte Titulatur hier in ihrem vollen Umfange weitergeführt, dort ganz oder theilweise beseitigt und durch neue Ausdrücke ersetzt, an einer andern Stelle sogar nach längerer Verbannung wieder zurückgerufen wurde. Wir Nachgeborenen können uns in dieses schulpolitische Laissez aller schwer hineindenken und sind geneigt, einen Ausfluß der Gleichgültigkeit oder der Schwäche darin zu erblicken. Aber in den großen Nachbarstaaten Preußen und Hannover herrschte im Wesentlichen dasselbe Verfahren, und mancher treffliche Mann hat jene Freiheit und Mannigfaltigkeit vielleicht für einen ganz besonderen Vorzug gehalten.

Nicht ganz so indifferent wie die Consistorien verhielt sich der Titelfrage gegenüber die westfälische Regierung. Wie sie die Benennung „Gymnasium“, die vorher bloß dem Martineum und der Katharinenschule zu Braunschweig zuerkannt gewesen war, auch auf die Lateinschulen zu Wolfenbüttel, Helmstedt, Holzminden und Blankenburg ausdehnte, so versuchte sie die Titulatur wenigstens dadurch in etwas zu vereinfachen, daß sie die wissenschaftlichen Lehrer, soweit sie nicht Directoren, Rectoren, Conrectoren und Subconrectoren waren, als „Collaboratoren“ bezeichnete [6]); aber auch diese Maßregel wurde nicht consequent durchgeführt und von den Vorstehern einzelner Anstalten, insbesondere von Leiste in Wolfenbüttel, in den Programmen überhaupt nicht beachtet. Nach dem Sturze der Fremdherrschaft aber kehrte das Schulregiment noch für zwei Jahrzehnte zu der früheren principlosen Praxis zurück.

Bei diesem Entwicklungsgange bietet die Lehrertitulatur, wenn man die Schulschriften aus jener guten alten Zeit durchblättert, ein wunderliches Bild des Wechsels und der Verschiedenheit, stellenweise sogar der Zerfahrenheit und Verwirrung. Nirgends mehr als bei den Ausdrücken „Rector“ und „Director“.

Als der erstgenannte Titel 1779 in Helmstedt abgeschafft wurde, 1785 und 1789 in Holzminden und Blankenburg auf den zweiten Lehrer zurücksank, hatte es den Anschein, als würde er als Amtsbezeichnung der Vorsteher binnen kürzester Zeit aus den sämmtlichen höheren Lehranstalten des Herzogthums verschwinden. In der That kam er 1790 auch noch an der Katharinenschule in Wegfall. Aber die Leiter der übrigen Anstalten hatten offenbar gar keine Neigung, ihren guten alten Rectortitel wie eine verächtliche Waare bei Seite zu werfen. Sie hielten vielmehr mit Zähigkeit daran fest. Der eine von ihnen, Professor Sörgel am Martineum, bezeichnete sich allerdings zum Unterschiede von den bloßen Titular-Rectoren als „Rector dirigens“ [7]), aber seine Collegen, wie auch sein Nachfolger, verschmähten es, seinem Beispiele zu folgen. So kam es, daß der einfache „Rector“ an der Spitze der Lateinschulen zu Gandersheim und Schöningen sich hielt, so lange sie überhaupt als solche bestanden. Dasselbe war am Martineum bis 1820, in Wolfenbüttel bis 1838 der Fall. In Blankenburg kehrte die alte Benennung 1824 bei einem Wechsel der Leitung sogar noch einmal zurück, allerdings nur, um nach 14 Jahren zum zweiten Male, und damit für immer zu verschwinden.

In die von dem „Rector“ verlassenen Positionen rückte überall der „Director“ ein. Meist unmittelbar. Nur an der Katharinenschule erst nach einem längeren Interregnum; denn Heusinger, der von 1790 bis 1820 die Anstalt zu leiten hatte, wurde allerdings von Andern als „Director“ bezeichnet, hat aber selbst sich diesen Titel niemals beigelegt. Er nannte sich vielmehr „Professor“, meist ohne weiteren Zusatz, zuweilen „Professor und erster Lehrer“, „erster Professor“, „dirigirender Professor“, „Professor dirigens“, vereinzelt auch bloß „Dirigens“. Auf dem Titelblatte seiner Uebersetzung des Livius, die im Jahre nach seinem Tode an die Oeffentlichkeit trat, erscheint er als „Professor des Carolinums und Catharineums in Braunschweig“. Erst mit seinem Nachfolger Scheffler, der zu Ostern 1821 die Leitung der Katharinenschule übernahm, hielt der „Director“ auch hier seinen Einzug.

Der Grund, weshalb Heusinger den Directortitel verschmähte, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß ihn 1790 auch der zweite Lehrer der Anstalt erhielt und das Nebeneinander zweier Directoren, eines „dirigens“ und eines „non dirigens“, zu mancherlei Unzuträglichkeiten geführt haben würde. Später hat man denn auch einem untergeordneten Lehrer das Prädicat „Director“ niemals wieder verliehen. Daher bildet der würdige Herr, dem diese Ehre zu Theil wurde, in der Schulgeschichte des Herzogthums eine Singularität. Er hieß Drude, blieb am Catharineum bis 1803 und ist als emeritirter Geistlicher in hohem Alter gestorben [8]).

Ein vereinzelter Fall blieb es auch, daß der Herzog 1788 dem alten Conrector Schier zu Schöningen bei seiner Pensionirung den Charakter „Schuldirector“ verlieh [9]). Später hat man, wenn es darauf ankam,

6) Vergl. den Königl. Westfälischen Hof- und Staats-Kalender auf das Jahr 1812 (Kassel 1812), S. 419 ff., und dessen Ausgabe in französischer Sprache: Almanac Royal de Westphalie pour l'an 1812 (Cassel 1812), S. 357 ff.

7) Vergl. das Programm des Martineums von Ostern 1787. — Martin Friedrich Sörgel, geb. 1732, war Rector des Martineums seit 1771 und daneben seit 1780 Professor der hebräischen Sprache am Carolinum. Er starb am 27. Juli 1787.

8) Friedrich Ludwig Heimbert Drude, geb. 1752, wirkte am Catharineum von 1777 bis Johannis 1803 und lehrte Latein, Griechisch, Hebräisch und Geographie. Nachdem er sodann bis 1835 in Beddingen das Predigtamt versehen hatte, zog er als Emeritus nach Groß-Stöckheim und ist dort am 13. April 1840 gestorben.

9) Vergl. Knoch, Anna-Sophianeum, im Br. Mag., 1860, S. 422. — M. Joh. Adam Schier, geb. 1720, wurde 1751 Subconrector in Wolfenbüttel, 1754 Conrector in Schöningen, trat im Herbst 1788 in den Ruhestand und starb am 23. Januar 1807.

verdienten Schulmännern bei ihrer Versetzung in den Ruhestand ein Zeichen der Anerkennung zufließen zu lassen, lieber „Professor“ und „Schulrath“ gewählt. Dagegen verbreitete sich der Directortitel seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch auf die Vorsteher der Schullehrerseminare, sowie der Bürger- und Töchterschulen in den größeren Städten. Man begegnet ihm in dieser Verwendung in Braunschweig seit 1791, in Helmstedt vorübergehend 1810, dauernd seit 1835, in Wolfenbüttel seit 1821, später auch noch in Schöningen und Holzminden.

Etwas häufiger als der „nicht dirigirende Director“ ist der „nicht regierende Rector“; aber zu einer allgemeinen Verbreitung gelangte er nicht. Außer in Holzminden und Blankenburg trifft man ihn am Catharineum, wo 1803 nach Drude's Versetzung der bisherige Conrector Schaller[10]) zum Rector erhoben wurde, trotzdem aber in seinen Unterrichtsstunden auf die beiden untersten Classen beschränkt blieb. Aehnlich war es bei der Errichtung des Gesammtgymnasiums im Jahre 1828. Als damals der langjährige Conrector des Martineums, Faber mit Namen, sich mit der bescheidenen Stellung eines Hauptlehrers der 2. Klasse am Progymnasium begnügen mußte, bildete der Rectortitel den Balsam, durch den man ihm den Schmerz über die vermeintliche Zurücksetzung zu lindern versuchte[11]).

Jetzt wissen nur die Wenigsten, daß es an einem braunschweigischen Gymnasium überhaupt jemals einen Titular-Rector gegeben hat. In Blankenburg verschwand er, soweit ersichtlich, schon 1801, am Catharineum 1807, am Progymnasium 1834. Am längsten hielt er sich dort, wo er zuerst aufgetaucht war, in Holzminden. Dort starb der letzte Lehrer dieser Art erst vor wenig mehr als 30 Jahren. Welcher Braunschweiger hätte nicht von ihm gehört, dem alten wunderlichen und doch so braven Rector Billerbeck! Wilhelm Raabe hat ihm in seinem „Horacker“ unter dem Namen des Conrectors Eckerbusch einen Anhauch von Unsterblichkeit verliehen[12]).

Einer so inconsequenten und irreführenden Verwendung, wie „Rector“ und „Director“, waren die Titel „Conrector“ und „Subconrector“ nicht ausgesetzt, aber auch bei ihnen tritt in nicht geringem Grade Ungleichmäßigkeit und Wechsel hervor.

10) Joh. Gottfried Schaller, geb. 1751, wirkte am Catharineum seit 1788, erscheint 1790 als Conrector, wurde 1803 Rector und starb 1807.

11) Johann Ahrend Christian Faber, geb. 1766, wirkte am Martineum als Conrector seit 1801 und am Progymnasium als Rector bis zu seinem Tode am 20. November 1834.

12) Joh. Andreas Billerbeck, geb. 1784, wurde nach seiner eigenen Angabe unter dem 9. Mai 1807 zum Conrector, unter dem 12. October 1809 zum Titular-Rector am Andreanum zu Hildesheim und unter dem 12. December 1812 zum Rector und Inspector an der Stadt- und Klosterschule zu Holzminden ernannt. Nach Dauber, a. a. O., S. 48 wurde er zu Ostern 1812 in Holzminden Inspector und erhielt dort den Rectortitel erst 1828. So auch Lentz im Holzmindener Album S. 8. Er trat Ende 1854 in den Ruhestand und starb am 14. November 1866.

Ohne Unterbrechung findet man den „Conrector“ in Wolfenbüttel und Blankenburg, ferner in Gandersheim und Schöningen, so lange dort Lateinschulen bestanden, desgleichen am Martineum bis zu dessen Vereinigung mit der Katharinenschule im Januar 1828. Auch an dem damals errichteten Progymnasium fand er Aufnahme, erlosch aber, als der alte Herr, dem man ihn honoris causa beigelegt hatte, 1835 verstarb[13]). Anders in Holzminden und Helmstedt. Dort hatte man ihn 1770, hier 1779 beseitigt, stellte ihn aber 1828 bezw. 1818 wieder her. Am Catharineum endlich ließ man für immer ihn fallen, als sein Inhaber, Dr. Hörstel, 1805 am Carolinum die Erklärung lateinischer Schriftsteller übernahm und dieserhalb den Titel Professor erhielt[14]).

Von den übrigen alten Lehrertiteln trat der Ausdruck „Infimus“ aus Rücksicht auf die Gefühle Derer, denen er zukam, an den meisten Anstalten außer Gebrauch, ohne daß der Zeitpunkt des Verschwindens sich überall genau feststellen ließe. Schließlich hielt er sich nur noch in Helmstedt an den Resten der alten Stadtschule, die seit 1779 ohne gemeinsame Leitung und in einem heillosen Zustande der Verwirrung fortbestanden. Als man sich endlich 1809 zu einer Beseitigung der Unzuträglichkeiten entschloß, wurde mit dem alten und gebrechlichen Schramm der letzte Träger dieser so wenig verlockenden Amtsbenennung in den Ruhestand versetzt. Er lebte noch 5 Jahre und wird in dem Sterberegister zu St. Stephani noch ausdrücklich als „der vieljährige Infimus der hiesigen ehemaligen Stadtschule“ bezeichnet[15]).

(Fortsetzung folgt.)

13) Es war Christian Heinrich Degner, geb. 1776, der am Martineum seit 1801 als Collega Quartus, seit 1811 als Tertius gewirkt hatte und 1828 an das Progymnasium als Hauptlehrer der 4. (nicht 3.) Klasse übernommen wurde. Er starb am 16. Februar 1835.

14) Joh. Nic. Ludw. Hörstel, geb. 1765, wurde am Catharineum 1790 Collaborator, 1803 Conrector, 1805 zugleich Professor am Carolinum, 1815 Pastor in Greene, wo er am 14. October 1828 starb.

15) Johann Georg Friedrich Schramm wurde 1729 zu Helmstedt als der Sohn eines Doctors und Professors der Theologie geboren, erhielt das Amt des untersten „Schul-Collega“ an der dortigen Stadtschule 1775 und starb am 10. Juni 1814.

Bücherschau.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 17. Die Anfänge der innern Mission. — 18. Kirchliche Jugendfürsorge. — 19. Stimmungsbilder von der kirchlich-socialen Konferenz zu Berlin. — 20. Zur Gesangbuchfrage; von d. 9. allgem. lutherischen Konferenz. — 21. W. Kellner, Katholiken in Süpplingen u. deren Weigerung, ihre Schulkinder mit Gesangbüchern zu versehen. — 21—22. Was thust Du für die innere Mission? — 23. Erbauliche oder erweckliche Predigt? — 24, 26, 28. J. H., Pädagog. Briefe. — 24. Dr Lepsius u. die Bekenntnisse. — 25. Zur Schulfrage in unsern Kolonien. — 25. 28. Kathol. Anmaßung. — 26. Ueber d. Pflege d. luther. Diaspora. — 29—34. Der Instructions-Kursus auf d. Gebiete der inneren Mission in Berlin vom 18. bis 29. April 1898. — 31. Die 9. Allgem. luther. Conferenz. — 32. Aus d. Arbeit d. luther. Gotteskastens. — 33. Statistisches über die Missionsarbeit im Lande Br.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 25. September **1898.**

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung.)

Etwas länger hielten sich an einzelnen Anstalten die Benennungen „Tertius", „Quartus" und „Quintus"; aber auch ihre Tage waren gezählt, da das alte starre Klassenlehrersystem, mit dem sie auf das Engste verknüpft waren, auf die Länge nicht Stand zu halten vermochte. Da dieses aber an den verschiedenen Anstalten nicht zu derselben Zeit beseitigt wurde, so erklärt es sich, daß auch sie nicht gleichmäßig, sondern hier früher, dort später verschwanden.

Von vornherein war der Gebrauch, die unteren Collegen nach den Klassen, denen sie vorstanden, zu bezeichnen, nur dort zur Verwendung gekommen, wo bei einer größeren Anzahl von Lehrern die Ausdrücke Rector, Conrector, Cantor, Subconrector und Infimus nicht ausreichten oder der unterste von ihnen als Quartus oder Quintus bezeichnet wurde. Daher kommen hier im Grunde nur die drei größesten Anstalten des Landes, das Martineum und die Katharinenschule zu Braunschweig, sowie die Große Schule zu Wolfenbüttel in Betracht. Bei den beiden erstgenannten hatte sich die Reihe der numerirten Collegen lange Zeit bis zum Septimus erstreckt, wurde aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Folge der Einziehung der untersten Klassen auf einen Tertius, Quartus und Quintus beschränkt. In Wolfenbüttel ging ihre Zahl über diese drei niemals hinaus.

Aus der Katharinenschule verschwanden der Tertius und seine Genossen, als die Anstalt nach einem Jahrzehnt des tiefsten Verfalls 1790 durch Konrad Heusinger eine neue Verfassung und damit die Grundlage und den Anstoß zu neuer Blüthe erhielt. Der einsichtige Schulmann suchte die Nachtheile der beiden extremen Lehrsysteme zu vermeiden und ihre Vorzüge zu wahren. Zu diesem Zwecke behielt er die festen Klassenverbände bei, traf aber die Einrichtung, daß jede Klasse mehrere Lehrer bekam und jeder Lehrer auf verschiedenen Stufen und nur in denjenigen Fächern zu unterrichten hatte, die er am besten verstand und am liebsten betrieb. Wer in einer Klasse die meisten und wichtigsten Stunden ertheilte, wurde mit ihrer Führung beauftragt und besaß an ihr, wie Heusinger sich ausdrückt, „ein süßes Eigenthum". Diese Klassenvorsteher werden als „ordentliche Lehrer" oder „Ordinarii", später auch als „Hauptlehrer" bezeichnet, während alle übrigen Mitglieder des Collegiums, einerlei ob sie an der Anstalt im Haupt- oder im Nebenamte beschäftigt waren, unter der Benennung „außerordentliche Lehrer" oder „Extraordinarii" erscheinen. Dabei bestanden von den alten Titeln die Ausdrücke „Conrector" und „Subconrector" eine Zeitlang noch fort; aber der „Tertius", „Quartus" und „Quintus" wurden, weil mit der neuen Einrichtung nicht vereinbar, für immer beseitigt.

Die Verknüpfung des Fach- und Klassensystems, wie Heusinger sie bewerkstelligte, wird jetzt überall als richtig anerkannt. Damals war sie, wenigstens im Braunschweigischen, noch völlig neu und wurde auch in Preußen erst seit 1820 durch Johannes Schulze, in Hannover seit 1830 durch Friedrich Kohlrausch allgemein durchgeführt. An den Gymnasien des Herzogthums kam sie erst nach und nach zur Geltung. Zuletzt in Wolfenbüttel, wo der jüngere Leiste an der alten Art der Stundenvertheilung mit Zähigkeit bis zur Mitte der zwanziger Jahre festhielt und sich beispielsweise erst 1827 zu entschließen vermochte, den mathematischen Unterricht in der Prima, den er bis dahin taliter qualiter selbst ertheilt hatte, dem in dieser Wissenschaft besser bewanderten Subconrector Buchheister zu übertragen. Schwerer noch scheint es ihm geworden zu sein, sich von dem „Collega Tertius", „Collega Quartus" und „Collega Quintus" zu trennen. Erst 1834 ersetzte er sie in den Programmen durch „Hauptlehrer der 3., 4. und 5. Klasse", wofür Justus Jeep, der 1838 an Leiste's Stelle trat, den Ausdruck „Klassenlehrer" gewählt hat.

Etwas anders war der Verlauf im Martineum. Hier ließ der Rector Bosse[16]) in den neunziger Jahren des

16) Joh. Friedr. Georg Bosse, geb. 1743, zuerst Conrector am Catharineum 1765, dann am Martineum 1780, Rector dieser Anstalt 1788, gest. am 24. November 1800.

vorigen Jahrhunderts die numerirende Benennung der drei untersten Collegen fallen und bezeichnete sie in seinen „Examen-Zetteln“ schlechtweg als „Lehrer“. Aber Scheffler, der 1801 das Rectorat übernahm, griff sofort auf den „Collega Tertius“, „Collega Quartus“ und „Collega Quintus“ zurück und beharrte dabei, wenn nicht länger, so doch bis 1810. Später zog er es vor, die drei Herren in seinen Programmen einfach als „Collegen“ aufzuführen, und hierbei blieb es, so lange das Martineum eine selbständige Anstalt war. Wie fest aber die alten Namen auch an dieser Anstalt eingewurzelt waren, geht unter Andern daraus hervor, daß in dem Etat derselben noch 1827 genau so wie früher ein Tertius, Quartus und Quintus verzeichnet stehen.

In dem Gesammtgymnasium, zu dem 1828 das Martineum, die Katharinenschule und ein privates Realinstitut verschmolzen wurden, ließ man die alte Benennungsweise von vornherein beiseite und bezeichnete die Vorsteher der einzelnen Schülercöten, Heusinger's Ordinarien, als „Hauptklassenlehrer“, „Hauptlehrer“ oder „Klassenlehrer“. Dagegen tauchten der Tertius und seine Genossen bis zum Sextus hinab zu jener Zeit noch einmal an einem Orte auf, wo man sie früher kaum gekannt hatte, in Helmstedt. Diese rückläufige Bewegung war aber nichts weiter als eine Liebhaberei des dortigen Directors, des gründlichen Philologen Philipp Heß [17]). Sie macht den Eindruck einer Flamme, die noch einmal emporflackert, bevor sie auf immer erlischt.

Während die alten Lehrertitel bis auf einige wenige mehr und mehr zurücktraten, gewann die vor hundert Jahren noch moderne Benennung „Collaborator“ eine immer weitere Verbreitung, aber gleichfalls nur allmählich, man möchte sagen, ruckweise. Nachdem sie sich, wie schon erwähnt, in Holzminden und Helmstedt bereits 1770 und 1779 eingebürgert hatte, erschien sie 1788 am Katharineum, 1794 in Blankenburg, 1816 in Wolfenbüttel und 1817 am Martineum. Auch am Gesammtgymnasium fand sie Aufnahme. In der Regel waren die Collaboratoren jüngere akademisch gebildete Männer, die der Anstalt, an der sie wirkten, im Hauptamte zugewiesen waren und nach einer Reihe von Jahren entweder in eine höhere Lehrerstelle einrückten oder in ein Predigtamt übergingen. Dann und wann wurden aber auch bloße Hülfslehrer mit diesem Namen bezeichnet, und in Blankenburg wurde die Benennung einem unstudirten Manne, dem Organisten und späteren Musikdirector Pust, zu Theil, der sie über 44 Jahre, von 1794 bis zu seiner Pensionirung im Sommer 1838, geführt hat. Auch das Maß der Arbeit, das den Collaboratoren zugewiesen wurde, war nicht dasselbe. Während die meisten sich in dieser Hinsicht von den festangestellten Lehrern nicht unterschieden, blieben andere auf wöchentlich 12 bis 16 Stunden beschränkt, hatten aber die Verpflichtung, „in Krankheiten und anderen Nothfällen den Unterricht der Lehrer in den unteren Klassen zu ergänzen“. Einen derartigen, allzeit zur Verfügung stehenden Vertretungscollegen hatte man z. B. in Wolfenbüttel, desgleichen am Martineum und an der Katharinenschule, wo er als „Collaborator extraordinarius“ bezeichnet wurde. Man sieht, an Verschiedenheiten fehlt es nicht. Nur in einem Punkte herrschte eine wunderbare Uebereinstimmung, in der überaus kümmerlichen Besoldung. Dabei wurde es mit dem Cölibate, das der Prior Richter zu Holzminden den Collaboratoren auflegen wollte, wohl nirgends und niemals streng gehalten, vorausgesetzt, daß eine junge Dame sich fand, die den langen Titel und den schmalen Gehalt eines so hoffnungsreichen jungen Gelehrten zu theilen bereit war.

Weit seltener als der „Collaborator“ war der „Mathematicus“. Man begegnet ihm erst nach den Befreiungskriegen, als die veränderten Bildungsbedürfnisse für die Wissenschaft der Zahl und des Raumes besondere Fachlehrer erheischten. Die Verwendung dieses Ausdrucks hing jedoch weniger von einer Verfügung der Behörde als vielmehr von dem Ermessen und Gutdünken der Directoren ab. In Folge dessen beschränkt er sich auf Holzminden, wo er von 1825 bis 1837, und auf Blankenburg, wo er von 1828 bis 1844 in den Programmen zu finden ist. Aber studirte Mathematiker waren damals noch selten. Man mußte deshalb in mehr als einem Falle sich mit einem Manne ohne academische Bildung begnügen. So zog man z. B. am Realgymnasium bei dessen Errichtung als Lehrer der Mathematik einen Beamten des Zeughauses heran, den Zeughausschreiber Bolte [18]), und verlieh ihm den wohltönenden Titel „Commissair“.

In den zwanziger Jahren erinnerte man sich auch wieder des Titels „Professor“, der einem braunschweigischen Schulmanne, falls er nicht zu den Docenten des Carolinums gehörte, seit 1790 nicht mehr zu Theil geworden war. Zuerst erhielt ihn 1822 der jüngere Leiste zu Wolfenbüttel, 1825 Koken in Holzminden, 1829 Krüger in Braunschweig, 1832 Müller in Blankenburg [19]), lauter Directoren, und da der Vorsteher des Helmstedter Gymnasiums, Philipp Heß, ihn schon 1826 bei seiner Berufung aus Süddeutschland mitgebracht hatte, der des Realgymnasiums, August Brandes, ihn 1828 als Docent der neueren Sprachen am Carolinum bekam, so war unter den höheren Lehranstalten des Herzogthums, wenn man vom Progymnasium absieht, keine einzige mehr, die nicht an ihrer Spitze einen Professor gehabt hätte. Wenn daneben der hochangesehene Titel 1830 auch einem Sprachlehrer am Realgymnasium, dem damaligen Hülfslehrer Gent, verliehen wurde, so hatte dieses mit wissenschaftlichen oder pädagogischen

---

17) Philipp Karl Heß, geb. 1792, wurde 1816 Professor in Hanau, Mich. 1826 Director in Helmstedt, trat Ostern 1864 in den Ruhestand und starb am 16. October 1872.

18) Commissair Bolte, geb. 1794, wirkte am Realgymnasium als Lehrer der Mathematik von 1828 bis zu seiner Pensionirung zu Ostern 1865. Er ist 1868 gestorben.

19) C. H. Müller, geb. 1788, wurde in Blankenburg Collaborator 1809, Subconrector 1810, Conrector 1815, Leiter des Gymnasiums mit dem Titel Rector 1824, erhielt 1832 den Titel Professor, 1838 den Titel Director und trat Michaelis 1857 in den Ruhestand. Er starb am 12. Januar 1859.

Verdiensten gar nichts zu thun. Es war einer von den vielen Willküracten des Herzogs Karl II., der es für gut befand, für eine ihm persönlich erwiesene Dienstleistung sich auf diese Weise erkenntlich zu zeigen [20]).

Und wie der Titel „Professor", so kehrte schließlich auch das Prädicat „Schulrath" zurück, das erste Mal seit Campe's Ernennung. Es geschah im Jahre 1829. Der aber, dem die Auszeichnung zu Theil wurde, hatte mit der Schulverwaltung gar nichts zu thun und wurde um seinen Rath in Schulangelegenheiten niemals befragt. Es war der ehemalige Subconrector des Martineums, Gelpke mit Namen, derselbe, der an dem neu errichteten Ober- und Progymnasium als Lehrer der Mathematik und Naturgeschichte, am Carolinum als Professor der Mathematik und Astronomie in Thätigkeit stand [21]).

Dieses das mosaikartige Bild, das die Lehrertitulatur an den 6 bis 7 höheren Lehranstalten des Herzogthums Braunschweig in der Zeit der Aufklärung und den darauf folgenden Jahrzehnten darbietet. Altes und Neues liegt dicht bei einander, und wenn auch einzelne Ausdrücke wie Infimus und Director als Ehrenprädicat des zweiten Lehrers im Laufe der Zeit verschwanden, so standen doch in den zwanziger Jahren, ganz abgesehen von den Titeln, die die Hülfs- und Nebenlehrer von ihrem Hauptamte her führten, in bunter Mischung noch folgende Ausdrücke in Gebrauch: 1. Schulrath (Ober- und Progymnasium zu Braunschweig); 2. Professor (sämmtliche Anstalten mit Ausnahme des Progymnasiums); 3. Director (überall mit Ausnahme von Wolfenbüttel und Blankenburg); 4. Rector als Bezeichnung des Vorstehers (Wolfenbüttel, Blankenburg und bis 1821 auch Martineum); 5. Titular-Rector (Holzminden und Progymnasium); 6. Conrector (sämmtliche Anstalten mit Ausnahme des Catharineums, des Obergymnasiums und des Realgymnasiums); 7. Subconrector (Wolfenbüttel, Martineum, Holzminden, Blankenburg, 1833 auch Helmstedt); 8. Inspector (Holzminden); 9. Ordinarius (Catharineum); 10. ordentlicher Lehrer (Catharineum und Holzminden); 11. Hauptlehrer (Obergymnasium und Realgymnasium); 12. Klassenlehrer (Progymnasium und Holzminden); 13. Tertius (Wolfenbüttel und Helmstedt); 14. Quartus (ebendaselbst); 15. Quintus (ebendaselbst); 16. Sextus (Helmstedt); 17. College ohne weitern Zusatz (Martineum); 18. Collaborator (sämmtliche Anstalten mit Ausnahme des Realgymnasiums); 19. Mathematicus (Holzminden und Blankenburg); 20. Commissair (Realgymnasium); 21. Sprachlehrer (Martineum, Catharineum, Gesammtgymnasium); 22. Cantor (Helmstedt bis 1823 und Martineum); 23. Musikdirector (Katharineum und Blankenburg); 24. Zeichenlehrer (überall mit Ausnahme von Helmstedt); 25. Schreiblehrer, zuweilen auch Schreib- und Rechenlehrer (Katharineum, Martineum, Progymnasium, Helmstedt, Holzminden); 26. Elementarlehrer (Helmstedt). Fürwahr, der Mangel an Titeln war es nicht, worüber die braunschweigischen Gymnasien vor zwei Menschenaltern Ursache hatten zu klagen.

5. Die Titelreform des Jahres 1835.

Eine Regelung und Vereinfachung der ungleichmäßigen und verworrenen Titelverhältnisse erfolgte 1835, fast auf den Tag fünfzig Jahre, nachdem Campe mit seinen Reformvorschlägen hervorgetreten war. Den Anlaß dazu gab merkwürdiger Weise weder ein Wunsch oder Antrag der Lehrer, noch die Initiative der Behörden, sondern vielmehr eine gesetzliche Bestimmung, die eine derartige Wirkung weder bezweckte, noch überhaupt von vornherein erwarten ließ. Sie findet sich in dem Gesetze für den Civilstaatsdienst vom 12. October 1832. In diesem wird nämlich vorgeschrieben, daß die Ernennung zu den Staatsämtern der ersten Klasse durch landesherrliche Patente erfolgen (§. 7), und daß auch Denjenigen, die nach den bisherigen Einrichtungen kein Patent erhalten hätten, ein solches nachträglich noch ausgefertigt werden solle (§. 70). Da nun die Gymnasiallehrer gerade durch dieses Gesetz erst aus der Reihe der Kirchen- und Schuldiener in die der Staatsbeamten der ersten Klasse versetzt wurden und bis auf die wenigen Professoren, die sich darunter befanden, noch kein Patent besaßen, so mußte man sich wohl oder übel darüber klar werden, wie die Lehrer in den ihnen auszustellenden Documenten bezeichnet werden sollten. Dadurch kam die lange verschleppte und gewissermaßen versumpfte Titelfrage wie mit einem Schlage in Fluß.

Die Verhandlungen, die in dieser Angelegenheit zwischen dem Herzoglichen Staatsministerium und dem Consistorium zu Wolfenbüttel, — das zu Blankenburg war schon 1814 in Wegfall gekommen, — sowie mit den Ephoren und Dirigenten der einzelnen Anstalten geführt wurden, zogen sich sehr in die Länge. Sie bis in's Einzelne zu verfolgen, würde zu weit führen; es wird jedoch von Interesse sein, nicht bloß das Ergebniß, sondern auch die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, die dazu führten, etwas näher in's Auge zu fassen.

Von vornherein war man darüber einig, daß es zweckmäßig sei, dem Vorsteher eines Gymnasiums in Zukunft überall die Amtsbezeichnung „Director" zu ertheilen. Auch wegen der Verleihung des Titels „Professor" stieß das Consistorium auf keinen Widerspruch, als es meinte, „daß er für Gymnasiallehrer, da auf die Festhaltung des wesentlichen Unterschiedes zwischen einem Gymnasium und einer akademischen Studienanstalt überaus viel ankomme, in der Regel nicht passend und nur zur Auszeichnung verdienter Gymnasialdirectoren anzuwenden, anderen Gymnasial-

---

20) Professor Gent, geb. 1798, war ursprünglich Kaufmann und hatte die fremden Sprachen auf seinen Geschäftsreisen gelernt. Am Realgymnasium wirkte er als Sprachlehrer von 1828 bis zu seiner Pensionirung zu Ostern 1860. Er starb 1871. Den Professortitel erhielt er im Januar 1830, wie man sagt deshalb, weil er für den Herzog ein längeres Schriftstück ins Englische übersetzt hatte.

21) Aug. Heinr. Christ. Gelpke, geb. 1769, Subconrector am Martineum 1801, daneben Docent am Carolinum 1802, Professor an der Militärschule 1811, am Carolinum 1814, Schulrath 1829, pensionirt 1835, gest. am 20. April 1842.

lehrern aber ausnahmsweise nur in höchst seltenen Fällen beizulegen sein möchte“. Ebenso erschien es allseitig als angemessen, daß anstatt der veralteten Ausdrücke „Schulcollege“, „Collega Tertius“ u. s. w. für die ordentlichen oder Hauptlehrer die bereits an auswärtigen Gymnasien, wie auch an der Waisenhausschule zu Braunschweig, eingeführte Benennung „Oberlehrer“ gewählt würde, doch so, daß die jüngeren zunächst erst für einige Zeit den Titel „Collaborator“ erhielten. Nur über zwei Punkte gingen die Ansichten weit auseinander, nämlich ob 1. neben der allgemeinen Benennung noch Sondertitel fortbestehen und eine höhere Klasse der Oberlehrer bezeichnen sollten, und ob es 2. zulässig und zweckmäßig sei, den Oberlehrertitel auch Unstudirten zu Theil werden zu lassen.

Die oberste Kirchen- und Schulbehörde trug kein Bedenken, beide Fragen zu bejahen. Wegen der besonderen Titel war sie, wie aus den Concepten der Berichte vom 28. März und 3. Juni 1835 hervorgeht, Anfangs der Meinung, daß zu den bereits vorhandenen Würdenträgern auch noch ein „Prorector“ und ein „Subrector“ hinzutreten könnten, beschränkte sich aber schließlich auf „Rector“, „Conrector“ und „Subconrector“. Dabei hielt sie es für zulässig, „daß unter Umständen ein und derselbe Titel der oben bemerkten Art auch wohl zwei verschiedenen Lehrern derselben Anstalt beigelegt werden könnte“. Offenbar hatte sie die Titelverhältnisse im Hannoverschen vor Augen, wo z. B. das Gymnasium zu Celle sich damals zweier Conrectoren erfreute und das Lehrercollegium des Andreanums zu Hildesheim 1842 folgende Mitglieder umfaßte: 1 Director, 1 Rector, 1 Conrector, 2 Subrectoren, 2 Oberlehrer, 2 Collaboratoren, 2 provisorische Collaboratoren, 1 Musikdirector (dessen Ernennung noch bevorstand), 1 Schreiblehrer und 3 Hülfslehrer.

Anders dachte Professor Krüger, der seit Michaelis 1828 in Braunschweig an der Spitze des Obergymnasiums stand und gleichzeitig auch die beiden andern Abtheilungen des Gesammtgymnasiums, das Progymnasium und das Realgymnasium, den Behörden gegenüber zu vertreten hatte. Als dieser in Folge einer Verfügung des Herzoglichen Staats-Ministeriums zu einem Gutachten über die Vorschläge des Consistoriums bezüglich des ihm unterstehenden Lehrerpersonals aufgefordert wurde, rieth er unter dem 13. Juli 1835 dringend davon ab, den Oberlehrertitel auch auf Gymnasiallehrer ohne akademische Bildung zu erstrecken. Geschähe dieses, so stände das Prädicat derselben Bezeichnung an den Gymnasien „des Auslandes“, wie man damals noch die deutschen Staaten jenseits der braunschweigischen Grenze zu nennen pflegte, nicht gleich, wie denn auch die Einführung des neuen Titels an der Waisenhausschule lediglich zur Unterscheidung der studirten Lehrer von den unstudirten erfolgt sei. Nachdrücklicher noch sprach er gegen die Beibehaltung bezw. Wiederherstellung der Sonderprädicate Rector, Conrector und Subconrector sich aus. Ihre Träger, so meinte er, würden dadurch zu einer irrigen Auffassung ihres Verhältnisses zu dem Director verleitet. Auch könnten die Abstufungen unter einander bei Beamten, „welche gar füglich an äußerem Range sich auf dieselbe Art gleich stehen könnten und billiger Weise gleich stehen sollten, wie dies mit den Mitgliedern anderer Collegien bei gleichen Geschäftskreisen der Fall sei“, dem Besten des Ganzen nur zum Schaden gereichen. Der größte Nachtheil aber beruhe darauf, daß der Leiter der Anstalt durch diese Amtsbenennungen in der zweckmäßigen Vertheilung der Lehrkräfte auf die verschiedenen Unterrichtsstufen behindert werde; denn der an Rang und Titel höher stehende Lehrer sei selten geneigt und ohne Schädigung seines Ansehens bei den Schülern auch kaum im Stande, in einer niedrigeren Klasse als der ihm nachstehende Kollege zu unterrichten, während es doch zum Besten der Anstalt oft geradezu nothwendig erscheine, beispielsweise einen alten Herrn in die Quarta oder Quinta, einen jungen Subconrector oder Collaborator vor die Primaner und Secundaner zu stellen. „Ich trage Bedenken“, so fügt Krüger am Schlusse hinzu, „die Sache durch Beispiele in concreto zu erläutern, würde aber, wenn nicht manche Bedenken mich davon zurückhielten, diese Beispiele aus dem Kreise meiner unmittelbaren Erfahrung hernehmen können“.

Das Herzogliche Staatsministerium stimmte Krüger's Grundsätzen zu und brachte sie für das Lehrerpersonal des Gesammtgymnasiums in vollstem Umfange zur Anwendung. Wenn es sich dabei nicht zu entschließen vermochte, den Wegfall der Sondertitel auch auf die kleineren Städte des Herzogthums auszudehnen, so geschah es auf Antrag des Consistoriums, das dieserhalb in einem Berichte vom 26. März 1836, der sich allerdings zunächst nur auf das Gymnasium zu Wolfenbüttel bezog, im Grunde aber eine allgemeine und principielle Bedeutung hatte, nochmals und in besonders dringender Weise vorstellig wurde. Es erscheine als angemessen, so heißt es darin, den Hauptlehrern der obersten Schulklassen durch die gedachten Titel einen höheren Rang, als den übrigen Hauptlehrern, zuzusichern, auch sie als Diejenigen kenntlich zu machen, welche in Abwesenheit und bei Behinderungen des Directors (beziehungsweise wiederum des Conrectors) die Directionsgeschäfte zu übernehmen hätten. Außerdem scheine diese Unterscheidung „einer billigen Bestimmung des Rangverhältnisses zwischen den Mitgliedern des Prediger- und des gelehrten Schulstandes förderlich zu sein“, und schließlich habe man auch noch zu berücksichtigen, „daß den zeitigen Conrectoren und Subconrectoren die Umänderung ihres bisherigen Titels in den Titel „Oberlehrer“ nicht angenehm sei“. Wenn aber einmal die übrigen Prädicate nicht wieder verliehen werden sollten, so sei doch wenigstens die Beibehaltung des Conrectortitels und die Festsetzung eines dadurch zu bezeichnenden höheren Ranges dringend zu empfehlen.

Der Bericht des Consistoriums hatte zur Folge, daß das Herzogliche Staatsministerium in Wolfenbüttel, Helmstedt und Blankenburg die Conrectoren und Subconrectoren, in Holzminden daneben auch noch den Titular-Rector fortbestehen ließ. Gewinnt er schon hierdurch eine gewisse Bedeutung, so wird er noch wichtiger durch die Darlegungen, die er über die dadamaligen Rangverhältnisse der Gymnasial-

lehrer enthält. Da man über diesen Punkt sonst wenig erfährt, so wird es willkommen sein, den darauf bezüglichen Abschnitt unverkürzt kennen zu lernen. „Ist der gelehrte Schulstand", so lautet er, „vielleicht ehemals dem Predigerstande hier und da zu sehr nachgesetzt worden, so darf er doch nunmehr auch nicht höher gestellt werden, als sich gebührt. Wie wichtig und ehrenvoll auch das Amt eines Jugendlehrers ist, so scheint doch im Allgemeinen ein Mann, der einer ganzen Gemeine als Prediger und Seelsorger vorsteht und ihrer heiligsten und höchsten Angelegenheiten sich anzunehmen hat, eine höhere Stellung in der Gesellschaft behaupten zu müssen, als ein solcher, dessen Geschäft auf die Unterweisung einer geringen Anzahl von Schulknaben sich beschränkt. Insofern aber die bei den Hauptlehrern in Prima und Secunda in vorzüglicherem Maße vorauszusetzende wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit gleichfalls Auszeichnung verdient, so möchten diese Lehrer, sofern sie nicht Directoren sind, immerhin mit den gewöhnlichen Klassen der Prediger, und die Directoren oder wirklichen Rectoren der Gymnasien mit den Predigern in den beiden Hauptstädten des hiesigen Landes, auch, wenn sie Professoren heißen, mit den Specialsuperintendenten rangiren können, in welchen Fällen dann die Titel Conrector und Subconrector nicht überflüssig, sondern eine höhere Klasse der Oberlehrer, zu welcher im Allgemeinen der Conrector und Subconrector von selbst gehören würden, zu bezeichnen geschickt sein dürften, während der Titel Oberlehrer überhaupt nur den damit Versehenen den Rang vor Collaboratoren, Nebenlehrern und unstudirten Lehrern an Bürger- und Volksschulen sichern würde" [22]).

In demselben Berichte, in dem das Herzogliche Consistorium das Fortbestehen der Conrectorat- und Subconrectorate als eine für die Rangstellung des höheren Lehrerstandes förderliche Maßregel befürwortete, beharrte es auch bei dem schon früher gestellten Antrage, „daß dem unstudirten Schulcollegen Emmelmann [23]) der Charakter eines Oberlehrers ertheilt werden möchte". In diesem Punkte aber gab das Ministerium nicht nach und beschränkte damit den Oberlehrertitel grundsätzlich auf die Schulmänner mit akademischer Bildung.

Zum ersten Male wurde der neue Titel im December 1835 verliehen, und zwar an zwei Schulmänner in Helmstedt (Meier und Birnbaum) und sieben am Ober- und Progymnasium zu Braunschweig (Elster, Schröder, Skerl, Aßmann, Stegmann, Morich und Münck). Fernere Ernennungen brachte das Jahr 1836, zwei für Wolfenbüttel (Cunze und Christian Jeep) und eine für Holzminden (Heinemann). Blankenburg sah seinen ersten Oberlehrer 1837 (Lange), das Realgymnasium aber, dessen Lehrercollegium anfangs etwas recht eigenartig zusammengesetzt war, erst zu Ostern 1841 (Lüttge). (Schluß folgt.)

22) Bei der Beurtheilung dieser Ausführungen wird man nicht vergessen dürfen, daß ein großer Theil des höheren Lehrerstandes vor 60 bis 70 Jahren noch aus theologischen Candidaten bestand, die über kurz oder lang in ein Pfarramt überzugehen gedachten. Einige Auskunft über die Rangstellung der Braunschweigischen Gymnasiallehrer in noch früherer Zeit findet sich in den Braunschw. Schulordnungen, I, 316 und II, 148.

23) Christian Wilhelm Emmelmann, geb. 1774, wirkte an der Großen Schule zu Wolfenbüttel von 1808 bis 1843 als Lehrer der Quinta und starb 1861.

Friedrich Wilhelm Zachariä in Braunschweig.

(Schluß.)

II. Zachariä und Gleim.

Der Briefwechsel zwischen diesen beiden Freunden, den zuerst Pröhle in ungenügendem Auszuge, dann Zimmermann sorgfältig aus den Handschriften zu Halberstadt veröffentlicht hat, ist in der Gleim'schen Familienstiftung nicht mehr lückenlos erhalten; es fehlen mehrere der ursprünglich vorhandenen und durchgezählten Nummern, von denen Zimmermann eine in der Königlichen Bibliothek zu Berlin wiedergefunden hat. Einen zweiten Brief aus dieser Reihe, der aber schon vor der Zählung aus dem Gleimarchive entfernt wurde, kann ich hier mittheilen: Gleim's Neffe, Wilhelm Körte, hat ihn selbst verschenkt und zwar an keinen Geringeren als an Goethe, in dessen Autographensammlung er sich noch jetzt mit vielen andern Handschriften aus Gleim's Nachlaß befindet, die Körte nach Goethe's Besuch in Helmstedt und Halberstadt ihm am 3. September 1805 übersandte (vgl die Weimarische Ausgabe von Goethe's Briefen XIX, 63, 497). Der Inhalt des Briefes bezieht sich auf den Verlag von Gleim's „Liedern nach dem Anacreon", die 1766 anonym in der von Zachariä geleiteten Fürstlichen Waisenhaus-Buchhandlung erschienen.

Liebster Freund,

Seyn Sie wegen Ihrer Autorschaft unbesorgt. Herr Gebler [11]) ist gewiß ein sehr ehrlicher Mann, und wird Ihnen keine Buchführerstückgen machen, weil er sie gar nicht kennt. Er geht so wenig wie andre niedersächsische Buchführer auf die Michaelmeßen, weil seit dem Kriege sich die Umstände des Buchhandels hierinn geändert haben. Die Fritzische Buchhandlung in Leipzig aber besorgt alle unsre Commißionen prompt und accurat.

Ich freue mich von Herzen, daß Ihnen das Lauchstedterbad [12]) so gut angeschlagen ist. Erfüllen Sie Ihren Vorsatz, und kommen Sie nach dem Generalcapitel herüber, wenn die Witterung noch gut bleibt. In Salzdalum zu bleiben glaube ich nicht, daß angeht, weil der Intendant Busch die meiste Zeit selbst in Braunschweig ist. Aber Sie können ja von hier aus genug dahin kommen.

Ich bin mit der unveränderlichsten Freundschaft und Hochachtung

der ganz Ihrige

Z.

Br.(aunschweig) den 10ten Oct. 1766

11) Factor der Waisenhaus-Buchhandlung.

12) Lauchstedt bei Halle, das Modebad des achtzehnten Jahrhunderts, hat Gleim seit 1766 öfters besucht.

Einen ebenfalls hierher gehörigen Brief Gleim's an Zachariä vom 9 November 1771 hat der frühere Herausgeber, der Hofrath Karl von Morgenstern, im „Morgenblatt für gebildete Stände“ auf das Jahr 1810 Nr. 192 so wohl zu verstecken gewußt, daß er allen Biographen Zachariä's entgangen ist. Gleim empfiehlt darin, wie an demselben Tage an Lessing (Hempel XX, 2, 505), den Würtembergischen Magister Werthes, einen Schüler Wieland's, an Zachariä und kündigt Jacobi's Ankunft in Braunschweig für den 12. oder 13. November an. Uns interessirt nur folgende Stelle in dem Briefe, die auch Werthes als einen Bewerber um eine Anstellung in braunschweigischen Diensten zeigt: „Nächst dem Vergnügen, die Braunschweigischen Musen kennen zu lernen, hat Hr. Werthes auch noch die Absicht zu erfahren, ob nicht dort für ihn ein Plätzchen zu finden seyn möchte; denn er will gern in einer Gegend der deutschen Musen eine Zeitlang sich aufhalten. Zu dieser Erfahrung werden Sie, mein lieber Freund, ihm gern behülflich seyn“. Der Plan mißlang; Werthes kehrte nach Erfurt zurück und war eine Zeitlang Wieland's Gehülfe bei der Redaction des „Teutschen Merkurs“, vgl Theodor Herold, F. A. C. Werthes und die deutschen Zriny-Dramen (Münster 1898), der Gleim's Verwendung für Werthes ebenfalls übersehen hat.

III. Zachariä als Buchhändler.

Recht in der Mitte von Zimmermann's Buche steht das aufschlußreiche Kapitel, das Zachariä als Redacteur und als Buchhändler behandelt. Durch seine erfolgreiche Thätigkeit und seine vielseitigen litterarischen Verbindungen hat Zachariä es verstanden, den Strom des geistigen Lebens, der immer mehr nach den großen Centren strebte, auch nach Braunschweig zu lenken. Unter seiner Redaction spielt die „Neue Braunschweigische Zeitung“ um 1770 eine nicht zu unterschätzende Rolle in der litterarischen Kritik und die Waisenhausbuchhandlung hat unter seiner Leitung eine Reihe von Werken verlegt, die ihre Bedeutung in der deutschen Litteratur stets behalten werden. Das geschäftliche Geschick Zachariä's, das bei seinen eigenen Werken unerfreulich hervortritt, wird auch durch die folgenden Briefe durchweg bestätigt, die an verschiedene Adressaten gerichtet hier nach der Zeitfolge geordnet nachgetragen werden mögen.

Eine nicht zu Stande gekommene Uebersetzung von Voltaire's „Histoire generale“ betrifft der erste Brief, den Rudolf Brockhaus, der inzwischen seinen Freunden entrissen ist, besaß. Er ist an einen unbekannten Verleger, vielleicht den Commercienrath Walther in Dresden, gerichtet; denn der Eingangs erwähnte Secretair Rost ist Gärtner's Schwager, der gefürchtete Satiriker Johann Christoph Rost in Dresden. Der Brief scheint zu beweisen, daß Zachariä in der That von Rollin's „Neuerer Geschichte“ (Berlin 1755—70 in 15 Theilen), nicht nur den ersten, sondern mehrere Bände übersetzt hat.

Wohlgebohrner Herr,
Besonders Hochzuehrender Herr Commercienrath,

Ew. Wohlgeb. werden mir vergeben, daß ich auf Veranlaßung des Herrn Secretair Rostens nicht eher wegen der Uebersetzung der Histoire generale vom Voltaire an Dieselben geschrieben habe. Ich bin einige Wochen abwesend gewesen, und habe den Brunnen getrunken; bey meiner Zurückkunft aber hat mir der Herr Prof. Gärtner eröffnet, daß Ew. Wohlgeb. gesonnen wären, diese gedachte Uebersetzung zu übernehmen. Ich will daher ohne fernern Anstand Denenselben die Bedingungen eröffnen, nach welchen ich mich zu dieser Uebersetzung anheischig mache;

Der Herr Verleger liefert das französische Original nach der neuesten Genfer Ausgabe, in sieben Theilen welches Original der Uebersetzer ohne einigen Abzug dafür behält.

Für jeden französischen Theil bezahlt der Herr Verleger dem Uebersetzer sechzig Rthlr. und zwar allezeit sogleich nach Uebersendung des Manuscripts in Braunschweigischen 5 thaler, oder wenigstens vier gute groschen stücken. Herr Voß in Berlin bezahlt jeden Theil der Histoire moderne mit 50. thlr. der meist eben die Seitenanzahl hat. Da Ew. Wohlgeb. selbst der französischen Sprache kundig sind, so werden sie leicht einsehn, wie viel schwerer Voltairs Styl zu übersetzen ist, als der Styl eines Rollin und seiner Nachahmer, und wie sehr eine Uebersetzung davon in den Händen gewöhnlicher Uebersetzer verlieren muß, wenn die Schönheiten der Schreibart nicht mit ausgedrückt werden.

Von jedem deütschem Theile erhält der Uebersetzer zwölff Exemplare.

Der Uebersetzer entschließt sich nicht anders zu dieser Uebersetzung, als auf alle sieben Theile zusammen; und kann es dem Herrn Verleger nicht frey stehn, unter einigem Vorwande einen andern Uebersetzer zu wählen. Dagegen macht sich auch der Uebersetzer anheischig:

Unter keinem Vorwande, als Ueberhäufung von Geschäften, oder zu weniger Bezahlung und dergleichen, die ordentliche Fortsetzung des Werkes aufzuhalten, noch weniger aber es nach einigen Theilen wieder aufzugeben.

Er wird bey der Uebersetzung allen Fleiß anwenden; auch sie, wenn es nöthig ist, mit Anmerkungen begleiten.

Der Uebersetzer wird den ersten Theil so liefern, daß er künftige Neüjahrsmeße oder Ostermeße 59, wie es dem Herrn Verleger gefällig ist, gedruckt seyn kann, und wird er alle halbe Jahr mit einem Theile fortfahren.

Ew. Wohlgeb. werden mir hierüber Dero Entschließung so bald als möglich mittheilen, der ich mit besonderer Hochachtung verharre Ew Wohlgeb Meines Besonders Hochzuehrenden Herrn Commercienraths

gehorsamster Diener
Zachariä.

Braunschweig den 19ten Jun. 1758.

Meine Adreße ist Zacharié Gouverneur du Carolin à Bronsvic. Im Cavalierhauß.

Wie gut Zachariä es verstand, für den Vertrieb seiner Werke die Freunde auch in weiter Ferne zu interessiren (vgl. Zimmermann S. 166), zeigt ein in die Univer-

sitäts-Bibliothek zu Dorpat verschlagener Brief, der höchst wahrscheinlich an Johann Heinrich Schlegel, den dritten der bereits erwähnten Brüder, nach Copenhagen gerichtet ist. Er lautet:

Theürester Freünd,

Da ich Gelegenheit habe durch den Herrn Hauptmann von Tunderfeld, einen würdigen Offizier, ihnen ein paar Zeilen überbringen zu laßen; so habe ich Ihnen nur in der Geschwindigkeit meine ganz besondere Danksagung für alle ihre Freündschaft und viele Mühe, in Ansehung meiner Poetischen Kleinigkeiten abstatten wollen. Seyn Sie so geneigt, und senden Sie das Geld nur gerade durch das Packetboot bis Lübeck, und von da durch die Post an mich, oder allenfalls wenn Sie wollen durch eine Aszignation an jemanden nach Hamburg, der es mir hier in Braunschweig entweder durch H. Klünter und Schwarz, oder H. Haußmann auszahlen kann.

Unsre Freünde empfehlen sich Ihnen allerseits, besonders Ebert.

Unsern guten Giseke, der mit Ihrem Bruder in Hannover und Gärtnern auf einer Stube in Leipzig gewohnt, haben wir in seinen besten Jahren verlohren.

Grüßen Sie Cramern und Clopstocken recht herzlich von uns allen. Kriegen wir denn diese Meße wieder nichts von Clopstocken zu lesen?

Meiner fleisigen Leserin, ihrer lieben jungen Frau, machen Sie meine besten Complimente, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung sey der

ganz Ihrige

Zachariä.

Braunschweig den 20. April 1765

N. S. Sie haben schon alles gesagt, was man wegen des Nachschußes auf meine Werke, und wegen des Mangels der Dicke der Bände sagen kann Ich bin indeß ein wenig erstaunt, daß es nöthig gewesen ist, solches auch einer Cammerherrin von Pleße zu sagen. Ist dieses die Dame, von der mir Ebert so viel wunderswürdiges gesagt hat? Wenn sie es ist, so bitte ich, daß sie Ihr ihr Exemplar mit den drey letzten Theilen complett machen, ohne den halben Louisdor weiter zu verlangen.

3.

Unter den Verlagsartikeln, die Zachariä für die Waisenhausbuchhandlung erwarb, war einer der wichtigsten die „Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter“ von Johann Nicolaus Meinhard, durch die zuerst eine tiefere Kenntniß der italienischen Litteratur in Deutschland angeregt wurde. Der Verfasser, ein intimer Freund Zachariä's und eine Zeitlang als Hofmeister am Carolinum thätig, übrigens eine unstete Natur, war 1767 allzu früh gestorben und hatte zu einer Fortsetzung seines zweibändigen Werkes nur Bruchstücke hinterlassen; als Vollender suchte nun Zachariä den jungen Hallenser Professor Johann Georg Jacobi zu gewinnen, den er zugleich mit dem berüchtigten Geheimrath Klotz, Lessings Gegner, im Sommer 1767 kennen gelernt hatte. Auch Riedel äußerte in seinem „Denkmahl des Herrn J. N. Meinhard“ (Jena 1768) den Wunsch, daß Jacobi die Vollendung der Versuche übernehmen möge; doch hat dieser den Auftrag nicht ausgeführt, sondern der dritte Theil erschien, vom Abbé Jagemann besorgt, erst 1774 mit der zweiten Auflage der beiden ersten Theile, deren Vorbericht Zachariä selbst verfaßte (vgl. Zimmermann S. 190). Der einzige erhaltene Brief Zachariä's an Jacobi befindet sich in dessen Nachlaß auf der Universitäts-Bibliothek zu Freiburg; ein früherer Brief ist verloren, denn Jacobi schreibt am 6. December 1767 an Gleim (Zeitschrift für preußische Geschichte 18, 493): „Vor zwei Tagen erhielt ich von Hrn. Zachariä einen sehr freundschaftlichen Brief, worin er mich in die Zahl seiner Freunde aufnimmt und mir sagt: glauben Sie nur, mein bester Jacobi, daß ich Sie recht herzlich liebe. Zugleich bittet er mich, im Verlage des Waisenhauses Meinhard's Versuche fortzusetzen, und zwar unter eben den Bedingungen, die jener gemacht hätte. Wir wollen noch, liebster Freund, darüber reden. Für's erste gebe ich keine gewiße Entschließung von mir.“ — Der zweite Brief lautet:

Beurtheilen Sie mich ja nicht nach meiner Faulheit im Schreiben, mein theurester Herr Professor. Sie könnten doch wenn ich auch noch so fleißig schriebe, nicht so viel Briefe erhalten, als ich an Sie denke, und mir mit dem größten Vergnügen den glücklichen Abend zurückrufe, an dem ich ihre und unsers verehrungswürdigen Geheimenraths Bekanntschaft machte.

Unser Factor Gebler wird Ihnen bey seiner Zurückkunft aufwarten, und wegen der Fortsetzung der Italienischen Versuche weitere Abrede mit Ihnen nehmen. Laßen Sie sich von diesem nützlichen Vorhaben nicht abhalten, da sie sich gewiß eine große Menge unsrer deütschen Leser dadurch verbinden. Die Bedingungen sagen Sie H. Gebler nur dreist, denn wir sind versichert, daß wir mit einem sehr edel denkenden Manne zu thun haben. Wie freue ich mich, daß der Fortsetzer der Italiänischen Versuche eben so mein Freund ist als der Anfänger derselben.

Behalten Sie ferner ein bischen lieb den ganz Ihrigen

Zachariä.

Braunschweig den 4. May. 1768.

Der Vollständigkeit wegen, die immer etwas Beruhigendes hat, lassen wir als letzten einen Brief Zachariä's an Adam Friedrich Oeser folgen, den bekannten Leipziger Maler und Lehrer Goethe's. Er befindet sich in der reichen Autographensammlung des Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin und betrifft die Ausschmückung der „Poetischen Schriften“ von 1772 mit Vignetten, die jedoch nicht in der vorgeschlagenen Gestalt und ohne Namen des Zeichners und Stechers ausgeführt wurden. Er lautet:

Braunschweig den 5 Oct. 1771.

Ich weiß mein bester Professor Oeser Sie haben mich noch immer ein bischen lieb, und vergeben mir, daß ich Ihren letzten gütigen Brief bisher noch unbeantwortet gelassen.

Nachdem ich aber alles wohl überlegt, und die gegenwärtige Zeit in Erwegung gezogen, da fast kein Mensch mehr etwas für Bücher ausgeben kann und will, so

glaube ich, ist es am besten, daß ich zu meinen Gedichten nur 2 Titelvignetten stechen lasse, um das Werk desto niedriger im Preise stellen zu können. Haben Sie also die Gütigkeit, bester Freund, und besorgen mir zwei solcher Vignetten bey einem dortigen guten Künstler. Die Erfindung überlaße ich Ihnen ganz. Der erste Band enthält meine scherzhaften Heldengedichte; der zweyte meine Lieder und andern Gedichte. Das Format ist recht groß Medianoctav, und auf den Titel kömmt nichts anders als Zachariä Poetische Schriften. Auf den ersten Band kleine Genii mit den Attributen der epischen Poesie, Posaunen, auch der scherzhafte Satyrwagen mit Larven ꝛc. und auf den zweyten dergleichen Genii mit Leyer, Bogen und Köcher ꝛc. könnten vielleicht eine Idee geben. Ich lege eine sehr mißlungene Zeichnung bey worin freylich die Jungen sehr plumb sind — Mit einem Worte, ich überlasse Ihnen alles, nur bitte ich die Vignetten nicht radiren, sondern wirklich sauber stechen zu lassen, und wenn es möglich ist, dafür zu sorgen, daß sie Weyhnachten fertig sind. Sobald sie fertig sind und Sie den Preis bestimmt haben, soll das Geld sogleich erfolgen.

Leben Sie vergnügt bester Oeser und behalten Sie ferner in Ihrem geneigten Andenken den ganz Ihrigen
Zachariae.

Diese spärlichen Reste einer umfangreichen Correspondenz beweisen, wie werthvoll Zachariä's Nachlaß gewesen sein muß, den Eschenburg noch in Händen hatte. Ist er wirklich verloren oder wartet er noch in einer Bodenkammer auf den glücklichen Finder?

Zu Nr. 13 auf S. 103.

Der Anfang des hier mitgetheilten Liedes des Schweinehirten in Harvesse giebt uns einen deutlichen Beweis, wie leicht Verse der Kunstpoesie in die Volkspoesie übergehen und mit ihr verknüpft werden können, damit aber auch eine Mahnung zur Vorsicht bei Sammlung und Beurtheilung der im Volke lebendigen Lieder. Denn die Worte:

„Det Morgens, wenn mick hungern duht,
Aet ick ne Butterstulle,
Dazu smeckt mick der Kümmel gut
Ut miner fulen Pulle“

sind unzweifelhaft dem Liede entlehnt, das der Eckensteher Nante in Friedrich Beckmann's „Eckensteher Nante im Verhöre“ vorträgt:

„Det Morgens, wenn mir hungern duht,
Eß ick ne Butterstulle,
Dazu schmeckt mir der Kümmel jut
Aus meine volle Pulle“.

Ausdrücke wie „Det Morgens“, „die Butterstulle“ sind nicht plattdeutsch, sondern echt berlinisch. Die Abfassung des „Eckensteher Nante“ fällt in das Ende der zwanziger Jahre, ist also vor ca. 70 Jahren geschehen. Da kann der Schweinehirt zu Harvesse vor 60 Jahren sich jene Verse bereits sehr gut zu eigen gemacht haben.
Th. Reiche.

Bücherschau.

O. Elster, Die historische schwarze Tracht der Braunschweigischen Truppen. Mit 4 Gruppenbildern und 5 Abbildungen im Text, sowie den Skizzen der Schlachten bei Quatrebras und Waterloo. Leipzig, Zuckschwerdt u. Co. 1896. 45 S. 8⁰. 1 ℳ 50.

Der Verfasser beginnt das Werk mit einem kurzen Blicke auf die Anfänge des stehenden Heeres im Herzogthum Braunschweig, die bis in das Ende des 16. Jahrhunderts zurückreichen, und erörtert dann nach einer kurzen Schilderung der Zwischenzeit und der Auflösung der alten Braunschweigischen Regimenter durch die Franzosen im Jahre 1806 in eingehender Weise die Uniformirung des vom Herzoge Friedrich Wilhelm neu begründeten und schwarz montirten Truppencorps. Er zeigt die Umwandlungen, die die Uniformen im Einzelnen im Laufe der Zeit erfahren, die völlige Veränderung, die Herzog Karl II. mit Ausnahme des Leibbataillons bei allen Truppentheilen in der Uniformirung einführte, die Wiederherstellung der alten historischen Tracht durch Herzog Wilhelm bis zum Abschlusse der Militairconvention vom 1. April 1886, die ihr bei Infanterie und Artillerie ein völliges Ende bereitete. Zugleich führt der Verfasser mit warmer Beredtsamkeit die ruhmreichen kriegerischen Erinnerungen uns vor Augen, die sich an die alte schwarze Uniform knüpfen, deren Verschwinden mit ihm zahlreiche Braunschweiger bedauern. Er weist sodann auf die Vortheile hin, die die dunkele Tracht für den Feldgebrauch, in neuerer Zeit noch in erhöhtem Maße, besitze, und hofft, daß dieser Umstand im Vereine mit der historischen Pietät einmal dahin führen möge, wenigstens für ein Braunschweigisches Jägerbataillon die alte historische schwarze Tracht wieder einzuführen. Die beigegebenen Abbildungen lassen leider viel zu wünschen übrig.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 17—19. Was ist Christenthum? — 20. Lagershausen, Katholische Schwestern. E. Wort d. Erwiderung. — 21. Savonarola. — 22. Pfarrbesoldung in Preußen. — 23—25. Bankerott des Ultramontanismus. — 26. Die religiös-ethische Gedankenwelt unserer Industrie-Arbeiter. 27. Emil Zola, Paris. 28—29. Christenthum u. moderne Welt. — 30. Hillmann, Randglossen z. d. katholischen Wiedertaufen. — 31. Etwas vom Theater. — 32. Bismark †. — 33 u. 35. Evangelisation. — 36. Horn, Im Gustav-Adolf-Verein nach Bismarcks Tode. 37. Ewiger Friede.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. 7. u. 8. M. Rubner, Bemerkungen betreffs Wahl e. Kleidung; Gesuch an Herzogl. Staatsministerium betr. Errichtung e. Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalt; Gesuch an Stadtmagistrat ꝛc. betr. Schulreinigung. — 9. Reck, Der Kraftverbrauch beim Radfahren.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 12. Kehrbachs Pädagog. Bibliographie für d. J. 1896. — 13 u. 14. E. Littmann, die deutsche Lehrerversammlung in Breslau. — 15. Die religiös-ethische Gedankenwelt unserer Industrie-Arbeiter. — 16—18. Ebeling, E. Konferenzbesuch beim Schulrath Polack.

Monatsblatt f. Handel u. Industrie. Juni. Martens, Empfiehlt sich die Einrichtung von unteren Handelsfachklassen mit einj. Kursus, u. wie sind solche Anstalten event. einzurichten? — Juli. 35. Plenarversammlung d. Handelskammer f. d. Herzogth. Br.; Rentabilitätsberechnung f. d. Braunschw. Stichcanal. — August. Aus d. Geschäftsthätigkeit d. Handelskammer.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 9. October **1898.**

Beireis als Chemiker.

Von Fr. Rehkuh.

Unter den Lehrern, welche an unserer ehemaligen Hochschule Julia-Carolina in Helmstedt wirkten, ist ohne Frage einer der bekanntesten der Hofrath Gottfried Christoph Beireis. Und doch gehen, trotzdem seine Wirksamkeit bis in unser Jahrhundert reicht, und er erst kurze Zeit vor der Auflösung der Universität verstarb, über keinen der Helmstedter Professoren die Urtheile so auseinander, wie gerade über ihn Beireis hat wissenschaftliche Abhandlungen, die für die Beurtheilung des Gelehrten ja die besten Anhaltspunkte bieten würden, mit Ausnahme einiger medicinischer Schriften, nicht hinterlassen. Daß dieses nicht geschehen ist, erklärt sich einmal daraus, daß er nicht die Zeit dazu fand, andererseits daraus, daß er das Bücherschreiben haßte. Wenn aber einer seiner „dankbaren" Schüler, Lichtenstein, daraus glaubt folgern zu dürfen, daß Beireis ein halbes Jahrhundert (von 1759—1809) hingebracht habe ohne irgend ein bedeutenderes Werk oder eine nennenswerthe That, so ist das einerseits wenig „dankbar", andererseits vollständig ungerechtfertigt. Leider befindet sich unter den Abhandlungen nicht eine einzige chemischen Inhalts, und so hatten wir bis heute für die Beurtheilung des Chemikers Beireis keine anderen Anhaltspunkte, als die kurzen Bemerkungen einiger seiner Schüler, die nach seinem Tode in den Zeitungen erschienen, und einige von Seiten ehemaliger Schüler über ihn gehaltene Vorträge. Später in Zeitschriften erschienene Aufsätze bringen Neues nicht. Für seine Beurtheilung kommen in Betracht:

1. Sybel[1]). Derselbe brachte, wie er uns erzählt, im Jahre 1798 „einen ganzen Tag" im Hause von Beireis zu. Der größte Theil seines Berichts beruht auf Mittheilungen, die ihm von Freunden, die zu verschiedenen Zeiten Beireis' Zuhörer gewesen waren, gemacht wurden. Ueber die chemischen Arbeiten desselben sagt er: „Im Anfange seines Aufenthalts zu Helmstedt lebte er sehr eingezogen und widmete dem chemischen Laboratorium den größten Theil seiner Zeit. Bald fing er aber an durch die darin getriebenen Arbeiten Aufmerksamkeit zu erregen, und Farbenerfindungen und -mischungen waren es vorzüglich, welche seinen Ruf begründeten. Ehrenvoll verband ihn dieser mit mehreren der reichsten, vornehmsten und angesehensten Männer, knüpfte manches schöne Verhältniß und leitete die Aufmerksamkeit des Hofes stärker auf ihn. Noch hatte kein Wiegleb seine natürliche Magie geschrieben, und es konnte daher ein Mann, wie Beireis war, sehr bald einen mystischen Nimbus um sich verbreiten, der, da er vom Hofe ausging, wo Kenntnisse dieser Art am wenigsten bekannt sind, sich um desto rascher ausdehnen und vergrößern konnte. Der Zustand jener Wissenschaften in damaliger Zeit, verbunden mit Beireis' ausgebreitetem Ruhme, begründeten auch dessen Reichthum. Es waren nicht allein holländische Kaufleute, welche für ungeheure Summen die bessere Bereitung des Karmin von ihm lernten, sondern auch reiche Große, welche für nie bekannt gewordene Honorare in dieses oder jenes Geheimniß eingeweiht wurden, rechtliche Fabrikanten und Unternehmer chemischer Anstalten, welche als Schüler von Beireis ein theueres Privatissimum hörten und ihren Lehrer ansehnlich belohnten, wenn sie den Erfolg ihres Unterrichtes genossen oder in geheimem Uebereinkommen ihn auf einige Zeit zum Compagnon hatten". Neben diesem an sich sachlichen Bericht erzählt dann Sybel weitschweifig alle jene Erzählungen, die im Volsmunde noch heute zum Theil fortleben und die Ursache geworden sind, ihm allerhand Beinamen, wie Wundermann, Adept, Magus u. s. w. beizulegen. Es sind dieses die bekannten Erzählungen, wie er seinen Zuhörern die Kunst des Goldmachens vorgetragen, im nächsten Augenblicke aber widerrufen, die nöthigen furchtbaren Vorbereitungen geschildert und seine Schüler beschworen habe, von dem anvertrauten Geheimniß niemals Gebrauch zu machen; wie sein Rock während einer Hoftafel die Farbe gewechselt; wie er einen Bauer erschreckt, indem er mit Phosphor bestrichenes Papier an der rauhen Zunge eines in seinem Zimmer aufgestellten Teufelchens entzündet; wie der ihm vertraute Essigfabrikant in Helmstedt täglich seine Fässer am Brunnen auf der Straße mit Wasser gefüllt und ebendieselben Fässer kurze Zeit darauf voll Essig zum Versandt gebracht habe, und was dergleichen mehr ist.

---

1) Biograph. Nachrichten über . . . G. C. Beireis. Berlin, 1811.

Die biographischen Nachrichten von Sybel sind nicht ohne Widerspruch geblieben. Schon gleich nach dem Erscheinen derselben wandte sich ein gewisser Curio, der drei Jahre Schüler von Beireis gewesen, in den „Nordischen Miscellen" gegen ihn.

2. Zwei Aufsätze in der Kasseler Zeitung, verfaßt von zwei ehemaligen Schülern von Beireis, die ihre Namen nicht nannten. Bezüglich der Entzündung des Phosphorpapiers an der Zunge der Teufels-Figur sagt der erste derselben: „Herr Sybel erzählt hier, wie er oftmals in seinem Aufsatze thut, nach Hörensagen; ich habe von dem phosphornen Teufel nie etwas gesehen oder gehört. Allerdings wurde mit Phosphorus gespielt, wie nachher mit der Elektricität; auch Beireis machte diese Spielereien, insbesondere da er öfters Phosphorus-Papier behufs seiner Vorlesungen oder zu anderem Gebrauch verfertigte. Auch weiß ich bestimmt, daß er zuweilen etwas Phosphorus an die Wand gestrichen hat, um damit zu necken, ohne jedoch die Ursache und Wirkung davon zu verschweigen. Was die absichtliche Täuschung der Landleute betrifft, so ist sie mir sehr unwahrscheinlich; denn wenig Landleute, d. h. eigentliche Bauern sprachen seine Hilfe an, wie denn überhaupt wenig Bauern den wirklichen Arzt um Rath fragen. Beireis hatte keine Muße mit den Patienten zu spielen. Jedoch da der Ruf von seiner Zauberei auch viele Dörfer erreicht hatte, und mancher Bauer zu ihm kam, um ihn nicht als Arzt, sondern als Hexenmeister um Rath zu fragen, so will ich nicht in Abrede stellen, daß er sich mit diesen Menschen je zuweilen einen kleinen Muthwillen erlaubt haben mag. An solchen Leuten, welche einmal an Zauberer und Hexen so fest glauben, daß sie den Muth haben, einen berühmten Mann darauf anzusprechen, ist nichts zu verderben, und einem geistreichen Manne ist es nicht zu verargen, wenn er einmal einen unschuldigen Scherz mit ihnen treibt. Ein solcher Scherz unschuldig? Sicher, wenn überhaupt Scherze unschuldig sein können und wenn man, wie Beireis, den Scherz nachher erklärt und erläutert. Ich habe die Experimental-Physik zweimal bei ihm gehört, auch die Chemie, beide in den Jahren 75, 76 und 77, und gerade die Deutlichkeit, die Lebhaftigkeit und das fast durchgehend Anschauliche des Vortrags machte mir diese Vorlesungen so werth. . . . . . . Beireis trug den vorhandenen Schatz von Wahrheiten vor, deutete auch zugleich die neuen Erfindungen und Erfahrungen an, welche gescheute Männer gemacht hatten, ein sicherer Beweis, daß er seine Vorlesungen, wozu er nie ein Concept gebrauchte, nicht maschinenmäßig, sondern als denkender Kopf hielt. Nie habe ich dunkle Formeln oder Andeutungen auf besondere Geheimnisse in diesen Collegien von ihm gehört, nur behauptete er öfter, daß er, Beireis, tiefer in die Natur eingedrungen sei als ein Anderer und daß man die wichtigsten Entdeckungen in der Naturlehre und Chemie noch machen müsse".

Als Ergänzung erschien in derselben Zeitung ein zweiter Artikel von einem unbekannten Verfasser, der die Ausführungen des ersten bestätigt und ergänzt. Derselbe führt z. B. aus: „Ueber das Zauberzimmer, den Teufel u. s. w. denke ich ebenso wie der ungenannte Herr Verfasser; ich habe von dergleichen nie etwas erfahren, und wenn einer, so hätte ich es wissen müssen. Beireis war nicht der Mann, der mit so beschränkten Geistern, als wofür er jene Leute in der Regel halten mußte, Scherz getrieben oder sich einen Spaß erlaubt hätte, und nahm ein solcher es für Hexerei, wenn Beireis ein Licht durch Phosphor anzündete, wie er in der Physik als Experiment zu thun pflegte — habeat sibi! — was konnte Beireis dafür. Oder man müßte sonst einen Jeden, der in Gegenwart eines flachen Kopfes an seiner elektrischen Lampe sein Licht ansteckte, für einen Charlatan halten".

3. Dr. Fr. G. Nagel, ebenfalls ein Schüler von Beireis, sagt in seiner Schrift „Gottfried Christoph Beireis"[2]): „Als Professor hat er unstreitig durch den Vortrag verschiedener Wissenschaften, wie Chemie und Physik, großen Nutzen gestiftet, so daß seine Kenntnisse und Entdeckungen in diesen Feldern des menschlichen Wissens, wenn er sich als Schriftsteller damit hätte hervorthun wollen, ihm, zumal in seinen früheren Jahren, bald einen solideren Ruf erworben haben würden, als der blendende Schimmer derselben im Verborgenen". Wiederholt nennt er ihn „den erfahrenen Chemiker", im Uebrigen gleichen aber seine Ausführungen denjenigen des Herrn Sybel, von welchen auch ein großer Theil wörtlich entlehnt ist.

4. Lichtenstein[3]), einer der letzten Schüler von Beireis, der in der Absicht, ihm bei der Nachwelt einen besseren Ruf zu bewahren, als ihm durch die vorhandenen biographischen Nachrichten bereitet worden war, einen Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin hielt, spricht sich hinsichtlich der Chemie dahin aus, daß Alles, was Beireis von den Naturwissenschaften besaß, eine durchaus praktische Richtung hatte. „In der Mineralogie war es hauptsächlich die technische Benutzung, um die es ihm zu thun war; in der Chemie und Physik die Herstellung nützlicher Erfindungen, die für Handel und Gewerbe und das bürgerliche Leben eine hohe Bedeutung haben mochten. Er arbeitete noch bis an den Tod in seinem Laboratorium, aber nur, um sich die schwärzeste Tinte, das feinste Siegellack, die reinsten Wachskerzen und Kräuteröle zu bereiten, wie sie nirgends im Handel zu haben waren". Die Vorlesungen aber, berichtet er weiter, hätten an einer von zufälliger Gedankenverbindung geleiteten Disgression gelitten, so daß es völlig gleichgültig gewesen sei, ob man Physiologie oder Chemie gehört habe.

Bei diesen widersprechenden Aeußerungen war es bis dahin unmöglich, ein Urtheil über die Bedeutung von Beireis überhaupt, insbesondere aber über seine Bedeutung als Chemiker abzugeben. Von geschriebenen Collegienheften, die einen sicheren Anhaltspunkt für die in den Vorlesungen behandelten Stoffe hätten bieten können, sind nur zwei vorhanden, eines über die Aphorismen des Hippokrates und eines über die Experimentalphysik. Um so werthvoller muß darum ein Handbuch der Chemie erscheinen, das aus dem Nachlasse

2) Diese Schrift ist auch dem Biographen von Beireis, Heister, nicht bekannt gewesen.
3) Raumer, Historisches Taschenbuch 1847.

von Beireis herrührt [4]) und das offenbar bei seinen Vorlesungen als Handbuch gedient hat. Daß letzteres der Fall war, geht einmal daraus hervor, daß das Buch anscheinend viel gebraucht ist (der Umschlag ist sehr abgegriffen), andererseits daraus, daß in dasselbe eine große Anzahl von Zetteln eingelegt sind, die Notizen von Beireis' Hand zu den auf den betreffenden Seiten behandelten Stoffen enthalten. An der Hand dieses Buches und der von Beireis eingefügten Notizen wollen wir unter Heranziehung seiner früheren Beurtheiler versuchen, uns ein Urtheil über Beireis als Chemiker zu bilden.

Verfasser des „Anfangsgründe der Chemie" betitelten Buches war Johann Christoph Erxleben, Professor in Göttingen. Es gliedert sich in zwei Abtheilungen: 1. Von den Mitteln zur chemischen Untersuchung, 2. Chemische Untersuchungen der Körper aus den drei Naturreichen. Die zweite Abtheilung enthält als ersten Abschnitt leichtere Untersuchungen der Körper u. s. w.; am Schluß dieses Abschnittes ist ein von Beireis geschriebenes Blatt eingelegt, das eine Zusammenstellung von 35 verschiedenen leichteren Untersuchungen enthält. Man kann gewiß daraus schließen, daß Beireis in der Anordnung des Stoffes sich an das Lehrbuch von Erxleben angeschlossen hat. Einige von ihm angegebene Untersuchungsmethoden mögen hier Platz finden:

Acetum concentratum ist zu prüfen durch Hanemann's Weinprobe; durch kohlensaures Ammoniak auf Kupfer, durch salz- auch salpeter- und essigsauren Baryt auf Schwefel. Um die scharfen Pflanzenstoffe auszumitteln, dient der Geschmack nach Sättigung mit Kali.

Salzsaurer Baryt durch Verbrennung der mit der Auflösung getränkten Papierstreifen, die die Flamme nicht röthlich färben muß. Durch Galläpfel auf Eisen, durch Ammonium auf Kupfer, durch Weinprobe auf Arsenik.

Dippels Oel (thierisches Oel, welches durch wiederholte Destillation gewonnen) durch Weingeist auf fettes Oel, durch Wasser auf Weingeist, im Schwefeläther ganz auflösbar.

Kakaobutter muß sich in Schwefeläther ganz auflösen.

Magnesia auf Kalk und Thon durch Schwefelsäure oder Salpetersäure u. s. w.

Von derartigen Prüfungen durch einfache Reactionen enthält das Erxleben'sche Lehrbuch, das nach der Vorrede Anspruch darauf macht, unter allen bis dahin erschienenen Lehrbüchern der Chemie das vollständigste zu sein, nichts. Beireis ging also, was den Umfang des Lehrstoffes betrifft, wesentlich über den Rahmen des vorliegenden Lehrbuches hinaus. Viele der chemischen Substanzen, welche von Beireis auf den eingelegten Zetteln erwähnt werden, wie z. B. salzsaurer Baryt, Kakaobutter, Flußspath u. a. m., werden in dem Lehrbuche von Erxleben nicht einmal genannt, und so bilden die Notizen von Beireis eine wesentliche Ergänzung des Compendiums und zeugen davon, daß Beireis den Stoff voll und ganz beherrschte. Wo die Notizen Zeitschriften oder Büchern entlehnt sind, ist auch immer die Quelle angegeben. Wo das nicht geschehen ist, kann man also wohl annehmen, daß wir es mit eigenen Untersuchungen von Beireis zu thun haben. Die von Beireis angegebenen chemischen Reactionen dienen fast nur der Bestimmung der Bestandtheile, welche in einer Substanz enthalten sind (qualitative Analyse), doch fehlt auch nicht der Versuch, nach Procenten die Verhältnisse festzustellen, in welchen chemische Substanzen sich miteinander verbinden (quantitative Analyse). So schreibt er z. B. über den Flußspath: Der perlgraue, in kleinen Bruchstücken wasserhelle Flußspath aus Gersdorf in Sachsen enthält: 65,75 Kalk, 32,25 Flußsäure und eine Spur Eisenoxyd (die Zahlen treffen nicht ganz zu). Mehrfach giebt er Vorschriften, die bei Ausführung einzelner Versuche zu beobachten sind, wie z. B. das Aufsteigen der schwarzen Masse bei der Destillation zu verhindern, muß man die Vermischung vor der Destillation nur mit etwa 1 Loth Mandelöl bedecken.

Viele der eingelegten Zettel enthalten Vorschriften für die Herstellung chemischer Präparate. Daraus erhellt, daß der praktische Nutzen vielfach die Auswahl des Stoffes für seine Vorlesungen bestimmte. Solche Vorschriften sind z. B.:

Die Bestandtheile des Flintglases sind: Sehr weißer Sand und zwar Quarzsand 1 Pfd. 8 Unzen, Salpeter 9 Unzen, Englische Mennige 8 Unzen.

Zur marmorirten Seife setzt man $^1/_{140}$ Theil Eisenvitriol.

5 Theile Glätte, 2 Theile Thon, 1 Theil Schwefel oder 5 Theile Glätte, 3 Theile Thon und 1 Theil Flußspath, feingemahlen und mit scharfer Lauge angerührt, ist die beste Glasur für gemeines Kupfergeschirr.

Neben diesen beiden Vorschriften folgen noch eine Reihe für Glasuren von Töpferwaaren. Ein Recept für die Herstellung von Tinte ist gar in poetischer Form gegeben:

> Uncia sit Gallae, senisque sit uncia Gummi,
> Vitrioli pars quarta: his addas octo Falerni.

(Nimm eine Unze Galläpfel, auf je sechs eine Unze Gummi, den 4. Theil (Eisen-) Vitriol und füge diesen 8 (Unzen) Falerner (Wein) hinzu.)

Bei Behandlung der Metall-Legirungen giebt Beireis für die Herstellung des leichtflüssigsten Metalls die Vorschrift: Das beste Verhältniß, das leichtflüssigste Metall herauszubringen, ist: 8 Theile Wismuth, 5 Theile Blei und 3 Theile Zinn. — Anwendung dieses Metalls zu Formen für Kattundruckerei, da sie leicht umgeändert werden können. Es folgen noch Vorschriften für die Herstellung künstlicher Steine, des Porzellans u. s. w. — Man darf jedoch nicht schließen, daß die Vorlesungen von Beireis einen rein praktischen Zweck verfolgt hätten. Eine ganze Reihe anderer Notizen enthalten Bemerkungen von rein theoretischer Bedeutung. Dahin gehört auch die oben erwähnte Bestimmung der Zusammensetzung des Flußspaths. Andere sind:

Die Ameisensäure setzt sich zusammen aus Essigsäure und Apfelsäure, folglich kann sie als eine eigene Art von Säure wegfallen.

---

4) Dasselbe befindet sich im Besitze des Herrn Pastor Lang in Wolfenbüttel.

Der rohe Weinessig enthält eigentliche Essigsäure, Weingeist, freie Weinsteinsäure, Weinstein, weinsteinsauren Kalk, Zuckerstoff und Pflanzenöl, ja selbst vitriolisirten Weinstein und Selenit. Er enthält nicht wegen der Essigsäure, wie D. Amburger behauptet, sondern nur wegen des Weingeists, der Weinsteinsäure, des Zuckerstoffs, die in ihm sind, und wegen des fetten Oels, das auch in ihm ist, Zuckersäure und giebt solche, wenn man ihn mit Salpetersäure behandelt, ab.

Gay-Lussac destillirte den Alaun, da erlitt die Schwefelsäure eine Decomposition und wurde zu Oxygengas und Schwefelsäure, die beide als Gase entwichen. Der Alaun könnte demnach zur Darstellung des Oxygengases wie der Salpeter angewandt werden.

Der Entzündung des Phosphors geht eine Erhitzung vorher, die nach Scheele durch die in der Luft befindliche Feuchtigkeit verursacht wird, weil die Entzündung in einer durch gebrannten Kalk getrockneten Luft ausblieb.

Thenar und Gay-Lussac wollen in der Boraxsäure oder dem Sedativ-Salz eine dem Phosphor und Schwefel analoge Grundlage gefunden haben. (Gay-Lussac hat bekanntlich im Jahre 1808 das Bor zuerst isolirt.)

Mineralkermes (Kermes minerale) ist nichts anderes als Spießglanzkalk mit Schwefellebergas und wenigem Schwefel verbunden.

Directe Andeutungen, daß er pharmaceutische Verhältnisse besonders berücksichtigt habe, wie das im chemischen Unterricht in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielfach üblich war, sind nicht zu finden.

Die in das Handbuch eingelegten Zettel beweisen aber vor allen Dingen, daß Beireis nicht, wie man ihm wohl vorgeworfen hat, in eitler Selbstgenügsamkeit nur seine eigenen Erfahrungen und Ideen den Zuhörern vortrug, ohne sich um die steten Fortschritte der Wissenschaft zu kümmern; sie zeigen im Gegentheil, daß er bis in sein hohes Alter wissenschaftliche Zeitschriften las, und zwar nicht nur deutsche, sondern auch französische und italienische. Der letzte der eingelegten Zettel rührt her aus dem Jahre 1807, ist also zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben. Viele andere tragen keine Jahreszahl; auch unter diesen werden noch solche sein, die in den letzten Lebensjahren geschrieben sind. Von den französischen Gelehrten erwähnt er verschiedentlich Gay-Lussac, auch Lavoisier; manche Auszüge sind in französischer Sprache wiedergegeben. Auch italienische und deutsche Forscher werden angeführt, und dadurch wird der Beweis geliefert, daß Beireis auch in seinem Alter die Wissenschaft verfolgte und neue Entdeckungen und Erfindungen seinen Schülern vortrug. Freilich wird Beireis nicht die Zeit gefunden haben, die von fremden Gelehrten angegebenen Versuche zu wiederholen, daher oft die vorsichtige Ausdrucksweise: „Thenard und Gay-Lussac wollen gefunden haben". Wenngleich aber Beireis die Wissenschaft verfolgte, so nahm er das Neue nicht selten mit großem Zweifel auf, und wo sich die neuen Wahrheiten mit den hergebrachten Anschauungen nicht in Einklang bringen ließen, da suchte er in oft recht scharfer Art das Verkehrte darin nachzuweisen. So erging es z. B den Entdeckungen von Lavoisier. In einem Briefe an den Superintendenten Hellmuth in Calvörde bezeichnet er die von dem bekannten Gelehrten gemachte Entdeckung als närrisch ausgedacht, und in seinen Vorlesungen über Experimentalphysik sagt er darüber: Es ist daher die allergrößte Verleugnung der Menschen Vernunft, wenn man mit Lavoisier behaupten will, daß das Wasser kein Element sei, sondern aus der Vereinigung der reinsten Luft (oxigène) mit der verbrannten Luft, wenn solche entflammt worden, entstünde, und daß 100 Theile Wasser aus 85 Theilen Sauerstoff und 15 Theilen Wasserstoff beständen. Es ist unmöglich, daß dieses wahr sein kann, da die reinste Luft (Sauerstoff) 850 mal leichter ist als das Wasser, und die verbrennliche Luft (Wasserstoff), 13 × 850 mal leichter, also 11050 mal leichter als Wasser. Diese Verwandlung aus so leichten Dingen soll noch dazu durch das Feuer erfolgen, das doch die Elemente noch mehr ausdehnen müßte .... So kann man ohne große Anstrengung der Vernunft dieses als unmöglich denken. Obgleich Fontane unwidersprechlich bewiesen hat, daß das Wasser, welches man aus der reinsten Luft (oxigène) und der verbrennlichen Luft, wenn sie angezündet worden sind, erhält, schon vorher in dieser Luftart enthalten war, so hat man doch in der neueren Zeit geglaubt, daß in Holland Professor Trooſtnick durch die große Elektrisirmaschine aus dem Wasser die zwei Luftarten wieder erzeugt habe. Dazu wäre gebraucht worden eine enge gläserne Röhre, die an einem Ende mit Einfügung eines Golddrahts zugeschmolzen wäre. Nachdem die Röhre gefüllt und an dem offenen Ende ein zweiter Golddraht angebracht worden, welcher dazu dient, elektrische Funken durch das Wasser hindurch an den anderen Draht zu führen, und starke elektrische Funken hindurch geleitet, entwickelten sich Luftblasen aus dem Wasser, welches vorher von aller Luft befreit war, und das Wasser verminderte sich in seinem Umfange. Die hierbei erhaltene Luft ließ sich mit einem Knall entzünden". Beireis will das Vorhandensein dieser Knallluft aus dem elektrischen Funken erklärt wissen, durch welchen dieselbe erst in das Wasser hineingebracht worden sei.

An einer anderen Stelle äußerte er sich über das Wesen des Feuers: „Lavoisier sieht das Feuer für kein Element an, sondern sagt, wenn ein brennbarer Körper bis zu einer gewissen Temperatur gebracht wird, verbindet er sich mit dem Sauerstoff der Atmosphäre. Dadurch würde der Wärmestoff, vermöge dessen das Oxigène eine permanente elastische Flüssigkeit oder ein Gas sei, frei und zeigte sich als Feuer. Dieses ist durch ein Experiment von ihm erwiesen. Nach seiner Meinung wäre das Feuer die Wirkung einer doppelten Wahlanziehung. Brennbarkeit ist also nach Lavoisier die Eigenschaft, die blos auf dem Vermögen beruht, mit dem Sauerstoff eine Verbindung einzugehen. Weil man aber zwei heftig an einander geriebene Kiesel glühend machen kann, ohne daß dabei Sauerstoff nöthig ist, so beweist die Erfahrung Lavoisier's Meinung als irrig".

Trotz dieses Widerspruchs beweist Beireis durch einen Versuch, daß es nicht das Feuer sei, welches manche Körper, vorzüglich die Metalle schwerer mache, sondern „die reinste, elementarische Luft". Er glüht zu diesem

Zwecke feine Eisenfeilspäne an starkem Feuer 12 Stunden lang und führt die Gewichtszunahme zurück auf die Aufnahme von Oxigène und nicht, wie man vielfach zu jener Zeit noch annahm, auf eine Aufnahme von Feuertheilchen.

Die bisherigen Ausführungen setzen uns in den Stand, uns ein Urtheil über Beireis als Docenten der Chemie zu bilden. Alle seine früheren Beurtheiler stimmen darin überein, daß Beireis einen überaus lebhaften und durchgehends anschaulichen Vortrag gehabt habe, und daß seine Vorlesungen nicht in der kalten und nüchternen Durchnahme eines Leitfadens bestanden. Zwar legte er einen solchen zu Grunde, wie hier den von Erxleben, aber ohne sich streng daran zu binden; vielmehr ergänzte er überall aus dem reichen Schatze seines Wissens. Die Abschweifungen, welche er sich beim Vortrage gestattete, und welche ihm manche seiner Zuhörer (Lichtenstein) zum Vorwurf machten, scheinen mehr dem höheren Lebensalter anzugehören, wenigstens ist im vorliegenden Handbuche nichts davon zu verspüren; alle eingelegten Aufzeichnungen behandeln Gegenstände, die unbedingt zur Sache gehören, auch scheinen derartige Abschweifungen mehr in anderen Vorlesungen als gerade in der Chemie vorgekommen zu sein. Besonders anziehend wurden seine Vorlesungen über Chemie dadurch, daß er keine Opfer scheute, Alles zu veranschaulichen. Chemie wurde zu jener Zeit zwar schon an allen Hochschulen gelesen, aber die Bedeutung des Stoffes war meist eine rein theoretische. Die Bedeutung des Experiments wurde zwar schon mehrfach um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz besonders von französischen Chemikern gewürdigt, allein in Deutschland hat die eigentliche Experimental-Chemie erst an der Wende des Jahrhunderts Eingang gefunden. Beireis benutzte thatsächlich schon das Experiment zur Erläuterung seiner Vorträge; es geht das hervor aus verschiedenen Andeutungen seiner Schüler. So berichtet Nagel, daß Beireis in seinen Vorlesungen über Chemie große Bekanntschaft mit der Farbenbereitung gezeigt und z. B. aus Roth plötzlich Weiß und daraus wieder eine andere Farbe bereitet habe. Auch an einer anderen Stelle berichtet er, daß Beireis im Beisein seiner Schüler chemische Versuche angestellt habe. Auch die Nekrolog-Schreiber in der Kasseler Zeitung rühmen die Anschaulichkeit seiner Vorträge und einer derselben thut der Bereitung und Verwendung des Phosphor-Papiers in den Vorlesungen Erwähnung.

In seinen Anschauungen gehört Beireis noch jener Periode an, welche beherrscht wurde von der Lehre vom Phlogiston. Was aber diese Zeit, welche sehr reich ist an Entdeckungen, Neues brachte, das machte sich Beireis nicht nur zu eigen, sondern brachte es auch in seinen Vorlesungen an. So finden wir z. B. auf den eingelegten Zetteln schon alle jene Entdeckungen erwähnt, welche Scheele, einer der bedeutendsten Phlogistiker, gemacht hat, wie z. B. Mangan, Baryt, Weinsäure, Darstellung des Sauerstoffes aus Salpeter u. s. w, auch die zu jener Zeit entdeckten Elemente, wie z. B. das Iridium, zieht er in den Kreis seiner Betrachtungen. Mit der Wende des Jahrhunderts begann eine neue Zeit in der Chemie, die Oxydationstheorie von Lavoisier begründete jene Richtung, aus welcher sich unsere moderne Chemie entwickelt hat. Dem gewaltigen Umschwunge, der sich damit auf dem Gebiet der Chemie vollzog, vermochte Beireis bei seinem hohen Alter nicht zu folgen, darum überholte ihn mit Beginn dieses Jahrhunderts die Wissenschaft. Zwar hatte auch er bei der Oxydation der Metalle eine Verminderung des Gewichtes der Luft gefunden und die Vermehrung des Gewichtes beim Metalle zurückgeführt auf die Aufnahme des Sauerstoffs, aber es erging ihm wie dem bekannten Chemiker Pristley, beide vermochten keine rechte Deutung für diesen Vorgang zu finden. Weil sie sich nicht frei zu machen wußten von der Lehre vom Phlogiston, war es ihnen unmöglich, aus den Naturerscheinungen das Naturgesetz herauszulesen. Das hielt Beireis aber nicht zurück, die neuen Entdeckungen von Lavoisier doch seinen Hörern vorzutragen, im Gegentheil, er widmete ihnen viel Zeit, um allerdings zu dem Schusse zu kommen, daß Alles falsch sei. Ein großer Vorwurf ist ihm daraus nicht zu machen. Auch andere bedeutsame Chemiker haben sich der neuen Richtung nicht angeschlossen, sondern beharrten in ihren alten Anschauungen; Beireis aber war bereits ein Siebenziger, als diese Umwälzung sich vollzog. Wenn daher Nagel ihm den Vorwurf macht, daß er mit der Zeit nicht fortgeschritten und darum in seinem Alter weniger anziehend gewesen sei, trotzdem aber auch dann noch in seinen Vorträgen einen großen Reichthum schätzbarer Kenntnisse entfaltet habe, so wird dieser Vorwurf wohl dadurch abgeschwächt, daß es sich hier nicht um ein bloßes Fortschreiten in der Wissenschaft, als vielmehr um einen bedeutsamen Schritt von einer Entwickelungsperiode der Chemie zu einer anderen handelte. Als Phlogistiker stand Beireis auf der Höhe der Zeit, zum Antiphlogistiker vermochte er sich nicht mehr aufzuschwingen. (Schluß folgt.)

Wie die Trautensteiner vor Zeiten den Stiegern einmal ein Kind geborgt haben.

Einer alten Chronik[1]) nacherzählt von Joachim Hinkel.

Im Jahre des Heils 1711, Eingangs des Monats September, rüstete man sich in Stiege zu einem großen Feste. Die schöne Kirche war vollendet, und hochfürstliche Regierung hatte decretiret, daß sie am 15. p. Trinitatis, das war am 13. September, feierlich sollte eingeweiht werden. Es befand sich aber zur selben Zeit, so erzählt der Chronist, zu Blankenburg gerade unsere gnädigste Herrschaft. Das war nichts Ungewöhnliches; fiel doch das Jahr 1711 in die „dreißigjährige Freudenzeit“ Blankenburgs, in jene Zeit, da Ludwig Rudolf, Anton Ulrich's zweiter Sohn, dort Hof hielt. Seit dem Jahre 1690 war ihm in Blankenburg eine Apanage verliehen, und nach dem Tode seines Vaters (1714) erhielt er die inzwischen zum Fürstenthume erhobene Grafschaft zu selbständiger Regierung. Ein Fest jagte damals das andere, der Karneval am Blankenburger Hofe war

---

1) Kirchenbuch zu Trautenstein von 1627—1762.

weit berühmt und an Gästen fehlte es zu keiner Jahreszeit. Damals freilich, im Herbste des Jahres 1711, war ein ganz besonderer Gast dort: Alexei Petrowitsch, Großfürst-Thronfolger von Rußland, der zukünftige Schwiegersohn Ludwig Rudolf's, Peter's des Großen Sohn. Erst im Sommer desselben Jahres hatte Prinzessin Charlotte Christine Sophia, Ludwig Rudolf's zweite Tochter, den russischen Thronfolger in Karlsbad kennen gelernt. Die Verbindung der Beiden[2]) war ein Lieblingswunsch Herzog Anton Ulrich's, der schon im Geiste hochfliegende Pläne der Verwirklichung sich nahen sah. Aber auch Peter der Große war nicht unzufrieden damit. Wollte er einerseits gern verwandtschaftliche Beziehungen zu den „gebildeten" deutschen Fürstenhöfen anknüpfen, so suchte er andererseits Gelegenheit, mit der alten Satzung zu brechen, wonach, wie Hübner[3]) sagt, Czarinnen aus den einheimischen Frauenzimmern ausgewählt werden mußten. Welch ein trauriges Loos die arme Charlotte gezogen, und wie Sage und Dichtung sich später ihres Geschickes bemächtigten, davon zu erzählen ist hier nicht der Ort[4]). Genug, Alexei war da, und man mußte ihn unterhalten. Da war denn die Einweihung der neuerbauten Kirche zum Stieg eine gute Gelegenheit, etwas Abwechselung zu verschaffen.

Ludwig Rudolf, der lustige und lebensfrohe Blankenburger Herr, hatte jedoch auch ein lebhaftes kirchliches Interesse[5]), das ihn trieb, an der Feier theilzunehmen. Daher beschlossen die hochfürstlichen Herrschaften nebst ihrem Gaste der Inauguration der Kirche auf dem Stieg mit anzuwohnen. So begaben sie sich denn auf die Reise dahin, dermaßen, daß sie am Sonnabend, dem 12. September, sich von Blankenburg nach Hasselfelde verfügten und dort auf dem außerhalb der Stadt Hasselfelde gelegenen Waldhofe ihr Nachtablager hielten. Am Sonntag früh nun begaben sich die vorbezeichneten Herrschaften nach dem Stieg, wo bereits in früher Morgenstunde der Gottesdienst in der auf dem Schlosse befindlichen Interimskirche durch Gesang und eine Valet-Predigt des Superintendenten Sauerwald geschlossen war. Als nun mittler Weile die gnädigste Herrschaft angekommen war, wurde aus der alten nach der neuen Kirche folgende Procession angestellet:

1. Vorauf gingen die Kirchväter und trugen den Kelch, das Kirchengeräthe und die Kirchenschlüssel. 2. Ihnen folgte der Cantor loci und der Schulmeister mit ihren Schulknaben, singend: Wie schön leucht't uns der Morgenstern. 3. Hierauf kamen vier geistliche Herren in zwei Paaren, als: der Pastor Linde von Allrode und der Pastor Zacharias Ilse von der Tanne, dann der Pastor vom Drudenstein M. Lerche und der Pastor Trabert von Braunlage. 4. Hiernach folgte der chorus musicus von Blankenburg, tam vocalis, quam instrumentalis, welcher zu dem Ende heraufgeholet war. Zuletzt beschloß die ganze Gemeinde nebst vielen fremden Zuschauern, und ging es in solcher Ordnung zur neuen Kirche, da dann der neue Gottesdienst angefangen und mit Trommeten, Pauken und allerhand musikalischen Instrumenten continuiret wurde. Darauf hielt der Superintendent die Inaugurations-Predigt über Genesis XXVIII V. 16 usque ad finem, in welcher er der neuen Kirche den Namen, welchen die gnädige Herrschaft derselben nach Anleitung des Textes gnädig zu verleihen beliebet, öffentlich beilegte, nämlich daß sie sollte heißen: Zur Hilfe Gottes.

Es war nun ein hübscher Gedanke, daß in der neuen Kirche sogleich allerhand Amtshandlungen vorgenommen werden sollten, um auch dadurch das neue Gotteshaus seinem Berufe zu weihen. Der erste actus ministerialis sollte natürlich eine Taufe sein; allein da zeigten sich plötzlich ungeahnte Schwierigkeiten — es war kein Täufling zu beschaffen. Es war weder zum Stiege noch in Hasselfelde oder Allrode ein ungetauftes Kind vorhanden. Schon hatte man sich darein ergeben, auf eine feierliche Taufhandlung zu verzichten, da mußte es sich fato fügen, daß eben in dem Augenblicke, da der Pastor vom Drudenstein in den Wagen steigen will, um auf höchsten Befehl der Einweihung der Stieger Kirche beizuwohnen, die Hebamme herbeikommt und meldet, daß in der Nacht zuvor bei Georg Liesenberg ein Kind jung geworden sei. Schnell ging Botschaft von diesem fröhlichen Ereigniß an die gnädige Herrschaft, und diese geruhte zu verfügen, daß das Drudensteiner Kindlein einstweilen denen zum Stiege geliehen und dort als erstes in der neuen Kirche getauft werde. Damit nun die heilige Handlung desto solenner möge vor sich gehen, stellten sich die allerhöchsten Herrschaften persönlich als Taufzeugen zur Verfügung, und zwar 1. Herzog Ludwig Rudolf, 2. dessen durchlauchtigste Gemahlin, 3. Alexei Petrowitzsch, Großfürst-Thronfolger von Rußland. Der Superintendent vollzog die heilige Taufhandlung, und erhielt das Kind, wie solches beliebet ward, den Namen Antonette[6]). Die Eltern erhielten ein reiches Patengeschenk. Nach vollendeter Tauffeier wurden zwei Paare getraut, das heilige Abendmahl gefeiert und eine Frau eingesegnet. Alsdann ward mit Musik, wie angefangen, so auch geschlossen. Auch die Namen der übrigen „vornehm hohen" Personen, welche außer den drei Taufzeugen dem Acte beiwohnten, nennt das Trautensteiner Kirchenbuch. Es waren von den Czarischen Bedienten

---

2) Die Hochzeit fand in Torgau am 25. October 1711 statt.

3) Reales Staats-Zeitungs- und Conversationslexicon 1711.

4) Vgl. H. Zschokke's „Prinzessin von Wolfenbüttel" (Zürich 1804), im Uebrigen den Aufsatz O. v. Heinemann's „Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses" S. 158—205.

5) Zahlreiche kirchliche Neubauten entstanden auf seine Veranlassung: die Kirche zu Stiege, wie gesagt, 1711, die zu Braunlage 1714, die Schloßkirche zu Blankenburg 1715, die Kirche zu Hasselfelde und die auf dem Georgenhofe in Blankenburg 1717, die zu Michaelstein 1720, die zu Heimburg 1726 und die Katharinenkirche zu Blankenburg 1728. Nach dem Tode ihres Gemahls wirkte die Herzogin Christine Luise in gleichem Sinne für den Neubau oder die Wiederherstellung der Kirchen zu Timmenrode, Hüttenrode und Benzingerode. Vgl. Leibrock's Chronik von Blankenburg II S. 224; Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche S. 383.

6) Vollständig: Alexia Antonette — Trautenst. K. B. 1742.

1. der Fürst Trobezkow, 2. Graf Galloffsky, 3. Baron Hurson, 4. Magister Conradewitz und 5. Feodor Lariffewitz. Von unserer Herrschaft Bediensteten 1. der Herr von Campen, 2. Monsieur Wallmoden, 3. Monsieur Blumberg, 4. der Herr von Henning und Andere.

Zur Erinnerung an die Einweihung der Stieger Kirche wurde später eine Medaille geprägt mit folgenden Inschriften.

Auf der einen Seite oben:

Adscendebant et descendebant angeli
Gen. 28, 12.

unten: Auxilio Dei.

Auf der anderen Seite:

Jove auspicante, Antonio Uldarico D. Br. et Lun. remigium tenente, Alexio Imperii Russici Haerede praesente, eumque Ludovico Rudolpho cum Christina Louisa et Charlotta Christina Sophia comitante, Templum Stigense inauguratur feliciter Die XIII. Sept. Anno MDCCXI.

Demnach ist auch die fürstliche Braut mit zugegen gewesen; im Trautensteiner Kirchenbuch wird ihrer nicht Erwähnung gethan.

* * *

Daß die zum Stiege denen vom Drudensteine für die gütige Herleihung des Kindleins eine besonders dankbare Gesinnung bewahrten, läßt sich heute nicht behaupten; ob es früher der Fall war, steht dahin.

Auch scheint dem kleinen Trautensteiner Mägdlein die Sonne hochfürstlicher Gunst nicht fürderhin geleuchtet zu haben. Alexia Antonette Liesenberg's heirathete wenigstens nicht über ihre Verhältnisse hinaus. Das Kirchenbuch erzählt, daß sie sich am 23. Januar 1742 mit dem Hirten Christian Rieche habe copuliren lassen. Auch hat sie ihre auf hochfürstlichen Befehl erhaltenen Vornamen nicht weiter vererbt; die von ihr geborenen Kinder führen herkömmliche Trautensteiner Vornamen.

Noch einmal sind in jener Zeit Trautensteiner Kinder zur Vornahme eines kirchlichen Actes befohlen worden. Das Kirchenbuch berichtet nämlich: Am 22. Februar 1730 sind ein paar hiesige Personen, näml. Andr. Vogels sen. Tochter und Daniel Oberlaenders Sohn Christian auf der Bauernhochzeit in Blankenburg auf dem Schloß nebst 3 paar anderen copuliret.

Bücherschau.

Hans Gerhard Gräf, Lyrische Studien. Weimar, Hans Lüstenöder 1898. VII u. 98 S. 8°. — ℳ 90.

Dieser poetische Erstling eines Mannes, der durch wissenschaftliche Arbeiten sich bereits einen Namen in germanistischen Kreisen erworben hat, verräth vor Allem eine echte und ursprüngliche Begabung, die schon manches Schöne leistet, Bedeutenderes noch hoffen läßt. Dafür sprechen zunächst eine Anzahl ebenso empfundener, als formvollendeter Lieder eigensten Wachsthums, namentlich aber das allerliebste Capriccio „Zwischen Nacht und Tag“, dessen im Freilicht gemalte Elfenromantik mit dem abgebrauchten Kram, der sonst unter diesem Namen noch geboten wird, nichts gemein hat. Haben wir hier eine unleugbare Originalität zu erkennen, so schließen andere an sich nicht minder gelungene Sachen, wie die anmuthig zarten Idyllien in reimlosen Versen „Das Allerheiligste“, „Der Mund der Geliebten“ und dergleichen, mancher vollere Klang von Gott und Welt und insbesondere die Gedichte „Aus Weimar“ sich doch auch im Tone enger an die klassischen Vorbilder. Dabei überwiegt, nicht blos nach der formalen Seite, der Goethesche Einfluß, obwohl Gräf — was wir ihm doppelt hoch anrechnen — auch zu Schiller in einer so unmodern innigen Verehrung aufschaut, daß er sich „seines Adels einen tausendstel Theil“ als Segen erfleht. Minder glücklich als in jenen eigenen und diesen klassischen Bahnen scheint mir unser Poet in den wenigen balladenartigen Gedichten und namentlich da zu sein, wo er einmal blos komisch oder volksmäßig derb wirken will. Offenbar liegt ihm das Genre nicht; es paßt auch wenig zu dem geistigen Porträt, das uns sonst aus Form und Inhalt seiner Dichtung Blatt für Blatt schnell vertraut entgegenblickt, dem Bilde einer fein organisirten und ganz ideal gerichteten Natur, die sich durch stille, stetige Geistes- und Gemüthsbildung einer harmonischen Ausgeglichenheit im Sinne der Meister zu nähern bemüht ist. W. B.

Eduard Schmelzkopf, Kinder des Herzens, dem deutschen Volke gewidmet. Aus seinem Nachlasse. II. Hochdeutsche Gedichte. Helmstedt, F. Richter (Richter & Wolter) 1898. VIII und 103 S. c. 1 ℳ 20.

Zu Anfang dieses Jahres habe ich an dieser Stelle (S. 7 f.) bereits das erste Heft des von Friedrich Cunze herausgegebenen poetischen Nachlasses des „alten Schmelzkopf“ angezeigt und dabei den Mann, seine Stoffe und seine Art, sie zu verdichten, soweit gewürdigt, daß ich diesmal dem zweiten und letzten Hefte gegenüber kürzer sein darf. Aus mehr als tausend Nummern sind diese hundert und etlichen erlesen; ausgeschlossen hat der Herausgeber von vornherein außer den Gelegenheitspoesien auch die rein politischen Zeitgedichte, weil „die Anschauungen, die darin herrschen, der Gegenwart völlig fremd, ja unverständlich“ sind. Man kann zweifeln, ob Schmelzkopf, der immer gern Zeugniß ablegte, hiermit im Prinzip einverstanden gewesen wäre, aber jedenfalls verliert er und die Welt nichts dabei: wer ihn als Poeten des vormärzlichen Pathos kennen lernen will, findet dessen mehr als genug in dem 1847 erschienenen „Cypressenkranz auf das Grab K. Steinacker's“, und außerdem treten seine politischen Ideale, Hoffnungen und Schmerzen auch aus den in die Sammlung aufgenommenen Gedichten andern Genres noch deutlich genug zu Tage. Unter den Balladenhelden stehen neben Huß Jürgen Wullenweber und Henning Brabant voran — jener ein „Christ und Mann“, der „in Bruderliebe gewandelt Wust und Wahn“, dieser ein „theurer Volksapostel“, der „für's allerklarste Recht“ gelitten, beide Opfer der „Junker sammt den Pfaffen“. Eine schwarzroth-goldene Mütze trägt der bleiche Jüngling, der die Nornen an der Esche Ygdrasil um Deutschlands Zukunft befragt, und in dieselben Farben, in „echt Germanentuch“, wird sogar das Knäblein Armin zum Schlaf gewickelt, das einst wachen wird, „wenn Germania erwacht“.

Ich will mit diesen paar Zügen und Wendungen nur kennzeichnen, nicht spotten, denn das verdient der treue Schwärmer nicht, in dessen Seele ebenso tief und unauslöschlich, wie sein Achtundvierzigerthum, auch seine bedingungslose Liebe zum Vaterlande haftete:

„Neunmal komme das Ganze zuerst, dann folge das Theilchen!
Neunmal komme das Volk, ehe du selber in ihm!
Neunmal erst ganz deutsch! Dann komme die winzige Scholle,
D'rauf in der Wiege du lagst, die du im Falle geküßt."

Wir Deutschen haben noch zuviel zu lernen, bis wir uns alle diesen Vers zu eigen gemacht haben, als daß wir über den lächeln dürften, der ihn geschrieben und in seiner Weise gelebt hat. Wie in den vaterländischen Liedern, so findet sich auch in der Natur- und Liebeslyrik, der Haus- und Weltpoesie Schmelzkopf's, soweit wir hier damit bekannt werden, neben Schwachem und Verfehltem manches gute und scharfgeprägte Wort und mancher Vers, so zart empfunden und rein ausgesprochen, wie man es dem rauhen Alten kaum zugetraut hätte. Dabei kommt neben wechselnden Lebenserfahrungen sein schönster Charakterzug, das tiefe Nachfühlen fremden Leides ebenso zu Worte, („Die Amme", „Der Braut Klage"), wie jener herbkräftige Humor, mit dem er sich lange über eigenes hinweghalf („An die Schnecke", „Gruß dem Grabe"). Selbstverständlich fehlt endlich auch diesmal das lehrhafte Element nicht, vom „Denksprüchlein für den deutschen Staatsbürger" bis hinab zum „Rath für Küche und Mahlzeit" und zu „Winken für den Gartenbau", die sich übrigens im klassischen Distichengewande gar nicht übel ausnehmen. In einem kurzen Nachworte hat der Herausgeber noch eine summarische Uebersicht über Schmelzkopf's gesammte schriftstellerische Thätigkeit und ein kurzes Itinerar des rastlosen Wanderers gegeben und somit seiner frommen Pflicht in jeder Hinsicht Genüge gethan. W. B.

Christian Oberhey, Die Lieder des Braunschweigischen Gesangbuches hinsichtlich ihrer Entstehung und Gestaltung der Reihe nach beschrieben. Zweiter Beitrag z. Gesch. der Gesangbuchsreform im vorigen Jahrhundert. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1898. 104 S. 8⁰. 1 M 50.

Das Büchlein ist ein Nachtrag zu einer früheren Schrift: „Das Braunschweigische Gesangbuch nach seiner Entstehung und Gestaltung", die derselbe Verfasser, jetzt wohl der gründlichste Kenner dieses Buches, im Jahre 1880 hat erscheinen lassen. Hat er damals die Entstehungsgeschichte unseres jetzigen, 1779 zuerst gedruckten Gesangbuches, die Art seiner Bearbeitung u. s. w. mit Heranziehung des leider sehr lückenhaften Actenmaterials im Allgemeinen anschaulich und umsichtig erörtert, so liefert er uns in dem vorliegenden Werke für früher aufgestellte Behauptungen den Nachweis im Einzelnen, indem er nach einander Lied für Lied sorgsam durchgeht, in knappster Fassung den Verfasser, den ersten Druck und häufig die Melodisirung eines jeden einzelnen angiebt, die Kürzungen und Umarbeitungen, die sie in den früheren Reformgesangbüchern erfahren haben, anführt, sowie das Verhältniß klar stellt, in dem die Braunschweiger Bearbeiter in jedem Falle zu ihren Vorgängern stehen. Es ist so mit großem Fleiße und umfassender Gelehrsamkeit eine zuverlässige Grundlage für die Beurtheilung unseres Gesangbuches gegeben, die, schon der Wissenschaft im Allgemeinen von Bedeutung, denjenigen von ganz besonderem Werthe sein muß, die demnächst zu der Bearbeitung eines neuen Braunschweigischen Gesangbuches, das ja auch die letzte Landessynode gefordert hat, berufen sein werden. In Rücksicht auf diese Arbeit hat O. in der Einleitung eine Reihe von Gesichtspunkten und Rathschlägen zusammen gestellt, die bei dem langjährigen Studium, das er gerade dieser Frage gewidmet hat, gewiß Beherzigung verdienen. Wir wünschen dem greisen Verfasser, daß er die Erfüllung seines lange gehegten Lieblingswunsches noch erleben möge. Jedenfalls aber kann er das Bewußtsein haben, daß er durch seine vorbereitenden Arbeiten zu einem guten Gelingen des Unternehmens nach Kräften beigetragen hat.

Friedrich Koldewey, Kaiser und Kanzler. Sechs patriotische Reden. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1898. 64 S. 8⁰. 1 M.

Seit einer längeren Reihe von Jahren ist der Verfasser fast bei jeder größeren patriotischen Feier der erwählte Festredner unserer Hauptstadt gewesen, und stets ist es ihm gelungen, die Hörer zu fesseln, zu ergreifen und auf die Höhe der Empfindung zu heben, auf die der Tag gestimmt war. So werden es ihm denn ohne Zweifel Viele danken, daß er aus diesen seinen Reden sechs der bedeutungsvollsten — zu Bismarck's siebzigstem Geburtstage 1885, zu Kaiser Wilhelm's Gedächtniß 1888, zu Bismarck's fündundsiebzigstem Geburtstage 1890, zur fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier der Errichtung des neuen Deutschen Reichs 1896, zur Centenarfeier Kaiser Wilhelm's 1897 und zu Bismarck's Gedächtniß 1898 — in dem vorliegenden schön ausgestatteten Büchlein gesammelt denen, die damals mitgefeiert, zur bleibenden Erinnerung, zugleich aber einem weiteren Kreise darbietet. Wohl ist es immer ein gewisses Wagniß, solche „Variationen über das *eine* herrliche und unerschöpfliche Thema", wie der Verfasser selber sie bezeichnet, die ursprünglich nur darauf berechnet waren, getragen von der Größe des Augenblicks und der lebendigen Rede ein unmittelbares Echo in gleichbewegten Herzen zu wecken, nun zuhause schwarz auf weiß dem prüfenden Blick des kühleren Lesers vorzulegen. Allein diese Reden vertragen auch die litterarische Kritik: sie sind sorglich gefeilt im Einzelausdruck, wohl gerundet im Ganzen, trotz der Gleichartigkeit des Stoffes mannigfaltig in der Auswahl und Anordnung des Gedankenmaterials, und was mehr ist, als diese äußerlichen Vorzüge, ein starkes patriotisches Gefühl durchdringt und belebt sie vom ersten bis zum letzten Worte und läßt nicht leicht etwas unterlaufen, das nur den Werth einer klingenden Phrase hätte. Sie eignen sich darum auch wie wenig anderes dieser Art für die heranwachsende deutsche Jugend zu Lehre und Vorbild.

W. B.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 23. October **1898.**

Johannes Spring von Scheppau, der braunschweigische Jakob Sackmann.

Von Richard Andree.

Lange habe ich nach den Lebensumständen und Predigten dieses wunderlichen Geistlichen gesucht, eines der Letzten, der in unserem Lande von der Kanzel herab das Wort Gottes in niederdeutscher Sprache verkündigte. Endlich ist es mir gelungen, Einiges über ihn ausfindig zu machen, was ich hier mittheilen will, um dadurch anzuregen, daß Andere vielleicht mit mehr Glück von ihm Nachrichten erhalten. Denn das Wenige, was ich zu geben vermag, reizt dazu, diese durchaus urwüchsige, wenn auch nicht ehrwürdige Predigergestalt näher kennen zu lernen, einen Geistlichen, der schon vor dem berühmten Pastor Sackmann zu Limmer bei Hannover († 1718) die Kanzel zu plattdeutschen Predigten wunderlichster und derbster Art brauchte und mißbrauchte und der auch vor dem noch berühmteren Abraham a Santa Clara († 1709) seinen Scheppauer Bauern in der unzweideutigsten Art die Wahrheit sagte und ihnen Geschichten erzählte, wie Jener der Wiener Hofgesellschaft. Unser Scheppauer Prediger, der Beiden nahe steht in der Art seiner Kanzelreden, ist also älter als jene und in seiner Weise durchaus urwüchsig.

Daß er in jener Zeit, im Beginne und der Mitte des 17. Jahrhunderts, als die hochdeutsche Sprache durchaus noch nicht auf dem platten Lande verbreitet war, besser auf das Gemüth der Gemeinde zu wirken vermochte, wenn er zu ihr in der niederdeutschen Muttersprache redete, als in der fremden „meißnischen" Mundart", liegt auf der Hand. Und doch war gerade letztere unter den Geistlichen seit der Reformation die herrschende geworden. Von Wittenberg kamen die ersten hochdeutschen Geistlichen, die unter dem Einflusse oberdeutscher Vorbilder, zumal Luthers, standen, dem sie nacheiferten und dessen Sprache so auf der Kanzel zur Geltung gelangte. Man kann annehmen, daß um 1600 herum im mittleren und südlichen Niedersachsen das Hochdeutsche die Sprache der evangelischen Kirche war; im nördlichen Theile, in Holstein z. B., erhielt sich das Niederdeutsche etwas länger auf der Kanzel, während es bei uns mit Predigern wie J. Sackmann in Limmer und unserm Johannes Spring in Scheppau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausklingt. Die niederdeutsche Sprache aber handhabte Spring in einer ganz vorzüglichen Weise; sie ist bei ihm noch nicht durchsetzt mit hochdeutschen Redewendungen und bewahrt treu die alten, jetzt vielfach verdrängten Wörter.

Geführt wurde ich auf Spring durch eine Bemerkung von Dr Karl Scheller, welcher in seiner „Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache" 1826 S. 355 fragt: „Sollten nicht auch Johannes von Scheppau, des sächsischen Abraham a Santa Clara, Predigten oder etwas davon vorhanden sein, von dem man sich noch viel im Braunschweigischen erzählt?" In den 70 Jahren, die seitdem verflossen sind, war das Andenken an „Johannes von Scheppau" allerdings noch mehr verblaßt und ich wendete mich nun zunächst nach Scheppau, wo der Amtsnachfolger des Johannes, Herr Pastor Lipsius, so freundlich war mir mitzutheilen, daß dort die Ueberlieferung bestehe, Jener habe plattdeutsch gepredigt und daß einzelne derbe, dort umgehende Redensarten auf den alten Prediger zurückgeführt würden. Dieser „Johannes von Scheppau" könne aber kaum ein Anderer gewesen sein, als Pastor Johannes Spring, von dem das Corpus bonorum eine Nachricht enthalte.

So war denn der eigentliche Name gefunden. Was aber im Corpus bonorum steht ist bedenklicher Art, macht uns aber noch begieriger, dem Manne näher zu treten. Die Eintragung lautet: „Nach diesem (nämlich nach dem Pastor Nikolaus Zorn) ist vociret 1626 Johannes Spring von Witmershagen bis 1658. Er ist zwar ein gelehrter Mann gewesen, aber von wunderlicher humeur, Sitten, Leben und Lehre, daß er auch endlich von dem hochfürstlichen Consistorio zu Celle 1658 seines Dienstes entlassen worden. Hat hernach noch etliche Jahre in exilio gelebt und ist zu Braunschweig gestorben".

Witmershagen, Spring's Geburtsort, liegt in der Gegend von Fallersleben. Wie aus seinen gleich zu erwähnenden Predigten hervorgeht, ist sein Vater dort Geistlicher gewesen, er hat zu Wittenberg und Helmstedt[1]) studirt und scheint noch ziemlich jung zu seiner Stellung in Scheppau gelangt zu sein, wo er 32 Jahre lang

---

1) Hier ist er am 16. September 1616 immatriculirt worden.

Geistlicher war. Wie es ihm in exilio zu Braunschweig ergangen, wissen wir nicht; aber keinenfalls hat er es daselbst zu Ansehen gebracht; er wird wohl bald vergessen sein, denn das Kirchenbuch von St. Magni verzeichnet unter den Verstorbenen des Jahres 1667: „Johannes Springk ein frembder den 10. Oktobris“. Das ist zweifellos unser Pastor von Scheppau.

Wenn das hochfürstliche Consistorium zu Celle unsern Spring schließlich 1658 absetzte, — ob mit oder ohne Ruhegehalt, wissen wir nicht —, so ist es offenbar in seinem Recht gewesen. Freilich können wir über die Sitten und das Leben Spring's in Scheppau nichts beibringen, aber was er lehrte und wie er predigte, darüber ist ein Urtheil jetzt möglich. Es erschien nämlich vor einem halben Jahrhundert ein unbeachtet gebliebenes und jetzt, wie es scheint, selten gewordenes Schriftchen: „Drei plattdeutsche Oster-Predigten, gehalten von Johannes von Scheppau, einem Zeitgenossen Sackmanns. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock 1846“. Diese Octavschrift ist nur 16 Seiten stark. Wer sie herausgab, ist nicht gesagt und ebensowenig, woher die Handschrift zu derselben stammt. Ich habe nach dieser Richtung nicht einmal Muthmaßungen. Aber echt ist Alles an ihr und so ist denn wenigstens ein Stück von jenen Predigten, nach denen Scheller 1826 fragte, erhalten geblieben.

Wenn dieses nun Osterpredigten sind, wie mögen erst jene gewesen sein, die Spring an gewöhnlichen Sonntagen hielt! Eine jede hat höchstens eine Viertelstunde gedauert — Korte preddigen un lange bratwöste sin gut, meint er einmal — und wenn sie auch ganz locker an den Evangelientext sich anschloß, so war doch nichts Erbauliches darin, der Name Gottes oder Jesus kaum genannt. Alles strotzt von Geschichtchen und persönlichen Anspielungen in einer Sprache, die an urwüchsiger Derbheit nichts zu wünschen übrig läßt. Er nennt Dinge, die wir zu umschreiben gewohnt sind, nackt bei Namen.

Schon wie er seine Predigten beginnt, erweckt die Heiterkeit, die oftmals in der Kirche zu Scheppau geherrscht haben mag. „Mine Leiwen, ji sind hir — ik ok — as billig is, denn wenn 'n wat seggen will, möttet 'r erer twei sin“. Und er schließt sie nicht minder erbaulich: „Nun, ihr Bauern, wartet die Kühe! Seht, da kommt der Hogrefe (Steuereinnehmer) von Gardessen vom Rieseberge herüber! Habt ihr nun das Monatsgeld nicht auszugeben, so wird euch wohl der Teufel holen. Zieht den Beutel und thut, wie ich euch gesagt habe! Amen“.

Zunächst ist Spring in seinen Predigten darauf bedacht, daß es ihm wohlergehe, daß die Pfarre und seine Person in den Einkünften nicht verkürzt werde. Als er über 1 Korinther 5 vom Ausfegen des alten Sauerteigs predigt, da beginnt er: Feget un sewet den olen roggen ut, den ji mik tau gewen hebbet, edder ik will nich mer preddigen! Wenn man auch viel Altes verwerfen müsse — alter Sauerteig und alte Weiber seien zu nichts nütze — so gebe es doch alte gute Sitten, die man beibehalten müsse: Et is ne fine wise, dat dat rennei (Abgabeei) un de fastelavends-wöste gewen wert. Schändlich aber sei, daß die Rothenkamper daran dächten, solches abzuschaffen und die Scheppauer beabsichtigten ein Gleiches zu thun. Gebt ihr aber, fährt er fort, das Meinige nicht, dann könnt ihr selber predigen. Vorm jâre hebbet mik de Rodenkämper de wöste nomen und dit jâr will ji mik de eier dartau afsnîden. Wat meint ji, wat will mine frû dartau seggen? Unser Krüger, der dicke Kielkropp, der mag mit seinen faulen Eiern nur zu Hause bleiben und die jungen Küken, die darin sitzen, selbst fressen, damit es ihm nicht einmal gehe, wie jenem alten Weibe, dem der Wolfenbüttelsche Fürst zwischen Hessen und Remmlingen begegnete und der sie fragte, was sie so schwer trüge? Sie habe Eier nach Wolfenbüttel zu tragen, gab sie zur Antwort und auf die weitere Frage, wem sie die Eier verkaufen wolle, erwiderte die Alte: Ja is wat te vorköpen da! dei mötte wie usem gnädigen hêren in'n m— jagen. Darauf wurde sie im Schlosse zu Wolfenbüttel an einen Pfahl gebunden und die Küchenjungen mußten ihr die Eier auf dem entblößten — Rücken entzwei werfen. Da heißt es: ein Ei ist ein Ei und wenn's fällt ist's entzwei. Freilich sind wir hier nicht in Wolfenbüttel, sondern in Scheppau; macht ihr's aber zu bunt, so hat unser Junker auch einen Pfahl und der Junker Fritz von Destedt einen Galgen. Auch die „Retardaten“ machen dem Pastor Schmerzen auf der Kanzel. Hier sind Etliche, führt Spring aus, die mich gerne meistern, die mögen aber zusehen, daß Schweine und Kühe zur rechten Zeit ausgetrieben werden und daß die Retardaten der Kirche einkommen. Dei ollerlüde schöllen ok den kauhêren nich trecken laten, hei hädde denn de retardaten erst afedragen. Bei der Visitation sei des Kuhhirten Weib deswegen bittend zum Superintendenten gekommen — averst dat was man päp, päp, päp! mau, mau, mau — eine beliebte Interjection Spring's, die er zuweilen anbringt.

Die Sittenlehre unseres Scheppauer Predigers ist stets mit Beispielen aus dem Leben gewürzt. Unser Herr, so setzt er auseinander, sei mäßig im Essen und Trinken gewesen, er habe sich mit einem Stück gebratenen Fisches und Honig beholfen. Dabei läuft ihm aber auf der Kanzel das Wasser im Munde zusammen und er ruft aus: Sü, dat is gute kost! Braden aet ik ok gern, denn hei deinet den papen ok wol un is gesund. Küster! hebbe je gistern tau'm Rodenkampe ok braden ehat? Wenn sei 'r honnig hädden, wollen wi 'r hüde wedder hen, denn dei osterstückschens gat wat hog un sin swar te singen. Darum is dat honnig gut, dat smidigt de bost. Damit ist nun die Predigt wider die Völlerei eingeleitet und als Fresser wird hingestellt Hans Jünken von Lucklum, der verzehrte auf einem Sitz 8 Pfund Kalbfleisch, 12 Pfund Rindfleisch, 4 Pfund Schweinefleisch, eine Gans, 3 junge Hühner, einen gekochten Schinken, ein halbes Schock Schafkäse, 15 große Luttersche „Flechten“ (geflochtene Brote) und dazu trank er einen halben Humpen Bier — un rôde sik darmidde in den mess, bet öme de mage im live baste —, wenn's wahr ist. Auch der alte Hans Blanke in Gardessen war so ein Freß-

kempe, der hat auf einer Kindtaufe „eine heile schöttel mit gelem swinefleisch allene upefreten; averst et bekäm öm as dem teven dat gras: hei moste herna de hosen brav waschen laten“. Und die Nutzanwendung, den Trost, welchen Pastor Spring aus diesen Stippstöreken zieht? „Wenn ihr nun eurem Pastor treu bleibt und sein Land gern und gut pflüget, so sollt ihr im Himmel auch Braten und Honig essen, die Andern aber, die das nicht thun, bekommen einen salzigen Hering, aber nichts dazu zu trinken“.

Als er von der Heiligung des Sonntags redet, da geht er mit den Weibern von Scheppau in's Gericht, dei backen, brûen, waschen, lüse dod sla'n up et fest vorsparet, jene Faullenzerinnen, die alle Sonntag Abend auf den Brink gehen und „den Dritten abschlagen“ spielen. Nicht minder ist er auf die Kleiderordnung bedacht und die langen Haare, „welche unsere Büffel in Scheppau“ tragen, sind ihm ein Gräuel. Solches sei ein Vorrecht der Geistlichen, düsse averst sin man bengels un plaugrangen, bûressels, büffels un dergeliken mer. — Die unbescheidenen Haarteufel aber wird Gott in die Hölle verstoßen.

Daß ein solcher Prediger auch gegen in der Kirche Anwesende ausfallend wird, kann nicht Wunder nehmen. Ohne Weiteres greift er sich ein Gemeindeglied heraus und kanzelt es ab. Was er der Marlene, Kurt Brunens Magd, in der Predigt vorhält, läßt sich mit Spring's Worten hier nicht wiedergeben. Noch schlimmer ergeht es dem Aennchen von Boimsdorf und mit den Worten, die der Jobst Sackmann von Scheppau dieser in der Osterpredigt zuruft, will ich schließen:

Averst wat sei ik dort? Is dat nich Anneke von Boimsdörp? Ja et is et! Werest du nich Anne von Boimsdörp — ik wolle dik den roden dutsen von der mütze krigen, dei oren schollen dik am koppe pîpen.

Beireis als Chemiker.

Von Fr. Rehkuh.

(Schluß.)

Neben einem Professor der Chemie war Beireis auch praktischer Chemiker, und der Ruf, den er genoß, ist nicht zum geringsten Theil auf seine praktische Thätigkeit in der Chemie zurückzuführen Freilich scheint diese Art seiner Thätigkeit nur bis zum Jahre 1761 gewährt zu haben, während sie ihren Anfang nahm in seiner Studentenzeit in Jena. Beireis war 21 Jahre alt, als er die Universität bezog, er sollte auf Wunsch seiner Mutter die Rechtswissenschaft studiren, wandte sich aber bald der Physik, Chemie und Heilkunde zu, welchen Wissenschaften er schon als Schüler ein großes Interesse entgegengebracht hatte. Es ist außer Zweifel, daß Beireis sich vorwiegend mit alchemistischen Studien beschäftigte. Die Kunst des Goldmachens galt in jener Zeit durchaus nicht für unmöglich, auch Beireis wandte sich derselben zu. Die Herstellung von Metallen aus anderen Stoffen beschäftigte die Chemiker noch vielfach am Ende des vorigen Jahrhunders, ja selbst im Anfange dieses Jahrhunderts. Schreibt doch noch Kästner in seinen Beiträgen zur Begründung einer wissenschaftlichen Chemie, das Quecksilber könne man möglicher Weise herstellen aus Phosphor und thierischer Kohle. Im Jahre 1780 krönte noch die Akademie in Kopenhagen eine Schrift von Wenzel mit dem ersten Preise, welche von der Zerlegung der Metalle handelte, auch Lavoisier hielt die Metalle zwar für bisher unzerlegt, aber keineswegs für unzerlegbar. Die Schrift von Wenzel hat Beireis gründlich studirt, wir finden bei ihm verschiedene Züge daraus, doch scheint er Manches mit Zweifel aufgenommen zu haben; er schreibt z. B.: „Wenzel sagt, das Zink bestehe aus Phosphorus und Erde“. Es ist bestimmt anzunehmen, daß Beireis in seiner Jugend von der Möglichkeit des Goldmachens überzeugt war, aber er eilte in seinen chemischen Studien bald seiner Zeit voraus und streifte bald das Mystische, das an der Goldmacherei haftete, ab. Seine praktischen Arbeiten haben ihn sehr bald zu der Einsicht geführt, daß ein Verfertigen von Gold nicht ausführbar sei. Daß er thatsächlich von der Nichtigkeit dieser Kunst überzeugt war, erhellt aus verschiedenen Umständen. So entschuldigt er sich bei dem Leibmedicus Brückmann in Braunschweig wegen Verzögerung seiner Correspondenz mit der Beantwortung der Fragen so vieler im alchemistischen Labyrinth herumirrender Goldkocher und der Abfertigung von Afterchemisten, die aus Küchensalz mit Vortheil Salpeter machen wollen. Nagel erzählt, daß der Kaiserin Katharine von Rußland ein Adept gegen den Vorschuß von einigen Tausend Rubeln die Kunst des Goldmachens habe zeigen wollen. Diese habe sich aber an Beireis mit der Bitte um Aufschluß gewandt, der einen seiner Studirenden mit gehöriger Instruction ausrüstete, um den russischen Adepten bloßzustellen. Derselbe kommt nach Petersburg, untersucht den Tiegel des Goldmachers und findet das fertige Gold in dem ausgestoßenen Boden des Gefäßes. Einen Menschen, der die Goldbereitung entdeckt zu haben behauptet, entläßt Beireis mit den Worten: „Wenn Sie Gold zu machen verständen, würden Sie sich besser kleiden“. Ein Anderer bot ihm eine Masse an, durch welche jeder Körper, selbst Gold und Diamant aufgelöst würden. Beireis entgegnet: „Davon kann ich keinen Gebrauch machen, worin sollte ich sie aufbewahren?“ Obwohl aber Beireis von der Unmöglichkeit des Goldmachens überzeugt war, hat er doch, wie berichtet wird, diese Kunst in seinen Vorlesungen öfter in Schutz genommen. Er soll Rollen geprägten Goldes vorgezeigt und behauptet haben, daß dieses chemisches Gold sei, hat auch wohl versprochen, in der nächsten Vorlesung das Geheimniß des Goldmachens offen vorzutragen, allerdings nur, um den in großen Schaaren in sein Auditorium strömenden Studenten zu sagen, daß sie Thoren seien, die ohne Mühe reich werden wollten. Nur der mehrfach erwähnte Dr Sybel giebt uns in seinen biographischen Nachrichten den Wortlaut eines Vortrags wieder, den Beireis über die Darstellung des Goldes gehalten haben soll. Sybel ist aber nicht ganz zuverlässig in seinen Nachrichten. Er hat nur kurze Zeit, „einen ganzen Tag“, im Hause von Beireis verlebt. Den Abend des anderen Tages verbrachte er in einer Gesellschaft der angesehensten Bewohner Helmstedts, in

welcher Beireis Hauptgegenstand der Unterhaltung war und Stoff zu mancher Anecdote gab; es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Klatsch dieser Gesellschaft die Quelle ist, aus welcher er den größten Theil seiner biographischen Mittheilungen geschöpft hat. Auch der Widerspruch, den die Mittheilungen Sybels hervorriefen, läßt darauf schließen, daß wir es mit einer Quelle zu thun haben, deren Zuverlässigkeit angezweifelt werden muß. Der Schreiber des Nekrologs in der Kasseler Zeitung, der drei Jahre bei Beireis hörte, vorzüglich auch Chemie, sagt, daß er nie dunkle Formeln oder Andeutungen auf besondere Geheimnisse in den Collegien von Beireis gehört habe, nur habe er ihn öfter sagen hören, daß die wichtigsten Entdeckungen in der Naturlehre wie in der Chemie erst noch gemacht werden müßten. Gerade solche seiner Schüler, die in näherem Verkehre zu ihm standen, ebenso seine Verwandten, z. B. ein Neffe, bekunden, daß Beireis nie eine Aeußerung habe fallen lassen über die Möglichkeit des Goldmachens. Ebenso steht fest, daß er eine Menge von Bittstellern, die ihn um Mittheilung des Geheimnisses angingen, zu ihrem Gewerbe zurückgewiesen hat.

Eines aber vermißt man: eine entschiedene Zurückweisung der allgemein verbreiteten Meinung, daß er selbst im Besitz solcher Kunst sei. Beireis wußte, daß man ihn für einen Schwarzkünstler hielt, und hat nichts gethan, diesen Glauben zu beseitigen, vielmehr mußten manche seiner Aeußerungen ihn nähren. Wenn er z. B. Goldstücke zeigt, von welchen er sagt, sie seien aus chemischem Golde geprägt, oder wenn er von seinen chemischen Operationen, bei denen er Tag und Nacht hindurch am Schmelzofen zubrachte, erzählt, oder wenn er bei Zurückweisung von Bitten um Mittheilung des Geheimnisses die Bittsteller abfertigte mit Gründen, die ihn selbst immer noch im Besitze der Kunst erscheinen ließen, so mußten solche Aeußerungen dem im Volk verbreiteten Glauben nur neue Nahrung geben. Was Beireis bewog, diesen Nimbus nicht zu zerstören, wer kann es sagen?

Freilich läßt sich für Aeußerungen dieser Art auch eine andere Deutung finden. Was Beireis nämlich durch seine chemischen Operationen zu erlangen strebte, hatte er jetzt gefunden, nämlich Gold, wenn auch nicht direct, so doch indirect durch Entdeckung werthvoller Farben; und wenn er später äußerte, daß ihm der Schmelztigel Gold gewährt habe, oder daß das Gold seiner Dukaten chemisches Gold sei, so hatte er selbst jene Farbenfabrikation im Sinne, durch welche er in den Besitz seines Vermögens gekommen war, des Vermögens, das in erster Linie ihm den Ruf eines Thaumaturgen gebracht hat. Aber selbst wenn man seinen Worten diese Bedeutung unterlegen wollte, so muß doch der wohlwollendste Beurtheiler zugeben, daß Beireis bestrebt war, das geheimnißvolle Ansehen, das er überall genoß, zu nähren. War es Eitelkeit, die ihn dazu veranlaßte?

Die Farben, welche Beireis bei seinen alchemistischen Studien entdeckte, waren wohl Metalloxyde. Eine Andeutung in dieser Hinsicht findet man nur in dem Programme, in welchem er als neuernannter Professor zum Besuch seiner Vorlesungen einladet. Er sagt dort: Wenn man Flußspath zu calcinirtem, ungestoßenem Kiesel thut und im richtigen Verhältniß Aetz-Kali, sowie feuerbeständigen Kobalt hinzusetzt, so erhält man in großer Menge eine Schmalte genannte Farbe. Wahrscheinlich hat Beireis den unechten Ultramarin entdeckt, und diese gesuchte Malerfarbe brachte ihm großen Gewinn. Die chemische Bergbehörde bot ihm für Mittheilung der Bereitungsmethode eine große Summe. Neben dem Ultramarin ist besonders noch von einer rothen Farbe die Rede, von Karmin, der zum Tuchfärben verwerthet wurde. Goethe, der in seinen Tag- und Jahresheften darüber berichtet, meint, daß wir es mit einem veredelten Krapp zu thun haben. Auch Beireis selbst hat davon gesprochen, daß es ihm gelungen sei, Farben aus Pflanzenstoffen auszuziehen. Der künstliche Zinnober ist nicht, wie fälschlich berichtet worden ist, von Beireis entdeckt, denn in einer seiner Dissertationen nennt er ihn ein altes hergebrachtes Heilmittel. Diese seine Erfindungen hat er verkauft an holländische Kaufleute, die ihm große Summen dafür zahlten. Man hat Beireis die Nichtveröffentlichung der Darstellung seiner Farben zum Vorwurfe gemacht, aber giebt's nicht auch heute noch eine ganze Reihe von Chemikern, die sich die Herstellung irgendwelcher . . . ine oder . . . ate patentiren lassen und reichen Gewinn daraus ziehen? Auch von anderen Erfindungen ist noch die Rede. So spricht sein Biograph Heister von einer Porcellanbereitung ohne die dazu erforderliche Porcellanerde durch „Versetzung der Metalle“, es handelte sich also wohl um eine Emaille. Daß er sich hiermit viel beschäftigt hat, geht aus einem der dem erwähnten Buche eingelegten Zettel hervor, auf welchem er einen Auszug giebt aus einem in Paris erschienenen Buche: L'art de faire des cristaux colérés etc. Gemeint ist also nicht Porcellan, sondern die Emaille oder, wie Beireis sie in dem erwähnten Auszuge nennt, Porcellanfarben.

Endlich wird noch der Erfindung einer neuen Darstellung des Essigs gedacht, die er gegen einen bedeutenden Antheil am Gewinn einem bis dahin unbemittelten, in der Folge reichen Essigfabrikanten Helmstedts mittheilte.

Das sind die praktischen Arbeiten, von welchen wir Kunde (allerdings zumeist sehr unbestimmte) haben. Ob noch andere Erfindungen von ihm herrühren, ist unbekannt.

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Fortsetzung statt Schluß.)

6. Die neuesten Phasen der Entwickelung.

Die Reform des Jahres 1835 bezeichnet in der Geschichte der braunschweigischen Lehrertitulatur einen bemerkenswerthen Fortschritt. Die alten abgenutzten Benennungen, Schulcollege, Collega Tertius u. s w., waren wie mit einem Schlage beseitigt; die Gleichmäßigkeit

zwischen den einzelnen Anstalten, wenn auch noch nicht völlig erreicht, so doch erheblich gesteigert und gefördert. Dabei hatte das neue Prädicat „Oberlehrer“ einen ansprechenden Klang und fand den Beifall der betheiligten Kreise. Wichtiger noch war, daß es dadurch, daß man es von vornherein, wie auch den Titel „Collaborator“, auf die academisch gebildeten Collegen beschränkte, nicht wenig dazu beitrug, den höheren Lehrerstand als eine besondere und in sich geschlossene Beamtenklasse zu consolidiren und ihn nach außen hin schärfer, als es bisher der Fall gewesen war, zu begrenzen. Neben den Vorzügen lagen jedoch verschiedene Mängel, die zwar anfangs wenig beachtet wurden, bald aber sich mehr und mehr fühlbar machten. Manches wurde kurzer Hand gebessert; was aber blieb, rief im Laufe der Zeit ein so dringendes Verlangen nach Aenderungen hervor, daß sich das Schulregiment in den siebziger Jahren zu einer abermaligen Regelung der Titelverhältnisse entschloß. Es wird von Interesse sein, den Verlauf bei den einzelnen Klassen des höheren Lehrerstandes zu verfolgen.

Zunächst bei den Dirigenten. Bei diesen wurde die Anfangs noch vorhandene Ungleichmäßigkeit, wonach die Vorsteher der Gymnasien zu Wolfenbüttel und Blankenburg die Amtsbezeichnung „Rector“, die der übrigen Anstalten den Titel „Director“ führten, schon nach kurzer Zeit beseitigt. Offenbar hatte man die alte Benennung lediglich aus Rücksicht auf die Wünsche des jüngeren Leiste weiter bestehen lassen. Als dieser nun zu Ostern 1838 in den Ruhestand trat, wurde seinem Nachfolger, Justus Jeep, von vornherein der moderne Titel zuertheilt, worauf dann auch der Leiter der Blankenburger Anstalt sich in seinen Berichten und Programmen als Director zu bezeichnen begann. Um dieselbe Zeit hörte die Schulbehörde auch auf, die Vorsteher der Gymnasien als „Schuldirectoren“ zu bezeichnen, was sie in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre noch mit Vorliebe gethan hatte. An die Stelle trat „Gymnasialdirector“. Wann diese Wandelung eintrat, vermag der Verfasser mit Sicherheit nicht zu bestimmen; die Veranlassung dazu liegt aber klar zu Tage: man wünschte die Dirigenten der Gymnasien von denen der Bürgerschulen, die ja, wie schon bemerkt, theilweise gleichfalls den Titel „Schuldirector“ führten, in angemessener Weise zu unterscheiden. Beachtung verdient, daß man später, als es darauf ankam, den Vorstehern der in Braunschweig (1876), Gandersheim (1881) und Wolfenbüttel (1886) errichteten städtischen Realschulen eine geeignete Amtsbezeichnung beizulegen, auf den Ausdruck „Schuldirector“ zurückgriff.

Bei der Verleihung des Prädicats „Professor“, das, den Bestimmungen von 1835 entsprechend, noch vier Jahrzehnte lang auf den Kreis der Directoren beschränkt blieb, verfuhr das Schulregiment nach wie vor ganz ungemein zurückhaltend und spröde. So stand Justus Jeep in Wolfenbüttel, als ihm diese Auszeichnung 1853 zu Theil wurde, in seinem 54. Lebensjahre und hatte als Lehrer bereits 32, als Director 15 Dienstjahre zurückgelegt. Der ältere Dauber in Holzminden, der Ende 1859 folgte, war 61 Jahre alt und seit 1820 Lehrer, seit 1854 Vorsteher der Anstalt [1]). Hartwig, der von 1828 bis 1856 in Braunschweig an der Spitze des Progymnasiums gestanden hatte, dann aber auf seinen Wunsch in die Reihe der untergeordneten Lehrer zurückgetreten war, fiel der Titel sogar erst 1863 bei seinem goldenen Amtsjubiläum zu [2]). Auch Volkmar in Blankenburg [3]) und Cunze in Helmstedt [4]), die letzten Directoren, denen zu jener Zeit der Charakter Professor zuerkannt wurde, hatten am 25. April 1868, dem Tage ihrer Ernennung, das 50. Lebensjahr längst überschritten und vermochten auf eine Dienstzeit, Jener von 25, Dieser von 29 Jahren zurückzuschauen. Das Schlimmste war, daß der Professortitel in Preußen seit 1839 nicht mehr an Directoren, sondern nur noch an tüchtige Oberlehrer verliehen wurde und in andern Ländern überhaupt nicht als Auszeichnung, sondern für einen Theil des höheren Lehrerstandes nur als Amtsbezeichnung zur Verwendung kam. Unter diesen Umständen vermochte er auch im Braunschweigischen, obwohl doch sonst die Seltenheit den Werth einer Sache zu erhöhen pflegt, sein früheres Gewicht nicht zu behaupten. Es kennzeichnet die allgemeine Stimmung, wenn ein gelehrter Herr meinte, daß die Verleihung dieses Ehrenprädicats für einen Gymnasialdirector keine ὕψωσις (Erhöhung), sondern vielmehr eine ταπείνωσις (Erniedrigung) sei.

Anders stand es mit dem Charakter „Schulrath“, der sein ursprüngliches Ansehen in vollstem Maße bewahrte. Die Gesichtspunkte, nach denen er verliehen wurde, waren nicht immer dieselben. Professor Uhde erhielt ihn als Amtstitel, als er 1840 neben seinem Lehramte am Collegium Carolinum im Herzoglichen Consistorium das Referat für die Bürgerschulen und Gymnasien übernahm [5]). Dementgegen bildete er bei dem Director

---

1) Ludwig Dauber, der Aeltere zum Unterschiede von seinem Sohne, dem jetzigen Director des Neuen Gymnasiums, Schulrath Karl D., genannt, geb. am 22. September 1798, wirkte am Gymnasium zu Holzminden von 1820 an nach einander als dritter, zweiter und erster Collaborator, seit 1828 als Conrector, seit 1854 als Director, trat 1870 in den Ruhestand und starb am 11. April 1885.

2) Georg Heinrich Theodor Hartwig, 1789 geboren, 1813 Lehrer an der Waisenhausschule zu Braunschweig, 1816 am Katharineum, 1828 Director des Progymnasiums, 1856 von der Leitung dieser Anstalt entbunden, aber noch bis Michaelis 1863 als erster Lehrer daran beschäftigt, gestorben am 20. März 1865.

3) Wilhelm Volkmar, geb. am 17. November 1813, wirkte am Gymnasium zu Blankenburg seit 1842 als Collaborator, seit 1853 als Oberlehrer, seit 1863 als Director, wurde 1868 Professor, später auch außerordentliches Mitglied der Herzogl. Oberschulcommission, erhielt 1881 den Titel Schulrath, trat 1885 in den Ruhestand und starb am 14. October 1890.

4) Theodor Cunze, geb. 1813, wurde am Gymnasium zu Helmstedt Anfang 1839 Collaborator, später Oberlehrer, Director 1864, trat 1876 in Pension und starb am 25. Januar 1885.

5) Schulrath August Uhde, geb. am 25. April 1807, Professor der Astronomie und Mathematik bis zu seinem Tode am 25. Juli 1861, spielte seiner Zeit auf dem Gebiete des höheren Schulwesens im Herzogthum Braunschweig eine wichtige Rolle. Er wurde 1837 Mitglied der neu errichteten Commission zur Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts und gehörte dem Consisto-

Koken in Holzminden lediglich eine Auszeichnung, die dem trefflichen Schulmanne 1851 bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum zu Theil wurde [6]). Bei Jeep in Wolfenbüttel und Gravenhorst in Braunschweig wurden dann Ehrung und amtliche Aufgabe mit einander verknüpft, indem man ihnen 1866 bei ihrer Ernennung zu Schulräthen die Verpflichtung auferlegte, „in geeigneten Fällen und auf Erfordern über Angelegenheiten des Gymnasialwesens dem Herzoglichen Consistorio mündlich oder schriftlich Gutachten abzustatten". Bei Dauber endlich, dem 1869 der ehrenvolle Titel zu Theil wurde, war es wieder wie bei seinem Amtsvorgänger Koken. Er erhielt ihn „in Anerkennung der Verdienste, welche er sich als Lehrer und Dirigent des Holzmindener Gymnasiums erworben".

Weit sparsamer noch als mit den Prädicaten „Professor" und „Schulrath" verfuhr das Schulregiment mit dem Charakter „Oberschulrath", der zu jener Zeit als eine ganz besondere Auszeichnung hinzutrat. Zum ersten Male wurde er 1863 dem schon mehrfach erwähnten Director Krüger bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum verliehen. Später nur noch dem Schulrath Gravenhorst, als dieser sich 1881 in das otium cum dignitate zurückzog.

Bei den untergeordneten Lehrern kamen die Sondertitel, die das Herzogliche Staatsministerium auf Wunsch des Consistoriums an den Gymnasien der kleineren Städte noch hatte fortbestehen lassen, im Laufe der Zeit allmählich in Wegfall. Augenscheinlich hatte man die noch vorhandenen Subconrectoren, wie auch den einzig noch vorhandenen Titular-Rector, von vornherein auf den Aussterbeetat gesetzt. Die Conrectoren traf dasselbe Schicksal, als man es 1841 bei einer Regelung der Gehaltsverhältnisse für nicht mehr nöthig erklärte, den Directoren für den Fall ihrer Behinderung einen eigens dazu bestimmten Vertreter zur Seite zu stellen. So erlosch denn das Prädicat „Subconrector" in Wolfenbüttel 1838, als Cornelius Buchheister in das Conrectorat einrückte [7]), in Blankenburg 1841, als Karl Leopold auf die Pfarrstelle zu Groß-Denkte versetzt wurde [8]), in Holzminden 1846, als Wilhelm Elster einem frühzeitigen Tode zum Opfer fiel [9]). In Helmstedt beseitigte man alsdann den veralteten Titel kurzer Hand dadurch, daß man den letzten Inhaber desselben, den späteren Blankenburger Director Schütte, 1854 zum „Oberlehrer" ernannte [10]). Am Ende desselben Jahres verschwand auch, wie schon bemerkt, mit der Pensionirung des alten ehrenwerthen Billerbeck in Holzminden der „Rectortitel", um fortan nur noch in einzelnen Flecken und Städten als Amtsbezeichnung des ersten Lehrers der Bürgerschulen fortzubestehen. Was endlich die „Conrectoren" betrifft, so beschloß ihre Reihe in Wolfenbüttel Buchheister, der 1852 pensionirt wurde, in Helmstedt Christian Elster, der im Mai 1854 starb [11]), in Holzminden der ältere Dauber, der wenige Monate später an der dortigen Anstalt das Directorat übernahm, in Blankenburg Wiedemann, der 1859 hochbetagt in den Ruhestand trat [12]).

Nach dem Erlöschen der Benennungen Rector, Conrector und Subconrector blieben für die academisch gebildeten Mitglieder der Lehrercollegien nur noch die Prädicate Director, Oberlehrer und Collaborator zurück. Damit war die einstmals von Campe beantragte Gleichmäßigkeit und Modernisirung der Titulatur im Wesentlichen erreicht. Leider aber hatte man bei der Einführung des Oberlehrertitels versäumt, die Grundsätze, nach denen er verliehen werden sollte, näher zu bestimmen. Auch das Prüfungs-Reglement vom 10. Januar 1839, das für die Candidaten des höheren Schulamtes zuerst verschiedene Zeugnißgrade vorschrieb, führte in dieser Hinsicht eine Aenderung nicht herbei. Immerhin konnte, wer in der Prüfung pro facultate docendi ein „unbedingtes Zeugniß" erworben und sich practisch bewährt hatte, mit Sicherheit darauf rechnen, nach einer Reihe von Jahren zum Oberlehrer befördert zu werden; aber auch die Besitzer des „bedingten Zeugnisses", wie auch die, die bloß das sogenannte Examen pro loco bestanden hatten, schloß man nicht aus, wenn die mangelnde Gelehrsamkeit durch pädagogische Tüchtigkeit leidlich ersetzt wurde. Die Zeit aber, nach der die Ernennungen erfolgen sollten, war ebenso wenig wie die Reihenfolge fest bestimmt. In der Regel dauerte die

---

rium als Referent für die Bürgerschulen und Gymnasien vom 11. Mai 1840 bis Ende 1851 an. In dieser Stellung traf er die Anordnung, daß der fremdsprachliche Unterricht in den Gymnasien nicht mit dem Lateinischen, sondern mit dem Französischen beginnen solle. Nach seinem Ausscheiden ließ man diese Einrichtung bald wieder fallen.

6) Christian Koken, geb. 1779, wurde am Gymnasium zu Holzminden 1801 Collaborator, 1806 Inspector, 1812 Director, 1825 Professor, trat 1854 in den Ruhestand und starb am 15. Juni 1857.

7) Cornelius Buchheister, geb. 1778, wurde am Gymnasium zu Wolfenbüttel 1810 Collega Tertius, Ende 1814 Subconrector, 1838 Conrector, 1852 pensionirt, starb 1860.

8) Wilhelm Elster, geb. 1806, Collaborator am Gesammtgymnasium zu Braunschweig 1829, Subconrector in Holzminden 1833, gest. zu Braunschweig am 8. Juni 1846.

9) Karl Leopold, geb. 1791, hatte am Blankenburger Gymnasium als Collaborator seit 1815, als Subconrector seit 1824 gewirkt. Die Pfarre zu Groß-Denkte verwaltete er von Michaelis 1841 bis zu seinem Tode am 3. März 1859.

10) Eduard Schütte, geb. 1805, wurde 1829 (nicht 1827) Collaborator am Progymnasium, 1830 am Obergymnasium zu Braunschweig, 1833 Subconrector in Helmstedt und vertauschte diesen Titel mit dem Prädicate „Oberlehrer", als er 1854 nach dem Tode des Conrectors Elster in die Stelle eines Hauptlehrers der Secunda einrückte. Director in Blankenburg wurde er Michaelis 1857, trat zu Ostern 1862 in den Ruhestand und starb zu Wolfenbüttel am 25. August 1877.

11) Christian Elster, geb. 1792, wurde 1814 Collaborator in Braunschweig am Catharineum, 1815 in Helmstedt Lehrer am Pädagogium, aus dem 1817 das jetzige Gymnasium hervorging. Er wirkte an dieser Anstalt als Conrector von 1831 bis zu seinem Tode am 6. Mai 1854.

12) Friedrich August Theodor Wiedemann, geboren 1788, wurde am Blankenburger Gymnasium Collaborator 1810, Subconrector 1815, Conrector 1824. Nachdem er zu Michaelis 1859 in Ruhestand versetzt worden war, starb er am 27. August 1874.

Wartezeit der Collaboratoren 5 Jahre, zuweilen weniger, nicht selten auch erheblich mehr. Was den Ausschlag gab, war lediglich das Ermessen der obersten Schulbehörde. Daß diese dabei mit Wohlwollen und unter sorgfältiger und gewissenhafter Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse verfuhr, insbesondere auch das Dienstalter niemals anders als aus gewichtigen und sachlichen Gründe unberücksichtigt ließ, leidet für den, der mit den Acten näher bekannt ist, gar keinen Zweifel; es lag aber in der ganzen Art des, man möchte sagen, patriarchalischen Systems, daß es unter den Collaboratoren Spannung und Unruhe, oft auch Enttäuschung, Unmuth und Klagen hervorrief, um so mehr, als mit der Ernennung zum Oberlehrer das Aufrücken in die höheren Gehaltsklassen verknüpft war. Daneben fühlten auch die Oberlehrer sich dadurch, daß nicht auch ihnen, wie den Collegen in Preußen, als besondere Auszeichnung der Titel „Professor“ zu Theil wurde, vielfach bedrückt. Kein Wunder, daß gegen Ende der sechziger Jahre in dem höheren Lehrerstande des Herzogthums ganz allgemein der Wunsch nach einer anderweitigen Regelung seiner Rang- und Titelverhältnisse lebhaft hervortrat.

Von den Hülfslehrern oder, wie man damals sagte, den „Nebenlehrern“, d. h. Denen, „die ein anderes Amt als Hauptamt bekleideten und daneben nur für eine gewisse Anzahl von Lehrstunden in irgend einem bestimmten Fache der Schule angehörten“, war bei den Reformverhandlungen der dreißiger Jahre nur insofern die Rede, daß man die Meinung aussprach, sie hätten, wie es auch jetzt noch der Fall ist, ihren Amtstitel von ihrem Hauptamte zu führen und kämen daher für die Titel- und Rangverhältnisse der ordentlichen oder Hauptlehrer, wie man die festangestellten und vollbeschäftigten Mitglieder der Lehrercollegien nannte, überhaupt nicht in Betracht. Auch wegen der Titulatur der nicht academisch gebildeten Collegen machte man sich, nachdem das Herzogliche Staatsministerium sie auf Krüger's Vorschlag und Betrieb von der Erlangung des Oberlehrertitels ausgeschlossen hatte, keine weitere Sorgen, auch dann nicht, wenn sie unzweifelhaft die Eigenschaft eines ordentlichen oder Hauptlehrers besaßen. So erscheinen sie denn in den Programmen durchweg unter denselben Benennungen wie vorher, bald einfach als „Lehrer“, bald, wenn ihnen die Führung einer Klasse anvertraut war, als „Hauptlehrer“, „Klassenlehrer“ und „Ordinarius“, bald auch, je nach der Art ihrer Beschäftigung als „Schreiblehrer“, „Schreib- und Rechenlehrer“, „Lehrer der Mathematik und Zeichenkunst, „Zeichenlehrer“. Auch „Sprachlehrer“ kamen darunter vor, so lange man für den französischen und englischen Unterricht aus Mangel an academisch gebildeten und ordnungsmäßig geprüften Neuphilologen anderweitige mehr oder minder geeignete Kräfte heranziehen mußte. Hierbei blieb es, bis auch für diese Klasse von Lehrern in dem Ausdrucke „Gymnasiallehrer“ eine gemeinsame und einheitliche Amtsbenennung gebräuchlich wurde. Wie dieses geschah, bedarf einer etwas näheren Erörterung.

Das zusammengesetzte Wort „Gymnasiallehrer“ ist noch sehr jung, von allen, die heute noch als Lehrertitel verwendet werden, das jüngste, da es sich naturgemäß nicht eher zu bilden vermochte, als bis man — was hier zu Lande, wie schon bemerkt, in der westfälischen Zeit geschah — die früheren Latein- und Gelehrtenschulen allgemein in Gymnasien verwandelte. Auch dann wird man zuerst nur von „Lehrern an den Gymnasien“ gesprochen haben, wie es beispielsweise in der landesherrlichen Verordnung vom 14. April 1814, „die Verwaltung der kirchlichen und Schulangelegenheiten betreffend“, wie auch in dem mehrerwähnten Gesetze für den Civilstaatsdienst von 1832 der Fall ist. Wann alsdann und durch wen das kürzere und deshalb bequemere Compositum „Gymnasiallehrer“ in Gebrauch trat, dürfte genau schwer zu bestimmen sein. Dem Verfasser ist es zuerst in einem Ministerialrescripte vom 7. November 1833 (Nr. 9629) aufgestoßen, worin dem Herzoglichen Consistorium zu Wolfenbüttel die Frage vorgelegt wird: „ob nicht diejenigen Gymnasiallehrer, welche mit besonderen Titeln noch nicht versehen sind, zu Conrectoren und Subconrectoren zu ernennen, oder mit welchem sonstigen passenden Titel dieselben zu versehen sein möchten“. Bald erscheint der Ausdruck dann auch in Berichten des Consistoriums, und zwar, was zu beachten ist, zunächst noch lediglich in dem rein generellen Sinne, wonach es, wie auch heute noch, die sämmtlichen an den Gymnasien beschäftigten Lehrer umfaßt, ohne irgend welche Rücksicht auf deren Vorbildung und mit Einschluß der Directoren.

Den Anlaß dazu, daß das Wort „Gymnasiallehrer“ neben diesem allgemeinen Charakter auch noch die besondere Bedeutung einer formellen Amtsbenennung für eine bestimmte Abtheilung des Lehrerstandes gewann, gab die Beschränkung des Oberlehrertitels auf die academisch gebildeten Schulmänner und die dadurch herbeigeführte schärfere Unterscheidung zwischen diesen und ihren unstudirten Collegen; denn jetzt lag es nahe, einen Mann, der weder Director, noch Rector, noch Conrector oder Subconrector, noch auch Oberlehrer oder Collaborator, immerhin aber Lehrer an einem Gymnasium war und in dieser Eigenschaft, wenn nicht höher stand, so doch sich höher dünkte als die seminaristisch gebildeten Lehrer der Bürger- und Volksschulen, zur näheren Charakterisirung seiner Stellung als „Gymnasiallehrer“ zu bezeichnen. In diesem Sinne findet sich die Benennung zuerst in den Programmen des Wolfenbütteler Gymnasiums, in denen sie dem ehemaligen Collega Quintus Emmelmann, zuerst Michaelis 1836, und dann bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1843 unausgesetzt beigelegt wird.

Allerdings ein Amtstitel im eigentlichen Sinne des Wortes war der Ausdruck „Gymnasiallehrer“ in dieser Verwendung noch nicht; denn Emmelmann verdankte ihn weder einem Patente des Landesherrn noch einer Verfügung der Schulbehörde, sondern lediglich der Liebenswürdigkeit seines Vorgesetzten, des Rectors Leiste, der den würdigen alten Herrn, wie es scheint, auf diese Weise für den ihm versagten Oberlehrertitel zu trösten versuchte. Aehnlich hat später auch der Vorsteher des

Progymnasiums zu Braunschweig, Hartwig, die ihm unterstehenden unstudirten Lehrer Roßmann[13]) und Olfe[14]) in den letzten Jahren seiner directorialen Thätigkeit aus eigener Macht und Gewalt zu Gymnasiallehrern creirt. Förmlich und durch Höchstes Patent erfolgte die Verleihung des Titels erst im Januar 1856. Die Drei, die ihn damals erhielten, waren Roßmann, Niemeyer[15]) und Küster[16]).

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Paul Lemcke, Geschichte des Freien Reichsstifts und der Klosterschule Walkenried. A. u. d. T.: Geschichte d. Burgen u. Klöster des Harzes I. Leipzig, Bernh. Franke 1895. 95 S. 8°. 1 M 50.

Ein fleißig gearbeitetes Büchlein, bei dem die vorhandene Litteratur gut zu Rathe gezogen ist und in dem uns ein anschaulicher Ueberblick über die Geschichte des herrlich gelegenen Klosters gegeben wird, das auf eine denkwürdige Vergangenheit zurückschauen kann und noch heute, wenn auch zumeist in Trümmern, als ein prächtiges Zeugniß mittelalterlicher Baukunst die Bewunderung zahlreicher Besucher erregt. Wir können diesen, wie allen Geschichts- und Alterthumsfreunden die Lectüre der Lemcke'schen Schrift nur empfehlen; sie wird sich ihnen als ein zuverlässiger Führer durch die Vorzeit erweisen. Noch gewonnen würde die Darstellung des Verfassers haben, wenn er sie mehr aus einem Gusse gestaltet, nicht durch Einfügung von lateinischen Citaten, Urkunden u. s. w., deren Wortlaut für die Mehrzahl der Leser kein besonderes Interesse hat, wiederholt unterbrochen hätte. In Einzelheiten wird Mancher mit dem Verf. abweichender Meinung sein. So ist die Stelle des alten Klosters wohl nicht, wie man bislang zumeist annimmt (S. 3, 14), im Norden oberhalb des jetzigen Ortes, sondern unterhalb desselben zu suchen, wie der um die Geschichte und die Erhaltung des Klosters und seiner Alterthümer hochverdiente Amtsrath G. Schmid daselbst festgestellt hat. Wir konnen vielleicht bald einmal eingehender auf diesen Punkt zurück. Der berühmte Maler Hans Raphon, der 1499 das leider jetzt verschollene Altarbild malte, darf nach Grotefend's Ausführungen (Ztschr. d. histor. Ver. f. Niedersf. 1851 S. 344 ff.) doch wohl nicht mehr als Dekan von St. Alexandri in Einbeck bezeichnet werden (S. 36). — Nachdem der Verf. in besonderen Abschnitten „Gründung und älteste Geschichte“ (1127—1210), „Aufsteigen zur Blüthe“ (1210—1290), „Blüthezeit“ (1290—1400) und „Sinken und Verfall“ des Klosters (1400—1557) geschildert hat, behandelt er dessen protestantische Zeit unter dem Titel „Die Klosterschule“ (1557—1668), das wichtigste Ueberbleibsel, das aus der alten Zeit unter veränderten Formen in die neue überging. Daran schließen sich besondere Capitel über die Ruinen, Archiv und Bibliothek, Litteratur, Bildwerke u. s. w. und die Aebte. In der fleißigen Litteraturübersicht ist außer einigen nicht sonderlich belangreichen Aufsätzen als besonderes Buch: „Walkenried, historisch u. topographisch geschildert von C. Schneitler“ (Nordh. u. Leipzig. 1843) nachzutragen. In dem Abtsregister ist S. 94 Nr. 26 und 27 zu verändern: 1380 Hermann (Walkenr. Urkb. II S. 303), 1382 Theoderich (Ebenda Nr. 978), 1384 u. 85 Hartmann (Nr. 984 u. 986), 1387 Konrad (Nr. 991) und zu Nr. 30 Abt Johann ist auf die Urkunde von 1422 im Stötterlingenburger Urkundenbuche Nr. 191 zu verweisen.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. No. 23. Die Militärvereine im Kampfe gegen die Socialdemokratie; Grundsteinlegung z. Krieger-Waisenhaus; Angriffsverfahren d. Infanterie u. Schlachtenthätigkeit d Kavallerie. — 24. Zum 15. Juni; Spanisch-Amerikan. Krieg; Generalinspecteur Generaloberst Graf v. Waldersee; Schurig, ein Schützenstreich. No. 1. Rennecke, auf Seehundsjagd. 1—8. Der Officier und sein Leben in früherer Zeit. — 2. Der 27. Abgeordnetentag des Deutschen Kriegerbundes. — 3. Delegirtenversammlung am 26. Juni 1898 zu Gandersheim. — 4. Fürst Bismarck †. — 5. Zur Kaiserparade bei Hannover; L. Engelbrecht, zum 2. September 1898 (Gedicht). — 6. Kriegerverein und Socialdemokratie. — 7. Eine Erinnerung an Bismarck; Enthüllung des Denkmals für Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg. — 8. Prinzessin Albrecht v. Preußen †; die 3. Führer- u. Aerzteversammlung vom Rothen Kreuz.

---

13) Heinrich Roßmann, nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, dem Pastor Ludwig R., geb. 1806, hat am Progymnasium als eifriger und geschickter Lehrer der untersten Klasse gewirkt von Mich. 1831 bis zu seinem Tode am 13. Mai 1868.

14) August Olfe, 1815 geboren, wurde 1842 am Progymnasium als Schreiblehrer angestellt, ertheilte aber später auch mathematischen Unterricht in den mittleren Klassen, sowie seit 1870 die naturwissenschaftlichen Stunden auf der obersten Stufe des Martino-Catharineums. Er starb am 3. August 1876. Die in dem „Verzeichnisse der Directoren und Lehrer des M.-Kath.'s“ auf S. 17 enthaltene Bemerkung, daß „O. der erste nicht academisch gebildete Lehrer gewesen sei, der den Titel Gymnasiallehrer erhielt,“ beruht auf einem weitverbreiteten Mythus, dem der Verfasser leider bereitwillig Glauben geschenkt hat. Director Hartwig ertheilt ihm das Prädicat erst in dem Programme von 1854, während Roßmann darunter bereits in dem von 1851 erscheint. Ueberhaupt hat Olfe diesen Titel durch ein Höchstes Patent, soweit es der Verfasser auf Grund sorgfältiger Nachforschungen zu beurtheilen vermag, niemals erhalten; wohl aber wird er als Gymnasiallehrer selbst vom Staatsministerium bezeichnet, vergl. die Bekanntmachung vom 15. Januar 1872, die Prüfung der Candidaten für höhere Lehrämter an Lehrerseminarien und Bürgerschulen betreffend (G.- u. V.-S. No. 4, 24. Januar 1872).

15) Heinrich Ludwig Niemeyer, geb. 1800, wurde am Realgymnasium bei dessen Errichtung im Jahre 1828 als Schreib- und Rechenlehrer, sowie als Hauptlehrer der 3. Klasse angestellt, nachdem er vorher schon seit 1815 als Gehülfe oder „Schreiber“ an der Schule des Schreib- und Rechenmeisters Daubert und später als Lehrer an dem Realinstitute des Dr Brandes gewirkt hatte. Er wurde zu Michaelis 1872 pensionirt und starb am 2. Januar 1873.

16) Joh. Heinr. Bernhard Küster, geb. 1785, nach seinem Abgange vom Martineum Anfangs Privatlehrer der französischen Sprache, 1825 Sprachlehrer am Realinstitut, 1828 am Realgymnasium und Progymnasium, trat zu Ostern 1864 in den Ruhestand und starb am 29. März 1867.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 6. November **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Invalidenhäuser.

Von Hans Hassel.

Die Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Braunschweig hat ein Vermögen von rund 5½ Millionen Mark bereits angesammelt, welches zur Deckung der Rentenansprüche, die in der ersten, 10jährigen, Ende 1900 ablaufenden Beitragsperiode zur Entstehung gelangen, sowie der auf den geleisteten Beiträgen lastenden Anwartschaften ausreicht, so daß die bis Ende 1900 noch einkommenden Beiträge einen Ueberschuß darstellen, welcher den künftigen Beitragsperioden zu Gute kommt und zunächst bewirken wird, daß eine Beitragserhöhung vorerst nicht erforderlich sein wird, obwohl die Rentenlasten stetig zunehmen. Eine so günstige finanzielle Lage, d. h. der Abschluß der in 2 Jahren endigenden ersten Beitragsperiode mit einem reinen Ueberschuß von mehreren Millionen Mark in dem Bezirk der Versicherungsanstalt Braunschweig, giebt zu erwägen, ob nicht die Einkünfte des Vermögens den wirthschaftlich schwachen und körperlicher Pflege bedürftigen Invalidenrenten-Empfängern alsdann nützlicher zugewendet werden können, wenn die besondere Lage der Rentenempfänger besondere Fürsorge rechtfertigt bezw. nothwendig macht, und die gegenwärtig im Durchschnitt etwa 125 ℳ jährlich betragende Invalidenrente dazu nicht ausreicht.

Nach dem jetzigen Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung erscheint es freilich nicht möglich, außer der Gewährung von Renten deren Empfängern weitere Vortheile zuzuwenden; das Gesetz hat die Absicht, mit den Beiträgen und den Kapitalansammlungen die Versicherten vor Noth im Fall der Invalidität zu schützen, bezw. den 70 Jahre alt gewordenen und noch arbeitsfähigen Versicherten zu dem im Alter geminderten Arbeitsverdienst einen Zuschuß zu geben. Diesem alleinigen Zweck des Gesetzes dienen die Renten, welche monatlich im Voraus gezahlt werden. Nebenbei hat die bald achtjährige Praxis auf den Gebieten der Arbeiterwohnungsfrage und der Krankenfürsorge Früchte gezeitigt, welche zum guten Theile der sicheren Begründung und Vorausberechnung der Einnahmen der Versicherungsanstalt, im letzten Grunde aber der Einsicht zu verdanken sind, daß bei der Fürsorge für die weniger bemittelten Volksklassen nicht allein aus allgemeinen volkswirthschaftlichen Rücksichten, sondern auch wegen der zu erreichenden Hinausschiebung oder Abwendung der Invaliditätsgefahr eine vorbeugende Hülfe, die in Förderung der Errichtung gesunder und preiswerther Arbeiterwohnungen und in Wiederherstellung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit erkrankter Versicherter sich bethätigt, dem Einzelnen und der Gesammtheit wirthschaftlich vortheilhafter ist, als die nur zum unentbehrlichsten Unterhalt ausreichende Rente bei nahezu völliger Arbeitsunfähigkeit, da durch letztere dem Invaliden die Betheiligung am Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt für den Rest des Lebens abgeschnitten ist. Die Krankenfürsorge der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten hat daher einen ungeahnten Umfang angenommen, zumal am Mark besonders der unteren Volksklassen ein Würge-Engel zehrt, der in der Tuberkulose besonders der Lungen je länger je mehr zu einem unüberwindlichen Feinde alles Wohlstandes zu werden droht, dem daher entgegenzutreten ist, wo immer nur die Mittel dazu vorhanden sind. Im Albrechtshause bei Stiege ist der Kampf gegen die Lungentuberkulose für die im Herzogthum Braunschweig wohnenden männlichen Versicherten seit 1½ Jahren durch geordnete Anstaltspflege aufgenommen, nachdem bereits seit 1892 in St. Andreasberg, Görbersdorf und Lippspringe Heilverfahren geübt war, bevor das Albrechthaus eingerichtet werden konnte. In dem unweit davon im Bau befindlichen Marienheim, das zum Frühjahr 1899 der Vollendung entgegengeht und nach der unlängst so unerwartet und für menschliches Ermessen gar zu früh von hier geschiedenen Gemahlin unseres Regenten den Namen trägt, werden weibliche Lungenkranke, die bislang in St. Andreasberg gepflegt werden, Unterkommen finden. Außerdem werden in besonderen Fällen Curorte, wie Oeynhausen, Nauheim. Wildungen auf Kosten der Versicherungsanstalt von Kranken aufgesucht, auch wird in geeigneten Fällen Krankenhauspflege gewährt.

Die vorerwähnte Krankenfürsorge könnte hinwiederum in mancher Beziehung weniger erforderlich sein, wenn es möglich wäre, allen der Entstehung von Krankheitskeimen förderlichen Schädlichkeiten der Arbeit und der Lebensweise der Versicherten nachdrücklich entgegen zu treten. Ist zu hoffen, daß allmählich hier ein Wandel sich vollziehe, daß die gegen nachtheilige Einflüsse

der Arbeitsmaterialien empfohlenen Schutzvorkehrungen mehr und mehr Beachtung finden und daß z. B. in der Lebensweise der Alkohol mehr und mehr verschwinde, so giebt es doch ein Gebiet, auf welchem die großen Mittel der Versicherungsanstalt ohne Weiteres einsetzen konnten, d. h. in der Förderung der Schaffung gesunder und preiswerther Arbeiterwohnungen, in welche Luft, Licht und Sauberkeit bringen manche Ursache von Erwerbsunfähigkeit und Siechthum verscheuchen heißt. Etwa $^3/_4$ Millionen Mark hat die Versicherungsanstalt Braunschweig bislang auf neue Arbeiterwohnhäuser hypothekarisch zu $3^1/_2$ % Jahreszinsen bis zu $^3/_4$ bezw. $^2/_3$ des Werthes der Gebäude theils an Genossenschaften, theils an einzelne Versicherte ausgeliehen; der Vortheil liegt für die Hauseigenthümer in dem bei der hohen Beleihungsgrenze geringen Zinsfuße, in der Unkündbarkeit der Darlehen seitens der Gläubigerin und in der planmäßigen Tilgung, welche mit der Verzinsung so vereinigt ist, daß alljährlich $4^1/_2$ % des ersten Darlehnsbetrages zu zahlen sind, worin stets $3^1/_2$ % Zinsen des jeweiligen Kapitalrestes stecken, während der zunächst 1%ige Abtrag alljährlich wächst und in $43^3/_4$ Jahren das ganze Darlehn getilgt ist. Andere Versicherungsanstalten haben andere Grundsätze und zum Theil verhältnißmäßig schon mehr in Unterstützung der Errichtung von Arbeiterwohnhäusern bezw. in Krankenfürsorge je nach örtlichen Bedürfnissen geleistet und es zeigt sich auf diesen Gebieten der vorbeugenden Thätigkeit der Versicherungsanstalten, wie glücklich es war, die Verwaltung des nach zunächst einheitlichen Grundsätzen im ganzen Deutschen Reiche aufkommenden Vermögens nicht in eine Centrale zu legen, sondern der hergebrachten politischen Eintheilung Deutschlands anzupassen, womit die Möglichkeit entstand, daß die Versicherungsanstalten je nach den in ihrem Bezirk auftretenden Anforderungen direct und aus eigener Anschauung ihrer verantwortlichen Organe eintreten konnten. Die Versicherungsanstalten sind in einen edlen Wettstreit bei Ausübung der Krankenfürsorge und bei Förderung gesunder Wohnungen eingetreten: denn jede Versicherungsanstalt sucht zu ergründen, was für ihren Bezirk und wo es noth thut und wie nach den örtlichen Verhältnissen zu helfen ist, und bei der inneren Nothwendigkeit des Eintretens bereiter und leistungsfähiger Mittel entwickelt sich durch ganz Deutschland ein erfreuliches Bild der Hülfe. Solche Individualisirung ist nun ferner nothwendig, will man bei Austheilung der Renten gerecht verfahren, d. h. die Renten-Empfänger empfinden lassen, daß der Gesetzgeber für sie voll gesorgt habe. Die Zahlung der Renten ist und bleibt der Hauptzweck des Gesetzes und verdient daher bei ihrer weiten Ausbreitung unter den Versicherten besondere Beachtung dahin, ob mit dem gezahlten baaren Gelde auch der Zweck erreicht wird, d. h. zufriedener Sinn des Empfängers mit seiner Lage. Wo die Rentenempfänger, wie zumeist noch, in der Familie Unterkommen haben, da ist die Rente schon jetzt bei ihrem kleinen Betrage von großem Werth und die Empfänger erfreuen sich dafür geordneter Pflege. Aber es giebt Fälle, in denen das Alleinstehen oder die Nothwendigkeit besonderer Pflege kranker Glieder oder Körpertheile den Rentenempfänger mit dem gewährten baaren Gelde nicht befriedigen kann, indem er es nicht in vortheilhafter Weise in die nöthigen Sachen umzusetzen oder auch die dafür erhaltenen Sachen nicht in der zuträglichen Weise zu verwenden vermag. Da müßte es möglich sein, den Rentenempfänger vor der trotz des Rentengenusses drohenden Noth zu schützen und individuellen Bedürfnissen gerecht werdend, die Rente statt in Geld in Naturalien, ja in Anstaltspflege zu leisten. Wiederholt herangetretene Anfragen von Rentenempfängern, ob man ihnen nicht Krankenhauspflege oder sonst besondere Wohlthaten wegen besonderer Bedürfnisse zu Theil werden lassen könne, haben die Versicherungsanstalt Braunschweig zu einer Umfrage bei allen über 50 Jahre alten Invalidenrentenempfängern (1200) nach ihren persönlichen Verhältnissen und darnach veranlaßt, ob sie geneigt seien, gegen Verzicht auf die Rente in ein auf dem Lande zu errichtendes Invalidenhaus zu gehen: 660 leben bei Angehörigen und wollen daselbst bleiben; 230 verdienen noch etwas und helfen sich allein; aber 73 haben unbedingt ihre Bereitwilligkeit zum Eingehen auf das Angebot erklärt; manche haben es besonders freudig, manche besonders dringlich gethan; ja von manchen sind bereits Anfragen wieder eingelaufen, ob es denn noch nicht so weit sei. Etwa 30 bedingte Bejahungen liegen vor, wo z. B. für den Fall früheren Ablebens des Ehegatten der Rentenempfänger alsdann in das Invalidenhaus gehen will. Da im Bezirk der Versicherungsanstalt Braunschweig rund 1800 Invaliden- und ebenso viele Altersrentenempfänger vorhanden sind, so darf man annehmen, daß die nicht gefragten zwei Drittel aller Rentenempfänger noch manchen Anwärter für ein Invalidenhaus stellen werden, so daß, wollte man es einrichten, an Insassen es nicht fehlen würde. Und in der That müßten Diejenigen, die Gebrauch davon machen können, verblendet sein, wenn sie es nicht thäten, da ja augenblicklich die Höhe der Rente nicht ausreicht, um die gesammten Aufwendungen für den Lebensunterhalt zu decken, auch wenn sie sich durch Beschaffung für das Anstaltsleben im Ganzen billiger stellen, als für den Einzelnen. Aber nach dem jetzigen Gesetz ist es nicht möglich, eine Rente anders als in baarem Gelde durch die Post auszahlen zu lassen; die Versicherungsanstalt kann nicht einmal direct einen Pfennig an den Rentenempfänger als Rente zahlen, geschweige denn statt der Rente etwas anderes gewähren, wenn es sich nicht um gewohnheitsmäßige Trinker handelt, was Ausnahmen bleiben. Es ist daher zu wünschen, daß durch die dem Reichstage vorzulegende Novelle zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz den Versicherungsanstalten die Möglichkeit gegeben werde, den gerade aus den Kreisen der Rentenempfänger hervorgetretenen Wünschen in obiger Hinsicht gerecht zu werden. Es handelt sich um socialpolitische Maßnahmen bei Erlaß und bei Durchführung des erwähnten Gesetzes; deren Zweck, die Milderung der Nothlage der arbeitenden Klassen und die Aussöhnung von Klassengegensätzen, wird aber nur erreicht, wenn die Versicherten sich für den Eintritt der Erwerbsunfähigkeit auf alle Fälle gedeckt wissen, wenn sie sich sagen können, daß im Fall

ihrer Erwerbsunfähigkeit ihnen in Ansehung ihres Rentenrechts die Familie und in deren Ermangelung das Invalidenhaus die nöthige Fürsorge gewähren werde. Gegenwärtig bleibt den alleinstehenden oder besonderer Hülfe bedürfenden Rentenempfängern nur die Inanspruchnahme öffentlicher Armenanstalten, wodurch ihnen das Bewußtsein des Genusses wohlerworbenen Rentenanspruches verloren geht; auch ist vielfach das Armenhauswesen nicht so geordnet, daß man vom Standpunkte socialpolitischer Gesetzgebung im vorhin erörterten Sinne es nur als wünschenswerth erachten könnte, die mit der Rente nach ihren besonderen Verhältnissen nicht zu befriedigenden Versicherten möchten sich unbedingt ins Armenhaus begeben. Daher rechtfertigt sich die Errichtung besonderer Invalidenhäuser seitens der Versicherungsanstalten, in deren Bezirk die Nothwendigkeit hervortritt. Bedeutet auch vorerst die Pflege und die Gewährung von Unterhalt, Wohnung und Kleidung eine Mehraufwendung gegen die Rente, so wird in Zukunft, wenn erst die Renten an 300 und 400 ℳ jährlich herankommen, die Versicherungsanstalt keine besondere Belastung daraus, vielleicht sogar Vortheil erfahren, indem der Pflegesatz für den Einzelnen in einem ordnungsmäßig verwalteten Invalidenhause kaum 300 ℳ jährlich übersteigen wird. Jedenfalls ist eine vorerst entstehende Mehraufwendung, als die bloße Rentenzahlung ergiebt, auch den mit letzterer bedachten Versicherten gegenüber unbedenklich, da diese das, was sie in geordnetem Familienkreise an ideellen Gütern genießen, getrost weit höher schätzen dürfen und können, als den den Invalidenhäuslern zugewendeten größeren materiellen Vortheil.

Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig.

In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt vom Schulrath Koldewey.

(Schluß.)

Als die nicht academisch gebildeten Lehrer Roßmann, Niemeyer und Küster, wie am Ende des vorigen Artikels berichtet wurde, im Januar 1856 als die ersten von ihrer Art das Patent als Gymnasiallehrer und damit den Rang von Staatsbeamten der 1. Klasse erhielten, hatten alle Drei bereits eine längere Reihe von Dienstjahren zurückgelegt. Bei dieser Sachlage erhebt sich unwillkürlich die Frage, woher es kam, daß die Verleihung erst so spät erfolgte, und zwar um so mehr, als in dem zu dem Gesetze für den Civilstaatsdienst von 1832 hinzugefügten Verzeichnisse unter den zu der ersten Klasse gehörigen Beamten, „Professoren und sämmtliche Lehrer an den Gymnasien und höheren Lehranstalten“ mit aufgeführt werden[1]), die in Rede stehenden Herren aber nicht zu den bloß remuneratorisch herangezogenen Nebenlehrern gehörten, sondern mit voller Stundenzahl und einem festen, pensionsfähigen Gehalte angestellt waren. Die Lösung ergiebt sich daraus, daß die maßgebenden Behörden zu jener Zeit, wie auch noch lange nachher, der Ansicht waren, daß als „eigentliche“ und „wirkliche“ Gymnasiallehrer oder, wie man heute vielleicht sagen würde, als „Gymnasiallehrer im Sinne des Gesetzes für den Civilstaatsdienst“ nur die studirten und für das höhere Lehramt geprüften Schulmänner zu betrachten seien. In Folge dessen erhielten die technischen und Elementarlehrer seit 1832 bei ihrer Anstellung nicht, wie die Directoren, Oberlehrer und Collaboratoren, ein Höchstes Patent, sondern nur eine Benachrichtigung mittels Rescript. Daß man dann schließlich sich doch noch dazu entschloß, bei Roßmann, Niemeyer und Küster eine Ausnahme zu machen, wird hauptsächlich darauf zurückzuführen sein, daß ihre amtliche Stellung und Beschäftigung über die der Lehrer für Schreiben, Rechnen, Zeichnen u. s. w. nicht unerheblich hinausging. Denn der Erste war am Progymnasium zu Braunschweig Hauptlehrer der untersten Klasse und unterrichtete u. A. auch im Latein; der Zweite bekleidete am Realgymnasium den Posten eines Ordinarius der 3. Klasse und lehrte neben dem Rechnen auch Deutsch und Geographie, letztere sogar auf der obersten Stufe; der Dritte endlich wirkte an beiden Anstalten als Lehrer der französischen Sprache. Ueberhaupt aber kam bei der ganzen Angelegenheit im Grunde nur das Patent in Betracht. Der Name war Nebensache und bedeutete auch hier noch nichts weiter als „Gymnasiallehrer ohne besonderen Titel“, woraus es sich denn auch erklärt, daß die Genannten in den Schulschriften des Realgymnasiums, wie auch in denen des Progymnasiums, nachdem zu Michaelis 1856 der spätere Oberschulrath Krüger die Leitung desselben mit übernommen hatte, trotz ihres Patents sich nirgends als „Gymnasiallehrer“, sondern einfach als „Lehrer“ oder auch als „Hauptlehrer“ und „Sprachlehrer“ verzeichnet finden.

Eine Aenderung trat ein, als zu Ostern 1866 der Schulrath Gravenhorst an die Spitze des vereinigten Ober- und Progymnasiums, des jetzigen Martino-Catharineums, trat. Schon in seinem ersten Programme, das er zu Ostern 1867 herausgab, werden, wie in allen späteren, die nicht academisch gebildeten Collegen ohne Weiteres als „Gymnasiallehrer“ aufgeführt. Andere Directoren schlossen sich an, und auch bei den Behörden kam die Benennung mehr und mehr zur Verwendung. Den Betheiligten geschah damit offenbar ein sehr großer Gefallen. Wer aber will es ihnen verdenken, daß sie nun auch lebhaft zu erreichen wünschten, was dem Titel erst wirklichen Werth verlieh, das Patent und die dadurch beurkundete Zugehörigkeit zu den Beamten der 1. Klasse! Daher auch hier, wie bei den akademisch gebildeten Unruhe, Unzufriedenheit und das dringende Verlangen, das Bestehende geändert zu sehen.

Den ersten Anstoß zu einer anderweitigen Regelung der Titel- und Rangverhältnisse der Gymnasiallehrer

[1]) Das Gesetz vom 28. März 1855 No. 21, das Verzeichniß der Beamten erster Klasse betreffend, läßt in dem beigefügten Verzeichnisse die Worte „Professoren und sämmtliche“ weg. Es heißt darin: „Herzogliche Lehrer: Lehrer an den Gymnasien und höheren Lehranstalten“.

gaben die Schulräthe Jeep und Gravenhorst, indem sie dieserhalb im Januar 1869 dem Herzoglichen Consistorium ein gemeinsames Promemoria unterbreiteten, zu dem der Letztgenannte bald noch eine Sondereingabe hinzufügte. Ihre Vorschläge, die sich in allen wesentlichen Punkten an die preußischen Einrichtungen anschlossen, fanden bei der Behörde eine günstige Aufnahme und insbesondere an dem ehrwürdigen Abt Hille, der von 1851 bis zu seiner Pensionirung im Mai 1875 im Consistorium die Gymnasialsachen zu bearbeiten hatte, einen warmen Fürsprecher und Vertreter. Auch das Staatsministerium stand den Anträgen der beiden erfahrenen und angesehenen Fachmänner wohlwollend gegenüber, wenn es sich auch nicht in der Lage sah, den Lieblingswunsch des Schulraths Jeep nach Wiederherstellung der früheren Conrectorate zu erfüllen. Die Verhandlungen stießen aber, zumal sich mit der Titelfrage die Reorganisation der Gehaltsverhältnisse verknüpfte, auf so bedeutende Schwierigkeiten, daß sie vollständig erst zum Abschluß gelangten, als die Verwaltung des höheren Schulwesens — was am 1. Januar 1877 geschah — aus den Händen der obersten Kirchenbehörde schon seit einiger Zeit in die der neuerrichteten Oberschulcommission übergegangen war. Näher auf die Gesichtspunkte, die dabei geltend gemacht wurden, einzugehen, würde zu weit führen. Es wird genügen, die Ergebnisse, wie sie nach und nach hervortraten, kurz zusammenzufassen.

Was zunächst den Titel „Schulrath" betrifft, so blieb er bestehen, wurde aber nach Errichtung der Herzoglichen Oberschulcommission in der Regel nur denjenigen Directoren verliehen, die dieser Behörde als ordentliche oder außerordentliche Mitglieder angehörten. Von den übrigen erhielt ihn als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um Schule und Wissenschaft der Wolfenbüttler Director Dürre, als er Ende 1888 in den Ruhestand trat.

Hinsichtlich des Prädicats „Professor" schloß man sich kurzer Hand dem Verfahren in Preußen an und verlieh es grundsätzlich nicht mehr an Directoren, sondern nur an Oberlehrer, diesen aber noch nicht als Amtsbenennung, sondern als Auszeichnung, wenn einer sich während einer längeren Dienstzeit in seinem Amte hervorgethan und wissenschaftlich und practisch als tüchtig bewährt hatte. Der Erste, der hiernach zum Professor ernannt wurde, war der ältere Koch[2], dessen Patent vom 20. April 1875 datirt. Bald fiel dieselbe Ehre dann auch noch Andern zu. In welcher Ausdehnung, läßt sich ungefähr daraus ermessen, daß 1897 an den Gymnasien des Herzogthums, das Realgymnasium mit eingeschlossen, unter 99 akademisch gebildeten Lehrern sich 17 Professoren befanden.

Auch bei dem Titel „Oberlehrer" folgte man dem Vorbilde des großen Nachbarstaates, doch nur insofern, als man ihn fortan nur noch solchen academisch gebildeten Lehrern zufließen ließ, die ein Zeugniß des ersten Grades, wie es durch die Prüfungs-Ordnung vom 9. März 1872 eingeführt wurde, oder doch wenigstens in gewissen Fächern die Lehrbefähigung für Prima besaßen. Ihn auch, wie in Preußen, auf die Inhaber bestimmter Stellen, der sogenannten etatsmäßigen Oberlehrerstellen — an kleineren Anstalten 3 — zu beschränken und anderen Lehrern ihn nur als ganz besondere Auszeichnung zu verleihen, schien bei den andersgearteten diesseitigen Verhältnissen nicht angemessen zu sein. Man traf vielmehr die Anordnung, daß die zur Erlangung des Oberlehrertitels qualificirten Persönlichkeiten ihn nach einer bestimmten Reihe von Jahren sämmtlich erhalten und damit zugleich in die höheren Gehaltsklassen einrücken sollten. Bei dieser Einrichtung ist es auch geblieben, als in dem Landtagsabschiede vom 17./22. October 1890 ein „Normal-Etat für die Gymnasial-Directoren und Gymnasiallehrer" festgestellt und publicirt wurde. Die Wartezeit wird darin auf 6 Jahre festgesetzt.

Für diejenigen academisch gebildeten Lehrer, die zu Oberlehrern noch nicht ernannt, oder vermöge ihres Prüfungszeugnisses überhaupt nicht dazu befähigt waren, wurde mittels ministerieller Verfügung vom 3. Februar 1876 unter Wegfall des Titels „Collaborator" die Bezeichnung „Gymnasiallehrer" eingeführt, doch so, daß Denen, die vorher schon ein Patent als Oberlehrer erhalten hatten, diese Benennung verblieb. In Folge dessen hatte man zwei Arten von Oberlehrern, wirkliche, die man seit 1890 auch wohl als „Oberlehrer im Sinne des Normal-Etats" bezeichnet, und „Titular-Oberlehrer", die sich hinsichtlich des Ranges und des Gehalts von den übrigen Mitgliedern der Klasse der „academisch gebildeten Gymnasiallehrer" in nichts unterschieden.

Schließlich ging auch noch der Wunsch der nicht academisch gebildeten Collegen in Erfüllung, indem ihnen, soweit ihre Anstellung Höchsten Orts und die pecuniäre Vergütung für ihre Thätigkeit nicht als Remuneration, sondern als pensionsfähiger Gehalt erfolgte, im December 1878 das Patent als „Gymnasiallehrer" zuerkannt wurde.

Was bislang über die Entwicklung der Titulatur des höheren Lehrerstandes mitgetheilt wurde, bezog sich fast ausnahmslos auf die aus den früheren Lateinschulen hervorgegangenen Gymnasien und das Realgymnasium zu Braunschweig, die sämmtlich schon seit längerer Zeit Herzoglichen Patronates sind. Zu diesen waren inzwischen auch einige städtische höhere Lehranstalten hinzugetreten, in der Hauptstadt des Landes 1876 eine lateinlose Realschule II. Ordnung, die 1887 in die jetzige Oberrealschule verwandelt wurde, in Gandersheim 1878 gleichfalls eine Realschule II. O., die

2) Joh. Conrad Koch, geb. 1810, wirkte am Gymnasium zu Wolfenbüttel von 1838 bis 1845 nacheinander als Hülfslehrer, Collaborator und seit 1843 als Oberlehrer, wurde alsdann an das Obergymnasium versetzt, trat 1883 in den Ruhestand und starb am 14. Januar 1884. Von 1855 bis 1879 war er Secretär, seit 1875 daneben auch ordentliches Mitglied der Commission zur Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts. Bei seiner Pensionirung erhielt er das Ritterkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen, eine Auszeichnung, die gleichfalls vor ihm noch keinem braunschweigischen Oberlehrer zu Theil geworden war.

jedoch 1883 die Gestalt eines Realprogymnasiums annahm und sich augenblicklich in der Entwicklung zu einem Progymnasium mit Realabtheilung befindet, in Wolfenbüttel endlich 1883 eine höhere Bürgerschule, die nach der Einführung der neuen Lehrpläne als Realschule bezeichnet wird. An diesen erhielten die Vorsteher, wie bereits S. 173, Sp. 1 angedeutet wurde, 1876 bezw. 1881 und 1886 den Titel „Schuldirector", doch darf man aus verschiedenen Anzeichen schließen, daß jetzt statt dessen der einfache Ausdruck „Director" lieber sowohl gebraucht als gehört wird. Hinsichtlich der übrigen Lehrer blieb die Benennungsweise längere Zeit, wie es scheint, dem Ermessen der Vorsteher überlassen, weshalb sie denn in den Schulschriften der in Rede stehenden Anstalten bald völlig titellos, bald als Lehrer, Reallehrer oder ordentliche Lehrer, in Gandersheim auch als Gymnasiallehrer verzeichnet werden. Der Oberlehrertitel blieb diesen Anstalten anfangs noch vorenthalten, wurde aber später den daran wirkenden academisch gebildeten Collegen wesentlich nach denselben Grundsätzen, wie denen an den Herzoglichen Gymnasien und gleichfalls mittels Herzoglichen Patents verliehen. An der Braunschweiger Realschule geschah es seit 1886, in Gandersheim seit 1883, in Wolfenbüttel erst seit der neuen Titelregulirung im Jahre 1894. Auch das Prädicat „Professor" blieb wenigstens der Oberrealschule nicht fern, doch erfolgte die erste Verleihung desselben nicht früher als 1894.

Blickt man auf die einzelnen Titelsysteme, die bislang besprochen wurden, zurück, so zeigt sich bei ihnen eine sehr verschiedene und stetig abnehmende Dauer. Das des Mittelalters, falls man anders zu jener Zeit schon von einem Systeme reden kann, reichte bis in die Zeit der Reformation hinein. Das folgende, das sich im 16. Jahrhundert entwickelte, bestand unerschüttert etwa 200 Jahre und brauchte alsdann noch zwei volle Menschenalter, bevor es völlig verschwand. Was dann 1835 hinsichtlich der Lehrertitulatur beschlossen wurde, mußte schon nach 4 Jahrzehnten durch neue Bestimmungen ergänzt werden; diese aber vermochten sich nicht einmal halb so lange zu halten.

Der Verlauf ist bekannt. Als in Preußen die Titelverhältnisse des höheren Lehrerstandes zufolge des Allerhöchsten Erlasses vom 28. Juli 1892 eine ebenso einschneidende, wie den Wünschen der Schulmänner entsprechende Umwandlung erfuhren, zog man höheren Orts auch diesseits der Grenze in Erwägung, ob es nicht zweckmäßig sei, an den Gymnasial- und Realanstalten des Herzogthums, nachdem daran schon seit dem 12. März 1892 die Lehrpläne, seit dem 7. Januar 1893 die Prüfungsordnungen nach preußischem Muster eingerichtet waren, dem Vorgange des großen Nachbarstaates auch hinsichtlich der Titulatur zu folgen. Die Frage wurde bejaht, und so führen denn seit dem 12. Februar 1894 die sämmtlichen an den Herzoglichen Gymnasien, der städtischen Oberrealschule zu Braunschweig, dem städtischen Realprogymnasium zu Gandersheim und der städtischen Realschule zu Wolfenbüttel angestellten academisch gebildeten Lehrer den Titel „Oberlehrer", seit dem 9. December 1897 diejenigen von ihnen, die dem ältesten Drittheile angehören, und zwar nicht mehr als Ehrenprädicat, sondern als Amtsbezeichnung, den Titel „Professor".

Bald dehnten die beiden Prädicate sich dann auch auf Anstalten aus, an denen sie früher überhaupt nicht üblich gewesen waren. So wurde den academisch gebildeten Lehrern der Landwirthschaftlichen Schule Marienberg zu Helmstedt unter dem 17. Januar, denen der städtischen höheren Mädchenschule und der städtischen Mädchenschule zu Braunschweig unter dem 12. Juni 1896 der Titel „Oberlehrer" zuerkannt. Auch einzelnen Lehrern der Jacobsonschule zu Seesen und der Samsonschule zu Wolfenbüttel wurde er in den letzten Jahren verliehen, desgleichen vor Kurzem noch den Lehrern der Herzoglichen Baugewerkschule zu Holzminden, soweit sie eine Universität oder eine höhere technische Lehranstalt besucht haben. Am letzten Geburtstage des Regenten hat ihn auch schon ein nicht academisch gebildeter Schulmann, der am Lehrerseminare zu Wolfenbüttel seit langen Jahren treu und erfolgreich gewirkt hatte, als Zeichen einer wohlverdienten Anerkennung erhalten. Und wie der „Oberlehrer", so hat auch, wie Jedermann weiß, der „Professor" über die Grenzen der Schulen, auf die er früher beschränkt war, hinauszuschreiten bereits begonnen.

Darf man bei dieser Sachlage darauf hoffen, daß die Titulatur des höheren Lehrerstandes, wie sie augenblicklich sich gestaltet hat, auf die Dauer befriedigen wird? Oder ist nicht vielmehr zu befürchten, daß auch der Professortitel über kurz oder lang seinen Glanz und Reiz verlieren und an seiner Statt andere Prädicate, die in der Menschheit, wie Campe es ausdrückte, geltender sind, begehrt werden? Wer dem Gange dieser anspruchslosen Mittheilungen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist und gegen die Strömungen, wie sie jetzt nicht bloß in den Kreisen der Lehrer, sondern auch in anderen Beamtenklassen hervortreten, seine Augen nicht verschließt, wird geneigt sein, die letzte Frage zu bejahen und sich auf neue Titelbewegungen und neue Titelreformen gefaßt machen. Wann freilich diese eintreten, wie sie verlaufen und wie dann andere wieder folgen werden, wer will es ermessen! Vielleicht kommt aber auch einmal eine Zeit, zu der eine Art von Titelmüdigkeit und Titelflucht sich einstellt und man bei einem Manne, wie Schopenhauer es in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit" so beherzigenswerth dargelegt hat, nicht mehr danach fragt, was er vorstellt und was er hat, sondern was er ist. Damit hat es aber, wenn die Vorzeichen nicht trügen, vor der Hand noch sehr weite Wege!

Berichtigung.

Der Verfasser bittet in Nr. 18, S. 140, Sp. 2, Z. 10 hinter dem Datum „7. April" die Jahreszahl 1785 hinzuzufügen und in Nr. 19, S. 152, Sp. 1, Anm. 12), Z. 5 v. u. die Zahl 1812 in 1813 zu verwandeln.

Frühere Hochzeitsbräuche

von Otto Schütte.

Brautführer und Brautjungfer sind in den meisten Gegenden unseres Herzogthums abgeblaßte Begriffe ohne rechten Inhalt geworden Die Aemter beider sind Ehrenämter, aber nicht mehr mit einer sinnentsprechenden Thätigkeit verbunden, wie noch heutigen Tags am Hilse, wo man es zuweilen noch sieht, daß der Brautführer wirklich die Braut zum Altare führt, während die Brautjungfer den Bräutigam ebendahin geleitet. Früher hatte die Brautmagd, wie sie auch wohl heißt, zugleich mit dem Umbitter die Paare, die denselben Wohnsitz wie sie hatten, zur Hochzeit einzuladen. Am Polterabend überreichte sie einen Spinnrocken — eine schöne Hinweisung auf die künftige Thätigkeit der Hausfrau —, während die dem Bräutigam am nächsten verwandte weibliche Person, seine Schwester oder Base, den Haspel schenkte. Bei der Uebergabe des Spinnrockens sprach sie in Denstorf folgende Verse:

Guten Abend alle insgemein,
Ich bitt' ein wenig still zu sein
Und meinen Worten hören zu,
Die ich noch weiter reden thu.
Weil ich noch jung an Jahren bin
Und habe einen blöden Sinn,
Nun mögt ihr mich nicht verspotten und lachen,
Wenn ich in meinen Worten einen Fehler sollte machen.

Ich bin ein junges Mädchen;
In der Hand trag' ich das Spinnrädchen,
Das will ich verehren der Jungfer Braut,
Weil sie es hat mir anvertraut.
Unter diesem Wocken sitzt eine Bank,
Ich will wünschen, daß Braut und Bräutigam nicht werden krank,
Dran sitzt ein Rädchen, und das geht rund,
Ich will wünschen, daß beide bleiben gesund.
Drauf sitzt ein Schnur, und der ist roth;
Das ist gewesen der Jungfer Braut ihr Aufgebot.
Daran sitzt eine Spitze,
Die Jungfer Braut wird kommen unter die Mütze.
Dran sitzt ein Schwengel,
Sie hat ihren Bräutigam genommen als artigen Engel.
Dran sitzt auch eine Rolle,
Die Jungfer Braut soll spinnen die feinste Wolle.
Dran sitzt auch ein Arm,
Sie hat oftmals gestanden in Bräutigams Arm.
Drauf wird nun kommen auch die Dieße.
Nun thu ich Braut und Bräutigam bitten und grüßen,
Daß sie sich Jungfern und Junggesellen schlagen aus dem Sinn.

Drauf nehmen sie nun dieses Spinnrädchen hin.

Hatte die Trauung stattgefunden und das junge Paar die Kirche verlassen, so trat ihm der Umbitter mit einem schön geschmückten vollen Glase entgegen und richtete an die junge Frau folgende Ansprache:

„Ich komme hier geschritten,
Hätt' ich ein Pferd, so käm' ich geritten,
Aber nun hab' ich mein Pferd im Stalle stehn,
Muß diesen Weg zu Fuße gehn.
Prost Jungfer Braut!

Ich bin an eurem Ehrentage aus der Kirche gegangen,
Um die Braut hier zu empfangen,
Und hab' an sie die Bitte,
Ein wenig bei mir zu verweilen
Und ein Glas Wein mit mir zu theilen.
Prost Jungfer Braut!

Der Wein ist braun und lieblich,
Die Jungfrauen seien falsch und betrüglich.
Den einen thun sie lieben, den andern thun sie hassen,
Drum soll sich kein Junggesell auf Jungfern verlassen.
Prost Jungfer Braut!

Jetzt kommst du aus der Freude in die Traurigkeit
Und mußt die Junggesellen verlassen auf alle Zeit.
Prost Jungfer Braut!

Erst wenn er zum letzten Male der Braut zutrank, reichte er ihr das Glas. Sie aber warf dies, wenn sie getrunken hatte, über ihren Kopf weg, daß es gellend zerschellte, wie es heutigen Tages am Hilse und auch sonst im Herzogthume noch Brauch ist.

Alle Verse des Hochzeitsbitters, die ich in verschiedenen Dörfern unseres Landes gesammelt habe — meist sind sie schon ganz vergessen — sind hochdeutsch, weisen also nicht auf eine längst vergangene Zeit zurück. Früher waren sie, wie alte Leute mir versicherten, in niederdeutscher Sprache verfaßt; „wer konnte denn früher auf dem Lande hochdeutsch“, so sagte man mir. Einzig in Nümmer habe ich noch einen kleinen Rest vorgefunden, der niederdeutsch ist. Es sind die Worte des Freiwerbers, der, nebenbei gesagt, für seine Dienste ein Hemd bekam. Dieser sprach, wenn es zur Trauung gehen sollte:

„Is de Brût gût,
Dann trä se ûten Hûse rût.
Nun, Musekanten, lât jüch hören,
Denn alle Lüe stât vor den Dören,
En jeder paßt op, et solle losgân,
Den meisten is et um en Sluck edân.

Es wurde nämlich dort vor funfzig Jahren viel Schnaps und Bier bei den Hochzeiten getrunken.

Räthsel,

im Braunschweigischen Lande gesammelt von Otto Schütte.

Früher war ich der Meinung, unser Braunschweigisches Volk besäße wenig Sinn für Räthsel, denn ich hatte in den Städten während meiner Kinderzeit und auch später nur eine geringe Anzahl kennen gelernt. Wie staunte ich aber über die Fülle von Räthselaufgaben, die ich auf dem Lande vorfand. Freilich schwindet auch hier ihre Kenntniß allmählich. Denn der Hauptort, an dem die Räthsel aufgegeben wurden, war die Spinnstube. In ihr fand man Zeit, in größerer Gesellschaft die Aufgaben vorzunehmen. Allerdings ist die Sprache in vielen Räthseln so derb, daß sie hier nicht gedruckt werden können, wiewohl die Auflösung stets harmlos ist.

Immerhin sind aber auch diese Räthsel als Denkmäler des lebendigen Volksgeistes zu achten. Lust an Neckerei und billigem Witze zeigt sich öfter, wenn Aufgaben gestellt werden, die unlösbar sind; man denkt darüber hin und her und erfährt zuletzt, die gestellte Aufgabe sei eine „Lüge“.

Haste Hans Kasparn sin Spaulrad nich eseihn?
Dat löpt vorn Dore un hat man ein Bein.
(Scheerenschleiferkarre).

Kamm en Mann von Haken
Mit en witten Laken,
Woll de ganze Welt bedecken,
Konn nich ober't Water recken. (Schnee).

Et kamm en Mann von Haken,
Dä woll üsch bange maken,
Et kamm en Mann von Bilderbecken,
Dä harre ne grote witte Decken,
Kunn doch nich ober 't Water recken. (Schnee.)

Wat geiht in de Fore un segt jikjak?
(Schere.)

Wer geiht tauerst in de Kirche? (Schlüsselbart.)

'T gung en Mann ober usen Hof
Mit en roen Obertog,
Wäsche, wêrt mik juen Hanen aff,
Jue Hund, dä deiht mik nist. (Wurm.)

Up en Huse en Hellen,
Vor en Huse en Bellen,
In en Huse en Klappsack.
Nae mal, wat het dat?
(Hahn, Hund, Brake.)

Vor en Huse helle,
Op de Däle ritze ratze,
In de Stube bitze batze.
Nae mal, wat is denn dat?
(Hahn, Besen, Wiege.)

De Kuckuck lag in Wochen,
Harr achte Sack Pipen,
Harre Karpen mit Pumpmeseken,
Lütje Fische mit Swewelsticken.
Ik un de Runkunkelsche
Sollen Vadder stahn. (Lüge.)

Hinder usen Huse
Steiht en isern Bom,
Dä drögt hölterne Beeren.
Nae mal, wat is dat? (Lüge.)

Wat geiht quer in de Kirche? (Haarnadel.)

Hinnen Fleisch un vorne Fleisch,
In de Midde Holt.
(Knecht mit Pferd und Pflug.)

Hans Pralle
Fell vom Stalle,
Wolle wenen un harre keine Ogen. (Erbse.)

Dick is de Mutter,
Krumm is de Vader,
Brun ist de Sohne
Witt is de Dochter.
(Faß, Bierhahn, Bier, Schaum.)

Hemperlempemp leip ober use Feld,
Keiner hat sovel Beine wie use Hemperlempemp.
(Egge.)

Wat geiht in Holte un stött an keinen Twig?
(Uhr.)

Wo hat Adam den ersten Nägel henneslagen?
(Op en Kop.)

Hinder usen Huse
Ploiget Mester Kruse,
Ohne Plang un ohne Bock,
Ploiget doch en deipes Lock. (Maulwurf.)

Wer geiht in't Holt un sett Tellern? (Kuh.)

Use Knecht dralle
Felle von Stalle
Kunn keine Thrane kriegen. (Erbse.)

Wat trecket dusend Päre nich am Barge rop?
(Knäuel Garn.)

Klimpermann un Klampermann
Redden beide en Berg eran,
Klimpermann reit noch so sehr,
Klampermann kamm doch ehr.
(Klimpermann = Wagenkette,
Klampermann = Schall von der Kette).

Welches Wasser ist ohne Sand? (Thräne.)
Welcher König ohne Land? (Zaunkönig.)
Welcher Knecht ohne Lohn? (Stiefelknecht.)
Welche Mutter ohne Sohn? (Schraubenmutter.)

Wat is lütjer wie ne Mûs
Un hat mehr Fenster wie en König sin Hus?
(Fingerhut.)

Ich weiß ein kleines weißes Haus,
Hat nichts von Fenster, Thür und Thoren,
Und will der kleine Wirth heraus,
Dann muß er erst die Wand durchbohren. (Ei.)

Ich wachse aus der Erde
Und kleide Jedermann
Vom Kaiser bis zum König
Bis auf den Bettelmann. (Flachs.)

Et löpt en lütjet Hünneken
In witten Wege rop,
Je duller dat et leip,
Je duller dat et beit.
(Schere in der Leinewand.)

Bücherschau.

Herbert Brackebusch, Armin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Braunschweig, 1897. 123 S. 8⁰. 1 ℳ 20.

Wilhelm Hille, Hermann und Thusnelda. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Braunschweig. [in Commission bei] Fr. Wagner 1898. 83 S. 8⁰. 2 ℳ.

Unter dem Einflusse der etwas äußerlichen patriotischen Bestrebungen, die unserer Zeit ihren Stempel aufdrücken, haben die Verfasser zu einem Stoffe gegriffen, bei dem sie sich — von früheren Bearbeitungen abge-

sehen — mit einem der größten deutschen Dramatiker, mit Heinrich von Kleist, in die Schranken wagen. Daß ein Vergleich nicht zu ihren Gunsten ausfällt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Bei Hille liegt eine Zusammenstellung mit Kleist um so näher, da sein Stück ganz denselben Zeitraum wie die Hermannsschlacht umfaßt, während Brackebusch mehr eine dramatische Biographie Armin's giebt, freilich ohne die Kraft, durch eine feste, scharf umrissene Zeichnung seines Haupthelden den Armin zu einem Charakterdrama auszugestalten. Technisch ist die Arbeit Brackebusch's entschieden die gereiftere. Die Bilder römischer Anmaßung in der ersten Scene des zweiten Aufzuges und namentlich die beiden vorkommenden Gelage zeigen ein achtungswerthes Geschick in dem Arbeiten mit größeren Personenmassen, eine bei Anfängern seltene Kunst des Dialoges. An Gefühl für theatralische Wirkung steht dagegen der letztgenannte Verfasser Hillen weit nach, der einer packenden Situation gern auch die psychologische Folgerichtigkeit zum Opfer bringt. Dies sowie die allzu deutliche Anlehnung an Wilhelm Tell lassen uns auf große Jugendlichkeit des Verfassers schließen. Hille hat Talent, dramatisch-charakteristische Züge in wirksamer Kürze vorzuführen, aber die Gestaltung eines glaubhaften Charakters gelingt ihm doch nur in der gut gezeichneten Figur des Varus und bei manchen Nebenpersonen. Segest ist unter seinen Händen zu einem Ungeheuer geworden, das mit größtem Rechte auf dem Theater der seligen Mutter Gräbert in intriganten Filzpantoffeln hätte umherschleichen können. Im Armin ist Segest entschieden die gelungenste Figur, wenn uns auch die Härte gegen seine Kinder allzu übertrieben erscheint, und wir in dieser Beziehung etwas von dem Blute des Ludwig'schen Erbförsters oder des Hebbel'schen Meisters Anton in ihm vermissen. Die Hauptperson des Dramas, Hermann, ist beiden Verfassern unter den Händen zergangen. Keiner von ihnen hat das psychologische Hauptproblem in ihr erkannt, das Varus bei Kleist einmal schön mit den Worten ausdrückt:

So kann man blondes Haar und blaue Augen haben,
Und doch so falsch sein wie ein Punier?

Daher erscheint uns der Hauptheld schattenhaft, und immer wieder drängt sich bei der Lectüre der in märkisch-niederdeutscher Lebensfülle strotzende Hermann Kleist's zwischen uns und das Stück. Die Geliebte Hermann's, Thusnelda, übt bei Hille trotz des Titels keinen nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Handlung aus, da sie gottlob das unnatürliche briefliche Ansinnen Hermann's, ihren Vater zu tödten, nicht ausführt. Bei Brackebusch tritt sie mit dem Fortgang des Dramas immer mehr in den Vordergrund und bezeichnet mit ihrem Monolog am Ende des vierten Actes, der sich gegen die unjungfräulich-sinnlichen Töne des Selbstgespräches im dritten Aufzuge vortheilhaft abhebt, den künstlerischen Höhepunkt des Stückes. Sie beherrscht auch den fünften Act, insofern die Sehnsucht nach der verlorenen Gattin Armin den Plan der Vernichtung Roms fassen läßt. In dieser beabsichtigten Verwendung der deutschen Volkskraft zu einem persönlichen Zwecke schlägt der Verfasser ein tragisches Motiv an, das einer eingehenderen Ausgestaltung würdig gewesen wäre. Statt sich mit einem Hinweis auf den Götterwillen zu begnügen, hätte Armin das Frevelhafte seiner Handlungsweise erkennen, den inneren Conflict zu Ende denken, an ihm zu Grunde gehen müssen. In der Sprache herrscht bei Brackebusch der poesielose Begriff vor, der jede Regung des Gemüthes erdrückt, während Hille in glücklicher Anlehnung an Schiller durch die Sinnlichkeit seiner Ausdrucksweise die Phantasie seines Lesers zu beflügeln, sein Herz zu erheben weiß. F.

Alwin Böhme, Illustrirter Führer durch Braunschweig und seine nähere und weitere Umgebung. Mit 9 Ansichten in Kunstdruck nach Originalaufnahmen und einem Plan der Stadt in 6fachem Farbendruck. Braunschweig, A. Graff 1898. 84, X u VII S. kl. 8⁰. — ℳ 75

Das Buch will „vor allen Dingen praktischen Bedürfnissen entsprechen" und unterscheidet sich von seinen sehr bewährten Vorgängern, den Arbeiten von Fr. Knoll und Ed. Steinacker, dadurch, daß es die geschichtlichen Ausführungen kurz zusammen drängt, dafür aber die Umgegend Braunschweigs und auch die weiteren Ausflüge von dieser Stadt nach Wolfenbüttel, dem Elme mit Königslutter und Schöningen (weshalb nicht auch Helmstedt?), nach Harzburg, dem Brocken, Rübeland in Betracht zieht. Wir finden die Anordnung und die Behandlung des Stoffes, sowie namentlich auch das Format des Buches recht zweckmäßig und glauben, daß es zahlreichen Wünschen in dankenswerther Weise entgegen kommt. Bei einer zweiten Auflage wäre eine stilistische Ueberarbeitung des Ganzen wohl angebracht. Manches könnte schärfer und klarer gefaßt werden; auch einzelne Versehen wären zu berichtigen. S. 33 lies statt „August Wilhelm": „Georg Wilhelm", S. 34 statt „Otto Sommer": „Oskar S.": S. 36 Restauration des Domes nicht seit 1881, wo sie zum 25. April schon zu einem gewissen Abschlusse gekommen, sondern seit 1879; S. 37 sind die alten Bestandtheile der Burg Dankwarderode doch gar zu gering angegeben; als ihre Bewohner hätten die Herzöge August und Ferdinand mehr als Andere genannt werden müssen. Was für eine Glanzzeit kann ein Besuch des großen Kurfürsten 1643 für den Bau herbeigeführt haben? Auch stand dieser in der Folgezeit keineswegs leer. Sehr ungerecht ist S. 18 und 25 die Beurtheilung des verdienten Dr H. Dürre, S. 18 hätte auch Bethmann's schöner Aufsatz über die „Gründung Braunschweigs und den Dom Heinrichs des Löwen" genannt werden können. S. 16 wird die Verbreitung des Plattdeutschen in der heutigen Zeit zu umfassend dargestellt. Auch vor Uebertreibungen muß der Verf. sich hüten. Ueber den Geschmack soll man ja allerdings nicht streiten. Aber für die Behauptung, daß „in der That der „Braunschweiger Büchsenspargel" an Wohlgeschmack und Aroma dem besten frischen Spargel kaum etwas nachgiebt" (S. 7), dürfte er wohl wenig Zustimmung finden. Genug, eine Ueberarbeitung kann das Buch sehr gut vertragen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 20. November **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Zum 25jährigen Bestehen des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geschichtsvereins[1]).

Von Paul Zimmermann.

Wenn wir am heutigen Tage, wo der Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel auf eine volle 25jährige Thätigkeit zurückzublicken vermag, dieses Ereignisses freudig gedenken, so geschieht es nicht, um der weit verbreiteten Sitte unserer Zeit, die sich im Feiern von Jubiläen und Festen so leicht nicht genug thun kann, äußerlich zu entsprechen, oder wohl gar in eiteler Selbstbespiegelung uns selbst zu verherrlichen, sondern um bei diesem bedeutenden Zeitabschnitte einen Blick rückwärts und vorwärts zu werfen, damit wir uns selbst Rechenschaft über unser Thun und Treiben ablegen, damit wir sehen, ob und wie weit die Ideen, die den Gründern des Vereins vorschwebten, ihre Verwirklichung gefunden haben. Denn nur dann, wenn wir den Weg, der zurückgelegt ist, uns klar vergegenwärtigen, sind wir im Stande, die Richtung sicher aufzufassen, die wir zur Erfüllung unserer Aufgaben inne zu halten haben.

Um ein richtiges Urtheil über unseren Verein und seine Wirksamkeit abzugeben, genügt es aber nicht, ihn für sich allein zu betrachten und nur bis an seinen Ursprung zu verfolgen. Wir würden sonst von den geschichtlichen Bestrebungen unseres Herzogthums, in die der Verein einsetzt, kein richtiges Bild, von der Stellung, die er hier in den geistigen Strömungen einnimmt, keine klare Vorstellung erhalten. Es ist daher erforderlich, ein wenig weiter auszuholen, auch die früheren, wenn schon vergeblichen oder belanglosen Ansätze zu einer Geschichtsvereinsbildung, die Entwicklung und Thätigkeit der Anstalten, die verwandte Ziele verfolgen, und Anderes der Art in Betracht zu ziehen. Nur so können wir klar erkennen, was insgesammt auf historischem Gebiete bei uns hier zu Lande geleistet ist, welchen Antheil unser Verein daran gehabt hat, welche Aufgaben in Zukunft noch zu bewältigen sind.

1) Vorgetragen in der Versammlung des Vereins auf dem Sternhause am 31. October 1898.

Blicken wir uns im deutschen Vaterlande um, so ist ein Geschichtsverein von 25 Jahren nur als ein recht junger zu bezeichnen. Fast in allen deutschen Gauen ist das geschichtliche Vereinsleben weit eher erwacht als bei uns, wo die reiche geschichtliche Vergangenheit, die uns fast auf Schritt und Tritt in stolzen Erinnerungen und Denkmälern entgegen tritt, weit eher, möchte man meinen, dazu angeregt haben sollte. In das vorige Jahrhundert reicht allerdings kein historischer Verein zurück. Die Zeit war eine philosophisch und litterarisch gestimmte, historischen Bestrebungen in unserem Sinne abhold. Die „Deutschen Gesellschaften", die an verschiedenen Orten, wie auch in Helmstedt, bestanden, versuchten sich in Leistungen der Dichtkunst und Beredtsamkeit; geschichtliche Arbeiten blieben ihnen fern. Erst in der Zeit der Freiheitskriege erwachte der historische Sinn. Die gewaltigen Staatsumwälzungen, die sich um den Beginn unseres Jahrhunderts vollzogen, der Widerstand, den die französische Weltherrschaft zumal in Deutschland fand, das Erwachen des deutschen Geistes, der sich auf sich selbst besann und die Fesseln eines weltumspannenden Kosmopolitismus abstreifte, weckte und schärfte den Sinn für das geschichtliche Werden der Dinge, die Lust und Liebe an der eigenen, vaterländischen Vergangenheit, an deutscher Art in Sage und Dichtung, in Sitte und Recht, in Kirche und Staat, in der Kunst und auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Es ist bezeichnend, daß der bedeutendste Staatsmann der neuen Aera zugleich der eigentliche Begründer des geschichtlichen Vereinswesens geworden ist, kein Geringerer nemlich als der Freiherr v. Stein. Auf sein Betreiben wurde 1819 zu Frankfurt die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" gegründet, fast der erste Geschichtsverein, den wir in Deutschland kennen. Dies Beispiel wirkte befruchtend und vorbildlich auf weitere Kreise. Bald thaten sich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands gleichgesinnte Männer zusammen zu gemeinsamer Erforschung und Darstellung der heimischen Vergangenheit, zur Herausgabe der geschichtlichen Quellen, zur Erhaltung der Denkmäler ihrer Landschaften. Schon im Jahre 1817 hatte sich in Wiesbaden ein Verein zusammengethan, 1820 folgte in Naumburg der Thüringisch-sächsische Verein, 1824 Pommern und Westfalen, 1825 das Königreich Sachsen und das Voigtland und so ging es fort in den folgenden

Jahren. Im Jahre 1835 wurde es auch in unserer Nähe lebendig: da nahm der Historische Verein für Niedersachsen seinen Anfang.

Niedersachsen umfaßt auch das Herzogthum Braunschweig. Man hatte in der That in Hannover auf die Mitwirkung der Braunschweiger große Hoffnung gesetzt und Anfangs geschwankt, ob man der neuen Gründung nicht den Namen „Verein für Hannover und Braunschweig" geben wollte. Hatte doch auch die Zeitschrift, an die das „Vaterländische Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen" anknüpfte, das „Vaterländische Archiv für Hannoversche und Braunschweigische Geschichte" (1833, 34) und vorher das „Neue Vaterländische Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig" geheißen. Neben anderen Gelehrten war namentlich der Geheimrath von Strombeck in Wolfenbüttel seit dem Jahre 1825 alljährlich mit Beiträgen in der Zeitschrift vertreten gewesen. Anfangs schien es, als wenn die von Hannover aus gegebene Anregung auch in Braunschweig von guter Wirkung werden sollte. Schon im Jahre 1835 wurde hier die Gründung eines Geschichtsvereins erwogen. Es war wohl bei Einzelnen Bereitwilligkeit dazu vorhanden, aber es fehlte, wie es scheint, der richtige Mann, der Zeit, Lust und Geschick hatte, die Sache richtig in die Wege zu leiten.

Im Mittelpunkte der geschichtlichen Bestrebungen in der Stadt Braunschweig stand damals und noch auf längere Zeit der Magistratsdirector Wilhelm Bode, ein viel und vielseitig beschäftigter Beamter, der seine ganze freie Zeit zu historischen Studien verwandte und dessen reicher handschriftlicher Nachlaß nebst Bibliothek ein werthvoller Bestandtheil des Stadtarchivs in Braunschweig geworden ist. Ihn hatten in gleicher Weise Neigung und Beruf auf geschichtliche Arbeiten geführt. Als erster Beamter der Stadt suchte er vor Allem die Ansprüche rechtlich und historisch zu begründen, die seiner Ansicht nach die Stadt Braunschweig gegen die Landesregierung seit ihrer Unterwerfung im Jahre 1671 zu erheben befugt war. Das städtische Archiv war in schrecklicher Verwahrlosung, ohne gründliche Neuordnung nicht zu benutzen; hier mußte vor Allem die Hand angelegt werden. Fehlte so Bode's geschichtlichen Arbeiten zunächst keineswegs ein praktischer Zweck, so besaß er daneben auch für alle wissenschaftlichen Fragen ein reges Interesse und volles Verständniß. So war er denn auch gern bereit, an der Gründung eines Geschichtsvereins Theil zu nehmen, aber die führende Rolle darin glaubte er den Wolfenbüttler Herren überlassen zu sollen. Hier hatte er vor Allem auf zwei Männer seine Hoffnung gesetzt, auf den Geheimrath Friedrich Karl v. Strombeck, der nicht nur tüchtige Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten und werthvolle Sammlungen besaß, sondern auch schriftstellerisch sich schon länger rege bethätigt hatte und vortrefflich zu repräsentiren verstand, und auf den Hofrath und Archivar Hettling, einen gründlichen Kenner der Braunschweigischen Geschichte, mit dem Bode innig befreundet war. Auf einige Briefe, die Beide wechselten, gründet sich unsere Kenntniß von diesen Vorgängen. Die ersten Hoffnungen wurden nicht erfüllt und auch in den folgenden Jahren kam man nicht vom Flecke. Von Hannover trafen wiederholt Mahnungen ein, man möchte in Braunschweig den historischen Verein kräftiger unterstützen. Endlich im Jahre 1838 schien der lang erwogene Plan feste Gestalt annehmen zu sollen. Der Oberlehrer Dr Schröder vom Obergymnasium in Braunschweig betrieb die Angelegenheit mit lebhaftem Eifer. Von ihm wird ein kleines Promemoria herrühren, das „über die Tendenz eines zu bildenden historischen Vereins der Vaterlandskunde zu Braunschweig" handelt.[2]) Es waren umfassende, weitgehende Pläne, die darin verfolgt wurden. Der Verein sollte alles auf die Geschichte der Stadt und des Herzogthums Braunschweig Bezügliche sammeln, die dunkeln Partien der Braunschweigischen Geschichte so viel als möglich aufhellen und die noch jetzt herrschenden Irrthümer berichtigen. Die Forschungen und Sammlungen sollten sich nicht nur auf die Handschriften und Druckwerke in öffentlichen Archiven und Privatsammlungen, auf Münzen und Siegel u. s. w., sondern auch auf Architektur und Kunst, auf Umwallungen, alte Cultusstätten, auf die Entwicklung der Gewerbe, die Geräthschaften, Volkslieder und Sagen, Sitten und Trachten, die politische Institutionen, die Topographie u. s. w. erstrecken. „Der Verein würde es sich angelegen sein lassen", heißt es weiter, „Liebe und Interesse für die erwähnten Gegenstände bei den Bewohnern der Stadt Braunschweig und des Landes zu erwecken und zu erhalten, und so mittelbar und auch unmittelbar für die Erhaltung der vaterländischen Alterthümer beizutragen, von denen schon so viele durch Unkenntniß oder Geringschätzung ihres Werthes verloren gegangen oder wohl gar vernichtet sind". Vierteljährliche oder monatliche Versammlungen der Mitglieder des Vereins sollten Gelegenheit zu gegenseitigen Mittheilungen geben.

Das Verhältniß des Braunschweigischen historischen Vereins zu dem Hannoverschen wollte man folgendermaßen gestalten: „1) Der Braunschweigische Verein betrachtet sich als eine Schwesteranstalt des Vereins zu Hannover; 2) der Braunschweigische Verein hat sein eigenes Directorium und hält seine Versammlungen in Braunschweig; 3) er wird eine eigene Sammlung in Braunschweig anlegen, deren Local sich auf dem Herzogl. Museum befinden wird; 4) das hannoversche Archiv für Vaterlandskunde wird als ein gemeinschaftliches angesehen; 5) beide Vereine verpflichten sich zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung ihres gemeinschaftlichen Zweckes".

Es war eine nicht unbedeutende Zahl tüchtiger Männer, auf deren Mitwirkung man glaubte rechnen zu dürfen. Gelang es wirklich, diese Kräfte für gemeinsames Schaffen zu einigen, so konnte man gewiß auf guten Erfolg rechnen. Es waren in Braunschweig außer Bode und Schröder u. A. Dr Aßmann, Hofrath Eigner, Major Morgenstern, Domänendirector Pricelius, Consiorialrath Dr Römer, Registrator Sack, Dr Karl Schiller, Vicarius Schmidt, Auditor Spehr, Fr. K.

2) Vergl. Br. Anz. Nr. 12 und 13 vom 15. und 16. Januar 1892.

v. Vechelde, in Wolfenbüttel außer Hettling und v. Strombeck Kreisrichter Bege, Actuar Behrens, Consistorialrath E. L. Th. Henke, Landesarchivsecretair Dr Schmidt, Bibliothekar Dr Schönemann, in Hordorf Pastor Dr Venturini u. A. Zur Uebernahme des Vorsitzes sah man, wie Bode an Hettling am 17. Juli 1838 schrieb, in Herrn v. Strombeck den berufenen Mann. Dieser war aber gerade um diese Zeit auf einige Monate verreist, konnte sich also der Sache nicht annehmen. Im Uebrigen erhielt Bode von Hettling einen nichts weniger als ermunternden Brief. Er wolle wohl „simples Mitglied“ des Vereins werden, doch könne er sich zu keiner Art von Mitwirkung anheischig machen; seinen Namen unter eine öffentliche Aufforderung zu setzen, lehnte er entschieden ab, „getreu seinem unverbrüchlichen Princip: bene vixit qui bene latuit“. Mag man nun diesen Grundsatz für Hettling's Thätigkeit im Jahre 1830, wo er, ganz hinter den Coulissen, zu einem der Anstifter des Aufstandes gehört haben wird, auch erklärlich finden, so wäre es doch sehr zu bedauern, wenn seine Anwendung hier, wenn die Zurückhaltung Hettling's Bode die weitere Verfolgung des Unternehmens verleidet, dieses selbst vereitelt haben sollte. Wir sind über die bestimmenden Ursachen leider nicht unterrichtet; nur die Thatsache steht fest, daß alle jene Pläne vorläufig fromme Wünsche und unausgeführt blieben.

Das ist gewiß in mehr als einer Hinsicht sehr zu beklagen. Hätte man schon damals den alten Ueberlieferungen des Volkes in Sprache, Sage, Sitte, Tracht u. s. w. ein verständnißvolles Interesse zugewandt, wie viel mehr hätte damals als heute davon noch sicher geborgen werden können! Und hätte man schon zu der Zeit mit einer planmäßigen Sammlung der vaterländischen Alterthümer den Anfang gemacht, wie viel hätte damals mit Leichtigkeit zusammen gebracht werden können, wie viel würde dann vor dem Untergange und der Verschleppung gerettet worden sein! Das Herzogliche Museum scheint in dieser Beziehung leider gar keine Thätigkeit entfaltet zu haben; man wird nur das, was in der Art edle Seelen ihm zuwandten, dankbar entgegengenommen haben.

War die Gründung eines größeren historischen Vereins nun auch mißlungen, so suchte Bode die Ziele, die ihm im Interesse der Stadt Braunschweig am nächsten lagen, auf andere Weise durch einen engeren Verein zu erreichen. Er erließ im Jahre 1842 eine Aufforderung, daß junge Leute, die zu geschichtlichen Studien geneigt und bereit seien, ihn bei der Ordnung des städtischen Archivs und der Bibliothek zu unterstützen, sich bei ihm melden möchten. Es fanden sich die Auditoren Ludwig Fricke und Karl Koch, der spätere Oberstaatsanwalt, und der Dr Hermann Dürre ein, der eben von der Universität zurückgekehrt und jetzt durch Bode zuerst die Richtung auf das Studium der heimischen Geschichte erhielt, in der er später eine so verdienstliche Thätigkeit entfaltet hat. Zuerst ging es an die Bibliothek, im folgenden Jahre an das Archiv, das in den Kreuzgängen der Brüdernkirche einen gegen früher vergleichsweise sehr guten und wenigstens sicheren Aufbewahrungsort erhalten hatte. Hier trafen außer den Genannten wöchentlich auch eine Anzahl älterer Geschichtsfreunde zusammen, die unter Bode's Leitung geschichtliche Fragen erörterten, wie Dr Aßmann, Dr Schröder, Hofrath Dr Dedekind, Professor Emperius, Pastor Hessenmüller, der Magistrats-Copist Karl Westphal, der die Secretariatsgeschäfte besorgte, und auch Bode's Sohn, der spätere O.-L.-Gerichts-Rath, der nach wissenschaftlichem Zwiste durch heiteren Humor die gute Stimmung stets wieder herzustellen wußte. An die Stelle dieser zwanglosen Zusammenkünfte traten gelegentlich auch Ausflüge nach dem Elme und anderen historischen Punkten. Als nach einer Reihe von Jahren durch religiöse und politische Fragen Störungen in den Verein kamen, löste er sich im Jahre 1848 gänzlich auf. Zu einer Veröffentlichung der wichtigsten städtischen Urkunden, die Bode beabsichtigte und schon weit vorbereitet hatte, ist es nicht gekommen.

Ebenso ist zumeist durch die Ungunst der Zeit ein zweites Unternehmen gescheitert, daß uns ein umfassendes Landesurkundenbuch gebracht haben würde. Die erste Anregung dazu ging von dem Herzogl. Staatsministerium aus, das 1838 von dem Herzogl. Landesgerichte über die Veranstaltung einer älteren Braunschweigischen Verordnungssammlung ein Gutachten forderte. Dieses wurde ohne Zweifel von dem damaligen Hofrathe und Archivar Hettling erstattet, der die Aufgabe sehr weit faßte und dabei im Ministerium Zustimmung fand. Unter dem Vorsitz des Staatsministers Freiherrn von Schleinitz wurde zur Ausführung der Arbeit eine Commission gebildet aus dem Magistrats-Director W. Bode, dem Hofrathe Hettling und dem Consistorialrath Römer, denen je ein Secretair beigegeben werden sollte. Die Arbeit wurde nun so getheilt, daß Römer die Sammlung der eigentlichen Verordnungen, Bode die der mit der Landschaft vereinbarten grundgesetzlichen Bestimmungen, Hettling aber die Zusammenstellung der Fürstlichen Hausgesetze, der Kaiserlichen Privilegien &c übernahm. Letztere Abtheilung, deren Plan allmählich umgestaltet und immer mehr erweitert wurde, nahm einen so großen Umfang an, daß bis 1500 alle Urkunden des Landes-Haupt-Archivs, seitdem nur die wichtigeren darin berücksichtigt, aber auch die einschlagenden Stücke anderer Archive herangezogen werden sollten. Das Werk wäre, planmäßig ausgeführt, zu einem wirklichen Landesurkundenbuche geworden. Die Regesten und Documente waren im Wesentlichen angefertigt, das ganze Material zu übersehen, aber zur Veröffentlichung ist nichts gekommen. Resignirt berichteten Bode und Hettling über das Unternehmen im Jahre 1851 an v. Schleinitz: „Wir fühlen ganz, wie wenig an der Zeit ist, Ew Excellenz mit Angelegenheiten dieser Art jetzt zu beschweren“. Aber sie trösten sich mit der Zukunft. „Ist auch die gegenwärtige Zeit“ fahren sie fort, „solchen wie wohl allen wissenschaftlichen Bestrebungen höchst ungünstig, so wird doch die Zeit einst wiederkehren, in welcher man Geschichtsquellen aufsucht und benutzt, zumal da die Erfahrung lehrt, daß keine auch noch so durchgreifende Neuerung den Faden ganz entbehrlich macht, an welchem sich die Staatsinstitutionen bis zu ihrem Entstehen verfolgen lassen.“ Die Zeit, wo man Geschichtsquellen wieder

aufsucht und benutzt, ist gewiß längst schon gekommen. Möge aber auch der Tag nun bald erscheinen, wo wir unsere heimischen reichen Geschichtsquellen herauszugeben in der Lage sind!

Glücklicher als das Land war in dieser Beziehung die Stadt Braunschweig. Hier sind inzwischen die Pläne Bodes weit umfassender, als er selbst es dachte, aufgenommen und zum Theil schon in schönster Weise verwirklicht worden. Es war nur natürlich, daß das 1000jährige Jubiläum der Stadt Braunschweig, das im Jahre 1861 gefeiert wurde, schon vorher die Blicke zurück und in die Vorzeit lenkte, und es erschien Vielen als eine Ehrenpflicht, bei solcher Gelegenheit doch auch ein bleibendes Denkmal der reichen geschichtlichen Vergangenheit der alten Stadt aufzurichten. Schon zu Anfang des Jahres 1860 traten daher einige Männer aus dem alten Bode'schen Kreise wieder zusammen und gründeten einen Archivverein: Aßmann, Bode d. J., Dürre, Hessenmüller und Westphal, denen sich Bibliothekar Dr Bethmann aus Wolfenbüttel und, soeben nach Vollendung seiner Studien auf Hochschulen und im Schweriner Archive in die Heimath zurückgekehrt, Ludwig Hänselmann zugesellten. Man beschloß die Herausgabe eines wirklichen Urkundenbuches, das sich denen der Schwesterstädte Frankfurt, Lübeck, Hamburg u. a. würdig an die Seite stellen könnte. Ging so die Anregung auch von Vielen aus, die Ausführung der Arbeit fiel einem Manne, dem Letztgenannten, zu; ermöglicht aber wurde das Werk, indem die städtischen Behörden, den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragend, die Ordnung und Verwaltung des Archivs nicht mehr freiwilligen Hülfskräften überließen, sondern einem eigenen Beamten, dem zum Stadtarchivar ernannten Ludwig Hänselmann, übertrugen, dem seitdem seine Vaterstadt so viel geschichtliche Aufklärung und Belehrung verdankt. Von grundlegenden Quellenwerken, die er in musterhafter Weise herausgegeben, erinnere ich nur an die beiden Bände der Braunschw. Chroniken, die in den Veröffentlichungen der historischen Commission in München erschienen. Noch ein paar andere wichtige Quellenschriften wurden auf fremde Kosten, aber von heimischen Kräften veröffentlicht, zunächst „Die Urkunden des Stiftes Walkenried", die als Heft 2 und 3 des Urkundenbuches des hist. Vereins für Niedersachsen 1852 u. 55 herauskamen. Der Herausgeber hielt sich seinem Grundsatze treu wieder im Verborgenen; es war der bereits öfter genannte Obergerichtspräsident und Archivar Hettling, dem bei dieser Arbeit seine stets bewährte Stütze, der wackere Archivregistrator Rath Wilhelm Ehlers, die beste Hülfe leistete. Ferner die beiden umfangreichen Bände der Braunschweigischen Schulordnungen, die Fr. Koldewey in dem großen Sammelwerke der Monumenta Germaniae paedagogica als Bd. I und VIII 1886 u. 90 herausgab. Aber auch für fremde Aufgaben sind Braunschweigische Gelehrte vielfach in Thätigkeit gesetzt; ich erinnere an Dr O. v. Heinemann, der den großen Codex diplomaticus Anhaltinus (1867-83), an v. Schmidt-Phiseldeck, der das Stötterlingenberger Urkundenbuch 1874 herausgab, an G. Bode, der noch bei Bearbeitung des Urkundenbuches der Stadt Goslar beschäftigt ist. Gewiß nicht ohne ein leichtes Bedauern können wir sehen, daß alle diese Kräfte nicht zunächst für heimische Aufgaben verwandt wurden.

Außer dem Urkundenbuche der Stadt Braunschweig, das jetzt rüstig im Fortschreiten begriffen ist, hat das tausendjährige Jubiläum für uns noch eine zweite segensreiche Folge gehabt. Es wurde 1861 auf Betreiben des unermüdlichen, verdienstvollen Dr Karl Schiller das städtische Museum gegründet. Es war die höchste Zeit, daß auch auf diesem Gebiete in Braunschweig endlich etwas geschah, daß bei Sammlung der Alterthümer dem fremden Wettbewerbe endlich ein erfolgreicher Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Schiller's Anstalt hat segensreich gewirkt. Es war jetzt ein Mittelpunkt geschaffen, wo alles das zusammen getragen wurde, was für die Geschichte der Stadt und des Landes im weitesten Sinne von Bedeutung war. Seitdem hat, wie der Senator Culemann in Hannover wiederholt klagte, der Zugang für seine Sammlung aus der Stadt Braunschweig bedeutend nachgelassen, ein deutlicher Beweis für den Segen, den diese Neuschöpfung für Stadt und Land Braunschweig brachte, wie für den Schaden, den diese bis dahin unbemerkt, aber unwiederbringlich erlitten hatten. Zur Förderung und Vermehrung der Sammlungen des städtischen Museums bildete sich 1869 in der Stadt Braunschweig ein besonderer Verein, der aber nur dieses eine Ziel verfolgte. Seine Thätigkeit war gewiß eine sehr verdienstliche, aber sie umfaßte doch nur eines von den Gebieten, deren Pflege geschichtlichen Vereinen obliegt.

Nach diesem erfreulichen Aufschwunge der geschichtlichen Bestrebungen in dem Beginne der 60er Jahre brachte das Jahr 1868 zunächst einen empfindlichen Verlust. Mit dem Ende dieses Jahres stellte das Braunschweigische Magazin sein Erscheinen ein. Wenn bis dahin die Herausgabe einer Braunschweigischen geschichtlichen Zeitschrift, wie sie andere Landschaften längst besaßen, weniger, als man annehmen sollte, vermißt wurde, so lag das vor Allem daran, daß das Braunschweigische Magazin zu einem guten Theile diesen Ansprüchen genügte. Seit dem Erscheinen der Braunschweigischen Anzeigen im Jahre 1745 hatten erst diese selbst, dann das mit ihnen verbundene Beiblatt, Anfangs „Gelehrte Beyträge", seit 1788 „Magazin" genannt, zahlreiche und werthvolle geschichtliche Aufsätze gebracht. Die tüchtigsten Kenner der heimischen Geschichte, v. Strombeck, Bode, Hettling, Henke, v. Heinemann, Dedekind u. A. hatten dem Unternehmen ihre Federn zur Verfügung gestellt. Konnten auch umfangreiche, gar zu gelehrte Abhandlungen in ihm keine Unterkunft finden — dazu standen ja das Archiv des Hist. Vereins für Niedersachsen und andere Zeitschriften zu Gebote —, so erhielten doch die Aufsätze, die genommen wurden und für ein weiteres Publikum paßten, eine um so größere Verbreitung, eine größere jedenfalls, als ein historischer Verein seinen Veröffentlichungen zu geben vermag. Das konnte in weiten Kreisen nicht ohne Einfluß bleiben, mußte insbesondere dem Interesse für die heimische Vergangenheit kräftigen Vorschub leisten. Es war daher ein bedauerlicher Ausfall, den nach mehr denn 120jäh-

rigem Bestehen das Eingehen dieses Blattes bezeichnet, an dessen Stelle zunächst nichts Aehnliches als Ersatz trat.

Dasselbe Jahr 1868 brachte uns aber zugleich wenigstens eine kleine Entschädigung, die sich demnächst noch als weit gewinnbringender, als man Anfangs annehmen konnte, erweisen sollte. Auf Anregung zweier jugendlicher und eifriger Geschichtsfreunde in Wernigerode und Blankenburg, des Archivars Dr Jacobs und des Assessors G. Bode, traten am 15. April 1868 in Wernigerode eine Anzahl Männer von den Höhen, vom Fuße und aus dem weiten Umkreise des Harzes zusammen, um einen neuen Geschichtsverein, den Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde, zu begründen. Der neue Verein blühte fröhlich auf und entwickelte sich in einer ungeahnt glücklichen Weise. Ein Theil unseres Herzogthums fiel ja direct in seinen Bereich, aber er faßte bald noch viel weiter Fuß, da eine größere Zahl Braunschweiger sich von seiner Stiftung an eifrig an ihm betheiligte, und besonders da zwei Stellen des Vorstandes durch thätige und einflußreiche Männer unseres Herzogthums besetzt waren, durch den Wolfenbüttler Bibliothekar Dr O. v. Heinemann, der Anfangs neben Graf Botho zu Stolberg-Wernigerode, seit 1877 an erster Stelle den Harzverein leitete, und den Assessor G. Bode, den zweiten Schriftführer, der sich mit hingebendem Eifer den Vereinsinteressen widmete.

Das Gebiet des Harzvereins ist ein weites, vielfach zerklüftetes, das auch in seiner geschichtlichen Entwickelung sehr verschiedenartige Theile in sich zusammen schließt. Es wurde daher von vornherein darauf Bedacht genommen, daß in dem weiten allgemeinen Rahmen enger Zusammengehöriges sich auch zusammenschlösse, daß sich Zweigvereine bildeten, die zugleich für das Ganze wirkten und in ihren Bezirken die Arbeit im Einzelnen besorgten. So entstanden sogleich kleinere Localvereine in Quedlinburg, Nordhausen und Blankenburg, von denen der Letztere bald sanft entschlummerte, um sich später wieder zu neuer, emsiger und anhaltender Thätigkeit aufzuschwingen. Den gemeinsamen Mittelpunkt aller Mitglieder in Ost und West, in Nord und Süd bildeten die alljährigen Wanderversammlungen des Hauptvereins, die bald hier, bald dort in dem weiten, mit Reizen der Natur und Werken der Kunst verschwenderisch reich ausgestatteten Vereinsgebiete abgehalten, den Theilnehmern immer neue Gegenden, Kunst- und Naturschätze vorführten und neue Anregungen boten, zugleich aber in den verschiedensten Gegenden das Interesse für den Verein und seine Bestrebungen weckten und stärkten. Solcher Anregung verdankt auch unser Verein im Grunde seine erste Entstehung.

Zu Pfingsten 1873 tagten der Harzverein und der Hanseverein zusammen in der Stadt Braunschweig. Hier wurde von Bode die Frage der Gründung von Ortsvereinen zur Verhandlung gestellt, an der auch Professor G. Waitz aus Göttingen sich eifrig betheiligte; ihre Errichtung wurde von allen Seiten als wünschenswerth bezeichnet. Der Same, der hier ausgeworfen, fiel bei einigen Wolfenbüttler Mitgliedern auf guten Boden. Es war insbesondere der damalige Archivsecretair Karl v. Schmidt-Phiseldeck, der den Gedanken mit Eifer ergriff und mit Geschick verfolgte. Neben ihm nahm v. Heinemann der Sache sich lebhaft an und von Vechelde aus leistete G. Bode zunächst thätige Unterstützung. Für den 24. Juli 1873 wurde nach dem Kaffeehause in Wolfenbüttel eine Versammlung anberaumt, zu der sich außer den drei genannten Herren noch der damalige Consistorialrath Dr A. Dedekind, der Oberlehrer Dr A. Nehring und die Assessoren Vorwerk und Stegmann einfanden; acht Herren, die am Erscheinen behindert waren, ließen ihre Theilnahme mündlich erklären; es waren darunter der damalige Kreisassessor G. Spies, Oberlehrer Dr Koldewey und Lehrer Th. Voges. Man constituirte sich jetzt endgültig zu einem Vereine. In der am 4. August abgehaltenen 2. Versammlung, die von 17 Herren besucht war, nahm man den Namen „Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde zu Wolfenbüttel“ an, genehmigte mit einigen Aenderungen die vorgelegten Statuten und wählte zum Vorsitzenden den Bibliothekar Dr v. Heinemann, zum Schriftführer den Archivsecretair v. Schmidt-Phiseldeck. Bekanntlich war Ersterer auch Vorsitzender des Harzvereins; es war hierdurch eine weitere enge Verbindung des Zweigvereins mit dem Hauptvereine hergestellt.

Was man in den Jahren 1835 und 1838 angestrebt, aber nicht zu Stande gebracht hatte, die Gründung eines Braunschweigischen Geschichtsvereins mit der Anlehnung an eine größere Gemeinschaft, das hatte man jetzt erreicht. Zwar hatte man nicht, wie man damals wollte, nach Nordwest, sondern nach Südost Anschluß gefunden, aber an einen großen, regen und lebenskräftigen Verein, der außer einer guten Zeitschrift durch seine Wanderversammlungen u. A. eine Fülle von Anregungen bot. Früher scheint der gehegte Plan nicht verwirklicht zu sein, weil die Wolfenbüttler die ihnen von den Braunschweigern angebotene Führerschaft nicht übernehmen wollten. Jetzt hatten Jene, ohne diese früheren Vorgänge zu kennen, die Leitung übernommen; die Beamten der Landesanstalten, denen vor Allem die Vertretung geschichtlicher Interessen obliegt, der Bibliothek und des Archivs, waren an die Spitze des Unternehmens gestellt, und der Erfolg ist, wie wir jetzt wohl sagen dürfen, ihren Bestrebungen ein günstiger gewesen.

Es ist für den Verein gewiß als ein großes Glück zu bezeichnen und hat ihm nicht zum Wenigsten eine ruhige Entwicklung, eine feste Ueberlieferung verschafft und vor Uebereilungen bewahrt, daß die zuerst gewählten Männer lange Jahre an der Spitze des Vereins erhalten wurden. Gereicht es uns doch Allen zu lebhaftester Freude, daß wir den Mann, der vor 25 Jahren den Vorsitz in unserem Vereine übernahm, der stets würdig und unparteiisch unsere Verhandlungen leitete, uns so oft durch sein beredtes Wort ergötzte und belehrte, und der auch nach Schluß des geschäftlichen Theiles stets anregend und belebend noch lange in munterem Kreise bei uns ausharrte, daß wir diesen Mann noch heute an unserer Spitze sehen. Wenn ich in Rückblick auf das vollendete Vierteljahrhundert Gutes von dem Vereine zu sagen vermag, so gebührt dafür vor Allem der Dank unserem verdienten Vorsitzenden, den wir hoffentlich noch viele Jahre in alter Frische und an der alten Stelle

unter uns wirken sehen. Der zweite Dank gilt einem Todten. Schmidt-Phiseldeck hat dem Vorstande des Vereins bis Ende des Jahres 1877 als Schriftführer, dann als Stellvertreter des Vorsitzenden bis zu seinem Tode angehört, der ihn am 11. October 1895 zu früh den Seinen, seinem hohen Kirchenamte und unserem Vereine entriß. Ließen ihn auch in den letzten Jahren seine vielen Dienstgeschäfte als Consistorialpräsident und andere Arbeiten zu ausführlicheren Mittheilungen in dem Vereine selten noch kommen, so hat er doch bis zuletzt bei allen geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins in der Regel das entscheidende Wort geführt, und durch sein ruhiges, vorsichtig abwägendes Urtheil hat er alle gut gemeinten, aber unzweckmäßig erscheinenden Vorschläge von vornherein abzuwehren verstanden.

Auch sonst hat der Tod manche Lücke in unsere Reihen gerissen. Mit Wehmuth gedenken wir heute der Männer, deren Thätigkeit unser Verein, seine Zusammenkünfte und Sammlungen, so Vieles verdanken, der belehrenden und anregenden Reden. die Schulrath Dr Dürre, Pastor Dr Höeck, Professor Dr Steinacker, Abt D. Thiele, Baurath E. Wiehe an uns zu richten wußten, gern erinnern wir uns der schönen Alterthümer, die die eifrigen Sammler Aug. Grotrian und Rob. Wilhelmy uns vorzeigten und nach ihrem Tode edelmüthig unserer Vereinssammlung und dem Herzoglichen Museum zukommen ließen In ähnlicher Weise waren in weiterer Ferne Cantor Brackebusch in Gandersheim und Stadtkämmerer Schönert in Schöningen unausgesetzt für die Interessen unseres Vereins, wie für die Alterthümer und Erinnerungen ihrer Städte auf das Eifrigste thätig. Verlassen haben uns, weil sie nach Berlin in einen größeren Wirkungskreis berufen wurden, Professor Dr A. Nehring und Museumsdirector Dr Menadier, von denen jener, einer der Stifter des Vereins und 1881 zu seinem Ehrenmitgliede ernannt, lange Jahre die vorgeschichtliche Forschung, dieser die Münzwissenschaft bei uns vertrat. Glücklicherweise wurden die Stellen, die so frei wurden, stets von Anderen wieder ausgefüllt, so daß der Verein mit guten Hoffnungen auch in das zweite Vierteljahrhundert eintreten kann. Im ersten Jahre belief sich die Zahl der Mitglieder auf 145; 1882 überschritt sie zuerst das zweite Hundert, seitdem hat sie sich zwischen 220 und 250 in schwankender Höhe erhalten.

Nach der getroffenen Vereinbarung ist jedes Mitglied des Ortsvereins ohne Weiteres auch Mitglied des Harzvereins, bekommt dessen Zeitschrift und hat dieselben Rechte wie dessen sonstige Mitglieder, die keinem Zweigvereine angehören. Drei Viertel der Vereinsbeiträge werden dafür an die Casse des Harzvereins abgeführt, ein Viertel für die eigenen Zwecke des Ortsvereins zurückbehalten. Dieser betrachtet nun als seine besondere Aufgabe, wie §. 1 der Statuten besagt, „für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmale in der Stadt Wolfenbüttel und dem umliegenden Landgebiete thätig zu sein“. Diesen Zweck hat er zunächst durch regelmäßige Zusammenkünfte zu erreichen gesucht, deren im Winter meist 6, einmal nur 3, öfter auch 7 oder 8 abgehalten wurden. Im Sommer wurden Ausflüge zur Besichtigung interessanter Bauwerke, historischer Stätten u. s. w. unternommen. Anfangs fanden die Versammlungen nur in Wolfenbüttel statt; der Verein nannte und betrachtete sich nur als einen Wolfenbüttler, wenn auch manche Braunschweiger — ich nenne nur Stadtarchivar Dr Hänselmann — sich auch durch Vorträge lebhaft an den Sitzungen betheiligten. Allmählich, namentlich nach dem Jahre 1879, wo viele Juristen von Wolfenbüttel nach Braunschweig übersiedelten, verschob sich das Verhältniß; die Zahl der Mitglieder wurde in Braunschweig größer als in Wolfenbüttel; jetzt ist sie dort mehr als doppelt so hoch. Es entsprach nur der Billigkeit, daß der Verein jetzt auch in Braunschweig ein Lebenszeichen von sich gab; seit dem Winter 1880 auf 81 werden daher die Zusammenkünfte abwechselnd in Braunschweig und in Wolfenbüttel gehalten. Stillschweigend nahm der Verein etwa seit dieser Zeit den Namen „Ortsverein für Geschichte und Alterthümer zu Braunschweig und Wolfenbüttel“ an und offen erstreckte sich seine Thätigkeit von jetzt an nicht nur auf den Wolfenbüttler Bezirk, sondern auf das ganze Herzogthum. Auch das Herzogliche Staatsministerium, bei dem der Verein in verschiedenen Fällen in dankenswerthester Weise hülfsbereite Unterstützung fand, sah ihn offenbar als die Vertretung der geschichtlichen Interessen des Herzogthums an und hat wiederholt Gutachten von seinem Vorstande gefordert. So betraute es ihn mit der Leitung der Inventarisirung der Kunst- und Alterthumsdenkmäler des Herzogthums, einer Arbeit, der sich vor Allem Lehrer Th. Voges mit hingebendem Eifer unterzog, und auf Vorschlag des Vereinsvorstandes ist die Herausgabe der Bau- und Kunstdenkmäler dem Professor Dr P. J. Meier übertragen, der alle gehegten Wünsche in dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Bande, der den Kreis Helmstedt behandelt, in schönster Weise befriedigt hat. Auch A. Voß' „Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren“ hat der Verein auf Veranlassung und auf Kosten des Herzogl. Staatsministeriums 1888 in großer Zahl im Lande versendet. Schon vorher (1879) hat er durch weite Verbreitung eines kleinen „Aufrufes zur Sammlung der vaterländischen Alterthümer“, der zumeist die vorgeschichtlichen in's Auge faßte, in gleichem Sinne zu wirken gesucht, noch früher durch die Schrift von A. Nehring „Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands“ (Wolfenbüttel 1874), die erste Veröffentlichung, die der Verein an seine Mitglieder neben der Harzzeitschrift hat gelangen lassen. Allgemein anregend haben diese Schriften gewiß gewirkt, wenn auch der directe Erfolg für die Sammlungen des Vereins zumeist wegen des Wettbewerbes eifriger Privatsammler den Erwartungen nicht völlig entsprochen haben mag. Von eigenen Ausgrabungen, die der Verein veranstaltet hat, nenne ich die bei Groß-Steinum (1879), die Ausgrabung in der Holzener Höhle bei Eschershausen. die Dr Wollemann 1883 für den Verein in methodischer Weise machte, und die Untersuchung, die in vorigem Jahre auf der Hünenburg bei Watenstedt Museumsinspector Grabowsky eingehend und erfolgreich ausgeführt hat. Auch an den Ausgrabungen der Asseburg und der Lichtenburg hat der Verein mit Rath und That Antheil genommen.

Für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler ist der Verein, wie die Satzungen es forderten, stets mit Entschiedenheit eingetreten. Ich erinnere nur, um von Anderem zu schweigen, an den heftigen Kampf, der um die Erhaltung der Burg Dankwarderode geführt ist. Auf Anregung des Museumsdirectors Dr Riegel trat zuerst der Verein für das alte Bauwerk ein; unentwegt ist mit offenem Visier unser Vorsitzender gegen anonyme Zeitungsscribenten, die das Gebäude niederlegen wollten, zu Felde gezogen In treuer Gemeinschaft haben damals der Geschichtsverein und der Architecten- und Ingenieurverein für den gleichen Zweck getagt und berathen, und ist jetzt die stolze Pfalz Herzog Heinrich's des Löwen in erneuter Pracht wieder vor unseren Augen erstanden, so kann man wohl behaupten, daß der Verein es in keiner Weise hier an sich hat fehlen lassen, ohne damit Anderer Verdienste um den Bau zu schmälern, am wenigsten diejenigen unseres zeitigen Regenten, Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht, die alle Kunst-, Geschichts- und Vaterlandsfreunde stets dankbar anerkennen werden.

Grundsätzlich suchte der Verein die Denkmalspflege in Verbindung mit dem Architecten- und Ingenieurvereine und dem Vereine zur Erhaltung der Baudenkmäler in der Stadt Braunschweig, der sich 1890 gebildet hatte, durch eine „Denkschrift, betr. den staatlichen Schutz der Denkmäler im Herzogthum Braunschweig“ zu regeln, die Herzoglichem Staatsministerium im März 1894 überreicht wurde, hauptsächlich die Anstellung eines Conservators und die Berufung von Pflegern in den einzelnen Theilen des Landes bezweckte, aber leider zu einem wirklichen Ergebnisse nicht geführt hat.

Die Satzungen schreiben ferner vor, ein Theil der Vereinsgelder sei „zur Begründung von geschichtlichen und antiquarischen Sammlungen zu verausgaben, welche an einem Orte ungetrennt zu bewahren sind“. Dieser Vorschrift wurde im Anfange gewissenhaft nachgelebt, und es sind im Laufe der Jahre nach Maßgabe der vorhandenen, immerhin nur bescheidenen Mittel zahlreiche Alterthümer durch den Verein zusammengebracht worden; in einem Bodenzimmer des Landeshauptarchivs wurde ihnen 1879 eine sichere Unterkunft bereitet. Der Hauptgesichtspunkt bei diesem Sammeln war, die Sachen dem Lande zu retten. Der Verein betrachtete daher seine Aufgabe als erfüllt, wenn er geeignete Gegenstände anderen gesicherten Sammlungen verschaffen konnte, wie z. B. dem Herzoglichen Museum, dem er gelegentlich auch aus seiner eigenen Sammlung Verschiedenes überlassen hat. Auch der Ankauf der ersten vorgeschichtlichen Sammlung des Abts Thiele für diese Anstalt geschah auf eine von dem Geschichtsvereine 1878 an die Landesversammlung gerichtete Eingabe, der sich später andere Vereine in Braunschweig anschlossen Als dann im Jahre 1890 nach der Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus den Jahren 1806—15, die im Verein von dem Landsyndikus Rhamm angeregt und von Mitgliedern des Vereins ausgeführt wurde, die Gründung eines Vaterländischen Museums beschlossen ward — die passive Haltung, die das Herzogliche und das Städtische Museum bei der Ausstellung eingenommen hatten, gaben den Anlaß dazu — und diese neue Anstalt sich in erfreulichster Weise entwickelte, da hat der Verein von einer planmäßigen Fortsetzung seiner eigenen Sammlung im Wesentlichen absehen zu müssen geglaubt, da jenes Museum ihm in vollem Umfange alle seine Wünsche zu verwirklichen schien. Er hat unter Vorbehalt des Eigenthumsrechts zahlreiche Stücke an das Vaterländische Museum abgegeben, davon grundsätzlich aber alle diejenigen Gegenstände ausgeschlossen, die sich auf die Geschichte der Stadt Wolfenbüttel beziehen, da die Hoffnung besteht, daß diese demnächst hier einmal in einer sicheren Sammlung vereinigt werden. Ausgeschlossen hat das Vaterländische Museum, um die Concurrenz mit den anderen Museen der Stadt hierin nicht noch zu vermehren, die Vorgeschichte. Auf diesem Gebiete besitzt die Vereinssammlung noch manche z. Th. werthvolle Gegenstände. Der Verein hat sich bereit erklärt, diese und was er sonst Prähistorisches besitzt, sofort abzugeben, wenn der aus seiner Mitte hervorgegangene Plan, alle jetzt getrennten vorgeschichtlichen Sammlungen des Landes an einer Stelle zu vereinigen, verwirklicht werden sollte. Es wäre das in wissenschaftlicher Hinsicht gewiß äußerst wünschenswerth.

Mit Freuden sieht der Verein, daß auch das Städtische Museum in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen, daß insbesondere der volkskundliche, der ethnographische und der kunstgewerbliche Theil reichen Zuwachs erfahren haben. Es ist dies vor Allem ein Erfolg des selbstlosen Wirkens des Dr Richard Andree, der durch sein treffliches Buch über die „Braunschweigische Volkskunde“ vielen Wünschen, die bei Gründung des Vereines gehegt wurden, eine ungeahnte Erfüllung, allen Sammlern auf diesem Gebiete ein vorzügliches Vorbild und zur Erforschung unserer Volkskunde vielseitigste Anregung gegeben hat. So steht denn nur zu wünschen, daß alle Museen der Stadt, auch wo ihre Gebiete sich berühren, nach wie vor einträchtig neben einander wirken. Daß gesammelt wird, ist die Hauptsache, was darin jetzt versäumt wird, nicht wieder nachzuholen. Ist erst einmal so auf getrennten Wegen Tüchtiges zusammengebracht worden, so kann eine Theilung, ein Austausch nach großen sachlichen Gesichtspunkten bei allerseits gutem Willen leicht ausgeführt werden. Das ist eine Frage, die wir getrost der Zukunft überlassen können.

Von eigenen regelmäßigen Veröffentlichungen meinte der Verein um so eher absehen zu können, da seine Mitglieder ja sämmtlich die Harzzeitschrift erhalten. Er hat daher an diese nur gelegentlich kleinere Monographien ausgegeben, die sämmtlich aus Vorträgen, die im Vereine gehalten wurden, hervorgingen. So zuerst die schon erwähnte Nehring'sche Schrift, dann 1878 den Aufsatz v. Heinemann's über „die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel“, ein Büchlein, mit dem der Verein mit Erfolg in die Bewegung einsetzte, die zu einem guten Theile den schönen Neubau unserer Bibliothek, den Handschriftencatalog u. A. zur Folge hatte, ferner 1880 die schön ausgestattete Schrift von Karl Brandes über „Das ehemalige fürstliche Lustschloß Salzdahlum“, die 1883 für die Hauptversammlung des Harzvereins in Wolfenbüttel herausgegebene Festschrift von Alb. Rhamm:

„Die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig“, sodann von Karl Rhamm „Dorf und Bauernhof in altdeutschem Lande“ (1890) und mehrere kleinere Sachen der Art.

Seit dem 1. September 1895 wird dann auch wieder bei den Braunschweigischen Anzeigen ein Braunschweigisches Magazin herausgegeben. Es geschieht dies auf Anregung unseres Vereins, der in Verbindung mit anderen Vereinen zumal in der Stadt Braunschweig um die Wiedereinrichtung des Blattes einkam, und es ist ermöglicht durch das opferwillige Entgegenkommen des Vorstandes der Braunschw. Anzeigen und des Herzogl. Staatsministeriums, das mit lebhaftem Danke anzuerkennen ist. Ist das Magazin auch keine rein historische Zeitschrift, so behandelt es doch zu einem großen Theile geschichtliche Stoffe und verbreitet diese, damit aber geschichtliche Kenntnisse und hoffentlich auch geschichtlichen Sinn und Liebe zur Heimath in weitesten Kreisen unseres Herzogthums. Natürlich ist die Haltung des Blattes dem Einen zu wissenschaftlich, dem Andern nicht wissenschaftlich genug. Ertönen in der That beide Klagen, so wäre das wohl ein Beweis, daß die richtige Mitte, die ein Blatt, das zwei so verschiedenen Forderungen gerecht werden muß, nicht gänzlich verfehlt ist. Daß von Seiten der Geschichtswissenschaft das Blatt nicht ungünstig aufgenommen ist, zeigt ein weiterer directer Nutzen, der unserem Vereine, Dank wiederum dem freundlichen Entgegenkommen des Vorstandes der Braunschweigischen Anzeigen, aus dem Magazine erwächst. Der Verein läßt nämlich eine größere Anzahl von Exemplaren auf besserem holzfreien Papier abziehen und ist auf Grund dieser Veröffentlichung mit 116 Vereinen, Anstalten u.s.w. in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, der Schweiz, Holland, Belgien, Deutsch-Rußland, Schweden und Amerika in Schriftenaustausch getreten; auch an die Bibliotheken des Landes, und soweit der Vorrath reicht, an Mitglieder des Vereins werden diese Exemplare abgegeben. So kommen die wissenschaftlichen Veröffentlichungen fast aller deutschen Geschichtsvereine und vieler ausländischen ohne weitere Kosten in unser Land, ein Vortheil, den alle Diejenigen werden zu schätzen wissen, die jene Litteratur hier bislang schmerzlich entbehrt haben. Eine eigene historische Bibliothek aus diesen und anderen Werken zu gründen, hat der Verein bislang nicht in Absicht, wie er auch das Sammeln von Urkunden und Akten den berufenen Organen des Herzogthums, die darin mit Recht eine unliebsame Concurrenz erblicken würden und diese Aufgabe keineswegs vernachlässigen, völlig überlassen hat. So möchte es wohl auch den Verhältnissen unseres kleinen Landes am besten entsprechen, wenn dereinst jene Bücherschätze an bestehende gesicherte Sammlungen angegliedert werden.

Ein Zeichen weiterer Selbständigkeit unseres Vereins ist es, daß er seit einigen Jahren als besonderes Glied dem Gesammtvereine der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine beigetreten ist. Auf den Generalversammlungen dieses Gesammtvereins ist unser Verein, Dank der Munificenz des Herzogl. Staatsministeriums, schon seit 1889 regelmäßig vertreten gewesen.

Das sind in kurzen Zügen dargestellt die Verhältnisse, die allmählich zu der Gründung unseres Vereins geführt haben, das die Entwickelung, die er in den 25 Jahren seines Bestehens gehabt hat. Wohl ohne Ueberhebung können wir sagen, daß die Grundlagen so sicher gelegt sind, daß sie auch noch weitere Jahrzehnte den Bau, den fortzuführen unsere Aufgabe ist, fest und sicher tragen können. Wir haben uns gehütet vor einseitigem Abschluß, da wir den Segen nicht verkennen, den die Theilnahme an einer größeren Gemeinschaft, wie der des Harzvereins und des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine, uns bietet. Wir wollen die Interessen und gemeinsamen Unternehmungen der deutschen Geschichtswissenschaft, wo und wie wir können, fördern und unterstützen, dann aber auch das, was wir anderwärts gesehen und als bewährt gefunden haben, für unsere Heimath nutzbar zu machen suchen. Der Kunde ihrer Geschichte, der Erhaltung ihrer Denkmäler und Erinnerungen soll immer in erster Reihe unsere volle Kraft gewidmet sein. Möge es bei dieser Arbeit auch in Zukunft niemals an den erforderlichen Kräften, an der theilnehmenden Hülfe weiter Kreise fehlen! Dann wird, wenn wir dem Wahlspruche unseres Fürstenhauses treu: Nunquam retrorsum! ehrlich weiter wirken und schaffen, immer mehr das erreicht werden, was schon vor länger als 60 Jahren unsere Väter und Großväter erstrebten. Dann wird das Licht der geschichtlichen Wahrheit immer weiter das Dunkel verscheuchen und immer klarer die Vergangenheit uns vor Augen stellen. Aber das Licht wird nicht nur erleuchten, sondern auch erwärmen. Denn mit der Kenntniß unserer Geschichte wird doch auch wachsen, was zu fördern ja jeder Geschichtschreibung schönste Aufgabe ist, die Liebe und Anhänglichkeit an unsere Heimath.

Bücherschau.

Johannes Beste, Das Kloster Riddagshausen. Ein Geschichtsbild. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1898. 54 S. 8⁰. — ℳ 75.

Der Verfasser, der sich als gründlicher Kenner der Braunschweigischen Kirchengeschichte durch sein umfassendes Werk darüber schon auf das Beste bewährt hat, entwirft mit sicherer Hand ein anschauliches und lebensvolles Bild von den wechselvollen Schicksalen des Klosters Riddagshausen, von dem Leben und Treiben seiner Insassen, von seinen Leitern, den Bauwerken, den Anstalten, die in neuerer Zeit dort bestanden, u. s. w. Er hat die Arbeit auf Wunsch des Pastors Eißfeldt ausgeführt, der damit vor Allem eine Anregung für seine Gemeinde dort bezweckte. Dieser wie Allen, die für die geschichtlich und kunstgeschichtlich bedeutsame und in der Nähe der großen Stadt so romantisch gelegene Stätte eine Theilnahme hegen, kann die kleine Schrift, die im besten Sinne gemeinverständlich geschrieben ist, nur angelegentlich empfohlen werden. Sie ist auch sehr schön ausgestattet und mit zahlreichen Abbildungen geschmückt, die zumeist dem Werke H. Pfeifer's über das Kloster Riddagshausen entnommen sind, das in diesem Blatte im vorigen Jahre (S. 31 f.) besprochen wurde.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 4. December **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Das Preußische Pfarrerbesoldungsgesetz mit Bezug auf die Braunschweigischen Verhältnisse[1].

Von W. Kulemann.

I

Die Bestrebungen großer Kreise in unserem Herzogthume sind dahin gerichtet, eine Aenderung in der Besoldung der Geistlichen, insbesondere die Abschaffung oder wenigstens eine Reform des Pfründensystems herbeizuführen. Es dürfte unter diesen Umständen von Interesse sein, den Weg zu verfolgen, den man in diesem Jahre in Preußen eingeschlagen hat, um dieselbe Angelegenheit zu ordnen.

Dieser unterscheidet sich nun von dem bei uns betretenen schon durch den grundsätzlich abweichenden Ausgangspunkt. Bei uns haben die Vertreter des Reformplanes wiederholt nachdrücklich erklärt, daß es ihnen nicht um eine Gehaltserhöhung, sondern nur um ein verständigeres System der Gehaltszahlung zu thun sei, daß sie insbesondere nicht die Leistungen der Gemeinden steigern, sondern nur mit den durch diese zur Verfügung stehenden Mitteln eine bessere Vertheilung herbeiführen wollen. In Preußen ist der Ausgangspunkt der entgegengesetzte gewesen. Man war allseitig einig über die Nothwendigkeit einer Aufbesserung der Stellen, und erst als man daran ging, einen Weg für diese zu finden, ergab sich die Nothwendigkeit eines wesentlichen Eingriffes in das Pfründensystem.

Ich glaubte, dies von vornherein hervorheben zu sollen, um Mißverständnissen vorzubeugen und werde jetzt zunächst mit einigen kurzen Strichen die Vorgeschichte des Gesetzes darstellen.

Schon seit Jahrzehnten hatte man die Verbesserung der Besoldungsverhältnisse gefordert, und zwar nach einer doppelten Richtung. Zunächst sollte das Anfangsgehalt überall auf einen gewissen Mindestbetrag gebracht werden, der zum Unterhalte einer Familie erforderlich sei. Außerdem aber sollte, entsprechend den mit den Jahren steigenden Bedürfnissen der Familie, auch eine Erhöhung nach Maßgabe des Dienstalters eintreten. Schon die für die evangelisch-lutherische Kirche der Provinz Hannover erlassenen Gesetze vom 22. December 1870 und 4. Juli 1876 hatten ein Mindesteinkommen von 1800 ℳ eingeführt, ja es sollte überall da, wo eine Kirchengemeinde als leistungsfähig anzusehen sei, ein Fonds angesammelt werden, aus dessen Zinsen das Einkommen auf 2400 ℳ erhöht werden könne. Im Jahre 1885 hatte auch die Generalsynode für die älteren Provinzen ein ähnliches Gesetz angenommen, in welchem man sogar insofern noch weiter ging, als man den Satz von 2400 ℳ als das normale Mindesteinkommen behandelte und nur da, wo seine Erzielung nach Lage der Umstände besonders schwierig sein sollte, das Zurückgehen auf 1800 ℳ gestattete. Außerdem aber sollte das Mindestgehalt durch Alterszulagen nach Ablauf von 30 Jahren auf 3600 ℳ steigen.

Da man aber für die Durchführung auf staatliche Zuschüsse rechnete, so mußte man auch die Zustimmung der staatlichen Factoren haben, und diese scheiterte daran, daß die Regierung an dem Grundsatze festhielt, daß es sich nicht um eine Dotation, sondern nur um eine Unterstützung handeln könne, und diese deshalb auf leistungsunfähige Gemeinden beschränkt werden müsse, während leistungsfähige die Mittel durch Kirchensteuern aufzubringen hätten. Kirchlicherseits fand man es dagegen mit Rücksicht auf das gute Verhältniß zwischen Geistlichen und Gemeinde bedenklich, der Letzteren Lasten aufzuerlegen, die sie mit steigendem Alter der Geistlichen zu steigenden Kirchensteuern nöthigten.

In den Jahren 1891 und 1894 wurde seitens der Generalsynode wiederholt die Angelegenheit angeregt, wobei man sich mit einer Festlegung des Anfangsgehaltes auf 1800 ℳ befriedigt erklärte, wenn das Höchstgehalt auf 4500 ℳ bestimmt würde.

Nachdem endlich im Mai 1897 das Abgeordnetenhaus einen Antrag des Abgeordneten v. Heydebrand und der Lasa angenommen hatte, der die Regierung zu einer gesetzlichen Regelung unter Erhöhung der staatlichen Geldbeiträge aufforderte, haben dann von Neuem Verhandlungen mit den kirchlichen Behörden beider Bekenntnisse stattgefunden, die dahin führten, daß am 23. März 1898 dem Abgeordnetenhause eine Gesetzvorlage zuging.

[1]) Vortrag, gehalten in der Versammlung des freien kirchlichen Vereins zu Braunschweig am 26. October 1898.

II.

Um das Verständniß der zum Theil etwas verwickelten Angelegenheit zu erleichtern, empfiehlt es sich, die in erster Linie in Betracht kommenden Punkte, über die zum Theil die Ansichten weit auseinander gingen, kurz zu beleuchten.

Der erste Punkt betrifft das Maaß der Erhöhung. Die Regierung stellte sich in ihrer Vorlage insofern auf den Standpunkt der Generalsynode, als sie das Mindest-Anfangsgehalt auf 1800 M beschränkte, dafür aber eine Steigerung durch Alterszulagen nicht nur auf 4500, sondern sogar auf 4800 M durchführen wollte. In der Commission des Landtages wurden die nachdrücklichsten Versuche gemacht, das Anfangsgehalt nicht allein auf 2100, sondern sogar auf 2400 M heraufzusetzen, aber das Aeußerste, wozu die Regierung sich bereit erklärte, war die Erhöhung des jährlichen Staatszuschusses um 300 000 M, nämlich von den im Entwurfe vorgesehenen 6 208 903 auf 6 508 903 M, wobei es den kirchlichen Organen überlassen bleiben müsse, wie sie diese Summe verwenden wollten.

Was die Person des Zahlungspflichtigen betrifft, so hielt die Regierung daran fest, daß dies die Kirchengemeinde sei. Allerdings wollte der Staat materiell den Hauptheil der Last übernehmen. Deshalb war die bereits erwähnte Summe des jährlichen Zuschusses von 6,2 bezw. 6,5 Millionen so berechnet, daß sie die ganze Mehrausgabe ohne Rücksicht auf die Frage der Leistungsfähigkeit umfaßte, und es konnte darauf hingewiesen werden, daß das Mindestgehalt, das mit diesen Mitteln erreichbar sei, sich auf weit mehr als 1800 M belaufe. Aber trotzdem wollte, wie schon bemerkt, der Staat keine Dotation der Gemeinden, sondern nur eine Beihülfe und hielt deshalb daran fest, daß diese nur den leistungsunfähigen Gemeinden zufließen dürfe. Immerhin sollte dieser Begriff nicht gesetzlich festgelegt, sondern die Entscheidung darüber in das freie Ermessen der Kirchenbehörden gestellt sein.

Besonders schwierige Fragen bezogen sich auf die Art und Weise, wie die staatlichen Leistungen ihren Zwecken thatsächlich dienstbar gemacht werden sollten.

Das Nächstliegende schien zu sein, daß der Staat die zur Erhöhung des Stelleneinkommens auf die festgesetzte Höhe bestimmten Gelder unmittelbar an die betreffenden Geistlichen zahlte. Allein das ging nicht an aus inneren und äußeren Gründen. Bisher war vielfach so verfahren, aber das hatte zur Folge gehabt, daß die Stellen immer mehr zurückgegangen waren. Nichts war natürlicher, denn wenn es ganz gewiß schon an sich für den Geistlichen eine sehr unangemessene Aufgabe ist, auf möglichst hohe Pachtgebote und möglichst nachdrückliche Einziehung hinwirken zu müssen, so nimmt man ihm jeden Antrieb hierzu, wenn er einfach den Betrag, um den das thatsächliche Einkommen hinter dem anschlagmäßigen zurückbleibt, aus der Staatscasse erhält. Auch die Gemeinde und die kirchlichen Behörden befinden sich in der gleichen Lage völliger Interesselosigkeit, und so hatte sich denn unter der Herrschaft dieses bis dahin vielfach befolgten Systems eine völlige Mißwirthschaft eingestellt. Nun wäre ja an sich denkbar gewesen, durch eine strenge Aufsicht der staatlichen Organe hiergegen anzukämpfen, aber dadurch würde man gerade das zerstört haben, was man mit Recht als besonders werthvolle Errungenschaft der letzten Entwicklungsperiode ansah, nämlich die Unabhängigkeit der kirchlichen Organe von staatlicher Einmischung in ihre Angelegenheiten. Aber dies war nicht einmal das einzige Bedenken. Häufig waren wohlhabende Gemeinden gar nicht abgeneigt, das Gehalt ihrer Geistlichen zu erhöhen, aber bei jenem System würden sie dadurch nur in den Staatssäckel geschöpft haben, da sich dann der staatliche Zuschuß dementsprechend ermäßigte.

Die meisten dieser Bedenken trafen auch zu, wenn man an Stelle des Staates die Kirche hätte setzen und bestimmen wollen, daß der Fehlbetrag zwischen dem gesetzlich erforderten Gehaltssatze und dem thatsächlichen Stelleneinkommen aus einem allgemeinen kirchlichen Fonds vergütet werden solle. Allerdings war die damit nothwendig verknüpfte weitgehende Aufsichtsbefugniß für die kirchlichen Behörden weniger bedenklich, als eine solche des Staates, aber immerhin war auch sie als ein Uebel zu betrachten.

So blieb also nichts übrig, als die Kirchengemeinde selbst für das pflichtige Subject zu erklären und nur durch Zuschüsse eine Erleichterung herbeizuführen. Diese Zuschüsse durften aber nicht ein Recht darstellen, sondern mußten völlig freiwillige sein, denn nur dadurch war der erforderliche Antrieb zur ordnungsmäßigen Verwaltung der Pfründe gegeben.

Aber hiermit war nun zugleich der bereits angedeutete weitgehende Eingriff in die Rechtsverhältnisse der Pfründe gegeben. Hätte man deren Benutzung, wie bisher, dem Pfarrer überlassen und die Gemeinde verpflichtet, die Differenz zwischen Soll-Gehalt und Ist-Einkommen zu decken, so konnte der Pfarrer auf Kosten der Gemeinde Wohlthätigkeit und Nachsicht üben. Sollte also die Gemeinde in die Bresche treten, so mußte sie auch die Verwaltung und Nutzung der Pfründe selbst erhalten. Hierin besteht die jetzt vollzogene Verschiebung. Man hat freilich das Eigenthum an der Pfründe nicht angetastet, aber dieses hat keinen Werth mehr, wenn sein realer Inhalt, das Nutzungsrecht, herausgenommen ist. Man hat deshalb in Wahrheit das Pfründensystem nicht reformirt, sondern aufgehoben.

Das bisher Gesagte gilt sowohl von dem Anfangsgehalt als von den Alterszulagen, aber für die letzteren kam noch ein neuer Gesichtspunkt in Betracht. Wie oben schon erwähnt, hatten die kirchlichen Behörden darauf hingewiesen, daß, wenn wirklich die Gemeinden Zuschüsse leisten sollten, dieselben keinesfalls mit den steigenden Zulagen des Pfarrers steigen dürften. Da lag es ja nun nahe genug ein solches Schwanken der Zuschüsse dadurch zu beseitigen, daß gewissermaßen als Reservoir ein Fonds eingeschaltet wurde, in den die Gemeinden feste Zuschüsse zahlten, und aus dem wieder der Geistliche seine mit den Jahren steigenden Zulagen erhalte. Natürlich mußten dann die Zuschüsse der Gemeinden eine nach dem niedrigsten und dem höchsten Gehaltsbetrage sich berechnenden Mittelsatz dar-

stellen. Dies ist verwirklicht in der Alterszulagecasse.

III.

Der wesentliche Inhalt des Gesetzes läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Dasselbe bezieht sich nur auf diejenigen Pfarrstellen, deren Stelleneinkommen weniger als 4800 ℳ beträgt; die höheren Pfründen werden durch das Gesetz überhaupt nicht berührt.

2. Das Stelleneinkommen zerfällt in Grundgehalt und Alterszulage. Daneben erhält der Geistliche freie Dienstwohnung möglichst mit Garten oder in deren Ermangelung Miethentschädigung; auch verbleiben ihm die Einnahmen aus besonderen Amtshandlungen.

3. Die Stellen werden hinsichtlich des Grundgehaltes nach der alle 5 Jahre vorzunehmenden Abschätzung in 5 Classen eingetheilt, je nachdem dasselbe mindestens 1800, 2400, 3000, 3600 oder 4200 ℳ beträgt.

4. Alterszulage wird in Zwischenräumen von je 5 Jahren in Höhe von je 600 ℳ gewährt; diese Zahlung beginnt in der I. Classe nach 5, in der II. nach 10, in der III. nach 15, in der IV. nach 20, in der V. nach 25 Jahren. Hiernach werden sich die verschiedenen Classen im Laufe der Dienstjahre des Stelleninhabers allmählich nähern, so daß nach 25 Jahren der Pfarrer auf einer Stelle der I. Classe dasselbe Einkommen hat, wie auf einer solchen der V. Classe.

5. Jede Gemeinde hat übrigens das Recht, unter Zustimmung des Consistoriums dem jeweiligen Stelleninhaber für seine Amtsdauer Zulagen zu bewilligen oder auch dauernd das Grundgehalt zu erhöhen

6. Endlich kann auf Stellen mit 1800 ℳ, bei denen dieser Betrag nach den örtlichen Verhältnissen nicht ausreichend ist, oder deren Verwaltung besonders schwierig oder anstrengend ist, oder deren Besetzung aus anderen Gründen sonst nicht zu ermöglichen ist, auch gegen den Willen der Gemeinde das Consistorium eine Zulage bis zu 600 ℳ anordnen.

7. Grundgehalt und Miethentschädigung erhält der Geistliche von der Gemeinde, die Alterszulage aus der Alterszulagecasse, die für den ganzen preußischen Staat besteht und die Rechte der juristischen Persönlichkeit besitzt. In sie muß jede Gemeinde feste Versicherungsbeiträge einzahlen, die in Classe I 1500, II 1200, III 900, IV 600, V 300 ℳ betragen.

8. Die Kirchengemeinde erhält die Verwaltung und Nutzung der Pfründe und bestreitet die gedachten Leistungen, also Grundgehalt, Versicherungsbeitrag und etwaige Zulagen zunächst aus den Erträgen derselben. Soweit sie nicht reichen, muß sie Kirchensteuern aufbringen. Falls sie hierzu in der Höhe, wie sie erforderlich sein würden, nicht im Stande ist, kann sie die Bewilligung von Beihülfen nachsuchen.

9. Diese erfolgen aus dem kirchlichen Zuschußfonds. Derselbe steht unter Leitung der kirchlichen Oberbehörde und wird für den Bezirk jeder kirchlichen Organisation (ältere Provinzen, Schleswig-Holstein, Kassel, Wiesbaden, hannoversch-lutherische und hannoversch-reformirte Kirche) besonders gebildet. In sie fließt der jährlich vom Staate geleistete und auf die verschiedenen Organisationen nach einer festen Matrikel vertheilte Betrag von 6 508 903 ℳ.

10. Für neu zu errichtende Pfarrstellen werden jährlich vom Staate ferner 600 000 ℳ zur Verfügung gestellt; während aber Ersparnisse von den 6 508 903 ℳ den kirchlichen Fonds verbleiben, fließen sie hier in den Staatssäckel zurück.

11. In besonderen Fällen kann mit Genehmigung des Consistoriums die Verwaltung der Pfründe dem Geistlichen übertragen werden.

12. Die Auseinandersetzung der jetzigen Stelleninhaber mit der Gemeinde erfolgt ebenso wie diejenige mit einem Stellennachfolger.

IV.

Lassen Sie mich an die Darstellung der in Preußen getroffenen Ordnung noch einige Bemerkungen anknüpfen, die bestimmt sind, deren Tragweite, und zwar sowohl ihre Vorzüge wie ihre Mängel, zu beleuchten und daraus einige Gesichtspunkte für die bei uns bestehenden Verhältnisse und zu verfolgenden Ziele herzuleiten.

In Preußen giebt es 9148 evangelische Pfarrstellen, die Zahl der Neugründungen beträgt jährlich durchschnittlich 56. Von den 9148 Stellen haben 1518 ein Einkommen von mindestens 4800 ℳ, 7630 ein geringeres, 5332 ein solches von nur 1800 ℳ, 335 haben über 6000 ℳ, 268 über 7000 ℳ Einnahme. Die Beiträge zur Alterszulagecasse belaufen sich auf jährlich 10 198 800 ℳ, während die Ausgaben zwischen 8 229 000 ℳ und 10 332 000 ℳ schwanken; nach dem Durchschnitte ist ein jährlicher Ueberschuß von fast 2 Millionen zu erwarten. Rechnet man hinzu, daß, wie schon bemerkt, der Staatszuschuß von ursprünglich 6 208 903 ℳ ohne Rücksicht auf die Frage der Leistungsfähigkeit berechnet war, daß also der Betrag, der von den leistungsfähigen Gemeinden selbst aufgebracht wird, in der Zuschußcasse verbleibt und für andere kirchliche Zwecke frei wird, und daß dies um so mehr gilt von den 300 000 ℳ, um die der Betrag später erhöht ist, so ergiebt sich die Richtigkeit der auch bei den Verhandlungen von der Regierung hervorgehobenen Behauptung, daß die Kirche bei angemessener Verwendung der ihr zur Verfügung gestellten Gelder im Stande sei, das Mindestgehalt nicht nur auf 2100, sondern auch auf 2400 ℳ zu erhöhen, zumal die hierfür erforderliche Summe sich nur auf 311 000 ℳ (bei 2100 ℳ) bezw. 681 000 ℳ (bei 2400 ℳ) jährlich beläuft.

Von wesentlicher Bedeutung für unsere Bestrebungen ist vor Allem, daß die von uns betonten großen Mängel des bisherigen Besoldungssystems bei diesen Verhandlungen auch in unserm großen Nachbarstaate von allen kirchlichen und staatlichen Factoren anerkannt sind. Die wichtigsten sind die folgenden:

1. Das Anfangsgehalt der bisherigen sog. Normalstellen ist unzureichend, um auch nur bescheidenen Ansprüchen zu genügen; es sind eben die Kosten aller Lebensbedürfnisse in weit höherem Grade gestiegen, als die Einnahmen der Pfründen.

2. Es ist ein unvernünftiger Zustand, einem Manne, dessen Lebensbedürfnisse sich naturgemäß mit den Jahren

steigern müssen, eine Einnahme von stets gleich bleibender Höhe zu geben. Solche Einrichtung besteht bei keiner Classe von staatlichen oder Gemeindebeamten, ja selbst in Privatstellungen ist eine allmähliche Steigerung üblich; auch den Geistlichen darf man sie nicht vorenthalten

3. Die Unnatur dieses Zustandes war zu groß, als daß man ihn hätte ertragen können, und man suchte sich dadurch zu helfen, daß man den Geistlichen, sobald er nach seinem Alter ein Recht auf höheres Gehalt hatte, auf eine bessere Pfründe versetzte. Aber ganz abgesehen davon, daß diese Abhülfe nur soweit möglich ist, wie die Besetzung durch die Kirchenbehörde geschieht und das natürliche Recht der Gemeinde auf Mitwirkung bei der Besetzung damit kaum in irgend welchem Umfange vereinbar, ein Pfarrwahlrecht aber begrifflich unvereinbar ist, beseitigt außerdem dieses System nur einen Fehler durch den anderen. Das wichtigste ethische Erforderniß bei der Besetzung einer Pfarrstelle ist, daß sie erfolgt ausschließlich mit Rücksicht darauf, daß der Pfarrer nach seinem besonderen Wesen und Gaben gerade für die bestimmte Stelle hervorragend geeignet ist. Jede Hereinziehung der Geldfrage enthält eine an Simonie grenzende Herabsetzung und Entweihung. Gilt das aber schon bei der Besetzung einer Stelle, so gilt es doppelt bei einer Versetzung. Diese soll nur geschehen, wenn sie durch das Verhältniß des Geistlichen zur Gemeinde empfohlen oder durch Rücksichten zwingender Art gefordert wird. Kann man aus den letzteren die Geldrücksicht ausscheiden, so ist das ein ganz außerordentlicher Gewinn, denn es ist für Geistlichen und Gemeinde gleich traurig, sich trennen zu müssen, nachdem sich das schöne Band gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Zuneigung geknüpft hat.

4. Aber selbst abgesehen von diesem Hauptgesichtspunkte entzieht nicht allein die eigene Bewirthschaftung der Pfründengrundstücke den Pfarrer, der meistens die erforderlichen wirthschaftlichen Kenntnisse nicht besitzt, seinem eigentlichen Berufe, sondern, falls er zur Verpachtung greift, kommt er in Interessengegensatz und in ein schiefes Verhältniß zu seinen Gemeindegenossen.

5. Endlich bedeutet das Schwanken der Erträge, wie es sich sowohl bei eigener Bewirthschaftung wie bei Verpachtung ergiebt, ein Moment der Unsicherheit in den Einnahmen, das wirthschaftlich und ethisch zu verwerfen ist.

Das preußische Gesetz hat mit Recht an der Stelle eingesetzt, wo der Sitz des Uebels zu suchen ist, an dem Pfründensystem; mit ihm sind alle die hervorgehobenen schweren Schäden ganz nothwendig, weil begrifflich verknüpft, und ohne seine Beseitigung giebt es keine Abhülfe. Man sucht übrigens vergeblich in den umfangreichen Verhandlungen nach einem Versuche, das Pfründensystem zu vertheidigen; der einzige Gesichtspunkt, der zu seinen Gunsten geltend gemacht wird, ist der seiner tausendjährigen Vergangenheit. Nun, wenn man keinen anderen Schutz auffinden kann, dann darf man den Sturz in naher Zukunft mit voller Sicherheit vorhersagen, denn die wirthschaftlichen Verhältnisse, zu denen doch schließlich auch die Form der Bezahlung der Geistlichen zu zählen ist, haben im Laufe von 1000 Jahren und insbesondere in unserem Jahrhundert so tief eingreifende Verschiebungen erlitten, daß der tausendjährige Bestand schon für sich allein die Wahrscheinlichkeit dafür begründen müßte, daß das System heute nicht mehr zeitgemäß ist Aeußere, dem Wechsel unterworfene Verhältnisse nur deshalb zu erhalten, weil sie mit ewigen, dem Wechsel entzogenen Dingen in einem äußeren, rein thatsächlichen Zusammenhange stehen, hieße, diese ewigen Dinge selbst der Erschütterung preisgeben.

Haben wir deshalb die Grundlage des Preußischen Gesetzes als gesund und berechtigt anzuerkennen, so sollen wir uns allerdings doch auch über seine Mängel nicht täuschen. Ich rechne dazu nicht eigentlich den Umstand, daß das bisherige Eigenthumsverhältniß der Pfründe nicht berührt, sondern nur in die Nutzung eingegriffen wird; es lassen sich hierfür in der That Gründe geltend machen, deren Erörterung mich aber hier zu weit führen würde. Dagegen besteht ein erheblicher Mangel in der Beschränkung auf die Stellen unter 4800 M. Künftig muß also der Inhaber einer solchen Stelle, wenn er sich verbessern will, nach wie vor um Versetzung bitten und es ist doch nicht der geringste Grund ersichtlich, ihn schlechter zu stellen, als seine Collegen.

Ferner wird auch unter den durch das Gesetz betroffenen Stellen die Ungleichheit nur gemildert, aber keineswegs beseitigt, denn wenn ich von Anfang an 4200 M habe, mein College sich aber erst von 1800 M im Laufe von 25 Jahren bis zu diesem Satze emporarbeiten muß, so ist dies für mich ein großer Vortheil, und ich kann es Niemandem verdenken, daß er solchen Vortheil sich durch Anträge auf Versetzung zu verschaffen sucht.

In anerkennenswerther Weise hat man an dem Grundsatze festgehalten, die Einmischung des Staates in die kirchlichen Angelegenheiten fernzuhalten; aber nicht in gleicher Weise hat man die Stärkung der Stellung der einzelnen Kirchengemeinden gegenüber den kirchlichen Behörden im Auge behalten. Wenn selbst die Bewilligung von Zulagen an den Geistlichen seitens der Gemeinde von der Genehmigung des Consistoriums abhängig gemacht ist, damit die Gemeinde sich nicht etwa aus lauter Güte und Milde an den Bettelstab bringe, so stellt das in der That die Gemeinden auf den Standpunkt von Unmündigen oder Verschwendern, denen man einen Curator setzen muß. Etwas mehr Freiheit der Gemeinde und etwas weniger hierarchische Machtbefugnisse würde man bei Uebertragung des preußischen Vorbildes auf unsere Verhält nisse wünschen dürfen.

Einen Einwand hat man merkwürdiger Weise in Preußen gar nicht erhoben, der bisher bei uns bei allen Angriffen gegen das Pfründensystem immer noch eine gewisse Rolle gespielt hat, nämlich die Rechtsfrage. Man hat gar nicht, wie bei uns, wenn es sich darum handelte, die Einkünfte aus den Pfründen zu einem gemeinsamen Fonds zu vereinigen, aus dem die Gehälter nach zeitlichen Abstufungen zu zahlen seien, geltend gemacht, daß dadurch in das Recht der Gemeinde einge-

griffen werde, es wird umgekehrt bei den Verhandlungen ganz richtig hervorgehoben, daß die Pfründe gar nicht der Gemeinde gehört, sondern eine eigene juristische Person ist. Schon deshalb kann also von einer Beraubung der Gemeinde keine Rede sein. Aber auch wenn man von dieser juristischen Künstelei absieht und sich auf den Boden des praktisch-wirthschaftlichen Lebens stellt, bleibt das Ergebniß dasselbe. Ja, wenn die Gemeinde das Wahlrecht hätte, dann hätte sie ein Interesse an einer reichen Pfründe, weil diese ihr die Aussicht auf ein größeres Angebot tüchtiger Kräfte eröffnete. Aber wie ist es thatsächlich? Das Consistorium verleiht die Pfründe an ältere Geistliche, die häufig die volle Rüstigkeit und Spannkraft, um sich in neue Verhältnisse einzuarbeiten, nicht mehr haben und die Gemeinde der Gefahr häufiger Emeritirungen aussetzen. Gegen diese Praxis des Consistoriums ist sogar nicht einmal etwas einzuwenden, aber das ändert nichts daran, daß gerade die Gemeinden mit reichen Pfründen an der Aufhebung des Pfründensystems in erster Linie interessirt sind. Das Correlat des Pfründensystems ist das Gemeindewahlrecht. Bestände es, so wäre die Aufhebung des Pfründensystems vom Rechtsstandpunkte aus betrachtet nicht ohne Bedenken. Wie es thatsächlich bei uns liegt, handelt es sich nicht um eine Frage des Rechts, sondern um eine solche der Zweckmäßigkeit. Nun pflegen bei solchen häufig die Interessen der Betheiligten auseinander zu gehen. Der Fall, daß, wie hier, die Interessen der Gemeinden und der Geistlichen durchaus und unbeschränkt sich decken, ist selten genug, aber um so erfreulicher, und so dürfen wir denn ganz sicher hoffen, daß der gesunde Gedanke schließlich über die träge Macht des Bestehenden den Sieg erringen wird.

Das „Hänseln“ im Braunschweigischen.

Von H. Schattenberg.

Am Tage der Heiligen Drei Könige wurde früher auf dem Lande das größte Fest für die jungen Burschen gefeiert; an diesem Tage beging man das „Hänseln“. Es wurde die Aufnahme derjenigen jungen Burschen in die Knechtsgemeinschaft gefeiert, welche 18 Jahre alt geworden waren oder in ganz kurzer Zeit wurden, und derjenigen, welche Geselle geworden, sowie der neu hinzu gezogenen unverheiratheten über 18 Jahre alten Burschen.

Das Hänseln ist ein alter Brauch. Bei der Aufnahme von Neulingen in eine Gemeinschaft Aelterer waren symbolische Gebräuche, die in Foppereien der Neulinge übergingen, wie Gregor von Naziauz berichtet, schon im 4. Jahrh. n. Chr. in Athen vorhanden. Bekannt ist, daß seit dem Mittelalter die Aufnahme eines Neulings (Beanus oder Bachant geheißen) in die Studentenschaft zu allerlei wunderlichen Ceremonien führte, die das Aufhören der früheren Unbeständigkeit und die Herstellung des nöthigen Schliffes andeuten sollten. Zu welchen Rohheiten diese sogen. „Depositionen“ bei den Auswüchsen des mittelalterlichen „Pennalismus“ auch noch später führten, ist in allen culturgeschichtlichen Werken zu lesen. Aehnliche Aufnahmegebräuche finden sich in den Zünften bei der Weihung der Lehrlinge zu Gesellen der Innung, überhaupt bei den Handwerkern, ferner beim Ritterschlage; ebenso gehören die Ceremonien der Seeleute, wenn ein Matrose oder Passagier zum ersten Male die Linie passirt, hierher.

Unser „Hänseln“ hängt mit Hansa zusammen. Hansa, ein gothisches und althochdeutsches Wort, bedeutet ursprünglich „Schaar“, dann „Vereinigung, Gemeinschaft“; es bezeichnete etwa vom 11. Jahrhundert ab besonders kaufmännische Verbindungen, die sich zu gegenseitigem Schutz und Beistand im In- und Auslande zusammenthaten, und wurde dann ausschließlich die Benennung des bekannten großen Städtebundes, der Hansa im 13. bis 17. Jahrhundert, wonach noch heute Hamburg, Bremen und Lübeck den Namen Hansestädte führen. Die Aufnahme neuer Hansen, d. h. kaufmännischer Mitglieder in die Hansa, war besonders in der 1445 von den Hansestädten zu Bergen in Norwegen gegründeten Factorei mit eigenartigen Ceremonien verknüpft, und von diesem „Hänseln“ der hanseatischen Kaufleute stammt überhaupt der Ausdruck hänseln.

Auch unser ländliches Hänseln, von dem nun die Rede sein soll, dreht sich um feierliche und dann scherzhafte Ceremonien, die bei der Aufnahme von Neulingen in eine Schaar, Vereinigung, Gesellschaft Aelterer stattfand. Dabei ist die Aehnlichkeit mit den theils ernsten, theils symbolischen Foppereien der mittelalterlichen Studenten kaum zu verkennen, wie ich anzudeuten noch Gelegenheit haben werde.

Dr Andree erwähnt in seiner Br. Volkskunde S. 236 den ländlichen Festbrauch des Hänselns nur sehr kurz. Ich habe in alten Papieren noch Aufzeichnungen darüber gefunden und ältere Leute konnten mir noch mündlich davon erzählen. Die Sitte hat sich hier, im braunschw. Dorfe Eitzum, sehr lange erhalten, zum letzten Male ist hier am H. Drei Königsabend 1865 gehänselt worden. Bald darauf wurde der Gesangverein — 19. Februar 1865 — gegründet und kurze Zeit darauf der Verein der Schützen. Damit wurden die alten Vereinigungen zu Grabe getragen.

An anderen Orten fand das Hänseln auf Sylvester — Gr. Vahlberg, Eilum —, oder Fastnacht — Hötzum, Küblingen — statt, in Eitzum stets am 6. Januar zum Fest d. H. Drei Könige.

Der Vorgang spielte sich hier in Eitzum folgendermaßen ab. Die jungen Burschen versammelten sich vor dem Kruge, und hier wurde gemeinsam erwogen, ob man Diejenigen, welche sich zur Aufnahme gemeldet, aufnehmen wollte. Für und wider wurde meistens sehr stürmisch berathen, und oft genug geschah es, daß das Faustrecht entschied. Wer die Stärksten auf seiner Seite hatte, gewann. Oft hatten die Neuaufzunehmenden noch nicht das volle Alter von 18 Jahren — an anderen Orten 16—18 Jahren — erreicht, oft hatten sie noch nicht die Kräfte, die nothwendig ein Knecht haben mußte — einen Sack voll Korn = 4 Hmt. tragen zu können —, oft war er eine „Slaversnute“ — hatte ein ungewaschenes Maul —, und man war ihm deshalb

nicht besonders zugethan. Repräsentirt wurde die Gesellschaft der Knechte durch den Altgesellen und den Junggesellen Der Altgeselle war der Aelteste der Burschen, der Junggeselle der Zweitälteste. Der Altgeselle war der Sprecher, der Junggeselle war der Vermittler zwischen Altgeselle und Burschen. Jeder Anordnung des Altgesellen mußte unfehlbar gehorcht werden. Es herrschte eine strenge Disciplin. Ein jeder Fehler gegen die Satzungen der Gesellschaft wurde durch Strafe gebüßt; unter einem Gutegroschen gab es keine Strafe, oft war sie viel höher. Es gab geschriebene und überlieferte Satzungen der Gesellschaft. Aus ihr konnte Jemand gänzlich ausgestoßen oder auch auf bestimmte Zeit ausgewiesen werden. Wer für immer ausgestoßen war, durfte auch nie wieder in die Spinnstuben kommen, sondern mußte sich zu den Alten halten oder er stand allein. Wer mit einem Ausgestoßenen verkehrte oder trank, mußte 1 Ggr. Strafe zahlen; die auf Zeit Ausgewiesenen durften in der Zeit auch nicht die Spinnstuben aufsuchen. Ein Bursche, welcher ein Mädchen entehrt hatte (en Mäken bedrenwet harre), war stets ausgestoßen. Ebenfalls ging mit dem entehrten Mädchen kein unbescholtenes mehr um; auch in die Spinnstube durfte sie nicht mehr kommen. Hatte ein Knecht versucht, sich aufdringlich gegen ein Mädchen zu benehmen, und war dieses von Jemand gesehen worden, so kostete dieser Verstoß gegen die Moral 1 Ggr. Setzte sich ein Knecht in Widerstand gegen irgend eine Anordnung des Altgesellen, so wurden ihm Strafen zuerkannt. Es waren meist Geldstrafen. Weigerte er sich, diese zu geben, so wurde er erst ordentlich „avennschet" — abgeklopft — und dann auf ½, 1 Jahr und länger aus dem Bunde entfernt. Dieses war aber der größte Schimpf; lieber brachte man große Geldopfer, denn man war ja in der Zeit verfehmt. War die Verbannungszeit verstrichen, so mußte er seine Aufnahme wieder mit einer Geldgabe sühnen. Schied ein Bursche durch Heirath aus der Gesellschaft, so mußte er auch eine Gabe in die Casse legen.

Am Nachmittage eines jeden H. Drei Königstages wurde unter Beihülfe des „Kreu'ers" (Krügers = Wirth) vom Alt- und Junggesellen die noch heute, bei Schlachtefesten und Sylvesterfeiern so beliebte „Brennewienskoschale" zurecht gemacht. Es ist ein steifer Brei aus Branntwein und Honigkuchen; er soll sehr gut schmecken!! Branntweinkalteschale giebt es am Harze auch zu fast allen Festzeiten und zum Schlachtefeste. Zum Hänseln wurden große irdene Näpfe voll davon zurecht gemacht und auch immer geleert.

Wie schon gesagt, fand vor dem Hänseln meistens erst ein heftiger Streit statt; unter der Zeit bereiteten Alt- und Junggeselle in der Wirthsstube Alles zu der Aufnahme vor. Ein jeder schon aufgenommene Knecht brachte eine Wurst mit und lieferte sie an den Junggesellen ab. Die Würste wurden auf einer langen Tafel in der Stube aufgestapelt. Von Zeit zu Zeit wurde der Junggeselle vom Altgesellen zu den Streitenden mit der Frage gesandt: „Seid Ihr Alle einstimmig, so antwortet ja und dann kommt herein". War noch keine Einstimmigkeit erzielt, so ging er zum Altgesellen zurück, um nach einiger Zeit dieselbe Frage zu stellen. Nahm der Streit überhand, so trat der Altgeselle Ruhe gebietend zwischen die Zankenden. Seinem Worte mußte ja gehorcht werden. Wandte er jedoch den Rücken, so ging der Streit weiter. Hatte man sich endlich geeinigt und bekam der Junggeselle auf seine Frage ein einstimmiges „Ja", so wiederholte er dieselbe Frage noch zweimal, nach dem dritten „Ja" öffnete er die Thür und lud zum Eintritt ein. Die schon Gehänselten mußten sich in einer Reihe an der Wand entlang aufstellen, die Neuaufzunehmenden ihnen gegenüber, ebenfalls eine Reihe bildend. Der Altgeselle gebot Ruhe, sprach einige einleitende Worte und bat um Gehör, da er die Gesellschaftsordnung vorlesen wolle. Ich gebe diese „Gesellschaftsordnung" wortgetreu nach einer alten Aufzeichnung, die mir vorgelegen hat, und mache auf die feierlich gespreizte Ausdrucksweise aufmerksam, wobei es einerseits auf unvollendete Satzconstruction u. dergl. nicht ankam, andererseits das juristische Vorbild von älteren Verordnungen, Erlassen u. s. w. nicht zu verkennen ist.

Gesellschaftsordnung.

„Es ist bekannt, daß die hiesige junge Gesellschaft alle Jahre eine Hauptversammlung hält, und diejenigen, welche in ihre Gesellschaft aufgenommen werden, mit folgenden Regeln bekannt macht:

1. Ist es Pflicht für einen jeden, der in dieser Gesellschaft aufgenommen wird, daß er den gehörigen Tribut, welchen er an dieselben zu entrichten schuldig ist, und wegen hier von dem Alt- und Junggesellen und der ganzen Gesellschaft aufgefordert wird, mit willigem Herzen darzubringen und sich auf keinen Fall zu widersetzen;

2. Sollte es sein, daß sich Einer oder Mehrere dieser Forderung widersetzen, welche der Alt- und Junggesell und die ganze Gesellschaft mit Recht verlangen kann, so wird denselben hiermit eröffnet, daß die ganze Gesellschaft darauf bestehet, daß die alte bekannte Regel (Ausschließung) vollzogen wird und der Alt- und Junggesell werden nicht säumen die dazu gehörigen Stücke herbeizuschaffen: Als venedische Seifenbrocken des großen Ulmes (?) und alles was die hochlöbliche Gesellschaft auf ihre Kosten dazu angeschafft hat.

3. Wird die ganze Gesellschaft angemahnt, daß sie bei dieser hohen Handlung keines Schlagens, Scheltens, sonst ungeziemender Wort bedienen darf, darauf: es zum ersten Mal mit 1 Ggr., zum zweiten Mal mit 2 Ggr. und zum dritten Mal mit 3 Ggr. bestraft werden.

Auch wird hierbei noch die Bemerkung gemacht, daß keiner mit Mindererwachsenen, welche in der löblichen Gesellschaft noch keine Aufnahme gefunden, in Gesellschaft treten darf, oder es beruht auf demselben die gleiche Strafe.

Damit sich keiner mit der Unwißenheit entschuldigen kann, wird dies alle Jahr bei die Haupt-Versamlung öffentlich vorgelesen."

„Gegeben Eitzum am Tage der heiligen drei Könige."

Der bestimmte „Tribut" bestand für einen voll 18jährigen Burschen in 1 Gulden, für Minderjährige in 20 Ggr. bis 1 Thlr.

Natürlich weigerte sich Niemand der Zahlung, denn die jungen Leute waren ja froh, wenn sie in die Gilde der Gehänselten aufgenommen waren, stand ihnen doch nun Thor und Thür zu mancherlei Freiheiten offen, gehörten sie doch von nun an mit zu den Erwachsenen, zur Gesellschaft, durften sie doch jetzt mit zu den Mädchen in die Spinnstube und auf den Tanzboden gehen, und dergleichen Freiheiten mehr. Sie mußten sich mit den verlesenen Regeln einverstanden erklären und ihren Tribut an den Altgesellen entrichten. Der Krüger hatte schon Flaschen voll Branntwein gefüllt, gemessen mit einem Stutzglas; ein Stutzglas kostete immer 6 ₰. Der Junggeselle gab nach Verlesung der Satzungen einem jeden Neuaufzunehmenden eine mit bunten Bändern geschmückte Flasche in die Hand, dem Alter nach mußten sie der Reihe nach an Jeden der schon Aufgenommenen herantreten, ihm „zuprosten" (zutrinken) und „inklappen" (ihm die Hand geben), dieses war die eigentliche Aufnahme. Dabei wurde bei einem Jeden ein altes Trinklied gesungen. „Dat ôle Lied hätt wie mannichmal ober hundertmal bi de Hänselie e sungen, de ganze Nacht dorcher", sagte mir ein alter Mann.

Trinklied.

„Ein Nawer wohl zu der rechten,
Wohl zu der linken Hand,
Wir wollen noch einmals trinken,
Allhier da steht der Mann. (Fant?)
Aufs gute Weg, aufs gute Steg,
Aufs Grüne woll'n wir gehen
Und alle unsre Freunde, die wir beisammen sein.

Mousche N. N. thut er sich nennen
Er setzt das Gläslein an,
Alle Jumfern thun ihn kennen
Und trinket bei gesunder Zeit.
Nun saget alle Ja—a—a
Hallêlujah."

An Stelle dieses „Trinkliedes" sang man im nahen Küblingen und in Gr.-Dahlum:

Solo: „Ich bin der Fürst von Thoren
Zum Saufen auserkoren,
Ihr Andern seid erschienen,
Mich fürstlich zu bedienen.

Chor: Schöne Spielewerke,
Schöne Narität,
Charmante Catharine,
Charmante Margareth,
Schöne Spielewerke,
Schöne Narität."

Der Neuaufzunehmende wurde mitsammt einem Schemel auf den Tisch gehoben und er sang das Lied bis „zu bedienen", dann fiel der Chor ein mit: „Schöne Spielewerke" u. s. w. Ich glaube, das Eitzumer Trinklied ist viel älter, vielleicht das ursprüngliche Aufnahme-Lied.

Wenn es im Eitzumer Trinkliede hieß; „Er setzt sein Gläslein an", dann mußte der Aufzunehmende die Flasche ansetzen und trinken.

Während der ganzen Aufnahme durfte der Neuling nicht lachen („keine fründliche Miene maken"). Lachte er, so bekam er einen großen Kreidestrich, und ein jeder Strich kostete 1 Ggr. Strafe. Während der Aufnahme durfte Niemand auf den Tisch schlagen, auch nicht während des darauf folgenden Essens; es durfte nur auf den Tisch getippt werden, sonst kostete es 1 Ggr. Strafe.

Nach dem Zutrinken und „Inklappen" tobte die tollste Lust durch die Stube; ein Jeder wollte den neuen Knecht zum Lachen bringen, brachte dieses doch Geld in die Casse. Einige liefen hinaus, um verkleidet wieder zu kommen, Andere zupften ihn an den Haaren, versuchten ihn zu kitzeln, erzählten ihm Witze, oder ein Barbier nebst Gehülfen trat auf, ausgerüstet mit einer Schlachtemolle (Mulde), welche innen mit Schaumsilber ausgeklebt war, ein großes Holzmesser, ebenfalls versilbert, diente als Rasirmesser, ein Stück Rübe vertrat die Seife, und so wurde unter großem Jubel das Rasiren an dem neuen Freunde vorgenommen. Er mußte manchen Puff und Kniff mit in den Kauf nehmen, vor allen Dingen Derjenige, welcher vor der Aufnahme viele Stimmen gegen sich gehabt hatte.

Mir scheint, daß wir es gerade hier mit einem Seitenstück oder einer Nachahmung der vorhin erwähnten mittelalterlich-studentischen Gebräuche des „Pennalismus" zu thun haben, dessen letzte Reste, von den Schlacken mittelalterlicher Rohheit meist gereinigt, noch heute bei den „Fuchstaufen" unserer Studenten und bei den „Aufnahmen" mancher Vereine ihre lustige Rolle spielen. Das „Rasiren" der Neulinge ist eine ganz alte Fopperei und bedeutet bei der Studentenschaft des Mittelalters, daß der Aufgenommene (Bachant) nun von den Ungehörigkeiten der Lümmelzeit gereinigt werde. Ebenso wurden die neu aufgenommenen Studenten mit Zange, Löffel, Säge, Bohr, Hobel u. s. w. — oft in unglaublich roher Weise — behandelt, um anzuzeigen, daß sie von nun an „gehobelte, geschliffene" Leute seien und eben solche geschliffenen Manieren an den Tag zu legen hätten. — Von diesen Foppereien, bei denen die Neulinge tüchtig zum Narren gehalten wurden, ist nun „hänseln" im Sprachgebrauch gleichbedeutend mit „necken, zum Narren halten" geworden. Dadurch hat es den ursprünglichen Sinn, der dem Worte innewohnt (Schaar, Vereinigung, Gesellschaft), eingebüßt. Zu bemerken habe ich jedoch, daß die alten Leute hier in Eitzum das Wort durchaus „Hansen" aussprechen

Mit Hans, Hänschen Hänslein hat das Wort nichts zu thun, denn dies stammt ja von Johannes. Aber allerdings ist es nicht zu verwundern, wenn der Volksmund „hänseln" auf den Namen Hans zurückführt. Denn der „lüttche Hans" und der „dettsche Hans", das „fule Hänseken" und der „Hans Tapp in de Grütte" leiteten im Märchen und im Volke von jeher auch zu dem Begriff eines Jungen über, der wegen seiner Einfältigkeit und Ungeschicklichkeit geneckt und gefoppt, gehobelt und geschoren werden muß, um einen verständigen, geschliffenen älteren Menschen aus ihm zu machen.

Der Trubel und das Necken dauerte so lange, bis der Altgeselle Ruhe gebot. Er forderte dann die Neu-

eingetretenen auf, sich ins Dorf zu begeben zu denjenigen Leuten, bei denen sie ein mildthätiges Herz vermutheten, und dort geziemendlich um eine Wurst anzusprechen; es sollte aber Niemand gedrängt, sondern nur Deren Gaben entgegen genommen werden, welche mit willigen Herzen und Händen gaben.

Wie nun diese „willigen“ Herzen und Hände gedeutet wurden, geht daraus hervor, daß man meistens selber versuchte in den Schornstein zu kommen. Ein Theil der jungen Leute begab sich in die Stube, um ihre Bitte vorzubringen und die Leute von den Vorgängen draußen abzuleiten, ein anderer Theil drang in die Küche und bestieg den Schornstein, um sich die ihnen am besten zusagende Wurst resp. Würste anzueignen.

Jemehr Wurst nach dem Kruge gebracht wurde, desto mehr Ehre hatten die Bringer.

Der Alt- und der Junggeselle mit den übrigen Knechten richteten die Stube wieder her, stellten Stühle um den Tisch, trugen die großen Schüsseln mit „Brennewienskoschale“ auf und, wenn dann alle Burschen wieder beisammen waren, commandirte der Altgeselle wieder Ruhe, musterte noch einmal die Flaschen, ob alle gefüllt waren, und schickte dann den Junggesellen in die Nebenstube zu den Verheiratheten.

Diese hatten sich dort versammelt, und selten fehlte Jemand dabei Sie wurden vom Junggesellen gebeten, näher zu treten und mit ihnen zu essen. Ihnen und den Neueingetretenen wurden Plätze am Tische angeboten, die übrigen Burschen wurden mit dem kurzen Ruf: „An de Halwe“, zur Seite gewiesen. Nun ging ein großer Schmaus an. Ein Jeder zog sein Taschenmesser heraus, um sich Wurst oder Schinken (diesen hatte man sich auch zu verschaffen gewußt) abzuschneiden. Brot brauchte man am wenigsten, es wurde vom Krüger geliefert, Weiß- und Schwarzbrot. Wurst und Brot wurde auf die Faust genommen und dazu fleißig getrunken. Der Löffel zur „Brennewienskoschale“ ging dabei Reihe um.

War ein Jeder gesättigt, ging es ins Dorf in die Spinnstuben; es war dann gewöhnlich schon 10 Uhr. Die Mädchen hatten heute schon aufgehört zu spinnen und hatten Kaffee gekocht, für sich und die Burschen. Für Weißbrot zu diesem Kaffee sorgten die Burschen, es wurde am Nachmittag von einigen Burschen aus Schöppenstedt geholt. Der Appetit danach wird nicht klein gewesen sein, denn es sind öfter 12 bis 16 Thlr. für Franzbrot und „Lüttche Twieback“ ausgegeben.

Obwohl die Burschen schon im Kruge tüchtig gegessen und getrunken hatten, wurde doch noch in der Spinnstube Fortsetzung gehalten. So wird erzählt, daß einmal ein junger Bursche, Namens Stracke, 32 Tassen Kaffee getrunken und jedesmal noch einen „lüttchen Twieback“ dazu gegessen hat. Es soll ihm gut bekommen sein!

Nach einer Stunde ungefähr versammelten sich Alle wieder im Kruge und nun ging es drunter und drüber, und dieses dauerte bis an den hellen Morgen. Wenn es hell wurde, sah der Krug wie ein Schlachtfeld aus. Der Ofen wurde ein jedes Mal umgerannt und dann der Schutt gleich aus dem Fenster geworfen. Zum Glück war er bald vom Maurer wieder hergestellt, er war nur von Lehmsteinen zusammengesetzt mit einem kleinen eisernen Untergestell. Aus den Thüren waren die Füllungen herausgeschlagen und wie sah der Fußboden in der Stube aus! Nicht zu beschreiben. An diesem Abend ging Alles frei aus. Solch eine Hänselei kostete gewöhnlich 24 bis 26 Thlr. — für damalige Zeit ein großes Stück Geld — für Branntwein und Dünnbier. Nahm der Trubel oder Zank und Streit überhand, so holte der Junggesell ein langes, nasses „Schötteldauk (Schüsseltuch) ut de Kreuersche öhre Köke“ und damit schlug er unter die lautesten Schreier.

Das ganze Jahr hindurch war ja die Zucht gut, welche mit scharfer Strenge geübt wurde, aber solch ein „Heiliges Drei Königsfest“ mag doch manchmal schlimm gewesen sein!

Die Sippe der Verheiratheten hänselte auch. Ein jeder Neuverheirathete mußte sich durch Zahlung eines, in das Belieben eines Jeden gelassenen Eintrittsgeldes den Aufenthalt unter den Verheiratheten erkaufen. Dieses geschah in Sitzum am 2 Weihnachtstage, in Küblingen um Martini. An diesem Tage wurden die verschiedenen Hirten neu gemiethet oder wieder gemiethet und empfingen ihren Miethpfennig. Die Schafmeister und die Schweinehirten wurden auf 6 Jahre gemiethet, bekamen aber alle Jahre ihren Miethpfennig, Kälber- und Gansehêre (Gänsehirte) wurden alle Jahr aufs Neue angenommen. Hieran schloß sich das Hänseln der Verheiratheten. Ein Jeder brachte Wurst mit nach dem Kruge, und zu dem Schmause wurden die jungen gehänselten Burschen auch von dem Junggesellen der Verheiratheten eingeladen. Sie hatten ebenfalls Alt- und Junggesell. „Brennewienskoschale“ spielte auch hier eine große Rolle. Der Branntwein soll manchmal aus „Stunzen“ (ein hölzernes Gefäß mit einer Handhabe, Inhalt eines kleinen Eimers) getrunken worden sein.

Ein Jeder mußte im Trinken Strich halten können und durfte nicht zu früh abfallen. Passirte es jedoch Jemandem, so wurde er von einem sogenannten, schon vorher gewählten Gericht zu Prügelstrafe verdonnert und die Strafe sofort an dem Trunkenen ausgeführt. Es wurde mir von einem „Pinnekenputtcher“ (Nagelschmied), der Nichts vertragen konnte, erzählt, ihn habe diese Execution öfter betroffen. Habe er bei dem Commando zum Austrinken sein Stutzglas, sogenanntes Halbpfundglas, nicht mehr austrinken können, so sei er über einen Schemel gezogen, habe seine ihm zudictirten Schläge bekommen, und damit hatte er sein „Vergehen“ gesühnt!

In der Gegend von Königslutter (Bornum u s w.) soll noch heute das Hänseln der Enken zu Knechten betrieben werden; ob noch in diesem Umfange und in derselben Art und Weise, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Bücherschau.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 31. Holdefleiß, wie soll sich der Landwirth bei den augenblicklichen Preisverhältnissen des Thomasmehles verhalten? — 32. Maercker, der jetzige Stand der Verwendung des Spiritus zur Beleuchtung und Krafterzeugung; Zschokke, neueste Behandlung des Kalbefiebers.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 18. December **1898.**

[Nachdruck verboten.]

Zur Todtenschau des Jahres 1898.

Im Laufe des nun bald verflossenen Jahres sind zwei Männer von uns geschieden, deren in den hiesigen Blättern kaum gedacht worden ist, die aber dennoch wegen der Förderung, die sie unserer heimischen Geschichtsforschung gebracht haben, wohl verdienen, daß wir auf ihr Leben und Wirken mit ein paar Worten an dieser Stelle eingehen. Verschieden wie ihre Lebensstellung war auch Ausgangspunkt, Inhalt und Erfolg ihrer geschichtlichen Arbeiten, aber gemeinsam war Beiden die selbstlose Liebe zur Sache, der Ernst und Eifer, mit dem sie ihren geschichtlichen Forschungen oblagen. Es sind dies der Graf Johannes von Bocholtz-Asseburg, der in Godelheim an der Weser am 31. August, und der Stadtkämmerer Bernhard Schönert, der in Schöningen am 5. Mai d. J. verstorben ist.

Wohl bald nach dem Verluste der Asseburg, die im Jahre 1258 den Herzögen von Braunschweig übergeben wurde, siedelte ein Sprößling des Geschlechts, das noch heute nach jener Feste sich nennt, ein Urenkel des bekannten Truchsessen Gunzelin von Wolfenbüttel, nach Westfalen in das Stift Paderborn über, wo er auf der Hinnenburg bei Brakel eine zweite Heimath der Familie begründete.

Im vorigen Jahrhundert war dieser Besitz in den Händen des Freiherrn Hermann Werner von der Asseburg, dem seine Gattin nur Töchter geschenkt hatte, von denen die eine, Therese, an den Grafen Theodor Werner v. Bocholtz vermählt war. Auf deren Sohn, wie der mütterliche Großvater Hermann Werner geheißen, gingen nun durch Familienvertrag und testamentarische Bestimmung die Asseburgischen Güter über. Er fügte Namen und Wappen der Asseburge den väterlichen hinzu und wurde später, unterm 16. Juli 1803, als Graf von Bocholtz-Asseburg in den Grafenstand erhoben. In seiner Jugend hatte er noch dem alten Hochstift-Münsterschen Domcapitel als weltliches Mitglied angehört. Im Jahre 1810 vermählte er sich mit Franziska Freiin v. Haxthausen, die vorher Stiftsdame im adelichen freiweltlichen Damenstifte Freckenhorst gewesen war und erst am 12. December 1879 im 87. Lebensjahre gestorben ist. Der jüngste Sohn dieser Ehe war der erwähnte Graf Johannes.

Johannes Bernhard Graf von Bocholtz-Asseburg wurde am 31. August 1833 zu Hinnenburg geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im väterlichen streng katholischen Hause und wurde 13 Jahre alt auf die rheinische Ritteracademie zu Bedburg gebracht, die er im Herbst 1852 nach Ablegung der Abiturientenprüfung verließ, um in österreichische Militärdienste zu treten. Er wurde Lieutenant im 6. K. K. Kürassierregimente Graf Wallmoden, verließ aber schon im März 1856 den Dienst, in den er jedoch im Frühjahre 1859 angesichts des italienischen Feldzuges zurückkehrte. Er nahm an dem Zuge durch die Karpathen und nach Galizien Theil und sagte nach Abschluß des Friedens dem Militairstande auf immer Lebewohl. Unterm 4. Juli 1862 verlieh ihm Kaiser Franz Joseph die Würde eines K. K. Kämmerers, die auch sein am 8. Oct. 1849 verstorbener Vater besessen hatte. Im folgenden Jahre wurde er in die Zahl der Ehrenritter des souveränen Maltheser-Ordens aufgenommen.

Er hatte sich inzwischen auf dem Gute Godelheim bei Höxter niedergelassen und widmete sich mit lebhaftem Eifer geschichtlichen Forschungen. Sein Hauptinteresse war dabei zunächst auf seine Familie gerichtet, aber bei der Bedeutung, die diese in der Geschichte des Mittelalters gehabt hat, und bei der Gründlichkeit, mit der er seine Studien betrieb, sind seine Arbeiten auch weiteren Kreisen zu wesentlichem Nutzen geworden. Es gilt dies ganz besonders für unsere Heimath und von seinem wichtigsten Werke, das die Hauptarbeit seines Lebens darstellt, dem Asseburger Urkundenbuche. Nach wohlerwogenem, mit Männern wie Julius Ficker und Eduard Winkelmann berathenem Plane angelegt, gründlich vorbereitet und mit treuem Fleiße ausgeführt, hat dieses Werk in allen Fachkreisen verdiente Anerkennung gefunden; vielen späteren Veröffentlichungen der Art ist es zum Vorbilde geworden.

Für unsere Braunschweigische Geschichte aber bildet namentlich der erste Theil, der u. A. die Thätigkeit Gunzelin's, des Truchsessen Kaiser Otto's IV, umfaßt, eine wichtige Quellenbereicherung, wie schon daraus erhellt, daß von den mitgetheilten 496 Urkunden nicht weniger als 187 im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel sich befinden. Dieser erste Band erschien im Jahre 1876

und behandelt die Zeit von 984—1300, der zweite, 1887 herausgegeben, umfaßt das Jahrhundert von 1300 bis 1400. Der dritte Theil, der die Urkunden von 1400—1500, Nachträge aus früherer Zeit und einige interessante Stücke aus neuerer enthalten soll, war druckfertig und schon bis zum 10. Bogen abgesetzt worden, als der Tod dem fleißigen Manne die Feder aus der Hand nahm. Ein Schlagfluß machte seinem Leben am 18. August d. J. ein plötzliches Ende; vier Tage später wurde er auf der Hinnenburg zur ewigen Ruhe gebettet. Ihn überlebt seine Gemahlin Ferdinandine, geb. Freiin v. Fürstenberg aus dem Hause Borbeck, mit der er am 28. Mai 1872 den Ehebund schloß; Kinder sind diesem nicht erwachsen.

Manche wissenschaftliche Pläne sind mit dem Verstorbenen zu Grabe getragen. So beabsichtigte er, wie er in der Vorrede seines Asseburger Urkundenbuches (Th. I S. VI) mittheilte, den hier gesammelten Stoff zu einer ausführlichen Geschichte auszugestalten. Eine reiche Sammlung von Urkundenabschriften hat er auch für die Familie v. Wendt angefertigt, wie er denn überhaupt zahlreiche verwandte Familien bei seinen Forschungen in den verschiedensten Archiven zugleich mit berücksichtigte. Das Ergebniß der ausgedehnten lokalgeschichtlichen Untersuchungen seines Heimathsgebietes hat er in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Ortschaften und Sitze des Corveyer Landes“, die im 54. Bande der Zeitschrift für vaterl. Gesch. u. Alterth. Westfalens S. 1 bis 436 erschienen, noch dicht vor seinem Tode (1896) niedergelegt.

Wird so die wissenschaftliche Thätigkeit Graf Asseburg's niemals vergessen werden, so wird nicht minder bei Allen, die ihn kannten, das Bild seiner vornehmen Persönlichkeit in gutem Andenken lebendig bleiben. Er war ein echt westfälischer Edelmann von streng katholischer Erziehung und fein geistiger Bildung, von stattlicher Gestalt und liebenswürdigen Umgangsformen. Fest und treu hing er an seiner rothen westfälischen Erde. In politischer Beziehung war er ein überzeugungstreuer Legitimist, doch ist er öffentlich wohl niemals hervorgetreten; dazu nahm ihn auch seine wissenschaftliche Arbeit zu sehr in Anspruch; eine friedliche Lösung unserer Braunschweigischen Frage im Sinne des Rechts war einer seiner lebhaftesten Wünsche. Gefällig und hülfreich war er bei allen wissenschaftlichen Bestrebungen. Dem Westfälischen Geschichts- und Alterthumsvereine war er ein treuer Mitarbeiter und dem Königlichen Staatsarchive zu Münster hat er durch seine geschickte Vermittlung und einflußreichen Beziehungen manche werthvolle Erwerbung verschafft. Neben dem Streben, die Wissenschaft zu fördern, beseelte ihn aber bei seinen Arbeiten auch der Gedanke, seinem Geschlechte zu nützen. Edler Familiensinn spricht sich in den Worten aus, die er dem ersten Bande seines Asseburger Urkundenbuches voranschickte: „Eine Familie mit nicht unbedeutender Vergangenheit und reicher Geschichte wird auch heute noch ihr Ansehen behalten, und je mehr jedes einzelne Mitglied derselben der Traditionen sich bewußt ist, die einstmals die Ehre seines Hauses ausmachten, um so mehr wird er jene auch sich selbst und dadurch seiner Familie zu erhalten streben. Darum wird die Kenntniß der Geschichte eines Geschlechts edles Selbstbewußtsein beim Einzelnen, wie im Allgemeinen nur fördern können“.

Nicht in so freien glücklichen Verhältnissen, aber in engerem Kreise mit gleichem Eifer verfolgte B. Schönert seine geschichtlichen Studien und Bestrebungen. Sie galten ganz überwiegend der Stadt, deren Verwaltungsdienste die Hauptarbeit seines Lebens gewidmet war. Zumeist seiner eigenen Kraft verdankte er die Stellung und die Erfolge, die er erreichte.

Bernhard Hermann Franz Schönert wurde am 7. März 1842 zu Wolfenbüttel als Sohn des Posamentiermeisters Anton Theodor Schönert geboren, auch seine Mutter Aug. Wilhelmine geb. Fichtner war die Tochter eines Posamentiermeisters aus Annaberg. Er besuchte die erste Bürgerschule und die mit ihr verbundene sog. Realklasse und trat nach seiner Confirmation im Jahre 1856 bei dem Advocaten, jetzigen Justizrathe Eyferth in Wolfenbüttel als Schreiber ein. Im Jahre 1862 kam er in gleicher Stellung an das Herzogliche Amtsgericht zu Schöningen. Hier lernte ihn der Amtsrichter Meyer kennen und schätzen, und als Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung vermittelte dieser im August 1870 die Annahme Schönerts als Stadtschreiber. Durch Rescript vom 6. Nov. 1873 ward er zum Stadtsecretär ernannt. Gleich nachher (20. Nov. 1873) vermählte er sich in Seehausen mit Marie Baumgarten, Tochter des dortigen Rentners Karl B., mit der er in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte. Am 1. Jan. 1878 erfolgte seine Ernennung zum Stadtkämmerer. In dieser Stellung hat er bis zu seinem Tode treu und gewissenhaft seines Amtes gewaltet; als er am 20. Oct. 1895 sein 25jähriges Dienstjubiläum feierte, wurde ihm die Anerkennung der städtischen Behörden und der Bürgerschaft in ehrendster Weise zu Theil. Anfang dieses Jahres befiel ihn eine Lungen- und Brustfellentzündung. Er legte sich wohl nicht die nöthige Schonung auf und verschlimmerte dadurch das Uebel. Mitte April trat Wassersucht ein, am 5. Mai ist er nach schmerzlichen Leiden an Herzschwäche und Herzerweiterung gestorben.

Das Archiv der Stadt Schöningen hatte durch Feuersbrünste und andere Unglücksfälle sehr große Einbußen erlitten. Es war äußerst wenig und unbedeutend, was Schönert an handschriftlichen Nachrichten, an Urkunden und Acten im Stadthause noch vorfand; war diesen doch auch sonst keineswegs immer die erforderliche Sorgfalt gewidmet gewesen. Schönert's eifrigstes Bestreben war es nun, dieses Material zusammenzuhalten und zu mehren; er suchte aus Privatbesitz Verschlepptes heranzuziehen und zu erwerben, von auswärts Nachrichten über die Stadt Schöningen in Original oder Abschrift sich zu verschaffen. Auch alle Druckwerke, die die Stadt und ihre weitere Umgebung behandelten, bemühte er sich so vollständig wie möglich zusammenzubringen. Damit aber aus dieser mit nicht unerheblichen Kosten und Mühen geschaffenen Brunsvicensienbibliothek der Stadt Schöningen ein bleibender Vortheil erwachse, so stellte er sie in einem stattlichen Eichenschranke im Stadthause auf und vermachte von vornherein den Schrank mit seinem reichen Inhalte der Stadt Schöningen zu bleibendem Eigenthume.

Seit langen Jahren war Schönert mit der Abfassung einer Chronik der Stadt Schöningen beschäftigt. Er hat die Arbeit nicht zum Abschlusse gebracht, aber ein reichhaltiges, werthvolles Material für die Vergangenheit der Stadt gesammelt. Um dieses vor Zersplitterung zu bewahren und künftiger Benutzung sicher zu erhalten, hat es die Wittwe Schönert's, zweifellos in seinem Sinne handelnd, dem Herzoglichen Landeshauptarchive in Wolfenbüttel übergeben, in dessen sicheren Hafen schon wiederholt nach mancherlei Irrfahrten Schöninger Archivalien gerettet worden sind. Es sind oder sollen demnächst auch die Ueberbleibsel des alten städtischen Archivs, Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Bürgermeisters Pappée, dort niedergelegt werden, so daß spätere Forscher für die Geschichte Schöningens das einschlagende Material so viel wie möglich an einer Stelle zusammen finden. Veröffentlicht hat Schönert gelegentlich geschichtliche Aufsätze im Schöninger Wochenblatte. Ein „kurzer Abriß der Geschichte der Stadt Schöningen" von ihm erschien 1886 in dem „Gedenkblatte an den Einzug des Prinzen Albrecht in Schöningen". Es folgten dann noch zwei besondere Schriften: „Ein Rückblick auf das Armenwesen und die milden Stiftungen in der Stadt Schöningen" (Schöningen 1889) und „Die alten Innungen in der St. Schöningen" (Sch. 1896). Ihr Werth wird erhöht durch die Mittheilung zahlreicher Urkunden, wie denn überhaupt die Hauptstärke Schönert's mehr im rastlosen Sammeln der Nachrichten, als in deren Darstellung bestand. Seine dienstwillige Gefälligkeit hat ein Jeder erfahren, der sich mit der Bitte um Auskunft an ihn gewandt hat.

Außer Druckwerken und Handschriften hat Schönert auch Kupferstiche und besonders Münzen gesammelt. Letztere, darunter auf Braunschweigischem Gebiete, auf das Sch. sich im Wesentlichen beschränkte, sehr bemerkenswerthe Stücke, hat die Münzhandlung von H. S. Rosenberg in Hannover erworben, die sie im Januar nächsten Jahres zu versteigern gedenkt.

Aber nicht nur der Vergangenheit Schöningens war Schönert's selbstloser Eifer zugewandt, auch für die Gegenwart und für die Zukunft suchte er zu wirken, indem er alle gemeinnützigen Bestrebungen mit Wort und That nach Kräften unterstützte. Hauptsächlich durch ihn wurde der Verschönerungsverein ins Leben gerufen und die schönen Anlagen im Elme, die dann über Schöningen erstanden, sind im Wesentlichen sein Werk. Auch bei vielen anderen Gelegenheiten hat er seinen regen Gemeinsinn eifrig bethätigt. Sein Andenken wird in der Stadt Schöningen noch lange in Ehren dankbar erhalten bleiben.

Der Plan einer Verlegung der Helmstedter Universität nach Wolfenbüttel im Jahre 1790.

Von B. Voges.

Seitdem am 17. September 1737 die Universität Göttingen eröffnet worden war, gerieth die alte Hochschule zu Helmstedt in eine gar übele Lage. Trotz der anerkennenswerthen Anstrengungen, die zu ihrer Hebung gemacht wurden, war es nicht möglich, sie mit der jungen frisch aufblühenden Schwesteranstalt auf gleicher Höhe zu erhalten. War sie bis dahin die Landesuniversität für die gesammten Braunschweig-Lüneburgischen Lande gewesen, so sah sie sich jetzt im Wesentlichen auf den Zuzug aus einem Bruchtheile dieses Gebietes, dem Fürstenthume Braunschweig - Wolfenbüttel, beschränkt und auch in ihrem Einkommen beträchtlich geschmälert. Mit den reichen Aufwendungen, die auf Veranlassung des wackeren Gerlach Adolf von Münchhausen für Göttingen in richtiger Erkenntniß der Zeitverhältnisse stattfanden, vermochte man in Helmstedt nicht entfernt gleichen Schritt zu halten. Es konnte nicht ausbleiben, daß das junge Gestirn der Georgia Augusta die alte Alma Julia mehr und mehr in Schatten stellte.

Man erwog in Braunschweig, wie dem Uebel zu begegnen, wie die Helmstedter Hochschule emporzubringen sei. Unter den Mitteln aber, die dazu vor Allem in Betracht gezogen wurden, steht die Verlegung der Universität in erster Reihe. Wiederholt ist hierüber berathschlagt worden; Wolfenbüttel und Braunschweig wurden für die Hochschule in's Auge gefaßt.

Keiner der viel erörterten Pläne ist zwar zur Ausführung gekommen. Aber dennoch ist es nicht ohne Interesse, die Gründe, die damals für und gegen eine Verlegung der Hochschule in's Feld geführt wurden, kennen zu lernen. Manche derselben muthen uns jetzt sonderbar an. Sie zeigen, wie sehr sich die Anschauungen auf manchem Gebiete im Verlauf des letzten Jahrhunderts verändert haben.

Schon im Jahre 1754, wohl in Folge der Uebersiedelung des Hofes von Wolfenbüttel nach Braunschweig, wurde die Frage erwogen, ob es rathsam und nützlich sei, die Universität von Helmstedt nach Wolfenbüttel zu verlegen. Es wurden dagegen besonders finanzielle Schwierigkeiten geltend gemacht, bis der Ausbruch des siebenjährigen Krieges die Erörterung dieser und mancher anderen Frage der Landeswohlfahrt für längere Zeit völlig abschnitt. Aber der Gedanke lag so nahe, daß er nach ein paar Jahrzehnten auf's Neue wieder auftauchte. Es war unter der trefflichen Regierung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, wo insbesondere der Geheimrath Karl August v. Hardenberg, der später in den Fürstenstand erhobene preußische Staatskanzler, diesen Plan mit Eifer aufgriff und verfolgte. Auch der Herzog selbst hat sich mit ihm, wie mit allen Landesangelegenheiten, sehr eingehend beschäftigt. Am 3. April 1790 schrieb er an den Professor der Geschichte Jul. Aug. Remer in Helmstedt, daß die Verlegung der Universität schon 1754 „auf die Bahn gebracht", aber bei der Ungunst der Zeit nicht völlig erörtert worden sei. „Indessen ist", fährt er fort „seit einiger Zeit diese Materie wieder rege gemacht, und es ist so viel dafür und dagegen angeführt worden, daß endlich ein völliger Entschluß um so mehr darin gefaßt werden muß, als über eine fernere Unentschlossenheit, welche Parthey zu ergreifen, leicht der Wachsthum und Flor der Universität Gefahr laufen dürfte".

Die Zahl der Studenten der Julia Carolina belief sich zu jener Zeit auf hundert und einige fünfzig. Diese Zahl, die an sich für damalige Zeit keineswegs so gering ist, wie sie uns heute vorkommt, muß doch bei den großen Gelehrten, die Helmstedt immerhin noch zu den Ihrigen zählte, nur klein erscheinen. Henke selbst spricht in einem Gutachten vom 30. Juli 1790 über „den hilflosen und dem Verfall entgegeneilenden Zustand der Universität". Denn die Zahl der Studirenden bestand größtentheils aus ärmeren Landeskindern, denen es zur Pflicht gemacht war, hier zu studiren, wenn anders sie in Braunschweigischen Diensten beschäftigt werden und die staatlichen Unterstützungen, insbesondere die Freitische, genießen wollten und die, auch abgesehen davon, der Billigkeit wegen nach Helmstedt gingen. An Billigkeit konnte sich nur Jena mit Helmstedt messen. Der Unterhalt eines Studenten wird für das Jahr auf 200 Rth. angegeben

Es wurde nun zu weiterer Berathung und endgültiger Beschlußfassung in dieser Angelegenheit eine Commission gebildet, deren Vorsitz dem schon genannten Geheimrath und Cammerpräsidenten v. Hardenberg übertragen wurde. Zu Mitgliedern wurden ferner ernannt der Hofrath Mahner in Braunschweig, Hofgerichtsassessor Balcke in Wolfenbüttel, Hofrath Fein und Bürgermeister Seidel in Helmstedt und einige hervorragende Lehrer der Universität, die Professoren der Theologie Heinr. Phil. Konr. Henke und Heinr. Phil. Sextro, jener Abt von Michaelstein, dieser von Marienthal, der schon genannte Professor J. A. Remer und der Bibliothekar und Professor der Litteraturgeschichte Paul Jakob Bruns. In einem Schreiben an den akademischen Senat zu Helmstedt vom 13. Juli 1790 bestellt v. Hardenberg für die Sitzungen der Commission zum 26. Juli das Consistorialzimmer im Juleum.

In einem Schriftstücke, das dem Schreiben Hardenbergs beigefügt war, wurde die Frage der Verlegung der Universität von Helmstedt nach Wolfenbüttel in drei Hauptfragen zerlegt. Man sollte sich darüber schlüssig machen: Worin bestehen die Vortheile oder Nachtheile:

1. für die Universität als Bildungs- und Erziehungsanstalt ohne Rücksicht auf beide Städte;
2. für beide Städte und das ganze Land;
3. sind die Vortheile oder Nachtheile überwiegend?

Die Zusammensetzung der Commission wird durch diese Hauptfragen wohl hinlänglich erklärt.

Nachdem dann zunächst der Akademische Senat die ordentlichen Professoren zu Gutachten aufgefordert hatte, fand am 26. Juli die erste Commissionssitzung statt, in der die Protocollführung dem Professor Remer übertragen wurde.

Ueber zwei Punkte wurde völlige Einigung erzielt: daß, wenn es sich jetzt um eine zu gründende Universität handele, Wolfenbüttel dazu geeigneter als Helmstedt sei, und daß man die Professoren auffordern sollte, ihre Entschädigungsansprüche für ihre Häuser anzugeben.

Außer dieser ersten Sitzung fanden bis zum 2. August noch sieben andere statt, denen nach der Rückkehr Hardenberg's von einer Reise nach Anspach vom 20.—22. September noch drei weitere Sitzungen in Braunschweig folgten.

Am 30. Juli reichte der damalige Prorector, Geheime Justizrath Oeltze, die Berichte der Lehrerschaft ein. Hier wie in der Commission sprachen sich die bedeutenderen Professoren für die Verlegung aus; so namentlich der bekannte Staatsrechtslehrer und Reichshistoriker Karl Friedrich Haeberlin, sowie der für diese Sache unermüdlich wirkende Henke. Dennoch war auch eine große Zahl der Professoren dagegen, unter ihnen der bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen stehende, Hofrath Beireis, und zwar besonders deshalb, weil „Wolfenbüttel in dem üblen Rufe stehe, daß es ungesund sei und jeder daselbst Ankommende das Fieber zu befürchten habe".

Die in den Commissionssitzungen und den Gutachten der Professoren für die geplante Verlegung der Julia Carolina vorgebrachten Gründe sind nun im Wesentlichen folgende:

1. Die Verlegung überhaupt werde den Reiz der Neuheit haben. Nur durch sie könnten alte, eingewurzelte Mißbräuche und Fehler mit einem Male ausgerottet werden.

2. Die Universität sei so gesunken, daß kein Fremder von Bedeutung und auch reiche Landeskinder nur in geringer Zahl sie besuchten; während in Helmstedt eine Ausrottung der Vorurtheile gegen die Julia Carolina schwer sein dürfte, würde eine neue Stiftung einen guten Eindruck im Publicum machen. — Henke ging sogar soweit, zu behaupten, daß es fraglich sei, ob Helmstedt je etwas geleistet habe, und daß die Universität auf der niedrigsten Stufe stehe.

3. Die Nähe Braunschweigs und seines Hofes bringe die Studenten mit der Welt, in der sie später wirken sollten, in Verbindung; Wolfenbüttel, im Besitze der berühmten Bibliothek, biete durch seine Lage an einem Flusse und in der Nähe des Harzes, durch seine schöne Bauart, breite Straßen und Umgebung (Salzdahlum, Antoinettenruh), sowie durch das fürstliche Archiv und die höchsten Landescollegien Mittel, deren sich zusammen keine deutsche Universität weiter rühmen könne.

4. Bei dem Vorhandensein vieler „feiner" Leute in Wolfenbüttel und der vortheilhaften Mischung der Stände würden weder die Studenten das herrschende Corps sein, noch die Professoren Pedanten bleiben und in Gelehrtendünkel sich der Welt entfremden.

5. Einige in Helmstedt unmögliche Collegien würden in Wolfenbüttel lebhaften Zuspruch erhalten, wie Cameralia, Oekonomie, Handelswissenschaften, Technologie und angewandte Mathematik.

6. Die Anwesenheit vornehmer und reicher Leute und des „größten Helden und ersten Generals Deutschlands", des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, werde viele vornehme Studenten, auch Militärs nach Wolfenbüttel ziehen.

7. In Wolfenbüttel gehöre die Errichtung guter Kaffeehäuser, Billards, Gesellschaftshäuser 2c., die den Studenten vor dem verrohenden Verkehr mit Handwerkern in schlechten Wirthshäusern bewahre, ins Bereich der Möglichkeit, in Helmstedt nicht.

8. Hinzu kommen die Messen, das fürstliche Naturaliencabinet, Privatsammlungen aller Art und die vielen Gelehrten im nahen Braunschweig.

9. Nirgends sonst, Berlin und Potsdam ausgenommen, drängten sich Kenntnisse, Wissenschaften, Künstler und Gelehrte so sehr auf eine Gegend zusammen wie dort; es sei daher hier eine wahre Societät der Wissenschaften möglich.

Die Gründe, die gegen die geplante Verlegung vorgebracht wurden, berührten sich zum Theil mit den obigen, ließen die Dinge nur von anderer Seite betrachten:

1. Der Reiz der Neuheit gehe rasch vorüber; die Universität sei in Helmstedt eingewurzelt, dürfe daher nur im alleräußersten Nothfalle von dort entfernt werden. Unausrottbare Mißbräuche seien überhaupt nicht vorhanden.

2. Der schlechte Ruf Helmstedts wird geleugnet. Ein Drittel aller Studenten bestehe aus Ausländern.

3. Die Umgebung Helmstedts sei wegen ihrer geringeren Ueppigkeit der Sittlichkeit der Jugend weniger schädlich als die Wolfenbüttels; man wohne dort besser, bequemer und schöner als hier; auch Lausanne und Jena hätten unebene, schlecht oder garnicht gepflasterte Straßen. Die Nähe Braunschweigs werde allerdings manches Gute wirken, aber nur für den Professor; der Student werde, müsse man fürchten, mehr auf dem Wege nach Braunschweig als in den Collegien gesehen werden. Die Gegenwart der höchsten Landescollegien werde nur bewirken, daß die jungen Juristen seicht blieben, da sie zu früh Gelegenheit erhielten, in die Praxis der Gerichte mit ihren Advocatenkniffen einen Einblick zu thun, außerdem zu Rangstreitigkeiten zahlreichen Anlaß geben.

4. Die Mischung der Stände besage nichts, wie einerseits Göttingen und Jena, andererseits Mainz, Frankfurt a. O., Marburg u. a. m bewiesen. Der Stadt Wolfenbüttel aufzuhelfen, sei der erste Gedanke bei der Verlegung der Universität gewesen.

5. Wolfenbüttel werde ein Sitz der Nichtsnutzigen werden.

6. Es werde zu Collisionen zwischen Studenten und Carolinern, zu Schlägereien und Tumulten zwischen den Studenten und den Bürgern Wolfenbüttels, welche nicht an das freiere Leben und die Gebräuche der Studenten gewohnt seien, kommen; gerade der Hof werde viele Eltern abhalten, ihre Söhne nach Wolfenbüttel zu schicken.

Zu diesen Gegengründen, welche ziemlich genau den sechs ersten für die Verlegung angeführten Gründen entsprechen, kommen noch einige andere hinzu:

7. Wolfenbüttel sei ein ungesunder, wenigstens als ungesund verschrieener und theuerer Ort. Beide Umstände würden den Besuch der Universität vermindern.

8. Wolfenbüttel werde häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht, bei denen mancher Studiosus sein Leben verlieren würde, auch seine Eigenschaft als Festung vertrage sich nicht mit einer Universität.

9. Da die meisten der studirenden Landeskinder aus Braunschweig und Wolfenbüttel sind und viele Eltern ihre Söhne eine Zeitlang vom Hause fort zu geben wünschen, so falle die angenehme Reise nach Helmstedt oder das Studiren auf der Julia Carolina fort.

10. Professor Beireis habe seine physikalischen und mathematischen Instrumente der Universität als Geschenk in Aussicht gestellt, werde jedoch im Falle einer Verlegung der Hochschule dies Versprechen widerrufen.

11. Die hohen Ersatzansprüche der Professoren.

Diese sind in Verbindung mit den sonstigen Kosten gewiß der Hauptgrund gewesen, daß der viel erörterte Plan nicht zur Ausführung kam. Bei der aus guten Gründen so sparsamen Regierung Karl Wilhelm Ferdinand's mußte die Verlegung der Universität, die nach Hofrath Fein's Berechnung 218 992 Rth. kostete, als ein äußerst gewagtes Unternehmen erscheinen.

Ueber die Kosten, die, abgesehen von dem Schaden, den die Stadt Helmstedt erleiden müßte, die Verlegung der Universität erfordern würde, stellten zwei Mitglieder der Commission, Professor Remer und Hofrath Fein, Berechnungen an, die zu sehr verschiedenem Ergebnisse führten. Remer, der der Verlegung günstig war, veranschlagte sie auf 48 556 Rth., Fein, der ihr widerstrebte, auf 218 992 Rth.

Auch über den Ersatz, der der Stadt Helmstedt bei Verlust der Hochschule nach allgemeiner Ansicht zu gewähren sei, wurde berathschlagt. Man empfahl zu dem Ende die Einlegung eines Bataillons Infanterie in die Stadt, die Verlegung der Schöninger Schule, des Klosters zu Salzdahlum, des Wolfenbüttler Waisenhauses nach Helmstedt, die Uebersiedelung der Wolfenbüttler Schutzjuden dorthin, die Zerschlagung der Ländereien des Klosters Marienberg, die Anlegung einer Herrnhuter Colonie u. A. m.

Der Bericht, den die Commission an den Herzog erstattete, wurde von Professor Remer entworfen; die schon erwähnten Gutachten von Remer und Fein waren ihm u. A. als Anlagen beigelegt. Die meisten Commissionsmitglieder schlossen sich den Ausführungen Remer's vollständig an. Weit wich davon in seinen Ansichten der Hofrath Fein ab, der in einem umfangreichen Postscriptum von 41 Folioseiten unterm 15. November 1790 seine Meinung begründete. Dagegen wandte sich wieder in einem zweiten Postscriptum Professor Remer, während Fein auf eine abermalige Antwort unterm 24. December 1790 verzichtete mit der Erklärung, er wolle „den Anfang — mit Schweigen machen“. Bald darauf werden die umfangreichen Schriftstücke nach Braunschweig abgegangen sein. Hier hatte inzwischen Geheimrath v. Hardenberg den Braunschweigischen Staatsdienst schon verlassen. Ob deshalb die Angelegenheit zunächst nicht vom Flecke kam, ob andere Schwierigkeiten sich geltend machten, müssen wir hier unerörtert lassen. Aber kam der Plan auch vorläufig zum Stillstand, so tauchte er doch nach ein paar Jahren schon wieder auf. Im Jahre 1795 wurde nicht weniger eifrig, als es 1790 geschah, über eine Verlegung der Universität verhandelt, aber dieses Mal war nicht Wolfenbüttel, sondern Braunschweig der Ort, nach dem man sie verpflanzen wollte. Auch jetzt kam man nicht zum Ziele. Die unruhigen Zeiten hinderten die Ausführung des anscheinend in feste Aussicht genommenen Planes. Die Universität blieb der Stadt Helmstedt auch im Beginn des neuen Jahrhunderts noch

erhalten, aber wohl nur damit das Land sie demnächst um so sicherer verlieren sollte. Auch so hat sie in der Zeit des westfälischen Königthums noch eine Reihe von Jahren, zeitweise sogar mit Aussicht auf Erfolg, um ihr Bestehen gerungen. Endlich mußte sie erliegen. Wären die 1790 und 1795 viel erörterten Pläne zur That geworden und die Universität von Helmstedt nach Braunschweig wirklich verlegt, so würde diese wohl ohne Zweifel auch den Wirren der Fremdherrschaft nicht zum Opfer gefallen sein, sondern noch heutigen Tags eine hohe Zierde und einen segenspendenden Schatz unseres Braunschweiger Landes bilden.

Bücherschau.

Wilhelm Raabe, Hastenbeck. Eine Erzählung. Berlin. O. Janke 1899. 354 S. 8⁰. 6 ℳ, geb. 7 ℳ 25.

Es ist lange her, drei volle Jahre, seit Wilhelm Raabe zuletzt seine Gemeinde mit einem neuen Buch zu Weihnachten erfreut hat, den „Acten des Vogelsangs“. Das melancholische Motto auf dem Titel: „Die wir den Schatten Wesen sonst verliehen, seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen“ — zwei Zeilen aus dem Gedichte, mit dem der müde gewordene Chamisso seinen Peter Schlemihl zum letzten Male in die Welt gehen ließ — dazu der Ton herber Resignation, der die ganze Dichtung durchzieht, konnten wohl draußen die Befürchtung aufkommen lassen, auch unser Dichter gedenke damit die Feder aus der Hand zu legen. Die ihm näher standen, hofften und wußten demnächst, daß es nicht so war, und fast über Verhoffen schön hat sich ihre Erwartung erfüllt. Wohl hat der „neue Raabe“ mehr Zeit gebraucht flügge zu werden, als die meisten seiner älteren Brüder, dafür ist aber auch die nun vor wenig Wochen erschienene Erzählung „Hastenbeck“ ein Buch geworden, so reif und weise zugleich und so jung und frisch, daß es sich den besten von des Dichters früheren Historien an die Seite stellt. Wird ihm für diese Gabe der Dank seiner Verehrer lohnen, soweit die deutsche Zunge klingt, so haben wir Braunschweiger wieder einmal besonderen Anlaß, dem heimischen Meister dankbar zu sein: ist es doch wieder einmal wie im „Odfelde“ und in so mancher seiner kleineren Geschichten aus älterer Zeit ein Stück braunschweigischer Vergangenheit, das in diesem Buche lebendig geworden ist, eine Reihe altvertrauter „Schatten“, denen er „Wesen“ verliehen hat.

Die lächerlich=schmähliche Niederlage des Herzogs Wilhelm August von Cumberland bei Hastenbeck und ihre Krönung, der heillose Vertrag von Kloster Zeven, der den ganzen deutschen Nordwesten ohne weiteren Schwertstreich den Franzosen preisgab und eine tapfere Armee zu träger Verzweiflung verurtheilte, sind nicht der Inhalt, wohl aber die Voraussetzung unserer Geschichte. In Folge dieser Ereignisse war unsere niedersächsische Heimath, insbesondere das Braunschweiger Land und sein Fürst, in eine grausame Lage gerathen: durch die französische Occupation aus seiner Hauptstadt vertrieben und auf die für schweres Geld neutralisirte Grafschaft Blankenburg beschränkt, mußte Herzog Karl von dem Bündnisse mit Preußen und England formell zurücktreten, während sein Bruder Ferdinand, der neu ernannte Feldherr der aus Rand und Band gerathenen Armee, im Einvernehmen mit dem Erbprinzen die braunschweigischen Truppen mit Gewalt bei den Fahnen der Alliirten zurückhielt. Auf dem Boden dieser trübseligen und verworrenen Zustände des Jahres 1757 spielen sich die herzbewegenden Schicksale der Menschen ab, von denen der Dichter diesmal zu erzählen hat. Voran „Daphnis und Chloe“, will sagen der Fürstenberger Blumenmaler Pold Wille von der Wendenstraße und das Pflegekind des Boffzener Pfarrhauses Hannchen Holtnicker, das „Immeken von Boffzen“, ein Pärchen recht im Stil der Geßnerschen Idyllen und der zierlich sauberen Porzellankunst jener Tage, das die wilden Kriegsläufte ganz gegen seine Natur zu einer Entwickelung ins Heroische zwingen. Es ist mitunter schwer und wenig dankbar, eine Raabe'sche Geschichte in den Grundzügen nachzuerzählen, diesmal nicht. Der verliebte Blumenmaler, den die Tücke eines Werbeofficiers in den rothen Rock geliefert hat, ranzionirt sich wie viele Andere nach der Zevener Katastrophe und kommt matt und fieberkrank an die Weser zurück. Hier findet er zuerst bei der „Wackerhahnschen“ im Landwehrthurme, dann im Pfarrhause selbst Unterschlupf und Pflege, aber keine sichere Ruhestatt: jeden Augenblick können ihn die Franzosen kraft der Convention aufheben und in ihre Reihen stecken, und kommen gar die Alliirten wieder ins Land, so ist er als Deserteur für die Spießruthen reif; nur einen Fleck Erde giebt es, wo er vor beiden geborgen wäre, eben das territoire neutre appartenant au Duc de Brunsvick, die Grafschaft Blankenburg. Dorthin begiebt sich denn nun der kaum Genesene auf die Flucht, nachdem er am heiligen Weihnachtsabend mit genauer Noth einer französischen Haussuchung entgangen ist, und mit ihm geht heimlich das treue Hannchen, das den Liebsten nicht wieder allein in die feindliche Welt hinauslassen will. Der Weg ist weit, und da man der französischen Streifschaaren allenthalben gewärtig sein muß, so dürfen die Flüchtlinge nicht auf gebahnter Straße, sondern müssen auf Schleichwegen durch den Sollingwald und die Harzberge entlang wandern und das zwischen Weihnacht und Neujahr durch den tiefen Schnee in der Winterkälte. Leicht möchte das Lied vom Reif in der Frühlingsnacht auch für sie gelten, hätten sie nicht zur Stütze und Führung einen ganzen Kerl zur Seite. Das ist die schon erwähnte Wackerhahnsche, eine Försterswittwe, die Schicksal und heißes Blut nach ihres Mannes jähem Tode als Marketenderin durch alle möglichen Kriegswetter der dreißiger und vierziger Jahre des Jahrhunderts geführt hat, bis sie auf ihre alten Tage sich im Landwehrthurm zur Ruhe setzte. Sie ist der eigentliche Held nicht der Geschichte, aber in der Geschichte, eine jener specifisch Raabe'schen Altweibergestalten von dem Schlage der Jane Warwolf im „Schüdderump“ und der Wittwe Cruse im „Alten Eisen“, die bei rauhem, männischem Wesen sich aus dem argen Weltgetriebe ein Herz gerettet haben, das eben so hülfreich und gut ist, wie tapfer. Ihr ist Manches einerlei gewesen und geworden auf ihrer Lebensfahrt, aber für das Immeken

fühlt und handelt sie so zart, als trüge sie eine jungfräuliche und zugleich eine mütterliche Seele in der Brust. Ihre Schützlinge dürfen nicht wie verlaufenes Gesindel durch die Welt ziehen: der Pfarrherr von Derenthal muß sie vor Gottes Angesicht zusammengeben, daß sie dereinst vor den fürstlichen Gnaden in Blankenburg, wie vor den Eltern im Pfarrhause zu Boffzen frei die Augen erheben können als Mann und Frau. Und wieder, als sie sich mit all ihrer Lieb und Güte wirklich einen Großmutterstuhl in der Wille'schen Kinderstube verdient hätte, verzichtet die greise „Weserhexe" auf das ersehnte Glück, um der Augen und Herzen der Kinder willen.

Doch zurück zum Verlauf der Geschichte: die Wackerhahnsche also bringt die beiden Unmündigen durch zahllose Nöthe und Fährlichkeiten glücklich, wenn auch zu Tode erschöpft zu dem rettenden Grenzpfahl unter der Teufelsmauer; daß dann Alles ein gutes und fröhliches Ende nimmt, dafür sorgt die fürstliche Güte und „Gottes Wunderwagen". Ja Gottes Wunderwagen, dies Cabinetstück aus dem köstlichen Erbauungsbuche Ehren-Holtnickers, dem „aufrichtigen Cabinetsprediger" des Gottfried Cober aus Altenburg, Gottes Wunderwagen, der mit seinen vier Rädern Weisheit, Allmacht, Treue und Wahrheit die Menschen wunderlich und auf Umwegen zu s e i n e m Ziele führt, ist recht eigentlich das Symbolum des ganzen Buches, mit dem auch der Leser von vornherein getrosten und fröhlicheren Muthes fährt, als einst mit dem Schüdderump in das Leid und den Tod, dem die Welt gehört. Raabe hat uns manche Geschichte aus schwerer Vergangenheit erzählt, keine, in der trotz des düsteren Hintergrundes und der mancherlei Schicksale soviel Licht und Sonne wäre, wie in dieser: Sonne auf dem Pfarrgarten, wo das Immeken um die Blumen schwirrte und ihrerseits von dem Fürstenberger Künstlervölkchen umschwärmt wurde, Sonne, wenn auch die Wintersonne männlich frommer Resignation im Pfarrhause von Derenthal, Sonne über dem Blankenburger Schlosse und seinen noch so schwer bedrückten Insassen, Sonne endlich und eitel Sonne über der Schlußscene am Landwehrthurme. Selbst das einsame Sterben des braven Schweizerhauptmanns Uttenberger hat nichts Bitteres: die letzte Ausruhezeit im Pfarrhause, wohin auch ihn mit Salomon Geßners Idyllen in der Hand Gottes Wunderwagen abgeladen hatte, hat über sein stürmisches Leben einen friedlichen Abendschein gebreitet vor der Nacht des ewigen Friedens.

Ich könnte nun noch von der Kunst handeln, mit der die Erzählung aufgebaut ist, wie Alles zu seiner Zeit kommt, ineinandergreift und das Ganze sich rundet, von der Mannigfaltigkeit und der Neuheit der Erfindung im Einzelnen, die namentlich die Odyssee der drei Wandersleute auszeichnet — ein Andrer hätte aus dem 21. Capitel einen Band gemacht —, von dem Reichthum an Lebenswahrheiten und -weisheit, der nach Raabe's Art in und zwischen den Zeilen verstreut ist, von der gründlichen Kenntniß der Zeit und ihrer Menschen und wie sie verwerthet ist, dergestalt daß wir völlig in Milieu und Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts eingetaucht werden. Aber ich schreibe diese Anzeige für braunschweigische Leser, und da liegt mir, wie ihnen, ein Anderes näher, ich meine die mit ebenso viel Liebe als abwägender Gerechtigkeit gezeichneten Portraits der historischen Persönlichkeiten, obenan des Herzogspaares Karl und Philippine Charlotte. Der Kenner heimischer Geschichte weiß, wieviel dem alten Herrn in der landläufigen Historie angehängt und nachgesagt wird, was ihm nicht zur Last fällt, und wie viel für gewöhnlich nicht nachgesagt, was er in Gutem verdient hätte. Hier steht er, wenn auch nicht wie Ferdinand im „Odfelde" als der Augenpunkt des Ganzen, so doch wiederum als der Entscheidende, treulich in seinen Schwächen und seiner Wohlmeinung abgeschildert, und über ihn und seine willensstärkere Gattin, die Schwester Friedrichs des Großen, hinaus fallen Streiflichter auf den ganzen Kreis guter und vornehmer Menschen, die zu ihnen gehörten, auf den heldenmüthigen Erbprinzen, auf Anna Amalia von Weimar, auf den Knaben Leopold, auch den geistlichen Berather des Hauses, den Abt Jerusalem, nicht zu vergessen. Die Wackerhahnsche und ihre Schützlinge vor dem Blankenburger Hofe ist ein Culturbild von einem für uns Braunschweiger so heimelichem Reize, wie es wenige andere in der Litteratur giebt. Wenn demgegenüber auf dem Titelblatte nicht etwa Nec aspera terrent als Motto steht, sondern das Wort des Freiherrn von Stein: „Ich habe nur e i n Vaterland, das heißt Deutschland", wenn durch das ganze Buch zwischen den Zeilen die patriotische Mahnung klingt: All dies Elend Niedersachsens erwuchs aus der Zersplitterung Deutschlands, die immer den Feind ins Land gezogen hat und es jederzeit wieder thun würde; das vergiß nicht, du niedersächsisches Volk, und halt am Reich, in dessen Schirm allein du sicher und glücklich bist! — so stimmt das doch aufs Beste zusammen: wir brechen wahrlich der Liebe und Treue zum großen Vaterlande nichts ab, wenn wir das Gedächtniß Derer stolz in Ehren halten, die Fürsten unserer Heimath für eben dies Vaterland gelitten, gefochten und geblutet haben.

W. Br.

H. Lüders, Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance. Erinnerungen eines Soldaten der englisch-deutschen Legion in Deutschland, England, Portugal, Spanien, Frankreich und den Niederlanden. Mit 125 Abbildungen. A. u. d. T.: Biographische Volksbücher № 36—43. Leipzig, R. Voigtländer 1898. 234 S. 8°. 2 ℳ, geb. 2 ℳ 25.

Ein Büchlein, das wir unsern Lesern recht warm empfehlen möchten. Es schildert in fesselnder, anschaulichster Weise die Erlebnisse eines einfachen Soldaten, der im preußischen Regimente des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand zu Halberstadt den Militärdienst der alten Zeit kennen lernte, an der Schlacht bei Jena Theil nahm und nach Auflösung des preußischen Heeres an verschiedenen Orten als Tischlergeselle sich durchhalf, bis er in Brieg durch den Lieutenant v. Wachholtz sich bewegen ließ, 1809 zu Braunau in das Corps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig zu treten. Er machte dessen Kämpfe und den ruhmvollen Zug nach der Nordseeküste mit, wo er, zu Tode erschöpft, die Einschiffung des Truppencorps verschläft. Es gelingt ihm

in Ritzebüttel englische Werber zu erreichen, die seine Ueberfahrt nach England bewirken. Hier tritt er in das zweite leichte Bataillon der englisch-deutschen Legion ein, mit dem er im Frühjahr 1811 nach Portugal gesandt wurde. An zahlreichen Kämpfen auf der iberischen Halbinsel, an den Schlachten bei Albuera und Salamanca, an der Erstürmung von St. Sebastian u. a. nahm er tapfer Theil und rückte in Frankreich mit ein, bis im Frühling 1814 vor Bayonne die Friedensbotschaft erklang. Er kehrte mit seiner Truppe nach England zurück, wurde aber schon im Herbste nach den Niederlanden ausgeschifft, um dann im folgenden Jahre abermals in der Schlacht bei Waterloo, vorzüglich bei der Vertheidigung von La Haye Sainte, muthig gegen die Franzosen zu kämpfen. Am letzten Orte wurde er verwundet und gefangen. Doch bald wieder in Freiheit kam er nach Brüssel und dann, von seiner Verwundung so ziemlich wiederhergestellt, nach Paris, wo ihm auf seine Bitte ein ehrenvoller Abschied gewährt wurde.

Die Aufzeichnungen sollen nach der mündlichen Erzählung eines gemeinen Soldaten, der sie selbst nicht niederschreiben konnte, von dem Lehrer seines Heimathortes gemacht sein. Daß mindestens eine starke Ueberarbeitung eines solchen Dictats bei dem Werke stattgefunden hat, wird der Leser selbst sogleich merken. Für die Geschichte Herzog Friedrich Wilhelm's im J. 1809 bringt das Buch keine thatsächlichen Angaben, die nicht sonst bekannt wären; aber Alles, was es enthält, stimmt mit den sonst vorhandenen Quellen, insbesondere mit v. Wachholtz' Tagebuche, aufs Beste überein. Man könnte sich vorstellen, daß dieser Theil des Werkes von einem gründlichen Kenner der betreffenden Litteratur mit ergänzender dichterischer Phantasie frei geschaffen wäre. Dagegen enthält die Schilderung der Erlebnisse in Spanien so viele individuelle Züge, eine so wahrheitsgetreue Schilderung von Land und Leuten, daß dem Referenten, der allerdings mit der hier einschlagenden Litteratur weniger vertraut ist, das Vorhandensein wirklicher Aufzeichnungen hier glaubhafter erscheint als dort. Doch lassen wir dahingestellt, welchen Antheil Wahrheit und Dichtung an dem Buche haben. Durchaus wahr und echt ist die Zeit, die es behandelt, jedenfalls dargestellt, und anmuthig und lebendig dazu. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Worts, das Alt und Jung, Männer und Frauen der verschiedensten Kreise mit gleichem Interesse und Vergnügen lesen werden; insbesondere wüßten wir für unsere Schülerbibliotheken aus neuerer Zeit kaum ein Buch zu nennen, das in solch trefflicher Weise zugleich belehrt und unterhält. Vor Allem aber wünschen wir dem Buche bei uns hier zu Lande recht viele und aufmerksame Leser. Behandelt es doch zu einem guten Theile ruhmreiche Erinnerungen gerade aus unserer eigenen heimischen Vergangenheit. Auf das Schönste angepaßt sind dem Texte — nicht überraschend bei einem Werke, wo Herausgeber und Illustrator eine Person ist — die schön und flott gezeichneten Bilder, die, nach Art französischer Buchausstattung eingestreut, dem Büchlein zu hoher, eigenartiger Zierde gereichen.

Alex. Wernicke, die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus. Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung des Vereins für Förderung des Unterrichts in der Mathematik und der Naturwissenschaft zu Leipzig. Berlin, O. Salle, 1898. 18 S. 4°.

Verfasser giebt zunächst in großen Zügen einen interessanten Ueberblick über die Entwicklung der Geisteswissenschaften im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit, um daraus das Ungerechtfertigte eines Gegensatzes zwischen „Humanismus" und „Realismus" abzuleiten. Ein solcher ist vielmehr erst in neuerer und in neuester Zeit künstlich eingeführt worden und hat früher bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein nie bestanden. Die Beweisführung stützt sich im Wesentlichen auf zum Theil schlagende Aussprüche der großen Geisteshelden aller Zeiten. Mit Einführung der neuen preußischen Lehrpläne vom 1. April 1892, die Religion, Deutsch und Geschichte in den Mittelpunkt des Unterrichtsbetriebes rücken, beginnt nach dem Verfasser die Epoche des nationalen Humanismus. Es wird dann versucht, eine Lösung für die Aufgabe zu finden, aus diesem humanistischen Kernstücke und den beiden Flügelstücken (fremdsprachliches und mathematisch-naturwissenschaftliches Gebiet) und den vermittelnden Fächern ein harmonisches Ganze zu machen. Diese erblickt Verfasser in der Vereinigung fremdsprachlicher und naturwissenschaftlicher Bildungselemente auf culturhistorischer Grundlage zu einer religiös ethischen Weltanschauung. Eine Anzahl geschickt gewählter Beispiele erläutern zum Schlusse, wie im Unterrichtsbetriebe dieses Ziel erreicht werden kann.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 33. Zur Samenzucht von Gräsern u. anderen Rauhfuttergewächsen. — 34. Schäff, Storch in landwirthschaftlicher Beziehung; Boysen, Export der Butter nach Ostasien; Hamsterplage. — 35. Eichloff, Probenahme für die Milchuntersuchung; Tille, Bekämpfung der Blattläuse. — 36. Getreidezüchtung in Rußland; Werth des Solvayhaller Hartsalzes; Geflügel-Cholera u. Diphtheritis — 37. Maercker, Einfluß verschiedener Pflanzen auf den Feuchtigkeitsgehalt des Bodens; Runkelrüben-Schnitzel in ihrer Einwirkung auf die Milcherzeugung. — 38 und 39. Tauerć, Bodenimpfung; Milchfehler. — 40. Ausputzen der Obstbäume. 41. Siegfeld, latente Färbung der Margarine mit Sesamöl; wie erzielen wir Wintereier; Thierschau in Thedinghausen. — 42. Günstiger Ausgang der staatlichen Versuche zur Schutzimpfung gegen Maul- und Klauenseuche, Herstellung von Obstpasten. — 43. Kann die deutsche Landwirthschaft dem deutschen Volke das zu seiner Ernährung nothwendige Brotgetreide liefern?; das Ernten der Korbweiden. — 43 und 44. Tauerć, Schweinemast. 45. Backhaus, Pflege und Haltung der Milchkuh. — 46. Ist es rationeller, reine Melasse oder Torfmehlmelasse, Melasseschnitzel oder andere Melassemischungen zu verfüttern? — 47. Unsere Landwirthschaft und die Fleischpreise. — 48. Getreidehandel in Rußland; Jenssen, Einschlachten der Gänse; Lehnert, Handel mit Zucht- und Zugvieh.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 34 bis 36. Der Instructions-Cursus auf dem Gebiete der inneren Mission in Berlin vom 18.—29. April 1898. — 34. Kühne, eine kirchlich-sociale Specialconferenz. — 35. Etwas vom Ultramontanismus auf den Philippinen und in Cuba.

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

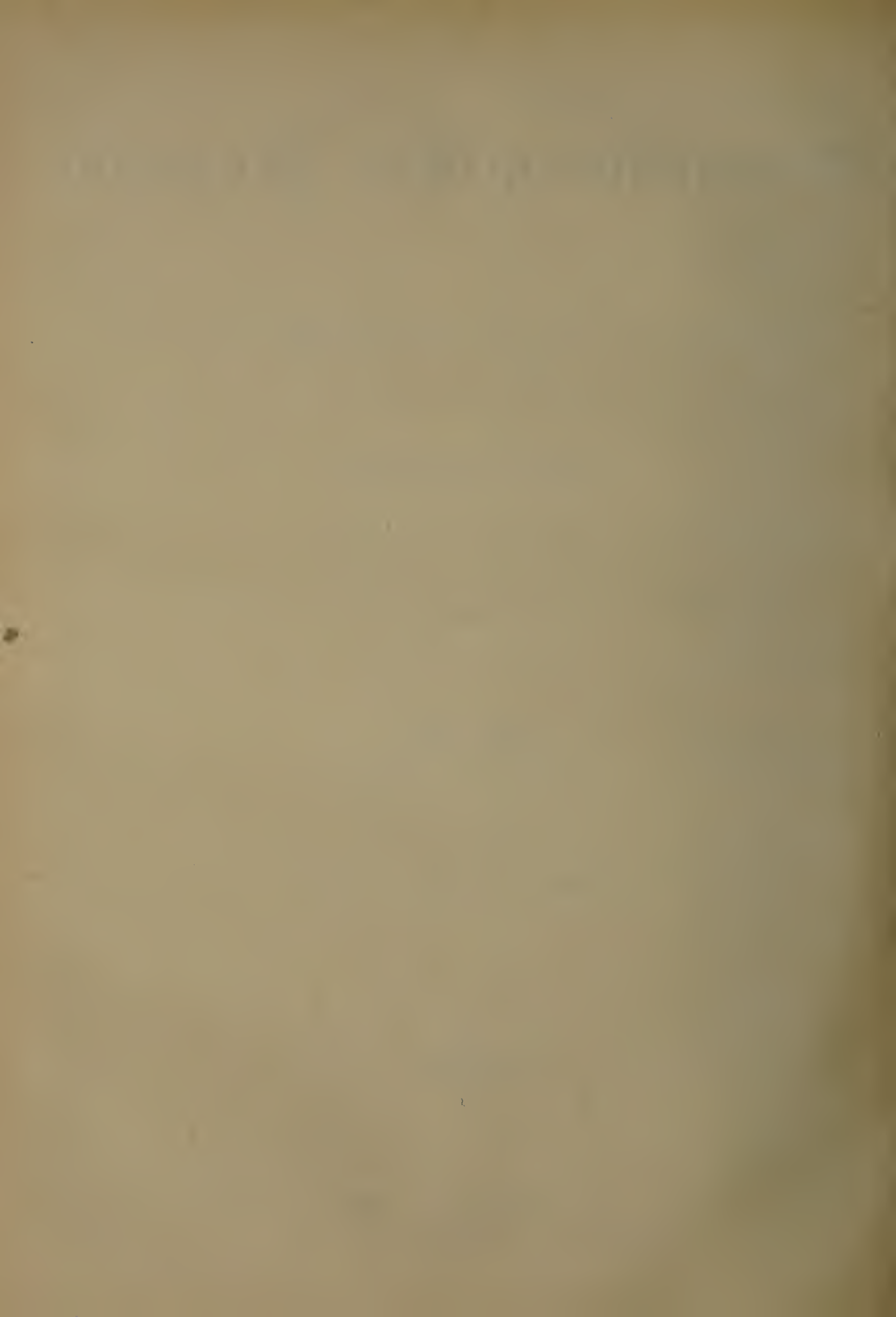
Dr Paul Zimmermann.

Fünfter Band.
Jahrgang 1899.

Mit einer Lichtdrucktafel.



Braunschweig. 1899.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).



Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Ethnographie und Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteratur- und Gelehrtengeschichte.

4. Volkskunde, Lieder, Bräuche, Namen 2c.

5. Topographie.

1) Nicht in Holstein, sondern am Flensburger Meerbusen in Schleswig gelegen.

6. Nekrologe, Biographien.

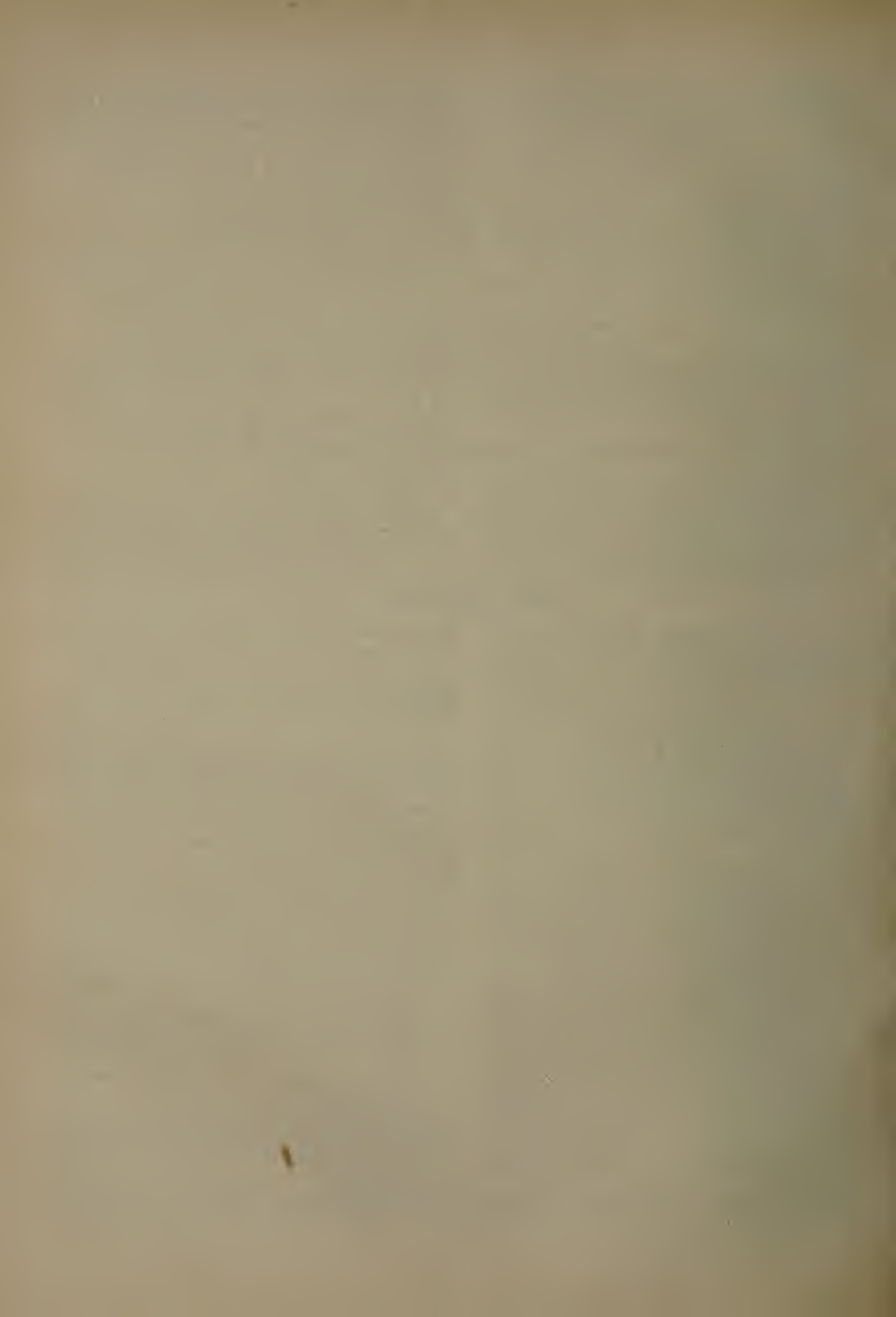
7. Kirche und Schule.

8. Kunst.

9. Volkswirthschaft und Verkehr.

II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.



Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 1. Januar **1899.**

Die Künstlerfamilie Eichler.

Von Chr. Scherer.

Die Geschichte der deutschen Kunst im 18. Jahrhundert kennt zwei Familien des Namens Eichler, eine Augsburger und eine Braunschweiger, deren beiderseitige Angehörige fortgesetzt mit einander verwechselt wurden, so daß trotz Füßli's Bemühungen [1]) noch bis zum heutigen Tage keine vollständige Klarheit geschaffen werden konnte. An Zahl ihrer Mitglieder und künstlerischer Bedeutung einander ungefähr gleich, war trotzdem die Augsburger Familie Eichler bisher bekannter, offenbar weil wir über die Kunst- und Künstlergeschichte Augsburgs durch eine reichere Litteratur überhaupt genauer unterrichtet sind. Im Vergleich hierzu sind die litterarischen Mittheilungen, die uns für die gleichnamige Braunschweiger Familie zu Gebote stehen, nur außerordentlich dürftig und im Wesentlichen auf einige kurze Bemerkungen beschränkt, die Meusel in seinen „Miscellaneen art. Inhalts" (Heft 17 (1783) S. 261) und nach ihm die bekannten Künstlerlexiken von Füßli und Nagler enthalten. Auf diesen Bemerkungen, soweit sie nicht durch Verwechselungen und verkehrte Zusätze aller Art entstellt sind, sowie auf den von mir gemachten Auszügen aus den Kirchenbüchern [2]) und auf einzelnen, in allerlei Acten zerstreuten Notizen beruht die nachfolgende Darstellung der äußeren Verhältnisse dieser Künstlerfamilie.

Ihr Haupt und angesehenstes Mitglied war Johann Konrad Eichler, der nach einer Bemerkung im Kirchenbuch der hiesigen katholischen Gemeinde aus Peine stammte, wo er, wie Nachforschungen im Taufregister der dortigen Jakobikirche ergaben [3]), am 8. December 1680 getauft wurde. Mit dieser Angabe stimmt das im Herzogl. Museum aufbewahrte Selbstbildniß des Künstlers vortrefflich überein, das laut Bezeichnung auf der Rückseite 1713 in Rom gemalt wurde und ihn als angehenden Dreißiger darstellt [4]). Ueber seine Familie ließ sich außer dem Vornamen des Vaters, der Vincenz hieß, nichts weiter ermitteln; ebensowenig konnte über den ersten Unterricht und die weitere Ausbildung des jungen Künstlers festgestellt werden. Das früheste, mir bekannte Werk Eichler's ist das im Schlosse zu Blankenburg befindliche Bildniß einer älteren Dame, das im Jahre 1707 gemalt wurde, zweifellos aber, wofür schon eine gewisse künstlerische Fertigkeit spricht, nicht seine erste oder eine seiner ersten Arbeiten gewesen ist. Sechs Jahre später finden wir den Künstler, wie sich aus der eben erwähnten Bezeichnung auf seinem Selbstbildnisse ergiebt, in Rom, wo er längere Zeit gelebt zu haben und, wohl in Folge seiner Verheirathung mit einer dort geborenen Deutschen, Namens Margarete Elisabeth Kornfeld [5]), zum Katholicismus übergetreten zu sein scheint. Hier in Rom waren Trevisani und Maratti seine Lehrer, von denen namentlich der Letztere, dessen Unterricht Eichler noch persönlich genossen haben kann, als Haupt der damaligen römischen Schule in großem Ansehen stand und einen weitgreifenden Einfluß auf die gesammte Malerei seiner Zeit ausübte. Auch Eichler scheint nicht ohne Erfolg an diesem Unterricht Theil genommen zu haben; denn das einzige bekannte Werk aus der Zeit seines römischen Aufenthalts, eben jenes Selbstbildniß, bekundet, verglichen mit seinem Damenbildniß vom Jahre 1707, einen ganz bemerkenswerthen Fortschritt. Eine gewisse Sicherheit und malerische Routine, die schon eine längere Uebung voraussetzte, war ja auch, wie schon kurz erwähnt wurde, der letzteren Arbeit nicht ganz abzusprechen; aber wie weit steht sie hinter diesem Bildniß vom Jahre 1713 an Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung, an malerischer Durchbildung und kraftvoller Modellirung zurück! Es ist eine von Eichler's besten Leistungen, die ihn auf einer künstlerischen Höhe zeigt,

---

1) Allgem. Künstlerlexicon II², S. 322.

2) Ich hatte mich hierbei der gütigen Hülfe der Herren Lehrer Voges und Pastor Engelke in Wolfenbüttel sowie des Herrn Dechanten Dr Grube in Braunschweig zu erfreuen, denen ich an dieser Stelle nochmals für alle ihre Bemühungen meinen verbindlichsten Dank sage.

3) Herr Pastor Knoche daselbst hatte die Freundlichkeit, das Taufregister der dortigen Kirche auf meine Bitte durchzusehen und mir eine Abschrift des Taufscheins zu schicken.

4) Vergl. „Führer" 1897 S. 190 No. 616. Die Signatur lautet „Johannes Conradus Eichler, alias Wollust, se ipsum pinxit Romae 1713"; Wollust scheint der auch sonst noch öfters in seinen Bezeichnungen vorkommende Bentname des Künstlers gewesen zu sein, den er im römischen Künstlerkreise führte.

5) Braunschweig. Kathol. Kirchenbuch.

welche er in seinen späteren Arbeiten kaum jemals wieder erreicht hat. Ohne irgendwie zu verschönern, giebt er sein keineswegs anziehendes Aeußere mit schlichter Natürlichkeit und überzeugender Treue wieder, so daß man unbedingt glauben muß, so und nicht anders habe der Künstler damals ausgesehen

Wie lange Eichler in Rom geblieben und wann er von dort fortgegangen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen; jedenfalls begegnet er uns bereits 1716 in Nürnberg, wo er das Bildniß des seit 1715 im Dienste der Republik Venedig stehenden Feldmarschalls Grafen Joh. Matthias von der Schulenburg († 1747) malte, das sich jetzt ebenfalls im Schlosse zu Blankenburg befindet, der Stätte, wo sich heute Eichler's Wirken überhaupt am besten überblicken läßt. Mochte es sich nun damals um einen längeren oder, was ich für wahrscheinlicher halte, nur um einen vorübergehenden Aufenthalt in der alten Reichsstadt handeln, die er vielleicht auf seiner Rückreise aus dem Süden nach seiner norddeutschen Heimath berührte, genug, schon zu Anfang des folgenden Jahres finden wir ihn als „Hof- und Cabinetsmaler“ in Braunschweigischen Diensten [6]), in denen er bis zum Ende seines Lebens verblieb. In dieser Stellung scheint er zunächst eine Zeit lang in Braunschweig ansässig gewesen zu sein; denn er begegnet hier mit seiner Familie während der Jahre 1720 bis 1724 nicht nur wiederholt in den Geburts- und Taufregistern der katholischen Gemeinde, sondern wir wissen auch, daß er um 1725 auf der Fallersleberstraße wohnte [7]). Später siedelte er nach Wolfenbüttel über, wo sein und der Seinigen Name von 1736 ab im dortigen katholischen Kirchenbuche öfters nachzuweisen ist. Von dort und jedenfalls auch schon von Braunschweig aus haben ihn aber, wie einige voll bezeichnete Bilder aus den dreißiger Jahren beweisen [8]), öftere Aufträge nach Blankenburg gerufen, die einen längeren oder kürzeren Aufenthalt daselbst voraussetzen lassen. Daß er aber eine Zeitlang dauernd dort ansässig gewesen, wofür die zahlreichen Bildnisse des bis 1731 in Blankenburg residirenden Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin an erster Stelle sprechen könnten, scheint mir schon deshalb zweifelhaft, weil sich keinerlei Nachricht über ihn, weder im dortigen Kirchenbuch noch an anderer Stelle, erhalten hat. Falls daher diese Bildnisse nicht überhaupt erst nach der Uebersiedelung des Hofes von Blankenburg nach Wolfenbüttel, wo der Herzog bekanntlich bis zu seinem Tode im Jahre 1735 residirte, entstanden sind, wird man annehmen müssen, daß Eichler nur ihren ersten Entwurf in Blankenburg angefertigt, die weitere Arbeit aber dann zu Haus ausgeführt habe. So kommt es denn auch, daß keins von den verschiedenen, mir bekannten Exemplaren eine Bezeichnung trägt, die seine Entstehung in Blankenburg sicher stellte. Es scheint sich mithin jedesmal nur um einen vorübergehenden Aufenthalt von kürzerer oder längerer Dauer gehandelt zu haben, während sich der eigentliche Wohnsitz des Künstlers zunächst, wie schon gesagt, in Braunschweig, später in Wolfenbüttel befand. In letzterer Stadt ist Eichler dann auch gestorben und zwar nach einer Notiz im dortigen Kirchenbuch am 19. Januar 1748. Meusel und Andere irren also, wenn sie seinen Tod, angeblich gestützt auf die eigene Mittheilung eines seiner Söhne, ins Jahr 1757 verlegen. Die Beisetzung der Leiche fand sechs Tage später im Kloster Dorstadt bei Wolfenbüttel statt, und erfolgte, wie ausdrücklich berichtet wird [9]), „frei“, d. h auf Kosten des Herzogs, der bei dieser Gelegenheit nicht nur eine Carosse dem Leichenzuge folgen, sondern auch der Wittwe des Künstlers die Summe von 50 Reichsthalern überweisen ließ [10]).

Soviel über die Lebensumstände Johann Konrad Eichlers. Seine künstlerische Thätigkeit, der wir uns nunmehr zuwenden, dürfte im Wesentlichen nur auf ein Gebiet, nämlich auf das Bildniß, beschränkt gewesen sein. Zwar berichten die oben angeführten Quellen übereinstimmend, daß Eichler nicht nur Bildnisse, sondern auch „Historien“ oder „historische Stücke“ gemalt habe; aber diese Nachrichten, von denen die eine offenbar auf der andern fußt, lassen sich nicht mehr nachprüfen, da bis jetzt, soviel ich weiß, noch kein derartiges Werk des Künstlers nachgewiesen ist. Indessen soll damit durchaus nicht behauptet werden, daß Eichler überhaupt kein Historienbild gemalt habe; kennen wir doch anderseits außer seinen Bildnissen auch noch Werke des Künstlers, nämlich Blumen- und Fruchtstücke sowie Stilleben, die in der oben genannten Litteratur mit keinem Worte Erwähnung finden. So befand sich z. B. über einem Marmorcamin im Erdgeschoß des ehemaligen Lustschlosses Salzdahlum, wie uns Ribbentrop in seiner Beschreibung dieses Schlosses berichtet [11]), ein derartiges Fruchtstück von Eichler's Hand, vermuthlich als Bestandtheil der Decoration und als solcher umrahmt von den Stuckverzierungen der Wand, ganz ähnlich wie heute noch im Blankenburger Schlosse ein gleiches Werk des Künstlers erhalten ist. Dort werden auch noch zwei weitere derartige Bilder Eichler's aufbewahrt, ein kleineres und ein größeres, beide in Blankenburg 1727 und 1731 gemalt und mit seiner vollen Signatur versehen. Es sind allerlei Früchte in buntem Durcheinander, auf dem größeren um silberne und goldene Gefäße gruppirt und überaus bunt, hart und trocken in den Farben [12]). Alles in Allem wenig erfreuliche Leistungen und kaum besser als die Verse, die dem einen von ihnen aufgeschrieben sind [13]).

Sicher treten alle diese und ähnliche Arbeiten an

6) Die Bestallungsurkunde vom 15. 1. 1717 befindet sich im Landes-Hauptarchive zu Wolfenbüttel.

7) Notiz in Sack's Collectaneen II S. 97 im Städtischen Archiv.

8) Vergl. vor Allem das große Fruchtstück und das Bildniß Kaiser Franz I. im Schlosse zu Blankenburg.

9) Wolfenbüttl Kathol. Kirchenbuch.

10) Eintrag in den Subscriptenbüchern, Leichenpaß betr., im Landes-Hauptarchiv.

11) Beschreibung der Stadt Braunschweig I. Anhang. S. 285.

12) Ein weiteres derartiges Bild befindet sich in hiesigem Privatbesitze.

13) Im Blankenburger Schlosse befindet sich auch ein Stilleben, todte Schneegänse in einer winterlichen Landschaft darstellend und gemalt von E. 1729.

Zahl und Werth hinter dem zurück, was er im Bildnißfache geleistet hat. Die Zahl der Bildnisse, die ihm mit mehr oder weniger Sicherheit zugeschrieben werden können, ist eine verhältnißmäßig große. Die meisten befinden sich, wie schon angedeutet wurde, im Schlosse zu Blankenburg, die übrigen zerstreut an verschiedenen Orten. Freilich wird man Eichler in den bekannteren deutschen Gallerien vergebens suchen, einmal, weil er fast ausschließlich in Braunschweig und Wolfenbüttel thätig war, und sodann, weil seine Leistungen im Allgemeinen nicht derartig waren, daß sie ihn über die Grenzen seiner engeren Heimath hinaus bekannt und berühmt hätten machen können. Zwar führte er den Titel eines Hofmalers, aber man würde irren, wenn man nach diesem Titel, mit dessen Verleihung die Fürsten jener Zeit bekanntlich sehr freigiebig waren, seine künstlerischen Fähigkeiten bemessen wollte; gewährte ihm doch derselbe nicht einmal das ausschließliche Vorrecht, der alleinige Maler des Hofes und der Hofgesellschaft zu sein. Indessen scheint es doch, als ob Eichler sich stets einer gewissen Beliebtheit seitens dieser Kreise zu erfreuen gehabt habe, da unter seinen Bildnissen gerade solche von fürstlichen Personen besonders zahlreich vertreten sind.

Am häufigsten hat er Herzog Ludwig Rudolf und seine Gemahlin Christine Luise gemalt. Voran steht unter den Bildnissen des Herzogs ein im hiesigen Residenzschlosse befindliches Exemplar, das auf der Bildfläche selbst rechts unten — seine Bilder sind sonst in der Regel auf der Rückseite bezeichnet — die volle Signatur des Künstlers nebst seinem Beinamen „Wollust“ trägt. Der Herzog ist in Lebensgröße bis zu den Knien dargestellt. Er steht, von vorn gesehen und den Kopf von einer mächtigen Allongeperrücke umwallt, vor einem rothen Vorhange an einer steinernen Brüstung und trägt einen Panzer und darüber ein blaues Ordensband, ein an einer Kette hängendes Comthurkreuz und einen goldgestickten rothen Rock, dessen linke Brust ein Ordensstern ziert. Die Rechte hält den Feldherrnstab, die Linke stützt sich auf den federgeschmückten Eisenhelm, neben dem der Kopf einer Dogge sichtbar wird. Rechts hinter ihm erscheint ein Mohrenpage, der den Kopf nach seinem Herrn umwendet, während der Blick des Beschauers nach links auf eine Landschaft fällt, die ein Schlachtfeld mit Gefechts- und Plünderungsscenen darzustellen scheint [14]).

Die künstlerischen Eigenschaften dieses Bildes sind nicht übel. Die Auffassung bekundet eine gewisse stilvolle Großartigkeit, die Zeichnung ist, von Einzelheiten abgesehen [15]), richtig, die Farben endlich sind satt, prächtig und harmonisch. Das Bild gehört der Gattung jener pompösen Repräsentationsbilder an, die von Rigaud und den französischen Porträtmalern jener Zeit besonders ausgebildet wurde, und es ist augenfällig, daß Eichler hierbei durch diese und ähnliche Werke stark beeinflußt worden ist.

14) Das Bild scheint also auf seine kriegerische Thätigkeit in den Niederlanden im Jahre 1690 anzuspielen.

15) Dahin gehört die l. Hand, die in ähnlicher Verzeichnung auch auf anderen Bildnissen E.'s vorkommt.

Von diesem Bildniß nun giebt es eine Anzahl mehr oder minder getreuer Wiederholungen. So befindet sich u. A. im Rittersaale des Schlosses zu Lucklum eine bezeichnete Wiederholung desselben, die in der gesammten Auffassung und Haltung der Hauptfigur und des Mohren durchaus dem erstgenannten Bilde gleicht. Noch genauer stimmt mit diesem ein zweites, im hiesigen Landschaftlichen Hause aufbewahrtes Exemplar überein, das dort zwar als eine Arbeit Denner's gilt [16]), zweifellos aber als ein eigenhändiges Werk Eichler's anzusehen ist, das nur in geringfügigen Einzelheiten von jenem Bildnisse im Residenzschlosse abweicht. Anders verhält es sich dagegen mit einem dritten Exemplar im Rathhause zu Blankenburg [17]), das sich in der allgemeinen Auffassung zwar ebenfalls mit jenen beiden deckt, in der Ausführung aber als die sehr schlechte, eine Menge der gröbsten Verstöße gegen die Zeichnung aufweisende, Copie eines höchst mittelmäßigen Malers zu erkennen giebt.

Ueber ein in der historischen Porträtsammlung zu Herrenhausen befindliches Bildniß desselben Herzogs, angeblich von Eichler's Hand, kann ich mich, da ich es vorläufig weder im Original noch in einer Photographie kenne, nur unter Vorbehalt äußern. Doch scheint dasselbe nach Mittheilungen, die mir von befreundeter Seite [18]) gemacht wurden, in der Gesammtauffassung von dem bisher genannten nicht unwesentlich abzuweichen, insofern schon, als es sich hier nur um ein Brustbild handelt, das den Herzog allein ohne den ihn sonst begleitenden Mohrenpagen und ohne Rüstung, Helm und Ordensstern darstellt. Hinsichtlich des künstlerischen Werthes dieses Bildes muß ich mich indessen aus den angeführten Gründen jedes Urtheils enthalten.

Ebenso wage ich keine bestimmte Meinung über die im Blankenburger Schlosse befindlichen Bildnisse Ludwig Rudolf's abzugeben, da dieselben wegen der Art ihrer Befestigung eine genaue Untersuchung nicht gestatten; doch zweifle ich nicht, daß das im Kaisersaal in die Wand eingelassene, sowie das im Treppenhause aufgehängte Bildniß, das den Herzog in ganzer Figur darstellt, auf Eichler und seine Werkstatt zurückgehen.

Größere Abweichungen untereinander zeigen die Bildnisse der Gemahlin Ludwig Rudolf's, der Herzogin Christine Luise, von denen eins in Lucklum die Herzogin im Wittwenschleier darstellt [19]), mithin nach 1735, dem Todesjahr ihres Gemahls, entstanden ist. Sie sitzt in reich gesticktem Kleid auf einer Art Thronsessel, den gut durchgearbeiteten Kopf mit dem lebhaften Blick dem Beschauer zugewandt, und hält mit der Rechten den Hermelinmantel gefaßt, während die Linke auf der Arm-

16) Abgebildet in dem bei Behrens erschienenen Werke „Bildnisse von Herzögen und Herzoginnen des neuen Hauses Braunschweig“, Taf. 7.

17) Abgeb. bei Steinhoff, Gesch. d. Grafschaft Blankenburg z. S. 160. Herr Prof. Steinhoff hatte die Güte, mir über dieses und das ebendort befindliche Bildniß der Christine Luise Einiges mitzutheilen.

18) Herr Friedrich Tewes in Hannover hatte die Freundlichkeit, mir diese Mittheilungen zu machen.

19) So zeigt sie auch ein in Herrenhausen befindliches Profilbrustbild, das unter Eichler's Namen geht.

lehne ruht; neben ihr liegt auf einem Kissen die herzogliche Krone. In der allgemeinen Auffassung zeigt sich Eichler auch hier wieder stark von Rigaud abhängig, auf den die beiden Säulen mit dem Vorhang im Hintergrunde, sowie das kennzeichnende Attribut der Krone, Mittel, die dieser Meister so oft und gern verwendet, deutlich hinweisen.

Wie sehr Rigaud überhaupt auf unsern Künstler eingewirkt hat, ersieht man am klarsten aus einem Bilde der Herzogin, das im Original verschollen zu sein scheint und nur noch in einem Stiche von J. W. Heckenauer erhalten ist. Man ist geneigt, dieses Bildniß für einen schlechten Scherz des Künstlers zu halten; denn es erweist sich fast Punkt für Punkt als eine getreue Copie nach dem im Herzoglichen Museum vorhandenen, unter Rigaud's Namen gehenden Bildniß der Elisabeth Charlotte von Orleans[20]), dem Eichler — und darin dürfte sein einziges Verdienst bestehen — den Kopf mit den Zügen der Herzogin Christine Luise verliehen hat. In diesem Falle auch nur von einer Anlehnung Eichler's an Rigaud zu reden, geht nicht an, da es sich hier um eine offenbar voll bewußte und beabsichtigte Nachbildung jenes Rigaud'schen Bildes handelt, die, falls sie nicht auf einem Scherz beruht, jedenfalls das Maß des Zulässigen weit überschreitet.

Mit diesem Bildniß stimmt nun wieder in der ganzen Haltung und Bewegung sowie in einzelnen Motiven — man beachte nur die linke, auf der Herzogskrone ruhende Hand mit den gespreizten Fingern, ferner die Säulen mit dem Vorhang auf der rechten Seite — ein im Landschaftlichen Hause aufbewahrtes Bildniß der Herzogin überein[21]), das, obwohl es gleichfalls Balthasar Denner zugeschrieben wird, doch ebenso sicher von Eichler's Hand herrührt, wie das dort befindliche, schon genannte Bildniß Ludwig Rudolf's[22]). Während also bei diesen drei Bildnissen Christine Luisen's kein Zweifel an der Urheberschaft Eichler's wird bestehen können, gilt von einem vierten, im Blankenburger Rathhause befindlichen Bildniß der Fürstin[23]) dasselbe, was schon oben über das dort vorhandene Porträt ihres Gemahls gesagt wurde, d. h. es hat mit Eichler nichts zu thun, ist vielmehr nur die recht schlechte Copie eines gänzlich unbedeutenden Malers.

Außer den Bildnissen dieses Fürstenpaares, die, weil sie in einer größeren Zahl von Exemplaren überliefert sind, etwas eingehender behandelt werden mußten, hat Eichler auch noch andere Mitglieder des Braunschweigischen Herrscherhauses gemalt. So sollen sich, um diese nur kurz zu erwähnen, in der ehemaligen Gemäldesammlung des Rathes Holland zu Braunschweig „Bildnisse des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig in voller Rüstung und dessen Gemahlin" befunden haben[24]), so soll ferner die historische Porträtsammlung zu Herrenhausen ein Bildniß des Herzogs August Wilhelm besitzen. Den jetzigen Aufbewahrungsort der beiden erstgenannten Bilder habe ich nicht ermitteln können; das letztere aber, ein Brustbild, das den Herzog von vorn gesehen mit Allongeperrücke darstellt, ist mir aus eigener Anschauung nicht bekannt, so daß ich mir versagen muß, näher darauf einzugehen.

Diesen Braunschweigischen Fürstenbildern schließt sich dann weiter noch ein im Blankenburger Schlosse aufbewahrtes Brustbild des Herzogs Franz Stefan von Lothringen, des nachmaligen Kaisers Franz I. und Gemahls der Maria Theresia, an, ein Bild, das den Fürsten in weißer Perrücke, mit Rüstung und dem Hermelinmantel darüber, den Orden vom goldenen Vlies um den Hals und den Commandostab in der, vor der Brust liegenden Rechten darstellt und in den dreißiger Jahren, wahrscheinlich zwischen 1736 und 1739, von Eichler in Blankenburg gemalt wurde. Das Bild verräth wenig künstlerische Eigenart und unterscheidet sich in nichts von ähnlichen Werken, wie sie von Künstlern zweiten oder dritten Ranges in zahlloser Menge damals angefertigt wurden.

Ein Gleiches muß leider auch von allen übrigen Bildern des Künstlers gesagt werden, bei denen länger zu verweilen sich deshalb nur in wenigen Fällen verlohnt. Des Bildnisses des Grafen von der Schulenburg, der sich im Dienste der Republik Venedig durch seine Waffenthaten, insbesondere durch seine glänzende Vertheidigung Korfus gegen die Türken auszeichnete, wurde schon oben gedacht. Es ist ein Hüftbild, das den Feldherrn von vorn gesehen darstellt, im Harnisch und rothen, goldbestickten Rock, in der Rechten den Commandostab haltend, die Linke auf einen Baumstamm stützend, über den ein Leopardenfell geworfen ist. Den Hintergrund bildet eine baumreiche Landschaft, in der links die Belagerung einer Stadt, eine Andeutung seiner siegreichen Kämpfe, dargestellt ist. Die Auffassung ist die bei Feldherrnbildnissen jener Zeit übliche: auch die malerischen Qualitäten halten sich nur auf einer mittleren Höhe, wohl aber soll eine gewisse kräftige Modellirung des Kopfes nicht verkannt werden[25]).

Wie dieses, so befindet sich auch das Bildniß des, einem schwäbischen Adelsgeschlechte angehörenden, Grafen von Welling im Blankenburger Schlosse. Eichler malte ihn als Siebzigjährigen im Jahre 1721, wie er den

20) Siehe „Führer" S. 181 No. 524.

21) Abgebildet in dem Behrens'schen Werk Taf. 8.

22) Dafür spricht u. A. auch deutlich eine an sich geringfügige Nebensache, nämlich die an den Rand der Rücklehne des Sessels eingestickte Inschrift Christine Luise, die genau ebenso auf ihrem Bildnisse in Lucklum begegnet.

23) Abgebild. b. Steinhoff a. a. O. S. 168. Siehe auch Anmerkung 17.

24) Siehe: Verzeichniß der Gemäldesammlung des Raths Hollandt zu Braunschweig (1843) No. 481. 482. Der Maler wird hier als Joseph E. genannt Wolust bezeichnet; doch wird vermuthlich eine Verwechselung mit Joh. K. E. vorliegen. Die Dargestellten können nur Ferd. Albrecht II. und seine Gemahlin Antoinette Amalie, die jüngste Tochter Ludwig Rudolf's, sein.

25) Das Bildniß befand sich vermuthlich einst in Salzdahlum und ist wohl identisch mit einem im Salzdahlumer Katalog (1776) S. 248 No. 38 erwähnten Bilde, das hier, wohl wegen der italienischen Aufschrift auf der Rückseite, als Werk eines italienischen Meisters bezeichnet ist. Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß E., offenbar in Folge seines längeren Aufenthaltes in Italien, sich mit Vorliebe bei der Bezeichnung und Erklärung auf der Rückseite seiner Bilder der ital. Sprache bediente.

von einer grauen Allongeperrücke umrahmten Kopf dem Beschauer zugewandt hat. Auch hier sind es nicht der malerische Vortrag oder überhaupt die künstlerischen Eigenschaften, sondern allein der Ausdruck des Kopfes, dessen feine und geistvolle Züge den Beschauer zu fesseln vermögen. Doch ist dies wohl eher ein Verdienst des Dargestellten als des Künstlers, da wir geistige Vertiefung in die Charaktere und Herausarbeitung des Individuellen im Allgemeinen vergeblich bei Eichler's Bildnissen suchen. In Folge dessen vermögen auch sein Porträt des Arztes F. E. Brückmann, das uns in einem Schabkunstblatt von J. J. Haid vorliegt, oder dasjenige des Eberhard Finen, des 1726 verstorbenen Abtes des Klosters Michaelstein, das uns in einem Stich von Heckenauer erhalten ist, ebensowenig besonderes Interesse zu erwecken, wie das Bildniß eines unbekannten Herrn im Vorrath des Herzogl. Museums, das Eichler 1735 malte, oder wie das des Leib- und Hofmedicus J. H. Burckhard im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel, das laut Bezeichnung im August desselben Jahres entstanden ist. Ihnen allen fehlt die persönliche künstlerische Note: es sind nichts weiter als mäßige Durchschnittsleistungen, die, soweit das jene beiden Originale erkennen lassen, eine oft recht oberflächliche und beinahe handwerksmäßige Mache verrathen.

Noch weniger erfreulich sind zwei Damenbildnisse im Schlosse zu Blankenburg, die kaum eine Erwähnung verdienten, wenn sie nicht — und das gilt hauptsächlich von dem einen — ein gewisses gegenständliches Interesse darböten. Das eine ist das Brustbild einer Dame, die einen federgeschmückten Turban trägt und nach rechts gewandt den Beschauer anblickt. Die eigenartige Kopfbedeckung in Verbindung mit der in italienischer Sprache abgefaßten Aufschrift der Rückseite, wonach die Dargestellte eine Griechin Namens Zia war, die Eichler 1729 malte, hat wohl die Tradition entstehen lassen, daß es sich hier um ein Bild jener Türkin Namens Abbas Kächianen Käfe Rhebisch handle, die bei der Eroberung der Festung Oczakow gefangen genommen und vom Prinzen Anton Ulrich 1737 zu seiner Großmutter nach Blankenburg geschickt wurde, wo sie zum Christenthum übertrat, die Namen Anna Charlotte Rhebisch empfing und später den Heimburger Pastor Grimm heirathete[26]). Diese Tradition ist jedoch unrichtig. Denn abgesehen davon, daß die hier dargestellte Person keineswegs das Aussehen einer Türkin hat und ausdrücklich als griechisches Mädchen bezeichnet ist, wird ferner auch berichtet, daß die echte Türkin um 1722 geboren und erst 1740 nach Blankenburg gekommen sei; auch sei dieselbe, als sie kurz nach ihrer Ankunft für die Herzogin-Wittwe gemalt wurde, leidend gewesen und dieses Leiden habe sich später verschlimmert, so daß sie, als sie 1747 zum zweiten Male gemalt werden sollte, schon einen recht verfallenen Eindruck gemacht habe[27]). Dem widerspricht aber durchaus die volle, ja üppige Erscheinung dieser Frau, so daß auch schon aus diesem Grunde ihre Identität mit jener Türkin völlig ausgeschlossen ist. Ich glaube vielmehr, daß wir in dem Eichler'schen Bildniß das Porträt irgend einer Hofdame im Costüm einer Türkin zu erkennen haben, das von ihr bei Gelegenheit einer der damals so beliebten Maskeraden getragen wurde und vermuthlich auch den weiteren Anlaß zu jener Aufschrift auf der Rückseite gegeben hat. Was schließlich den künstlerischen Werth dieses Bildes anbetrifft, so ist derselbe so gering, daß kaum ein Wort darüber zu äußern nöthig erscheint. Die Auffassung ist nüchtern, die Modellirung flau und oberflächlich, die Färbung trocken und stumpf.

Alle diese Eigenschaften, vielleicht noch in verstärkterem Maße, besitzt endlich auch das zweite im Blankenburger Schlosse befindliche Damenbildniß, das 1738 von Eichler gemalt wurde und offenbar wieder eine Hofdame, diesmal in der Tracht und mit den Attributen der Göttin Diana, darstellt. Das Bild gehört also derselben Kategorie wie das ebengenannte an und theilt mit ihm auch alle jene Schwächen.

Ich zweifle nicht, daß sich noch manches andere Werk von der Hand des Hofmalers Johann Konrad Eichler hier und da in Sammlungen und Privatbesitz befindet[28]); aber ich glaube auch, daß das Gesammtbild, wie es sich uns aus den hier besprochenen Werken des Künstlers darstellt, durch weitere Werke, die vielleicht im Laufe der Zeit noch bekannt werden sollten, kaum wesentlich verändert werden wird. In der Hauptsache wird es jedenfalls so bleiben und danach wird man schon jetzt behaupten können, daß Eichler nur ein mittelmäßiger Maler war, dessen Leistungen im Werthe höchst ungleich gewesen sind. Nur wenige, wie z. B. sein Selbstporträt und das im hiesigen Schlosse befindliche Bildniß Ludwig Rudolf's, erheben sich über ein gewisses Durchschnittsmaß; andere verrathen hier und da Ansätze zu einer feineren Charakterisirung und gründlicheren Durchbildung, die meisten hingegen bekunden eine gewisse handwerksmäßige Fertigkeit, doch ohne höhere künstlerische Auffassung und ohne persönliche Eigenart. Für die Kunstgeschichte im Allgemeinen dürfte also eine Persönlichkeit wie diejenige Eichler's kaum von irgend welcher Bedeutung sein; innerhalb der localbraunschweigischen Künstlergeschichte wird er jedoch, sowohl durch seine Stellung als Hofmaler und den Umfang seiner künstlerischen Thätigkeit als auch durch das geschichtliche Interesse, das vielen seiner Bildnisse anhaftet, stets eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen.

(Schluß folgt.)

---

26) Vergl. Leibrock, Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg II 223 u. Steinhoff a. a. O. S. 179.

27) Ich verdanke die nähere Mittheilung hierüber Herrn H. Stegmann, der sich mit der Person und Geschichte dieser Türkin eingehend befaßt hat und das reiche, von ihm gesammelte Material demnächst veröffentlichen wird.

28) So werden ihm u. A. in Herrenhausen noch zwei Bildnisse der Antoinette Amalie und Elisabeth Christine zugeschrieben; auch im Blankenburger Schloß befindet sich zweifellos noch manches Werk von ihm. Wo aber sein Familienbild hingekommen ist, das sich ursprünglich in Salzdahlum befand (siehe Verzeichniß der Herzoglichen Bildergallerie zu S. 1776) und den Künstler nebst Frau und zwei Kindern darstellte, vermag ich nicht zu sagen.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1898.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

4. August Gravenhorst, Zeughauptmann a. D., †.
12. Außerordentliche Generalversammlung der evangelisch-lutherischen Vereinigung.
12. Umwandlung der optischen Anstalt von Voigtländer und Sohn in eine Actiengesellschaft.
13. Prinz-Regent reist nach Hannover.
17. Gründung eines Niedersächsischen Verbandes für vereinfachte deutsche Stenographie (Stolze-Schrey) in Hannover.
19. Rückkehr des Prinz-Regenten aus Berlin.
20. Eröffnung der 24. Braunschweigischen Landesversammlung.
20. Heinrich Lies, Medicinalassessor, Hof- und Kreis-Thierarzt, †.
20. Major a. D. Ernst zum Bürgermeister von Gandersheim erwählt.
21. Die Landesversammlung wird bis zum 10. März vertagt.
22. II. Generalversammlung des nordwestdeutschen Zweigvereins der Zuckertechniker.
22. Gründung einer Vereinigung der Bauunternehmer.
23. Prinz-Regent reist nach Berlin.
23. August Weber, Pastor emer., † in Vallstedt.
24. Karl Schrader, Provisor, †.
25. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
29. Rückkehr des Prinz-Regenten.

Februar.

4.—7. Geflügel-Ausstellung des Braunschw. Vereins für Geflügelzucht.
6. Paul Hasse, Geh. Medicinalrath Dr., † in Königslutter
6. Einweihung der Kirche in Frellstedt.
14. XXXIV. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
15. Hans von Kaltenborn-Stachau, General der Infanterie z. D., †.
16. Braunschweigische Missions-Conferenz.
16. August Kühne, Landgerichtsrath a. D., † in Blankenburg.
16. Wilhelm Deike, Dr phil., Oberlehrer, †.
17. Prinz-Regent reist nach München.
17. Die Stadtverordneten genehmigen den Vertrag mit der Straßenbahn-Gesellschaft wegen Anlage eines Electricitätswerkes.
19. Feier des 25jährigen Bestehens des Eisbahnvereins.
20. Feier des 50jährigen Bestehens des Gewerbevereins in Wolfenbüttel.
24. 74. ordentliche Generalversammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins der deutschen Zuckerindustrie in Hannover.

März.

3. Albert Limbach, Buchdruckereibesitzer, † in Lutter a. B.
10. Wiedereröffnung der Landesversammlung.
13. Die Delegirten-Versammlung des Braunschw. Landwehr-Verbandes beschließt den Eintritt in den Deutschen Kriegerbund.
19. Die Landesversammlung genehmigt die Umwandlung der 4 % Landesschuld in eine 3½ %.
20. Gauturntag des Sollinggaues in Holzminden.
21. Karl v. Massenbach, Hauptmann z. D., †.
25. Die Landesversammlung genehmigt die Aufstellung des dem Herzog Wilhelm zu errichtenden Denkmals vor der Burg Dankwarderode.
25.—26. Feier des 25jährigen Bestehens der Eisenbahn-Signalbauanstalt von M. Jüdel u. Co.
28. Wilhelm Weißing, Landes-Oeconomie-Conducteur a. D., †.
31. Feier des 25jährigen Bestehens der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn in Blankenburg.

April.

1. Gustav Schnackenberg, Fabrikdirector in Wolfenbüttel, †.
2. Grundsteinlegung zur Fabrik der Harzer Werke in Zorge.
7. Außerordentliche Delegirten-Versammlung des Verbandes der Braunschw. Geflügelzüchter in Wolfenbüttel.
8.—12. XIV. Verbandstag des Deutschen Techniker-Verbandes.
12. Julius Jaffé, Hofschauspieler, † in Dresden.
13. Magalle, Postrath a. D., † in Blankenburg.
14. Gottfried Sievers, Landrentmeister a. D., †.
17. Otto Sommer, Professor Dr., Director der höheren Töchterschule, †.
19. Feier der silbernen Hochzeit des Prinz-Regenten.
20.—26. Proceß Seidel.
24. I. Verbandstag des Braunschw. Grundbesitzer-Vereins.
24. Louis Witte, Oberamtmann in Steinhof, †.
24.—25. Gedächtnißfeier des 100jährigen Geburtstages von Friedrich Ludwig Haarmann und Grundsteinlegung der neuen Baugewerkschule in Holzminden.
25. XXXIII. Gauturntag des Braunschweiger Gaues.
28. Die Stadtverordneten-Versammlung bewilligt einen Zuschuß von 62000 ℳ zur projectirten Bahn Schandelah-Oebisfelde und genehmigt den Abschluß eines Vertrages wegen Aufhebung des allgemeinen Pflasterfonds.
30. Ludwig Kubel, Oberst a. D., † in Blankenburg.

Mai.

1. Oberlandesgerichts-Präsident Mansfeld tritt in den Ruhestand.
1. Eröffnung einer Haltestelle bei Wenzen.
4. Besprechung des Falles „von Damm“ im Reichstage.
5. Bernhard Schönert, Stadtkämmerer in Schöningen, †.

6.—8. Wolkenbruchartiger Regen und Hochfluthen im Leine- und Weserbezirke.
8. Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten.
10. Die Landes-Versammlung genehmigt den Vertrag mit der Stadt Braunschweig, die Aufhebung des Pflasterfonds betr.
10. XIII. Verbandstag des Verbandes der Kaufleute der Provinz Sachsen und der Herzogthümer Anhalt und Braunschweig in Wolfenbüttel.
11. Antrag der Justiz-Commission der Landesversammlung die Thronfolgefrage betr.
11. Albrecht Schmidt, Stadtrath in Helmstedt, †.
18. Die Landesversammlung genehmigt die Resolution die Thronfolgefrage betreffend. — Vertagung der Versammlung bis zum 13. November.
20. Oeffentliche Versammlung der Braunschw. Landes-Rechts-Partei.
20.—21. III. Verbandstag des Nordwestdeutschen Zuckertechniker-Verbandes.
24. Ankunft des Prinz-Regenten in Blankenburg.
25. Assessor Schönemann zum Bürgermeister in Helmstedt erwählt.
25. Gründung der Vorwohler-Emmerthaler Eisenbahn-Gesellschaft.
26. Wilhelm Lindemann, Pastor in Seesen, †.

Juni.

5.—12. Nordwestdeutsches Bundesschießen in Wolfenbüttel.
6. Besuch des Prinz-Regenten in Bad Harzburg.
7. Frühjahrsversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Central-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
7. VI. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
8. Generalversammlung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.
10. Die Generalversammlung der Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft beschließt die Erhöhung des Grundcapitals um 1 Million Mark.
12.—13. Gauturnfest des Sollingganes in Fürstenberg.
13. Albert Bertram, Dr. phil, Kreisthierarzt, †.
16. Reichstagswahlen.
17.—18. XV. Braunschweigischer Städtetag in Wolfenbüttel.
18.—20. XXII. Gauturnfest des Braunschweiger Turngaues in Schöningen.
21. Missionsfest des Braunschweiger Landesvereins für Mission.
21. Jahresfest des Rettungshauses und Einweihung der neuen Anstaltsgebäude,
23. Julius Krampe, Buchdruckereibesitzer, †.
24. Stichwahlen zum Reichstage in Braunschweig und Holzminden.
25.—27. XXII. Verbandsfest des Braunschw. Landwehr-Verbandes in Gandersheim.
25 —26. XXI. Verbandstag der Consumvereine der Provinz Sachsen und der angrenzenden Staaten und Provinzen in Holzminden.
26. Prinz-Regent reist nach Berlin.
27. XXXV. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.

Juli.

9.—13. Wolkenbruchartige Regengüsse am Harz, in den nördlichen Landestheilen und der Umgebung des Iths. Ueberschwemmungen.
14. Dr. med. Kutschmann, Sanitätsrath in Blankenburg, †.
15. Wilhelm Ziegeler, Pastor emer., †.
16.—18. Rennen in Bad Harzburg.
18. Adolf Barthel, Gallerie-Inspector a. D., †.
23. Die Stadtverordneten in Blankenburg legen ihr Mandat nieder.
25.—27. XXXI. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Klausthal-Zellerfeld.
28. Paul von Kropff, Generallieutenant z. D., †.

Bücherschau.

Ludwig Löser, Der Heidenacker. Sittenstück in drei Aufzügen. Berlin, Eugen Kurdt 1898. 91 S. kl. 8°. 1 M.

Das Titelblatt mit der Gestalt des Arbeiters schon kündigt das Löser'sche Stück als sociales Schauspiel an. Ohne etwas sociales Oel geht es nun einmal nicht mehr. Und das ist auch vielleicht ganz berechtigt, obgleich es ein Irrthum ist anzunehmen, es habe jemals eine Zeit ohne sociale Frage gegeben. Löser hat seinen Rahmen sehr weit gespannt, er hat eine sehr große Leinwand genommen und als Hintergrund die sociale Frage der Gegenwart angelegt, die ganze Ueberladung der Zeit mit zum Theil vorschnell aufgeworfenen Problemen, schließlich auch den Gegensatz der Alten und Jungen, des neuen und des alten Kurses. Im Vordergrunde nun seines Sittengemäldes bewegen sich meines Erachtens etwas kleine, an dem Prospect gemessen, etwas zu kleine Menschen. Um sie schnell vorzustellen und einzuführen, hat der Dichter eine etwas conventionelle Charakteristik gewählt. Da ist der materialistisch gerichtete Fabrikdirector, den wir schon bei oder nach einem Aufsichtsrathsdiner kennen lernten, da ist der kleinstädtische Bürgermeister, der uns aus den Landtagsverhandlungen bekannt ist, da der ideale und nationalsociale Pfarramtscandidat, dem wir ausbiegen, weil er ganz gewiß eine Sammelliste in der Tasche hat, da das liebliche Louischen, in die wir uns gelegentlich eines Ferienbesuchs bei unserem Onkel, dem Superintendenten Berkefeld in Oxförde, ohne Aussprache verliebten, da schließlich der strebsame Assessor Kurt, der im Stück zwar keinen Familiennamen, aber als Bruder der liebebedürftigen Frau Therese Könnecke, der Fabrikdirectorsfrau, sein Auskommen hat und uns wegen seines begrenzten Reserveofficiershorizontes bekannt vorkommt. Es ist bereits ein stattliches Reserveofficierscorps dieses Schlages, das die Dramendichter auf den Brettern und die anderen Schriftsteller in den Journalen mobil gemacht haben, daß wir uns nur der Officiere des Beurlaubtenstandes getrösten müssen, von denen nicht gesprochen wird, die aber hoffentlich in den

Augen ihrer Vorgesetzten eine andere Figur machen. Die Fabel des Stückes ist kurz erzählt. Da ist der Heidenacker, ein Theil eines alten Hofgutes, über das der letzte Besitzer zum Besten der Gemeinde testirt hat mit der Bestimmung, daß der jedesmalige Geistliche die Verwendung verfügen soll. Nun ist es seit des Erblassers Tode so gehalten worden — und auch der Superintendent Berkefeld ist dabei geblieben —, daß die Auskünfte der nicht unbeträchtlichen Liegenschaften der Mission unter den Heiden zu Gute gekommen sind. Sechzig Morgen des Grundbesitzes könnten nun die inzwischen entstandene Zuckerfabrik wesentlich rentabler machen, wenn sie zum Bau einer Anschlußbahn hergegeben würden, aber der Superintendent bleibt bei der überlieferten Verwendung. Nun geht man mit der Absicht um, in Rücksicht auf die in Folge der aufblühenden Industrie gewachsene Bevölkerung eine zweite Pfarrstelle einzurichten, und es zeigt sich bei genauer Nachprüfung des Testaments, was freilich dem Superintendenten verheimlicht wird, daß der zukünftige Inhaber dieser neuen Stelle über die Liegenschaften, die in seinen Sprengel fallen würden, zu verfügen hätte. Da scheint nun der Candidat Martin Börner, der, wenn er auch nicht auf des Superintendenten Standpunkt steht, doch seine Tochter innig liebt, der gegebene Mann. Der Fabrikdirector und der Bürgermeister betreiben seine Wahl zu der neuen Pfarrstelle, weil sie von ihm eine zeitgemäße Auslegung des Testaments erwarten können, die Gattin des Directors legt sich für seine Wahl auf Intriguen, weil sie den interessanten Schwärmer liebt und ihn an sich fesseln möchte. Ihres Bruders Betriebsamkeit ist nicht recht begründet; denn wenn er auch die Superintendententochter, seiner Schwester Nebenbuhlerin, die zugleich die Nichte des Ministers in der großherzoglichen Residenz ist, gewinnen möchte, so handelt er nicht gerade zweckmäßig, wenn er seinem Nebenbuhler die Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichen hilft. Die Wahl in den städtischen Collegien wird beschleunigt und der Superintendent gelegentlich einer Gesellschaft in der Villa Könnecke dazu gebracht, vorschnell einen befürwortenden Bericht an die zuständige Behörde abzufassen. Eben ist Alles in bester Ordnung, da wird Frau Könnecke anderen Sinnes dadurch, daß sie inne wird, wie der Candidat bereits mit Louise Berkefeld im schönsten Einverständniß ist und damit ihre Hoffnungen in nichts zerfallen, da werden der Fabrikdirector und der Bürgermeister gewahr, was für einem gefährlichen Socialreformer sie da eben ein behagliches Nest inmitten ihrer begehrlichen Fabrikbevölkerung gebaut haben, da erfährt der Superintendent, daß der junge Schützling, dessen Schwiegersohnseigenschaft er noch nicht kennt, in Zukunft über die Verwendung der Grundstücke zu bestimmen haben wird. Die weltliche Partei will ihn nun zur Zurückziehung seines Berichts vermögen, aber darauf läßt er sich denn doch nicht ein, und, nachdem es noch einen schweren äußeren und inneren Kampf gegeben hat, segnet er schließlich den überzeugungstreuen Martin als Sohn und Pfarrcollegen.

Der Gegenstand ist nicht ohne Interesse, und es wäre an sich nicht zu bestreiten, daß auch um ein verhältnißmäßig geringes Object die Gegensätze der Zeit zu einer höchst dramatischen Entladung kommen könnten. Aber die Leute sind nicht danach, sie vermögen nicht zu erwärmen. Vor Allem ist der Superintendent, der seiner Tochter einen Predigtanfang im Garten vorliest und dann unter den Wäscheleinen mit seiner Frau eine Varsovienne tanzt, nachdem er sich eben über des Candidaten harmlose Lebenslust aufgehalten hat, der einem verständnißlosen Jüngling bei einer Flasche Wein von seinen politischen Idealen vorschwärmt und en petite comité einen Bismarcktoast ausbringt, eine gemüthvolle Morgenbetrachtung abhält und schließlich dem immerhin annehmbaren Schwiegersohn gerührt in die Arme sinkt, ein höchst verschwommener Biedermann, aber nur kein in festen Ueberzeugungen wurzelnder, meinetwegen einseitiger, aber ehrwürdiger Diener der Kirche, den der Dichter hätte brauchen können. Und so sind auch die anderen Gestalten keine an sich sympathischen Menschen, die ja darum doch ihre starken Fehler haben könnten. Es ist jedenfalls dramatischer, liebenswürdige Menschen Unrecht haben und thun zu lassen, als den Vertretern einer ins Unrecht gesetzten Weltanschauung und Lebensweise, die nichts als Vertreter sind, einen bevorzugten Gegenspieler, wie den jungen Börner, zu geben. Der schwerste Fehler in der Zeichnung der Personen liegt aber meines Erachtens darin, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, annehmbare Vertreter des Arbeiterstandes, in dessen Interesse doch der Candidat für sich schwere Conflicte heraufbeschwört, ins Feld zu führen. Denn des jungen Mannes Arbeiterfreundlichkeit soll doch als berechtigt und richtig hingestellt werden. Seinen Ermeler und Grunewald hätte Löser aber vielleicht gebrauchen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, in tragischer Weise das Scheitern der Bemühungen des Candidaten darzustellen. So haben ohne Willen des Autors der Fabrikdirector und der Bürgermeister in ihrer Abneigung eigentlich Recht.

Trotz dieser Ausstellungen, die wir an Löser's neuestem Versuche haben machen zu müssen geglaubt, bedeutet er einen großen Fortschritt gegen seine früheren Leistungen. Wir können zwar nicht sagen, daß seine Leute gerade immer mit großem Geschick auf die Scene gebracht und für eine Aussprache anderer Personen wieder von ihr entfernt würden, aber es ist doch ersichtlich, daß der Autor die Dinge vorwiegend scenisch sieht. Vor Allem ist seine warme und lebhafte Antheilnahme an den Geschehnissen der Zeit zu rühmen, die ihn befähigen wird, ihre Wirkung auf kleinere Lebenskreise, die sich ihm erschlossen haben, auf's Neue dramatisch zu erproben.

K. M.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 36. Die 9. allgemeine lutherische Conferenz; was will die kirchlich-sociale Conferenz?; Seemannsmission, eine Sache der Kirche. — 37. Die Seelsorge im Sinne der luther. Kirche. 38—39. Ansprache des Superintendent Witzig beim Landesfest des Gustav-Adolf-Vereins in Blankenburg a. H. — 39. Die gesegnete Wechselwirkung zwischen Diaconie und Gemeinde. — 40. 42 und 45. Pädagogische Briefe (Fortbildungsschule); vom Deutschen Pfarrervereinstage zu Danzig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 15. Januar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Die Künstlerfamilie Eichler.

Von Chr. Scherer.

(Schluß.)

Allein nicht nur von diesem Gesichtspunkt, sondern auch als Haupt einer Künstlerfamilie oder vielmehr als Vater zweier kunstübenden Söhne gewinnt die Person Johann Konrad Eichlers für uns eine erhöhte Bedeutung; und das Leben wie die künstlerische Thätigkeit dieser beiden Söhne ist es, die uns im Folgenden noch etwas eingehender beschäftigen sollen.

Ich sehe dabei zunächst von der durchaus unvollständigen und lückenhaften litterarischen Ueberlieferung ab und gehe aus von zwei, im hiesigen Herzoglichen Museum befindlichen weiblichen Köpfen oder, besser gesagt, Brustbildern in etwa ein Drittel Lebensgröße, stark erhabenen, fast vollrunden Arbeiten in Alabaster auf rechteckigen Platten[29]). Beide sind im Profil nach links gewandt und unten von einem Gewande umgeben, das Haar ist an den Seiten wellig zurückgekämmt und am Hinterkopf zu einem losen Knoten zusammengebunden, der Mund leise geöffnet. Die Formenbehandlung ist wenig individuell und im Ganzen ziemlich flau, wie es von decorativen Arbeiten — denn um solche handelt es hier — kaum anders zu erwarten ist. Der rein künstlerische Werth dieser Köpfe ist daher nur ein mäßiger; eine besondere Bedeutung aber erhalten sie für uns dadurch, daß wir den Namen ihres Urhebers kennen. Auf der Rückseite des einen findet sich nemlich eine mit Tinte geschriebene, alte und echte Aufschrift, von der die folgenden Worte noch deutlich zu lesen sind: „fece Gioseppe Ignatio Eichler Wolfenbüttel 1732". Man ist nicht häufig in der Lage, eine so vollständige Künstlersignatur, wie hier, zu besitzen, die nicht nur die sämmtlichen Namen, sondern auch den Ort und die Zeit der Thätigkeit des Künstlers angiebt. Allein trotz dieser Vollständigkeit würde es kaum möglich sein, noch mehr über seine Person mitzutheilen, da soweit ich feststellen konnte, die kunstgeschichtliche Litteratur nicht das Geringste von einem Künstler dieses Namens weiß, wenn uns nicht der Zufall noch ein weiteres Werk von ihm hinterlassen hätte, dessen Bezeichnung die gewünschten Ergänzungen zu obiger Signatur lieferte.

29) „Führer" S. 341 No. 22. 23.

Es ist dies ein, wiederum im Herzoglichen Museum befindliches Relief aus weißem Wachs auf einem Hintergrund von dunkelblau gefärbtem Glas, das Herkules, Omphale und Cupido darstellt[30]). Herkules sitzt, halb vom Rücken gesehen, nach rechts auf einer umgestürzten Säulentrommel und hält in beiden Händen einen Spinnrocken. An ihn schmiegt sich ein geflügelter Cupido mit dem Bogen; hinter ihm aber steht Omphale, mit Löwenfell und Keule, im Begriff sich nach links zu entfernen. Im Hintergrund steht auf einem Postament eine hohe Vase; vorn am Boden liegen antike Gebälkstücke. Das Relief ist eingerahmt und auf der Rückseite mit einer Holztafel geschlossen, die folgende, ebenfalls mit Tinte geschriebene, aber zweifellos alte und unverdächtige Inschrift trägt: „Gioseppe Ignatio Eichler Nativo Romano fece questo nell Età Sua d'anni 17 in Bronsviga Anno 1731" Mit Hülfe dieser beiden Bezeichnungen sind wir nunmehr im Stande, als sichere Thatsachen Nachfolgendes über die Person und das Leben dieses Künstlers zusammenzustellen: Joseph Ignaz Eichler, seiner väterlichen Abstammung nach ein Deutscher, war im Jahre 1714 in Rom geboren und im Anfang der dreißiger Jahre in Braunschweig und Wolfenbüttel ansässig, wo er nach Ausweis der noch erhaltenen Werke dieser Art, zunächst als Steinbildhauer und Wachsbossirer thätig war.

Doch nicht allein auf diesen beiden Gebieten, sondern auch in der Elfenbeinschnitzerei hat J. J. Eichler seine Kunst ausgeübt. Denn es dürfte nach meinen Ausführungen in dem Aufsatze „Der Monogrammist I-E"[31]), auf die ich hier nicht näher eingehen kann, kaum noch zweifelhaft sein, daß wir unsern Künstler in diesem Monogrammisten wieder zu erkennen haben, von dessen Hand sich nicht weniger als acht bezeichnete Elfenbeinreliefs und ein ebensolches Alabasterrelief im Herzoglichen Museum befinden[32]), die ich a. a. O. einer aus-

30) „Führer" S. 275 No. 9.

31) Siehe Scherer, Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit, Straßburg 1897, S. 106 ff.

32) „Führer" No. 305. 306. 259. 301. 302. 370. 371. (der Elfenbeinsammlung Raum 43) und No. 28 in Raum 45.

führlichen Analyse unterzogen habe. Wie die meisten Elfenbeinschnitzer jener Zeit, so hat auch J. J. Eichler die Composition seiner Reliefs nicht selbstständig erfunden, sondern mehr oder minder frei nach den Stichen seiner und der vorhergehenden Zeit copirt. Aber dieser Mangel an Erfindungsgabe wird reichlich wieder ausgeglichen durch die meisterhafte Behandlung des Elfenbeins, die sichere und bestimmte Zeichnung seiner Figuren, die weiche und doch feste Modellirung des nackten Körpers, in dessen Darstellung der Künstler offenbar sein Bestes leistete.

Jedenfalls ist er, wenn wir seine Thätigkeit auf dem von ihm vertretenen Gebiet der Kleinplastik in ihrer Gesammtheit übersehen, ein Künstler, der für seine Zeit volle Beachtung verdient, der vor Allem in der Geschichte der Elfenbeinplastik stets eine ehrenvolle Stelle einnehmen wird, die ihm bislang noch vorenthalten war. Um so näher liegt der Wunsch, etwas mehr noch über sein Leben und seine persönlichen Verhältnisse zu erfahren, als sich bis jetzt feststellen ließ.

Wenn wir uns dabei nochmals jener Aufschrift auf der Rückseite des im Herzoglichen Museum befindlichen Selbstbildnisses Johann Konrad Eichler's erinnern, wonach der Künstler sich im Jahre 1713 in Rom malte, und hiermit die uns schon bekannte Thatsache in Verbindung bringen, daß Joseph Ignaz Eichler 1714 in Rom geboren wurde, dürfte die Annahme nahe liegen, daß wir in Johann Konrad Eichler dessen Vater zu erkennen haben. So erklärt sich auch, wie Joseph Ignaz Eichler plötzlich aus Rom nach Braunschweig kommt, wo uns, wie wir sahen, die Familie nach der Ernennung des Vaters zum Hofmaler von 1717—1725 begegnete, während sie in den nachfolgenden Jahren, besonders von 1736—1750, im Kirchenbuch der katholischen Gemeinde zu Wolfenbüttel, wohin sie inzwischen übergesiedelt, öfters nachzuweisen war. Leider fehlt aber hier jede Spur von einem Joseph Ignaz; wohl aber begegnet uns ein Joseph Eichler als Trauzeuge seiner Schwester Luise Ferdinandine mit dem Herzoglichen Hofkoch Antonius La Fage, während sich im hiesigen katholischen Kirchenbuche eine weitere Notiz des Inhalts findet, daß am 16. Mai 1763 der im Correctionshaus plötzlich verstorbene „adolescens Josephus Eichler“ beerdigt worden sei.

Man wird sich fragen müssen, einmal, ob diese Beiden ein und dieselbe Person und sodann, ob sie mit Joseph Ignaz Eichler identisch waren. Die Antwort auf beide Fragen kann, wie sich aus Folgendem ergiebt, nicht zweifelhaft sein. Denn zunächst erfahren wir aus einer im städtischen Archiv aufbewahrten Verfügung des Herzogs Karl vom 14. September 1761 an die Direction des Alexii-Werk- und Arbeitshauses, in dem auch Geisteskranke Aufnahme fanden, daß der „in Melancholie gerathene“ Joseph Eichler auf Vorstellung seines Schwagers, des Mundkochs La Fage, der ihn häuslicher Umstände halber nicht länger bei sich behalten könne, behufs Heilung und Verpflegung dort aufgenommen werde. Sodann aber wissen wir, daß dem Hofmaler Johann Konrad Eichler im Jahre 1720 eine Tochter geboren wurde, die in der Taufe die Namen Sophie Luise Ferdinandine erhielt [33]), die also offenbar mit der oben genannten Schwester Joseph Eichler's und der späteren Frau des Hofkochs La Fage identisch war. Aus diesen beiden Thatsachen ergiebt sich aber mit fast unzweifelhafter Sicherheit die Bejahung obiger Fragen und damit zugleich auch die Identität von jenem Joseph Eichler und unserm Joseph Ignaz Eichler.

Ist dem aber so, so kann dieser Letztere nicht mit jenem Joseph Eichler identisch sein, von dem Meusel [34]) und nach ihm Füßli [35]) berichten, er sei ein Sohn Johann Konrad Eichler's gewesen, habe zuerst bei seinem Vater gelernt, dann große Reisen unternommen, treffliche Bildnisse in Oel und Pastell gemalt und sich besonders auch im Restauriren von Oelgemälden ausgezeichnet. Wenn Meusel auch versichert, diese Nachrichten aus dem eignen Munde des Künstlers, der also 1783 noch am Leben war, erhalten zu haben, so muß er sich doch in dessen Geburtsjahr, für das er 1724 angiebt, verhört, bezw. geirrt haben, da, wie sich ebenfalls aus dem Kirchenbuch feststellen ließ, in dem genannten Jahre dem Hofmaler Joh. Konr. Eichler zwar eine Tochter, aber kein Sohn geboren wurde [36]) Es liegt also hier ein ähnlicher Irrthum Meusel's vor, wie bei der angeblich aus derselben sicheren Quelle stammenden Mittheilung über das Todesjahr des Hofmalers, das nicht, wie dort berichtet wird, 1757, sondern, wie schon oben erwähnt wurde, 1748 gewesen ist. Durch den Nachweis dieses doppelten Irrthums erscheint aber die ganze Meusel'sche Notiz in hohem Grade fragwürdig und in ihrer Bedeutung für die Reconstruction des Lebens dieser Braunschweiger Künstlerfamilie von sehr zweifelhaftem Werth. Nur falls wir annehmen, Meusel habe sich genau um 10 Jahre geirrt, und es sei also 1714 statt 1724 als Geburtsjahr Joseph Eichler's einzusetzen, könnte eine Identität dieses Künstlers mit dem unsrigen in Frage kommen; dann aber stünden wir vor der neuen Schwierigkeit, den im Mai 1763 verstorbenen Joseph Eichler mit diesem Künstler zu identificiren, den Meusel noch 1783 lebend fand. Aus diesem Zweifel herauszukommen, giebt es aber meines Erachtens nur die eine Möglichkeit, anzunehmen, daß Beide als Söhne des Hofmalers neben anderen Vornamen auch den Namen Joseph führten. Auf diese Weise erklärt sich auch am einfachsten jener Zusatz „adolescens“ im Kirchenbuche, ein Wort von ungemein weitem Begriff, das, wie es scheint, nur selten oder vielmehr nie als Altersbezeichnung, dagegen häufig zur Unterscheidung von einer älteren Person gleichen Namens diente [37]), das also, auf den vorliegenden Fall angewendet, den jüngeren Bruder Joseph Ignaz von dem älteren Joseph unterscheiden und vielleicht auch zugleich andeuten sollte, daß Jener unverheirathet gewesen sei.

33) Braunschw. Kathol. Kirchenbuch.
34) Miscell. artist. Inhalts. Heft 17 (1783) S. 261 f.
35) A. a. O. II² S. 322. Vergl. auch Nagler 4 S. 95, der Hannover als Geburtsort des Künstlers nennt; doch ist in den dortigen Kirchenbüchern kein Eichler zu finden.
36) Die Tochter hieß Anna Justina, starb aber schon 1734 wieder.
37) Vergl. Kloß, Handwörterbuch der latein. Sprache I S. 150 f.

Wenn wir uns aber für diese Auffassung entscheiden, werden wir möglicherweise den älteren dieser beiden Brüder in jenem Franz Maria Joseph Eichler zu erkennen haben, der sich nach Ausweis des Wolfenbüttler Kirchenbuches 1736 mit Johanna Therese Jacobi vermählte, um so mehr, als uns später als Vertreter der Taufpathen von dessen drittem Kinde der Hofmaler Johann Konrad Eichler begegnet. Dieser Franz Maria Joseph E. wäre es dann auch, auf den sich die obigen Bemerkungen Meusel's und Füßli's bezögen und er würde ferner auch der Maler jener drei Bildnisse, der Anna Sophia Overlach, Gemahlin des Hofmedicus J. H. Burckhard, sowie des Archivars Johann Georg Burckhard und seiner Gemahlin Anna Sophia, einer geborenen Pollich gewesen sein, die sich jetzt im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel befinden und laut Bezeichnung auf der Rückseite von „Eichler junior" im Januar 1742 gemalt worden sind.

Durch eine solche Erklärung, die der litterarischen Ueberlieferung in gleicher Weise, wie den, in den Kirchenbüchern vorliegenden thatsächlichen Verhältnissen entspricht, dürften sich alle Widersprüche, die in diesen so verwickelten Familienbeziehungen zu liegen scheinen, am leichtesten und natürlichsten auflösen und beseitigen lassen.

Die kunstgeschichtliche Litteratur kennt also, um nochmals kurz auf dieses Brüderpaar zurückzukommen, außer dem Hofmaler Eichler nur dessen älteren Sohn Joseph, während ihr sein jüngerer Sohn Joseph Ignaz völlig unbekannt geblieben ist; unsere Kenntniß über ihn beruht vielmehr ganz allein auf seinen Werken und deren Bezeichnungen, und da ist es immerhin als ein besonderer Glücksumstand zu betrachten, daß die letzteren ausführlich genug sind, um ihnen, wie das oben geschehen ist, die wichtigsten Aufschlüsse über das Leben und die Familienbeziehungen des Künstlers entnehmen zu können. Es scheint demnach, als ob die künstlerischen Neigungen seines Vaters und älteren Bruders schon sehr frühe auch bei ihm hervortraten, von vornherein aber eine andere Richtung nahmen. Denn während diese ausschließlich als Maler thätig waren, hatte er sich der Bildhauerei zugewandt und vorzugsweise als Kleinbildner in allerlei Materialien, in Alabaster, Wachs und Elfenbein, seine Kunst ausgeübt. Schon im Beginn der 30er Jahre sehen wir den noch nicht zwanzigjährigen Künstler auf diesem Gebiete beschäftigt und mit welchem Erfolge er gerade in der Elfenbeinschnitzerei thätig war, können uns seine im Herzoglichen Museum noch vorhandenen zahlreichen Werke beweisen. Für die Folge freilich fehlt uns jeder Anhalt, der seine Thätigkeit mit einiger Sicherheit weiter zu verfolgen gestattete. Nur einmal noch taucht eine Spur von ihm in einem Werke auf, das augenscheinlich ebenfalls von seiner Hand herrührt. In der Kirche von Nordsteimke im Kreise Helmstedt befindet sich eine silberne Oblatenschüssel mit reicher barocker Blattverzierung in getriebener Arbeit, die neben dem Wolfenbüttler Beschauzeichen die Meistermarke IE trägt und 1761 von einem Mitgliede der Familie von dem Knesebeck in diese Kirche gestiftet wurde[38]). Diese Spur weiter zu verfolgen war mir leider nicht möglich, da die Acten der Wolfenbüttler Goldschmiedeinnung für die hier in Betracht kommende Zeit nicht mehr vorhanden sind; doch ist die Vermuthung auf Grund von Beschauzeichen und Monogramm wohl zulässig, in dem Verfertiger dieser Schüssel wiederum Joseph Ignaz Eichler zu erkennen, eine Vermuthung, die mit der Thatsache, daß Goldschmiedekunst und Elfenbeinschnitzerei oft in derselben Hand vereinigt waren, in vollstem Einklange steht, die auch nicht, wie es scheinen könnte, durch das Jahr der Stiftung widerlegt wird, da dieses ja keineswegs mit dem der Entstehung zusammenfallen muß, sondern um eine beliebige Reihe von Jahren von ihm getrennt sein konnte. Wir müssen also annehmen, daß Eichler nicht ganz plötzlich, sondern, worauf auch schon die geringe Zahl seiner uns erhaltenen Werke hinweist, bereits längere Zeit vor seiner im September 1761 erfolgten Aufnahme in das Alexii-Werkhaus schwermüthig und in Folge dessen arbeitsunfähig geworden war, und dürfen weiter schließen, daß er, den die Fachlitteratur nicht kennt, von dem keine weitere Urkunde und Acte berichtet, über den selbst die Kirchenbücher, die doch über die anderen Familienmitglieder zahlreiche Nachrichten enthalten, so auffällig wenig bieten, schon frühe nach einem kurzen, verheißungsvollen Anlauf in seiner Schaffenskraft erlahmte und in Schwermuth verfiel, aus der ihn dann der Tod im Mai 1763 erlöste.

Ihn überlebte um eine beträchtliche Reihe von Jahren sein älterer Bruder Joseph. Denn wir finden ihn noch 1783, wie schon erwähnt wurde, am Leben und zwar war er damals gerade in Düsseldorf als Gemälderestaurator beschäftigt, wo er u. A. auch die schwierige Arbeit des Rentoilirens mit großem Geschick ausgeführt haben soll. Vermuthlich wird er also in dieser Kunst Besseres geleistet haben als in seinem eigentlichen Malerberuf, von dem man nach den im Wolfenbüttler Landeshauptarchive vorhandenen drei Proben keine allzu hohe Meinung empfängt, da diese ihn als einen mittelmäßigen Bildnißmaler und als solchen etwa auf gleicher Höhe mit seinem Vater stehend zeigen. Zwar ist nicht ausgeschlossen, daß auch noch bessere Arbeiten seiner Hand erhalten sind; allein es ist mir bis jetzt nicht gelungen, solche aufzufinden, ebenso, wie es mir nicht möglich war, festzustellen, wo und wann dieser Joseph Eichler gestorben ist.

Wenn somit auch im Leben dieser Künstlerfamilie noch Manches lückenhaft und unaufgeklärt bleibt, was aufzuhellen der Zukunft überlassen werden muß, so dürfte doch meines Erachtens in der Hauptsache vollständige Klarheit herrschen, so daß wir im Stande sind, das Leben und die Wirksamkeit dieser Künstlergruppe, von der man bisher kaum mehr als die Namen kannte, im Allgemeinen klar und richtig zu erkennen. Was schon von Johann Konrad Eichler gesagt wurde, gilt auch als Endurtheil für diese ganze Künstlerfamilie. Von keiner oder doch nur von geringer Bedeutung für die allgemeine Kunstgeschichte, wird sie innerhalb der Braunschweigischen Künstler- und Kunstgeschichte stets eine gewisse Beachtung und Werthschätzung verdienen. Und von diesem Gesichtspunkte aus, nemlich als einen

38) Vergl. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig I S. 173.

Beitrag zu der noch wenig durchforschten Kunstgeschichte unserer engeren Heimath, möchte ich diesen Aufsatz in erster Linie betrachtet wissen.

Wenden am Harze?

Von Richard Andree.

Die Zeitschrift des Harzvereins für 1898 hat uns eine Ueberraschung gebracht. Herr Dr Fr. Ahlborn aus Hamburg hat in Wienrode bei Blankenburg eine alte Töpferwerkstatt entdeckt, diese näher beschrieben und durch Abbildungen anschaulich gemacht. Je seltener solche alte Werkstätten sind, desto belangreicher erscheint es, wenn eine derartige mit ihrem Inhalte aufgedeckt wird und hierin, sowie in der Schilderung derselben liegt ein Verdienst der Arbeit des Herrn Dr Ahlborn.

Es fragt sich nun weiter: Welchem Volke gehört diese alte Töpferwerkstatt an und in welcher Zeit entstand sie ungefähr. Auf beides erhalten wir eine Antwort, die uns keineswegs befriedigen kann. „Nach dem fachmännischen Urtheil des Verwalters der hamburgischen prähistorischen Sammlung und des Museums für Völkerkunde, Herrn Dr Hagen, sind die Sachen zweifellos wendischen Ursprungs“ schreibt Herr Ahlborn, der, nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über die Wenden, dann sein eigenes Urtheil dahin abgiebt, „daß der vorliegende Fund wahrscheinlich wendisch-sorbischen Ursprungs ist und daß ihm ein Alter von 1000 bis 1300 Jahren zuzuschreiben ist“.

Diese Ansicht ist schon in populäre Blätter übergegangen, z. B. in die weitverbreitete Zeitschrift „Niedersachsen“ (15. December 1898), da aber die Deutung, wie ich gleich zeigen werde, unrichtig ist und uns Braunschweiger die Sache näher angeht, weil der Fund auf braunschweigischem Boden gemacht wurde, so will ich hier mittheilen, wie die wirklich fachmännische Kritik sich zu dem Wienroder Funde stellt.

Wer die reichen Sammlungen von echt wendischen Gefäßen gesehen, wie sie z. B. im Berliner Museum für Völkerkunde aufgestellt sind, dem mußte sofort auffallen, daß bei den von Herrn Dr Ahlborn beschriebenen und abgebildeten Gefäßen gerade die für die Wenden bezeichnenden Kennzeichen fehlten. Dieses war mir, obgleich ich mich nicht zu den Prähistorikern rechne, sofort klar. Was zum geschichtlichen Beweise in dem Aufsatze der Harzzeitschrift herangezogen wird, ist wenig. Wir wissen ja, wie die Wenden und Slaven überhaupt bei uns die Gebirge mieden, so daß die Böhmen umsäumenden Gebirge fast frei von slavischen Ortsnamen waren, denn das Roden des Waldes überließ der Slave den Deutschen und die an der Saale ansässigen Wenden brauchten im frühen Mittelalter nicht in die Harzwälder vorzudringen, um guten Boden für ihren Unterhalt zu finden. Indessen ist nicht unmöglich, daß eine Wendencolonie soweit nach Westen vorgedrungen war. Herr Dr Ahlborn giebt an, daß die Wüstungen Janneripe bei Treseburg, Cobelez bei Hasselfelde und Buritze bei Blankenburg auf Wenden hinweisen. Die Namen haben so, wie sie vorliegen, allerdings wendischen Klang. Eine Quelle ist jedoch für diese Angabe nicht beigefügt und ohne urkundliche Beläge läßt sich aus den Namen nichts Sicheres schließen.

Aber dem sei, wie ihm wolle. Die Funde von Wienrode an und für sich betrachtet, ergeben mit vollster Sicherheit, daß sie nicht wendischen Ursprungs sind. Da die starken Zweifel in mir aufgestiegen waren, wandte ich mich an die richtige Quelle, an Herrn Dr A. Götze in Berlin, dem, als Directorialassistenten an der vorgeschichtlichen Abtheilung des Museums für Völkerkunde, die Tausende von wendischen Gefäßen daselbst unterstehen, und der bei seinen zahlreichen Ausgrabungen in ehemals wendischen Gebieten zum besten Urtheile über das, was wendisch und was deutsch ist, berufen erscheint. Ich erhielt von ihm (abgedruckt im „Globus“ Band 75 Nr. 1) denn auch die vollste Bestätigung meiner Muthmaßung.

Danach erlaubt der größere Theil der Wienroder Funde nach der Beschreibung kein Urtheil über Herkunft und Alter; wo aber Abbildung und Beschreibung genügen, da zeigt es sich, daß gerade die charakteristischen Merkmale für wendische Gefäße fehlen. Diese besitzen nie Henkel, haben keine Ausgußtülle, keine kugelige Gestaltung des unteren Theiles — und dieses Alles ist bei den Wienroder Gefäßen der Fall! „Mit einem Worte“, schreibt Dr Götze, „die Funde von Wienrode weisen eine Anzahl Merkmale auf, deren Fehlen für die slavische Keramik charakteristisch ist, während nicht ein einziges specifisch slavisches Kennzeichen vorhanden ist“.

Und nun die Altersbestimmung. Tausend bis dreizehnhundert Jahre nimmt Herr Ahlborn an. Götze aber zeigt an den Kugeltöpfen, daß diese allerdings nicht genau datirt werden können, aber dem 12. bis 14. Jahrhundert angehören dürften. „Jedenfalls aber haben sie ihren Ursprung nicht im slavischen, sondern im germanischen Culturkreise“.

Mit der Anwesenheit der Wenden am Harze, wenigstens auf Grund der Wienroder Funde, ist es also nichts. Damit aber in unserem Lande die unrichtige Angabe nicht weiter verbreitet und etwa auch der deutsche Harz in das „Revindicationsgebiet“ der Tschechen und Polen gezogen werde, halte ich die Weiterverbreitung der Kritik des Herrn Götze für geboten.

Der Seeschmaus der Brauergilde zu Königslutter.

Von Erich Kindervater.

Unter den niedersächsischen Städten, die schon in alter Zeit durch ihr Getränk sich eines besonderen Rufes erfreuten, ist auch die Stadt Königslutter zu nennen. War es in Braunschweig die Mumme, in Einbeck das Bier, in Goslar die Gose, die weit und breit bekannt und begehrt waren, so hat Königslutter einen ähnlichen Ruhm sein Dukstein eingetragen. Das Duksteinbier wird aus dem krystallklaren Quellwasser der Lutter gebraut, das über den Duksteinkalk geflossen ist. Es wurde nachweislich bereits im Jahre 1513 in einem

am Gänsemarkte gelegenen, jetzt dem Schlachtermeister Mack gehörigen Hause hergestellt. Die Duksteinbrauer unterschieden zwei Arten ihres Gebräues. Das bessere, das eigentliche Duksteinbier, war der erste Ausguß. Nachdem dieses Bier abgefüllt war, wurde nochmals siedendes Wasser nachgegossen und ein zweites minderwerthiges Gebräu, der sogenannte Convent, hergestellt. Der Name für dieses Gebräu, im Volksmunde Koffent genannt, ist von den Klosterbrauereien übernommen worden. Diese brauten ein besseres Bier, das Patresbier, das die patres tranken, und ein geringeres Bier, welches die Anderen im Kloster erhielten, das bei kirchlichen Zusammenkünften (Conventen) gereicht und dann wohl auch an Arme außerhalb des Klosters abgegeben wurde. So erklärt sich die Bezeichnung Convent für dieses Getränk und der Uebergang dieses Namens in das Volksleben [1]).

Im 17. und 18. Jahrhundert breitete sich die Zunft der Brauer immer weiter aus. Es bestanden in Königslutter derzeit 73 Brauhäuser, von denen jedoch eins sehr bald einging. Die Gerechtsame dieses Brauhauses wurde von der Brauergilde angekauft und das zu dem Hause gehörende Land dem allgemeinem Acker der Gilde hinzugefügt. Die Brauergilde hatte nemlich in der Gegend von Königslutter einen Grundbesitz von etwa 60 Morgen Acker und Wiesen. Es bestanden also in späterer Zeit nur noch 72 Brauhäuser, die der Reihe nach Dukstein brauten. Nach und nach wurde die Anzahl jedoch geringer, da einige Brauer durch Ankauf von Häusern die Gerechtsame mehrerer Brauhäuser auf sich vereinigten. Ebenfalls pachtete die Brauergilde zu ihrem Grundbesitze bedeutende Ländereien hinzu, und gelangte dadurch zu einer sehr einflußreichen Stellung in der Stadt. So hatten die vereinigten Brauer z. B. die Klosterländereien nach Hassel und Bege seit 1768 auf 100 Jahre in Pacht. Die Pachtzeit, welche eigentlich bis zum Jahre 1868 lief, wurde theilweise erst durch ein Uebereinkommen der Brauergilde mit Herzoglicher Cammer, die im Jahre 1865 auf dem Grund und Boden des ehemaligen Klosters die Heil- und Pflegeanstalt einrichtete, abgekürzt. Auf dem Klostergrundstücke besaßen die Brauer eine Mühle und umfangreiche Scheunen, die beim Bau der Anstalt abgerissen wurden. Auch der östlich eine Stunde von Königslutter gelegene Hagenhof war auf 100 Jahre, bis zum Jahre 1871, Pachtgut der Brauergilde. Sowohl auf dem Hagenhofe, als auch auf der Klosterländerei wurde von den Pächtern eine umfangreiche Schäferei betrieben. Die gesammte Länderei mit Pachtgut hat zeitweise über 1000 Morgen betragen. Sämmtliche Einnahmen flossen dann in die gemeinsame Brauergildencasse. Der Reingewinn wurde am Ende eines jeden Jahres am sogenannten Quartale an die berechtigten Brauer je nach ihren Brauantheilen vertheilt. Jedoch ist zu bemerken, daß durch Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung zeitweise nur ein geringer Ueberschuß erzielt wurde.

Die nördlich von der Stadt gelegenen Ländereien wurden nach einer Bestimmung der Gilde immer an drei bestimmte Pächter verpachtet. Dieses Recht stand im ersten Jahre dem Herrn von Lauingen zu Lauingen, im folgenden dem Besitzer des Jürgens'schen Hofes in Königslutter und im dritten Jahre dem Rittergutsbesitzer von Rottorf zu. Im vierten Jahre wurden dann diese Ländereien von der Brauergilde selbst verwaltet. Diese letztgenannten Ländereien lagen in der Feldmark Haiteich (Heideteich) und im großen und kleinen See. Nach Beendigung der Pachtzeit war der jedesmalige Pächter verpflichtet, einen Schmaus zu veranstalten, bei dem es gewöhnlich hoch herging. Dieser Schmaus hieß „Seeschmaus", da zu demselben ein Theil der Pachtgelder, die aus den Ländereien im großen und kleinen See erzielt wurden, verwandt ward. Der übrigbleibende Rest floß in die Gildecasse. Es waren also verpflichtet, den Seeschmaus zu geben, der Herr von Lauingen zu Lauingen, der derzeitige Besitzer des Jürgens'schen Hofes in Königslutter, der Rittergutsbesitzer von Rottorf, und die Brauergilde zu Königslutter. Von den ersten drei Veranstaltern wurden gewöhnlich nur eine gewählte Anzahl von Gästen aus Königslutter und Umgebung eingeladen, während an dem von der Brauergilde veranstalteten Seeschmause sämmtliche berechtigte Mitglieder der Brauerinnung theilnahmen. An dem Tage des Seeschmauses wurden auch die Hirten für die Brauer gewählt, sowie der Lohn an dieselben gezahlt

Ein solcher Seeschmaus dauerte einen ganzen Tag. Zunächst am Morgen wurden die geschäftlichen Angelegenheiten, Zahlung der Pacht, Wahl und Auslohnung der Hirten, sowie Zahlung der Abgaben und dergleichen erledigt. Dann wurde den Theilnehmern alter Kornschnaps mit braunen Kreugeln gereicht. Nach diesem erhielt jeder Theilnehmer eine lange Thonpfeife und Taback. Mittags fand dann ein gemeinschaftliches Essen statt, bei dem eine vorgeschriebene Speisefolge berücksichtigt werden mußte. Zuerst wurde Bouillon geboten. Dann gab es das Hauptgericht der Mahlzeit: Karpfen. Hierauf wurde entweder Kalbs-, Rinder- oder Schweinebraten servirt oder auch Sauerkohl mit kleinen Würstchen oder Schweinskarbonade gereicht. Der folgende Gang bestand aus Geflügel, gebratenen Kapaunen oder Tauben. Zum Nachtisch bekamen die Theilnehmer Puddings. Dann wurden die Thonpfeifen wieder in Brand gesetzt. Verpflichtet war ferner der Gastgeber, bei dem Essen den Wein zu liefern. Nachmittags wurden die Gäste mit Kaffee und Kuchen bewirthet. Das Abendbrot bestand aus Butterbrot und allerhand kaltem Aufschnitt. Ganz besondere Feste waren es, wenn die Brauergilde den Seeschmaus geben mußte. An dieser Festlichkeit nahmen außer den berechtigten Brauern viele geladene Gäste aus der Stadt Theil, so daß sich der Seeschmaus zu einem wahren Volks- und Familienfeste erweiterte und bis spät in die Nacht hinein dauerte. Späterhin, als das Lagerbier den Dukstein immer mehr verdrängte, verlor auch dieses alte Herkommen an Bedeutung. Besonders war dies aber der Fall, als sich in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts die Brauergilde auflöste. Der gemeinsame

1) Grimm's Deutsches Wörterbuch B. V Sp. 1574 ff.

Acker wurde aber dennoch bis zur Separation von den Berechtigten weiter verwaltet. Nach Beendigung der Separation im Jahre 1873 wurde der althergebrachte Brauch aufgehoben. Der letzte Seeschmaus fand im Jahre 1872 statt.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1898.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

August.

4.—6. XXIX. Allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.
7. Gedächtnißfeier für den am 30. Juli verstorbenen Fürsten Bismarck.
7. Parteitag der Socialdemokratischen Partei des Herzogthums Braunschweig in Holzminden.
10. Jahresfest des Gustav-Adolf-Vereins für das Herzogthum Braunschweig in Blankenburg.
14. Eröffnung der XXXV. Kunstausstellung.
14. Volkswetturnen auf dem Elme.
14. X. Hauptversammlung des Solling-Vereins in Holzminden.
17. Otto Schröder, Landgerichts-Director, †.
19. Einweihung der restaurirten Kirche in Heimburg.
21. Eröffnung der Ausstellung kirchlicher Kunst- und Ausstattungs-Gegenstände für evangelische Kirchen.
21. Gravenhorst, Bienenzüchter (Erfinder der Bogenstülper), geborener Braunschweiger, † in Wilsnack.
22. Feier des 200jährigen Bestehens der Firma Becker.
23. Curd Reichsgraf von Schwicheldt, Besitzer der Rittergüter Schliestedt und Küblingen, † in Berlin.
23. Unwetter im Weserkreise; Thurm der Kirche in Holzminden abgestürzt.
23.—26. IX. Allgemeine lutherische Conferenz.
31. Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, Herausgeber des Asseburgischen Urkundenbuches, † in Godelheim a. d. Weser.

September.

1. Prinz-Regent trifft in Braunschweig ein.
1. Eröffnung der Kleinbahn Heudeber—Mattierzoll.
2. Prinz-Regent reist zu dem Kaisermanöver nach Hannover.
2. Gründung einer Zweigstelle „Braunschweig" des Verbandes deutscher Kaufleute.
3.—4. XIV. Hauptversammlung des Harzclubs in Quedlinburg.
4. Wilhelm Schultze, Oberförster a. D. in Königslutter, †.
5. Beginn der Lutherfestspiele.
6. Außerordentliche Sitzung der Landesversammlung wegen der Kalivorlage.
10. Karl Franke, Sanitätsrath, Dr med., in Bündheim, †.
23.—24. IV. Parteitag der braunschweigischen Rechtspartei.
25. Einweihung der neuerbauten Kirche in Duttenstedt.
26. Hugo Koch, Dr med., †.
28. Jahresversammlung des Verbandes deutscher Krankenpflegeanstalten vom Rothen Kreuz.

October.

1. Kreisdirector Vogler in Wolfenbüttel tritt in den Ruhestand.
1. Kreisdirector Krüger in Gandersheim zum Kreisdirector in Wolfenbüttel und Regierungsrath Dannenbaum zum Kreisdirector in Gandersheim ernannt.
1. Hermann Beddies, Landes-Oeconomie-Conducteur a. D. in Gandersheim, †.
4.—6. 70. Braunschweigischer Lehrertag.
5. Adolf Rothschild, Fabrikant in Stadtoldendorf, †.
8. Frau Prinzessin Albrecht von Preußen, † in Camenz.
11. Brand in Eischott.
12. Beisetzungsfeier in Camenz.
14. Das Reichsgericht entscheidet den Proceß über die im Herzoglichen Museum befindliche von Reinicke'sche Bildersammlung zu Ungunsten der Stadt.
16. Trauergottesdienst in allen Kirchen des Landes.
19. Karl Ritter, mexikanischer Consul, †.
26. Louis Philippe Sy, Geh. Hofrath, Professor a. D., †.
28. Erbprinz Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, vollendet sein 18. Lebensjahr und tritt damit in das Alter der Volljährigkeit ein.
30. Delegirten-Versammlung der Geflügelzüchter des Herzogthums in Wolfenbüttel.
31. Feier des 25jährigen Bestehens des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel auf dem Sternhause im Lechelnholze.

November.

1. Eröffnung einer Reichsbank-Nebenstelle in Holzminden.
4. Jahresversammlung des Gabelsberger Stenographen-Vereins.
5. Feier des 25. Dirigenten-Jubiläums des Musikdirectors Schrader als Liedermeisters der Euterpe.
7. XXXVII. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
11. Brand der Norddeutschen Zuckerraffinerie in Frellstedt.
15. Herbstversammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins für das Herzogthum Braunschweig.
16. Oeffentliche Versammlung der Braunschweigischen Landes-Rechtspartei.
17. Wiedereröffnung der Braunschweigischen Landesversammlung.
21. XXXVIII. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
22. Hermann Kiene, Baurath a. D., †.
27. Enthüllung des Bismarck-Gedenksteins in Holzminden.
27. Feier des 25jährigen Bestehens der Lessing-Loge.

29. Die Landesversammlung genehmigt die Vorlage bezüglich des Kalisalzbergwerks Asse.
30. Die Landesversammlung genehmigt die Ueberlassung eines Bauplatzes für die St. Johanniskirche und die Einführung einer Kirchensteuer für die katholische Gemeinde.

December.

2. Die neugewählte Stadtverordneten-Versammlung in Blankenburg beschließt die Auflösung.
5. Rückkehr des Prinz-Regenten nach Braunschweig.
6. XVII. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes für das Herzogthum Braunschweig.
7. Frau Dr Luise Ottmer, Stifterin des Ottmer-Stipendiums (Technische Hochschule), †.
9. Karl Schaper, Hofrath a. D., †.
17. Theodor Beling, Forstmeister a. D., in Seesen †.
17. 75. Ordentliche Generalversammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins des Vereins der Deutschen Zuckerindustrie in Hannover.
18. Einweihung der restaurirten Kirche in Groß-Winnigstedt.
18. Einweihung der restaurirten Kirche in Volkmarsdorf.
19. Prinz-Regent reist nach Berlin.
22. Rückkehr des Prinz-Regenten.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen-Altenburg.
23. Theodor Bunke, Major a. D., ehemaliger Bürgermeister von Gandersheim, † in Hannover.
27. Brand in Heimburg.
30. Wilhelm Bröckelmann, Oberlehrer a. D., †.

6. Februar. Geheimrath Dr Rud. Leuckart, berühmter Zoologe, geb. in Helmstedt, † in Leipzig.
28. Juni. Prof. Dr Feodor v. Schmidt-Warneck, sociologischer Schriftsteller, früher Pastor in Bruchmachtersen, † in Stuttgart. Kn.

Bücherschau.

Rudolf Huch, Verfasser des „Tagebuches eines Höhlenmolches“. Was liegt denn dran? Lebensbilder. Leipzig, Hässel 1898. 219 S. 8⁰. 3 M.

Es darf als zweifellos gelten, daß die litterarische Richtung, die mit impressionistischen Mitteln wirkend den Menschen lediglich als Nervenbündel darzustellen liebte, nachgerade abgewirthschaftet hat und daß noch vor Schluß des Jahrhunderts, die dekadente fin-de-siècle-Gestalt unbeliebt geworden ist. Es geht dieser Richtung just so wie den überklugen Geschäftsleuten, die mit Rücksicht auf eine augenblickliche oder bevorstehende Sensation eine Umetiquettirung aller ihrer Werthe vornehmen und bei der Kurzlebigkeit jedes Eindrucks die nachlassende Zugkraft ihrer Waare nur zu schnell inne werden und auf neue Reizmittel sinnen müssen. Der Schluß des Jahrhunderts steht vor der Thür, das Schlagwort ist vor der Zeit verbraucht, und das Publicum wartet nach wie vor auf die erlösende litterarische That, auf die Formel, die des modernen Lebens ernstes Räthsel zu lösen vermöchte.

Rudolf Huch ist kein moderner Mensch in dem Sinne, daß er glaubte, die großen Thatsachen der Zeit stellten den Menschen vor eine absolut neue Aufgabe; aber er hat doch, wie wir Alle, zu sehr inmitten der verwirrenden Fülle der Erscheinungen gestanden, als daß sie ihn in Ruhe lassen könnten. Das Leben hat ihm nicht gewährt, eine gelassene Heiterkeit zu gewinnen, er läßt sich zu leicht seine anfangs sich den Dingen hingebende Beobachtung durch voreilig dreinfahrenden Zorn und Ingrimm stören oder er giebt der liebenswürdigen Darstellung unzeitig eine ironische Wendung und entläßt so seine wohlwollend angenommenen Besucher als uns unverständlich gewordene Zerrbilder. Er wird ungerecht gegen seine eigenen Geschöpfe.

Die in der vorliegenden Sammlung vereinigten Lebensbilder sind ungleich der Stimmung nach, wohl auch der Zeit ihrer Entstehung nach. Das Stichwort, unter dem sie uns vorgelegt werden, ist schwer zu deuten, aber man weiß ja, wie zufällig oft dergleichen entsteht. Wir halten uns also dabei nicht auf. Die einzelnen Stücke heißen: Das ewig Junge, Rüpeltanz (Ein Intermezzo), Wenn die Maske fällt; unter dem gleichsam entschuldigenden Namen: Unzulängliches sind dann noch aufgenommen Heinz der Denker, Aus meiner Praxis, Kanzleirath Lehmann und Ereigniß.

Den Rüpeltanz möchten wir in dieser Sammlung am ehesten missen; er gehört nicht hinein. Es ist darin Alles so sehr auf die Spitze getrieben und verzerrt, daß sich die witzigen Elemente, die unzweifelhaft vorhanden sind, zu Mißbildungen auswachsen. „Wenn die Maske fällt“ ist eine construirte Geschichte, die auch zu einer anderen Zeit, etwa zu der Zschokke's, geschrieben sein könnte. Ein reicher junger Banquier in einer kleinen Stadt lernt dadurch, daß er mit seinem Buchhalter die Komödie eines Geschäftszusammenbruches aufführt, seine Freunde und seine Braut kennen, erweist sich aber nicht stark genug, die Folgen daraus zu ziehen, und seine bedeutendere Schwester verliert dabei ihren Bräutigam, den sehr übelwollend gezeichneten Assessor v. Mühlborn, vermag aber nicht den ehrlichen Naturburschen Bebenroth, der mißtrauisch geworden ist, zu gewinnen. Der junge Mann macht nicht den erwarteten Besuch bei Fräulein Thekla Leonhard, sondern bespricht bei einer Flasche Rüdesheimer mit dem Landrath von Bärentatz seine afrikanische Zukunft. In der Geschichte ist Vieles sehr gut gesehen, aber originell an der Geschichte ist nicht einmal die ausgesprochene Menschenverachtung, von der sie größtentheils eingegeben ist. Diese Betrachtungsweise ist ganz gewiß nicht nur umgebundenes Mäntelchen, aber wir meinen, daß sie auch nicht gerade fruchtbar ist, wie die im letzten Stücke gesammelten Skizzen zu dem Probleme der Freiheit beweisen. Der Verfasser hat eine feine Beobachtungsgabe und Auffassung, wie besonders die kleinen Bilder aus dem Anwaltsleben darthun, und ein idealer Zug, der sich nur zu oft gebunden und beengt sieht, verräth sich in seinem ganzen Schaffen. Aber der Zwiespalt, in den das Leben mit seinen Widerwärtigkeiten, Bedingtheiten und Erfahrungen gerade die

fein organisirte Seele setzt, entlädt sich bei ihm in Ironie, nicht der von den Romantikern geforderten, sondern der Ironie, die mit dem Humor nur sehr weitläufig verwandt ist und nicht selten Bitterkeit ist. Mehr ironisch gefärbt, als humoristisch abgeklärt ist auch die „Das ewig Junge" überschriebene erste Erzählung. Wir haben da eine Einkleidung mit zwei Einlagen und einer Schlußbetrachtung. Ein alter Junggeselle etwa im Raabe'schen Stile lädt einen jungen Idealisten, Erich Uhlenhut, zu sich ein, und erzählt ihm zwei Geschichten aus der eigenen Erinnerung zur Abkühlung, die beide zeigen, daß das wirkliche Leben eben realistischer und positiver ist, als es sich mit den Vorstellungen der Jugend verträgt. Der alte Klinck entläßt den jungen Mann mit seinen widerstreitenden Gefühlen und Gedanken in den unfreundlichen Winterabend, sich selbst braut er noch einen tüchtigen Grog und setzt sich mit seiner Zeitung behaglich ins Sopha, um wie alle Abende noch ein paar Stunden zu lesen.

Das interessanteste Stück der Sammlung ist zweifellos „Heinz der Denker". Es wird da ein junger Adliger vorgeführt, der ein Systematiker durch und durch ist, sich mit der Tochter eines nobilitirten jüdischen Banquiers auch seinem System zu Liebe, das für den Adel den Besitz verlangt, verheirathet, aber schließlich an seinem Systeme innerlich scheitert. Er hat seiner Braut auch den Beweggrund seiner Bewerbung mittheilen zu müssen geglaubt, das Geständniß wird aber, da er nun einmal allgemein für einen Idealisten gilt, nicht ernst genommen, während das daran geknüpfte Versprechen unbedingter Treue festgehalten wird. Die Ehe läßt sich trotz Heinzens Seltsamkeiten recht glücklich an, bis eine von der jungen Gattin als Trumpf gegen eben diese Freiheiten eingeführte bildschöne junge Malerin eine nicht nach Außen sichtbare Katastrophe herbeiführt Heinz überwindet sich eingedenk seines einmal gegebenen Wortes, das zu brechen für ihn einfach außerhalb der Möglichkeit liegt, aber sein endlich mit der wirklichen Natur in Berührung gekommenes Wesen ist aus den Fugen gerathen Das ist sehr hübsch und mit leiser Ironie dargestellt, es will uns aber bedünken, als sei die Gestalt des „Denkers" nicht einheitlich gesehen, als liege eine Verschmelzung verschiedenartiger Charaktere vor, die denn zwar nicht unmöglich sein würde, aber doch Widersprüche einschließt. So berührt Heinzens angebliche Kunstkennerschaft und seine practische Bethätigung Darwin'scher Lehren fremdartig. Die knappe Erzählungsweise ist an sich vorzüglich in diesem Stück, aber vielleicht hätte gerade dieser Stoff eine ausführlichere Behandlung verdient, und gewiß würden auch bei ausgedehnterer Darstellung die Zweifel an der Einheit des Charakters des Helden schwinden müssen.

Huch's anregendes Buch verdient die größte Beachtung; es ist die Aeußerung eines nicht gewöhnlichen Geistes, der sich zwar von den Erscheinungen der Zeit nicht angesprochen fühlt, aber mit ihnen fertig zu werden bemüht ist. K. M.

Otto Schönermark. Die Wüstungen des Harzgebirges. Gesammelt und mit Belegstellen versehen. Rheinbach bei Bonn, Litterar. Bureau 1897. 58 S. 8⁰. 1 M.

Zu den Wüstungsverzeichnissen von J. Grote Reichsfreiherrn zu Schauen (1863) und Aug. Jungesbluth (1887), die das Herzogthum Braunschweig und die umliegenden Lande in mehr oder weniger umfassender Weise behandeln, gesellt sich das vorliegende Büchlein als ein den Forschern willkommenes Hülfsmittel, das Manches enthält, was den früheren Sammlern bisher entgangen war. Es beschränkt sich auf das Harzgebiet, für das der Verfasser als Bibliograph und Sammler lange Zeit eifrig gewirkt hat. Ganz besonders ist für seine Arbeit natürlich die Harzzeitschrift ergiebig gewesen, aber auch ablegenere Quellen, wie die Halberstädter gemeinnützigen Nachrichten u. A, sind mit Erfolg zu Rathe gezogen. Auf handschriftliches Material ist nicht zurückgegangen; daraus ist später natürlich noch manche Wüstung neu zu gewinnen und sicherer festzustellen. Gewünscht hätten wir eine bestimmtere Bezeichnung der Belegstellen. Was will es z. B. bedeuten, wenn bei einer Wüstung auf einen so großen Wälzer wie Harenberg's Historia ecclesiae Gandershemensis ganz allgemein ohne Hinzufügung der Seitenzahl verwiesen wird?

Herzogliches Museum. Führer durch die Sammlungen. (Elftes Tausend.) Braunschweig, 1897. 397 S. kl. 8⁰. 1 M.

Ist das Büchlein auch bereits seit über einem Jahre ausgegeben, so wollen wir doch nicht unterlassen, auch jetzt noch an dieser Stelle unsere Leser darauf besonders aufmerksam zu machen. Beredter zwar als lobende Worte spricht für die Güte und Zweckmäßigkeit des Werkes der starke Absatz, den es im Laufe der Jahre gehabt und der nun zur Ausgabe des elften Tausend geführt hat. Die neue Auflage zeichnet sich vor den früheren nicht nur durch zahlreiche Nachträge und Verbesserungen des Textes, sondern vor Allem auch durch die Beigabe von 12 wohlgelungenen Abbildungen hervorragender Stücke des Museums aus. Wir wünschen, daß der „Führer" auch in dieser neuen, schön verzierten Gestalt zu den alten Freunden unserer ehrwürdigen Kunstanstalt recht viele neue hinzugewinnen und, so viel an ihm liegt, vorzüglich bei uns den nicht übermäßig regen Sinn für die Kunst wecken und kräftigen möge.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 41. Mission unter Israel. — 41–43. 50jähr. Jubelfest der inneren Mission in Wittenberg. 42. Frau Prinzessin Albrecht †; J. Hinkel, der 70. Braunschw. Lehrertag: ein unhaltbarer Zustand (Erhebung der Kirchensteuer). — 44—46. Erfahrungen mit ländlichen Jünglingsvereinen. — 44. Entwurf e. Gesetzes, betr. Neuordnung d. Einkommensverhältnisse der Geistlichen. — 47. Wollemann, Niedersächs. Kirchenchorverband. — 48. 50–52. Die alttestamentl. Kritik im Lichte d. neuesten Forschungen. — 48. Betglockenschlagen. 48—50. 52. Zu den Landtagsverhandlungen. — 49. Wohin treiben wir?; E. Zukunftsbild. — 51. Aus d. Arbeit des luther. Gotteskastens; noch einmal die Sonntagsruhe u. das Polizeistrafgesetzbuch. — 52. Pädagogische Briefe. Fortbildungsschule.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 9. Unsere Flotte; L. Engelbrecht, zwei Rosenknospen (Gedicht); Bruchstücke a. d. Kriegstagebuche a. d. J. 1815 — 10. Kriegervereine u. Socialdemocratie; Graf Bernstorff, An Bord; aus Moltkes Jugendjahren; L. Engelbrecht, Hier kehr' ich ein (Gedicht).

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Baßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 29. Januar **1899.**

Eigennamen der Braunschweiger Bürgerhäuser.

Dr Hermann Dürre hat in seiner 1861 erschienenen „Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter" eine große Menge längst vergessener Häusernamen an's Licht gezogen und diesen Gegenstand mit ersichtlichem Interesse behandelt. In vielen Fällen war es ihm indessen nicht möglich, zu einem abschließenden Ergebnisse über die Lage der angeführten Häuser zu gelangen. Möge es daher einem seiner dankbaren Schüler und Verehrer gestattet sein, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Langjährige Sammelthätigkeit, von der ich im Jahrgange 1897 des Magazins einige Proben mittheilen durfte, macht mir dies möglich.

In folgender Tabelle gebe ich die ihrer Lage nach festgestellten Häuser aus der Zeit bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts und bemerke zuvor, daß einige Häuser bis jetzt unbestimmbar geblieben sind, darunter:

Das Haus zum Beile, das 1339 Hennecken v. d. Heyde gehörte.

Die zwei 1343 erwähnten Häuser zur hohlen Eiche bei St. Michaelis, wahrscheinlich No. 541 und 542, Güldenstraße 77 und Petersilienstraße 4. Wahrscheinlich 1308 im Besitz Hennigs van der Holn 2c.

Heneke Wulveram's Erbe zum Engel auf der Breitenstraße, 1340 erwähnt, vielleicht No. 879, Breitestr. 16.

Das Haus auf der Beckenwerperstraße, das 1358 de Hogevel (Hoher Giebel) hieß, vielleicht No. 1069, Beckenwerperstr. 27, oder 1086, Ordnungs-№ 44.

Ein Haus auf der Weudenstraße, das 1357 Eggeling Capelle gehörte und de Capelle genannt wurde. Man kann dabei an die Nummern 1, 2, 5 und 62 dieser Straße denken, welche sehr alten Ursprungs sind.

Dat Hus mit deme Bocke, das 1338 auf der Gördelingerstraße lag und wahrscheinlich 1310 Johannes de Bocke gehörte.

Dat Hus tom Eynhorne, 1464 auf der Südseite der Weberstraße gelegen.

Dat Hus, dat de Apoteke het, 1360 auf dem Kohlmarkte erwähnt.

Brandnummer	Straße und Ordnungsnummer	Alte Bezeichnung	Zeit des Auftretens	Uebersetzung ins Hochdeutsche.
11	Gördelingerstraße 4 . . .	de grone Visch	1402	der grüne Fisch.
22	Gördelingerstraße 12 . . .	to der Scrapen	1517	zur Schrape (Kratze)[1]).
41	Hintern Brüdern 18 . . .	to der Ulen	1465	zur Eule.
42	Hintern Brüdern 19 . . .	tom Apen	1526	zum Affen.
80	Gördelingerstraße 40 . . .	ton Swane	1545	zum Schwan.
85	Neuestraße 20	to der Olkruken	1520	zur Oelkruke.
93	Altstadtmarkt 11	to den seven Tornen . .	1249	zu den sieben Thürmen[2]).
136	Schützenstraße 29	to der Taschen	1405	zur Tasche.
157	Schützenstraße 33	to dem roden Herte . . .	1338	zum rothen Hirsche.
158	Schützenstraße 34	to dem nien Herte	1338	zum neuen Hirsche.
161	Schützenstraße 36	to dem guldenen Arne . .	1313	zum goldenen Adler.
190	Kohlmarkt 1	de Rose	1520	die Rose[4]).
191	Kohlmarkt 2	to dem guldenen Sterne . .	1356	zum goldenen Stern.
467	Bankplatz 5	tom Giren	1557	zum Geier.
526	Südstraße 18	tom swarten Perde . . .	1559	zum schwarzen Pferde.
553	Prinzenweg 1	ton roden Ossen	1419	zum rothen Ochsen.
554	Prinzenweg 2	to den Bocken	1409	zu den Böcken.
575-579	Echternstraße 67 bis 71 . .	dat rode Kloster	1402	das rothe Kloster.
640	Heinenstraße (Cammer) . .	dat lutke Hemelrike . . .	1401	das kleine Himmelreich.

Brandnummer	Straße und Ordnungsnummer	Alte Bezeichnung	Zeit des Auftretens	Uebersetzung ins Hochdeutsche.
641	Heinenstraße 3	de Helle	1405	die Hölle.
733I	Sonnenstraße 4	to dem Sterne	1520	zum Stern.
771	Breitestraße 2	to der isernen Dore . . .	1405	zur eisernen Thür.
779	Breitestraße 9	der gülden Bähr (1693) . .	1550?	der goldene Bär[5]).
802	Südklint 1	to den Engelen	1465	zu den Engeln.
808	Südklint 7	to dem roden Lauwen . . .	1460	zum rothen Löwen.
812	Güldenstraße 42	to dem Lamme	1339	zum Lamme.
836	Südklint 15	to der isernen Dore . . .	1421	zur eisernen Thür.
865	An der Petrikirche 1 . . .	tom Schepe	1520	zum Schiffe.
877	Breitestraße 14.	to dem wilden Manne . .	1445	zum wilden Manne.
890	Breitestraße 25	to dem gulden Stralen . .	1529	zum goldenen Pfeil.
892	Altstadtmarkt 8	de olde Scrank	1368	der alte Schrank.
910	Langestraße 9	de Rudenkrans	1530	der Rautenkranz[6]).
941	Radeklint 3 (Ecke) . . .	tom gronen Lauwen . . .	1539	zum grünen Löwen.
941	Radeklint 3 (Winkel) . . .	tom Krevete	1482	zum Krebs.
965 und 1001	Langestraße 45 und Weberstraße 15	to der olden Porten . . .	1409	zur alten Pforte.
1111	Reichenstraße 2	tor Sunne	1444	zur Sonne[7]).
1145	Wollmarkt 17	tor gulden Klinken	1397	zur goldenen Klinke.
1233	Kaiserstraße 23 und Nickelnkulk 1 und 2	ton Bocken	1493	zu den Böcken.
1265	Nickelnkulk 34	de Kilbode	1513	die Keilbude.
1324	Hagenbrücke 22	de olde Apoteken	1441	die alte Apotheke[8]).
1358	Zwei Judenhäuser auf der Jöddenstraße, später zum Packhofe genommen . .	tom wilden Manne . . .	1525	zum wilden Manne.
1360		to dem gronen Bome . . .	1403	zum grünen Baum.
1368	Meinhardshof 11	tom Hanenkoppe	1476	zum Hahnenkopfe[9]).
1384	Küchenstraße 7	tor Kronen	1471	zur Krone.
1386	Altewaage 2	de Gellerborch	1435	die Gellerburg[10]).
1486	Wendenstraße 33	to der Kedene	1360	zur Kette[11]).
1523	Wilhelmstraße 74	tor gulden Kanne	1530	zur goldenen Kanne.
1524	Neue Knochenhauerstraße 41	tor kolden Tuten	1419	zur kalten Tute.
1539/40	Wilhelmstraße 28	tor Slottelborch	1510	zur Schlüsselburg.
1549	Wilhelmstraße 29	to den Bocken	1416	zu den Böcken[12]).
1600	Wendenstraße 62	tom roden Lauwen	1515	zum rothen Löwen.
1612	Wendenstraße 69 (Ecke) . .	tom witten Perde	1427	zum weißen Pferde.
1916	Steinweg 21	tom Hoffel	1563	zum Hobel.
2005	Bohlweg 54.	to der Meilove	1399	zur Mailaube[13]).
2018	Bohlweg 67	to der roden Liligen . . .	1409	zur rothen Lilie.
2096	Bohlweg 41.	tom gulden Horn	1562	zum goldenen Horn[14]).
2107	Hagenmarkt 7	tom brunen Schilde . . .	1538	zum braunen Schilde.
2114	Stobenstraße 9	to dem Stotere	1402	zum Stoßer (Oelstoßer?)
2153?	Langedammstraße 3 . . .	tom Seiger	1542	zur Uhr.
2157	Langedammstraße 7 . . .	to dem verdeckeden Herte . .	1481	zum verdeckten Hirsche.
2209	Friesenstraße 45	tom Dorwege	1460	zum Thorwege.
2221	Friesenstraße 59	tom swarten Arne	1484	zum schwarzen Adler.
2285	Oelschlägern 28	tom Gropen	1491	zum Grapen (Kessel).
2300	Karrenführerstraße 6 . . .	to dem Sedeke	1403	zum Sittig.
2302	Täschenstraße 6	to dem scheven Rade . . .	1431	zum schiefen Rade.
2333	Oelschlägern 31	tor Pipkannen	1567	zur Pfeifenkanne (Kanne mit langer Tülle).
2348	Mandelnstr. 5 u. Kuhstr. 32	tom Pile	1540	zum Pfeil[15]).
2415	Aegidienmarkt 17	tom brunen Schilde . . .	1472	zum braunen Schilde.
2426	Auguststraße 6	to dem Bateneste	1399	zum Glücksneste?
2439	Kuhstraße 29	to dem roden Hanen . . .	1529	zum rothen Hahn.
2440	Kuhstr. 30/31, Mandelnstr. 6	to dem Hasen	1523	zum Hasen.

Brand-nummer	Straße und Ordnungs-nummer	Alte Bezeichnung	Zeit des Auftre-tens	Uebersetzung ins Hochdeutsche.
2443	Kuhstraße 7	tom Beeren	1559	zum Bären [16]).
2535	Kuhstraße 8	tom witten Perde	1552	zum weißen Pferde.
2551	Auguststraße 15	tom Ossenkoppe	1541	zum Ochsenkopfe [17]).
2602	Vor der Burg 11	tom groten Peke	1550	zum großen Peche.
2609	Schuhstraße 4	tom roden Crutze	1455	zum rothen Kreuze.
2618	Schuhstraße 29	tom Bocke	1491	zum Bocke [18]).
2622	Schuhstraße 33	de Swan	1522	der Schwan (später weißer Schwan).
2669/70	Neuestraße 35	to dem roden Slottele . .	1408	zum rothen Schlüssel.
2678	Sack 11	tom Gropen	1525	zum Grapen.
2679	Sack 12	tom gronen Bome	1310	zum grünen Baume.
2680	Sack 13	to dem swarten Hanen . .	1307	zum schwarzen Hahn.
2682	Sack 14	to dem roden Lawen . . .	1341	zum rothen Löwen [19]).
2683	Schild 1	to dem swarten Lawen . .	1410	zum schwarzen Löwen.
2687	Schild 5	ton Hoppen	1518	zum Hopfen [20]).
2688	Schild 6	tom roden Arne	1340	zum rothen Adler.
2722	Schild 7	to der schonen Ecge . . .	1404	zur schönen Ecke.
2767	Schild 9	to dem Strute	1462	zum Vogel Strauß [21]).
2768	Schild 10	to dem roden Herte . . .	1514	zum rothen Hirsch.
2769	Schild 11	tom Ossenkoppe.	1526	zum Ochsenkopfe.
2782	Höhe 8	to dem Crevete	1461	zum Krebs [22]).
2838	Sack 15	to der scheven Egge . . .	1397	zur schiefen Ecke.

[1]) Dies Haus besaß von 1482 bis 1520 Hennig Twalkemeyer. Im Jahre 1508 wird er Hennig Schrape genannt, im Jahre 1517 erscheint dann Hennig Twalkemeyers Hus to der Scrapen.

[2]) Dies Haus hieß 1419, als es Hennig Ulenhod kaufte, das Hus to der olden Muntsmede. 1437 besaß es Diderick Ulenhod. Die Ulenhod führten eine Eule im Wappen und werden dies Wahrzeichen an dem Hause angebracht haben; aber erst 1465, als das Haus in andere Hände übergegangen war, erscheint der Name tor Ulen.

[3]) Ludolfus de septem turribus, der 1249 vorkommt, muß als der älteste bekannte Besitzer dieses Hauses gelten. 1339 besaß es Bertram v. Damme.

[4]) Es ist anzunehmen, daß Jacob Rose, der das Haus 1470 besessen hat, zuerst die Rose anbrachte, die dem Hause den Namen gab.

[5]) 1527 besaß dies Haus Hans Beer. Von ihm wird der Name herrühren. 1693 war der Name schon ein alter. Das Haus wurde damals abgebrochen.

[6]) Der Besitzer dieses Hauses hieß 1471 Ludeke Arberg und von 1501 bis 1541 Hans Arberg, alias Rudenkrantz, zuletzt nur Hans Rudenkrantz genannt. Dieser hat 1536 das jetzige, durch seine Holzarchitektur berühmte Haus erbaut.

[7]) Herwich Sunne war von 1409 bis 1422 Besitzer dieses Hauses. Nach ihm ist es jedenfalls benannt.

[8]) 1403 war Olricus apoteker Besitzer.

[9]) Das Haus gehörte von 1459 bis 1471 Albert Hanenkop und war 1476 Diderick Storing's Hus tom Hanenkoppe. 1543 ist es neu gebaut.

[10]) Die Gellerburg, deren originelle Inschrift wahrscheinlich unter der jetzigen Verschalung noch erhalten ist, wurde 1447 de Gelrebode genannt, war eine zum Eckhause der Langenstraße No. 1385 (Altewaage 1) zugehörige Bude und wurde von Hans v. Geleren bewohnt.

[11]) Dies Haus hieß „zur Kette“, weil die zum Absperren der Wendenstraße gegen das Wendenthor dienende Kette daran befestigt war.

[12]) Hinricus to den Bocken, der dies Haus 1416 besaß, gab ihm und der Twete den Namen. Letztere hieß damals Bockes kerne odes Bockes twete.

[13]) Das Haus hieß später Prinz Eugen und dann Prinz von Oranien.

[14]) Demnächst das Carolinum.

[15]) Später „Das kleine Dorf“ genannt.

[16]) 1532 war Diderik Beere Besitzer. Das Eckhaus hieß demnächst auch der Beerenord.

[17]) 1495 besaß es Bertold Ossenkopp.

[18]) Der Schwellbalken des kürzlich abgebrochenen Hauses mit dem Bocke und der Jahreszahl 1526 befindet sich im städtischen Museum.

[19]) 1341 besaß es de vrowe van den roden lowen.

[20]) Als Besitzer dieses Hauses erscheinen 1480 Tile Hoppenstidde, 1520 Hans Hoppenstede, 1540 Hans Hoppen, 1560 De Hopsche. Daß der Name der Besitzer und des Hauses im Zusammenhange stehen, ist hiernach zweifellos, fraglich ist aber, ob man den Namen „ton Hoppen“ in das Hochdeutsche „zum Hopfen“ übersetzen darf.

[21]) Das Haus gehörte 1461 Cord van Scheppenstede, 1467 Cord Struß, 1469 bis 1500 Hans Strus. Hier scheint der Name des Hauses auf den Besitzer übergegangen zu sein.

[22]) Dies Haus, das seinen Namen von 1461 bis in die neueste Zeit beibehalten hat, ist 1537 von Hans Sander in jetziger Gestalt neu erbaut. Die Familie

Sander, die dies Haus von 1522 bis 1580 besaß, hat wahrscheinlich einen Krebs im Wappen geführt. Wenigstens zeigte das Haus nach Beck's Notizen noch um 1760 ein Krebswappen neben einem anderen Wappen. Wahrscheinlich sind dieselben unter der Verschalung noch erhalten. Im 18. Jahrhundert besaß den Krebs Steffen Degener und Christian Georg Degener, seit 1822 Kloß.

Zum Schluß lasse ich folgen, was mir über Häusernamen bekannt geworden ist, die erst im 17. und 18. Jahrhundert entstanden sind, und füge dabei auch einige ein, deren Alter nicht feststeht.

Brand-nummer	Straße und Ordnungs-nummer	Benennung	Zeit des Vor-kommens	Bemerkungen.
17	Gördelingerstraße 10 .	Im goldenen Arm . .	1700	
29	Gördelingerstraße 19 .	Goldener Löwe . . .	1664	Nach Stadtbüchern des Archivs.
165	Kohlmarkt 19 . . .	Sonne	?	1386 bis 1423 wohnte hier Hans Sunne, aber der Name kommt im Mittelalter nicht vor.
171	Schuhstraße 24 . . .	Im halben Mond . . .	1700	
193	Hutfiltern 2	Lauenthurm	1760	1491 das Haus an dem Lawendore.
243	Kattreppeln 13 . . .	Einhorn	?	1604 Haus des Arnd Beierschwale.
289	Kohlmarkt 11 . . .	Im Kleverblatt . . .	1760	War nach Beck's Notizen 1618 mit einem Kleeblatt verziert.
487	Südstraße 3	Im Lämmichen, dann im schwarzen Adler . .	1700	
588	Echternstraße 16 . . .	Schmeichelburg . . .	1680	Nach einem daselbst gelegenen Werke der alten Befestigung genannt. 1669 hieß es „der Herrn Zehnmänner Haus". 1680 wohnte der Stückjunker hier. Der Herzog Carl Wilh. Ferd. gab es an Stobwasser.
726	Güldenstraße 58 . . .	In der Tanne	1700	
747	Scharrnstraße 7 . . .	Stadt London	1760	Das um 1700 angefertigte Schild dieses Hauses ist im städtischen Museum.
748	Scharrnstraße 8 . . .	Schwedische Krone . .	1666	Zum Andenken an den Besuch der Königin Christine.
750	Scharrnstraße 10 . .	Schwarzer Adler . . .	1660	Nach Stadtbüchern des Archivs.
772	Breitestraße 3 . . .	Wirthshaus in Salzthalen	1714	Abgebildet im Beck'schen Kalender.
881	Breitestraße 18 . . .	Zu der Traube . . .	1760	Nach Beck früher so benannt.
1600	Wendenstraße 62 . .	Prinz Friedrich . . .	1766	Zum Andenken an den Sieg von 1761.
2025	Bohlweg beim Schlosse	Rehburg	1714	Nach Beck 1760 Erbprinzenwohnung. Dies Haus am Redinger Thore, auch das Hack'sche Haus genannt, gehörte zum grauen Hofe und ist in einem Beck'schen Kupferkalender abgebildet. Früher soll daselbst eine Befestigungsanlage gleichen Namens gewesen sein.
2101	Hagenmarkt 3 . . .	Der Engel	1680	Der Hagenkeller seit 1598.
2145	Damm 18	Schwarzer Adler . . .	1760	Nach Beck.
2146	Damm 19	Prinz Orleans	1760	Nach Beck.
2152	Langedammstraße 2 . .	Ochsenkopf	1760	Nach Beck früher so genannt.
2188	Friesenstraße 24 . . .	Wilder Mann	1760	Nach Beck.
2536	Kuhstraße 9	Im Vogel Strauß . .	1700	
2546	Auguststraße 10 . . .	Wilder Mann	1700	
2566	Auguststraße 29 . . .	Weißenburg	1668	Nach Stadtbüchern des Archivs. Es wohnte daselbst 1659 Hans Jacob Weißen.
2623	Schuhstraße 34 . . .	Weißer Schwan . . .	1760	Nach Beck.
2817	Ruhfäutchenplatz 3 . .	Weiße Taube	1700	

Mein Wunsch ist, daß ich durch diese Veröffentlichung den jetzigen Besitzern der betreffenden Häuser einen Dienst erweise und daß womöglich etwas geschieht, die alten Namen wieder aufleben zu lassen.

Möge dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

Eine vierte Predigt des Johann Spring von Scheppau [1]).

Von Otto Schütte.

In der Stadtbibliothek zu Braunschweig sind vier verschiedene Ausgaben der Sackmann'schen Predigten vorhanden. Drei von ihnen sind im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Celle erschienen und zwar die älteste, als 4. Auflage bezeichnet, im Jahre 1840 ohne Angabe des Herausgebers, die zweite 1860 (7. Auflage), unterzeichnet von A. S., die dritte 1864 (8. Auflage), herausgegeben von Friedrich Voigts. Die jüngste aus dem Jahre 1880 ist im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung zu Hannover erschienen, herausgegeben von Dr H. Mohrmann. Die ersten drei Ausgaben enthalten als Zugabe eine Brunt-Preddigt, geholen von Ehrn Johann Bummel, Preddiger tau Schöppau un im Rodenkampe, as dei Speelmann tau Schöppau Jakob Feulen Hochtyd heilt. Und in den Ausgaben vom Jahre 1840 und 1860 ist darunter bemerkt: Hamburg, gedruckt im Jahre 1721; ob zum ersten Male, wird nicht dabei gesagt

Ueber den Verfasser geben die beiden ersten Ausgaben keine Auskunft, es wird jedoch gefragt: „Wer dieser Bummel doch wohl sei? Ob er gelebet habe?“. Nur darauf, daß Schöppau ein Kirchdorf bei Königslutter und der Dialect der Predigt braunschweigisch sei, wird von dem Herausgeber A. S. hingewiesen. Auch Voigts meint, es möge an sich gleichgültig sein, ob es einen Pastor Bummel in Schöppau gegeben habe, doch müsse der Johannes von Scheppau, der drei plattdeutsche Osterpredigten gehalten habe (erschienen Braunschweig 1846), mit jenem Johann Bummel identisch sein.

Diese Behauptung ist richtig, denn abgesehen davon, daß Johann Bummel als Preddiger tau Schöppau un im Rodenkampe bezeichnet wird und in seiner Rede Schöppau, Rodenkamp, Brunswik und seinen Geburtsort Wettmershagen erwähnt, ist die Sprache der Predigt unser braunschweigisches Plattdeutsch und weht in ihr derselbe Geist wie in den Osterpredigten, so daß es keinem Zweifel unterliegen kann, daß der Verfasser der Brautpredigt derselbe ist, wie der der Osterpredigten, nämlich Johann Spring von Scheppau. Wer ihm aber den Spottnamen Bummel statt seines eigentlichen Namens beigelegt hat, wird wohl schwerlich bewiesen werden können.

Seiner Brautpredigt hat Johann Spring den 5. bis 6. Vers aus dem 32. Capitel des Jesus Sirach zu Grunde gelegt: Erret dei Speel-Lüe nich u. s. w.

Er beginnt mit einer Einleitung (Exordium), in der er erwähnt, daß Gott allerlei Leute haben wolle. Recht anschaulich weist er darauf hin, daß Leute allerlei Standes in der Kirche versammelt seien, wobei es gleich an einigen boshaften Bemerkungen nicht fehlt, z. B. daß die Leineweber, deren einen er in der Kirche bemerkt, den „Galgen helpet uprichten“ und daß er einen Tischler als „Stoileslicker“ bezeichnet, weil er deren neue nicht viel mache. Wenn man auf den Dörfern schon allerlei Leute sähe, so würde man in der Stadt, in Brunswik, erst vielerlei Leute finden. So wolle Gott alle möglichen Handwerker haben und darunter auch Snyders un Schausters, Schapers un Schinners, Bökers un Binners [2]), Dänzers und Speelers. Damit ist er auf sein Thema gekommen, die Tractatio.

Er erklärt den Begriff Spielleute zunächst negativ, indem er aufführt, was Sirach darunter nicht verstehe. Dabei zieht er anzüglich Leute heran, die man auch Spielleute nenne, weil sie das erste Jahr nach der Hochzeit nichts Anderes thaten, als daß sie mit einander „kalverden un speeleden“. Die meine Sirach nicht, ebensowenig die Spielkinder und noch viel weniger die Kartenspieler, die selbst am Sonn- und Festtage spielten und des Amtmanns Bier, das „von Harten dünne“ sei, tränken.

Dann giebt er positiv an, wen Sirach unter den Spielleuten verstehe und erwähnt neben dem Bräutigam den Kaurd Happe in Schöppau, die Beide nicht allein spielen, sondern auch die Lieder singen könnten von dem „olen dütschen Henneken-Knecht [3]), von Klunz Klaz, von Tryneken Potz“ und noch andere Lieder, „dei san lustig gaat, dat man lachen und grynen mot, dat Eenem dei Buuk wabbelt“.

Darauf geht er auf das „Erren“ (= Stören) der Spielleute ein, was geschehen könnte durch Worte und Werke. Dabei fehlt es wieder nicht an Beispielen aus dem Leben.

Als Lehre folgt aus seiner Predigt, daß der Mann die Oberhand haben solle im Hause und die Frau ihm unterthan sein müsse.

Die Warnung aber ist für die Hochzeitsgäste. Diese sollten die Spielleute nicht stören; als Trost empfingen sie dann alle das schöne Spiel der Spielleute, die sich angreifen und solche neue Stücke spielen würden, wie sie ihre Lebtage noch nicht gehört hätten.

Da man die Lebensumstände Spring's nicht kannte, so kann es nicht auffällig erscheinen, daß man ihn für einen und zwar etwas schwächeren Nachahmer Sackmann's hielt. So bemerkt der Herausgeber der Ausgabe vom Jahre 1840, daß Bummel's Predigt gleichsam eine Erweiterung der ersten Sackmann'schen sei und daß sie zeige, daß man schon sehr frühe Wohlgefallen daran gefunden habe, in den von Sackmann angegebenen Ton einzustimmen und durch launige Producte in seinem Stile seine Weise forttönen zu lassen. Diese Worte sind von A. S. in die Ausgabe vom J. 1860 wörtlich übernommen worden. Da Voigts nicht widerspricht, so scheint er ihnen zuzustimmen.

Daß es ein Irrthum ist, ist klar; denn Sackmann, der erst 1643 geboren wurde, kann füglich den Johann Spring nicht beeinflußt haben, der bereits 1658 aufhörte zu predigen, zu einer Zeit also, wo Sackmann

---

1) Vergl. den Aufsatz Rich. Andree's im Br. Mag. 1898, Nr. 22, S. 169 ff.

2) Man beachte die kräftige Allitteration und den Reim.

3) Das Lied von ihm, das u. A. Hoffmann v. Fallersleben 1872 herausgab, ist bekannt; ob die beiden anderen auch?

kaum die Kinderschuhe ausgezogen hatte. Aber nun erhebt sich die andere Frage: Ist Sackmann von Spring beeinflußt worden? Es ist auffallend, daß das erste Fragment Sackmann's den gleichen Text behandelt wie die Brautrede des Joh. Spring. Eine Möglichkeit ist ja freilich vorhanden, daß Sackmann einem Musikanten seiner Gemeinde habe eine Traurede halten müssen und ihr zufällig denselben Text zu Grunde gelegt habe wie Spring. Aber daß er zufällig fast in derselben Reihenfolge dieselben Gedanken ausgeführt hat, ist nicht wahrscheinlich. Er erwähnt die Kartenspieler, die Spielkinder, die wirklichen Spielleute und gedenkt sogar der Frevler, die den Spielleuten den Fiedelbogen mit Talg eingeschmiert und das Trompetenloch auf häßliche Weise verstopft hatten, vergißt auch nicht hinzuzufügen, daß die Uebelthäter hätten büßen müssen, indem er dieselbe Redensart gebraucht, sie hätten müssen „tapper (Spring: brav) in de Büsse blasen".

Aber auch sonst stimmen Beide wörtlich oder fast wörtlich überein, z. B. in der Bemerkung über Sirach, der „syne Klaukheit nich ut den Fingern gesogen het", sondern viel erfahren hatte, und über die Spielkinder, die man wohl stören könnte, da sie ihr Spiel wieder von Neuem beginnen könnten. Beide erwähnen auch den Jubal, Beide den Vortheil des Amtmanns bei der Schlägerei, indem sie sagen, es habe ein „Freten" für ihn gegeben.

Wäre also das Fragment von Sackmann, so zeigte es eine Abhängigkeit von Spring, die sklavisch genannt werden müßte.

Aber Sackmann's Ausführungen sind gegen die Spring's in allen Punkten so dürftig, daß sie als ein armseliger Auszug erscheinen. Können wir dem originellen und sprachgewandten, auch keineswegs geistesarmen Sackmann einen solchen zutrauen? Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen, und bin der Ueberzeugung, daß das Fragment, das bisher dem Sackmann zugeschrieben wurde, ihm nicht zugehört, sondern eine weniger genaue Ueberlieferung der Spring'schen Brautrede ist. Freilich enthält es das echt Sackmann'sche Scheltwort „Flaamsnute", aber das wird ebenso ein Zusatz sein, wie die einzige hochdeutsche Bemerkung über die Landesverordnungen. In allen anderen Predigten Sackmann's finden wir nämlich viele hochdeutsche Worte zwischen die plattdeutschen gestreut, und die Worte der Bibel sind von Sackmann stets hochdeutsch angegeben, nur nicht in diesem Fragmente.

So wird also dem bekannten Meister gegeben sein, was einem andern Herrn zukam. Dies kann um so weniger verwundern, als Spring's Name der Vergessenheit anheimfiel und sein Ruhm von dem Glanze Sackmann's überstrahlt wurde.

Was ist ein Hallbloch?

Von Ed. Damköhler.

Die Anregung zu nachfolgender kleinen etymologischen Untersuchung gab eine Anfrage des Herrn Regierungsbaumeisters Lüders in Blankenburg, was ein Hallbloch oder Hellbloch sei. Für eine Anzahl braunschweigischer Harzorte, z. B. für Altenbrak, Hasselfelde, Braunlage, bestand und besteht noch heute die Vergünstigung, zu ermäßigtem Preise, zur sog. Beneficialtaxe, Blochholz zu Bauzwecken, besonders zu Reparaturbauten, aus der herrschaftlichen Forst zu beziehen. Solches Blochholz wird in Hasselfelde Hellbloch, in Cattenstedt Hellenblok genannt, in einem Schreiben Herzogl. Cammer dagegen steht Hall- und Halbbloch geschrieben, wie mir Herr Regierungsbaumeister Lüders mittheilte. Vergleicht man die Ausdrücke Hellbloch und Halbbloch mit einander, so ergiebt sich unschwer, daß weder Hell- noch Hallbloch aus Halbbloch corrumpirt sein kann, sondern daß umgekehrt Halbbloch aus Hallbloch durch Mißverständniß entstanden sein muß.

In dem Schreiben Herzogl. Cammer werden diese Hallbloche als minderwerthig bezeichnet, und statt Hallbloch findet sich auch die Bezeichnung Gipfelbloch. Einen sicheren Anhaltspunkt für die Ermittlung der Bedeutung scheint mir der volksthümliche Ausdruck Hell- oder Hellenblok zu bieten. Der Volksmund ist der treue Bewohner alter, echter Formen und für etymologische Zwecke unschätzbar. Während gelehrte Forschung nicht selten in die Brüche geräth, zeigt die schlichte Volkssprache oft den rechten Weg. Hell- oder Hellen- erinnert an das in der Forstsprache nicht unbekannte Wort „die Helle". Joh. Gottfr. Leutner, Taschenbüchlein der Forstsprache. 1833, S. 56: „Helle, in einigen Gegenden der starke Afterschlag", und S. 5: „Afterschlag nennt man die Zweige und Wipfel gefällter Bäume". Heinsius, Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1819. Bd. II, S. 715: „Helle, in manchen Gegenden im Forstwesen, der starke Afterschlag". Adelung, Deutsches Wörterbuch, 1775. Bd. II, S. 1096: „Die Helle, in dem Forstwesen einiger Gegenden, der starke Afterschlag; zum Unterschiede von dem Zopfholze oder dem dünnen Afterschlage. Vermuthlich von dem schwed. Hale, der Schwanz, Schweif".

Aus Cattenstedt kenne ich das Wort Helle, gewöhnlich mit dem Eigenschaftswort trocken verbunden: drêe helle, in der Bedeutung „trockne Spitze einer mittelstarken Buche". In einer Forstordnung für die Grafschaft Blankenburg vom Jahre 1693 heißt es: „Wann Holtz zur Reparation der Gebäude oder auch zum Brennen außgewiesen wird, sollen zuforderst die Trucknüssen, Windfälle, abständige und versohrete Bäume genommen und dadurch das grüne und wachsende oder fruchtbare Holtz nach Müglichkeit verschonet werden". Hier steht ganz deutlich, daß Trocknisse und trocken gewordene Bäume — sohren heißt trocknen — zu Reparaturbauten genommen werden sollen. Dennoch fragt es sich, ob dem Worte Helle, das, wie wir gleich sehen werden, in Hallbloch stecken muß, der Begriff des Trocknen ursprünglich zukommt.

Das Wort Helle findet sich noch anderweitig. J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, Bd. II, S. 64, 3: „hel oder helle, Hügel, Anhöhe, Erhöhung". Nach Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, S. 163, ist Helle ziemlich häufig vorkommender Name hessischer Berge. Das Helle bei Fritzlar wird

schon 1443 genannt. Dazu stimmt engl. hill, Hügel und mittelniederländisches hil, hille = collis; hel, helle = altus, excelsus bei Kilianus Dufflaeus, Etymologicum Teutonicae linguae, S. 226 und 232. Dieses hille, helle führt auf gothisches hallus, Fels, das nicht, wie Weigand, Deutsches Wörterbuch I[4], S. 759 meint, zum ahd. Verbum hellan = hallen gehört, weil man sich den Fels klingend denkt, welcher Ansicht auch Schade, Ahd. Wörterbuch I[2], S. 366 zustimmt; sondern lautlich und begrifflich zu lateinischem celsus und dessen Verwandten gehört. Lateinischem c—l entspricht deutsches h—l. Hallus, helle bezeichnet etwas Erhabenes, Emporragendes: einen Felsen, Hügel oder Anhöhe, Baumgipfel.

Da man in Cattenstedt unter Hellenblok den Gipfelbloch eines Tannenbaumes versteht und drêe helle das trockne Gipfelende einer Buche ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Hellenblok das Wort Helle steckt. Hellbloch und Hellenblok bezeichnen aber dasselbe wie Hallbloch. Letztere Form mit ursprünglichem a hat sich auf dem Wege der Schriftsprache erhalten, während im Volksmunde nur die umgelautete jüngere Form üblich ist. Man vergleiche damit die in verschiedenen Gegenden vorkommenden Formen dalle und delle. Der Begriff des Trocknen haftet dem Worte Helle nicht an. Ein Hall- oder Hellbloch ist also ein Gipfelbloch.

Hiervon verschieden ist Helle in dem bei Blankenburg vorkommenden Forstortsnamen Vâlehelle, altnordisch Valholl. Dieses Helle gehört zu dem altdeutschen Verb. helan, hehlen, bergen und bedeutet Bergeort, Aufenthaltsort der Seelen.

Bemerkungen zu den Volksliedern des Braunschweigischen Landes.

(Braunschw. Magazin von 1897 № 9 ff.)

Von G. Hassebrauk.

Die Hoffnung welche ich bei der Herausgabe meiner Auswahl Braunschweigischer Volkslieder hegte, daß dieselbe zu weiterem Sammeln anregen würde, scheint leider nicht erfüllt zu werden. Nur von drei Seiten sind mir Notizen zugegangen, welche sich sämmtlich auf Varianten zu einzelnen der veröffentlichten Lieder bezogen. Größeren Werth hat eine mir durch Herrn Archivrath Dr Zimmermann übersandte Zuschrift des Herrn Privatdocenten Dr John Meier in Halle a./S, welche sich mit dem Ursprunge einzelner Gedichte beschäftigt. Die Resultate sind folgende:

1. Dem Liede № 3 „Traue den Männern nicht" liegt eine Canzone aus Verdi's Rigoletto Akt 3 № 15 zu Grunde.

2. Das Lied № 7 „Ob ich dich liebe" ist nach Herloßsohn's „Ob ich dich liebe, frage die Sterne" (Buch der Lieder p. 83) umgedichtet

3. Das Lied № 31 „Wenn ich einst im kühlen Moose" ist von Hoffmann von Fallersleben (Gedichte, S. 155) verfaßt.

4. Das Lied № 35 „Müde kehrt ein Wanderer zurück" ist von (richtiger: ist umgedichtet nach) Lebrecht Dreves. (Gedichte, Berlin 1849 p. 180.)

5. Das Lied № 36 „Wie zieht's mich nach der Heimath hin" ist nach Hoffmann von Fallersleben, Volksthümliche Lieder № 684, umgedichtet.

6. Das „ältere Lied" p. 66 „Fahr mich hinüber, junger Schiffer, nach Dirinalde (sic!) fahre mich" lautet ursprünglich „Nach dem Rialto fahre mich", und soll nach Frz. M. Böhme (Volksthümliche Lieder der Deutschen 547) Emanuel Geibel zum Verfasser haben.

Ich erlaube mir, diesen Beobachtungen noch einige eigene hinzuzufügen, die umgekehrt die Umdichtung unserer Volkslieder in Kunstlieder zum Gegenstande haben.

1. Ein weitverbreitetes Volkslied, das ich an der Weser, in Westfalen und Hessen gehört habe, beginnt:

a) Weser: Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht stehen,
Ich muß zu meinem Schätzchen gehen;
Zu meinem Schätzchen muß ich gehn,
Und sollt' ich vor dem Fenster stehn.

b) Westfalen: Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht stehen,
Ich will zu meinem Schätzchen gehen;
Ich will zum Lindenplatze gehn,
Da kann ich sie heut tanzen sehn.

Man vergleiche damit Joh. Heinr. Voß [Werke, Leipzig 1853, Band V p. 100]. „Der Lindenplan":

Ich kann nicht sitzen, kann nicht stehen,
Mir ist so wohl und angst!
Zum Lindenplane muß ich gehen,
Wo du den Reigen sangst u. s. w.

Wie die Fortsetzung deutlich erweist, ist das Kunstlied das spätere.

2. Ueberhaupt hat Joh. H. Voß nicht wenige der auch bei uns gesungenen Volkslieder zu seinen Gedichten benutzt. Ich nenne „Die Schäferin" IV 359. „Die frühe Melkerin" V p. 21. „Die Einsame" V p. 152.

3. Das bekannte Lied von Claudius „War einst ein Riese Goliath", das selbst zum Volksgedichte geworden ist, beruht auf einem alten, auch in Braunschweig noch sporadisch bekannten Volksliede, das bei Mittler in zwei Versionen steht (№ 532 f.):

„Hört mal, wat eck jug seggen will,
Töwt man noch en betchen still,
Wat de Riese Goliath
Un de lüttge David dat".

4. Eines der bekanntesten Gedichte von Goethe: „Was ists, daß du so traurig bist u. s. w." beruht auf einem Volksliede, das am Rhein, in Thüringen und bei uns gesungen wird:

Wie kommts, daß du so traurig bist
Und gar nicht einmal lachst?
Ich seh es deinen Brauaugen an,
Daß Du geweinet hast.

(Mittler № 774 f.)

Bücherschau.

Th. Voges, Wolfenbüttel. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Für die Zwecke des Verschönerungs-Vereins herausgegebene 2. illustrirte Auflage. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1898. 50 S. 8⁰. 50 Pf.

Der Verfasser, ein in der Geschichte der Stadt Wolfenbüttel bewährter Forscher, hat es gut verstanden, das Wesentliche, das weitere Kreise zu interessiren geeignet ist, geschickt zusammen zu suchen und in kurzer, klarer Sprache zur Darstellung zu bringen. Das kleine Werk entspricht so seinem Zwecke in bester Weise. Es zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Geschichte der Stadt. 2) Oeffentliche Gebäude. 3) Wohngebäude. 4) Wall. 5) Aus der Umgebung. 6) Nachweise, an die sich dann ein „Wolfenbütteler Geschäfts-Anzeiger“ anschließt. Aeußerlich unterscheidet sich diese zweite Auflage des „Führers“ von der ersten, die im Jahre 1888 erschien, vortheilhaft durch eine reiche Fülle wohlgelungener Lichtdruckbilder, die uns die ganze Stadt, sowie einzelne Straßen, Gebäude u. s. w. vor Augen führen.

Aus dem kirchlichen Leben Braunschweigs. Festgabe für die Theilnehmer der IX. allgem. luther. Conferenz in Braunschweig am 23.—26. August 1898. Dargereicht von Hellmuth Wollermann. Mit 1 Stahlstich und zahlreichen Abbildungen. Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann 1898. 175 S. gr. 8⁰. 2 Mk.

Der Inhalt des Büchleins ist ein sehr verschiedenartiger. Eröffnet wird es durch ein Begrüßungsgedicht E. Fischer's, das die Theilnehmer der Conferenz in schwungvollen Versen in Braunschweig willkommen heißt. Dann erhalten wir von Joh. Beste, der sich durch seine Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche als deren gründlicher Kenner hinreichend erwiesen hat, in kurzen treffenden Zügen einen Ueberblick über „die Entwickelung der Braunschweigischen Landeskirche seit der Reformation“. Es folgt eine Abhandlung des Stadtgeometers Friedr. Knoll über „Die Kirchen der Stadt Braunschweig“, in der die Ergebnisse der früheren wie auch der neuesten Forschungen mit Fleiß und Geschick verarbeitet worden sind. Hat dieser Theil des Werkes seinen Hauptwerth in der Zusammenfassung und Darstellung bekannten Materials, das zu allgemeiner Orientirung aufs Beste verwerthet ist, so werden in der zweiten Hälfte des Buches, das von dem Ehepaare Schattenberg verfaßt ist, auch manche neue Mittheilungen von sachlichem Interesse gemacht. Pastor Schattenberg behandelt in geschichtlicher und architektonischer Beziehung die in beider Hinsicht interessante Kirche zu Küblingen. Können wir uns auch mit der Disposition des Aufsatzes und dem Tone, der gegen den Kirchenglauben des Mittelalters angeschlagen wird, nicht ganz einverstanden erklären, so bringt doch der Artikel viel Beachtenswerthes; besonders möchten wir auf die Erklärung der Entstehung des eigenthümlichen Bauwerks hinweisen, die sehr einleuchtend gemacht wird. Aeußerst dankenswerth sind die Beiträge, die Frau Hedwig Schattenberg über „alte Volksbräuche bei Taufe, Trauung und Begräbniß im Dorfe Eitzum“ beibringt, und zwar um so mehr, da es jetzt die höchste Zeit ist, derlei Bräuche zu sammeln und Frau S. dieser Arbeit mit Eifer und Verständniß sich unterzieht. Gelegentlich wird auch auf diese Blätter Bezug genommen. So S. 119, wo die Bemerkung A. Vasel's zu der Bändermütze bei Hochzeiten (Br. Mag. 1896 S. 29) ausdrücklich als richtig anerkannt wird. S. 128 hätte bei dem Liede vom Schäfer und Edelmann Br. Mag. 1897 S. 198 und 1898 S. 92 ff. und zum Hänseln auf S. 113 jetzt auch der kürzlich erschienene Aufsatz derselben Verfasserin (1898 S. 197 ff.) angeführt werden können. Den Schluß des Buches (S. 139—75) macht ein Verlagsverzeichniß der Firma Wollermann, das mit zahlreichen Abbildungen der in ihm genannten Autoren geziert ist. Auch sonst hat das schön ausgestattete Büchlein einen reichen Bilderschmuck erhalten. — S. 62 ist „Villier“ statt „Villin“, S. 66 „Drakenburg“ statt „Drukenburg“ und „Erich II von Kalenberg“ statt „von Grubenhagen“ zu lesen.

Hugo Jaekel, Die Grafen von Mittelfriesland aus dem Geschlechte König Ratbods. Gotha, Fr. A. Perthes 1895. VIII u. 135 S. 8⁰. 2 M.

Das Buch, in dem die mittelfriesischen Grafen des 8., 9. und 10. Jahrhunderts bis zum Aussterben des Geschlechts im Mannsstamme mit Graf Rednat im Einzelnen behandelt, die Herkunft dieser Grafen untersucht und die einzelnen Linien der Ratbodinger festgestellt werden, hat für unsere heimische Geschichte dadurch ein besonderes Interesse, daß der Verfasser in durchaus glaubhafter Weise den Uebergang der Grafschaft Mittelfriesland auf die Brunonen durch die Abstammung der Gemahlin Graf Ludolf's († 1038) erklärt. Es ist dies die Gräfin Gertrud, die in der alten Kirche St. Blasii zu Braunschweig, ihrer Stiftung, 1077 ihre letzte Ruhestätte fand. Sie ist bislang Gertrud von Holland genannt und als eine Tochter des holländischen Grafen Arnulf von Gent bezeichnet worden. Diese Herkunft verwirft Jaekel und sieht in Gertrud wohl mit Recht die Erbin des letzten einheimischen Grafen von Mittelfriesland, die um das Jahr 1015 dem Brunonen Ludolf die Hand gereicht und dadurch ihm und seinem Geschlechte die Grafschaft Mittelfriesland verschafft haben wird. Auch auf die Untersuchung über die Abkunft der Königin Mathilde, Heinrichs I. Gemahlin, die nach Jaekel mütterlicherseits als Großvater einen Normannen, als Großmutter eine Tochter der Ostergauer Linie des mittelfriesischen Grafenhauses besaß, möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 10. Biesenthal, Wohnungsdesinfection mit Hilfe von Formaldehyd. — 11. Blasius, Erfahrungen mit der nach dem Flaack'schen Verfahren in Braunschw. hergestellten Gärtner'schen Fettmilch. — 12. H. Steinmeyer, das prophylaktische Krankenzimmer für Infectionskrankheiten; über Beleuchtung mit Petroleum

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 19. E. Bock, unsere Stellung zu der beantragten Aufhebung der Dotation der Schulstellen

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 12. Februar 1899.

[Nachdruck verboten.]

Max Müller †.

Im Beginne dieses Jahres, am 3 Januar, starb zu Braunschweig im 47. Jahre seines Alters einer der beliebtesten Gelehrten unseres Herzogthums, Professor Dr Max Müller, der nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im praktischen Leben sich verdient und bekannt gemacht hat und dem daher auch an dieser Stelle ein ehrender Nachruf gebührt.

Max Ludwig Otto Müller, geboren zu Braunschweig am 4. März 1852, war der Sohn des Dr phil. Karl Wilh. Aug. Müller, Mitinhabers der Firma Oehme und Müller, die neben einem Buch- und Kunstverlage damals eine angesehene lithographische Anstalt betrieb; seine Mutter Joh. Aug. Friederike war eine geborene Funke. Der Sohn besuchte die Jacobsonschule in Seesen, darauf das Gymnasium Martino-Katharineum in Braunschweig, das er 1868 verließ, um auf das Collegium Carolinum überzugehen. Hier widmete er sich den Naturwissenschaften und es haben vor Allen die Professoren Joh. Heinr. Blasius, Fr. Jul. Otto und Fr. Knapp bleibenden Einfluß auf ihn gewonnen. Im Jahre 1870 bezog er die Universität Leipzig, wo er sich besonders an den bekannten Chemiker Herm. Kolbe anschloß; 1871 kehrte er nach Braunschweig zurück, um wieder im chemisch-technischen Laboratorium des Collegium Carolinum zu arbeiten. Dann vollendete er in Bonn, insbesondere bei A. Kékulé 1872—74 seine Studien. Noch im Jahre 1874 errang er sich in Göttingen die philosophische Doctorwürde; seine Dissertation, die er „als ein geringes Zeichen seiner Dankbarkeit“ seinem Lehrer Kékulé widmete, lautete „über die isomeren Oxysulfonsäuren der Fettreihe“ (Braunschweig, 1874). Ein Jahr lang war er dann in Braunschweig Assistent bei dem Professor Knapp, doch sah er sich seiner Gesundheit wegen schon 1875 genöthigt, diese Stellung aufzugeben. Er begab sich auf Reisen, um sich nun besonders der praktischen Chemie zuzuwenden und die chemisch-technische Industrie an den Quellen kennen zu lernen. Zu dem Ende besuchte er namentlich die Schweiz und Oberitalien. Dann hat er sich selbst mit Erfolg im Fabrikwesen bethätigt. Seit dem Ende d. J. 1876 leitete er in Dresden eine Fabrik farbiger Cemente zur Herstellung künstlicher Mosaik, seit dem Jahre 1878 in Gemeinschaft mit Dr Frank in Charlottenburg eine Glasfabrik.

Dennoch hat Müller die industrielle Thätigkeit niemals ganz befriedigt. Sein lebhaftes Streben ging nach einem allgemeineren Wirkungskreise, in dem er zugleich die Wissenschaft fördern und verbreiten könnte. Er kehrte daher 1879 nach seiner Vaterstadt Braunschweig zurück und errichtete hier ein Laboratorium für chemische Technik. Zugleich trat er jetzt auch wissenschaftlich hervor. Es erschien von ihm im folgenden Jahre in vollständiger Neubearbeitung die 4. Auflage von Chr. H. Schmidt's „Fabrikation der für die Glasmalerei, Emailmalerei und Porzellanmalerei geeigneten Farben“ (Weimar, 1880). Bald darauf gründete er sich in Braunschweig auch ein eigenes Hauswesen, indem er sich am 30. Juni 1881 in Halberstadt mit Katharine Friederike Schröder vermählte. Als am 1. April 1883 durch den Fortgang des Dr Salomon, der als Chemiker bei der Gußstahlfabrik von Fr. Krupp in Essen eintrat, die Assistentenstelle im chemisch-technischen Laboratorium der technischen Hochschule frei wurde, rückte M. in diese ein. Zugleich habilitirte er sich hier als Privatdocent und es wurden ihm die Vorlesungen über analytische Chemie und über Grundzüge der Chemie übertragen; später (seit 1887) las er auch über Metallurgie und (seit 1891) über die speciellen Methoden der Zuckerfabrikation. Am 1. Januar 1889 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors und am 1. April 1892 wurde er zum ordentlichen Professor und zum zweiten Vertreter des Lehrfachs der technischen Chemie ernannt.

Müller war ein tüchtiger Gelehrter und beliebter Lehrer, gleich erfolgreich durch seinen lebhaften anregenden Vortrag, wie durch seine speciellen Unterweisungen im Laboratorium; aber er war mehr und wollte mehr als dies allein. Er gehörte zu der nicht eben großen Zahl von Gelehrten, die sich an ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit nicht genügen lassen, sondern mit ihrem Wissen und Können darüber hinauswachsen und in Kreise hinein, die sonst dem Gelehrtenthume fern bleiben. So wandte er sich aus Neigung der Photographie zu, für die er dann wieder Andere zu gewinnen und zu begeistern wußte. Hier trat er bald durch eine bedeutsame Leistung hervor: durch die mit außerordent-

lichen Schwierigkeiten verbundenen Blitzlichtaufnahmen des Innern der Rübeländer Hermannshöhle, die als Beilagen zu der von Professor Dr J. H. Kloos herausgegebenen wissenschaftlichen Arbeit: „Ueber die Hermannshöhle und ihre Ausfüllungen“ bei B. F. Voigt in Weimar 1889 erschienen. Wie ernst er es aber auch mit der Photographie, die damals anfing weitere Kreise als Liebhaberkunst zu interessiren, nahm, bekundet seine diesen Höhlenaufnahmen beigegebene Abhandlung „Ueber photographische Aufnahmen in dunklen Räumen bei Magnesium-Blitzlicht“, und die im nämlichen Verlage zu gleicher Zeit erschienene Schrift: „Ueber die Bedeutung und Verwendung des Magnesiumlichtes in der Photographie“. Im Jahre 1890 gründete Müller in Braunschweig den „Verein von Freunden der Photographie“, dem er bis zu seinem Tode, zuletzt als Ehrenvorsitzender, angehörte, und an dessen Bestrebungen er stets lebhaften und liebevollen Antheil nahm. Die vom Vereine herausgegebene und vom Publikum gern aufgenommene Sammlung von Baudenkmälern, Architekturund Landschaftsbildern aus Stadt und Land Braunschweig ist wesentlich von ihm mitgeschaffen worden, und die mit Bildern nach Aufnahmen des Vereins reichlich ausgestattete Festgabe: „Braunschweig, Einst und Jetzt“, die der 69. Naturforscherversammlung 1897 dargebracht wurde, ist recht eigentlich Müller's Werk; denn er war es, der ganz abgesehen von der eigenen geistigen Beisteuer die dazu erforderlichen, nicht unerheblichen Geldmittel von gemeinsinnigen Bürgern Braunschweigs aufzubringen verstand. Unvergessen wird dem Verstorbenen auch bleiben, mit welchem Eifer und großartigem Erfolge er gelegentlich der Naturforscherversammlung die erste allgemeine wissenschaftliche photographische Ausstellung in Braunschweig zu Stande brachte. Noch bis zuletzt beschäftigte ihn der Plan, mit dem Vereine von Freunden der Photographie eine Sammlung von Bildern solcher heimischer Bauwerke herauszugeben, die dem Zuge der Zeit, das Alte zu beseitigen, zum Opfer gefallen sind. Möge der Verein es als ein Vermächtniß des Verstorbenen betrachten, diese Absicht in seinem Sinne zu verwirklichen!

Wie zur Kunst, die er in der Photographie pflegte und hegte, wohnte ihm auch die Liebe zur Natur inne, mit welcher ihn leidenschaftliche Neigung für die Jagd verband. So erwuchs ihm aus seinem Streben nicht allein Naturerkenntniß, sondern auch ein reiner, vielfältiger Naturgenuß — ein reiches und durch heitern Sinn verschöntes Leben, das leider nur zu früh beendet wurde.

Schon längere Zeit litt Müller an Asthma. Wenige Tage vor seinem Tode bekam er einen Blutsturz, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Er starb 1 Uhr Mittags am 3. Januar dieses Jahres. Zu früh für seinen Wirkungskreis, seine Familie und seine zahlreichen Freunde ist er dahingegangen, sein Andenken aber wird seinen Tod überdauern. Wie volksthümlich er war, zeigte die große Trauerversammlung, die ihm am 6. Januar das Geleite zur letzten Ruhestätte auf dem Centralfriedhofe gab. Ruhe seiner Asche! K.

Reste heidnischen Seelenglaubens aus Cattenstedt und Umgegend [1]).

Von Ed. Damköhler.

Seit der Unterwerfung Sachsens unter die fränkische Herrschaft und der gewaltsamen Einführung des Christenthums unter den Sachsen durch Karl den Großen sind mehr denn tausend Jahre verflossen, aber heidnischer Glaube und heidnischer Brauch sind bis auf den heutigen Tag, namentlich in der Landbevölkerung, noch nicht geschwunden, sondern leben in nicht unbedeutenden Resten weiter und werden auch sobald noch nicht gänzlich schwinden. Das Leben bietet zu mannigfache Erscheinungen dar, in denen der gemeine Mann, besonders das weibliche Geschlecht, immer wieder eine Bestätigung seines Glaubens erblickt, den er natürlich durchaus nicht für heidnisch hält. Sein heidnischer Ursprung ist ihm so völlig fremd, daß er die von den Vorfahren überkommene Ueberlieferung und die ererbten Gebräuche für unantastbar hält und durch Verletzung derselben pietätlos gegen Verstorbene zu handeln meint. Ein Zweifel, ob diese Gebräuche auch wohl mit dem Christenthum im Einklang stehen, kommt ihm nicht. Es liegt mir augenblicklich fern, Alles, was ich an heidnischem Glauben und Brauch aus Cattenstedt und Umgegend kenne, hier zusammenzustellen und beschränke mich auf die Reste heidnischen Seelenglaubens, der zwar jetzt in das Gebiet des Aberglaubens gehört, einst aber ein wesentlicher Bestandtheil germanischer Religion war.

Es darf als erwiesen angesehen werden, daß fast alle Völker den Glauben an eine Seele und deren Fortleben nach dem Tode haben. Von den Galliern z. B. berichtet Cäsar (B. G. VI, 15) den Glauben, daß die Seelen nicht untergehen, sondern nach dem Tode von den Einen zu den Anderen übergehen (ab aliis ad alios transire), und auch die Germanen haben neben dem Glauben an höhere Gottheiten und Dämonen den an eine Seele gehabt. Der Ueberlebende fühlte, daß etwas aus dem todten Körper gewichen war, das in ihm selbst noch fortlebte, das zweite Ich des Menschen, das Leben, die Seele. Nun „ist es eine anerkannte Thatsache, daß alle Völker in der Kindheit ihrer Entwicklung an ein Fortleben der Seele in der Natur glauben“. Auch bei den Germanen finden wir diesen Glauben. Sein Ursprung ist in gewissen Erscheinungen des Lebens, besonders im Traume, und der menschlichen Einbildungskraft zu suchen. Der Träumende sieht deutlich die bekannten Gestalten Verstorbener, hört vernehmlich ihre Stimme und fühlt ihren Druck. Auch kommt es vor, daß der Mensch in wachem Zustande Gestorbene leibhaftig zu sehen meint. Der Glaube an die Thatsächlichkeit dieser Erscheinungen ist der Ursprung des Glaubens an die Fortexistenz der Seele nach dem Tode, der in seiner heidnischen Gestalt noch heute in Deutschland weit verbreitet ist und auch in Cattenstedt und Umgegend theils noch lebt, theils deutliche Spuren seines früheren Vorhandenseins zurückgelassen hat.

[1]) Vergl. Mogk in Paul's Grundriß der germanischen Philologie. 2. Aufl., III. Band, S. 230 ff.

Wo dachten sich nun die Germanen die Seelen nach dem Tode? Sie nahmen an, daß die Seelen als Hauch den menschlichen Körper verließen und in die freie Natur zu eilen strebten. Daher stammen noch die Redensarten „die Seele, den Geist aushauchen“. Auf dieser Auffassung beruht der noch heute in Cattenstedt und anderwärts übliche Brauch, gleich nach dem Hinscheiden Jemandes die Fenster des Sterbezimmers zu öffnen. Der Sinn dieses nicht mehr verstandenen Brauches ist eben, daß die Seele aus dem Zimmer in die Natur hinaus könne. Den Aufenthaltsort der Seelen nach dem Tode hat W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, 1855, S. 376, ganz allgemein, mag derselbe in der Höhe oder in der Tiefe gedacht sein, als Unterwelt bezeichnet, doch läßt er sich auch genau angeben: Berge, Wälder, Gewässer und die Luft, d. h. die ganze freie Natur bildet ihn. Hier setzt die Seele auch nach dem Tode ihr irdisches Leben fort, sie ißt und trinkt und hat andere menschliche Bedürfnisse; sie ist bei dem Leichenschmause, der ihr zu Ehren gegeben wird, zugegen und nimmt daran Theil. Wer dem Todten diese Ehre nicht erweist, an dem rächt er sich. Der Leichenschmaus existirt, wenn auch in etwas verblaßter Gestalt, in Cattenstedt bis auf den heutigen Tag. Zur Beerdigung wird regelmäßig Kuchen gebacken; Wohlhabendere backen womöglich zweierlei Kuchen, sog. trocknen und Apfelkuchen. Davon bekommen die Kinder, welche Kränze bringen, einzelne Streifen, und Trägern und geladenen Folgern wird ein tüchtiges Stück ins Haus geschickt. Vor der Beerdigung essen Träger und Folger im Hause der Leiche belegtes Butterbrot und Kuchen und rauchen Cigarren. Oftmals wird einem Jeden von ihnen eine Flasche Wein dazu gereicht. Arme Leute geben Schnaps zum Butterbrote. Bei der Beerdigung eines wohlhabenden älteren Junggesellen hatten die Träger, welche aus lauter unverheiratheten Leuten bestanden, dem Schnaps oder Wein so zugesprochen, daß sie, wie ich mich noch deutlich erinnere, den Sarg nicht ohne bedenkliche Schwankungen nach dem Kirchhofe brachten. Auch nach Beendigung des Begräbnisses kommen die Verwandten meist noch im Hause des Gestorbenen zusammen. Es gilt als Ehrensache, das Begräbniß so schön wie möglich zu gestalten. Viele bestimmen daher im Voraus, wie sie es bei der Beerdigung gehalten wissen wollen.

Auch der alte Brauch, dessen Bestehen durch Gräberfunde schon für die Steinzeit bestätigt wird, dem Todten das, was ihm im Leben lieb und theuer war, mit in's Grab zu geben, damit er es nicht entbehre, wird noch hin und wieder geübt. Natürlich ist seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr bekannt, wird doch einem Geistlichen wohl eine Bibel mit in's Grab gegeben.

Hat die Seele den Körper als Hauch verlassen, so gesellt sie sich zu anderen Seelen und durchzieht mit diesen die Luft, sie lebt zunächst im Winde und Sturme fort. Jüngere Auffassung gab den Seelen den Gott Wodan, welcher zugleich der Gott des Windes war, zum Führer. So entstand der Glaube an das wüthende Heer oder die wilde Jagd, die nichts anderes als das Heer der Seelen unter Führung des Gottes Wodan ist. Die Sage vom wilden Jäger ist auch in Cattenstedt bekannt. Er pflegt am Aschermittwoch zu jagen. An diesem Tage darf, wie alte Leute versicherten, kein Waldarbeiter im Walde Holz fällen, sonst hackt er sich ins Bein. Der wilde Jäger bringt Unglück.

Aber die Seelen, die im Sturm und Wind fortleben und ihr irdisches Leben fortsetzen, bedürfen auch wie die irdischen Menschen eines Ortes der Ruhe. Dazu dienen ihnen außer Teichen, Sümpfen und Wäldern namentlich Berge und das Innere der Erde. Die Vorstellung, daß die Seelen gern in Bergen hausen, hat weiterhin zu dem Glauben an eine Unterwelt, an ein Reich der Todten im Innern der Erde, über welches die Todtengöttin Hel herrscht, geführt. Von Deutschland aus scheint die Vorstellung von diesem Todtenreiche nach Norden gedrungen zu sein. Hier heißt es Valholl und wird von dem Wind- und Todesgotte Odin regiert. Während die nordische Valholl im Volksglauben einfach Todtenreich bedeutet, ist sie jedoch von den Skalden zu einem paradiesischen Aufenthaltsorte ausgeschmückt. Das Reich der althochdeutschen Hel war von einem reißenden Flusse umströmt, den die Seelen überschreiten mußten. Dazu bedurften sie eines Fahrgeldes. Wir werden hierbei an den Glauben der alten Griechen erinnert, nach welchem Charon die Seelen in einem Bote über den Fluß Styx in die Unterwelt fährt, wofür er ein Fahrgeld erhielt. Darum legten die Griechen den Todten einen Obolos in den Mund. In Cattenstedt und anderwärts ist es Sitte, den Todten eine Kupfermünze in die Hand zu drücken. J. Grimm sah in dieser Münze das alte Fahrgeld (naulum). Bei einer Leichenbesichtigung in Kloster Michaelstein im Jahre 1891 oder 1892 fand Herr Oberamtsrichter Ribbentropp in der einen Hand der Leiche eine Kupfermünze, in der andern ein Stück Brot. Herr Prof. Steinhoff theilt mir mit, daß nach Aussage des Herrn Benecke auf dem Kloster es dort üblich gewesen sei, die Geldmünze der Leiche unter die Zunge zu legen und dabei zu sagen: „Hier hast du deine Zehrung, nun laß mir meine Nahrung“. Auch in der Stadt Braunschweig war es, wie ich von Herrn Einnehmer a. D. Külbel erfahre, und ist es vielleicht zum Theil noch jetzt Sitte, der Leiche eine Münze mitzugeben und dabei die Worte zu sprechen: „hîr haste dîne têrich, nu lât mek mîne nêrich“ (hier hast du deine Zehrung, nun laß mir meine Nahrung). Während die Münze also entweder das alte Fahrgeld oder Reisegeld oder die Abfindung für die Hinterlassenschaft ist, scheint das Brot schwerlich als Lebensmittel auf der Reise in die Unterwelt anzusehen zu sein. Aus Helmstedt ist mir bekannt, daß ein Mädchen, welches jahrelang ein Körperleiden hatte und trotz ärztlicher Hülfe nicht davon befreit werden konnte, ein Stückchen Brod nahm, damit drei Mal über die kranke Stelle strich und es dann in aller Stille einer im Nachbarhause befindlichen Leiche in die Hand drückte. Man glaubt nämlich, daß mit der Leiche und dem Brote zugleich das Leiden ins Grab getragen würde. Oder sollte ursprünglich vielleicht die Seele des Gestorbenen das Leiden mit fortnehmen? Hierzu würde die Beobachtung passen, daß auch in Eitzum dem Todten zwar regelmäßig ein Stück Geld, aber nur öfter

ein Stück Brot mit in den Sarg gelegt wird [2]). Diente das Brot als Zehrung, so würde es doch wohl regelmäßig mitgegeben werden.

Während sich die Erinnerung an das Reich der Hel noch in gewissen Benennungen erhalten hat, z. B. in Hellweg [3]) und Helljäger, der Bezeichnung des wilden Jägers, scheint eine der nordischen Valholl entsprechende Bezeichnung und Vorstellung in Deutschland heute wenig vorzukommen. Um Blankenburg giebt es zwei Oertlichkeiten des Namens Vâlehelle, der offenbar der nordischen Valholl entspricht. „Noch heute heißt der Halleberg in Westergötland in Schweden auch Valehall, in seiner Nähe hat sich früher eine Odinsquelle befunden". Die eine Vâlehelle liegt südöstlich des Dorfes Wienrode im Schweinehofe, dem Thale, welches sich neben der nach Treseburg führenden Chaussee hinzieht; die andere südöstlich des Ziegenkopfs bei Blankenburg und erstreckt sich bis dicht an die Stadt. Nach ihr ist die angrenzende Walhallastraße benannt. Der Name Vâlehelle läßt wohl erkennen, daß man sich diese Gegenden als Aufenthaltsorte der Seelen dachte.

Ist die Ursache des Glaubens an die Fortexistenz der Seele nach dem Tode namentlich aus Traumerscheinungen zu erklären, so ergiebt sich daraus auch leicht die weitere Auffassung von der Wiederkehr der Seele in menschlicher und thierischer Gestalt. Hierauf beruht der gesammte Gespenster- und Spukglaube. Gespenster sind Seelen Verstorbener in menschlicher Gestalt. Was bewegt aber die Seelen zur Rückkehr zu ihrer alten Behausung und zu den Menschen? Die Gründe sind verschiedener Art. Ende vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts lebten auf dem Edelhofe in Cattenstedt die beiden adligen Fräulein Antoinette und Henriette, die heute noch als Frêdel Antenette und Frêdel Henderjette erwähnt werden. Sie waren in der Wirthschaft außerordentlich tüchtig und beaufsichtigten auch die Drescher, waren beim Aufmessen des Getreides zugegen und verschlossen die Kornböden. Von diesen erzählt man, daß sie zu den Dreschern sagten, sie sollten sich vor ihnen nicht fürchten, wenn sie nach ihrem Tode wiederkämen und controlirten; sie thäten Niemandem etwas zu Leide. Ihre Wiederkehr erscheint also freiwillig, aus Sorge um die verlassene Wirthschaft.

Auch folgende Sage gehört hierher. Auf dem Edelhofe in Cattenstedt stand in der Nähe des Wohngebäudes ein Taubenpfeiler. Dieser sollte aus irgend einem Grunde an eine andere Stelle gerückt werden. Erst nach vieler Mühe und nachdem acht Pferde davor gespannt waren, gelang es, den Pfeiler von der Stelle zu schaffen. In der folgenden Nacht herrschte auf dem Hofe große Unruhe. Im Wohnhause polterte und klirrte es überall; im Kuhstalle brüllten die Kühe, und als man nachsah, fand man zwei und drei Kühe an eine Kette gebunden; im Pferdestalle wieherten und schlugen die Pferde, einige waren sogar von der Kette gelöst; die Hähne krähten und die Tauben lärmten, kurz, es herrschte unheimliche Unruhe. Ebenso erging es in den folgenden Nächten. Da kam man auf den Gedanken, daß die Verrückung des Taubenpfeilers der Grund der nächtlichen Unruhe sei, und brachte ihn wieder an seinen alten Platz. Es gelang ohne Mühe und mit nur zwei Pferden. Von dieser Zeit ab blieb es des Nachts still auf dem Hofe. Dieser Sage liegt unzweifelhaft der Glaube zu Grunde, daß in Folge Störung althergebrachter Ordnung die Seelen der verstorbenen Besitzer des Hofes wiederkehrten und die Ueberlebenden beunruhigten, bis die alte Ordnung wieder hergestellt war.

Demselben Vorstellungskreise von der freiwilligen Wiederkehr der Seelen, um ein bevorstehendes oder bereits geschehenes Ereigniß, meist ein Unglück, den Tod eines an- oder abwesenden Familienmitgliedes oder nahen Verwandten anzukündigen, gehört auch der Glaube an Ahnungen und Traumerscheinungen an, der in Cattenstedt noch fest wurzelt. Wenn eine Familie bei Tisch sitzt oder am Abend gemüthlich beisammen ist und sich plötzlich im Hause ein unerklärliches Geräusch vernehmen läßt, als ob etwas auf den Fußboden fällt oder eine Thür sich schließt oder Jemand an die Thür klopft, so heißt es: et ânt sek. et het sek eânt, und das deutet meist auf ein trauriges Ereigniß für die Familie, oder daß ein Angehöriger lebhaft an die Seinigen denkt, weil er in großer Noth, dem Tode nahe ist. Dieses plötzliche, unerklärliche Geräusch wird von der Seele des Verstorbenen, die aber auch, so lange der Mensch noch lebt, dessen Körper auf kurze Zeit während des Schlafes verlassen kann, verursacht.

Ebenso bedeutungsvoll sind Traumerscheinungen. Kehrt ein Gestorbener im Traume wieder, so glaubt man vielfach, er wolle den Ueberlebenden nachholen. Er gilt also nicht blos als Verkündiger des bevorstehenden Todes, sondern geradezu als dessen Urheber. Auch ohne voraufgehende Erscheinung im Traume spricht man, wenn Eheleute, Geschwister oder Freunde, die in aufrichtiger Liebe und Freundschaft einander zugethan waren, bald nach einander sterben, davon, daß der zuerst Gestorbene den andern nachgeholt habe.

Die Seelen können aber auch zu erscheinen gezwungen werden. Uebermäßiges Liebessehnen vermag den Geliebten, d. h. dessen Seele, zurückzubringen, wie wir es in Bürger's schöner Ballade „Lenore" sehen. Doch ist mir dieser Zug weder aus dem Volksglauben noch aus Sagen aus der Cattenstedter Gegend bekannt. Nur der Glaube findet sich noch, daß übermäßige Klage und Jammer um den Todten diesem keine Ruhe im Grabe läßt, worin sich unzweideutig die Vorstellung von dem Fortleben der Seele nach dem Tode in der Natur erhalten hat. Folgender Vorgang ist mir aus Neuwerk bekannt geworden. Einem dortigen Pferdebesitzer waren in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehrere Pferde, und zwar die besten, krepirt. Er kam auf den Gedanken, daß eine gewisse Frau im Orte, die er für eine Hexe hielt, den Tod der Pferde verursacht habe. Als ihm nun wieder ein Pferd verloren ging, es war Anfangs der siebziger Jahre, beschloß er, sich zu rächen. Er schnitt dem Pferde das Herz aus

2) H. Schattenberg, Alte Volksbräuche bei Taufe, Trauung und Begräbniß im Dorfe Eitzum in Wollermann's Festgabe z. 9. allgem. luth. Conferenz. S. 135.

3) Andere erklären Hellweg als Höhenweg von goth. hallus = Fels.

und kochte es in einem Kessel. Vorher hatte er sein Haus sorgfältig verschlossen. Während er das Herz kochte, klopfte es an die Hausthür. Auf seine Frage, wer da sei, antwortete eine Frau, an deren Stimme er die vermeintliche Hexe erkannte. Nun durchstach er mit einem Messer das Herz. Die Frau, welche keinen Einlaß erlangte, ging heim und starb nach kurzer Zeit. Hexen sind Seelen, die eine bestimmte menschliche Gestalt angenommen haben. Durch das Kochen des Herzens des durch ihre Schuld krepirten Pferdes, was eine Art Zauber ist, ist die Frau zu erscheinen gezwungen.

Ein charakteristischer Zug im Seelenglauben ist die Auffassung, daß die Begegnung oder der Verkehr mit Geistern und seelischen Wesen in Menschen- oder Thiergestalt Unglück und Tod bringt. Dieser Zug, der nicht blos in vielen Sagen, sondern auch im heutigen Volksglauben auf Schritt und Tritt begegnet, ist bekanntlich auch poetisch behandelt worden; es sei hier nur an die Gedichte „Erlkönig“, „Der Fischer“, „Die Braut von Korinth“, „Harald“, „Lorelei“ erinnert, in denen allen das seelische Wesen todtbringend ist. Auch das große Fragezeichen in Schiller's Jungfrau von Orleans, der schwarze Ritter, ist als Geist, als aus der Hölle wiederkehrende Seele vom Seelenglauben aus zu beurtheilen und zu erklären. Näher darauf einzugehen, würde hier zu weit führen.

Die aus dem todten Körper entwichene, fortlebende Seele kann alle möglichen Gestalten, namentlich Thiergestalten, annehmen. Darauf gründet sich der heute noch weit verbreitete Glaube, daß gewisse Thiere Unglück bringen oder ankündigen. Diese Thiere sind eben Seelen Verstorbener. Für solche Unglücksthiere unter den Vögeln gelten heute in Cattenstedt der Rabe, die Eule, (dat likhaun), die Schwalbe und wahrscheinlich der Specht. Das plötzliche, sich einige Male wiederholende Erscheinen und Geschrei eines Raben in der Nähe menschlicher Wohnung bedeutet, daß bald Jemand in dem Hause oder in der Verwandtschaft stirbt. Auch die Aeußerung habe ich gehört, daß der Rabe einen gewissen schon kränkelnden Menschen holen wolle. Dasselbe gilt vom likhaun und dessen Rufe „komm mit, komm mit, huhu“. Von den Schwalben, die in oder an einem Hause nisten, glaubt man, daß sie das Glück mit fortnehmen, wenn man durch Zerstörung ihres Nestes oder durch Ausnehmen der Jungen oder aus sonst einem Grunde sie veranlaßt fortzuziehen und nicht wiederzukehren. In anderen Gegenden knüpft sich dieser Glaube an die Störche. Wahrscheinlich gehört auch der Specht hierher. Man sagt nämlich, wenn im Walde der Specht lacht, dann sei der Förster in der Nähe. Er verkündet also den Forstfrevlern Gefahr. Im Reinecke Vos erscheint sunte Mertens fogel, der Vogel des heiligen Martin, dem Kater Hintze als Unglücksvogel. Vers 941 heißt es:

Do he (Hintze) eynen wech von dannen quam
Unde to hant sunte Mertens fogel vornam,
He reep; „gud heyl, eddel vogel!
Kere hir her dynen flogel
Unde vlech to myner rechten syde!“
De vogel vloch unde gaff syne lyde
Up eynen boem, den he dar vant,
Unde vloch Hyntzen to der lochteren hant.
Hir wart he seer bedrouet van,
He meende, syn ghelucke lege dar an.

Mit Recht scheint mir Sprenger im Niederdeutschen Jahrbuch 10, 108 im Martinsvogel den Specht erkannt zu haben.

Auch andere Thiere kündigen Unglück an. Anhaltendes, etwas eigenartiges Geheul eines Hundes, wie ich es nur einmal gehört zu haben mich erinnere, bedeutet, daß bald Jemand auf der Nachbarschaft stirbt. Läuft dem, der ein Geschäft vorhat, z. B. Kauf oder Verkauf, ein Hase über den Weg, so wird aus dem Geschäft nichts oder es fällt nicht zur Zufriedenheit aus. Darum kehren die Leute meist wieder um und treten erst nach einiger Zeit den Weg von Neuem an. Läßt sich die Todtenuhr, ein gewisser Käfer, in den Wänden des Zimmers hören, so stirbt bald Jemand im Hause. Sieht man im Frühjahr den ersten Frosch auf dem Trocknen, so hat man in dem Jahre Unglück; ebenso, wenn der erste Schmetterling, den man im Jahre sieht, bunt ist. Ein weißer Schmetterling und ein Frosch im Wasser bringen Glück. Eine Unke im Keller bringt Unglück.

Allgemein bekannt in Cattenstedt ist heute noch das sog. Mârtendrikken. Der Schlafende hat die Empfindung, als ob Jemand oder etwas auf ihm sitze und ihn drücke, so daß er nur mit Mühe Athem holt und meint, er müsse ersticken. Wenn er erwacht, ist er in Schweiß gebadet. Die Marte oder Mahre galt früher als Quälgeist. „Sie ist die Seele einer noch lebenden Person, die während des Schlafes den Körper verläßt und sich auf den Körper des Mitmenschen setzt und ihn quält“. In manchen Gegenden Norddeutschlands heißt sie walriderske, Todtenreiterin, weil sie die Menschen zu Tode quält.

Seelische Geister sind namentlich daran zu erkennen, daß sie die Fähigkeit besitzen, sich zu verwandeln. Das kann der Werwolf, d. h. Mannwolf (von wer = lat. vir), ein Mann, der sich in einen Wolf verwandelt. Durch Herrn Dr Liesenberg erfahre ich folgende Sage aus Stiege. In der Nähe des Füllenbruches arbeiten drei Männer, von denen einer in dem Rufe steht, ein Werwolf zu sein. Als sie sich zum Mittagsschlaf niederlegen, stellen die beiden anderen sich, als ob sie schliefen, und sehen nun, wie der dritte sich einen Gürtel umschnallt und sogleich in einen Wolf verwandelt, sich auf die Füllen im Füllenbruche stürzt und eins auffrißt. Dann kehrt er zurück, legt den Gürtel ab und erscheint wieder in seiner menschlichen Gestalt. Als sie alle drei darauf an ihre Arbeit gehen wollen, klagt der Werwolf über Druck im Magen.

Zwischen Cattenstedt und Blankenburg, etwa in der Gegend, wo die Chaussee nach Timmenrode abbiegt, soll in früheren Jahren des Nachts ein großer Hund gegangen sein. Er ist die Seele eines Verstorbenen in Thiergestalt.

Die mittelalterlichen Unholden sind böse Geister. Zu ihnen gehören die Hexen, sie sind Seelen in Menschengestalt. Das Wort Hexe bedeutet wahrscheinlich Waldweib. Sie können sich in Thiere, besonders

in Katzen verwandeln. Hexensagen giebt es mehrere in Cattenstedt und Umgegend und sind meist schon gedruckt. Eine möchte ich noch erwähnen. Früher arbeiteten viele Cattenstedter auf der Domaine in Blankenburg. Als mehrere derselben eines Morgens in der Dämmerung nach der Dreschdähle gingen, saß vor ihnen eine Katze und wollte nicht weichen. Der eine Arbeiter versetzte ihr darauf mit einem Stocke einen Schlag an den Kopf. Am anderen Morgen war in einem benachbarten Hause eine Frau erkrankt, die hatte einen angeschwollenen Kopf, als ob sie einen Schlag mit einem Stocke erhalten hätte.

Wer wissen will, welche Frauen Hexen sind, muß am grünen Donnerstage zur Kirche gehen und ein Hühnerei in die Tasche stecken, welches gelegt ist, während es zum dritten Male zur Kirche läutet. Dann kann er die Hexen erkennen; sie tragen statt der Mütze einen Scheffel auf dem Kopfe. Allgemein bekannt ist, daß die Hexen Unglück bringen, einem etwas anthun, wie der eigentliche Ausdruck lautet. Daher sucht man ihren Eintritt ins Haus zu hindern, indem man drei Kreuze an die Thür macht oder einen Besen vor die Schwelle legt.

Seelen Verstorbener sind auch die an vielen Orten zur Nachtzeit, besonders um Mitternacht, erscheinenden Reiter ohne Kopf. Ein solcher reitet z. B. am Fuße des Ziegenkopfs vom Wasserwege nach der Vâlenhelle; ein anderer in den Schetwiesen[4]) zwischen Cattenstedt und Hüttenrode.

Im Seelenglauben wurzelt wahrscheinlich auch der Glaube, daß ein junger Mensch, der am Neujahrstage zuerst das Haus betritt oder Jemandem begegnet, Glück bringt, ein alter Mensch dagegen Unglück.

Im Zusammenhange hiermit, also im letzen Grunde auf dem Seelenglauben beruhend, scheint mir die tief wurzelnde Auffassung zu stehen, daß man sich eines Besitzes, überhaupt seines Glückes nicht rühmen soll, weil man es sonst beruft und Unglück folgt. Daher hört man so oft die Ausdrücke „unberufen“ oder „wei willn't nich beraupen“. So giebt es viele Großeltern, die sich zwar innerlich über ihre Enkelkinder freuen, aber ihre Freude nicht äußerlich zeigen, weil sie fürchten, den Kindern würde ein Unglück zustoßen Wenn ein Fremder in einen Stall tritt und das schmucke Vieh lobt und rühmt, so pflegt der Eigenthümer nicht in das Lob einzustimmen, sondern murmelt einen Fluch. Er fürchtet Unglück für sein Vieh, der Fluch dient als Gegenmittel. Der Zusammenhang mit dem Seelenglauben scheint unverkennbar; auch die altgriechische Anschauung vom Neide der Götter wird darauf zurückgehen.

Außer in Thier- und Menschengestalt erscheinen die Geister noch in Flammengestalt. Die Irrlichter oder dikkepôten, wie sie in Cattenstedt genannt werden, sind Seelen Verstorbener. Sie erscheinen in Sumpf- und Moorgegenden und suchen die Menschen irre zu führen und in die Sümpfe zu locken. In dem Bruche, das sich von Wienrode nach Cattenstedt zu erstreckt, waren sie früher häufig, und meine Eltern haben mir erzählt, daß mehrfach Leute, die von Wienrode nach Cattenstedt gingen, durch dikkepôten, die sie für Lampenlicht im nahen Cattenstedt hielten, in die Sümpfe geführt wurden. Heute, wo das Bruch trocken gelegt ist, erscheinen die Irrlichter nicht mehr.

„Neben den seelischen Geistern, bei denen die irdische Thätigkeit sich immer und immer wieder in der Volksdichtung hervordrängt, haben aber unsere Vorfahren noch eine große Classe Wesen, die ebenfalls im Glauben an das Fortleben der Seele ihren Ursprung haben, bei denen aber die Thätigkeit, das Eingreifen in das Geschick des Menschen mehr in den Hintergrund tritt. Viele Menschen haben ihr Leben vollbracht, ohne daß sie irgendwelchen Einfluß auf ihre Mitmenschen ausgeübt haben“. Dies sind die elfischen Geister; sie hausen auch in der Natur, in Luft und Wasser, Berg und Thal, Haus und Hof, Feld und Wald. Von ihnen kennt der Volksglaube in Cattenstedt den Nickelmann oder Hakemann, der im Wasser haust und kleine Kinder hineinzieht, weshalb man diese warnt, zu nahe ans Wasser zu treten. Eine Erinnerung an die Existenz eines weiblichen Wassergeistes, einer Wasserjungfrau, mag die Redensart wâterjumfern schmîten bewahren, d. h. einen flachen Stein so auf das Wasser eines Teiches werfen, daß er mehrere Male abspringt und weiter hüpft.

Zu den elfischen Geistern gehören ferner die Zwerge mit der Nebelkappe, die sie unsichtbar macht. Sie stehlen gern neugeborene Kinder und lassen dafür ihre Kinder, die sog. Wechselbälge, zurück. Aus einem Hause in Cattenstedt, der Gemeindeschenke gegenüber, stahl auch einmal ein Zwerg (kwarch) ein Kind. Aber die Mutter hörte es schreien und eilte nach und fand es im Garten liegen. Der Zwerg hatte es fallen lassen. Bekannt ist noch, daß die Zwerge Nachts die Erbsenfelder besuchen. Ein Bauer, der das bemerkt, die Zwerge in ihrer Nebelkappe aber nicht hatte sehen und fassen können, ging nun mit seinem Knechte nach dem Felde und, als sie die Zwerge hörten, streiften sie ein Seil über das Erbsenfeld und auf diese Weise den Zwergen die Kappen ab. Jetzt konnten sie die Diebe sehen und prügelten sie durch. Seitdem kamen die Zwerge nicht wieder.

Von Hausgeistern oder Kobolden sind in Cattenstedt nur der Bulkater und der Bomann bekannt, mit denen man kleine Kinder schreckt.

Das sind im Wesentlichen die Reste heidnischen Seelenglaubens, die heute noch in Cattenstedt und Umgegend erhalten sind. Nimmt man die übrige Masse heidnischer Vorstellungen und Gebräuche hinzu, die vom Seelenglauben unabhängig sind, so muß man über die Fülle alten Heidenthums staunen, das noch im Volke lebt.

Zum Schluß möchte ich besonders auf eine Seite des Seelenglaubens noch einmal hinweisen. Eigenthümlich ist, daß die Einwirkung der Seelen auf das irdische Leben im Großen und Ganzen schädigend ist. Wie ist dieser Zug zu erklären? Man kann sich denken, weil auf die Erscheinung eines Gestorbenen im Traume zufällig bald darauf Jemand in der Familie starb, daß

4) Die übliche Schreibweise Schöt scheint verderbt zu sein wie Schöningen statt Scheningen u. s. w.

dieser Tod auf den Einfluß des Verstorbenen zurückgeführt wurde, daß aus ähnlichen Vorkommnissen eine Einwirkung der Geisterwelt auf die Menschen überhaupt gefolgert wurde. Aber warum muß diese Einwirkung meist schädigend sein? Ich erkläre mir diese Erscheinung so. Aus vielen Sagen erhellt, daß die Angehörigen der Todtenwelt von blasser Gesichtsfarbe und kalt gedacht sind, daß sie also des frischen Erdenlebens, des irdischen Glückes entbehren. Für unsere heidnischen Vorfahren war die Welt kein Jammerthal, wohl aber das Jenseit öde und freudlos. Die Seele, die nach dem Tode das Leben mit allen irdischen Bedürfnissen fortsetzt, wird sich daher nur ungern von ihrem irdischen Besitze getrennt und diesen Andern überlassen haben, sie wird die Ueberlebenden mit Neid betrachtet, ihnen den irdischen Besitz, das irdische Glück mißgönnt haben. Um sie zu beschwichtigen, zu versöhnen, hat man ihr den Leichenschmaus bereitet, an dem sie unsichtbar theilnimmt; hat man ihr mit ins Grab gegeben, was ihr im Leben lieb war. Daher der Glaube, daß man sein Glück nicht berufen soll. Wer sich seines Glückes rühmt, fordert damit den Neid und die Rache der Geister heraus. Man vergleiche, was H. Schurtz, Die Tabugesetze (Preußische Jahrbücher 1895, 1. Heft, S. 57), von den Polynesiern sagt: „Von den Verstorbenen erwarten die meisten Naturvölker nicht viel Gutes, und namentlich dem kraftvollen, kriegerischen Häuptling traut man es zu, daß er die Theilung seiner Hinterlassenschaft, die Benutzung seines Eigenthums nicht ruhig mit ansehen wird, sondern als rächendes Gespenst seine Erben bedroht“. Hieraus erkläre ich mir auch den Neid der griechischen Götter. Den Seelenglauben halte ich für älter als den Götterglauben. Es giebt Naturvölker, die zwar an Geister und deren schädigende Macht, aber nicht an Götter glauben. Götter wurden dann als Beherrscher der Geisterwelt, des Todtenreichs gedacht, z. B. Hel und Wodan bei den Germanen, Zeus und Demeter bei den Griechen. Auf diese übertrug man, was man anfänglich nur von den Seelen glaubte, ihnen dichtete man den Neid über irdisches Glück an.

Das Häuseln in Wedtlenstedt [1]).

Von Otto Schütte.

Am Abend des ersten Weihnachtstages versammeln sich alljährlich sämmtliche Knechte und die Enken, die unter die Zahl der Knechte aufgenommen werden sollen, in der Wirthschaft. Auf einen Tisch werden die Vornamen aller Anwesenden geschrieben. Darauf wird dem ältesten Knechte ein Glas Schnaps vorgesetzt, indem die ganze Gesellschaft die Verse erschallen läßt:

Dieser Heinrich, der soll leben
Und dabei sein ganzes Haus
Und sein Mädchen auch daneben!
Darum trinkt dies Glas er aus.
Raus, raus, raus!

1) Vergl. Braunschw. Magazin 1898, S. 197.

Während des dreimaligen Zurufes „raus“ muß er das Glas austrinken und auf dem Tische umstülpen. Giebt es einen Rand oder hat er sein Glas auf das letzte Raus noch nicht geleert, so wird hinter seinen Namen ein Kreidestrich gemacht. Soviel Striche Jemand hat, soviel Zehnpfennigstücke muß er zur Strafe bezahlen.

Hat er aber das Glas in der bestimmten Zeit ausgetrunken, ohne daß eine Nagelprobe darin geblieben ist, so singt man ihm ein Loblied nach studentischer Weise:

Hat's gut gemacht, hat's gut gemacht,
Drum wird ihm auch nichts ausgelacht.

Andernfalls wird er natürlich verhöhnt:

Hat's schlecht gemacht, hat's schlecht gemacht,
Drum wird ihm auch was ausgelacht.

So wird die Probe mit Jedermann angestellt, vom ältesten Knechte bis auf den jüngsten Enken herab.

Dann wird ein Faß Bier aufgelegt, das von den Strafgeldern und dem Eintrittsgelde der Enken (1,50 ℳ) bezahlt wird. Geld kommt auch dadurch noch in die Kasse, daß Knechte, die von fremden Orten kommen, 1 ℳ bezahlen, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Beim Biertrinken wird gleichfalls nach Studentensitte ein Rundgesang angestimmt:

Es geht ein Rundgesang
An unserm Tisch herum bidebum.
Dreimal drei sind neune,
— — — — —

Darauf muß jeder der Anwesenden von einem beliebigen Liede die erste Strophe singen. Wer dazu nicht fähig ist oder ein bereits gesungenes Lied wiederholt, zahlt wiederum 10 ₰ als Strafe.

Ist der Rundgesang beendet, so wird ein allgemeiner Gesang angestimmt, dessen Text folgendermaßen lautet:

1) Der Papst, der fährt nach Rom bidebum,
Der Papst, der fährt nach Rom.
Er hat seine Gäst' geladen,
Er hat seine Gäst' geladen
Zu seiner Hochzeit ein.

2) Die Frau, die schickt die Magd bidebum,
Die Frau, die schickt die Magd.
Sie soll vom Besten holen,
Sie soll vom Besten holen,
Nuriderallalla,
Was in der Stadt noch war.

3) Die Magd, die blieb lang aus bidebum,
Die Magd, die blieb lang aus.
Wo bist du, Luder, gewesen,
Wo bist du, Luder, gewesen,
Nuriderallalla,
Vielleicht im hohen Haus?

4) Die Magd, die kehrt das Haus bidebum,
Die Magd, die kehrt das Haus.
Was fand sie in dem Kellerlein?
Nuriderallalla.
Ein'n Fuchsschwanz, der war rauh.

Wenn das Lied einmal durchgesungen ist, wird es wiederholt, aber mit Fortlassung des Wortes Rom in dem zweiten Verse. Wer dies trotzdem singt, verfällt in die mehrfach genannte Strafe, und das Lied muß wieder von vorn angefangen werden. Ebenso wird in der zweiten Strophe das zweite „Magd“, in der dritten „aus“ und in der vierten „Haus“ weggelassen. So oft wird das Lied wiederholt, bis kein Fehler mehr gegen die Vorschrift gemacht wird. Das dauert aber so lange, daß unter der Zeit sich Alle reichlich dem Biergenusse hingegeben haben und nach der Anstrengung des Abends die Nachtruhe herbeisehnen.

Auch die Bauern, die sich verheirathet haben, kaufen sich heute noch in Wedtlenstedt in die Gesellschaft ein, indem sie sämmtliche Bauern zu einem fröhlichen Mahle in ihr Haus laden. Ein bestimmter Zeitpunkt ist für die Feier nicht mehr vorgeschrieben. Früher geschah das Einkaufen stets zu Fastnacht. Da dauerte die Feier mehrere Tage. Sie begann am Sonntage vor Fastnacht. An diesem Tage gab es Braten wie am Dienstag-, Mittwoch-, Donnerstagabend und am folgenden Sonntage. Mittagbrot wurde an den Tagen nicht gegessen, dafür wurde im Hause des Gastgebers gut gefrühstückt. Dieser hatte aber nur Brot und Butter, Bier und Schnaps zum Frühstück zu liefern, denn eine Mettwurst brachte sich jeder Gast mit. Am Montage war die Feier unterbrochen, weil Alles zur Messe zog. Zu den Kosten dieser Feier bezahlte übrigens jeder Theilnehmer einen Thaler.

In vielen Dörfern unseres Herzogthumes beschränkt sich heutiges Tages die Feier des Hänselns allein auf das Trinken, das die Enken bezahlen. Aus vergangenen Zeiten (vor 25 Jahren etwa) habe ich mir angemerkt, daß in Rümmer die Enken durch den Bach des Ortes getrieben wurden und in Wolsdorf durch eine Krumpe kriechen mußten, wobei sie Schläge kriegten, bis sie durch waren. In Warberg wurde mit den Enken eine Sprechübung vorgenommen. Sie hatten die folgenden Worte, die ihnen der Großknecht vorsprach, nachzusprechen: „Eine Fuchsmütze, eine doppelte Fuchsmütze, eine doppelt gefütterte Fuchsmütze schickt der Brand und Gand und läßt dabei sagen, daß seine Frau Friederike auf dem Boden sitzt und 66000 Schock doppelt gefütterte Fuchsmützen flickt“.

Wer sich versprach, bekam, wie in Wedtlenstedt, einen Kreidestrich hinter seinen Namen und mußte seine zehn Pfennige bezahlen. Dieser Brauch war auch in Wolsdorf.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß zu dem Rasiren der Enken in Cremlingen der Rücken einer Sense benutzt und daß dem Rasirten eine Kiepe voll Kaff über den Kopf gestülpt wird.

Bücherschau.

Otto von Heinemann, Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweite Abtheilung. Die Augusteischen Handschriften III. Mit sieben Facsimiles, theils in farbigem Lichtdruck. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1898. 411 S. gr. 8°. 15 M.

Der Handschriftencatalog der Wolfenbüttler Bibliothek ist noch immer in erfreulichem, rüstigem Fortschreiten begriffen. Vor einiger Zeit ist der dritte Band der zweiten Abtheilung ausgegeben, welche die Augusteischen Handschriften enthält, d. h. diejenigen Manuscripte, die Herzog August, der gelehrte Begründer der Guelferbytana, selbst gesammelt hat. Da vorher schon als Abtheilung I die Helmstedter Handschriften in drei Bänden (1884—1888) und als Abtheilung VIII die Handschriften nebst den älteren Druckwerken der Musik-Abtheilung veröffentlicht sind, so ist es in der ganzen Reihe schon der 7. Band, der uns jetzt vorgelegt wird. Er umfaßt die Nr. 2327—2759, also 433 Handschriften, von denen 60 vom Geh. Hofrathe Dr O. v. Heinemann, 188 vom Bibliothekar Dr Milchsack, 185 vom Gymnasialdirector a. D. F. Köhler bearbeitet worden sind. Aus der Vorrede erfahren wir, daß das Manuscript zu dem folgenden Bande, von Dr v. Heinemann allein hergestellt, bereits druckfertig vorliegt, so daß auch dessen Erscheinen wohl in nicht zu langer Zeit erwartet werden darf.

In der Einrichtung und der Art der Ausführung schließt sich der vorliegende Band genau an seine Vorgänger an, die in Fachorganen von berufener Seite volle Anerkennung gefunden haben. Eine solche ist auch darin zu erblicken, daß der Wolfenbüttler Catalog in Kopenhagen bei Herausgabe des „Katalog over den Arnamagnaeanske Handskriftsamling“ zum Vorbilde gedient hat. Wir können uns hier damit begnügen, im Allgemeinen auf jene Urtheile zu verweisen. Durch die Freigebigkeit der Herzoglichen Landesregierung ist es auch dieses Mal ermöglicht worden, sieben schöne Facsimiles werthvoller Handschriften dem Buche beizugeben. Besonderes Interesse verdient darunter die farbige Wiedergabe des Titelblattes von Nr. 2522, einer Handschrift aus der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn; es ist dies ein herrliches Blatt, das von dem berühmten Florentiner Miniator Attavante hergestellt ist. Auch sonst ist die typographische Ausstattung des Buches von derselben Vorzüglichkeit wie die der früheren Bände.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 38, 40 u. 42 Schomburg, Reformbewegungen im evangel. Religions-Unterricht. — 39. Joh. Heinr. Wichern. — 41. Stock, Jahresversammlung des Allgem. Evang.-Protestantischen Missionsvereins. — 43—45. Aus Geschichte und Sage der Langobarden. — 45. Der Christ (engl. Roman Hall Caines). — 46—47 Johannes Nießen. — 47. Wollemann, niedersächsischer Kirchenchorverband. — 48—50. Hillmann, Ausübung der Predigt durch Nichtpastoren (Evangelisation). — 49 und 51. Die lombardische, eiserne Krone. — 52. Tommaso Campanella, der Dichterphilosoph der italienischen Renaissance.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 20. Prinzessin Albrecht †; Fricke, der Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Thätigkeit vom 1. October 1897—98; Gliederung des Braunschw. Landes-Lehrer-Vereins; die 70. Landes-Lehrerversammlung. — 21—24. Schomburg, der Religionsunterricht nach den Forderungen der Gegenwart.

Monatsblatt f. Handel u. Industrie. September-October. Die neue Handelspolitik in den wichtigsten Staaten; B. Liebold u. Co., Holzminden und Dresden. Unternehmung f. Bruchsteinbrücken und Betonbauten 2c.; Sandsteinbrüche, Gyps- und Gypsdielen-Fabrik von E. Rothschild, Stadtoldendorf; Chemische Fabriken Oker und Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 26. Februar **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Prinz Wilhelm Adolf zu Braunschweig und Lüneburg und Joh. Chr. Ludw. Hellwig.

Von Dr W. Wohlrabe.

Ueber die zahlreichen Fürstensöhne des Braunschweigischen Hauses, die im vorigen Jahrhunderte durch ihre kriegerische Tüchtigkeit wie durch die sonstigen Vorzüge ihres Geistes und Charakters sich die allgemeinste Hochachtung und Werthschätzung ihrer Zeitgenossen erwarben, sind wir zumeist leider nur sehr dürftig unterrichtet. Um so willkommener ist jeder Beitrag, der uns neue charakteristische Züge zu ihrem Leben und Wesen liefert. Dies ist für den Prinzen Wilhelm Adolf [1]) der Fall in den Aufzeichnungen, die der Hofrath und Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, Joh. Chr. Ludw. Hellwig, ein mehrjähriger Vertrauter des Fürsten, über ihn und seine Beziehungen zu ihm gemacht hat. Wir werden sie sogleich im Wortlaute folgen lassen, nachdem wir die Leser zuvor kurz über Hellwig orientirt haben [2]).

Joh. Christian Ludw. Hellwig wurde am 8. November 1743 zu Garz in Pommern geboren, wo sein Vater die Stelle eines ersten Bürgermeisters versah. Nachdem er die Stadtschule seiner Vaterstadt und vom 16. Lebensjahre an die Lateinschule zu Stettin besucht hatte, bezog er am 23. April 1763 die Universität zu Frankfurt a. d. O., um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er schloß sich hier besonders an den Professor Joachim Georg Darjes an, dessen sämmtliche juristische und philosophische Vorlesungen er während der Zeit seines dreijährigen Studiums mit Eifer hörte und zu dem er mit der Zeit in ein immer näheres Verhältniß trat. Dann übernahm er in der Nähe Frankfurts auf dem Amte Neudorf für einige Jahre die Stellung eines Actuars und kam darauf durch Vermittelung eines Arztes, Dr Schönewald, in das Haus des Majors v. Görne in Königsberg in der Neumark, wo er zwei Söhne zu unterrichten hatte. Durch die Unterhaltungen der Officiere angeregt, beschäftigte er sich in fleißigem Selbststudium mit Mathematik und von einem der Officiere erhielt er Unterricht im Feldmessen. Chef des Regiments, in dem Major v. Görne stand, war der Prinz Wilhelm Adolf zu Braunschweig und Lüneburg, dessen Bekanntschaft Hellwig hier bald machen sollte. Doch lassen wir darüber nun lieber diesen selbst zu Worte kommen.

Der durchlauchtigste Chef des Regiments beehrte unser Haus öfter mit seinem Besuche, spielte gerne Schach, wodurch ich demselben näher bekannt zu werden die Ehre hatte. Auch den von mir angestellten Prüfungen meiner Zöglinge wohnte er bei, freute sich über ihre Fortschritte und ermunterte sie zum Fleiß. Schon damalen bemerkte ich seine sehr gnädige Gesinnung gegen mich, und da mein Vater zu dieser Zeit mit Tode abging, mir auch die Annahme einer der dadurch erledigten Bürgermeisterstellen wünschenswerth zu sein schien, bat ich den Prinz um Unterstützung meines Gesuchs bei den höheren Departements, welchen Wunsch er gern erfüllte. Doch wollte oder konnte man mir nur die Stelle eines dortigen Cämmerers überweisen! Da dessen Dienst mit vieler und zum größten Theile nur untergeordneter Arbeit und mit einem sehr geringen Gehalte verknüpft war, nahm ich die Stelle, die mir auch mein Principal widerrieth, nicht an.

---

1) Wilhelm Adolf wurde als Sohn Herzog Karl's I. zu Wolfenbüttel am 18. Mai 1745 geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, die vom Abt Jerusalem überwacht wurde. Im Jahre 1761 ward er zum Capitän und Compagniechef im Leibregiment ernannt und unterm 19. December 1762 zum Oberstlieutenant befördert. Im October 1763 trat er in preußische Dienste; er wurde als Oberst angestellt und erhielt das seit dem Tode seines Oheims, des Herzogs Friedrich Franz, vacant gebliebene Füsilierregiment Nr. 39, zugleich auch den schwarzen Adlerorden. Im folgenden Jahre wurde er in den Johanniterorden aufgenommen und bekam die Anwartschaft auf die Comtureien Süpplingenburg und Lietzen. Vgl. über ihn den „Entwurf von dem Caracter und den fürnehmsten Lebens-Umständen des höchstseel. Prinzen Wilhelm Adolph v. Br. u. Lün." (Berlin, 1771), der zugleich auch in französischer Sprache ausgegeben wurde.

2) Vergl. über Hellwig besonders: Zeitgenossen 3. Reihe, V. B., H. 35 u. 36, S. 122—147 (Leipzig, 1836). Zu diesem Aufsatze sind die Aufzeichnungen Hellwig's zwar schon benutzt. Wenn somit Manches von dem jetzt hier Mitgetheilten dort schon gesagt ist, so schien uns dieser Theil des Neuen und des Interessanten doch noch so viel zu enthalten, um seine ungekürzte Wiedergabe hier rechtfertigen zu können. D. Red.

Die Officiere, unter denen ich viele Freunde hatte, fingen an, an dem kalkulirenden Theile der Mathematik Geschmack zu gewinnen, und legten mir verschiedene Aufgaben der Art vor. Bei dem Gefühle des Mangels meiner Kenntnisse gewöhnte ich sie gleich anfänglich dazu, die Auflösung von mir nicht aus dem Stegreife zu erhalten. Durch unausgesetzte Beschäftigung mit der Mathematik gelangte ich aber bald dahin, die gestellten Aufgaben auf der Stelle zu lösen, was ihrem Vertrauen auf mein bescheidenes Wissen großen Zuwachs verlieh.

Auch der Prinz wollte seine Kenntnisse in diesem Fach erweitern und ersuchte mich, ihm darin behülflich zu sein. Sein Antrag machte mir mehr Unruhe als Vergnügen, da ich mich selber noch zu sehr als Anfänger erkannte. Meine hieraus entspringenden Bedenken halfen indeß nichts: der Prinz legte sie als Wirkungen der Bescheidenheit aus und der Unterricht mußte alsbald seinen Anfang nehmen. Auch zu diesen Unterweisungen wurde Darjes Lehrbuch der Mathematik gewählt, und Alles ging besser, als ich erwartet hatte.

Da der Prinz den größten Theil des Jahres mit seinem durchlauchtigsten Bruder, dem Prinzen August, bei Friedrich d. Großen in Potsdam zubrachte, so benutzte er den Aufenthalt in Königsberg recht haushälterisch. Täglich waren wohl gemeinschaftlich mit mir zwei bis drei Stunden diesen seinen Studien gewidmet. Diese Zeit wurde indessen auch mit anderen mir interessanten und lehrreichen Gegenständen unterbrochen. So theilte mir der Prinz zuweilen Bruchstücke aus seinem Heldengedichte „Die Eroberung von Mexico“ in französischer Sprache mit, woran er nur um so fleißiger schrieb, als Professor Zachariä, der auch diesen Gegenstand bearbeitete, ihm davon abgerathen und nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte, daß die Vergleichung beider Arbeiten nicht zu des Prinzen Vortheil ausfallen würde [3]). Friedrich der Große wußte von dieser Arbeit und gab dem Prinzen die Erlaubniß, sie nach und nach ihm, dem Könige, einzuschicken und dessen Beurtheilung darüber entgegen zu nehmen. Die darüber geführte Correspondenz wurde mir nicht vorenthalten. Von den Anmerkungen des gekrönten Dichters machte der Prinz Gebrauch; wenn aber der König zuweilen andere Verse an die Stelle der seinigen setzte, blieben sie ganz unbeachtet, da der Prinz das sich gegebene Gesetz, sein Gedicht nicht mit fremden Federn zu schmücken, mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit befolgte, wozu ich oft als Zeuge bestellt wurde. Gültigere Zeugnisse darüber möchten sich wohl in dem Herzoglichen Archive zu Braunschweig vorfinden, wo das ganz vollendete Gedicht, die Correspondenz mit dem Könige gewiß aufbewahrt liegt [4]).

Dem hellen und tief eindringenden Verstande des Prinzen befriedigte der gewöhnliche Vortrag mathematischer Wahrheiten nicht ganz. Er freute sich sehr über die deutlichen Begriffe und die gründlichen Beweise derselben, wünschte aber nicht selten zu wissen, wie die Mathematiker auf diesen oder jenen Satz gekommen sein möchten. Dies veranlaßte manche Streifereien in das Gebiet der Logik. Die Entstehung verschiedener Begriffe durch die Abstraction, Determination und Combination, wozu die Geometrie so schöne Beispiele liefert, erregten in dem Prinzen den Wunsch, auch mit der Logik näher bekannt zu werden. Dazu schlug ich Darjes „Via ad veritatem“ vor, von dem aber, weil es in lateinischer Sprache geschrieben war, mein erlauchter Schüler keinen Gebrauch machen konnte. Dieses Hinderniß wurde indeß dadurch aus dem Wege geräumt, daß der Prinz den Geheimrath Darjes ersuchte, das Buch übersetzen zu lassen und das Fertige nach und nach einzuschicken. Darjes würdigte dieses an ihn in den freundschaftlichsten Ausdrücken ergangene Ansuchen so sehr, daß er trotz seiner vielen Geschäfte die Uebersetzung selbst übernahm und mit vielen Beispielen und Anmerkungen vermehrte. So entstand Darjes „Weg zur Wahrheit“, der aber erst mehrere Jahre nach dem unverhofft erfolgenden Ableben des Prinzen im Druck erschien [5]). Die Vorrede enthält auch das Urtheil dieses Philosophen über den Charakter des mir ewig unvergeßlichen Fürsten und Darjes Liebe für mich, seinen ehemaligen Zögling.

Die von Hellwig angedeuteten Stellen des schon selten gewordenen Buches werden wir hier folgen lassen dürfen:

„Ich habe vor einigen Jahren — bemerkt Darjes zur „Ursache dieser Uebersetzung und Erläuterung“ — das mir unschätzbare Glück genoßen, von Sr. Kgl. Majestät (Friedrich d. Gr.) in philosophischen Wissenschaften geprüfet zu werden. Der nunmehro hochseelige General Prinz Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg war mit gegenwärtig, und meine Beantwortung erweckten in diesem ein Verlangen, diejenige Lehrart kennen zu lernen, die ich in diesem meinen Buche beschrieben habe. In Königsberg in der Neumark, als woselbst das Regiment des Prinzen stand, war einer von meinen geschicktesten Zuhörern, der jetzige Lehrer der Mathematik in Braunschweig, Herr M. Hellwig gegenwärtig. Sr. Durchlaucht erwählte diesen zu seinem gelehrten Umgang, und er muste mit demselben meine ersten Gründe der Mathematik durcharbeiten, weil es der Prinz gehöret, daß ich in diesen ersten Gründen die von mir beschriebene Lehrart sinnlich gemacht. Dieß Geschäffte würkte mir mit dem Durchl. Prinzen einen gelehrten Briefwechsel, dessen Inhalt sich mehrentheils mit solchen Dingen beschäfftiget, die etwas in der Lehrart erläutern. Es ist gewiß, es war die Begierde dieses Herren, nicht das zu wißen, was andere gewust, sondern das was andere gewust, als ein Erfinder zu wißen, sehr lebhaft. . . . . Es ist gewiß, daß der nunmehro

---

3) Bekanntlich ist Zachariä's Werk niemals vollendet worden. Es wurde 1766 nur der erste Band „Cortes“ herausgegeben.

4) Das ist, wie mit so vielen anderen Sachen, leider auch hiermit nicht der Fall. In der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich handschriftlich (Extrav. 152, 8) die französische Uebersetzung von Sallust's Catilina, Cap. 1—36, die von des Prinzen Wilhelm Adolf Hand herrührt und 1761 seiner Mutter gewidmet ist. D. Red.

5) Weg zur Wahrheit, auf Verlangen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. Frankfurt a. d. O., 1776.

Hochseelige Prinz dieß Geschäffte mit einem solchen Eifer betrieben, daß, da er, bey seiner Abreise in das damalige Lager der Russischen Völker, mir die Gnade erwieß, von mir den Abschied zu nehmen, er mir unendlich viele Beyspiele gezeiget, welche die Würkung eines unermüdeten Fleißes, das Vermögen der Seele, systematisch denken zu können, zu erwecken. Er ging so weit, daß, da ich Ihm auf sein Verlangen einige Lehrbegriffe der Religion nach dieser systematischen Lehrart entwickelte, er mich umarmte. Hievon könnte ich vieles erzählen, wenn es die Absicht, warum ich dieß schreibe, erfoderte".

Hellwig fährt dann in seinen Aufzeichnungen folgendermaßen fort:

Es entging mir in der Folge die Spur eines Trübsinns des Prinzen nicht, dessen Ursache sich bald aufklärte. Elisabeth, die Kronprinzessin von Preußen, Schwester des Prinzen, wurde von einer Prinzessin, der nachherigen Gemahlin des Herzogs von York, entbunden, wozu ich dem Prinzen meinen Glückwunsch abstattete [6]). Ich erhielt zur Antwort: „Die Geburt eines Prinzen würde meine Schwester und mich sehr glücklich gemacht haben; die Geburt einer Prinzessin wird das Gegentheil bewirken". Man wußte, daß Friedrich der Große der Geburt eines Prinzen mit großer Sehnsucht entgegensah, und ich erklärte mir nun die schwarze Aussicht meines Gönners so, daß er überhaupt an männlichen Nachkommen der königlichen Familie durch seine Schwester zweifle. Der Prinz bemerkte meine Theilnahme an seiner Niedergeschlagenheit und durchdrungen von dem Bedürfnisse, seinem beklommenen Herzen durch eine Mittheilung der Gründe seines Kummers Luft zu machen, erhielt ich den Beweis seines unbegrenzten Vertrauens. Das bei dieser Gelegenheit und in dem Verlaufe dieser Sache mir Mitgetheilte gehört nicht wesentlich zu meinem Lebenslaufe, bleibt also unberührt. So viel kann ich indessen versichern, daß der Prinz bei der Einmischung in diese Angelegenheit den strengsten Gesetzen der Moral, deren Beobachtung er auch dem Fürsten, also auch sich selbst nicht erlassen konnte, gemäß handelte.

Ob nun gleich die dabei beobachteten Gesetze der Klugheit mit denen der Moral meiner Ansicht nach bei dem Prinzen in dem schönsten Einklange standen, so mochte doch dem Könige das Eintreten des Prinzen für seine Schwester so wenig einleuchtend sein, daß er auf denselben einen Groll warf, dessen Wirkungen — wie der Prinz vorhersah — auch auf das ihm anvertraute Regiment fallen sollten.

Diese Wirkungen der Ungnade wurden gemeinlich bei den Revüen sichtbar, und die Gelegenheiten dazu von dem Könige selbst veranlaßt. Durch heftige Ausfälle auf einige Officiere des Regiments verwirrte der König mehrere, und so erreichten S. Majestät ihren Zweck, einen Schein der Gerechtigkeit für sich zu gewinnen, dem Chef des Regiments, dem Commandeur und anderen Officieren desselben durch Einschub wehe zu thun. Für den großen Mann ein harter Vorwurf! der aber in der ganzen Armee als richtig angenommen war und mit einer Thatsache belegt werden soll. Ich nehme sie — wenn ich nicht irre — aus Schmettau's „Briefen eines alten Officiers, die Charakterzüge Friedrich's des Einzigen betreffend", 2 Theile, 1770. Dies Werk besitze ich nicht selbst, es sind mehr als 30 Jahre verflossen, daß ich es mit vielem Interesse las und das Wesentliche davon noch behalten habe.

Dem General von Katzler, Chef eines Cavallerie-Regiments in einer Garnison nicht weit von Berlin, schrieb der König, „er höre, daß in seiner Garnison häufig Bälle gegeben und von den Officieren seines Regiments fleißig besucht würden, welches dem Dienste sehr nachtheilig sein könne". Der General antwortete: Seine Officiere versäumten nichts, um sich in ihrem Dienste immer mehr zu vervollkommnen. Er habe also noch keine Ursache gehabt, diese ihre Vergnügungen einzuschränken. Der König erwiderte, daß er das Regiment mustern wolle und bestimmte dazu genau Zeit und Ort. Der König befand sich zeitiger an dem bestimmten Orte und machte schon einige, dem General unangenehme Anmerkungen darüber. Der General zeigte dem Könige seine Uhr und bewies, daß er mit dem Regimente noch zeitiger an dem Orte eingetroffen sei, als befohlen worden. Die mögliche Verschiedenheit des Ganges der Uhren kam weiter nicht in Anregung. Die Manöver nahmen ihren Anfang, der König mischte sich so darein, daß der General eine Unordnung befürchtete und dem Könige mit vieler Freimüthigkeit sagte, „daß auf der Kanzel und auf dem Exercierplatze nur einer sprechen müßte". Diese Bemerkung nahm — zur Ehre des Königs sei es gesagt — der Monarch sehr gelassen auf; auch hat man nicht gehört, daß sie dem Regimente nachtheilig geworden sei.

Mit der Handlungsweise des Königs bekannt, wendete der Prinz alle Sorgfalt an, das Regiment wohl vorbereitet zur Revüe zu führen; dem unerachtet erfolgte, was er vorher gesagt hatte. Sobald das Regiment in sein Standquartier zurückgekehrt war, schickte der König einige höhere Militärs, darunter den General von Möllendorf, um dasselbe nachzuexercieren! Den Obersten versetzte der König zu einer anderen Truppe und schob von einem dritten Regimente einen Commandeur ein, wodurch alles Avancement beim Regimente des Prinzen in Frage kam. Ohne die offenbarste Ungerechtigkeit konnte Major von Görne, mein Principal, darunter nicht leiden, er wurde vom König abberufen und zum Generalintendanten für Berlin ersehen. Gewiß erinnerte sich der König der großen Verdienste dieses Mannes in der Schlacht bei Liegnitz. In dieser befehligte der Major das äußerste Bataillon eines Flügels der Armee, der durch das Terrain gedeckt war; beim Fortrücken des Heeres verlor sich diese Deckung plötzlich, welchen Umstand die österreichische Reiterei benutzte und diesen Flügel mit der größten Heftigkeit anfiel. Durch eine schnelle Frontenveränderung seines Bataillons hielt Major von Görne den Feind so lange auf, daß durch eine hinzugekommene

---

6) Prinzessin Elisabeth (Christine Ulrike). geb. 8. Nov. 1746 und am 14. Juli 1765 mit dem späteren König Friedrich Wilhelm II vermählt, gebar am 7. Mai 1767 eine Tochter Friederike, die am 29. September 1791 dem Herzoge Friedrich von York die Hand reichte. Elisabeth's Ehe wurde im Jahre 1769 geschieden.

Unterstützung die beabsichtigte Aufrollung dieses Flügels vereitelt wurde, die leicht den Verlust der Schlacht hätte zur Folge haben können. Mein Principal erhielt dabei sechs Wunden, theils am Kopf, theils an der rechten Hand, die so zugerichtet wurde, daß er nachher mit einer ganz anderen Stellung der verkrüppelten Finger schreiben mußte.

Der Prinz ging nun nicht wie gewöhnlich nach der Revüe zum Könige nach Potsdam, sondern blieb bei dem Regimente in Königsberg. Der Oberst von Görne mußte aber seinen Wohnsitz in Berlin nehmen, so daß meine Trennung von dem liebeswürdigen Fürsten unabänderlich schien. Schon hatte ich mich in diesen Gedanken gefunden, als er mir ganz unerwartet den Antrag stellte, fortan ganz in seine Dienste zu treten. Es entstand hieraus ein nicht geringer Zwiespalt meines Innern, da sich meiner Neigung, dem Antrage des Prinzen zu folgen, das Gefühl der Verpflichtung gegen die Görne'sche Familie entgegenstellte, worüber ich den Prinzen nicht in Unkenntniß ließ. Der innere Kampf wurde für meine Wünsche entschieden, ohne daß ich meine Grundsätze hätte aufopfern müssen. Der Prinz hatte schon vorher Rücksprache mit meinem Principale genommen und ihm versprochen, für die Einstellung meiner beiden Zöglinge in die Ecole militaire zu sorgen, wenn er mich ihm völlig überlassen wolle. Dies geschah, auch wurde das Versprechen erfüllt, sobald die Zöglinge das erforderliche Alter erreicht hatten. Ueberdies verwilligte der Prinz ein Verbleiben in meiner bisherigen Stelle, bis dieselbe wieder durch einen anderen Hofmeister besetzt sein würde. Ich reiste also mit der Görne'schen Familie 1769 nach Berlin ab, unterhielt mich in einem sehr fleißigen Briefwechsel mit dem Prinzen und kehrte nach einigen Wochen zu ihm nach Königsberg zurück, nachdem meine Stelle bei meinen Zöglingen von Darjes durch einen seiner Schüler wieder besetzt war. Der Prinz empfing mich mit sichtbarer Freude; setzte seine Bemühungen, seine mathemathischen Kenntnisse zu erweitern, mit dem größten Eifer fort, und zeigte mir oft, wie die vorgetragene Theorie auf die Praxis im Militär anzuwenden sei.

Ein Krieg zwischen den Russen und Türken erregte in ihm den Wunsch, einen Feldzug zu machen, wozu auch die Erlaubniß vom Könige und seitens seiner Familie erfolgte. Die Trennung im Jahre 1770 war mir sehr schmerzhaft, und das umsomehr, als mein Gönner sein inneres Vorgefühl, aus dem Feldzuge nicht zurückzukehren, mir gar nicht verhüllte. Daß er mich seinem durchlauchtigsten Herrn Vater in seinem Testamente auf diesen Fall bestens empfohlen habe, unterließ er nicht zu bemerken.

Er nahm, begleitet von dem braunschweigischen Major Mengen, den Weg durch Polen [7]), der wegen der Dissidenten-Bewegung keineswegs sicher war. So war es erklärlich, daß kurze Frist nach der Abreise das Gerücht entstand, der Prinz sei in ein Zusammentreffen polnischer Parteien verwickelt und hierbei getödtet worden. Daß diese Nachricht zum Glück jeder Grundlage entbehrte, stellte sich bald heraus, und auf die Beschreibung der Unruhe, die sie hervorgerufen, empfing ich noch aus Polen eine scherzhaft gehaltene Antwort meines Gönners, welche annehmen ließ, daß seine bei dem Abschiede geäußerte schwarze Ahnung ein lieblicheres Colorit angenommen habe. Auch schrieb mir der Prinz, daß er unterwegs vom Könige das Patent als General-Major erhalten hätte, was vielleicht ein Anzeichen sei, daß sich der Zorn des Königs gemindert haben möchte. Er gelangte rechtzeitig bei der russischen Armee an, um an den ersten Schlachten des mörderisch geführten Krieges sogleich Antheil nehmen zu können.

Im August 1770, einige Tage nach dem für die Russen siegreichen Treffen am Kagul, schrieb er aus dem russischen Lager, daß sein Name bei Russen und Türken zu einigem Ansehen gekommen sei und daß er sich weiteren Kriegsglückes versehe. Dieser mich höchlichst erfreuenden Nachricht folgte indessen sehr bald eine der schmerzhaftesten meines Lebens: der Prinz starb den 24. August 1770, im Alter von 25 Jahren, an einer heftig aufgetretenen Lungenentzündung.

In der oben erwähnten Schlacht hatte die türkische Reiterei ein russisches Quarré gebrochen. Der Prinz — so erfuhr man — sammelte einige Reiterei, setzte sich an die Spitze derselben, folgte den Türken in das Quarré, ließ es schließen, und alle in dasselbe eingedrungenen Feinde wurden niedergemacht. Bei dieser Attaque hatte sich der Prinz dermaßen erhitzt, daß eine Entzündung der Lunge erfolgte, die nach wenig Tagen sein schönes Leben endete. Welch ein harter Schlag für die durchlauchtigsten Verwandten des Prinzen, für die Officiere seines Regiments, für seine Dienerschaft und für alle, die seinen erhabenen Geist und schönes Herz kannten und zu schätzen wußten und nun seines Umgangs entbehren mußten!

Nachdem der entseelte Körper in der Familiengruft zu Braunschweig beigesetzt war [8]), erschien der Major Mengen in Königsberg, um die Angelegenheiten des Verstorbenen zu ordnen. Den im Dienste des Prinzen gewesenen Personen wurde ein Vierteljahrsgehalt zugewiesen, doch unter dem Bedeuten, daß Aussichten auf Anstellungen in Braunschweig nicht eröffnet werden könnten. In Ansehung meiner contrastirte dies sehr mit der Zusicherung des Prinzen, mich seinem durchlauchtigsten Vater angelegentlichst empfohlen zu haben. Daß dies auch geschehen sei, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Im Verdruß über die willkürliche Art der Abfertigung unterließ ich indeß alle mir angerathenen Schritte, die vielleicht die Erfüllung jener Zusage des Verstorbenen sogleich bewirkt hätten. Ein Officier vom Regimente, der Capitain von Grolmann, der in Soldin bei dem zweiten Bataillon stand, that mir den Vorschlag, sein Hausfreund zu werden, und so lange bei ihm zu bleiben, bis sich für mich eine mir gefällige Anstellung finden würde. Er war ein sehr gebildeter, rechtlicher Mann; daher ich dieses Anerbieten gerne

---

7) Unterm 23. Mai wird aus Warschau gemeldet, daß der Prinz dort eingetroffen sei. Neue Braunschw. Zeitung vom 11. Juni 1770, №. 88.

8) Es geschah dies am Abend des 12. December 1770. Neue Braunschw. Zeitung vom 24. Dec. 1770, № 200.

annahm. Capitain von Grolmann war verheirathet und hatte zwei Kinder, die ich, so lange mein Aufenthalt in der gastfreundlichen Familie währte, mit vieler Freude unterrichtete.

Die nach und nach in Braunschweig erfolgte Anstellung der Dienerschaft des seligen Prinzen legte mir in dieser Lage den Gedanken nahe, an den regierenden Herzog von Braunschweig zu schreiben und um eine Anstellung in seinem Lande zu bitten. Das kaum Gehoffte trat ein: sehr schnell erhielt ich die Antwort, auf des Herzogs Kosten nach Braunschweig zu kommen, wo sich zu meiner Anstellung wohl etwas finden werde, es sei meiner in dem Testamente des hochseligen Prinzen rühmlich erwähnt worden.

Dankbarst trennte sich nunmehr Hellwig von der Grolmann'schen Familie, die ihn so freundschaftlich aufgenommen hatte, begab sich, um Abschied von seinen Angehörigen zu nehmen, nach Garz und Prenzlau und reiste in den letzten Decembertagen des Jahres 1771 aus Berlin nach Braunschweig ab. Hier hat er dann in den folgenden Jahrzehnten eine sehr verdienstvolle Thätigkeit entfaltet. Zunächst als Hofmathematikus und Lehrer der Mathematik an dem Pageninstitute, seit 1773 auch an den beiden Gymnasien Katharineum und Martineum. Im Jahre 1779 wurde er Pagenhofmeister, 1790 Professor, 1803 Hofrath und Lehrer am Collegium Carolinum. Am 5. Januar 1822 feierte er sein 50jähriges Diensljubiläum, bei dem die Verehrung und Dankbarkeit, die ihm in weitesten Kreisen gezollt wurden, deutlich zum Ausdruck kamen. Er setzte seine Lehrthätigkeit auch jetzt noch fort bis zu seinem Tode, der ihn erst am 10. September 1831 ereilte.

Die Einzelheiten über Hellwig's Leben und Wirksamkeit, aus der wir nur die Erfindung des Kriegsspiels und die Stiftung des Sterbecassen-Instituts und der Braunschw. allgemeinen Wittwencasse neben seiner Lehrthätigkeit und seinen wissenschaftlichen Arbeiten hervorheben wollen, sind in dem bereits genannten Aufsatze, der 1836 in den „Zeitgenossen" erschien, auf Grund seiner eigenen Aufzeichnungen eingehend geschildert worden. Wir wollen diesen nur noch den Bericht entnehmen, den er über einen dem Staatsminister Schrader v. Schliestedt 1773 abgestatteten Besuch gegeben hat, da dieser noch nicht veröffentlicht ist, für jenen verdienten Beamten aber einiges Interesse bietet. Hellwig hatte ihm bei seiner Ankunft in Braunschweig seine Aufwartung nicht gemacht, da er dienstlich mit ihm in keiner Beziehung stand. Als es sich um die Uebernahme des Mathematikunterrichts an den Gymnasien handelte, hatte der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand Hellwig gerathen, sich deshalb besonders auch an Herrn v. Schliestedt zu wenden, zu dessen Departement diese Angelegenheit gehöre. Hellwig fährt dann in seinen Aufzeichnungen fort:

Ich behielt aus dieser Unterredung mit dem Erbprinzen die Aeußerung des Herrn Geheimrath von Schliestedt, daß er mich nur bei Hofe gesehen habe, mich also nicht weiter kenne, und merkte jetzt erst, daß meine früher geäußerten Ansichten, meine Aufwartung über die Grenzen des Departements, wozu ich gehörte, nicht auszudehnen, irrig gewesen sein möchten. Ich beeilte mich daher, Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen. Dies geschah den Tag darauf Morgens um 10 Uhr: ich wurde sogleich vorgelassen, statt daß man sonst lange antichambriren muß, und fand den Herrn Geheimrath in seinem Arbeitszimmer, ganz umgeben von Acten-Stößen und zahlreichen einzelnen Schriftstücken, dergleichen mir in einem Geschäftszimmer noch nie vorgekommen war. Hier glaubte ich einen, dem Ceremoniel sehr ergebenen Mann anzutreffen, der von seiner Höhe demgemäß auf einen Sollicitanten stolz herunter sehen würde. Von diesem Gedanken kam ich aber sehr bald zurück. Meine Entschuldigung, dem Herrn Geheimrath meine Aufwartung noch nicht eher gemacht zu haben, wurde mit einer Humanität beantwortet, die mir aus seinem Herzen zu kommen schien. Er zog einen Stuhl herbei und nöthigte mich zum Sitzen. Ich faßte Muth, da die Ehre der Sitzung mir hier bei einem hohen Staatsdiener noch nicht geworden war. Nun fing das Examen an. Die Fragen gingen von meiner Herkunft aus, zu den Bildungsanstalten, die ich besucht hatte, über. Die an mich gethanen Fragen wurden meistentheils so gestellt, daß ich über viele Gegenstände mein Urtheil abgeben mußte. Gegenstände, von welchen ich Kenntnisse auf dem Amte Neuendorf erhalten haben konnte, schienen S. Excellenz am meisten zu interessiren.

Die Unterredung dauerte wohl eine gute Stunde und schloß mit der Versicherung des Herrn Geheimrathes, daß zur Erfüllung meiner Wünsche geschehen würde, was möglich sei.

Das Wohlwollen des Vorgesetzten, das Hellwig hier gewann, hat er auch unter seinen Nachfolgern sich zu erhalten gewußt. Zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum am 5. Januar 1822 sprach ihm das Herzogliche Staatsministerium in ehrenden Worten seine volle Anerkennug aus. Dem Dankschreiben, das Hellwig darauf einsandte, entnehmen wir die schönen Worte, die für sein Wesen und Wirken bezeichnend sind:

„Wenn der Staatsdiener als solcher seine ihm auferlegte Pflicht treu erfüllt, so hat er nur seine Schuldigkeit gethan. Stiftet er etwas Gutes außerdem als Mensch, so hat er mit dem Zwecke seines Daseins auch seine eigene Vervollkommnung und eine Zufriedenheit mit sich selbst bewirkt".

Volksreime,

gesammelt von Otto Schütte.

In der fünften Nummer des Magazins vom Jahre 1898 habe ich eine Anzahl Volksreime veröffentlicht, deren Inhalt größtentheils eine lange Beobachtung des menschlichen Lebens voraussetzt. Ich will heute wiederum aus meiner Sammlung einige mittheilen. Der Volksreime giebt es eine unzählige Menge; sie sind fast alle gedankenreich und zeigen eine praktische Lebensweisheit, entbehren aber auch theilweise des Scherzes und Spottes nicht. Ich habe sie möglichst nach dem Lebensalter des Menschen geordnet, in dem oder für das sie angewendet werden, die allgemeineren Inhalts folgen am Schlusse.

Wat ik als Pate dik verehre,
Dat ehre nu mehre!
Ik segge dik wahr:
Dine Hand is klar.
Ik segge dik wat:
Dine Hand is natt.

Wetste noch von te Jahre?
Zuppe, zupp' in de Haare.
Wer täuwen kann,
Kriegt sinen Mann.

Ole Liebe rost nich,
Un wenn de nie det Deuwels is.
Frien is kein Pêrekop,
Mäken, dau de Ogen op.

Frien is kein Gottbescheren,
Frien is en Hebbekerna (= habe dich danach).

Wat mik is tauedacht,
Wart mik int Hus ebrocht.

Wer en Mäken von en Danzboden frît
Un et Koren an de Vorwete besît,
Dä wart meistendeils bedrogen.
Jung efrît
Hat noch keinen erüt,
Aber dat e frît hat.
Ach du leiber Teit,
Härr' ik nich efreit!

Mutter et hat witt esnît
Härr' ik vor en Jahr efrît
Härr' ik nu en Mann,
Hêt ik nu Madame.
Du
Is tru.

Ê de Fule tweimal geit,
Slêpet e, dat ne de Buk wei deit.

Mine Mutter meint, ik spinne nich,
Schnurre geiht de Wocke,
Sitt de Flöh im Himme nich,
Sau sitt se aber im Rocke.

Vor Johannich wart en jäl,
Na Johannich bleikt en wär.

Martin Luther,
Denn gift de Bure et letzte Futter [1]).
Martin Bischof,
Denn slüt de Bure en Disch op.

Ik hebbe hört, ji het eslacht
Un mik mit ne litje Wost bedacht,
Eine von de fetten,
Dä sall de Slächter nich wetten,
Eine von de dicken,
Dä stäk ik in de Ficke,
Eine von de dünnen,
Dä wickl' ik in en Plünnen.

1) d. h. am Martinstage bekommt das Gesinde, das den Dienst wechselt, die letzte Mahlzeit.

Wenn 't ute is,
Wenn 't alle is,
Bescheret Gott mehr.
Wenn 't eine Swin dot is,
Steit et andre vor de Dör.
Stil dik wat,
Denn haste wat,
Aber lat jedem dat Sinige.

Ik danke sehr,
Mik lüst nich mehr,
Ik bin vergnügt, sau dicke.

Nal
Deit sinen Tal,
Aber de Drespe (= ausgewässertes Korn),
Dei verlet den Buer im Neste.
De Buer wart êr gris
Ê e wart wis.

Un wenn en so olt ward wie ne ole Kau,
Denn mot en leren immertau.
Slap waul (= wohl),
Itt Speck un Kaul (= Kohl).

Sau genau, segt Mumme,
Koft sik en Hus, un et fallt umme.

Nabersche, mak et Fenster tau,
De Bure, dä is im Krang,
Ja, din steit alle Dage open,
Deshalb is din Mann ok alle Dage besopen.

Ostern um Twölwe is alles Water Wîn,
Un du, Mäken, bist mîn.

d. h. das Mädchen, das beim Osterwasserholen spricht, fällt in die Hand des Teufels, so wurde es mir erklärt.

Bim bam bälam,
De Auhr sleit de Klocke an.
Bim bam bälam,
Buer, bind den Hund an,
Dat e mik nich biten kann,
Bit e mik, verklag' ik dik,
Dusent Daler kost et dik.
Bim bam bälam,
De Klockemann is dote,
Liget in de Rote,
Wie willt ne belüen,
Hei sall uns nich mehr brüen,
Wie willt ne begraben
Mit Schüffeln un mit Spagen.

Böddeker, Böddeker, bum, bum, bum,
Sleit sine Fru im Huse rum
Ut de Küche in de Kamer
Mit en groten Böddekerhamer,
Sleit se mit en Reim umt Lif,
Ach wat schrit dat Böddekerwif.

De Kuckuck un de Sebensteren
Seiht sik enander im Wege nich geren.

Diesen Versen liegt die Thatsache zu Grunde, daß das Siebengestirn für uns nicht sichtbar ist, wenn der Kuckuck ruft. Daran hat man nun die Sage geschlossen, der Kuckuck und das Siebengestirn sei ein geschiedenes

Ehepaar. Bei der Scheidung habe er ihr gewünscht, sie solle am Himmel scheinen, und sie ihm, er solle zeitlebens seinen Namen rufen.

Daß man sich auch nicht scheut, an Gesangverse und Bücher der Bibel Verse anzuknüpfen und bei aller Verehrung auch den Prediger in den Volksreimen reden zu lassen, mögen folgende Reime beweisen:

Nun ruhen alle Wälder,
Ole Hakſche sitt im Kelder
Un plocket de Gäuse wat.
Düse verdammten Deuwelskröten
Willt düt schöne Futter nich fräten,
Jüch sall de Hund noch wat deuweln.

Dat erste Bauk Moses dat tweite Kapitel,
Un danzt mine Mutter, dann flügt de Nakitel.

Fünf Bücher Moses,
Das Buch Josua,
Das Buch der Richter
Flicket sinen Trichter,
Das Buch Ruth
Ritt ne weder kaputt.
Zwei Bücher der Könige u. s. w.
Et Stücke in'n Tornister.

Das Buch Ruth,
Dine Hose is kaputt.

Tito tamm dridden Capitel,
Meyer, bör mal up dinen Kittel.

Ich predige euch das Wort Gottes klar und rein,
Rein, rein soll auch mein Zinskorn sein.
Drespen, Rahl und Vogelwicken
Sollt ihr mir durchaus nicht schicken.

Es ist hier keiner confirmirt,
Auch kein einziger kopulirt,
Gestorben ist der keins,
Geboren ist nur eins,
Und das gehöret mir,
Da krieg ich leider auch nichts für.

So hat es dem Pastor das ganze Jahr an Nebeneinnahmen gefehlt.

Bücherschau.

Alex. Wernicke, Meister Jacob Böhme. Ein Beitrag zur Frage des nationalen Humanismus. Beilage zum Jahresberichte der Städtischen Oberrealschule zu Braunschweig von Ostern 1898. (Braunschw., 1898). 37 S. 4⁰.

Der Verfasser von „Cultur und Schule" bietet hier den Vortrag, den er s. Zt. zur Böhmefeier in Braunschweig gehalten hat, in etwas erweiterter Fassung und bezogen auf die modernen Culturprobleme dar. Die Grundgedanken sind folgende:

Der beschauliche Idealismus vergangener Tage ist abgelöst durch den thätigen Idealismus unseres Geschlechts mit seiner hellen Freude an der schaffenden Arbeit. Das deutsche Volk hat den Pfad zurückgelegt, den Goethe seinen Faust wandeln läßt: aus dem Studirzimmer, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht", ist es hinaus getreten „in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit". Freilich thut es gerade einem solchen Geschlechte Noth, immer wieder von der bewegten Oberfläche seines Lebens den Pfad in die unbewegte Tiefe zu suchen. Aber dieser Pfad führt es heute nicht mehr in die Tiefe einer erträumten Menschheit, auch nicht zu der ideal gestalteten Vergangenheit eines todten, fremden Culturvolkes, sondern in die Tiefe des lebenden und schaffenden, in die Tiefe unseres Volkes. Zu den Großen unseres Volkes sollen wir uns wenden, um an ihnen zu begreifen, was uns selbst Noth thut für das Verständniß unserer wogenden Zeit und für die Arbeit der kommenden Tage.

„Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit". Zu den Großen unseres Volkes gehört auch der ehrsame Meister der Görlitzer Schuhmachergilde, Jacob Böhme. Nach Luther wieder der erste große deutsche Stilist, ist er mit seiner schwärmerischen Gottessehnsucht der beste Schüler der Meister Eckhart und Tauler, ist er mit seiner großen Persönlichkeit der Lehrer der Leibniz, Spener und Francke, der Jacobi, Novalis und Fr. v. Schlegel geworden. Ja, selbst Immanuel Kant steht, wenn man nur sein Glaubensbedürfniß über seiner Wissenserkenntniß nicht übersieht, mit Böhme in engster Verwandtschaft. Für Böhme ist Religion nicht Lehre, sondern Wiedergeburt; und Glauben ist nicht Anerkennung historischer Fakta, sondern inneres Erlebniß. Solches Erlebniß aber führt zu thätiger Liebe. Christenthum ist Gottesliebe und Nächstenliebe.

Der Verfasser führt nun die Böhme'sche Philosophie weiter aus und prüft sie auf die Keime der späteren idealistischen Denker. Er hebt besonders in der idealistischen Auffassung von Raum und Zeit die Aehnlichkeit der Kantischen Gedanken, in der bedeutungsvollen Stellung des Willens bei Böhme die Aehnlichkeit des Schopenhauer'schen Systems hervor; „setzt man in Schopenhauer's System statt des vernunftlosen Willens den lebendigen und persönlichen Gott Böhme's ein, so verwandelt sich jenes System in die Philosophie des Görlitzer Meisters".

Die Wernicke'sche Schrift zeichnet sich aus durch ihre Beziehungen auf die großen Bewegungen der Gegenwart, noch mehr vielleicht durch die lichtvolle Klarheit, mit der sie das wegen seiner Schwierigkeit und Dunkelheit verrufene System Böhme's auch dem philosophisch ungeschulten Leser deutlich und verständlich vor Augen stellt. E. Witte.

Richard Diestelmann, Joh. Bernh. Basedow. A. u. d. T.: Große Erzieher. Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographien. Band 2. Leipzig, R. Voigtländer 1897. 110 S. 8⁰. 1 ℳ 25 ₰, geb. 1 ℳ 60 ₰.

Der Verfasser entwirft von dem Leben und Wirken Basedow's ein anschauliches und lehrreiches Bild. Da die philanthropische Richtung, der B. „als einer der kühnsten Vorkämpfer im Kampfe für Menschenrechte und Menschenwürde, für Wahrheitstreue und Geistesfreiheit" vor Allen freie Bahn schaffte, im Erziehungswesen unseres Herzogthums von besonderer Bedeutung

gewesen ist, so bietet seine Thätigkeit, mit der die eines Campe in enger Beziehung steht, auch für uns Braunschweiger nicht geringes Interesse, und es wird daher schon in dieser Hinsicht das Büchlein Vielen hier willkommen sein. Man dachte sogar daran, wie wir noch hinzufügen können, einen neuen Katechismus und ein Elementarbuch für die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig durch Basedow ausarbeiten zu lassen; als dieser 1769 in Braunschweig war, hat Zachariä, wenn auch vergeblich, über die Herausgabe des letzteren mit ihm verhandelt. Die Werthschätzung, die die Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich August für B. hegten, geht aus ihrer Unterstützung seines „Elementarwerkes" (S. 50) und daraus hervor, daß Ersterer für sein Grabmonument den Marmor lieferte (S. 89) Zu S. 110 ist zu bemerken, daß der dort genannte Hundeiker eine keineswegs unbekannte Persönlichkeit ist; es ist der spätere Educationsrath Dr Joh. Peter Hundeiker, der zu Vechelde eine Erziehungsanstalt errichtete und über den Fr. Bosse in der Zeitschrift des Harzvereins f. Gesch. u. Alterth., 23. Jahrg. (1890) S. 429—472 einen ausführlichen Aufsatz veröffentlicht hat. Hier findet sich auch bereits S. 438 ff. das interessante Schreiben Basedow's vom 2. Juni 1778 abgedruckt, das bei Diestelmann S. 92 ff. wiederholt wird. Als Geburtstag B.'s den 5. September anzusetzen, erscheint uns etwas willkürlich; denn von einer „kirchlichen Sitte der damaligen Zeit", die Kinder am siebten Tage nach der Geburt zu taufen, kann man unmöglich sprechen (S. 101). Danach ist bislang nur der Tauftag Basedow's, der 11. September 1724, sicher gestellt.

A. Eilers, Die Staatsapotheken in Braunschweig 1750—71. Sonderabdruck aus der Apotheker-Zeitung [№ 84—90. 19. Oct.—9. Nov.] 1898. Berlin, 1898. 54 S. 8°.

Der Verfasser hat bei seiner Arbeit einen wissenschaftlichen und einen praktischen Zweck verfolgt. In ersterer Hinsicht liefert er für die Geschichte der Regierung Herzog Karl's I. einen werthvollen Beitrag. Der Ankauf der Apotheken des Herzogthums war eine der vielen Maßregeln, durch die der Fürst und sein vertrauter Rathgeber, Geheimrath Schrader v. Schliestedt, in wohlmeinendster Absicht dem Staatssäckel neue Einnahmen, den Landeseinwohnern aber Förderung, d. h. im vorliegenden Falle gute und billige Arznei verschaffen wollten. Der Erfolg hat den Erwartungen nicht entsprochen. Die Apotheken, die 1751—53 angekauft wurden, sind, trotzdem daß die Oberleitung zumeist in tüchtiger, fachmännischer Hand lag, in den Jahren 1771—72 wieder veräußert worden. Von allen diesen culturgeschichtlich sehr interessanten Vorgängen entwirft der Verfasser auf Grund fleißigen Actenstudiums eine sehr lebendige Schilderung, in der auch die Gründe des Mißlingens des Unternehmens klar hervortreten. Besonders anschaulich gemacht werden diese durch das trefflich geschriebene Gutachten des Leibmedicus Wagler, dessen Sachkenntniß, Ueberzeugungstreue und Freimuth wir auch heute allen Beamten unseres Landes wünschen möchten. Aus dieser geschichtlichen Darstellung zieht dann der Verfasser in einem Schlußworte Folgerungen für die Beurtheilung einer Frage, die die betheiligten Kreise zur Zeit stark bewegt, ob nemlich die Verstaatlichung der Apotheken, wie sie namentlich von den Socialdemokraten lebhaft gefordert wird, in's Werk zu setzen, oder ob unter Einführung zweckmäßiger Reformen das bestehende System im Apothekenwesen beizubehalten sei. Der Verfasser stellt sich mit Entschiedenheit auf den letzteren Standpunkt, zu dessen Vertheidigung er in seiner Abhandlung ein jedenfalls nicht zu verachtendes Rüstzeug herbeigeschafft hat.

Wir können noch hinzufügen, daß Exemplare des Sonderabdrucks, soweit der Vorrath reicht, bei dem Verfasser, Apotheker A. Eilers in Hecklingen im Anhaltischen, zum Preise von 1 ℳ zu beziehen sind.

H. Ahrens, Die Wappen der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg. Hannover, 1897. 21 S. gr. 8°. 1 ℳ. (Zu beziehen von der Expedition der „Herald. Mittheilungen".)

Der Aufsatz ist ein Sonderabdruck aus den „Heraldischen Mittheilungen", die der rührige Verein „zum Kleeblatt" in Hannover unter Redaction obigen Verfassers seit 1890 herausgiebt; er war hier im V. bis VII. Jahrgange veröffentlicht worden. Die Arbeit beruht im Wesentlichen auf der für die heraldische Ausstellung in Berlin 1882 angefertigten Sammlung von Gypsabgüssen der Siegel des Herzoglichen Hauses im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel, deren Verzeichniß von C. v. Schmidt-Phiseldeck herausgegeben wurde; diesem ist im vorigen Jahre bei Gelegenheit der heraldischen Ausstellung in Hannover ein ganz kurz gehaltener Nachtrag hinzugefügt worden. Der Verfasser hat sonst auch besonders Grote's Aufsatz über die „Geschichte der Welfischen Stammwappen" (Leipzig, 1863) zu Rathe gezogen. Der Aufsatz ist mit Fleiß und Sachkunde geschrieben und giebt einen guten Ueberblick über die Entstehung des Welfischen Wappens, wenn er auch den Mangel bildlicher Darstellung, die allein klare und leichte Anschaulichkeit gewährt, nicht ersetzen kann. Ein paar kleine Versehen sind uns aufgefallen. S. 8: der gespaltene Schild des Stiftes Gandersheim zeigt nicht die Farben Schwarz-Weiß, sondern Schwarz-Gold. S. 9: die Annahme, Herzog Friedrich sei zum deutschen Könige erwählt, ist eine irrige, jetzt längst aufgegebene Fabel.

Monatsschrift für Handel und Industrie. November—December. 36. und 37. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Handelsverträge! Ausfuhrmusterlager und Handelsmuseum; Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Braunschweig. Beilage: Bericht über die seitens der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig veranstaltete Studienreise vom 10.—15. October 1898.

Braunschweig. Landwirthschaftliche Zeitung. Nr. 49—51. Herbstversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftl. Central-Vereins zu Br.; Hamilton, Entnahme von Vollmilchproben; König, Troyon als Nährstoff. — 50—51. Krenng, Nachrichten vom Versuchsfelde der Landwirthschaftl. Schule Marienberg; Verein nordd. Viehexporteure und die „hohen Fleischpreise". — 51. K. Sajó, Asien als Heimath der San-José-Schildlaus. — 52. Ueber die sog. Fleischnoth; Vibrans, Zukunft der Zuckerindustrie.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 12. März **1899.**

Der Abt Häseler und seine Familie.

Von Johannes Beste.

Am 26. April 1897 waren hundert Jahre verflossen, seitdem der Abt Häseler in Holzminden die Augen für dieses Leben schloß. Der Tag ist vorübergegangen, ohne daß das Andenken des ehrwürdigen, kraftvollen Mannes irgendwie erneuert wurde. Möge nun nachträglich gestattet sein, das Bild des Verewigten zu zeichnen und zugleich einen Blick auf seine Familie zu werfen, die aus unscheinbarer Stellung zu hohem Ansehen emporstieg.

Im Jahre 1604 wurde der Bäcker aus Goslar, Henning Heseler (so war die älteste Schreibweise des Namens) als Neubürger in der Altstadt zu Braunschweig angenommen. Er kaufte das Bäckerhaus Kannengießerstraße Nr. 37 und wurde am 23. April 1610 mit Maria Warnecken, Tochter des Bürgers und Gärtners Carsten Warnecken, in der St. Michaeliskirche copulirt. In den Jahren 1611—1626 ließ er in der St. Ulricikirche 10 Kinder, 6 Söhne und 4 Töchter, taufen. Unter den Söhnen ist der jüngste, Valentin, geboren am 17. August 1624, besonders bekannt geworden. Er studirte in Königsberg und Helmstedt Theologie und wurde im Jahre 1653 zum Pastor an der St. Michaeliskirche berufen. Nachdem er dieses Amt 25 Jahre lang mit großer Treue verwaltet und Jedermann mit einem gottseligen exemplarischen Leben vorgeleuchtet, ist er am 26. September 1678 als Subsenior des geistlichen Ministerii selig entschlafen und am 2. October in der Michaeliskirche begraben [1]). Seine ihn überlebenden 3 Söhne waren nach Rehtmeyer später angesessene Bürger der Stadt Braunschweig. Nach mehreren Kirchenbuchsnotizen sind die noch jetzt in Braunschweig lebenden Häselers mit großer Wahrscheinlichkeit als die Nachkommen des Bäckers Henning Heseler bezw. des Pastors Valentin Heseler zu betrachten. Es ist bemerkenswerth, daß der namhafte Litterarhistoriker Karl Barthel (geboren zu Braunschweig am 21. Februar 1817, gestorben daselbst am 22. März 1853) dieser Familie entstammt. Seine Mutter, Johanne Dorothee Karoline, geboren am 4. December 1799, war eine Tochter des Graveurs Johann Karl Häseler.

Im Jahre 1621 wurde auch dem Bäcker Hans Heseler aus Goslar das Bürgerrecht in der Altenwiek ertheilt. Er erbaute sich im Jahre 1629 das Haus Nr. 15 auf dem Steinwege und ließ dasselbe mit der Inschrift versehen: „An Gottes Sege ist viel gelege". Seit dem Jahre 1882 ist dieses Haus einem Neubau gewichen. Hans Heseler war verheirathet mit Dorothea Kampfers. Bei seinem am 31. Januar 1622 getauften Sohne Henning war der Bäcker Henning Heseler von der Kannengießerstraße Gevatter, weshalb man wohl mit Recht die beiden aus Goslar eingewanderten Bäcker Heseler für Brüder gehalten hat.

Am 2. December 1629 wurde Hans Heseler abermals ein Sohn geboren, welcher bei seiner Taufe in der St. Catharinenkirche den Namen Heinrich erhielt. Heinrich Häseler erlangte die „Braugerechtigkeit" und erwarb in der damals verkehrsreicheren Gegend am alten Petrithore im Jahre 1656 das jetzt Sichler'sche Haus, Bäckerklint Nr. 6 (Nr. 851 und 852) [2]). In demselben Jahre verheirathete er sich mit Gertrud Maria Eltzen aus Celle (geboren daselbst am 17. Mai 1635). Im Jahre 1664 ließ er das Hinterhaus nach dem alten Petrithore zu neu aufführen (Nr. 844, am alten Petrithore Nr. 1) und mit der Inschrift „Heinrich Häseler 1664. Gertrud Maria Eltzen" versehen. Das Ehepaar beging am 3. Juni 1706 seine goldene Hochzeit, welche durch Verordnung des regierenden Herzogs Anton Ulrich höchst feierlich gestaltet wurde. Der Herzog würde etwa um dieselbe Zeit (17. August 1706) die gleiche Jubelfeier selbst erlebt haben, wenn nicht seine Gemahlin, Herzogin Elisabeth Juliane, Prinzessin von Holstein-Norburg, am 4. Februar 1704 im 48. Jahre ihrer Ehe heimgegangen wäre. Nun sollte den getreuen Unterthanen ein Fest bereitet werden, wie es der Herzog sich selber gewünscht hatte. Die Feier begann mit einem

---

1) Ueber Valentin Heseler vgl. den Leichen=Sermon von Caspar Crusius, Hofprediger und Prälat des Klosters St. Crucis, in der Memoria Ministrorum Ecclesiae Brunsvicensis Nr. XXVIII, Stadtarchiv zu Braunschweig. Rehtmeyer's Kirchengeschichte IV, Seite 609 ff.

2) Vgl. die Nachrichten des Herrn Oberstlieutenant Heinrich Meier über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte, Braunschw. Magazin 1897, S. 70, und den Aufsatz des Herrn Cammersecretair H. Bernstorff, zur Geschichte des Häseler'schen Familien=Pocales, Braunschw. Tageblatt 1883, Nr. 98, Beilage.

Festgottesdienste in der Domkirche, wohin sich der Herzog Anton Ulrich, die Herzogin Henriette Christine, Aebtissin von Gandersheim, der Erbprinz August Wilhelm mit seiner Gemahlin, der Herzog Ludwig Rudolf mit seiner Gemahlin, dazu noch andere Prinzen und Prinzessinnen von Bevern, Merseburg, Aurich ꝛc. mit dem gesammten Fürstlichen Hofstaate begaben. Dahin zogen vom Hause des Schwiegersohnes des Jubelpaares, Heinrich Brandes, im Sacke unter Glockengeläute in feierlicher Procession die sämmtlichen Hochzeitsgäste, darunter der Rath der Stadt und das geistliche Ministerium, beim Zuschauen vieler Tausend Einheimischer und Fremder; voran ein Chor Musikanten mit ihrem altverordneten Habit von rothem und grünem Tuch; darauf ein Rathsherr mit dem Marschallsstabe, dann der Bräutigam mit den beiden Bürgermeistern, die sämmtlichen Söhne, Großsöhne und Schwiegersöhne sowie die Ehrengäste, als Doctores, Prediger, Rathsverwandte, die Fürstlichen Räthe, Bedienten und Vertreter der Bürgerschaft. Nun kam ein zweites Musikchor, dann abermals ein Rathsherr als Marschall, hierauf die Braut, geführt vom Klosterrath Lautitz und dem Stadtsuperintendenten Ermisch, dann die Töchter, Großtöchter und Schwiegertöchter nebst den erbetenen Jungfrauen und Ehefrauen. Die Festpredigt hielt Jordanus Bode[3]), Pastor zu St. Petri, der Freund des Pietisten August Hermann Francke zu Halle, als 24jähriger Beichtvater des Jubelpaares über Psalm 115, 13: „Er segnet die den Herrn fürchten, beide, klein und groß". Nach der nun folgenden Festmusik der Fürstlichen Capelle wurden die alten Eheleute vom Pastor Bode am Altare nochmals eingesegnet und dann der Gottesdienst mit dem Liede „Nun danket alle Gott" geschlossen. Hierauf begab sich der Festzug nach dem Ridder'schen Hochzeitshause auf der Gördelingerstraße (Nr. 42, jetzt Poll'sches Haus), wohin die Fürstlichen Personen mit Ausnahme des regierenden Herzogs, der durch Unpäßlichkeit abgehalten war, in Kutschen nachfolgten. Dort wurden die Gäste vergnüglich traktiret, auch den Armen ihr Theil reichlich gegeben. Der Herzog schenkte dem Ehepaare einen großen vergoldeten Pocal mit ehrenvoller Inschrift, welcher jederzeit in Besitz und Verwahrung des ältesten Familiengliedes sein sollte, sowie eine Anzahl silberner Gedächtnißmedaillen für die Glieder der Häseler'schen Familie. Eine umständliche Beschreibung dieser Jubelfeier nebst einer Sammlung der poetischen „Ehr- und Freudenbezeugungen", welche dem Jubelpaare dargebracht wurden, erschien bei Christoph Friedrich Zilligers sehl. nachgel. Wittib und Erben.

Heinrich Häseler starb am 3. August 1709, seine Gattin am 30. Mai 1714. Beide fanden ihre Ruhestätte im Mittelschiffe der St. Petrikirche. Ihr ältester Sohn Valentin, geboren am 31. März 1657, gestorben als Kauf- und Handelsherr in Magdeburg am 13. April 1728, vermählt mit Maria Köpke, Tochter des Kurfürstlich Brandenburgischen Hoffactors, Kauf- und Handelsherrn Arend Köpke, ist der Stammvater der gräflichen Familie Häseler geworden[4]). Seine Söhne, August, geboren zu Magdeburg am 4. August 1693, gestorben am 14. September 1769, vermählt mit Johanne Christiane Cramer, Erbfrau auf Alperstedt, und Gottlieb Häseler, geboren zu Magdeburg am 19. October 1701, gestorben daselbst am 20. März 1752, vermählt mit seiner Braunschweiger Cousine Margarete Elisabeth Häseler am 22. Februar 1730, wurden beide Königlich Preußische Geheimräthe. Der Erstere wurde durch Diplom des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahre 1736, der Letztere durch Diplom des Kurfürsten von Sachsen vom 20. Juni 1742 in den Adelstand erhoben. August's Sohn Johann August von Häseler, Königl. Preuß. Geh. Legationsrath und Gesandter am dänischen Hofe, war vermählt mit Sophie Christine Dorothea Gräfin von Podevils. Beider Sohn August Ferdinand, geboren am 15. December 1761, gestorben am 6. December 1838, Lieutenant und Stiftsherr zu Halberstadt, Standesherr auf Großleuthen, ward durch Diplom vom 7. November 1790 in den Grafenstand erhoben. Er war in erster Ehe mit der Reichsgräfin Christiane Charlotte Louise von Beust, in zweiter mit der Gräfin Johanna von Einsiedel vermählt. Seine Söhne waren Eduard Hermann Scipio Graf v. Häseler, geb. 8. Februar 1799, Herr der Rittergüter Blankenfelde und Glasow, Johanniter-Ritter, Königl. Preuß. Cammerherr, Rittmeister a. D., und Alexis August Graf v. Häseler, geboren den 6. März 1801, Erbherr auf Altwriezen, Johanniter-Ritter, Major a. D., Landrath des Ober-Barnimer Kreises, Letzterer der Vater des noch lebenden Königl. Preuß. Generals Gottlieb Ferdinand Albert Alexis Graf v. Häseler, geboren am 19. Januar 1836.

Auch der zweite Sohn des Jubelpaares, Heinrich Häseler der Jüngere, verließ Braunschweig und wurde Kauf- und Handelsherr in Hamburg. Auch dieser Zweig der Familie wurde im Jahre 1801 geadelt. Nur der dritte Sohn, Johann Friedrich, geboren am 16. December 1670, gestorben am 29. Mai 1748, blieb als Kauf- und Handelsherr in seiner Vaterstadt Braunschweig und erwarb dort (1708) das am Bäckerklinte sub Nr. 800 belegene, jetzige Steger'sche Haus, welches er über der Hausthür mit seinem Wappen und dem seiner Frau, Anna Dorothea Schaffeld, Tochter des Bürgers und Brauers Schaffeld auf der Scharrenstraße im Hause Nr. 746, dem jetzigen Lotteriegebäude, sowie mit den Initialen J. F. H. — A. D. S. verzierte. Mit dieser Gattin, welche am 17. April 1674 geboren war und am 3. Januar 1757 verstarb, feierte Johann Friedrich Häseler am 1. Mai 1743 gleichfalls die goldene Hochzeit[5]).

---

3) Ueber Jordanus Bode vgl. Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche, S. 304, 307, 371.

4) Die Nachrichten über die Familie Häseler verdankt der Verfasser mehrfach einer Sammlung von Schriftstücken, welche Herr Cammersecretair Bernstorff unter Wahrung des Eigenthumsrechtes dem städtischen Archiv zu Braunschweig zur Aufbewahrung übergeben hat. Bei diesen „Haeseleriana" benannten Schriften befindet sich auch eine Stammtafel der Familie Häseler.

5) Auch hierüber erschien eine 136 Seiten starke Druckschrift in Folio, welcher die 108 Seiten enthaltende Beschreibung der nämlichen Jubelfeier seines Vaters Heinrich Häseler angehängt wurde.

Beide liegen in der Martinikirche begraben. Auf ihrem Leichenstein wird hervorgehoben, daß sie von ihren 7 Kindern 58 Enkel und 27 Urenkel gesehen hätten[6]). Eine Tochter aus dieser Ehe, Margarethe Elisabeth, vermählte sich mit ihrem Magdeburger Vetter. Der einzige Sohn, dessen Zwillingsbruder gleich nach der Geburt verstorben war, Christoph Heinrich Häseler, geboren am 6. December 1704, gestorben am 30. Januar 1784, der Vater des Abtes, bewohnte gleichfalls als Kauf- und Handelsherr das alterthümliche Haus am Bäckerklinte. Die würdevolle Gestalt dieses Mannes hat uns sein Enkel, Oberappellationsgerichtspräsident, Geheimerath Friedrich Karl von Strombeck (gestorben 19. August 1848) lebendig vor die Augen gemalt[7]). Wir sehen ihn in weißer Allongen-Perrücke, im Hausrocke von dunkelblauem Sammet an dem einzigen großen gewölbten Fenster des Zimmers rechts von der großen Hausflur sitzen und in der Bibel oder in einem Gebetbuche lesen. Zu seiner Seite steht auf einem Tischchen ein Kohlenbecken, damit er seine Pfeife anzünden und mit Bernstein räuchern konnte. Das ganze Zimmer hat von diesem Räuchern einen eigenthümlichen Kirchengeruch. Beständig benimmt sich der Greis mit einem Ernst und einer Würde, wie man sie selten, selbst bei Personen aus den höchsten Standesklassen, findet. Der alte Herr schreibt und spricht Französisch und Italienisch und erscheint in seinem ganzen Betragen den Kindern als ein Wesen aus einer anderen Zeit.

Auf dem Stadtarchive zu Braunschweig befindet sich ein Sekretbuch, darin Christoph Heinrich Häseler 20 Jahre lang seine geheimsten Gedanken eingetragen. Ueber jeder Seite steht in den früheren Jahren „Gott mit uns!" oder „Mit Gott!" in den späteren das tiefernste „memento mori!" Die trockenen Zahlen sind häufig unterbrochen durch kräftige geistliche Liederverse und fromme Gebete. Hier nur eine Probe. Häseler schreibt im Jahre 1762 Seite 31: „Es ist eine Bitte umb die freudigen Gemüthsgaben und umb die edle Gesundheit. Du mein Gott, Dir ist bekannt, daß bishero meine Bücher noch selbst geschrieben und da nun im December 58 Jahre alt werde, so habe bishero einige Schwachheiten und Händezittern bemerket, so mich starke Incommanditäten bei meiner Arbeit verursachet haben, mit dem Anschein, daß auch die Augen etwas nachgegeben. Mein lieber Vater, ist es Dir gefällig, schenke mir doch diese Wohlthaten und Gaben von neuem wieder, damit desto mehr Ursache, Deinen großen Namen davor zu loben, und mit kindlichen Herzen zu danken. Thue mir doch diese Gnade, wenn es Dir nicht zuwider, und friste mein armes Leben begleitet mit einem fröhlichen Herzen und guter Gesundheit nur so lange, wenn es Dir nicht zuwider, bis meine noch übrigen 2 Kinder zu Ehren gebracht, und alsdann, wenn ich lebenssatt, geselle mich zu meinen Vätern und schenke mich Dein ewiges Freudenreich, so mir Dein lieber Sohn Jesus Christus durch seinen blutigen und schmerzlichen Tod, Auferstehen und Himmelfahrt zu wege gebracht, ach thue es in Gnaden, laß mich dann durch einen sanften Tod selig einschlafen, da meine Seele die heiligen Engel tragen mögen in den Schooß Abrahams, umb allda in Deinem freudigen Himmel ein ewiges Halleluja nach dem andern anzustimmen, thue es in Gnaden! Amen, Amen".

Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie die Handschrift bei Eintragung der frommen Gedanken von Jahr zu Jahr undeutlicher und zitternder wird. In der letzten vom Jahre 1781 klagt er über Abnahme der Leibes- und Geisteskräfte, insbesondere aber darüber, daß seine Kinder unter sich nicht eins wären und wenig Liebe für ihn hegten, ja lieber wohl ihn tot sähen. In einer vom 22. September 1770 datirten Beilage zu seinem Testamente verbietet er alle Pracht und Staat bei seiner Beerdigung. „Keine Dehle oder Zimmer soll mit Schwarz ausgeschlagen und mit Wachslichtern illuminiret werden[8]); des Morgens früh will ich begraben sein bei meiner seligen Frau auf dem Kirchhofe vor dem Thore. Kein Leichenstein soll für mich verfertiget werden, das kostet nur Geld, die Kirche muß davor bezahlet werden, und kann zu nichts hernach weiter helfen. Ein Wagen mit 2 Pferden kann meinen Körper dahin abfahren, 12 Kurrendenjungens können es verrichten, so haben meine Erben keine Strafen an die Polizei zu bezahlen. Kein Abendessen und Traktement oder viel Lärm soll nicht sein, sondern so stille, als nur möglich, soll man meinen Körper dahin bringen zu seiner sanften Ruhe bis zur Auferstehung am jüngsten Tage und also befehle ich allen meinen Kindern väterlich und dabei ernstlich über dieser meiner hinterlassenen Verordnung und Willen zu halten und sich danach zu richten, meiner Seele aber wolle Gott gnädig sein und dieselbe in seine heiligen Wohnungen einführen. Gott erhöre mich umb seines Sohnes blutigen Leidens und Sterbens willen. Amen"!

Christoph Heinrich Häseler war zweimal verheirathet. Zuerst mit Katharine Margarethe Reiners (gestorben 5. April 1759) und dann mit der verwittweten Pastorin Lübbecke, Johanne Maria Katharine geb. Balke, geb. 1722, gest. 178?. Aus der ersten Ehe entstammten 5 Kinder: 1) Johann Friedrich, der spätere Abt, geboren (nach dem Kirchenbuche zu St. Martini) am 26. Juni 1732, nach seinem Großvater benannt; 2) August Wilhelm, Kaufmann, für welchen der Vater im Jahre 1774 das Haus № 14 an der Gördelingerstraße (später Schraders Hotel) käuflich erwarb. Ueber die finanziellen Schierigkeiten dieses Sohnes hatte der Vater nach dem Sekretbuche (vgl. Seite 129 f.) wiederholt bitteren Kummer. Bei seinem Bankerott im Jahre 1777 erlitt er große Verluste, aber noch schmerzlicher war ihm die Schädigung der Familienehre. Dennoch bittet er im Codicill zu seinem Testamente die übrigen Kinder, gegenüber ihrem Bruder die Barmherzigkeit nicht zu vergessen und es mit ihm wegen der Interessen für die geliehenen Capitalien leidlich zu machen. Auch er sei

6) Schmidt, die St. Martinskirche in Braunschweig, Seite 169 f., Nr. 85.

7) In den Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Braunschweig, Friedrich Vieweg, 1833 I, S. 19 ff.

8) Nach Strombecks Darstellungen S. 22 wurde die Leiche dennoch im Visitenzimmer, mit Kerzen umgeben, auf dem Paradebette ausgestellt.

jederzeit barmherzig gewesen, und zwar öfters zu seinem Schaden. „Doch Gott lebt ja noch, dem ich Euch alle empfehle“. August Wilhelm starb im Jahre 1794. Seine Nachkommen leben im Hamburg. 3) Dorothea Katharine Elisabeth, verheirathet am 16. Januar 1760 mit dem Pastor Christian Wilhelm Schulze an der Schloßkirche zum Grauen Hofe in Braunschweig [9]), später Pastor zu St. Johannis in Magdeburg. Ihr Sohn Christian Heinrich war 1798—1815 Pastor zu St. Andreas in Braunschweig (geboren 30. December 1761, gestorben 18. Mai 1815). 4) Heinrich Häseler, später Kaufherr und Mummenbrauer im Erbhause auf dem Bäckerklinte, Provisor des Stiftes St. Antonii und Christophori, geboren 1742, gestorben 29. November 1809. 5) Christiane Henriette Louise, geboren am 17. September 1746, verheirathet 1769 mit dem Patricier Christoph Georg von Strombeck, von ihrem Sohne, dem Geheimenrathe, in den Darstellungen aus seinem Leben I S. 19 ff. geschildert. Sie starb am 20. August 1807 (vgl. v. Strombeck, Darstellungen I, S. 167).

Man ersieht aus dem Geheimbuche, daß Christoph Heinrich Häseler in sehr günstigen Vermögensverhältnissen lebte. Ein jedes der fünf Kinder erhielt bei seiner Verheirathung 4000 Thaler und dennoch betrug sein Vermögen nach der Bilanz vom Jahre 1781 50 284 Thaler. An viele namhafte Persönlichkeiten hat er Geld ausgeliehen. Es befanden sich unter seinen Schuldnern der regierende Herzog Karl I. mit 1257 Thalern (vgl. Jahresrechnung 1764, Fol. 38 und 1770, Fol. 88) und Gotthold Ephraim Lessing mit 206 Thalern (vgl. Jahresrechnung 1773, Fol. 114).

Bei seiner Richtung auf das Geistige und Ewige hatte Christoph Heinrich Häseler den Herzenswunsch, es möchte sein reichbegabter erstgeborener Sohn den Beruf eines Geistlichen erwählen. Dieser ging aus eigener Neigung darauf ein. Im Jahre 1750 bezog er die Hochschule zu Helmstedt, in jener Zeit, da Mosheim als Kanzler nach Göttingen fortgezogen war (1747) und Herzog Karl die seitdem beständig sinkende Akademie durch Errichtung eines theologischen Seminares zu heben suchte. Theologische Vorlesungen hielten dort: Ueber Kirchengeschichte Christoph Timotheus Seidel, erster theologischer Professor, „ein Mann von hellem Geist, schätzbaren Kenntnissen, trefflichen Rednergaben und noch trefflicherem Herzen“ [10]), Anhänger der Halleschen Pietisten A. H. Francke und J. J. Breithaupt, dessen Kraft leider durch Kränklichkeit früh gebrochen wurde, so daß ihm Ernst August Bertling, der 1748 als außerordentlicher und 1750 als ordentlicher Professor der Theologie in Helmstedt angestellt wurde, als Adjunct im Predigtamte beigegeben werden mußte. Bertling war ein Verehrer des Philosophen Wolf und der von ihm ausgehenden Methode, die Wahrheit des Christenthums gegenüber dem englischen Deismus und dem französischen Materialismus gleichsam mathematisch zu beweisen. Ein Haupt dieser Schule war ferner Johann Ernst Schubert, Director des neu errichteten Predigerseminars, seit 1748 Professor in Helmstedt. Er las über Glaubens- und Sittenlehre und übte den nachhaltigsten Einfluß auf Häseler aus, so daß dieser zeitlebens von der sogenannten mathematischen Demonstrirmethode nicht loskam. Alttestamentliche Schriftauslegung vertrat Anton Julius von der Hardt, Professor in Helmstedt 1736—1785, Neffe des in der litterarischen Welt noch bekannteren Hermann von der Hardt. Die neutestamentliche Schriftauslegung besorgte Johann Benedikt Carpzov, seit 1749 Professor der Theologie, der letzte Vertreter lutherischer Rechtgläubigkeit auf der Helmstedter Hochschule. Neben der Theologie trieb Häseler mathematische und physikalische Studien, mit denen er sich auch später im geistlichen Amte bis an sein Lebensende gern beschäftigte. Nach Ablegung der theologischen Prüfungen wurde er im October 1757 seitens des Herzoglichen Consistoriums auf die Pfarrstelle zu Gr. Twülpstedt präsentirt, welche vorher (1735—1757) Ernst Konrad von Brinken [11]), der Erfinder mehrerer physikalischer Instrumente, innegehabt hatte. Der dortige Kirchenvorstand erklärte am 13. November nach abgelegter Probepredigt, „Häseler sei mit solchen Gaben versehen, daß man wünsche, ihn zum Prediger und Seelsorger zu haben“. Aber der damalige Kirchenpatron von Groß-Twülpstedt, Amtmann Johann Heinrich Conring, ein Urenkel des berühmten dort begrabenen Polyhistors Hermann Conring, erhob feierlichst gegen die Ernennung Häseler's Protest. Doch als nach Ablauf

9) Die Wittwe des Herzogs August Wilhelm, Elisabeth Sophie Marie, bekannt durch ihre jetzt in der Wolfenbüttler Bibliothek befindliche Bibelsammlung, welche auf dem Grauen Hofe ihren Wittwensitz hatte, besoldete zwei Hofprediger und machte mit ihrem Hofstaate eine eigene Gemeinde aus, welche dem Gottesdienste in der 1725 erbauten Grauenhofscapelle beiwohnte. Mit dem Tode der Herzogin (1767) wurde diese Hofgemeinde aufgehoben, alle Amtshandlungen wurden in die Burgkirche verlegt, zu welcher sich Herzog Karl seit der Verlegung der Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig (1754) gehalten hatte. Doch predigten die Hofgeistlichen noch in der Schloßcapelle bis zu ihrer Versetzung (1773). Dann mußten die Stadtgeistlichen mit Ausnahme des Dompredigers abwechselnd in der Schloßcapelle predigen, wobei zu ihrer Vertretung in den Stadtkirchen ein Collaborator angestellt wurde. Bald jedoch wurde wiederum ein eigener Hofprediger ernannt, Hartwig Johann Christian Schulz, der im Jahre 1782 die Confirmation des Erbprinzen Carl Georg August vollzog und 1. März 1786 zugleich Consistorialrath wurde (gestorben 30. Mai 1830 im 85. Lebensjahre (Vater des älteren Staatsministers Schulz). Nach dem Tode des Abtes Jerusalem (2. September 1789), der seit 1742 auch Hofprediger gewesen war, wurde Pastor Bartels von St. Martini als Hofprediger angestellt, wozu ihm bereits im Jahre 1784 bei Gelegenheit eines für ihn vortheilhaften Rufes an die St. Nicolaikirche in Hamburg gleichwie auf die Abtei von Riddagshausen und die Probsteien St. Crucis und St. Aegidien vom Herzoge die Anwartschaft ertheilt war. (Vgl. die Consistoralacten.) Er versah dann bis zur Westfälischen Zeit die Gottesdienste in der Schloßcapelle.

10) Hille, Gedenkbuch der Säcularfeier der Reformation Helmstedts, S. 95 f., vgl. auch Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands Bd. IV, S. 174 f., wo auch seine sämmtlichen Schriften angegeben sind.

11) Ueber Brinken vgl. den Aufsatz Bleibtreu's im Hannoverschen Magazin 1791, Stück 13 und von Strombeck's im Braunschweigischen Magazin 1822, Stück 3, Seite 42 ff., Stück 4, S. 49—64.

der verordneten Zeit von 6 Monaten keine anderweitige passende Präsentation erfolgt war, wurde nach dem sogenannten jus devolutionis Häseler zum Pastor zu Gr.-Twülpstedt ernannt, dessen Rittergut später kurz vor seinem Tode in die Hände seines Schwagers von Strombeck überging.

Da das Verhältniß zu der Patronatsfamilie kein erfreuliches wurde, ließ sich Häseler schon am 17. März 1759 als Pastor an die St. Johanniskirche auf der Auguststadt in Wolfenbüttel versetzen, worauf Burghard Johann Andreas von Brinken, der Sohn seines Vorgängers, sein Nachfolger in Gr. Twülpstedt wurde [12]).

In Wolfenbüttel konnte sich Häseler's reichbeanlagte Persönlichkeit voll entfalten. Es bestand dort ein Kreis gelehrter, geistvoller Männer, mit welchen Häseler bald in anregende Verbindung trat. An der Hauptkirche stand als Archidiaconus der würdige Knittel, gleichfalls ein Freund der Mathematik, so daß man oft auf seinem Schreibtische neben der Bibel oder einem Kirchenvater eine algebraische Rechnung liegen sehen konnte, auch wohl ein scherzhaftes Epigramm, denn er war fast immer guter Laune und deshalb ein vorzüglicher Gesellschafter. Vergebens rief man ihn (1758) als Seidel's Nachfolger nach Helmstedt. Die Wolfenbüttler Bibliothek hielt ihn magnetartig fest. Hier entdeckte er (1762) eine Handschrift des Isidor, welche Bruchstücke der Gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer enthielt. Auch nach seinem Eintritt ins Consistorium bewahrte er dem 11 Jahre jüngeren Häseler ein freundschaftliches Wohlwollen. An die Spitze des Gymnasiums war etwa gleichzeitig mit Häseler's Ankunft in Wolfenbüttel Jakob Friedrich Heusinger getreten (1759), der, obwohl ebenfalls 13 Jahr älter, dem hochstrebenden jungen Geistlichen freundlich entgegentrat. In noch vorgerückteren Jahren stand der damals in Wolfenbüttel lebende, im Jahre 1765 zum Geheimerath und Consistorialpräsidenten ernannte Georg Septimus Andreas von Praun, aus dessen reichem Wissens- und Erfahrungsschatze die jüngeren Freunde hochachtungsvoll schöpften. Zu diesen bedeutenden Männern gesellten sich im Laufe der Zeit andere, die mit Häseler etwa gleichaltrig waren; so der gleichfalls als Mathematiker und Physiker ausgezeichnet tüchtige, im Jahre 1766 zum Conrector des Gymnasiums ernannte Christian Leiste, ferner im Jahre 1773 der neue, gleichfalls sehr gelehrte und vielseitig gebildete Archidiaconus an der Hauptkirche Johann Heinrich Neß, und alle Anderen durch Geistesmacht überstrahlend, der am 7. Mai 1770 als Bibliothekar in Wolfenbüttel einziehende Gotthold Ephraim Lessing, welcher unsern Häseler eines freundlichen Verkehrs würdigte [13]), wofür sich dieser durch Vermittelung des erwähnten Darlehns von seinem Vater dankbar erwies und ihm zeitlebens ein treues Andenken bewahrte, wie er denn noch 9 Jahre nach Lessing's Tode in seinem „Julius" die freudige Hoffnung ausspricht, in der Ewigkeit seinen rechtschaffenen Heusinger und Lessing wieder zu umarmen. (Schluß folgt.)

12) von Strombeck nennt Braunschw. Magazin 1822 S. 58 irrthümlich Burchhard Joh. Andreas von Brinken als unmittelbaren Nachfolger seines Vaters. Nach den Consistorialakten fällt Häseler's kurze Wirksamkeit dazwischen.

13) Vgl. Danzel und Guhrauer, Lessing II S. 598 (2. Aufl.) Friedr. Carl v. Strombeck, Wolfenbüttel und Lessing, Braunschw. Magazin 1844, Stück 9 S. 68.

Wo lag das alte Kloster Walkenried?

Von Gustav Schmid.

Daß die Stätte, wo jetzt noch die herrlichen Trümmer der alten Klosterkirche emporragen, nicht die ursprüngliche Anlage des Klosters Walkenried gewesen ist, war niemals einem Zweifel unterworfen. Im Anfange des 13. Jahrhunderts ist nachweislich das Kloster aus den alten in neue Räume übergesiedelt. Auch ist man bislang eigentlich ziemlich sicher gewesen, wo diese alte Klosterstätte zu suchen sei. Man sah sie an einer Stelle etwa ein Kilometer nördlich vom jetzigen Kloster. Es mag gewagt erscheinen, gegen eine solche allgemeine Annahme mit einer abweichenden Ansicht hervorzutreten. Dennoch glaube ich der Gründe genug zu haben, um diese vertreten und hoffentlich auch als wahr, zum mindesten als höchst wahrscheinlich erweisen zu können.

Prüfen wir zunächst einmal, da gleichzeitige urkundliche Zeugnisse uns fehlen, die Angaben der Chronisten. Sie sprechen allerdings gegen uns. Heinrich Eckstorm sagt in seiner Walkenrieder Chronik (Helmstedt, 1617) S. 65: „Da das Kloster an einer nicht gerade günstigen Stelle lag, so wurde es um die zwei- oder dreifache Weite eines Wurfgeschosses nach Süden verlegt. Die Spuren des „alten Walkenried", wie man nemlich heute noch sagt, zeigen die benachbarten Ueberreste im Walde".

Damit stimmt J. G. Leuckfeld überein, der in seinen Antiquitates Walckenredenses (Leipzig und Nordhausen, 1705) S. 81 von den Mönchen sagt, daß sie des alten Platzes überdrüssig gewesen seien und sich im Jahr 1207 etwas weiter gegen Mittag begeben und „denjenigen Platz zu ihrem neuen Kloster und Kirchen ausersehen hätten, welches noch itzo in seinen Uhrkunden zu sehen ist, wie hiervon die Mönche selbst Zeugnis geben". Den urkundlichen Beweis bleibt Leuckfeld zwar schuldig, er bezieht sich nur auf eine jetzt nicht mehr vorhandene und ihrem Alter nach ungewisse Inschrift des Kreuzgangs [1]), in der die Gründung des Klosters in das Jahr 1127, die Uebersiedelung an die jetzige Stelle in die Zeit um 1200 gesetzt wird, über die Verlegung des Klosters nach Süden aber kein Wort verlautet.

Nach diesen Chronisten hätten wir also den Platz, auf dem das erste Kloster aufgebaut gewesen war, weiter nördlich vom jetzigen Walkenried zu suchen. Und in der That liegt etwa ein Kilometer nördlich vom Orte, etwa 50 Schritt östlich von der Wieda ein Platz, der noch heute „das alte Kloster" genannt wird. Es befindet sich hier über dem umliegenden ebenen Terrain eine etwa 2 bis 3 Meter hohe

1) Vergl. Eckstorm a. a. O., S. 300.

Erhebung, welche die 14 Meter langen und 12 Meter breiten Ueberreste von gradlinigen Grundmauern eines Gebäudes zeigt, das mit sehr starken Mauern versehen gewesen ist. An dieses schließen sich, im rechten Winkel darauf stoßend, die Reste von Fundamenten eines anderen Bauwerks mit schwächerem Mauerwerk, etwa 12 Meter breit und 23 Meter lang.

Als ich im Herbste 1885 diese Stätte mit dem leider inzwischen verstorbenen Baurathe E. Wiehe besuchte, erklärte dieser mit Bestimmtheit, daß dieses unmöglich der Ort der ersten Klosterkirche gewesen sein könnte, da der Grundriß einer Cisterzienserkirche in damaliger Zeit ganz andere Formen gehabt haben müßte, wie diese Ueberreste andeuteten. Hierdurch an der Richtigkeit der landläufigen Ueberlieferung irre gemacht, untersuchte ich die Umgebung der alten Grundmauertrümmer genauer, fand aber nirgends Bauschutt oder irgend welche Anzeichen, daß dort jemals noch andere Gebäude gestanden hätten. Es ließen sich keine Spuren eines alten Weges entdecken; es fand sich keine Quelle in der Nähe; der Boden dort ist naß, kalt, unfruchtbar, nichts weniger als zu einem Anbau geeignet. So läßt kein Umstand die Existenz einer früheren Klosteranlage dort vermuthen.

Noch ein Anderes kommt hinzu. Das Kloster Walkenried war zur Zeit seiner Verlegung um das Jahr 1200 bereits eine sehr reiche und bedeutende Stiftung, die mit zahlreichen Mönchen und Conversen besetzt war. Die Klöster Pforta und Sittichenbach sind von hieraus mit Ordensgeistlichen versorgt worden. Herzog Heinrich der Löwe ist hier, als er 1191 auf der Reise nach Saalfeld auf dem Bothfelde durch einen Sturz mit dem Pferde sich einen Schenkelbruch zugezogen hatte, längere Zeit beherbergt worden. Das Kloster sah um Pfingsten 1209 bei Gelegenheit einer Versammlung von 52 Cisterzienseräbten Kaiser Otto IV. einige Tage als Gast in seinen Mauern weilen. Ein Cisterzienserkloster von solcher Bedeutung, wie sie Walkenried im Jahre 1200 thatsächlich besaß, die den Betrieb einer ausgedehnten Landwirthschaft zur nothwendigen Voraussetzung hat, muß jedenfalls mehr und größere Gebäude aufzuweisen gehabt haben, als sie jene Ueberreste auf der Stätte der „alten Klosters“ jetzt noch erkennen lassen.

Unwillkürlich fiel mir nun ein, daß Reste von Fundamenten früherer Gebäude sich auch auf einer zum Vorwerk Wiedigshof gehörigen Wiese befinden, die „die Mauerwiese“ genannt wird, 18 Morgen 30 Ruthen hält und im Verzeichnisse der Wiesen von Wiedigshof die Nr. 8 führt. Eckstorm (S. 12) sucht an dieser Stelle die Wüstung Immenrode und sagt, daß nach alter Annahme hier vor Zeiten die Ochsenställe des Klosters gestanden hätten. Mit dieser Deutung hatte ich mich früher auch beruhigt. Als ich nun aber die Unmöglichkeit einsah, daß das alte Kloster auf der Stätte des „alten Klosters“ gestanden habe, ließ ich nun auf dieser „Mauerwiese“ Ausgrabungen vornehmen. Bald waren neben vielen anderen Fundamenten auch solche aufgedeckt, die mir deutlich den Grundriß einer alten Kirche anzudeuten schienen.

Die Längsachse der Grundmauern dieser Kirche geht genau von Osten nach Westen. Die Fundamente der Apsis sind noch unversehrt erhalten; sie hat ganz genau die Form eines Halbkreises, der von den äußeren Kanten aus 6 Meter im Durchmesser hält. Die Grundmauern des Querschiffes, der Seitencapellen und der Pfeiler sind leider, ebenso wie die der Mauern der Seitenschiffe, in ihrem Zusammenhange nicht mehr ganz nachweisbar. Doch sind die Mauern des Westportals noch genau erkennbar und danach ist die Länge der Kirche von hier bis zum Mittelpunkte des Halbkreises der Apsis auf 26,3 Meter zu berechnen. Bis jetzt ist übrigens nur eine Seite der Fundamentmauern durch Gräben an der Außen- oder Innenwand freigelegt worden, wobei natürlich jeder Fundamentstein ängstlich vor Zertrümmerung und Verrückung bewahrt wurde.

Ferner sind an allen Seiten der Kirche Grundmauern anderer Baulichkeiten aufgedeckt worden. Deutliche Bodenerhebungen lassen erkennen, daß im Süden der Kirche größere Gebäude einen quadratischen Platz umschlossen haben. Aber auch im Norden der Kirche sind noch Fundamente aufgedeckt, wenn auch behauene Steine nicht gefunden wurden. Letzteres kann uns nicht weiter überraschen. Haben mir doch früher alte Arbeiter erzählt, daß zum Neubau des Vorwerkes Neuhof eine große Menge von Steinen auf der Mauerwiese ausgegraben und dort verwandt worden seien; und auch ich selbst habe noch erlebt, daß hier Steine ausgerodet wurden, die man zur Uferbefestigung gebrauchte. Das wird auch schon früher geschehen sein. So erklärt es sich sehr leicht, daß die alten Fundamentmauern nicht mehr im Zusammenhange in der Erde stecken und bereits viele Lücken aufweisen. Ein genaues Bild der ganzen Anlage wird sich erst ergeben, wenn sämmtliche Mauern durch Entfernung des Erdreiches, das sie bedeckt, frei gelegt würden.

Aber auch jetzt scheint mir so viel schon fest zu stehen, daß wir in diesen Mauerresten die Fundamente der alten Klosterkirche und des alten ersten Klosters Walkenried zu erblicken haben. Die Fundamente, die hier vorliegen, sind — ganz abgesehen von denen der Kirche — so zahlreich und so ausgebreitet, daß sie unmöglich die eines Viehhofes gewesen sein können. Auch ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß das jetzt wüste Dorf Immenrode eine Kirche mit Apsis und drei Schiffen gehabt habe. Mehrere Umstände kommen hinzu, obige Annahme noch zu unterstützen. In den angrenzenden Dörfern, in denen die alte Ueberlieferung noch nicht durch falsche, allmählich ins Volk gedrungene Nachrichten unzuverlässiger Chronisten getrübt ist, wird dieser Ort auf der Mauerwiese als der angegeben, auf welchem das alte Kloster gestanden haben soll. Die ganzen örtlichen Verhältnisse der Mauerwiese sind zu einer Klosteranlage vorzüglich geeignet. Etliche hundert Schritt davon entfernt entspringt eine starke Quelle mit vortrefflichem Wasser; dicht über dieser Quelle liegt ein Berg, „der kahle Kopf“ genannt, aus dessen noch erkennbaren Steinbrüchen die Fundamentsteine von Kirche und Kloster zu stammen scheinen. Der Baugrund ist trocken und fest. Dicht an dem Westgiebel der Kirche vorbei fließt die Wieda. Gegenüber der Mauerwiese kommt aus dem

sog. Röseberge ein tiefer, verlassener Hohlweg, der unmöglich durch Holz- und Wirthschaftsfuhren so tief ausgehöhlt sein kann. Er hat vielmehr in früherer Zeit offenbar nach Südwesten den Verbindungsweg des Klosters mit der Grafschaft Lohra-Klettenberg gebildet.

Auch directe Beweise fehlen nicht. Kaiser Otto IV. nennt in einer Urkunde vom 24. December 1209 unter den Besitzungen des Klosters Walkenried „einen dem genannten Kloster benachbarten Wald, der Bogherustelle genannt wird“, silvam praefato monasterio adjacentem, quae dicitur Boghenstelle. Dieser Name „Boghenstelle“ ist mit der Zeit in den Namen „Pontel“ verwandelt. „Am Pontel“ aber heißt ein Ackerstück, das in der nahen Nachbarschaft der Mauerwiese liegt. Alles in Allem genommen wohl genug der Gründe, um entgegen den alten Berichten der Chronisten die Stätte des alten Klosters Walkenried auf der „Mauerwiese“ vor Wiedigshof zu suchen.

Ein welfischer Silberschatz aus dem Jahre 1426.

Die kriegerische Tüchtigkeit Herzog Wilhelm's d. Ä. wurde schon von seinen Zeitgenossen gerühmt; man unterschied in seinem Leben „sieben Hauptstreite“, „seven hovedstride“, die er gewonnen, deren Deutung bislang aber noch nicht völlig hat gelingen wollen [1]). Besonders in seiner Jugend trieb ihn ein ungestümer Thatendrang in allerlei kriegerische Abenteuer. Geboren im Jahre 1400 verlor er etwa 16 Jahre alt den Vater und sah sich nun, früh auf eigene Füße gestellt, als Herr seiner Entschließungen und keinem Zwange unterworfen. So hat er denn in den ersten Jahren seiner Regierung abwechselnd gegen Dänemark, gegen den Erzbischof von Bremen, gegen das Stift Hildesheim und gegen die Hussiten unaufhörlich zu Felde gelegen.

Aber auch dieser Fürst mußte die schmerzliche Wahrheit des alten Spruches erfahren, daß zum Kriegführen vor Allem Geld gehört. Das ging ihm nach einer Reihe von Jahren aus; er mußte nun zum Borgen und zum Versetzen seine Zuflucht nehmen. Diesem unglücklichen Umstande verdanken wir das Glück, eine kurze Nachricht über den Silberschatz des Herzogs zu besitzen, wohl die älteste, die über einen derartigen Besitz unseres Fürstenhauses auf uns gekommen ist. Am 12. October 1426 verpfändete nemlich Herzog Wilhelm in Lüneburg seinen Silberschatz, „syn sulverwergk“, wie er sagte, an Werner Kalm, ein Mitglied der alten bekannten Braunschweigischen Patricierfamilie, der dem Herzoge schon früher mit nicht unbeträchtlichen Geldsummen ausgeholfen hatte. Der Fürst hat offenbar zu dem Bürger in guten Beziehungen gestanden; er spricht von ihm als seinem Wirthe und lieben Getreuen, „unsem werde to Brunszwig unde lieven getruen“. War die Stadt Braunschweig auch zumeist nicht gerade entgegenkommend gegen ihre Fürsten, so scheint Werner Kalm diesem doch gern die Pforten seines Hauses gastlich geöffnet zu haben, wie er jetzt auch seinen Geldbeutel willig ihm aufthut. Schon früher hatte er ihn unterstützt, theils mit baarem Gelde, theils mit Hafer, Bier und sonstigen Lebensmitteln, die er in der Kriegsnoth an die Fürstlichen Amtleute geliefert hatte. Insgesammt wurde dies Alles auf 150 Mark veranschlagt, dazu wurden jetzt noch 300 rheinische Gulden und 200 lübische Mark in baarem Gelde dem Herzoge ausbezahlt. Dieser versprach die Beträge 14 Tage vor Weihnachten in Braunschweig zurück zu erstatten oder die Capitale mit 60 rh. Gulden jährlich zu verzinsen. Als ein werthvolles Pfandstück übergiebt der Herzog Werner Kalm sein „sulverwerk“; als „truehender“, Treuhänder, d. h. als solche, die über die Ausführung des Vertrages zu wachen und etwaigen Falls die Rechte W. Kalm's zu vertreten hätten, wohnen die Braunschweigischen Bürgermeister Curd und Hans Horneburg und Tile von dem Broke dem Rechtsgeschäfte bei.

Der Silberschatz selbst enthielt nun nachfolgende Stücke:

- Zwei silberne „hantvate“, Handbecken, 24 Mark 2 Loth schwer.
- Zwölf „etelvate“, Eßgeschirre oder silberne Speiseschüsseln, zusammen 35 Mark 1/2 Loth schwer.
- Einen hohen vergoldeten Pokal, auf dessen Deckel oben ebenfalls von Silber eine Burg dargestellt ist, 7 Mark 1 Loth schwer.
- Eine Halskette, 1 1/2 Mark schwer.
- Zwei vergoldete Doppelpokale, der eine 9 1/2 Mark und 4 Loth, der andere 5 Mark und 15 Loth schwer.
- Acht silberne Becher, zusammen 8 Mark und 4 1/2 Loth schwer.
- Einen vergoldeten Gürtel von 23 Gliedern, mit dem Riemen 7 1/2 Mark und 1 1/2 Loth schwer.

War dies wirklich der ganze Silberschatz des Herzogs, dessen Werth sich somit dem Gewichte nach auf 99 Mark 4 1/2 Loth belief, so muß er noch als ein sehr bescheidener bezeichnet werden im Vergleiche zu dem, der aus dem Besitze Herzog Heinrich's d. J. im Jahre 1542 den Schmalkalden in die Hände fiel. Wir sind über diesen Silberschatz oder wenigstens seine künstlerisch werthvollsten Bestandtheile durch den Professor E. A. v. Drach in Marburg näher unterrichtet, der darüber nach alten Beutezetteln u. s. w. in dem Beiblatte von Lützow's Ztschr. f. bild. Kunst (22. Jahrg. 1886 H. 2), dem Kunstgewerbeblatte III. Jahrg., S. 32 ff. interessante Mittheilungen gemacht hat.

Wir lassen nun den Wortlaut der oben erwähnten Urkunde vom 12. October 1426, die erst kürzlich mit vielen anderen Documenten durch eine großmüthige Schenkung des Herrn Rittergutsbesitzers A. Leßmann auf Oberg in das Herzogliche Landeshauptarchiv gelangt ist, hier folgen:

Wii Wilhelm, van godes gnaden to Brunßwig unde Luneborg hertoge, bekennen openbare vor uns unde unse erven, dat wii Werneken Kalmese unsem werde to Brunßwig unde lieven getruen, synen erven unde to orer truen hand Curde unde Hanse Horneborgen unde

1) Vgl. L. Hänselmann's Braunschw. Chroniken B. II, S. 482 ff.

Tylen van dem Broke, borgermeystern to Brunßwig, unsen lieven getruen, rechter schuld schuldig syn drehundird rinssche guldene unde twe hundird lubissche marck, de Werneke vorgenant uns uppe dessen dag in eynem summen unde redem golde unde gelde [2]) hir to Luneborg gelehned hefft unde wii se ford in unser herssc̃up nutt gekard hebben, unde darto eynen andern summen bii anderhalff hundird marcken in eyner rekenschop, der he uns twintig lubissche marck unde vefteyn rinssche guldene ok in redem gelde gelehned unde vor dat andere uns havern, beer unde andere koste to unses kryges nod geschigkt unde unsen amptluden geantworded hefft. Den vorgescrevenen summen goldes unde geldes wii unde unse erven Werneken, synen erven edder truehenderen vorgenant betalen willen unde schullen bynnen Brunßwig in syme huß veerteynnacht vor Wynachten negestkomende sunder vortog edder geverde. Unde des to wissenheyd hebbe wii on unse sulverwergk, alze twe sulverne handvate, de wegen veer unde twintig lodige marck unde twe loth, twelff etelvate, de wegen viffundedertich lodige marck eyn halff loth, eynen hogen verdagketen verguldeden kop mit eyner sulvernen borg ovene, de wecht seven lodige marck unde eyn loth, eynen halsband, de wecht anderhalve lodige marck, eynen twevalden verguldeden kop, de wecht teyndehalve lodige marck unde veer loth, unde noch eynen twevalden verguldeden kop, de wecht ses marck myn eyn loth, achte sulverne bekere, de wegen achte lodige marck vifftehalf loth, unde eynen verguldeden gordel van dren unde twintig stucken, de weged mit deme remen achtehalve lodige marck unde anderhalff loth, darvore to pande gesatt, also: were dat sodane betalinge des vorgescrevenen summen uppe sodane tiid nicht geschege unde leng verholden worde, so schulle wii om edder synen medebenomeden to dem yare sestich rinssche guldene edder na versletener tiid meer edder mynner daruppe to frundscop [3]) geven, de wyle wii on sodanen summen nicht betaled hebben. Wanne wii on ok van dessem hovedsummen ichtes betalen willen edder kunnen, weynich edder vele, dat moge wii don unde dat schullen Werneke edder syne medebenomeden nemen unde dat darvan afffslan unde darna scal uns denne de frundscop der sestich guldene ok gemynnered werden. Unde des schullen Werneke edder syne medebenomeden uns quitancien geven, wat wii on also darvan betaleden. Were ok sake, dat Werneke edder syne medebenomeden desse vorgescrevenen unse pande van nodwegene versetten mosten to Cristenen edder Juden, dat mogen se don mit unser witscop. Unde desses to bekantniße hebbe wii on dessen brieff gegeven unde unse ingesegel daran hengen laten to Luneborg. Na godes bord dusend verhundird unde in dem seßundetwintigesten jare am Sunavende na Dyonisii. P. Z.

---

2) In bereitem, fertigem, d. i. baarem Golde und Gelde.

3) Zu freundschaftlichem Entgelt.

Bücherschau.

Theodor Lindner, Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn, 1899. 215 S. 8⁰. 4 M, geb. 5 M.

Den ganzen reichen Stoff, der hauptsächlich nach der Gründung des hansischen Geschichtsvereins (1871) durch umfassende Quellenveröffentlichungen und zahlreiche Einzeluntersuchungen und -darstellungen in glücklichem Zusammenwirken vorzüglicher und verschiedenartiger Kräfte für die Geschichte der Hanse angesammelt worden ist, hat Th. Lindner, Professor in Halle, in obigem, schön ausgestattetem Buche gründlich verarbeitet und dabei doch in so meisterhafter Weise klar und anschaulich zur Darstellung gebracht, daß das Buch wie wenige andere aus neuerer Zeit verdient, Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. Der Verfasser geht von dem Löwen auf dem Burgplatze zu Braunschweig aus, schildert kurz die bleibende hervorragende Bedeutung Herzog Heinrich's des Löwen für Norddeutschland, sowie des Letzteren Sonderstellung und Entwicklung. Eingehender behandelt er dann die Anfänge des norddeutschen Seehandels, die Länder der Nord- und Ostsee, um dann sein eigentliches Thema, die Gründung der Hanse, deren Entwicklung, Geschichte, Glanzzeit und allmählichen Verfall in ausführlicher Darstellung uns vorzuführen. Nicht nur die äußeren politischen, sondern auch die wirthschaftlichen Verhältnisse werden von weitem und freiem Standpunkte aus dargelegt und beurtheilt, die zahlreichen Beziehungen der Hansestädte zu den anderen Staaten Europas, ihre Stellung im Welthandel der Zeit treffend erörtert, das Leben der hanseatischen Kaufleute daheim und in der Fremde deutlich vor Augen gestellt. Wir können hier auf Einzelheiten nicht eingehen, sondern unseren Lesern nur dringend rathen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen, das so leicht Niemand unbefriedigt wieder fortlegen wird. Es hat für die Gegenwart nicht nur einen geschichtlichen, sondern zugleich auch einen actuellen Werth. Denn neben der Geschichte der Hanse wird uns mit beredten Worten die Bedeutung vor die Seele gestellt, die diese für ihre Zeit, für deutsches Wesen und Volksgefühl überhaupt bis in unsere Tage gehabt hat. Der Verfasser hält seinem Volke einen Spiegel vor; aus den Leistungen und Mängeln der deutschen Hanse, aus ihrem Untergange zieht er beherzigenswerthe Lehren für unsere Zeit, die unter glücklicheren Verhältnissen die Aufgaben wieder aufzunehmen beginnt, denen die Kräfte der Hanse im alten deutschen Reiche nicht gewachsen waren.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 1—4. 6. Zum neuen Jahre 1899. — 1. O. Eggeling, Moderne Kunst und Professor Beyschlag. — 2. Aufruf des evang. Bundes. — 3 Ein Italiener über die Kaiserfahrt. — 4—5. Vom Trinken der Studenten. — 5—6. Richard Rothe. — 7. Deutschland und der Orient. — 8—10. Nach Rade die sittlich-religiöse Gedankenwelt unserer Industriearbeiter. — 8. Michelet über Luthers Psalmen. — 10. Wie die Braunschw. Geistlichkeit von den Beiträgen zu den Generalinspections-Sterbekassen befreit werden kann.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 26. März **1899.**

Der Abt Häseler und seine Familie.

Von Johannes Beste.

(Schluß).

Durch diesen Umgang mit wissenschaftlich thätigen Männern wurde auch Häseler zu litterarischer Arbeit ermuntert. Zuerst veröffentlichte er im Jahre 1771 eine Rede über „die Vortheile, welche die Welt durch die Ausbreitung des Christenthums erhalten hat", gehalten in der Christmesse 1770. Noch in demselben Jahre folgten die „Betrachtungen über das menschliche Auge, zur Bewunderung der großen Werke Gottes und zur Erkenntniß derer, die keine Meßkunstverständigen sind"; ferner der erste Band der „heiligen Reden über wichtige Wahrheiten des Christenthums", dem bis zum Jahre 1776 drei weitere Bände folgten. Außerdem erschienen in Wolfenbüttel noch die „Reden von den Wegen der göttlichen Vorsehung bei der Erleuchtung der Welt durch Christum" (1773) und die „optischen Beiträge zur nächtlichen Erleuchtung" (1773). Es ist eine alte Wolfenbüttler Tradition, daß Häseler in Wolfenbüttel ein künstliches Auge verfertigt und den Schülern des Gymnasiums erklärt habe.

In jenen Tagen, da die Gelehrsamkeit viel höher gewerthet wurde, als in unserer practischen Zeit, hob jede schriftstellerische Wirksamkeit das Ansehen des betreffenden Geistlichen; am meisten aber eine solche, welche über die Grenzen seines kirchlichen Berufs hinausging und für das alltägliche Leben nutzbar erschien. Die Prediger zugleich zu Lehrern aller gemeinnützigen Wissenschaften zu machen, dahin ging das Streben der Zeit. Durch seine populären Schriften kam Häseler diesem Verlangen entgegen, darum galt er bald in weiten Kreisen für einen Gelehrten, der auf der Höhe der Zeit stehe. Auch das Herzogliche Consistorium wußte die Gaben und den Charakter des Mannes zu schätzen. Als der Abt Ritmeier in Holzminden starb, hielt man den 42jährigen Häseler für den geeignetsten Nachfolger.

So wurde denn Häseler am 19. December 1774 zum Pastor Primarius und Generalsuperintendenten zu Holzminden und zugleich zum Abte von Amelungsborn ernannt, aber erst am 25. Juni 1775 in Holzminden eingeführt.[1]) Das Primariat hatte damals ein Einkommen von 500 Thalern, dazu kamen noch die unbedeutenden Accidentien, ferner 450 Thaler von der Abtei, 100 Thaler für den Religionsunterricht am Gymnasium und ein Holzdeputat. Bis zum Jahre 1777 war Häseler nur Mitcurator des Gymnasiums. Als in diesem Jahre der Rector und Klosterprior Richter[2]) als Superintendent nach Lichtenberg abging, wurde dem Abt Häseler auf besonderes Ansuchen auch das Ephorat verliehen[3]). Trotz der vermehrten Arbeitslast setzte er seine Schriftstellerei auch in Holzminden fort. Seine „Anfangsgründe der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie zum eigenen Unterricht" (Lemgo, 1776 2. Th. 1777, 3. Th. 1790) wurden damals viel gebraucht und erlebten die zweite Auflage. Sonst mögen die „analytischen Betrachtungen über die Theorie der sphärischen gläsernen Spiegel" (1775), die Schrift über den Ludolfischen Barometer (1781) und die Beschreibung und Berechnung einer Horizontalsonnenuhr für jede einzelne Minute jeder Stunde (1781) hier genannt werden. Häselers sämmtliche Schriften sind verzeichnet bei Meusel, Lexicon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Band IV, Seite 30.

Als Mensch war Häseler, wie Dauber bezeugt, sehr gottesfürchtig und streng gewissenhaft, ein Ehrenmann durch und durch. „Sein Pflichteifer verlangte, wo mit Andern ein Geschäft zu theilen war, für sich immer die Hauptarbeit. Die äußere Wohlanständigkeit galt ihm viel; dabei pflegte er aber mit seinen Gedanken sehr gerade herauszugehen. Ungeachtet der bei seinem Antritte als Abt ihm auferlegten Machtbeschränkungen war er sehr eifersüchtig auf die Jura Praelatorum und schrieb gern: „Ich, der Abt". Mit Vorliebe ertheilte er in seinem Hause den Gymnasiasten mathematischen

1) Vgl. die Consistorialacten und das Kirchenbuch zu Holzminden.

2) Richter gehört zu den verdienten Schulmännern, welche wie auch Zwicke und Junker vom Halleschen Pädagogium berufen wurden. Geboren zu Halle 14. Februar 1727, Informator in der 1. Klasse des dortigen Waisenhauses 1748, Rector zu Calbe 1751, zu Holzminden 1759, Sup. zu Lichtenberg 1777, General- u. Stadtsuperint. zu Braunschweig 1784, gestorben 27. Juli 1791.

3) Dauber, Mittheilungen aus der Vergangenheit des Gymnasiums zu Holzminden. Braunschweig, Vieweg 1860, S. 27.

Unterricht. Ueberhaupt hatte er „für das Schulwesen eine aufrichtige Theilnahme. Schwächlicher Zucht war er abgeneigt. Um die seinem Ephorate unterstellte Amelungsborner Klosterschule zu Holzminden zu fördern, scheute er keine Arbeit. Aber Lehrer und Schüler fühlten seine feste Hand“[4]). So erhielt einst ein Kleinprimaner von dem Abte eigenhändig mit dessen spanischem Rohre eine wohlverdiente Züchtigung[5]). Als der philanthropisch gerichtete Rector Panse (gestorben 1798) den Carcer aus pädagogischen und moralischen Gründen für verwerflich erklärte, berichtete der Abt: „Ich bleibe dabei, daß ein Carcer als Besserungsmittel gut sei. Es ist doch besser, als wenn die Schüler zur Strafe auf einige Tage von der Schule gewiesen werden, wo sie dann herumlaufen. Auf Universitäten taugt er nichts, da ist er ein Ort des Unfugs; aber so muß es auf Schulen nicht sein“. Häseler beantragt für den Carcer eine ordentliche Stube, die aber so fest vermacht ist, daß nichts zugesteckt werden kann, einen Ofen und ein Bett und dabei tüchtige Arbeitsaufgaben. Uebrigens will er den Jugendmuth nicht brechen, sondern nur läutern. „Wir wollen weder kriechende, furchtsame Sclaven noch empfindelnde Geschöpfe ziehen, die in Ekstase gerathen, wenn sie ein Blümchen sehen oder der Mond helle scheint“, wie es damals im Zeitalter der Sentimentalität häufig vorkam. Auch gönnte er den Schülern ein anständiges Vergnügen. „Zu derselben Zeit, wo er für den Carcer stritt, beantragte er die jährliche Verwilligung von etwa 15 Thalern zu einem Schulballe“.

Auf dem Gebiete der Volksschule bekämpfte er die abergläubische Hochschätzung der einseitigen Verstandesbildung und verlangte, daß auch die Herzen durch religiöse Erziehung zur Tugend gebildet würden. Er warnte davor, die traurige Vielwisserei zu pflegen, da „die Leute hin und wieder etwas aufgeschnappt haben, von allen Dingen räsonniren und doch eigentlich nichts wissen“. Die Menschen müßten nur insoweit aufgeklärt werden, als es für ihren zukünftigen Stand paßt. In Folge der vielerlei unverdauten Wissensbrocken wird der Arbeiterstand unzufrieden mit seinem Loose, neidisch und aufsässig werden. Für die Neuerungen der Philanthropen hatte er keinerlei Sympathie. „Es giebt keinen königlichen Weg zu den Wissenschaften, sagte Archimedes zum Könige von Syrakus, der es seinem Sohne hübsch leicht gemacht haben wollte, und wenn man auch eine Chaussee zu den Wissenschaften bauet, so gehet die doch immer bergan, und da muß man den Schritt, und in der Mathematik den Schneckenschritt fahren. Was in dem ungeheuren Schwall philanthropinischer Schrifte ngut ist, haben wir größtentheils schon lange vorher gebraucht, ehe es zum Vorschein kam, wir haben es aber nicht ausposaunt. Seit Basedow's Zeiten, der ganz Deutschland in Contribution setzte, hundert Projecte machte und am Ende fast nichts weiter als einen neumodigen orbis pictus hervorbrachte, der nun auch bald vergessen ist, ist des Philanthropisirens kein Ende. Freilich werden die Leute dadurch geblendet, aber da wird nichts aus. Ich habe noch keinen philanthropischen Menschen als einen großen Mann gekannt“. Die ganze Bewegung erschien ihm als eine „thörichte und nicht ungefährliche Schwärmerei“, ein Urtheil, wie es auch Goethe und Herder darüber fällten. Man vergleiche Goethe's Aeußerung über Basedow in Wahrheit und Dichtung Theil II, Buch XIV und seine humoristische Karrikirung desselben in dem Fastnachtsspiele Satyros. Auch Herder wollte Basedow nicht Kälber zu erziehen geben, geschweige denn Menschen, weil ihnen im Philanthropinum wie jungen Eichen die Herzwurzel genommen würde, damit über der Erde Alles in Stamm und Aeste schieße.

Als der Drost Freyenhagen von Rosenstern in Wickensen im philanthropischen Thatendrange die Schule des dortigen Amtes fleißig besuchte, neue Schulbücher einführte und durch Prämien für die 6 fleißigsten unter den 24 Schulmeistern des Amtes deren Eifer anzuspornen suchte, fand er energischen Widerstand bei Häseler, der von den vielen neuen Bildungselementen den Fluch der Halbbildung und von den Prämien Neid, Haß und Eifersucht erwartete. „Wer bloß durch den Reiz der Prämie das thut, was er auch ohne Prämie thun müßte, ist ein elender Miethling“. Der Drost erhielt am 31. März 1785 die Weisung, seine Schulbereisungen bis auf weitere Instruction auszusetzen[6]).

Trotz der großen Schwächen und lächerlichen Wunderlichkeiten des Philanthropinismus wird heute wohl kein Schulfreund die mannigfachen Anregungen verkennen, welche er zur Förderung der Jugendbildung gegeben hat. Zweifellos ist es sein Verdienst, daß in der folgenden Zeit das Schulwesen in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses trat; und das that noth. Wir ersehen aus Häseler's Berichten, wie kläglich es damals mit dem Landschulwesen bestellt war. Es gab im Weserkreise noch Schulstellen genug, die nur 10 bis 15 Thaler jährlich einbrachten. Die Lehrer waren zumeist ehemalige Schuster, Schneider, Leineweber, häufig Stümper in ihrem Handwerk, welche das Amt um der freien Wohnung und der Befreiung von Abgaben willen suchten, zuweilen auch ehemalige Bedienten und Soldaten. Nach seiner Meinung gab es im Weserdistricte nur wenige Lehrer, die sich auf die 4 Species und die Regel de tri verstanden. Nur sehr wenige Schulkinder lernten das Schreiben. Die meisten alten Bauern mußten, wenn sie gerichtlich unterzeichnen sollten, anstatt ihres Namens drei Kreuze machen. Die Schulstuben waren meist so klein und so mit Kindern vollgepfropft, daß es unmöglich war, einen Tisch zum Schreiben zu setzen. Häseler billigt es, wenn der Schulmeister in seinen Nebenstunden noch ein Handwerk betrieb. „Es bewahret ihn vor manchen Abwegen, worauf der Müssiggang bringet. — Ich habe es bemerket, daß Schulmeister, die kein Handwerk wissen, sehr oft schlecht werden. Werden sie nun noch obendrein Cantores auf den Dörfern, so steigt ihnen der Spiritus gewaltig in den Kopf, sie scheuen sich zu arbeiten, z. E. in ihren Nebenstunden ihren

4) Koldewey, Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte S. 113.

5) Vgl. hier und zu dem Folgenden die werthvollen Mittheilungen Daubers a. a. O. S. 36f.

6) Koldewey, Drost von Rosenstern, der Philanthrop des Weserkreises, Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte S. 85—118.

Garten selbst zu graben, ihr Holz selbst zu spalten, ihr Korn selbst helfen auszudreschen, halten Tagelöhner und verarmen und verderben" [7]).

Große Mühe gab sich Häseler, die Schuljugend mit dem Gebrauche des Kalenders bekannt zu machen. Er veröffentlichte eine „Erklärung des Kalenders, wobei zugleich ein Modell eines gehörig eingerichteten Kalenders auf das Jahr der christlichen Zeitrechnung 1793 befindlich ist" und ließ diese Schrift in den Schulen verbreiten. Auch suchte er den damals namentlich noch auf dem Lande herrschenden „dichten dummen Aberglauben" durch Empfehlung der 1786 erschienenen „Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens" von Helmuth zu vertreiben.

Schwere Kämpfe erwuchsen dem Abte, als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand gleichfalls unter dem Einflusse des Philantropinismus die Oberaufsicht über das Schulwesen den Consistorien zu Wolfenbüttel und Blankenburg abnahm und einem neugegründeten Fürstlichen Schuldirectorium übertrug. Das Herzogthum Braunschweig wurde damit die erste Versuchsstation der von vielen Seiten so eifrig erstrebten Trennung der Schule von der Kirche. Der geistige Vater dieser Umwälzung war Joachim Heinrich Campe, der berühmte Verfasser des Robinson, der bereits durch seine Thätigkeit am Basedowschen Philanthropin zu Dessau und durch Leitung einer Privatschule zu Hamburg sich einen Namen auf pädagogischem Gebiete gemacht hatte. Auf Rath des späteren preußischen Staatskanzlers, des Geheimenrathes v. Hardenberg, war Campe gegen Ende des Jahres 1785 nach Braunschweig berufen und schon am 12. Juni 178[illegible] nach dem Tode des widerstrebenden Geheimenrathes von Praun wurde die neue Behörde eingesetzt. Ihr Vorsitzender war Hardenberg, dem außer Campe der Professor Trapp, der Rector Stuve, der strenggläubige [8]) Generalsuperintendent Richter in Braunschweig, vormals als Rector und Prior in Holzminden Campe's Lehrer, der Hofrath Mahner und der Conrector Heusinger zur Seite standen.

Gerade die unter Häseler's Ephorate befindliche ehemalige Amelungsborner Klosterschule, welche der Klosterrathsstube unterstellt und deshalb vom Consistorium unabhängig war, von deren Director, dem mit Campe befreundeten Petersen, man ein bereitwilliges Entgegenkommen erwartete, sollte zuerst reformirt werden. Für sie wurde 1787 eine neue Schulordnung ausgearbeitet, welche den Einfluß des geistlichen Ephorus bedeutend verminderte. Aber Häseler war nicht der Mann dazu, sich an die Wand drücken zu lassen, zumal er sich seiner wissenschaftlichen Ueberlegenheit über die lückenhafte und oberflächliche Vorbildung so mancher Philanthropen und seines langjährigen, unermüdlichen Wirkens zur Hebung des Schulwesens voll bewußt war. Als dann Campe in seinen Fragmenten die Landgeistlichen zu eifriger Beschäftigung mit dem Rechnungswesen, der Rechtsgelehrsamkeit, mit Oeconomie und Anatomie ermunterte, damit sie zugleich als wirthschaftliche, juristische, ärztliche und thierärztliche Berather ihrer Gemeinden sich nützlich machen könnten, und dadurch in einen heftigen Federkrieg mit Abt Velthusen in Helmstedt verwickelt wurde, da erhob sich gegen ihn in weiten Kreisen, namentlich in der Geistlichkeit eine bedenkliche Strömung. In dieser bewegten Zeit erwies sich der sonst so freisinnige Häseler als ein Hort der alten kirchlichen Rechte. In den Landständen, die damals aus Vertretern der Prälaten, der Ritter und der Städte bestanden, besaß er durch die Macht seiner Persönlichkeit einen weitgehenden Einfluß. In den Jahren 1768 und 1775 hatten die Stände eine gründliche Umgestaltung des Schulwesens gewünscht. Nun aber wurde die Frage aufgeworfen, ob der Herzog das Recht habe, eigenmächtig ohne Mitwirkung der Stände ein ganz neues Landescollegium ins Leben zu rufen. Diese Frage wurde verneint. Schon am 18. Juli 1786 erließ der Ausschuß der Stände gegen die Einführung des Schuldirectoriums einen vom Hofrath Rhamm verfaßten Protest, weil dadurch die ständischen Privilegien, Landesverfassung und Herkommen verletzt und die reine Lehre gefährdet sei. Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß die Lehrer zumeist auch Kirchendiener waren und nun zwei Herren dienen mußten. Auch das Consistorium in Wolfenbüttel, der Stadtmagistrat zu Braunschweig, das geistliche Ministerium und das geistliche Gericht daselbst protestirten wegen Verletzung ihrer Patronat- und Ephoralrechte. Dieser energische Widerspruch verfehlte nicht seinen Eindruck auf den rücksichtsvollen, vorsichtigen Charakter Karl Wilhelm Ferdinand's, der bei allen seinen Maßregeln das „qu'en dira le monde!" niemals aus den Augen ließ. Als der Gegensatz immer schärfer wurde, als die Stände sich (1788) durch Selbstconvocation versammelten und mit einem Processe beim Reichskammergerichte drohten; als die Fürstenthrone unter den Stürmen der von Campe freudig begrüßten französischen Revolution ins Wanken geriethen und die Unterstützung der conservativen Elemente dringend bedurften, hielt es der Herzog für das Klügste, nachzugeben. So brach denn zu Häseler's Genugthuung bereits nach 4 Jahren (6. April 1790) die neue Schulbehörde zusammen und die alte Ordnung trat wiederum in ihre Rechte.

Auch sonst war das Streben Häseler's mit reichem Erfolge gekrönt. Schon im Jahre 1772 ernannte ihn die deutsche Gesellschaft zu Helmstedt, welche insbesondere die Dichtkunst und die Beredtsamkeit pflegte, zu ihrem Mitgliede. Auch die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen machte ihn in Anerkennung seiner mathematischen Werke zu ihrem Correspondenten. Der dortige Mathematiker, Hofrath Abraham Gotthelf Kästner, würdigte ihn einer langjährigen herzlichen

---

7) Koldewey, a. a. O. S. 96.

8) Nach Pockels, Carl Wilhelm Ferdinand S. 114 f., sagte Richter bei seinem Amtsantritte zum Herzoge: „Mein Vortrag wird bei der jetzigen Aufklärungsperiode nicht sehr in Braunschweig gefallen. Ich bin ein Lehrer nach dem alten Schlage und kenne das Neue sehr wenig", worauf der Herzog erwiderte: „Ich bin auch nicht dafür; fahren Sie fort zu lehren wie Sie es sonst gethan haben". Wie Richter über die „Schulcharlatane" mit ihrer „Prahlerei und Projectir-Windbeutelei" dachte, vgl. Hänselmann, das erste Jahrhundert der Waisenhausschule in Braunschweig S. 390.

Freundschaft. Seine Landesfürsten, die Herzöge Karl und Karl Wilhelm Ferdinand, waren ihm sehr gewogen. Der Erstere beförderte ihn kurz vor seinem Tode (26. März 1780) am 18. März 1780 unter Beibehaltung seiner Holzmindener Wirksamkeit zum Consistorialrath. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zog ihn oft zur Tafel und unterhielt sich mit ihm über religiöse Fragen. Besonders nahe stand Häseler der Wittwe des Herzogs Karl I, Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich's des Großen, welche in dem vom Kammerrathe von Gebhardi 1780 am Langenhofe Nr. 1 errichteten Hause ihren Wittwensitz hatte und hier den Abt während der Tagung der Landstände häufig einlud. Ihr hat er sein größtes theologisches Werk, die „Betrachtungen über die natürliche Religion" (Leipzig 1787) gewidmet. Häseler sagt in der Vorrede, die Herzogin habe manchmal die Gnade gehabt, sich mit ihm über die Wahrheiten der natürlichen Religion zu unterreden. Er habe ihre gründlichen Einsichten nicht nur bewundert, sondern auch benutzt. Sie werde in diesen Betrachtungen viele Gedanken antreffen, welche die ihrigen seien; er habe sie nur an den Ort gestellt, dahin sie gehörten, und gebe sie hierdurch mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit der Herzogin zurück. Häseler will in diesen Betrachtungen über die natürliche Religion blos das sagen, was die gesunde Vernunft darüber lehrt, nichts mehr und nichts weniger, dagegen alle Gedanken oder Hülfsmittel, die irgend eine Religionspartei unter den Christen hätte darreichen können, entfernen, so daß ein jeder Mensch, er sei Christ oder Jude, Muselmann oder Heide, sie ohne allen Anstoß lesen könne.

Man sieht, Häseler war ein Kind seiner Zeit, welche die positiven, geschichtlichen Gestaltungen des religiösen Lebens in blutleere Allgemeinbegriffe auflöste. Die Annahme einer natürlichen Religion, welche jedes Volk und jeder normal beanlagte Mensch von Geburt an als natürliche Mitgift mit auf die Welt bringt, war ein Vorurtheil, dem am Ende des vorigen Jahrhunderts die edelsten Geister huldigten. Dieses Dogma wurzelte in dem Satze Rousseau's, daß der ursprüngliche Naturzustand des Menschen der allein wahre sei und daß das Heil der Menschheit in der Rückkehr zur Natur liege. Natürliche Religion, Rückkehr zur Natur war damals das blendende Schlag- und Zauberwort. Und doch war dieser vielgerühmte Naturzustand nur ein Traumbild der Phantasie. Thatsächlich vertauschte man die leibhaftige Wirklichkeit, den geschichtlich gegebenen Boden für wesenlose, schattenhafte Gedankenbilder. Die bedeutendsten protestantischen Dogmatiker der Neuzeit, der conservative Erlanger von Frank und der freier gerichtete Göttinger Ritschl stimmen darin überein, daß es keine natürliche Religion giebt, d. h. kein noch so geringes Wissen um Gott, das allein mit den Mitteln theoretischen Erkennens als allgemein geltendes Eigenthum der Vernunft gewonnen werden könnte, mit dem dann die christliche Heilslehre in Einklang zu bringen wäre. Was Häseler Vernunft nennt, das ist die sich unfehlbar dünkende Weisheit des letzten Tages, die Durchschnittsmeinung des Zeitgeistes. „La raison, c'est moi" so hätten die Aufklärer bei mehr Selbsterkenntniß sprechen müssen. Die religiösen Vorstellungen, welche ihnen damals als höchst vernünftig erschienen, die Grundwahrheiten der natürlichen Religion, Gott, Tugend, Unsterblichkeit, wurden von den späteren Pantheisten und Materialisten für höchst unvernünftig gehalten. Es waren im Grunde die Reste der christlichen Ueberlieferung, welche man unter dem Schutze des allgemein beliebten Zauberwortes der Zeit zu retten suchte.

Bei diesem äußerlich so glänzenden Erfolge sollte indessen dem Abte nach dem Loose der Sterblichen auch bitteres Leid nicht erspart bleiben. Dieses traf ihn in seinem Familienleben. Häseler hatte sich am 12. Februar 1760 mit der 22jährigen Tochter des Braunschweiger Bürgermeisters Strasberg in Braunschweig verheirathet. Sämmtliche 6 aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter, mußte der Vater vor sich ins Grab sinken sehen. Es waren:

1) Friederike Henriette Wilhelmine, geboren am 16. Januar 1761, gestorben 27. Mai 1779 zu Holzminden.
2) Johann Friedrich Wilhelm, geboren am 14. Februar 1764, gestorben 26. Juni 1764 zu Wolfenbüttel.
3) Anton Julius, geboren am 2. Juli 1765, gestorben 2. December 1785 als Studiosus in Göttingen.
4) Christoph Ludwig, geboren am 6. August 1767, gestorben 20. August 1770 zu Wolfenbüttel.
5) Auguste Dorothee Henriette, geboren am 1. Februar 1770, gestorben 3. Juli 1774 zu Wolfenbüttel.
6) Franz Ulrich Ludwig, geboren am 10. Mai 1772, gestorben 3. November 1786 zu Holzminden[9]).

Am schmerzlichsten war für den Abt der Tod seines Sohnes Julius, der bereits in Göttingen seine Erstlingsschrift: „Untersuchung der krummen Linie, in welcher zwei Seiten des gegebenen Dreiecks unter gleichem Winkel erscheinen" [10]) abgefaßt hatte. Kästner hatte außerordentliche Hoffnung auf den erst 20jährigen Jüngling gesetzt[11]). Der Vater hatte sich insbesondere darüber gefreut, daß dieser seine Lieblingsbeschäftigung, die Mathematik, zum Studium erwählte. Zum Trost in seiner Traurigkeit verfaßte er im Jahre 1790 eine seinem „verehrungswürdigsten Freunde und Gönner, Herrn Hofrath Abraham Gotthelf Kästner" gewidmete Schrift: „Julius, oder von der Unsterblichkeit der Seelen". In der Vorrede dankt er dem Freunde für alle Wohlthaten, die derselbe seinem seligen Sohne erwiesen. „Ich habe mancherlei Schicksale in der Welt erlebt; ich habe viele frohe Augenblicke genossen, an die ich nicht ohne Rührung und dankbare Empfindungen gedenke. Aber auch manche traurige Begebenheit hat meine Lebenszeit verbittert und noch jetzt presset ihr Angedenken oft heiße Thränen der zärtlichsten Wehmuth,

9) Herr Kirchenbuchführer Nolte-Holzminden hat mir sämmtliche dortige Kirchenbuchsnachrichten, die Familie Häseler betreffend, abschriftlich zugesandt, wofür ich auch hier nochmals danke.

10) Vgl. über ihn Meusel, Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. IV, S. 30.

11) Dauber, a. a. O., S. 33.

aber nie des Murrens und der Unzufriedenheit, aus meinen Augen. Ich habe viele meiner besten, meiner liebsten Freunde, ich habe alle meine Kinder, darunter sehr hoffnungsvolle Jünglinge waren, durch den Tod verloren; und um mein Herz recht tief zu verwunden, verhängete es mein trauriges Schicksal, daß fast alle meine Lieben in meinen Armen starben, und daß ich denen im eigentlichen Verstande die Augen zudrücken mußte, von denen ich hoffte, und es herzlich wünschte, daß ich einst in ihren Armen sterben, und sie mir die gebrochenen Augen zudrücken möchten. Auch diese traurigen Schicksale mußten wohl zu meinem Besten gereichen, zu meiner Vervollkommnung; zu einer lehrreichen Uebung, die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge zu erkennen; sonst würde es die göttliche Vorsehung anders eingerichtet haben. Auch für meine Kümmernisse danke ich Gott. Ich wurde durch meine Leiden erschüttert, heftig erschüttert, aber ich wurde nicht dadurch zu Boden geschlagen. Der große wichtige Gedanke richtete mich allzeit auf und flößte mir Ruhe ein, wenn er auch nicht gleich alle Thränen abtrocknete, welche die Zärtlichkeit weinete, daß der Geist meiner Freunde, oder welches einerlei ist, was ihr Ich ausmachte, unsterblich sei. Sie sind nur vorausgegangen; ich habe keinen einzigen von ihnen verloren, und werde sie dereinst alle wieder finden. Sie haben die große Reise in die zukünftige Welt, die jenseits des Grabes lieget, eher angetreten und vollendet, die wir alle antreten müssen. Ihr Körper, oder ihre Hülle, das Kleid ihrer Seelen ist hier geblieben; sie werden sich wenig darum gekümmert haben, so wie man ein altes abgelegtes Kleid bald aus der Acht läßt. Ich habe meine Kinder, ob sie schon diese Welt verlassen haben, doch alle behalten; auch in der Ewigkeit bleiben sie meine Kinder, meine zärtlichsten Freunde; auch dort werde ich mich über sie freuen. Ich wünschte es freilich sehr, daß sie meine Begleiter durch dieses Leben, und mein Stab im Alter sein möchten. Aber es war der Wille der Vorsehung, die so oft in meinem Leben für mich gesorget hat, oft wenn ich es am wenigsten einsah, daß ich ihrer besonderen Hülfe bedürfte, die mir dieses versagte; sie wollte es, daß ich fast einsam, von den mehrsten Freunden meiner Jugend, meinen Lieblingen und meinen Kindern verlassen, durch die Welt wandern sollte. Ihr Wille ist allezeit gerecht und ihre Rathschlüsse allezeit gütig, wenn sie auch unsern Wünschen ganz entgegen zu sein scheinen". Dieses Buch, an dessen Schlusse er auch seiner verstorbenen Freunde Heusinger und Lessing gedenkt, soll ein Monument sein für Julius, für die vorangegangenen Freunde, und das eigene Monument des Abtes. Es umfaßt 166 Seiten und ist mit großer Wärme geschrieben. In weiten Kreisen wurde es sehr beifällig aufgenommen, auch in das Holländische übersetzt.

Häseler hatte in seinem umfangreichen Amte stets die Neigung gehabt, selbst Alles zu thun und Erholung in den bescheidenen Mußestunden nur bei solchen Studien gesucht, die außerhalb seines Berufes lagen. Dieser nie sich genug thuende, unersättliche Arbeitstrieb hatte seine Kräfte vor der Zeit aufgerieben. Und wenn auch der hochgebildete, geistvolle Mann dem Widerstande, der ihm auf seinem Arbeitsfelde entgegentrat, vornehme Seelenruhe und sittliche Ueberlegenheit entgegenzustellen wußte, ganz spurlos gingen doch die harten Kämpfe an ihm nicht vorüber. Dazu kam der Kummer über den Verlust seiner Kinder. Kein Wunder, wenn sich bei ihm allmählich ein Herzleiden entwickelte, das sich zunächst in rheumatischen Beschwerden äußerte. Fünf Jahre lang hat er dieses schmerzliche Leiden mit großer Geduld getragen. Vergebens suchte er im Sommer 1793 im Bade Driburg Genesung. Die Lähmung nahm immer mehr zu. Bald konnte er auf der Kanzel nicht mehr stehen und mußte sich einen Pfarrgehülfen für den Kirchendienst halten. Nur noch bei besonders feierlichen Angelegenheiten trat er als Redner auf; so hielt er im Jahre 1794 eine feierliche Anrede an die Einwohner der Stadt Holzminden bei dem Feste über die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die er auch im Druck herausgab. Es war sein Wunsch, da „es ihm nicht strenge genug zuging" seinen Predigerdienst ganz aufzugeben, dafür aber, da er sitzend arbeiten könne wie zuvor, neben der Abtei, Generalsuperintendentur und Inspection der Schulen noch andere Geschäfte zu bekommen. Durch eine mathematische, im Programm veröffentlichte Arbeit über „die jährliche Abnahme eines auf Zinsen ausgeliehenen Capitals, welches auch in die Berechnung der Leibrenten schlägt und über das Interusurium" (Holzminden 1796) suchte er die logarithmischen Rechnungen mehr in Gang zu bringen und seine geistige Klarheit an den Tag zu legen. Doch trotz dieses Vollgefühls der geistigen Arbeitskraft waren seine Tage gezählt. Die Anschwellungen rückten von den Füßen aus immer höher hinauf, machten das Liegen unmöglich und schufen dunkle Tage und schwere, schlaflose Nächte. Am 26. April 1797 wurde er von seiner Qual erlöst. Seine irdischen Ueberreste wurden, wie das Holzmindener Kirchenbuch berichtet, „den 30. April Morgens 7 Uhr mit Geläute und Musiciren vom Thurme in ihr Gewölbe auf dem Kirchhofe eingesetzet, von 4 Amelungsbornschen Pferden gefahren".

Häseler's Wittwe überlebte ihren Gatten noch 17 Jahre; sie starb am 8. October 1814.

Häseler sollte noch nach seinem Tode der Gegenstand heftigster Angriffe werden. Der Sachverhalt war folgender:

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand hatte im Jahre 1794 unter Beirath des geistlichen Ministeriums zu Braunschweig und der theologischen Facultät zu Helmstedt eine Verbesserung der kirchlichen Liturgie und der Kirchenagende anzubahnen versucht. Im Consistorium trat das einzige ordentliche geistliche Mitglied, der freisinnige Petersen, warm für die Reform ein; dagegen wurde dieselbe von den 5 juristischen Räthen, dem Präsidenten von Knuth, Consistorialräthen Hassel, Woltereck, von Blum, Wöldecken und Langenstraßen, entschieden bekämpft. Die beiden auswärtigen theologischen Mitglieder, Abt Häseler in Holzminden und Hofprediger Schulz in Braunschweig, nahmen nur selten an den Sitzungen Theil. Der ständische Ausschuß, dem Häseler angehörte, trat der Majorität des

Consistoriums bei. In Folge dessen gab der Herzog seine Pläne auf. Ein Versuch des Abtes Henke, in dem neugegründeten Journal für Liturgik und Homiletik, Eusebia genannt, die Reform auf eigene Hand zu erstreben, rief einen heftigen Broschürenstreit mit dem Hof- und Canzleirath Hurlebusch und dem Pastor Breithaupt zu St. Martini in Braunschweig hervor. Als Petersen bei einzelnen liturgischen Vorrichtungen, namentlich bei der Ordination von Predigern, sich nicht strenge an das in der Agende vorgeschriebene Formular hielt und trotz Mahnung seiner weltlichen Collegen dabei verharrte, wurde er solcher Functionen überhoben. Doch er wollte lieber so Schweres dulden, als daß er „einen Rückschritt zur Finsterniß that".

Abt Häseler stand in diesem Streite auf der Seite der bestehenden kirchlichen Ordnung. Als der Pastor Dinglinger zu St. Martini in Braunschweig bei einer Taufe, die er in Gegenwart Häseler's verrichtete, nicht ein Wort von der in der Agende vorgeschriebenen Formel beibehielt, brachte Häseler die Angelegenheit dem Consistorium zur Anzeige, worauf dieses an alle Generalsuperintendenten des Landes den Befehl erließ, durch Circular aufzufordern, auf Pflicht und Gewissen zu berichten, ob sie in allen ihren Amtsverrichtungen sich genau an die Vorschriften der fürstlichen Kirchenordnung hielten.

Diese Anzeige Häseler's wurde in dem Leipziger Allgemeinen Anzeiger Nr. 4 Seite 39 als Denunciation hingestellt. Es wird von den höchst sonderbaren Antworten erzählt, die auf jenes Circular erfolgten, z. B. von derjenigen eines Predigers in der Nähe von Braunschweig, welcher meldete, er habe sich in allen Stücken pünktlich nach der Vorschrift der Kirchenordnung gerichtet, jedoch habe er seit einiger Zeit den Löwen, d. h. den Teufel, nicht mehr brüllen lassen; wenn es inzwischen das hochpreißliche Consistorium beföhle, so wäre er bereit, auch diesen fortan wieder in Requisition zu setzen. Der Artikel fährt dann fort: „Dieser Abt war ein Mann von einem wunderlichen und höchst bizarren Charakter, der gottlob in der Welt höchst selten ist, und sein Leben wäre daher ein wichtiger Beitrag zu der Erfahrungs-Seelenkunde. Eine Anecdote von ihm wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Er bot dem Buchhändler Nicolai im Bade zu Driburg moralische Predigten für die Christen, Juden und Heiden zum Verlage an. Nicolai antwortete: „Ich bedaure, mein Herr Abt, daß ich von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen kann, denn die Christen lesen keine Predigten mehr, die Juden kaufen keine und mit den Heiden stehe ich in keinem Geschäftsverkehr".

Dagegen veröffentlichte Nicolai im Allgemeinen literarischen Anzeiger 1798, № 16, Seite 168, folgende Berichtigung:

„Es hat Jemand gefallen, eine ganz erdichtete Anecdote von dem verstorbenen Abt Häseler und mir zu erzählen und mir eine witzelnde Antwort in den Mund zu legen, die ich nie gegeben habe und auf diese Art nie geben würde. Wie könnte ein Buchhändler, der den deutschen Buchhandel kennt, sagen, die Christen lesen keine Predigten mehr! Gute und schlechte Predigten werden ja immer noch bei Fudern nach und von der Leipziger Messe geführt und verkauft. Mehrere Predigtbücher sind in kurzer Zeit zu neuen Auflagen gekommen, selbst in meinem eigenen Verlage. Uebrigens bin ich zwar im Jahre 1793 mit dem Abt Häseler einige Tage lang zusammen im Bade zu Driburg gewesen und habe mich mit diesem freilich etwas sonderbaren, aber sehr gelehrten Manne mehrmals über literarische Angelegenheiten sehr angenehm unterhalten. Von Predigten haben wir, soviel ich mich erinnere, gar nicht gesprochen, und er hat mir nie den Vorschlag gethan, daß ich etwas von ihm in Verlag nehmen sollte. Berlin. Fr. Nicolai".

Außerdem erschienen in dem genannten Organe, Jahrgang 1798, № 57, Seite 589—91, noch 2 Erklärungen. Die erste stammt von einem Freunde des verstorbenen Abts Häseler. Er hebt hervor, daß Häseler als Consistorialrath eidlich verpflichtet gewesen sei, über die Ausübung der vorhandenen Landeskirchengesetze zu wachen. Auch der Pastor Dinglinger habe die in der Agende vorgeschriebene Verpflichtung auf die Landeskirchengesetze übernommen. Er konnte hiervon nicht einseitig zurückgehen, auch an den Gesetzen des Staates nicht willkürlich ändern. That er dieses dessen ungeachtet so beging er eine widerrechtliche Handlung, welche um so strafbarer war, da er sich zu der Beobachtung des betreffenden Gesetzes eidlich verbindlich gemacht hatte. Pflicht des Consistorialrathes Häseler war es daher, diesen Vorfall, bei welchem er gegenwärtig gewesen, dem Collegio, dessen Mitglied er war, anzuzeigen. Wolle man dieser Anzeige den gehässigen Namen einer Denunciation geben, so müsse man wenigstens einräumen, daß es eine pflichtmäßige Denunciation gewesen sei. Der Mann aber, welcher seine Pflicht erfüllt habe, sei nicht zu tadeln. Jedenfalls verdiene es der offene und rechtschaffene Charakter Häseler's nicht, wunderlich und bizarr genannt zu werden.

Eine zweite Berichtigung erschien mit der Unterschrift: „Wolfenbüttel, H. A. P." und wird wahrscheinlich von Heinrich Anton Petersen herrühren. Sie widerlegt hauptsächlich die Anekdote von der satyrischen Erklärung des Landgeistlichen.

Es sei noch erwähnt, daß sich ein von F. G. Weitsch gemaltes Bild des Abtes Häseler im Privatbesitze in Wolfenbüttel befindet. Nach demselben hat J. Gregory einen Kupferstich verfertigt, welcher den Betrachtungen über die natürliche Religion beigegeben ist.

Ueberblicken wir am Schlusse noch einmal das Lebensbild des Abtes, so werden wir auch bei abweichender theologisch-kirchlicher Stellung der vielseitigen Gelehrsamkeit, dem sittlichen Ernste und der unermüdlichen Thätigkeit des Mannes unsere Anerkennung nicht versagen.

Das Weilbrot.

Als ich einst in einer Urkunde der Neustadt Braunschweig aus dem Jahre 1560 las, daß ein Grundbesitzer seinem Meier jedes Jahr „jegen de ostern ein wigelbroth eines schill (Schilling) wert fruntlick schencken" wollte, wurde mir ein Wort klar, dessen Bedeutung ich bis dahin nur errathen konnte, nämlich das Wort „Weilbrot". Es ist eine alte Sitte, daß die

Gevattern ihren Pathenkindern zu Ostern 3—6 gefärbte Eier und ein Stück Kuchen zum Geschenke geben. Heutiges Tages kommt dieser Brauch mehr und mehr ab, in wenigen Dörfern am Elme und Hilse habe ich ihn noch gefunden. In den Dörfern westlich von Braunschweig aber, z. B. in Lamme, Wedtlenstedt, Bortfeld, Denstorf, hat sich mit dem alten Brauche auch der alte Name erhalten. Dort bekommt ein jedes Pathenkind von seinem Gevatter zu Ostern 6—8 Eier und sein Weilbrot. Dies ist aus ungesäuertem Teiche gebacken und heißt seiner Form wegen im Volksmunde auch „Ballholt". Es bedeutet „geweihtes Brot". Da man aber größtentheils die Bedeutung des Wortes nicht mehr kennt, so ist es auch in Weibbrot und Weinbrot entstellt worden. Auch als Abgabe an den Gutsherrn erscheinen diese Bröte. So hatten noch im Anfange unseres Jahrhunderts die Meier der Herren v. Cramm auf Volkersheim ein Brot zu liefern, welches das Wiedel- oder Wiel-Brot genannt wurde [1]).

Otto Schütte.

Bücherschau.

Karl Meyer, Die Burg Hohnstein. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Bernh. Franke 1897. 64 S. 8⁰. 1 ℳ.

Derselbe, Das Kloster Ilfeld. Nach den Urkunden des Klosters. Leipzig, Bernh. Franke 1897. 108 S. 8⁰. 1 ℳ 50 ₰.

Derselbe, Die Burg Questenberg und das Questenfest. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Bernh. Franke o. J. 48 S. 8⁰. — ℳ 75 ₰.

A. u. d. T.: Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes. Heft 2, 3 und 4.

Der Verfasser, Volksschullehrer K. Meyer in Nordhausen, eine auf dem Gebiete der Harzgeschichte bekannte und bewährte Persönlichkeit, liefert uns in den vorliegenden Heften zusammenfassende Arbeiten über einige landschaftlich und geschichtlich interessante Stätten des Südharzes, die recht eigentlich auf seinem Forschungsfelde, der Stadt Nordhausen und ihrer näheren und weiteren Umgebung, gelegen sind. So sind denn die Büchlein mit umfassender Sachkenntniß und großem Fleiße geschrieben, und wenn wir uns auch nicht mit allen Einzelheiten einverstanden erklären können und der Darstellung im Allgemeinen eine größere Glätte, die die Mühen der Vorarbeiten weniger erkennen ließe, gewünscht hätten, so können wir sie doch auf das Beste alle denen empfehlen, die sich über die Vergangenheit jener viel besuchten Orte leicht und sicher unterrichten wollen.

Die Burg Hohnstein erscheint zuerst um das Jahr 1130, wo Graf Konrad von Sangerhausen sich nach ihr nannte. Sie kam dann in den Besitz der Grafen von Ilfeld, nun auch Grafen von Hohnstein geheißen. Bei der Theilung im Jahre 1372 erhielten sie die Grafen Ulrich und Dietrich VI. von Hohnstein, in deren gemeinsamem Besitze sie blieb. 1417 wurde die Burg an Graf Botho v. Stolberg verkauft. Große Schuldenlast zwang dessen Nachkommen, sie zu versetzen. Da einige der Stolberger Gläubiger statt an den Oberlehnsherrn der Grafschaft Hohnstein, den Herzog von Braunschweig, sich widerrechtlich an den Kurfürsten von Sachsen wandten, so entstanden Weiterungen zwischen Kursachsen und Braunschweig, das sein Recht jedoch mit Glück behauptete. In der Christnacht 1627 wurde die Burg durch den sächsischen Oberst Vitzthum v. Eckstedt niedergebrannt; seitdem liegt sie in Trümmern. Der Verfasser behandelt dann noch die Abkommen, die zwischen Braunschweig bezw. Hannover und den Grafen von Stolberg getroffen, und geht auf die Wappen ein, die die Grafen von Hohnstein geführt haben.

In enger Verbindung mit dieser Feste stand das Kloster Ilfeld, das im nahe gelegenen Thale durch Graf Elger II. von Hohnstein im Jahre 1189 gegründet worden ist. Es war ein Prämonstratenserkloster, das Anfangs unter Pröbsten, seit ca. 1246 unter Aebten stand. Von ihnen wie von den Schicksalen der Stiftung im Mittelalter erhalten wir auf Grund urkundlicher Nachrichten genaue Kunde. Dann schildert der Verf. die schweren Schädigungen, die das Kloster im Bauernaufstande erfuhr, darauf die 1546 erfolgte Gründung der Klosterschule, die vor Allem durch den trefflichen Rector Michael Neander (1550—95) zu hoher Blüthe gelangte und in veränderter Gestalt noch heutigen Tages besteht.

Die Burg Questenberg ist um 1270 von den Grafen von Beichlingen-Rothenburg erbaut worden; 1349 kam sie in den Besitz der Grafen von Hohnstein, seit etwa 1390 in den der Landgrafen von Thüringen, die sie 1430 an die Grafen von Stolberg verpfändeten, welche sie dann ihrerseits an verschiedene Edelleute weiter versetzten. In der letzten Zeit des 30jährigen Krieges ist die Burg bereits wüst. Ganz besonderes Interesse hat dieses Heft durch die Schilderung des Questenfestes, das in eigenartiger Weise am dritten Pfingsttage gefeiert wird. Daran schließt sich der „Versuch einer Deutung des Questenfestes und der Questenfestsage". Auch die Merkwürdigkeiten des Orts Questenberg und seiner Umgebung, insbesondere der Roland und der Kunkelstein, die kürzlich auf Kosten des Zweigvereins des Harzclubs in Braunschweig würdig in Stand gesetzt sind, werden uns vorgeführt. Den Schluß machen Sagen der Gegend und „das Questenfestlied", das Werk eines unbekannten Dichters, das nach einer Handschrift vom Jahre 1820 mitgetheilt wird.

G. Weber, Die Freien bei Hannover. Bilder aus ihrer Vergangenheit. Hannover und Leipzig, Hahn 1898. VIII. u. 135 S. 8⁰. 2 ℳ.

Die beiden „Freien", das „große Freie" und das „kleine Freie", waren kleine abgeschlossene Bezirke in der Nähe der Stadt Hannover, in welchen sich die freien Bauernhöfe mit ihren Gerechtsamen und Sitten bis in die Neuzeit erhalten haben. Das „große Freie" umfaßte die Ortschaften Ilten, Bilm, Ahlten, Höver, Anderten, Lehrte, Sehnde, Gretenberg, Rethmar, Evern, Dolgen, Haimar, Harber, Kl. Lopke, und bildete das Amt Ilten, mit 565 freien Bauernhöfen und dem gemeinsamen Amtshause in Ilten, das „kleine Freie" um-

---

1) Vgl. Gesenius, Das Meierrecht B. II S. 271.

faßte nur die drei Ortschaften Döhren, Wülfel und Laatzen. Mit diesen beiden Freien beschäftigt sich die vorliegende Schrift, welche durchweg auf bestem Quellenstudium aufgebaut ist und größtentheils auf ungedrucktem Quellenmaterial fußt. Das Staatsarchiv in Hannover, das Archiv des Rittergutes in Ahlten und besonders das Pfarrarchiv in Ilten, welches sehr reiche Ausbeute gewährte, sind benutzt worden. Das Schriftchen zerfällt in sechs Abschnitte. Der erste (S. 2 bis 5) handelt von Namen, Land und Leuten. Der zweite Abschnitt (S. 6 bis 27) führt die Ueberschrift „Die Freien im Mittelalter". Nachdem Besiedelung und Ortsnamen kurz besprochen sind, wird nachgewiesen, daß die Freien ein Rest der Gemeinfreien seien, und werden die große und kleine Greffschaft der Freien und die Gohe um den Hesel bei Lühnde des Näheren besprochen. Nach Weber's Annahme war die große Freie anfangs größer und gehörte der Theil des Archidiakonates Lühnde, welcher später unter Hildesheimscher Herrschaft stand, noch dazu. Es folgt dann die „kirchliche Besiedelung", nämlich die Errichtung der Archidiakonatskirchen Lühnde und Sarstedt und die innerhalb derselben entstandenen Pfarrkirchen. Neues ist nur wenig beigebracht, im Wesentlichen erfahren wir nur, was Lüntzel in seiner „älteren Diöcese Hildesheim" schon festgestellt hat. Der dritte Abschnitt giebt die Rechtsverhältnisse der Freien seit dem Ende des Mittelalters (S. 38 bis 53). Die Mittheilungen über die eigene Gerichtsbarkeit der Freien, die freie Jagd und die Gewerbefreiheit, sowie die Darlegungen über die Pflichten und Lasten der Freien wird jeder mit Interesse lesen.

Der bei Weitem größere Theil der Schrift ist der neueren Zeit gewidmet, hier fließen die Quellen auch reichlicher, hier haben besonders das Iltener Pfarrarchiv und die Archive anderer Kirchen ausgenutzt werden können. Die Nachrichten des Iltener Pfarrarchives gehen bis zur Reformationszeit; man muß es lobend anerkennen, daß die Pastoren in Ilten so Manches aufgezeichnet haben, was zur Beurtheilung der damaligen Zeit äußerst werthvoll, jetzt auch selbst für weitere Kreise von größtem Interesse ist. Der vierte Abschnitt behandelt die Schicksale der beiden Freien seit dem Ende des Mittelalters. Da die beiden Freien unter welfischer Oberhoheit standen, so wurden beide auch im sechszehnten Jahrhundert protestantisch. „Die Reformation in den Freien" wird zunächst behandelt undzwar zuerst die „Ergebnisse der Visitationsprotocolle von 1543" und dann „die Ergebnisse der localen Quellen". Ganz sichere Aufschlüsse erhalten wir nicht. Wann und auf welche Weise die einzelnen Pfarreien protestantisch wurden, läßt sich bei keiner einzigen mit Sicherheit feststellen. Am längsten scheint Rethmar katholisch geblieben zu sein, da nach der Inschrift eines noch erhaltenen Grabsteines Johannes Schrader (1586 bis 1638) der erste evangelische Pastor daselbst war. Indessen sind die Resultate Weber's doch immerhin für die Geschichte der Reformation im engeren Vaterlande von Bedeutung. Die katholische Meßkleidung war auch in dieser Gegend noch beibehalten; 1630 fand der lutherische Pastor Steuerwald zu Haimar bei seinem Dienstantritte noch drei Meßgewänder und Alben Die Sprache bei der Predigt war allgemein die plattdeutsche; in der Iltener Kirchenrechnung kommen seit 1583 erst hochdeutsche Einträge, aber noch mit plattdeutschen vermischt, vor. Nach der Darstellung der kirchlichen und religiösen Verhältnisse der beiden Freien wendet Weber sich den schlimmen Kriegszeiten zu, welche sie gegen Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit durchzuleben hatten. „Die Freien in der Stiftsfehde und im Markgrafenkriege" (S. 61, 65), „Die Freien im dreißigjährigen Kriege" (S. 65 bis 74) sind die beiden folgenden Capitel überschrieben. Aus den nach den alten Kirchenchroniken gegebenen Schilderungen gewinnt man eine gute Einsicht in die trostlosen Zustände, welche der dreißigjährige Krieg unserem Vaterlande brachte. Dieselben erfahren eine weitere Beleuchtung im folgenden Capitel, wo die Bemühungen geschildert sind, zu bessern und wiederherzustellen, was die Wirren des Krieges verdorben oder zerstört hatten (S. 74 bis 85). Die Zustände der Freien während des 18. Jahrhunderts, der Franzosenzeit und seit 1814 werden dann weiter geschildert. 1859 wurde das Amt Ilten aufgehoben, das Amtshaus 1872 für 13 500 Reichsthaler verkauft und der Erlös an die 565 freien Höfe vertheilt. Der fünfte Abschnitt (S. 98 bis 114) behandelt die Beamten der Freien, während der sechste und letzte den Verkauf des Amtshauses und den Bestand der freien Hofbesitzer des großen Freien im Jahre 1872 behandelt. Es folgen dann noch vier Anlagen.

Aus dieser kurzen Skizze mag jeder ersehen, daß des Interessanten und Wissenswerthen viel in der Schrift enthalten ist. Wir empfehlen dieselbe allen Freunden vaterländischer Geschichtskunde.

Dr. K. Grube.

O. Ulrich, Aus der Franzosenzeit. Flugblätter und Verordnungen. Sonderabdruck aus den Hannoverschen Geschichtsblättern [Januar bis November]. Hannover, M. u. H. Schaper 1898. 78 S. 8°. 1 M.

Der Titel ist nicht ganz glücklich gewählt. Denn das Buch setzt eigentlich gerade da ein, wo die Franzosenzeit aufhört und die rechtmäßige Landesherrschaft wieder hergestellt wird. Den Anfang bildet der Erlaß Czernischefs aus Cassel vom 1. October 1813, der die Aufhebung des Königreiches Westfalen verfügt. Es folgen dann aus der folgenden Zeit in bunter Reihe, aus Flugblättern, Zeitungen, Familienpapieren 2c. gesammelt, Aufrufe, Verordnungen, Bekanntmachungen, Gedichte (zumeist von W. Blumenhagen verfaßt), Spottreden auf König Jerome u. A., die ein getreues Bild jener erregten Tage liefern. Mit dem 18. October 1815 findet das Werk seinen Abschluß. Beschränken sich die Mittheilungen im Wesentlichen auch auf Hannover, so bringen sie doch deutlich die Stimmung zum Ausdrucke, die auch bei uns hier damals nicht weniger stark geherrscht hat; ja wir möchten glauben, daß sich aus unseren heimischen Zeugnissen der Zeit ohne Schwierigkeit eine noch lebendigere und vielseitigere Zusammenstellung machen ließe. S. 49 wird von einem Besuche Blücher's in Braunschweig am 23. Juli berichtet.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 9. April **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Anne Charlotte Rhebisch,
die schöne Türkin vom Schwarzen Meere.

Von Heinrich Stegmann.

Zwei Tage vor dem ersten Advent des Jahres 1747 fuhr in einem leichten Planwagen ein junges Menschenpaar aus Blankenburg in den verschneiten Harz und ins Erdenelend hinein: der Pastor Christian Moritz Grimm aus Zorge, dem Ziele der Fahrt, und seine ihm eben angetraute Frau Anne Charlotte aus Otschakow am Schwarzen Meere, gewesenes Kammerfräulein Ihrer erst vor wenigen Tagen heimgegangenen Durchlaucht Christine Luise, der Wittwe des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig.

Ueber Anne Charlottens ungewöhnliche Lebensschicksale sind schon vor vielen Jahren durch das Braunschweigische Magazin (1830, 20. Stück) und das Bremische Unterhaltungsblatt (1831, 44. Stück) Nachrichten in die Oeffentlichkeit gelangt, deren Quelle das Kirchenbuch der Gemeinde Heimburg am Harz war. Für die folgende Lebensgeschichte standen mir ausführliche Aufzeichnungen des Pastors Grimm und mancherlei andere Familiennachrichten zu Gebote, die mir beide von einer der vielen Nachkommen der schönen Frau aus dem Türkenlande überlassen worden sind [1]).

Anne Charlotte oder Abbas Cadjiane Käfe Rhebisch, wie sie vor ihrem Uebertritt zum Christenthume hieß, wurde als zweite Tochter des Richters und kaiserlichen Schatzmeisters Abbas in der türkischen Stadt Otschakow um 1722 geboren. Genau hat sich ihr Geburtsjahr nicht ermitteln lassen; da sie aber 1737 zum ersten Male verschleiert ging, und die jungen Türkinnen gewöhnlich mit dem 15. Lebensjahre den Schleier erhalten, kann sie nur wenig früher oder später als 1722 auf die Welt gekommen sein.

Von Anne Charlottens Kindheit ist nur wenig überliefert worden. Ihr Vater, ein reicher Mann, besaß in Otschakow mehrere Häuser und einige Stunden davon entfernt ein Gut mit schönen, weitläufigen Gärten, worin köstliche Trauben, Aprikosen und Pfirsiche reiften. Auf diesem Gute, wo die Familie den Sommer verbrachte, wurden große Viehheerden gehalten, und es befand sich dort ein kunstvoll gefaßter Brunnen, dessen Wasser jeden Freitag, dem Tage der allgemeinen Gottesverehrung, in großen Mengen nach Otschakow gefahren und dort zu religiösem Gebrauche umsonst vertheilt wurde. Indem sie sich in späteren Jahren dieser und anderer Bilder aus ihrer Kindheit erinnerte, erzählte sie auch gern von ihrem Vater, den sie als einen frommen, rechtschaffenen und von Nächstenliebe erfüllten Mann schildert, der auch seinen Sclaven kein Unrecht geschehen ließ und noch weniger selber anthat. Ihrer frühverstorbenen Mutter, einer Frau aus dem Stamme der schönen Georgier, erinnerte sie sich nicht mehr; aber auch von der Stiefmutter wußte sie nur Gutes zu sagen.

So werden dem jungen Geschöpfe die Tage und Jahre sorg- und leidlos dahingegangen sein bis zu dem schrecklichen Ereigniß, wodurch ihm Eltern und Geschwister, die Heimath und nachmals auch der Glaube ihrer Jugend geraubt worden sind: der Erstürmung Otschakows im Juli 1737.

Nachdem die Russen schon 1736 die Krim erobert und die auf einer Landzunge im Schwarzen Meere Otschakow gegenüber liegende Festung Kinburn geschleift hatten, erschienen sie 1737 mit großer Heeresmacht vor Otschakow selbst. Bei dieser von dem Grafen von Münnich geführten Armee traf im Mai 1737 der braunschweigische Prinz Anton Ulrich ein, der 1733 auf Wunsch der Kaiserin Anna nach Rußland gekommen war und 1739 mit ihrer Nichte Anna Karlowna vermählt wurde. Dem Kenner russischer Hofgeschichten ist bekannt, wie schmählich diesem unglücklichen Prinzen schon wenige Jahre später mitgespielt wurde und wie er mit den Seinigen in namenlosem Elend hat untergehen müssen [2]).

[1]) Von Frau W. Krämer in Hamburg, die seit Jahren Alles sammelt, was von geschichtlichen Erinnerungen an ihre Ahnfrau noch vorhanden ist. Einzelne Andenken an diese hegt der Landwirth Grimm in Thedinghausen, ein Urenkel der Türkin.

2) An die damaligen Kämpfe der Russen gegen die Türken erinnern einige der lustigen Aufschneidereien in des Freiherrn von Münchhausen wunderbaren Reisen und Abenteuern. Wie Anton Buchholtz in Riga (Magdeburgische Zeitung vom 6. Juli 1897) wahrscheinlich gemacht, hat Hieronymus von Münchhausen, der „Bodenwerdersche Lügen-Münchhausen", als jugendlicher Page Anton Ulrich's schon an den russischen Feldzügen von

Das an der breiten Mündung des Dnjepr gelegene Otschakow war, erzählt Anne Charlotte, land- und seewärts so stark befestigt, daß die Türken es für uneinnehmbar hielten. Aber die Russen fanden mächtige Verbündete bei den Türken selbst: Verrath, Bestechlichkeit und Unordnung. Die türkischen Fregatten hatten sich rechtzeitig unsichtbar gemacht und die vor den Thoren zum Empfange der Feinde aufgestellten 50 000 Tartaren hatten die Stadt und die Umgegend schon vor Ankunft der Russen mit Raub und Plünderung dermaßen heimgesucht, daß der Festungscommandant sie wie Feinde hatte behandeln müssen. Weit ins Land hinein waren Minen gelegt, aber die damit den Russen Tod und Verderben bringen sollten, hatten sich von diesen bestechen lassen. Die Festung selbst war von Arnauten, Bosniaken und Janitscharen stark besetzt; als jedoch eine russische Bombe in einen Pulverthurm schlug und die Stadt in Flammen setzte, entstand hier eine so furchtbare Panik, daß es den Russen ein Leichtes ward, von der See her einzudringen. Zwar wehrte sich die Besatzung heldenmüthig; kämpfend zog sie sich von einem Festungstheile in den andern zurück, bis sie endlich auf wenige Tausend Mann zusammengeschmolzen war, die dann theils niedergehauen, theils gefangen wurden.

Nach Plünderung der Stadt trieb man ihre Bewohner auf einen großen, rings von russischen Wachen eingeschlossenen Platz zusammen. Da ihnen beinahe alle Kleidung geraubt worden war, litten sie sehr unter der Hitze der Tage und der Kälte der Nächte, mehr dann noch durch Hunger, weil sie fast ganz ohne Nahrung gelassen wurden. Hatte der eine oder andere Gefangene aus der Plünderung etwas an Geld oder Geldeswerth gerettet, und trieb ihn nun der Hunger damit zu den russischen Soldaten, um Brot dagegen einzutauschen, so ward es ihm entrissen und er, wenn er sich dagegen wehrte, unbarmherzig todtgeprügelt. Die Unmenschen rissen die vor Hunger schreienden Kinder von den Brüsten ihrer Mütter, warfen sie in die Luft und fingen sie mit den Bajonetten wieder auf. Anne Charlotte erzählt, sie habe immer das Gesicht auf der Erde verborgen, um diese und andere Gräuel nicht mit ansehen zu müssen. Es sei hier, sagte sie, so viel Menschenblut geflossen, daß man darin gewatet habe. Die einzige Wohlthat, die ihnen erwiesen, sei gewesen, daß man sie drei Mal täglich wie das Vieh an den Fluß zur Tränke getrieben habe.

Als endlich die Wuth der Russen gestillt und die Stadt beinahe vollständig niedergebrannt war, kamen Generale und andere hohe Officiere, um sich aus den Gefangenen ihre Beute auszusuchen. Prinz Anton Ulrich erwählte außer zwölf Anderen Anne Charlotte; und da sie sich nicht von ihrer älteren Schwester Ruwäda trennen wollte, so nahm er diese ebenfalls noch. Ein zu den Russen übergegangener türkischer Vasall, dem ihr Vater oft Nachsicht erwiesen hatte, wenn er den dem Padischah in Constantinopel schuldigen Tribut nicht pünktlich entrichten konnte, rettete aus Dankbarkeit ihn mit seiner Frau und deren Söhnchen Semella in sein Fürstenthum.

Als sich nun in diesen Tagen des Elends die Pest wieder einstellte, die schon im Jahre zuvor hier gewüthet hatte, und ihr gleich im Anfang auch viele Russen zum Opfer fielen, beeilten diese ihren Abzug. Mittlerweile hatten sich die türkischen Soldaten wieder gesammelt, die nun den Russen auf dem Fuße folgten und ihnen große Verluste beibrachten. Sie verbrannten vor den Feinden her die Weiden, verstopften die Quellen oder leiteten sie ab, so daß unzählige Pferde und Rinder dem Hunger und Durste erlagen und die Menschen selber Noth litten. Viele der türkischen Gefangenen machten sich die Schrecknisse dieses Rückzuges zu Nutze und entkamen in die Heimath.

Prinz Anton Ulrich versuchte das Loos derer, die ihm als Gefangene zugefallen waren, nach Kräften zu erleichtern. Anne Charlotte rühmt die Milde und Güte, mit der Alle von ihm und seiner Begleitung behandelt worden waren. Von ihm und dem Grafen Münnich sprach sie nie anders als mit Dankbarkeit und Ehrfurcht [3]).

Nach mancherlei Beschwerden kamen die Gefangenen in der ersten russischen Grenzfestung — wahrscheinlich Kiew — an, wo die Generale und Officiere ihre Frauen vorfanden, die die Gefangenen mit Neugier betrachteten. Hier theilte sich die Armee, und die Gefangenen Anton Ulrichs wurden mit der Bagage nach Moskau geschickt. Ihre weitere Reise wurde oft durch räuberische Ueberfälle des Landvolkes gefährdet, gegen welche die für die Gefangenen und für die Bagage verantwortliche Geleitsmannschaft unausgesetzt auf der Hut sein mußte.

Nachdem die Gefangenen in Moskau sieben Wochen auf Eröffnung der Schlittenfahrt gewartet hatten, kamen sie endlich acht Tage vor Weihnachten 1737 in St. Petersburg an. Hier wurde Ruwäda dem holländischen Residenten von Schwartz übergeben, Anne Charlotte aber kam in das Haus des Dr Jaquemin, Leibarztes der Kaiserin Anna und Anton Ulrichs. Da des Prinzen Absicht war, sie später zu seiner Großmutter, der ver-

---

1737 Theil genommen, so denn wirklich wohl auch an der Erstürmung Otschakows. Hierbei zweitheilte ihm, wie er nachmals seinen Jagd- und Zechgenossen in Bodenwerder erzählte, das herabstürzende Fallgitter eines der Stadtthore seinen berühmten Lithauer, bekanntlich ohne Schaden für das Thier, dessen beide Hälften bald wieder zusammenwuchsen.

3) Sie erzählt auch, daß sie und ihre Mitgefangenen den ihnen unterwegs angebotenen Wein als Wahhabiten zurückgewiesen hätten, was deshalb erwähnenswerth ist, weil der gewöhnlichen Annahme nach diese mächtige, religiös-politische Secte frühestens 1740 entstand, während sie dieser Erzählung zufolge schon 1737 am nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres, weit über 300 Meilen von ihrer Ausgangsstätte, der Landschaft Nedschd im centralen Hochlande Arabiens, entfernt, ihre Anhänger hatte, sie sich also mit reißender Geschwindigkeit über weite Länderstrecken verbreitet haben muß. Ihr Stifter, Abd al Wahhab, wollte den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführen; er bekämpfte die abgöttische Verehrung Mohammeds, den Heiligendienst, die Prunksucht, den Genuß geistiger Getränke, Glücksspiele u. s w. und schrieb auf seine Fahne den Glaubenskrieg, der weit bis in unser Jahrhundert hinein getobt hat.

wittweten Herzogin Christine Luise in Blankenburg, bringen zu lassen, erhielt sie im Hause des Doctors sogleich den ersten Unterricht in der deutschen Sprache und der christlichen Religion.

Da der rechtgläubige Muselmann den Christen nur mit Abscheu betrachtet und der Christenhaß ihm angeboren ist, so fand sich auch Anne Charlotte nur mit Widerwillen in den neuen Glauben. Zweierlei war ihr daran besonders anstößig: die Lehre von der Dreieinigkeit und das Zeichen des Kreuzes beim Segen; denn der Islam verdammt alle Vielgötterei, als welche ihr die erste, und ebenso den Bilderdienst, als der ihr das andere erschien. Das verursachte ihr viel Unruhe; und ihre Schwester erhielt sie mit Absicht darin, weil ein Vertrag bestand, kraft dessen die Gefangenen, die ihren Glauben in Rußland nicht wechseln würden, an die Türkei wieder ausgeliefert werden sollten, und demnach Ruwäda mit ihrer Schwester in die Heimath zurückzukehren hoffte.

In Dr Jaquemin's Hause lebte eine fromme Dame, die sich der jungen Türkin mit Liebe angenommen hatte und sich unendlich angelegen sein ließ, sie zu belehren, was den Christen das Zeichen des Kreuzes bedeute, und warum sie dem Bilde des Gekreuzigten so tiefe Ehrfurcht erwiesen. Allein erst ein Traum — vielleicht war es nur ein Gaukelspiel — worin Gott selbst ihr das Bild des Erlösers zeigte und ihr zurief: an diesen glaube, dann wirst du selig werden, räumte ihre letzten Bedenken hinweg. Darauf beeilte man sich, sie am 19. Januar 1739, kurz bevor die Auslieferung der ihrem Glauben treu gebliebenen Türken erfolgen sollte, durch den Pastor der französisch-reformirten Kirche zu Petersburg, Dr Robert Dunant, taufen zu lassen. Als ihr mitgefangener Vetter, ein türkischer Feldherr, davon hörte, verschwor er sich, nicht ruhen zu wollen, bis er Anne Charlotte aus den Händen der Christen befreit habe, und müßte er sie tödten. Weil man sich des Schlimmsten von dem Manne versah, ward dem Dr Jaquemin eine Wache vors Haus gestellt und die Abreise nach Deutschland auf das Heimlichste und Schnellste betrieben[4]). So sehr lag dem Prinzen Anton Ulrich am Herzen, Anne Charlotte unter bester Aufsicht und Pflege zu wissen, daß Dr Jaquemin selbst sie nach Blankenburg bringen mußte.

Sie reisten zunächst nach Riga, wo eine Schiffsgelegenheit nach Danzig oder Stettin benutzt werden sollte; dort angekommen, sträubte sich Anne Charlotte aber so heftig gegen die Seefahrt, daß wohl oder übel der langwierigere und kostspieligere Landweg genommen werden mußte, zum Glück für sie und ihre Begleitung; denn das Schiff, mit dem man hatte fahren wollen, ging in einem Sturme vor Danzig mit Mann und Maus zu Grunde.

In Berlin machten die Reisenden eine lange Rast; man erfährt nicht, weshalb. Sie wohnten dort bei einem Freunde des Doctors, dessen Frau sich der Fremden mit liebevoller Herzlichkeit annahm. Erst jetzt lernte Anne Charlotte — so eilig hatte man es mit der Taufe gehabt — die fünf Hauptstücke des Katechismus. In Berlin wurde sie auch der Königin vorgestellt, die zu sehen ihr größtes Verlangen gewesen war.

In Blankenburg trafen die Reisenden erst im Juni 1740 ein, Anne Charlotte zwar leidend und angegriffen von der Reise, aber bald beglückt von der Liebe und Güte, die ihr von der Herzogin zu Theil wurden, während sie bisher noch gefürchtet hatte, in neue Gefangenschaft gebracht zu werden. Entzückt von der Schönheit und Anmuth der Fremden, berief die Fürstin sogleich ihren Hofmaler, sie in den mitgebrachten türkischen Gewändern zu malen[5]).

Nachdem sich Anne Charlotte unter sorgsamster ärztlicher Pflege erholt hatte, ließ ihr die Herzogin Unterricht im Rechnen und Schreiben und in der Religion ertheilen, worauf sie nach einiger Zeit durch den Hofprediger Söllig confirmirt und durch das Abendmahl in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wurde. Wie sich ihr Verhältniß zur Herzogin im Einzelnen gestaltet hat, bleibt dunkel, gewiß aber ist es ein vertrauliches gewesen, wie sie denn unter Anderm ihrer Herrin in den täglichen Betstunden vorlesen und sie durch Gesang und Musik erheitern mußte.

Als der gute Doctor Jaquemin die Heimreise antrat, hinterließ er seiner Schutzbefohlenen, die ihm wie eine Tochter ans Herz gewachsen war, den Rath, ihr Christenthum in echter Nächstenliebe zu üben, und sich der Gnade ihrer Herrin niemals anders als zum Wohle ihrer Mit-

4) Es hat sich ein Brief erhalten, den Ruwäda im December 1739 an Anne Charlotte hat schreiben lassen, und den diese in Berlin, auf der Reise nach Blankenburg, erhalten hat. Man kann sich der Rührung nicht erwehren, wenn man liest, wie sie sich um das Schicksal der heimlich Entführten gesorgt und gehärmt hat. Ueberall in Petersburg hat sie nach ihr gesucht, Alle, die sie gekannt haben, nach ihrem Verbleib gefragt, aber Niemand hat ihr sagen können oder dürfen, wohin sie gebracht worden war. Ein mitleidiger Diener Anton Ulrich's erbot sich, diesen Brief an Anne Charlotte zu besorgen. Ruwäda schreibt darin auch, daß die glaubenstreuen Türken trotz des Auslieferungsvertrags unter allerlei Vorwänden in Rußland zurückgehalten würden und noch auf ihr ungewisses Schicksal warteten. Das ist das letzte Lebenszeichen, das der jungen Türkin von einem der Ihrigen geworden ist.

5) Dies Bild der Türkin ist verloren gegangen, ebenso die Copie desselben, die der Pastor Grimm besessen hat. Ihre Nachkommen betrachten zwar das im Blankenburger Schlosse befindliche Bildniß einer Dame mit einer Art türkischem Kopfputz als das ihrer Ahnfrau, nur übersehen sie dabei, daß dies Bild schon 1729 gemalt worden ist, also lange vor der Türkin Ankunft in Blankenburg, und daß es überdies eine Person (sie soll ein griechisches Kammerfräulein des Namens Zia gewesen sein) von üppiger Körperfülle und blühender Gesundheit darstellt, während von Anne Charlotte grade das Gegentheil feststeht. Es sei hierbei übrigens auf Chr. Scherer's Aufsatz: „Die Künstlerfamilie Eichler" (Br. Magazin, 1899, S. 5), verwiesen, der sich ebenfalls mit diesem Bilde beschäftigt.

Außer dem Porträt von 1740 und seiner Copie ist auch ein zweites verloren gegangen, das die Herzogin Christine Luise 1747 für sich hat malen lassen. Da sich möglicherweise eins dieser Bilder irgendwo erhalten hat und dem Verf. an der Auffindung eines Porträts der Türkin viel gelegen ist, bittet er Alle, die etwa ein altes Oelbild einer jungen Dame in türkischer Tracht besitzen sollten, dessen Herkunft ihnen unbekannt ist, oder die gar auf Blankenburg oder den Harz weisen möchte, ihm darüber gütigst Mittheilung zu machen.

menschen zu bedienen. Dem hat Anne Charlotte während der Jahre. die sie am Hofe war, treulich nachgelebt: sie war stets eine Zuflucht der Elenden und Dürftigen; was sie irgend entbehren konnte, theilte sie Nothleidenden mit, ohne jemals an die eigene Zukunft zu denken.

So schied ihr in Herren- und Nächstendienst die Zeit; aber während sie ihrer Lebensblüthe zuging, mahnten die hohen Jahre ihre Fürstin an die Endlichkeit der Dinge. Mit mütterlicher Sorge erwog die Herzogin, wie schwer dem seltsamen Mädchen der Kampf des Lebens fallen werde, wenn ihre Hand sie nicht mehr zu schützen vermochte, und so verfiel sie auf den Plan, ihr zur Ehe zu helfen, und zwar mit Rücksicht auf ihr kindliches Gemüth und ihre Glaubensinnigkeit mit einem Geistlichen.

In dieser Absicht ließ sie im Sommer 1747 dem in Kloster Michaelstein eben ordinirten jungen Pastor Grimm aus Hohegeiß durch den Hofprediger Söllig den Wink geben, um die Hand ihres Schützlings zu werben. Grimm wandte erst ein, er habe zwar über das Mädchen viel Rühmliches gehört, es aber noch niemals gesehen, und als Anne Charlotte erfuhr, was die Herzogin vorhatte, bat sie flehentlich, davon abzulassen, weil sie vom Hauswesen nichts verstehe und sich den großen Pflichten einer Landpfarrersfrau nicht gewachsen fühle. Die Herzogin wußte jedoch alle Bedenken durch das Versprechen zu entkräften, für Grimm's Beförderung sorgen und ihr auch in Zukunft mütterlich beistehen zu wollen. Bald darauf sahen sich Beide im Schlosse, faßten Vertrauen zu einander und verlobten sich sechs Wochen später unter den Augen der Herzogin.

Grimm hatte mittlerweile die Pfarre in Zorge erhalten und reiste frohen Muthes dahin ab; aber Anne Charlotte fiel bald nach der Verlobung, an der ihr Herz vielleicht wenig Antheil haben mochte, in so heftige Gemüthsbewegungen, daß ihr Zustand der Herzogin die größte Sorge bereitete.

Die Herzogin wollte die Hochzeit sehr glänzend ausrichten, und die Vorbereitungen brachten der Braut manche tröstliche Zerstreuung und Aufmunterung. Dann aber traf sie unerwartet das Schwerste: Christine Luise erkrankte und starb am 12. November 1747, dem Tage des zweiten Aufgebots der Brautleute. In Weh und Jammer brach Anne Charlotte zusammen.

Es läßt sich denken, daß die so auffallend begünstigte Fremde am Hofe viele Neider und Feinde hatte, die sich nun nicht länger scheuten, ihrem Grolle freien Lauf zu lassen. Der Tochter der Verstorbenen, verwittweten Herzogin Antoinette Amalie, wurde schleunigst hinterbracht, Grimm habe sich in häßlicher Weise darüber geäußert, daß die Herzogin-Mutter zu so ungelegener Zeit gestorben sei und nun die Hochzeit verschoben werden müsse. Erzürnt befahl die Fürstin, die Trauung ohne allen Verzug. aber auch ohne jegliche Feier stattfinden zu lassen. Damit gelangte denn die Verleumdung, von der das Brautpaar nichts ahnte, an ihr eigentliches Ziel, die Verhaßte noch vor der Bestattung aus dem Schlosse zu entfernen, um sie ihres Antheils am Nachlasse der Fürstin zu berauben, auf den sie als deren Dienerin nach Brauch und Sitte Anspruch hatte. Dann ward der Herzogin Tochter auch noch vorgegaukelt und von ihr wiederum unbesehens geglaubt, die Türkin habe in die Aussteuer Alles schon erhalten, was ihr von der Seligen sei zugedacht worden. Nun hatte die Herzogin der Verlobten aber nicht allein eine schickliche Aussteuer, sondern auch eine baare Mitgift von 500 Thaler versprochen, da sie darüber aber keinerlei bündige Bestimmungen getroffen und Anne Charlotte nichts Schriftliches in Händen hatte, ward ihr beides rundweg abgeschlagen, so daß von den fürstlichen Versprechungen nichts als eitel Dunst übrig blieb.

Da Anne Charlotte aus ihren geringen Ersparnissen nur weniges, wahrscheinlich nicht einmal das Allernothwendigste, für den neuen Hausstand hatte anschaffen können, und Grimm selber weder Geld noch Gut besaß, so brachten die Neuvermählten außer dem, was sie an Glaube, Hoffnung und Liebe im Herzen trugen, nichts in das Pfarrhaus von Zorge ein, womit sie sich vor der Noth des Lebens zu schützen vermocht hätten.

*

Konnte die Milde, mit der das Schicksal bisher noch über Anne Charlotte gewaltet hatte, wenigstens in etwas mit der Grausamkeit der fürstlichen Laune versöhnen, die das junge Geschöpf dem heimischen Boden entriß und in die Fremde verpflanzte, so hatte ihr Opfer von nun an die ganze verhängnißvolle Schwere der Folgen dieser That zu tragen. In der Hungerpfarre eines weltentlegenen Harzdorfes aller Unbill der Niederen und Bedrängten dieser Erde preisgegeben, fielen auf sie fortan all die großen und kleinen Pflichten der Hausfrau, bald auch die der Mutter, und auf sie ganz allein; denn so arm waren Grimms, wie er sagt, daß sie sich keine Magd halten konnten. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die schwachen Kräfte der im Hofleben verweichlichten Frau bald versagten, zumal Grimm ihr in Dingen dieser Welt wenig Stab und Stütze gewesen zu sein scheint. Die bitterste Noth war unausbleiblich und kam schnell. Nach kaum anderthalb Jahren fiel Grimm in eine „schwere, ihn zu allen Amtshandlungen untauglich machende Melancholie“, weil – wie er mehr eigensüchtig als wahr — sagt, die größte Last der Sorgen immer auf den Mann fällt. Kein Zweifel, daß die Hauptursache seiner Krankheit das Scheitern all der Hoffnungen war, die er, der Sohn eines armen Harzer Fuhrmanns, bei seinem Verlöbniß mit dem Hoffräulein auf die Versprechungen der Herzogin gebaut hatte. In dem Elend, das erst durch die Erkrankung ihres Mannes, bald auch durch ihre Niederkunft hereinbrach, wandte sich Anne Charlotte um Hülfe an Herzog Karl I., und nicht ganz umsonst: er übernahm die Kosten der ärztlichen Behandlung des Kranken, und diese hatte den Erfolg, daß er nach dreiviertel Jahren sein Amt wieder versehen konnte.

In Armuth und Gebrechlichkeit verstrich den Eheleuten Jahr auf Jahr, und der einzige Segen, der über das Pfarrhaus kam, war ein übergroßes Häuflein Kinder. Der täglichen Noth war auch dann noch nicht merklich gesteuert, als Grimm nach zehn Jahren, im October 1757, in die Pfarre zu Heimburg versetzt

ward. Wohl war sie äußerlich etwas besser als die in Zorge, aber wenn sich Grimms mit ihrer Aermlichkeit hinten im Harz noch hinter den Leuten hatten halten können, so trat an sie in Heimburg allerlei Verpflichtung heran, die unerbittlich und täglich ihre kleinen Opfer forderte. Da lag ihnen ganz nahe vor der Thür das Kloster Michaelstein, mit dessen Predigerseminar nicht aller Umgang gemieden werden konnte; und auch Blankenburg war nicht so entfernt, daß sich nicht auch dorthin Fäden hätten anspinnen müssen. Es war im Anfang des siebenjährigen Krieges, und als bald nach der Schlacht bei Hastenbeck Herzog Karl I. mit Richelieu jenen Vertrag schloß, durch den das Fürstenthum Blankenburg neutral erklärt wurde, übersiedelte der Herzogliche Hof nach Blankenburg. Gewisse Andeutungen in Grimm's Aufzeichnungen lassen sich kaum anders auslegen, als daß die damals erst fünfunddreißigjährige, vielleicht noch immer schöne, jedenfalls aber durch ihre Herkunft interessante Frau bald die Aufmerksamkeit der Hofgesellschaft erregte, die dann den Pfarrersleuten in mancherlei Hinsicht unbequem wurde, und sie zu Aufwendungen zwang, denen sie nicht gewachsen waren. Schlimmer noch traf sie in Heimburg sogleich die Noth, die der Krieg grade in diesen Theil des Harzes trug. Nicht nur, daß nach der Schlacht bei Hastenbeck mehr als 80000 Franzosen die Halberstädter Gegend überschwemmten und arm fraßen, es ward auch gleich nach Grimm's Einzuge die nahe Festung Regenstein von ihnen erobert, von wo aus die Besatzung dann täglich Raubzüge in die Umgegend unternahm, wenig bekümmert darum, wenn sie auch Blankenburgisches Gebiet heimsuchte. Jedenfalls vertheuerte der Krieg die Lebenshaltung in diesen Jahren und noch lange nachher dermaßen, daß Grimm mit Fug und Recht schreiben durfte, die Versetzung nach Heimburg sei für sie eine Quelle neuer Leiden gewesen.

Neunzehn Jahre beinahe währte das Kreuz der Dulderin, und wenn es nur leibliche Sorge und Entbehrung allein gewesen wäre! Von ihren neun Kindern sah sie drei sterben, ein viertes durch fremde Schuld zum Krüppel werden; aber schwerer wohl noch als dieses und anderes Leid legte sich auf ihre Seele der quälende Gedanke, ihrem Manne nicht zu dem äußeren Glücke haben verhelfen zu können, das er sich von dem Bunde mit ihr doch wohl versprochen hatte, und deshalb wünschte sie sehnlichst, früh zu sterben, damit er es in einer zweiten Ehe noch finden möge. So war ihr denn der Tod ein willkommener Freund, als er sie am 22. October 1766 abrief. Wohl Mancher hätte an ihrer Stelle mit Welt und Schicksal gehadert, sie aber nahm in frommer Demuth nicht allein geduldig hin, was ihr auferlegt ward, sondern pries mit dem Frohmuth einer Märthyrerin ihren Gott für jegliche Heimsuchung, weil sie darin ihr künftiges Heil erblickte; und so hat es denn auch den dunkelsten Lebenstagen dieser Frau nicht an allem Licht und Glanz gefehlt. In Heimburg rühmte man noch lange nach ihrem Hinscheiden ihre Frömmigkeit, und heute noch pflegt eine zahlreiche Nachkommenschaft mit Stolz und Wehmuth die Erinnerung an ihre Ahne aus dem Türkenlande.

Das Postwesen in Braunschweig [1]).

Von Richard Schucht.

4. Taxische Reichs-Posten in Braunschweig.

Mit der Entwicklungs-Geschichte der Posten ist das Geschlecht derer von Thurn und Taxis eng verbunden. Unzweifelhaft hat die Familie von Taxis zur Hebung des Postverkehrs viel beigetragen, gleichwohl darf nicht verschwiegen werden, daß die Taxischen Posten, da sie auch das Interesse der Familie von Taxis wahrnehmen mußten, viel Schattenseiten aufzuweisen hatten.

Bereits Kaiser Karl V. ernannte mittelst Bestallungs-Briefes d. d. Brüssel, 31. December 1543 Johann Baptiste de Tassis zum General-Postmeister. Diese Bestallung hat Kaiser Ferdinand I. dem Leonhard von Taxis am 21. August 1563 bestätigt. Doch hatten diese Ernennungen nur Bezug auf die Niederlande. Erst von Kaiser Rudolph II. erwirkte Leonhard von Taxis seine Ernennung zum General-Postmeister im Deutschen Reiche, und zwar mittelst Patents d. d. Prag, 16. Juni 1595. Im Anschluß hieran erließ der Kaiser am 6. November 1597 noch ein Mandat, wonach die Post als hochbefreites kaiserliches Regal bezeichnet wurde, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe.

Dennoch stellten sich den so privilegirten Taxischen Reichs-Posten Schwierigkeiten mancherlei Art entgegen. Zunächst dadurch, daß es zu dieser Zeit im heiligen Deutschen Reiche eine zahllose Menge selbständiger weltlicher und geistlicher Herrschaften gab.

Sodann stellten viele Fürsten und Stände geradezu in Abrede, daß die Post ein Kaiserliches Regal sei. So verfügte der Herzog Friedrich von Württemberg auf den Erlaß des Kaisers Folgendes: „Weilen es keine Schuldigkeit ist, so darf man auch nicht pariren, wie Wir es denn auch nicht thun werden, sondern Ihro Majestät bitten, Ihre Posten anderswohin zu legen, denn wie es vor Alters gehalten worden, so bleibt es“.

Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte die Taxischen Reichs-Posten in seinen Landen nicht zugelassen. Als der Graf Taxis sich hierüber bei dem Kaiser beschwerte, richtete der Kurfürst ein Schreiben an den Kaiser, in dem er die Taxischen Ansprüche sehr energisch zurückwies.

Auch in den Braunschweigischen Landen haben über die Zulassung und Aufkündigung der Taxischen Reichs-Posten interessante Verhandlungen stattgefunden, über die nun in Nachstehendem des Weiteren berichtet werden soll.

Wie wir in den früheren Aufsätzen gezeigt haben, bestanden in Braunschweig bereits fürstliche und städtische Posten, als Leonhard von Taxis am 16. Juni 1595 und Lamoral von Taxis am 27. Juli 1615 zum „Reichs-General-Postmeister“ ernannt wurde. Am 23. November 1627 richtete nun der Kaiser an Herzog Friedrich Ulrich das Ersuchen, er möge „ihm zu sonders angenehmen gnädigsten Gefallen“ dem Grafen v. Taxis

1) Vgl. hierüber die früheren Aufsätze im Br. Mag. 1897 S. 137, 147, 153, 161 und 173 und 1898 S. 101.

gestatten, Posten anzulegen. Diesem Wunsche des Kaisers wurde zunächst kein Widerstand entgegengesetzt, soweit wenigstens durch seine Erfüllung die bestehenden Posten Braunschweigs nicht geschädigt wurden. Der Herzog sah aber die PostHoheit als ein landesfürstliches Recht an, wie viele andere deutsche Fürsten, Kur-Brandenburg, Württemberg, Hessen-Kassel, ja wie das Oesterreichische Fürstenhaus selbst, das in seinen Erblanden unter Ausschluß der Taxischen Reichs-Posten eigene Landes-Posten angelegt hatte. Wenn gleichwohl die Taxischen Reichs-Posten in den Braunschweigischen Landen zugelassen worden sind, so wird das auf den hier und insbesondere in der Hansastadt Braunschweig waltenden Handel und Verkehr zurückzuführen sein.

Die Schrecken des 30jährigen Krieges waren von der Stadt so ziemlich abgewandt geblieben. Auch im Lande hatten sich durch die fürsorgliche Regierung des Herzogs August die Zustände bald wieder erheblich gebessert. Es ist daher wohl anzunehmen, daß die Herzöge vor Allem die Vortheile, welche aus den besseren Postverbindungen für das Land erwuchsen, zur Duldung der Taxischen Posten veranlaßt haben. Die vorhandenen Actenstücke beweisen sogar, daß die Herzöge im Interesse der Taxischen Posten bei anderen Fürsten sich als Fürsprecher verwandten. Dasselbe Entgegenkommen wurde bekanntlich auch anderen Postverwaltungen gegenüber bewiesen. War doch neben den städtischen Botenanstalten zu Ende des 17. Jahrhunderts auch ein Kurbrandenburgisches Postamt in Braunschweig zugelassen worden. Es ist interessant, zu sehen, daß der Gedanke, alle diese Posten zu vereinigen, also wirkliche Reichs-Posten einzurichten, uns schon bei dem Herzoge Rudolf August begegnet. Dieser hat nämlich an den Rand eines Schreibens des Herzogs Georg Wilhelm vom 21. August 1696, in dem er die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich in Wolfenbüttel zu bestimmen sucht, gegen den Versuch des Reichs-Hofraths, den Landesfürsten das Postregal zu entziehen, gemeinsam vorzugehen, Folgendes eigenhändig niedergeschrieben:

„Unterdeß aber ein jeder in Seinem Lande d. Z. regelmäßig jus postarum der Billigkeit nach erhalten und würde hierüber gantz kein Disput gewesen sein, wenn man damahlen mein treuhertzig Rath folgen wolle, wie ich gern gestehe, daß man die 3 Posten, die Kayserliche, die Churbrandenburgische und unsere Posten unter einen Hut gebracht; auch war es damahls Zeit gewesen, wie der Lübeckische Kayserl. Postmeister abgesandt war, sich mit Platen zu vergleichen“.

Die Taxische Reichspost hat sich nun seit dem Jahre 1616 im Lande niedergelassen. Im Jahre 1650 wurde von ihr ein eigenes Posthaus zuerst Poststraße № 7, später Breitestraße № 2 erworben. Das Wohlwollen der Fürsten gegen die Taxischen Posten dauerte jedoch in den Braunschweigischen Landen nur so lange, wie die Posten sich in den ihnen angewiesenen Grenzen hielten. Sobald sie dieselben überschritten, wurden auch gegen die Taxischen Posten kräftige Maßregeln ergriffen, die, als die Uebergriffe zu stark geworden waren, mit ihrer völligen Aufhebung endigten.

So wurde schon im Jahre 1652 der Widerspruch des Herzogs August hervorgerufen, als eine Taxische Post von Nürnberg nach Hamburg durch das Braunschweigische Gebiet ohne Vorwissen des Herzogs eingerichtet worden war. Der Fürst befahl dem Amtmann zu Gandersheim, dem Kaiserl. Postreiter den Aufenthalt im Lande nicht zu gestatten. Die bezüglichen Befehle sind unterm 17. October 1653 und 13. September 1654 erlassen und deshalb um so interessanter, weil in den Post-Chroniken die Ansicht verbreitet ist, daß erst durch den Widerstand des Großen Kurfürsten, der in einem Schreiben vom 26. April 1660 sich widersetzte, die übrigen Fürsten zu gleichem Vorgehen bewogen wären. Die Schreiben des Herzogs sind aber fünf bezw. sechs Jahre früher abgefaßt worden, als das des Kurfürsten. Sie lauten:

„Von Gottes Gnaden Augustus ꝛc.

Lieber getrewer Uns ist glaubhafter Bericht zugekommen, was gestalt eine newe Post von Nürnberg naher Hamburg, über Bamberg, Romhild und Smalkalden, angestellet undt also furters, auch theils durch Unsere Fürstenthumb undt Lande uff Hildesheim gerichtet sein solle,

Weill wir nun solcher Post undt denn Leuten, so dazu sich gebrauchen laßen, in Unseren Landen keine station oder abwechselung ohn Unsere sonderbahre Concession gestehen können, Alß ist unser ernster will undt Befehl, das Du in Unserm Dir anvertrawten Ambte hierauf fleißige Achtung undt Auffsicht habest, undt da sich die besagte posten in Unseren Landen einiger station oder abwechselung unternehmen, oder auch Unsere Unterthanen zu solcher Abwechselung ohn Unser Vorwißen sich gebrauchen zu lassen, erkühnen solten, alß dan daßelbe keinesweges gestattest oder zugebest, sondern mit eusserstem Fleiße verhüetest undt ernstlich verbietest, auch da Jemandt sich anmassen würde, in seinem unfugsamen beginnen eigenthatlicher weise fortzufahren, Uns davon ohngesenmten Bericht erstattest, unndt Unseren weiteren befehl erwartest, wornach Du dich zu achten, ... Datum in Unserer Vestung Wolffenbüttel, am 17. Octobris Anno 1653“.

Ein zweiter, noch schärfer gehaltener Befehl ist unterm 13. September 1654 auf die Kunde ergangen, daß ein Kaiserlicher Postreuter, der mit dem Postmeister Röttger Hinüber zu Hildesheim in Verbindung stehe, sich in Gandesheim aufhalte.

Der Graf von Taxis sah sich durch diese Haltung der Landesfürsten in den einzelnen Territorien stark beeinträchtigt und beschwerte sich daher bei dem Kaiser, wie über Chur-Brandenburg, Hessen Kassel und andere ihm nicht günstige Fürsten, insbesondere auch über die Herzöge von Braunschweig Lüneburg. Darauf verfügte der Kaiser Leopold am 5. März 1659 an das „Durchlauchtigste Gesambt-Hauß Braunschweig-Lüneburg, daß die zum Abbruch des Kayserlichen hohen Post-Regals angelegte neuerliche Postbestellungen gänzlich abgeschaffet, und das von dem Graven von Taxis, als Kayserlichem General-Erb-Reichs-Postmeister angeordnete Postwesen in den Braunschweigischen Landen ungeändert gelassen werden solle“. Schließlich wird am 19. October 1659 eine Entscheidung dahin getroffen, daß bis zu ander-

weitiger Verordnung die Taxischen Posten in den Braunschweigischen Landen geduldet werden sollen, und zwar in der Weise, daß sie die außerhalb Landes angenommenen Briefe durchführen, sich aber der Annahme von Briefen und der fahrenden Posten im Braunschweigischen Lande enthalten sollten. Dabei wurde vom Gesammthause Braunschweig ganz ausdrücklich als sein gutes Recht behauptet und in Anspruch genommen, daß die Braunschweigischen Fürsten Posten zu Wagen und zu Pferde beliebig anlegen und Postordnungen erlassen dürften. Es wurde ferner dem Grafen von Taxis die Verpflichtung auferlegt, bei den Postdienststellen nur Landes-Eingeborene zu beschäftigen. Der Graf von Taxis beachtete diese Vorschrift aber nicht; die Postdienststellen wurden vielmehr Italienern, Süddeutschen u. A. verliehen. Bald ging der Graf noch weiter. Es gelang ihm wegen Abschaffung der Neben-Posten einen offenen Kaiserlichen Befehl zu erwirken, der in den bedeutendsten Städten des Herzogthums durch Anschlag bekannt gemacht wurde. Auch wandte sich der Kaiser nochmals zu seinen Gunsten an die Herzöge. Letztere behaupteten jedoch ihre Rechte und brachten schließlich die Streitigkeiten auf dem Niedersächsischen Kreistage am 6. Januar 1664 zur Sprache. Aus den in Braunschweig am 6. Januar 1664 geführten Verhandlungen mögen die auf das Postwesen bezüglichen Erklärungen hier Platz finden:

„Der Punkt des Postwesens vors Dritte ist dahin eingerichtet, daß man nicht gemeinet, der Röm. Kayserl. Majestät an Dero befugnuß eintracht zu thun, sondern nur der Fürsten undt ständen dieses Niedersächsischen Craises wolhergebrachte possession undt gerechtigkeit mit Haltung ihrer posten zu vertheidigen, undt minder nichts die Kayserl. Post, wo sie von alters hergebracht, in ihren würden zu laßen; Weill aber durch Graf Taxis undt deßen Postbedienten dieses Craises Fürsten undt ständen viell praeiuditz undt nachtheill zugezogen werden will, so ergehet abermahl an die Kayserl. Mayt von hierauß nach der beylage sub № 15 ein allerunterthänigstes schreiben, gedachtem Grafen undt deßen postleuten die unziemliche eingrieffe undt thätlichkeiten nicht zu gestatten. Solte nun Herr Graf Taxis undt die seinige sich gelüsten laßen, ferner eingriffe zu thun, so ist kein stand zu verdenken, wan er sich in seiner possession undt befugnuß nach anleitung der rechte durch zulengliche mittell manteniret undt schützet, zumahl leichtlich eine undt die andere schädliche consequentz, im fall man sich nicht gebührend vertheidiget, darauß mit der Zeit erzwungen werden dürffte. Weilen auch die Taxische Postbediente intendiren, sich der ordentlichen mittelbahren undt ohnmittelbahren obrigkeitlichen Jurisdiction zu entziehen, So ist man ihnen solches in diesem Craise zu gestatten nicht gemeint. Man hat auch diese sache gleich der Cammervisitation dem Niedersächsischen Crais-Gesandten zu Regensburg in obged. № 15 zu deren guten beforderung recommendiret“.

In gleichem Sinne wurde dann auch noch an den Kaiser ein Schreiben gerichtet.

Dennoch hörten die Streitigkeiten nicht auf. Im Jahre 1684 wurde dem Taxischen Postmeister in Hildesheim und seinen Posten die „passage“ durch die Braunschweig-Lüneburgischen Lande nicht mehr gestattet. Die hiergegen vom Kaiser erlassenen „Mandata“ wurden vom Herzoglichen Hause dahin beantwortet, daß Alles, was von dem taxischen Postmeister in Braunschweigischen Landen bisher eingerichtet worden, nur mit Fürstlicher Bewilligung und mit Vorbehalt erfolgt sei. Daher kam auch der Kaiserliche Befehl, daß der Edle v. Platen sich aller Direction der Braunschweig-Lüneburgischen Posten enthalten solle, im Hinblick auf die Rechte der Herzöge niemals zur Ausführung. Der Edle v. Platen konnte sich auf die Postordnung von 1682 berufen und seinerseits gegen etwaige Uebergriffe der Taxischen Reichs-Post, die ja nur in dem bisherigen Bestande weiter geduldet wurde, vorgehen.

So wurde auf eine Beschwerde v. Platen's vom 8. Februar 1683 über einen Taxischen Postillon in Gandersheim sein Recht durch die Fürstl. Cammer kräftig unterstützt und mit Entschiedenheit der Standpunkt vertreten, daß der Postillon „sich aller zu des hiesigen fürstl. Postwesens praejudiz gereichenden Neuerung und in specie der sich angemaßeten Sendung der Brieffe nacher Eimbeck gäntzlich enthalten solle“.

Andererseits zeigten sich die Herzöge dem Intendanten und Kaiserlichen Postmeister Johann Peter Lautensack in Braunschweig sehr freundlich gesinnt, wenn es sich darum handelte, den Gang der Posten zu beschleunigen und dafür bei den benachbarten Regierungen ein gutes Wort einzulegen. Fielen doch hier auch die Interessen der Taxischen Post mit denen der Herzöge und ihrer Unterthanen völlig zusammen.

So handelte es sich im Jahre 1694 zur Beschleunigung der Fahrt darum, die Kaiserliche Reichspost über das Eichsfeld nach Lindau gehen zu lassen. Als hier aber der Kur-Mainzische Amtmann den Durchzug der Post nicht gestatten wollte, schrieben die Herzöge an die Kur-Mainzische Regierung, die darauf diese Postfahrt „nicht allein zu verstatten, sondern ihr auch alle dienstliche Beförderung gern widerfahren zu lassen“ versprach. Der Kurs ging nun über Gebhardshagen, Lutter a. B., Seesen, Staufenburg durch das Eichsfeld nach Lindau u. s. w. Ferner sollte die Post von Regensburg anstatt über Kassel über Erfurt geleitet werden, damit die Briefschaften in Zukunft einen Tag früher einträfen. Der Fürst von Thurn und Taxis bittet von Brüssel aus unterm 15. Juni 1698 die Braunschweigischen Herzöge um ihre Unterstützung, und als diese in dem gewünschten Sinne an die benachbarten Fürsten schreiben, wird der Zweck glücklich erreicht. Die Folge war, daß die Post, die sonst erst am Dinstag Nachmittag in Braunschweig anlangte, jetzt dort bereits am Montag Morgen eintraf. Schon am 30. August 1698 konnte Lautensack den Herzögen melden, daß die Proberitte bereits vor drei Wochen ihren Anfang genommen hätten.

Am 7. October 1704 berichtete Lautensack ferner an den Herzog Anton Ulrich, daß zur Beförderung der Reichs-Correspondenz vor Jahren eine Extra-Post von Erfurt über Frankenhausen und Blankenburg nach Braunschweig angelegt worden sei, die seit gestern ihren Cours von Erfurt über Langensalza, Mühlhausen und

Duderstadt genommen habe; nunmehr gingen die Reichs-Briefe, statt bisher einmal, wöchentlich zweimal, Montags und Freitags, hier ein; desgleichen träfen Briefe nach Weimar, Arnstadt, Gotha, Eisenach und nach ganz Thüringen anstatt wie vorher am dritten Tage, nunmehr schon am zweiten Tage an Ort und Stelle ein.

Die erste „Reichs-Post-Ordnung“ war am 17. October 1698 erschienen, die dann wiederholt am 27. October 1706, am 10. März 1713, 24. April 1744, 3. Mai 1746 und am 28. November 1768 erneuert wurde. Der Kaiser gebietet hiernach allen Chur-Fürsten, Fürsten, Grafen rc. „ernstlich und will, daß sie sich der „Reichs-Post-Ordnung“ jederzeit gemäß erweisen und achten, mithin derselben alles ihres Inhalts nachleben und bequemen, Seiner des Fürsten von Taxis Liebden, und Dero untergebene Post Aemter darbey ruhiglich verbleiben laßen, dieselbe dargegen nicht bekümmern, beeinträchtigen, oder vergewaltigen, wider sothane Post-Ordnung nichts eigenmächtiges oder thätiges handeln, oder fürnehmen rc.“ [2]. Die Herzöge von Braunschweig waren jedoch etwas anderer Ansicht. Als die Uebergriffe der Taxischen Beamten, welche sich durch die Reichs-Post-Ordnung gedeckt fühlten, immer mehr überhand nahmen, sahen sich die Herzöge genöthigt, ernstlich dagegen einzuschreiten. Vor Allem suchten sie ihre Jurisdiction aufrecht zu erhalten. Durch eine Verordnung vom 29. März 1764 wurde daher dem Magistrate zu Braunschweig eingeschärft, „nach Beschaffenheit der Umstände seine Gerichtsbarkeit über die Kaiserl. Postbedienten zu wahren“. Als sich die Taxischen Postbeamten dennoch dem Gerichtsstande des Magistrats zu entziehen suchten, trat Herzog Karl solchen Bestrebungen mit Nachdruck und Erfolg entgegen. So in zwei Verfügungen vom 30. August 1770.

Dennoch ließen die Streitigkeiten mit den Taxischen Postämtern und die Uebergriffe der Taxischen Postbeamten keineswegs nach. Der Herzog kam daher zu der Ueberzeugung, daß die Taxischen Posten nicht ferner im Lande belassen werden könnten. Es wurde zunächst versucht, im Wege gütlicher Vereinigung zu diesem Ziele zu gelangen. Der Herzogliche Geheimrath Frh. von Kungsberg wurde eigens zu dem Zwecke nach Regensburg abgesandt, damit er die bisher obwaltenden Streitigkeiten zu einem gedeihlichen Ende hinausführen möchte. Man wollte eben in Braunschweig kein Mittel unversucht lassen, bevor man der Kaiserlichen Post gegenüber die landesherrlichen Gerechtsame in vollem Umfange zur Geltung brächte. Der Herzogliche Abgesandte stellte daher eine Reihe von „Puncten zu einer Vereinigung“ auf, die er seinem Promemoria vom 11. Juli 1782 beilegte und auf Grund deren er hoffte, ein vollkommenes Einverständniß zwischen beiden Theilen zu erzielen. In der Hauptsache liefen die Vorschläge auf Folgendes hinaus. Der Herzog sollte die Verwaltung des Kaiserlichen Postamtes übernehmen und durch das Fürstliche Hof-Post Directorium führen lassen, ein Verfahren, das auch früher zu Braunschweig in Uebung gewesen und sich auch noch jetzt an anderen Orten bestens bewähre. Dafür würde er an den Fürsten von Taxis jährlich die Durchschnittssumme der Postüberschußgelder der letzten 10 Jahre, event. auch noch einige Hundert Gulden mehr zahlen. Der Vertrag solle auf 20 Jahre geschlossen werden, eine Kündigung 4 Jahre vor Ablauf dieser Zeit zu geschehen haben. Den Kaiserlichen Postbedienten, die für die Dauer des Abkommens in Eid und Pflicht des Herzogs genommen werden sollten, wurde der Bezug ihrer bisherigen Einkünfte zugesagt, ohne daß die Verpflichtung bestände, sie gerade beim Postdienst wieder anzustellen. Sie sollten ein separates Postcontor bilden, das aber in das Fürstliche Posthaus zu verlegen sei. Die Postillone sollten die Kaiserliche Livree behalten, im Uebrigen aber bei den Kaiserlichen Posten im Lande Alles auf dem alten Fuße belassen werden. (Schluß folgt.)

[2] Lünig, Teutsches Reichs-Archiv I. Pars Gener. S. 481 f.

Bücherschau.

Johannes Ranke, Die 29. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Braunschweig mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz vom 4. bis 6. [bezw. 10.] August 1898. Nach stenographischen Aufzeichnungen redigirt. Correspondenzblatt (d. D. Gesellsch. f. Anth. rc.) Nr. 9—12, 1898. München, 1898. S. 68—203. 4°.

Den „Beiträgen zur Anthropologie Braunschweigs“, die die Festschrift zur 29. Versammlung der Anthropologen rc. in Braunschweig brachte und die im vorigen Jahre (Nr. 17, S. 135 f.) auch an dieser Stelle eingehend gewürdigt sind, fügt der kürzlich erschienene Bericht über die Braunschweiger Versammlung neue Beiträge hinzu. Zur allgemeinen Orientirung diente zunächst der Vortrag des Geh. Hofraths Dr W. Blasius über die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes. Daran schloß derselbe eingehende Mittheilungen über die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a. H. Museumsinspector Grabowsky sprach über neue neolithische Fundstellen im Herzogthume Braunschweig, die an den verschiedensten Orten von ihm, Dr Haake und Amtsrichter Ribbentrop in Eschershausen entdeckt worden sind. Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elme behandelten Lehrer Th. Voges aus Wolfenbüttel und Realschullehrer H. Lühmann, von denen der Letztere der Versammlung auch eine von ihm sorgfältig hergestellte genaue Karte jener Befestigungen und ihrer Umgebung vorlegte. Die Herkunft unserer Vorfahren erörterte Privatdocent Dr Much aus Wien in einem Vortrage „Zur Stammeskunde der Altsachsen“. Geheimrath Dr R. Virchow aus Berlin und Professor Dr Makowsky aus Brünn besprachen einige Rhinocerosknochen, die bei Watenstedt, Börßum und Walkenried gefunden sind. Auch über den äußeren Verlauf des Congresses, der nach allgemeinem Urtheil ein vorzüglich gelungener war, erhalten wir hier einen ausführlichen Bericht. Wir fügen dem Wunsche des Verfassers, daß jene Tage allen Freunden in Braunschweig in guter Erinnerung bleiben mögen, den weiteren hinzu, daß die damals erhaltene Anregung auch fruchtbar bei uns sich erweisen möge.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 23. April **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Hugo Sommer †.

Am 31. Januar dieses Jahres ist in Blankenburg a. H. der Oberamtsrichter Hugo Sommer gestorben, ein Mann, der nicht nur treu und gewissenhaft in seinem Amtsberufe wirkte, sondern der auch weit über die Grenzen unserer engeren Heimath hinaus als Redner und Schriftsteller, vorzüglich auf philosophischem Gebiete, eine weit und tief anregende, verdienstliche Thätigkeit entfaltet hat. Auch diesen Blättern steht es daher wohl an, in Ehren des Entschlafenen zu gedenken.

Gustav Adolf Hugo Sommer wurde am 26. Mai 1839 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater, C. Aug. Sommer, damals als Kreisrichter angestellt war. Seine Mutter Luise war eine Tochter des Kaufmanns Karl Friedr. Meineke in Wolfenbüttel (gestorben 21. Januar 1852). Er besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er für ein Jahr (Mich. 1852—53) mit dem zu Helmstedt vertauschte und dann zu Michaelis 1856 mit Primareife verließ, um die Polytechnische Schule in Hannover zu beziehen, wo er sich den technischen Wissenschaften, insbesondere dem Ingenieurfache, widmen wollte. Hauptsächlich zogen ihn aber die Naturwissenschaften an, darunter, als er die Bekanntschaft eines älteren Officiers, der eine private Sternwarte besaß, gemacht hatte, besonders die Astronomie. Er gab nun seine ursprüngliche Absicht, Ingenieur zu werden, auf und beschloß, Philosophie zu studiren. Nach kurzer Vorbereitung bestand er am Lyceum zu Hannover im März 1860 die Maturitätsprüfung und ging dann nach Göttingen. Hier gewann der Philosoph Hermann Lotze bestimmenden Einfluß auf ihn. Außer seinen Vorlesungen hörte er bei Wöhler Chemie, bei Henle Anatomie, bei Weber Physik u. a. Aber trotz dem Eifer, mit dem er seinen philosophischen Studien oblag, änderte er nochmals, hauptsächlich in Folge praktischer Erwägungen, bei denen wohl der Vater bestimmend mitgewirkt hat, die Wahl seines Studiums. Da die Philosophie ihm eine feste Lebensstellung nur in sehr unsichere Aussicht stellte, so betrieb er vom Sommer 1861 an als Brotstudium die Rechtswissenschaft, neben der er jedoch seiner alten Neigung zur Philosophie unausgesetzt treu blieb. Er hat sie auch schon in nächster Zeit mit Erfolg schriftstellerisch bethätigt, indem ihm für seine Abhandlung de doctrina quam de harmonia rerum praestabilita Leibnitzius proposuit von der philosophischen Facultät zu Göttingen im Juni 1861 der Preis zuerkannt wurde. Auch später blieb er Zeit seines Lebens „ein dankbarer Schüler Lotze's, der die Lehren des Meisters durch Aufsätze in Zeitschriften, kleinere Schriften und öffentliche Vorträge mit Eifer und Begeisterung zu verbreiten und die Auswüchse moderner Bildung, wie sie besonders im Materialismus, Positivismus und Pessimismus zu Tage treten, energisch zu bekämpfen suchte“ [1]). Es wird hierunter eine eingehendere Würdigung von Sommer's philosophischer Thätigkeit aus berufenerer Feder folgen.

Zu Michaelis 1861 verließ Sommer Göttingen und ging für ein Semester nach Berlin, wo er bei Gneist, v. Holtzendorff und Homeyer hörte. Dann wandte er sich nach Heidelberg, um die Vorlesungen von Zöpfl und Renaud zu besuchen, kehrte aber zu Michaelis 1862 schon wieder nach Göttingen zurück, das er Ostern 1863 verließ. Im Juni desselben Jahres bestand er zu Wolfenbüttel das erste juristische Staatsexamen. Zum Auditor ernannt machte er dann hier und in Gandersheim, wo inzwischen (1859) sein Vater zum Kreisgerichtsdirector befördert worden war, seinen Vorbereitungscursus durch und erledigte im Januar 1868 die zweite Prüfung. Er wurde darauf zum Referendar bei dem Kreisgerichte zu Gandersheim ernannt, wo ihm im Juni 1871 das richterliche Votum ertheilt wurde. Schon vorher (9. Juli 1870) hatte er sich mit Fräulein Clara v. Münchhausen, der Tochter des Obergerichtsraths Julius v. Münchhausen in Wolfenbüttel, verheirathet. Zu Anfang des Jahres 1872 wurde er zum Assessor bei dem combinirten Kreis- und Amtsgerichte Blankenburg befördert. Bei der Neuorganisation der Justiz im Jahre 1879 blieb Sommer als Amtsrichter in Blankenburg; im October 1884 wurde ihm der Titel Oberamtsrichter verliehen.

Von Blankenburg hat Sommer sich nicht wieder getrennt. Die schön gelegene Stadt, in der er sich 1893 ein eigenes Grundstück erwarb, wuchs ihm immer mehr ans Herz. Ihn fesselte hier neben einer angenehmen

1) Hinrichsen, Das literar. Deutschland. 2. Aufl. (Berlin 1891) S. 1247.

dienstlichen Stellung, die ihm zu reger schriftstellerischer Thätigkeit ausgiebige Muße ließ, die herrliche Umgebung, die seinem für landschaftliche Reize äußerst empfänglichen Sinn reichliche Nahrung, seiner Neigung zu frischem Wandern und Bergsteigen die beste Gelegenheit gab. Für die Erhaltung der Naturschönheiten des Harzes ist er stets mit dem Feuer, das ihn bei Allem, was er trieb, beseelte, unermüdlich eingetreten. Ganz besonders, als Ende der 80er Jahre durch die Anlage einer Drahtseilbahn auf Roßtrappe und Hexentanzplatz die ursprüngliche Romantik des nahen Bodethals einer materiellen Ausnutzung zum Opfer zu fallen drohte. Liebe zur Natur führte Sommer noch in späteren Jahren zur Landschaftsmalerei, die er in der letzten Zeit mit Leidenschaft betrieb.

Auch Sommer's Vater, der zu Anfang des Jahres 1873 pensionirt worden war, zog nach Blankenburg und ist hier am 15. März 1886 gestorben. Schon vorher (7. November 1884) erlitt Sommer durch den Tod seiner Gattin einen schmerzlichen Verlust. Er vermählte sich in zweiter Ehe am 20. Juli 1886 mit Elsbeth Fressel, der Tochter des Senators Fressel in Lüneburg. An den öffentlichen Angelegenheiten Blankenburgs, zumal soweit wie sie das geistige, insbesondere das religiöse Gebiet berührten, betheiligte er sich mit regem Eifer. Er war Vorsitzender des Zweigvereins des evangelischen Bundes und etwa 20 Jahre hindurch Mitglied des Kirchenvorstandes. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn auch 1890 als Abgeordneten in die Landesversammlung, aus der er jedoch schon nach Schluß derselben Wahlperiode 1894 wieder ausschied. Sein hoher Idealismus wird sich bei den praktischen Aufgaben und Geschäften, die hier zu bewältigen waren, kaum ganz befriedigt gefühlt haben. Aber es trieb ihn unwiderstehlich an, an anderen Stellen öffentlich Zeugniß abzulegen von seinem warmherzigen Optimismus und seiner tiefreligiösen Weltanschauung. Er that dies als begeisterter und begeisternder Redner in öffentlichen Vorträgen, die er z. B. über „Die Einseitigkeiten der modernen Bildung und den Universalismus Leibnitzens", „Die Idee der Persönlichkeit Gottes", über „Das Recht" u. a. nicht nur in Blankenburg, sondern auch in Braunschweig, Goslar, Berlin, Dresden u. a. O. gehalten hat. Ferner als Schriftsteller in zahlreichen gemeinverständlichen Aufsätzen, die zumeist in den Preußischen Jahrbüchern erschienen und unten verzeichnet stehen. Auch an äußerer Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt; seine Arbeit über „Den Pessimismus und die Sittenlehre" wurde von der Teyler'schen theologischen Gesellschaft zu Haarlem mit dem Preise gekrönt. Seit etwa einem Jahrzehnt beschränkte er diese Thätigkeit und faßte er seine Kräfte für eine größere Aufgabe zusammen. Er hatte für das unter Leitung Karl Binding's erscheinende „Systematische Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft" die Bearbeitung des Abschnitts „Rechtsphilosophie" übernommen. Als Vorbereitung hierfür ist sein Litteraturbericht über die Erscheinungen auf dem Felde der Rechtsphilosophie aus den Jahren 1884—94 anzusehen. Einen Theil der Arbeit, der aber schwerlich zur Veröffentlichung schon geeignet ist, hat er vollendet; zum Abschlusse sollte er das Werk nicht mehr bringen. In der Fülle der Kraft inmitten seiner litterarischen Pläne wurde er aus einem glücklichen Familien- und Freundeskreise plötzlich abberufen. Er hatte sich, ein Freund jeder freien Bewegung, mit seinen Kindern noch am Nachmittage des 31. Januar am Schlittschuhlaufen vergnügt, als schon gegen Abend desselben Tages ein Herzschlag seinem Leben ein zu frühes Ende bereitete[2]). Von bleibender Bedeutung ist Sommer's litterarische Wirksamkeit auf dem Felde der Philosophie, über die uns Herr Professor Dr Alex. Wernicke in Braunschweig folgenden zusammenfassenden Bericht freundlichst zur Verfügung gestellt hat. P. Z.

Hugo Sommer gehörte zu denen, welchen das höchste Glück der Erdenkinder beschieert ward, eine „Persönlichkeit" zu sein, d. h. er besaß eine umfassende Weltanschauung, durch welche sein Wollen und Handeln völlig bestimmt wurde. Dazu war ihm eine Prophetennatur zu eigen, die ihn antrieb, von dem, was er gesehen und gedacht, Zeugniß abzulegen für Andere. Er wollte für seine Weltanschauung, die ihm als ein absolut Wahres erschien, werben und zu ihr bekehren, und zwar um jeden Preis . . . das war ihm Herzenssache. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man sein reiches und gesegnetes Wirken auf philosophischem Gebiet betrachten, dann versteht man, daß er einerseits bei der Entwickelung seiner Positionen mit musterhafter Klarheit und in edler Wärme seinen Weg ging, während er andererseits bei den Angriffen auf Gegnerisches, dem Antriebe des Augenblickes folgend, gelegentlich die Pfade ruhiger Sachlichkeit verließ. Den Ausgangspunkt für Sommer's philosophische Bestrebungen bildet das Problem, welches seit den Tagen Immanuel Kant's niemals zum Stillstand gekommen ist. Die Lebensbedingungen jeder ethisch-religiösen Weltauffassung scheinen mit den Anforderungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung im Streite zu liegen. Ist dem wirklich so oder besteht der Gegensatz nur in gewissen dogmatischen Uebertreibungen der beiden Seiten? Kant war der Ueberzeugung, daß Letzteres der Fall sei, und so suchte er seinen Pfad zwischen Dogmatismus und Scepsis, so wie ihn einst der göttliche Platon gesucht, indem er jenen deutschen Idealismus begründete, den uns Schiller als Dichter so lebensvoll vor die Augen gestellt. Etwa in der Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts (1835 erscheint Gutzkow's „Wally", Mundt's „Madonna" und „Das Leben Jesu" von David Strauß) tritt die idealistische Anschauungsweise in Deutschland zurück, aber am Anfang der sechziger Jahre ertönt hier von Neuem die Losung: „Es muß auf Kant zurückgegangen werden". Unter den Männern, welche fest auf der Kantischen Grundlage standen, nahm Hermann Lotze

---

2) Schon einige Jahre vorher ist ein jüngerer Bruder H. Sommer's, der Architekt Oskar Sommer, verschieden, der, zu Wolfenbüttel am 7. December 1840 geboren, den Plan zum Neubau unseres Herzoglichen Museums entwarf, lange Jahre als Professor am Städel'schen Institute in Frankfurt a. M. wirkte und hier am 13. Februar 1894 gestorben ist.

(1856 bis 1864 erscheint sein Mikrokosmus) eine hervorragende Stellung ein. Bei ihm in Göttingen fand auch Sommer den ehrlichen Frieden, nach dem er verlangte, und nun trat er für dessen Philosophie mit unermüdlicher Begeisterung ein. Sommer hat nie mehr sein wollen als ein Jünger Lotze's und als solcher verdient er den wärmsten Dank seiner Zeitgenossen. Um dies Urtheil gerecht zu finden, muß man sich daran erinnern, daß die Popular-Philosophie der Büchner, Moleschott u. A., welche sich etwas geräuschvoll an die Fersen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung geheftet hatte, in das Erbe des deutschen Idealismus eingetreten war. Diese Popular-Philosophie, welche man als theoretischen Materialismus bezeichnet, war eine jener dogmatischen Uebertreibungen, welche in dem Boden der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung zu wurzeln suchten: die gesetzmäßige Bewegung der kraftbegabten Atome im leeren Raume schien ihr das Räthsel der Welt zu lösen. An der Zerstörung dieses dogmatischen Scheins haben vor Allem Albert Lange (1866 erscheint seine „Geschichte des Materialismus") und Hermann Lotze mit durchschlagendem Erfolge gearbeitet, Jeder in seiner Weise. Daß Beide gewirkt, zeigte weiten Kreisen zum ersten Male Dubois-Reymond's berühmt gewordenes „Ignorabimus" (1872). Während Lange und Lotze unmittelbar auf Kant zurückgriffen und auf seiner Grundlage eigenartig weiter zu bauen suchten, gewann zugleich Schopenhauer, der ja auch unmittelbar an Kant angeknüpft hatte, einen größeren Einfluß und mit ihm dessen große Verehrer und noch größere Bekämpfer seiner pessimistischen Metaphysik Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Zugleich suchte E. v. Hartmann die Schelling-Hegel-Schopenhauer'schen Gedankenmassen zusammenzuschweißen und aus ihnen ein neues systematisches Ganzes zu machen. Außerdem trat auch noch der „Positivismus" auf dem Plan, eine Philosophie, welche nur das in der innern und äußern Erfahrung unmittelbar Gegebene als Position anerkannte, und von hier aus weiter zu kommen bestrebt war. Während der theoretische Materialismus sich in jeder Hinsicht als eine dogmatische Uebertreibung darstellte, abgesehen davon, daß er für das Princip der Gesetzmäßigkeit als Grundlage der wissenschaftlichen Forschung kraftvoll eintrat, war der Positivismus auf gutem Wege. Freilich ging auch er in die Irre, aber nur darum, weil er den Kreis der Erfahrung willkürlich beschränkte und im Besondern den Erfahrungen des religiös-ethischen Bewußtseins nicht gerecht zu werden verstand. Mit allen diesen neuen Bestrebungen auf philosophischen Gebieten trat schließlich der Darwinismus in Berührung, welcher bei allen Auswüchsen das Verdienst hat, den Gedanken der Entwicklung allen starren Formen gegenüber kräftig hervorzuheben. Neben diesem Gewoge von alten und neuen Theorien bedurfte auch noch der zu allen Zeiten vorhandene praktische Materialismus, d. h. die Ideallosigkeit, welche sich einen breiten Boden erobert hatte, der Beachtung. Sie ist erfahrungsmäßig mit jeder Weltanschauung verträglich, weil nur wenige Menschen zu jener vollen Harmonie gelangen, bei welcher Wollen und Handeln mit dem intellectuellen Gepräge durchaus im Einklang sind. Innerhalb dieser geistigen Strömungen, welche seit dem Anfange der siebziger Jahre deutlich zu Tage traten, folgt Sommer unbeirrt der Führung Lotze's und bekämpft energisch den theoretischen Materialismus, den Positivismus, den Pessimismus und natürlich auch den praktischen Materialismus, d. h. den allgemeinen Mangel an Idealen. Mit seiner Göttinger Schrift über Leibniz, den großen Optimisten, führt er sich (1864) litterarisch ein, um dann später zunächst in den Preußischen Jahrbüchern (1875) auf die Philosophie Lotze's und ihre Bedeutung für das geistige Leben der Gegenwart hinzuweisen und gleichzeitig (vgl. die Bibliographie) in einer Reihe von Besprechungen bedeutenderer Werke seinen Standpunkt in positiver und in negativer Hinsicht zu bestimmen und zu vertheidigen. Was Sommer gewollt und erstrebt, zeigt wohl am besten die Schrift „Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit" (1882). Sie erschien, nachdem Sommer seinen Waffengang gegen die Ethik des Pessimismus (E. v. Hartmann) gethan und den Preis der Teyler'schen theologischen Gesellschaft zu Haarlem erhalten hatte und bevor der Waffengang gegen die Religion des Pessimismus begann. Sie ist gewissermaßen zwischen den Schlachten geschrieben, welche den beiden Hauptwerken (Ethik und Religionsphilosophie) E. v. Hartmann's galten, und athmet wohlthuende Klarheit und Ruhe. Außerdem hatte ihm der frühe Tod seines verehrten Lehrers gerade von Neuem Veranlassung gegeben, wiederholt auf dessen Vermächtniß hinzuweisen, und so lag es nahe, einmal zusammenzufassen, was bereits hie und da gesagt worden war. Wir möchten gerade diese Schrift, in der Sommer gewissermaßen als Testaments-Vollstrecker erscheint, Allen empfehlen, welche den von ihm vertretenen Kant-Lotze'schen Gedankenkreis näher kennen zu lernen wünschen. Der erste Abschnitt ist der Widerlegung des theoretischen Materialismus und der Begründung des theoretischen Idealismus (Kant) gewidmet. Die Lehre von der gesetzmäßigen Bewegung der kraftbegabten Atome im leeren Raume hat ihre gute Bedeutung, falls man mit ihr nichts Anderes beabsichtigt, als eine Darstellung gewisser Gebiete der materiellen Erscheinungen, sie versagt, wenn man sie über dieses Gebiet hinaus anwenden will, wenn man sie für „Metaphysik" ausgiebt, denn sie vermag nicht die Thatsachen der unmittelbaren Lebenserfahrung zu erklären, sie sagt uns nichts vom Inhalte und vom Zwecke des Menschenlebens. Die Atome mit ihren Kräften sind nicht das Erste, sie sind vielmehr eine Construction des Menschengeistes, welche für gewisse Zwecke recht brauchbar ist, aber diese Construction des Geistes kann nicht der Schlüssel zu der Fülle des geistigen Lebens sein. Dagegen sieht der theoretische Idealismus den Geist an als das unmittelbar (im eigenen Ich) Gegebene und sucht dieses Gegebene zu verdeutlichen, wobei er sich als das ursprünglich Wirkliche darstellt. Er erkennt die Selbständigkeit (das Für-Sich) jedes endlichen Geistes an, dessen Persönlichkeit, er findet in den Erlebnissen einer solchen

Persönlichkeit auch eine Deutung von dem Sinne der Welt und gelangt dabei auch zur Anerkennung der Persönlichkeit Gottes, des unendlichen Geistes. Dazu ist es aber nöthig, in der Selbständigkeit von Raum und Zeit, welche dem Materialismus stets neue Kraft giebt, einen grundlegenden Irrthum zu sehen und in Raum und Zeit mit Kant nur Formen unserer Anschauung zu erblicken, in denen sich das Neben-Einander und Nach-Einander des Geschehens darstellt, nicht ohne unsere eigene Mitwirkung. Nur so begreifen wir den Sinn der Welt und mit ihm unsere eigenen Pflichten! Um dies im Einzelnen einzusehen, muß man in den Kant-Lotze'schen Gedankenkreis eintreten. Diesem ist deshalb der zweite Abschnitt gewidmet, er führt den Titel „Die Reform-Bewegung des Kantischen Kriticismus". Hier will Sommer zeigen, was Kant geschaffen und in wiefern Lotze über ihn hinausgehen konnte und mußte. Was hier in Bezug auf das ganze System Kant's gegeben wird, führt der folgende Abschnitt in Bezug auf die Lehre von der Zeit und vom Raume im Einzelnen durch: Raum und Zeit werden zu Anschauungen der Ordnung und des Zusammenhangs alles Wirklichen. Der letzte Abschnitt, der wiederum den Titel des ganzen Buches als Ueberschrift führt, zeigt nun, daß innerhalb dieser theoretischen Vorstellungen Platz ist für ethisch-religiöse Gesinnung, daß hier eine Theorie vorliegt, welche sich im Besondern mit den praktischen Forderungen des Christenthums harmonisch zum Ganzen einer Weltanschauung verbindet. So gelangt Sommer zu dem Schlusse, „daß die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit nicht nur eine Schranke beseitigt, welche die freie Entwickelung unserer religiösen Vorstellungen hemmte, sondern daß sie sogar durch Erschließung des wahren Sinnes und der positiven Bedeutung der räumlichen und zeitlichen Anschauungsformen den Inhalt jener Vorstellungen, insbesondere unserer Vorstellung Gottes und des Verhältnisses der endlichen Wesen zu diesem, in einer Weise aufklärt, welche eine directe Bereicherung des religiösen Lebens zur Folge hat".

Der Ausgestaltung der praktischen Philosophie, welche Sommer ganz besonders am Herzen lag, diente die Schrift: „Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Freiheit und deren moderne Widersacher". Sie war kurz vor der theoretischen Grundlegung herausgekommen und erlebte 1885 eine neue Auflage. Dazwischen (1884) erschien das Werkchen „Gewissen und moderne Cultur", welches demselben Gedankenkreise diente. Sommer geht von der Thatsache aus, daß „wir frei sind in unseren Willensentschließungen, daß wir uns in all unserem Wollen selbst bestimmen können nach inneren Motiven, welche sich in unserem Bewußtsein gleichzeitig, wenn auch in verschiedenen Klarheitsgraden, sei es im Gefühl, sei es in der Vorstellung, darbieten" und daß „wir zugleich eine innere Norm von unbedingt verpflichtendem Charakter (Gewissen) in uns tragen". Von dieser Thatsache aus bahnt er sich den Weg zur Anerkennung der Idee Gottes, d. h. zur „Idee einer, alle Weltwirklichkeit in sich schließenden lebendigen Persönlichkeit von absolutem Charakter". So gelangt er zu der Einsicht, „daß der ganze Weltproceß auf ein einheitliches Ziel von unbedingtem Werthe gerichtet ist, und daß wir selbst zur Mitwirkung an diesem Ziele berufen sind, daß ein lebendiger persönlicher Gott, dessen Wesen die Liebe ist, der Grund aller Weltwirklichkeit und also auch unseres eigenen Lebens ist und daß ein aus dem Grunde des Allerheiligsten aller Weltwirklichkeit entspringendes Lebensinteresse von unbedingtem Werthe die normgebende höchste treibende Kraft unseres Wesens ist". „Wie die Liebe der göttliche Quell ist, dem unser ganzes Leben entspringt, so soll sie auch das fortwirkende Hauptmotiv unseres Lebens und das lebendige Band sein, welches uns mit der Welt verknüpft und unsere Beziehungen zu ihr regelt".

Sommer hat sich nicht damit begnügt, den Kant-Lotze'schen Gedankenkreis darzustellen und auszubauen, er hat sich auch bemüht, ihn gegen andere Richtungen zu vertheidigen In dieser Polemik ist Sommer nicht durchweg glücklich, es fehlte ihm an der Hingebung, welche die Grundbedingung echter Kritik ist. Freilich in seiner Bekämpfung des theoretischen Materialismus, für welche im Grunde nur das alte Kantische Rüstzeug nach dem Vorgange von Lange und Lotze etwas modernisirt werden mußte, ist Alles klar und berechtigt, ebenso in der Ablehnung des Positivismus, mit dem Sommer ja den Ausgangspunkt (Thatsachen des Erlebens) gemein hat und von dessen willkürlichen Einschränkungen des Thatsächlichen er durchaus frei ist. Dagegen tritt schon bei seiner Darstellung des Verhältnisses von Lotze zu Kant, welche bei aller Anerkennung Kant's doch diesen bekämpft, ein gewisser Mangel an kritischem Sinne zu Tage. Kant hat niemals die Beziehung zwischen dem Diesseits (Welt der Erscheinungen) und dem Jenseits (Welt der Dinge an sich) geleugnet, er hat nur behauptet, daß innerhalb strenger Wissenschaftlichkeit über diese Beziehung nichts ausgesagt werden könne und daß deshalb der Glaube neben dem Wissen sein gutes Recht habe. Kant würde den Ausführungen Lotze's im Allgemeinen völlig zugestimmt und nur die kritische Anmerkung gemacht haben, daß es sich hie und da um Glaubens-Erkenntniß handele, wo Lotze von Wissenschaft spreche. Im Allgemeinen! Freilich würde er wohl in Bezug auf die Bestimmung der Gottesidee bei Lotze daran erinnert haben, daß sie ihm die Gefahr einer pantheistischen Auffassung nicht auszuschließen scheine. Gerade gegen den Dualismus des Kantischen Systems, von welchem ja die Auffassung einer Transscendenz Gottes abhängt, wendet sich auch Sommer, indem er von Lotze rühmt, daß er die „von Kant neu aufgerichtete, oder doch stehen gelassene Schranke definitiv beseitigt habe". In der Schulsprache ist Lotze's System „Concreter Monismus", genau so wie das System E. v. Hartmann's, während Kant die alte Platonische Zweiwelten-Theorie auf christlicher Grundlage erneuert hat. Bedenklicher ist Sommer's Stellung zu Schopenhauer, er schreibt gelegentlich: „In den Systemen Schopenhauer's und E. v. Hartmann's trifft die frivole Nichtachtung der idealen Werthe und Inhalte des Lebens mit einem ruhmsüchtigen philosophischen Streberthum zusammen, das vor Allem in originellen Einfällen und geistreichen Constructionen zu

brilliren sucht. Die Philosophie wird hier zum geistreichen Unterhaltungsspiel degradirt, dem man durch den haut goût eines blasirten Weltschmerzes erhöhten Reiz zu geben versucht". Lassen wir den Zeitgenossen E. v. Hartmann außer Betracht, der sich selbst vertheidigen konnte, so würde zu bemerken sein, daß Schopenhauer trotz seines metaphysischen Irrgangs (Nirwana) stets zu den Großen zählen wird. Nicht nach dem Vergänglichen in den philosophischen Systemen hat die Kritik ihr endgültiges Urtheil zu bilden, sondern nach dem Bleibenden. Hätte Sommer sich in Schopenhauer's Werke vertieft, ehe er zur Polemik überging, so würde er vermuthlich eine wesentliche Bereicherung seines Innern gewonnen haben. Unter den „Erlebnissen", welche Sommer innerhalb der Philosophie verwendet, fehlt das „Leid" und das „Mitleid" und darum ist auch sein Christenthum, soweit es in seinen Schriften zu Tage tritt, ein behaglich optimistisches, das an der großen Tragik des Daseins blind vorübergeht. Goethe hat wohl zuerst den Ausdruck geprägt: „Wir leiden alle am Leben". Diese Empfindung vom „Leiden am Leben", die Schopenhauer nicht zu bannen vermochte, macht sich in Sommer's Schriften nirgends bemerkbar, und darum versteht er auch nicht das fruchtlose Ringen Schopenhauer's mit seiner Nirwana-Sehnsucht und eifert gegen seinen Pessimismus, dessen Ueberwindung nur auf dem Pfade gelingt, den Richard Wagner betreten, nicht auf dem Wege Friedrich Nietzsche's. Als Wagner von „Tristan und Isolde" den Flug zum „Parsifal" wagte, da war die Höhe erreicht, nach der Schopenhauer gelegentlich die Blicke gewandt hatte, ohne den Aufstieg zu ihr zu gewinnen.

Sommer beschloß die Reihe seiner Streitschriften mit einem an sich berechtigten Angriffe (1887) auf die Auswüchse des Darwinismus, die er nur bedauerlicher Weise an eine falsche Adresse richtete. Unter dem Namen Wilhelm Wundt's bekämpfte er ein Phantom, das mit jenem Namen nichts gemein hatte, und zeigte damit von Neuem, daß es ihm nicht gegeben war, den Anschauungen und Gedanken Anderer gerecht zu werden. Wundt antwortete mit einer vernichtenden Kritik, welche keine Einwendungen zuläßt.

Je betrübender dieser Abschluß der philosophischen Thätigkeit Sommer's ist, um so mehr erfordert es die Billigkeit, seiner Leistungen zu gedenken. Von der Warte der „Preußischen Jahrbücher" aus hat er auf deren Leserkreis als Jünger Lotze's ebenso segensreich gewirkt, wie die Anhänger Lange's auf andere Kreise unseres Volkes gewirkt haben. „Es muß auf Kant zurückgegangen werden" . . . das war seiner Zeit die gemeinsame Losung Aller, die auf philosophischem Gebiete für eine Wiedergeburt des deutschen Idealismus wirken wollten. Heute, wo die Grundgedanken Kant's in verschiedener Ausgestaltung wiederum zur Herrschaft gelangt sind, können wir uns nur dankbar aller derer erinnern, welchen es Herzenssache war, für sie zu wirken. Unter ihnen hat auch Hugo Sommer seinen Ehrenplatz

Braunschweig. Alex. Wernicke.

Schriften Hugo Sommer's.

1) De doctrina quam de Harmonia rerum praestabilita Leibnitzius proposuit. Göttingae, 1864.
2) Die Lotze'sche Philosophie und ihre Bedeutung für das geistige Leben der Gegenwart.
Preuß. Jahrb. B. 36 (Berlin, 1875), S. 283 bis 308. 422—42. 469—89.
3) [Anzeige von] Post, Ursprung des Rechts; Joël, Religiös-philosophische Zeitfragen; Pfleiderer, Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger.
Göttinger gelehrte Anzeigen 1876 B. I S. 698 bis 702. B. II S. 1180—84, 1643—50.
4) Die Lehre Spinoza's und der Materialismus.
Fichte's Zeitschr. f. Philosophie. B. 74 (Halle, 1877), S. 223 ff.
5) [Anzeige von] Lewes, Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte; Camerer, Lehre Spinoza's; Lange, logische Studien.
Götting. gel. Anzeigen 1877. B. I S. 65—91. B. II S. 696—704. 1007—16.
6) [Anzeige von] v. Bärenbach, Herder als Vorgänger Darwins; Huber, Forschung nach der Materie. Cohen, Ethik Kant's; G. v. Gizycki, Ethik David Hume's.
Gött. gel. Anzeigen. 1878. B. 1 S. 245—56. 722—33. B. II. S. 871—83. 1107—18.
7) Die Ethik des Pessimismus.
Preuß. Jahrb. B. 43 (Berlin, 1879), S. 375—96.
8) Kant als angeblicher Vorfechter des Pessimismus.
Preuß. Jahrb. B. 44 (Berlin, 1879), S. 602 bis 607.
9) [Anzeige von] Kym, Problem des Bösen; Ed. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.
Götting. gel. Anzeigen 1879 B. I. S. 53—64. 483—502.
10) Der Pessimismus und die Bedeutung des höchsten Guts.
Preuß. Jahrb. B. 46 (Berlin, 1880), S. 480—93.
11) Hermann Lotze.
Preuß. Jahrb. B. 47 (Berlin, 1881), S. 177—95.
12) Dem Andenken Hermann Lotze's.
Im neuen Reich XI. Jahrg. II. B. (Leipzig, 1881), S. 345—60.
13) Zum Andenken Lotze's.
Preuß. Jahrb. B. 49 (Berlin, 1882) S. 655—62.
14) Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Freiheit und deren moderne Widersacher.
Preuß. Jahrb. B. 48 u. 49 (Berlin, 1881—82), S. 533—69. 1—33.
Dasselbe (100 S.) Berlin, 1882. 2. Aufl. (150 S.) Berlin, 1885.
15) Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit. Eine allgemein-verständliche Darstellung. Berlin, 1882.
16) Der Pessimismus und die Sittenlehre. Gekrönte Preisschrift. Haarlem, 1882. 2. Aufl. Berlin, 1883.
17) Positivistische Regungen in Deutschland.
Preuß. Jahrb. B. 52 (Berlin, 1883), S. 128—58.

18) Die Lotze'sche Philosophie.
Kirchl. Monatsschrift (Magdeb. 1883).

19) Die Haltlosigkeit des Materialismus.
Protest. Kirchenzeitung 31. Jahrg. (Berlin, 1884), Sp. 205—216. 232—40.

20) Gewissen u. moderne Cultur. Berlin 1884.

21) Die Persönlichkeit Gottes.
Protest. Kirchenzeitung 32. Jahrg. (Berlin, 1885) Sp. 393—408.

22) Die Religion des Pessimismus. Hamburg [1884].
No. 199 der „Deutschen Zeit- u. Streitfragen"…. Hg. von Fr. v. Holtzendorff.

23) Rudolph von Ihering's Theorie des gesellschaftlichen Utilitarismus.
Preuß. Jahrb. B. 54 u. 55 (Berlin, 1884—85) S. 533—54. 28—57.

24) Die positive Philosophie August Comte's. Hamburg, 1885.
Heft 480 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge. Hg. von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

25) Sittliche Autonomie oder Heteronomie?
Protest. Kirchenzeit. 32. Jahrg. (Berlin 1885). Sp. 179—82. 252—54. [Erwiderung von R. Kittel Sp. 233—36].

26) Aus Herm. Lotze's Vorlesungen.
Beil. zur Allgem. Zeit. vom 1. April 1885 No. 91.

27) Der ethische Evolutionismus Wilh Wundt's.
Preuß. Jahrb. B. 59 (Berlin, 1887), S. 189—208.
[W. Wundt, zum „ethischen Evolutionismus". Eine Entgegnung. Ebenda S. 478—485].
Replik auf die Entgegnung des Herrn Professor Wundt.
Ebenda S. 486—95.
[W. Wundt, Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift. Leipzig, 1887].

28) Individualismus oder Evolutionismus? Zugleich eine Entgegnung auf die Streitschrift des Herrn Wilh. Wundt. Berlin, 1887.

29) Die Bedeutung der landschaftlichen Schönheit für die menschliche Geistescultur.
Mittheilungen des Deutschen u. Oesterr. Alpenvereins. Jahrg. 1889 (Wien, 1889), S. 110 bis 113.

30) Die kulturgeschichtliche Mission des Evangelischen Bundes. Vortrag. Wolfenbüttel, 1889.

31) Der christliche Unsterblichkeitsglaube im Gesichts- und Interessenkreise der modernen Bildung. Braunschweig, 1890. 2. Aufl. Eb., 1890.

32) Einige Bedenken gegen Rud. v. Ihering's Theorie des Sittlichen.
Jurist. Vierteljahrsschr. d. d. Juristenvereins in Prag 25. B. (Wien, 1893), S. 153—74.

33) [Litteraturbericht aus dem Jahre 1884—94 über] Rechtsphilosophie.
v. Kirchenheims Jurist. Litteraturbericht 1884 bis 1894. Ergänzungsbl. z. Centralbl. f. Rechtswiss. (Leipzig). S. 5—15.

34) Anzeigen im Centralblatt für Rechtswissenschaft. Aufsätze in Zeitungen, wie in der Post (1884 No. 122) „über den Aufruf zum Schopenhauerdenkmal" ꝛc.

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

(Schluß.)

Da der von Braunschweigischer Seite gemachte Versuch, auf friedlichem Wege ein beide Theile befriedigendes Abkommen mit der Taxischen Reichspost zu erzielen, völlig scheiterte, die Beamten der Letzteren vielmehr in ihrer Eigenmächtigkeit fortfuhren und sich mit der Zeit immer mißliebiger machten, so sah sich der Herzog genöthigt, endlich einmal ernstere Saiten aufzuziehen, und so verfügte er denn am 14. Juli 1789, daß alle Unordnungen und Uebergriffe der Taxischen Reichsposten genau untersucht und sicher festgestellt werden sollten, damit er so eine feste Grundlage gewönne, um gegen die Ungehörigkeiten entschieden einschreiten zu können. Das Ergebniß dieser Untersuchung war der Art, daß der Herzog nunmehr beschloß, die Taxische Reichspost ganz aufzukündigen.

Der Magistrat in Braunschweig wurde hiervon durch Verfügung vom 21. Juni 1790 in Kenntniß gesetzt und aufgefordert, das Postschild sowohl vor dem Hause als auch vor dem Dienstzimmer des Taxischen Reichspostamts am 1. Juli 1790 abnehmen zu lassen. Zuvor sollte aber an den Taxischen Postdirector von Münchhausen die Aufforderung ergehen, die Schilder selbst zu entfernen. Da dies nicht geschah, so machten sich die städtischen Beamten ans Werk. An dem festgesetzten Tage wurden die Taxischen Postschilder von dem Bürgermeister Hurlebusch, dem Syndicus Papen, Gerichtsverwalter Wilmerding, Secretair Wegener, drei Unterbeamten und dem Schlossermeister Schmidt gegen den Willen des Postdirectors von Münchhausen und unter Protest des von Münchhausen zugezogenen Notars Albrecht aus Hildesheim von ihren Plätzen heruntergenommen.

Damit waren die bisher geduldeten Taxischen Reichsposten in Braunschweig aufgehoben. Sie wurden mit den Fürstlich Braunschweigischen Posten verbunden, wovon das Publikum durch die nachstehende Bekanntmachung des Fürstlichen Ministeriums Kunde erhielt:

Avertissement.

Demnach des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht, aus bewegenden Ursachen genöthigt worden sind, die Toleranz der bis hieher in hiesigen Landen precario bestandenen Fürstl. Taxische Reichsposten aufzukündigen, und diese Posten mit dem hiesigen Fürstl. Postamte zu verbinden; so wird dem Publiko solches, und daß in der Folge keine Briefe in ersagtem Fürstl. Taxischen Reichspostamte auf der Breitenstraße hieselbst mehr abzugeben sind, noch daselbst angenommen werden, hiedurch bekannt gemacht. Wie aber der Lauf der Posten dadurch auf keine Weise gehemmet noch verändert werden wird, vielmehr diejenigen Posten, welche nach Vorschrift der bisherigen Fürstl. Taxischen Reichspost-tabelle, abgegangen und angekommen sind, völlig werden beybehalten werden; so wird das Publikum hiedurch angewiesen, diejenigen Briefe, die bisher bey mehrgedachtem Fürstl. Taxischen Reichspostamte aufgegeben

worden, künftig bey dem hiesigen Fürstlichen Postamte einzureichen, und einer ungesäumten Beförderung derselben, sie mögen an einen Ort gerichtet seyn, wohin sie wollen, zu gewärtigen.

Braunschweig, den 1sten Julius, 1790.

Fürstliches Ministerium.

Das Versprechen, das das Fürstliche Ministerium in Bezug auf den Lauf der Posten gab, ist gewissenhaft gehalten worden; es geht deutlich aus den im Jahre 1793 veröffentlichten amtlichen Nachrichten über die abgehenden und ankommenden Posten hervor [1]).

Daß die Einnahmen der nun in Braunschweig aufgehobenen Taxischen Reichsposten nicht unbedeutend gewesen sind, ersehen wir aus einer Ausarbeitung Johann Friedrich Tielker's über das Kaiserliche Postwesen in Braunschweig aus dem Jahre 1783 [2]). Hiernach betrugen die Einnahmen für einen Zeitraum von 3 Monaten 1253 Thlr. 3 Gr. 2 Pfg., also für ein Jahr mehr als 5000 Thlr. Nach den hier mitgetheilten Listen war der bedeutendste Verkehr auf dem Hamburger Post-Kurse, dann folgten die Hildesheimer, die Leipziger, die Frankfurter und die Nürnberger Strecke. Es ist daher wohl zu verstehen, daß der Fürst von Taxis bei dem Kaiser und dem Reichshofrathe über das Vorgehen des Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg Beschwerde führte. Das war auch schon früher geschehen, und der Herzog hatte schon in den achtziger Jahren von dem Kammerrath Dedekind [3]) in Wolfenbüttel eine umfangreiche „Vorstellung an Römisch Kaiserl. Majestät wider den Herrn Fürsten von Thurn und Taxis“ ausarbeiten lassen, auf die wir hier noch mit ein paar Worten eingehen müssen. In dieser Schrift wird zunächst Bezug genommen auf die Beschlüsse des im Jahre 1662 zu Lüneburg gehaltenen niedersächsischen Kreistages, auf welchem beschlossen wurde, an die Römisch Kaiserl. Majestät ein Schreiben abzulassen, „darin deroselben zu repraesentiren, welcherhalb der Graf Taxis Churfürsten und Ständen in ihren Post regali und geruhsamer Poßeßion zu turbiren und zu beeinträchtigen nicht befugt“ rc. Es wird auch erwähnt, daß schon im Jahre 1641 gegen das Taxische Postwesen „bittere Beschwerden“ geführt sind, sowie daß die Taxischen Postbeamten der Jurisdiction des Herzogs sich nicht unterwerfen wollten. Hierüber ist aus der Schrift Folgendes hervorzuheben: „Wer im Lande sein domicilium hat, er sey, wer er wolle, und woher er wolle, derselbe muß schlechterdings des Durchlauchtigen Landesherren Jurisdiction anerkennen. Selbst Fürsten und andere Reichsstände sind davon nicht ausgenommen, wovon der Deutsche Orden ratione seiner Land-Commende Luklum und der Person des daselbst wohnenden jedesmaligen Herrn Land-Commendeurs und seiner Bedienten, das Beyspiel giebt. Der Gedanke, daß die Taxischen Postbedienten von dieser Jurisdiction eximiret seyn sollten, gehet also zu hoch hinaus“. Es wird ferner erwähnt, daß nur eine reitende Taxische Post in den Braunschweigischen Landen „toleriret“ worden sei, und sodann folgende Klage gegen die Taxische Post hinzugefügt: „Das Fürstl. Taxische Post-Amt hat diesen legem tolerantiae unzählige mal nicht nur überschritten, sondern es hat sich sogar die gröbsten und strafbarsten Excesse zu schulden kommen lassen, und ist selbiger überführt worden. Diese bestehen in Defraudation der Accise durch heimliche Einführung accisbarer Sachen, Erbrechung der Briefe, davon eine ansehnliche Collection vorhanden ist, auch sogar Veruntreuung anvertrauter Gelder, ob es gleich ebenfalls gegen die Bedingung der bisherigen Toleranz läuft, daß in Braunschweig oder sonst im Lande von Taxischer Post Briefe gesammelt oder Geldbriefe angenommen worden. Es wird daher des Herrn Herzogs von Braunschweig und Lüneburg Hochfürstl. Durchlauchten nicht zu verdenken seyn, wenn sie in dero Landen, eine so schädliche und dem publico gefährliche Anstalt nicht länger dulden wollen, ... und ergehet daher an Kaiserl. Majestät dero unterthänigstes Gesuch, den implorantischen Herrn Fürsten mit seinem ungegründeten und zudringlichen Gesuch abzuweisen . . . . .“.

So blieb denn die Aufhebung der Taxischen Reichs-Posten durch den Herzog zu Recht bestehen. Weitere Verluste sollten die Reichs-Posten auch in andern Ländern in Folge der nun eintretenden politischen Umgestaltungen erleiden. Nach dem Frieden zu Luneville (9. Februar 1801) werden dem Fürsten von Thurn und Taxis nach §. 13 des Reichsdeputations-Hauptschlusses zur Schadloshaltung für die Einkünfte der Reichsposten in den an Frankreich abgetretenen Provinzen mehrere Güter zugesprochen, auch wird bestimmt, daß diese Posten in dem Zustande erhalten werden sollen, in welchem sie sich ihrer Ausdehnung und Ausübung nach zur Zeit des Luneviller Friedens befanden. Dieser Zustand sollte aber nicht lange anhalten. Als nach Schaffung des Rheinbundes Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die Krone des Reiches niederlegte, hörten auch die Taxischen Posten auf, Reichs-Posten zu sein. Nach den Siegen der Verbündeten über Napoleon I. im Jahre 1815 und nach Errichtung des Deutschen Bundes wurde durch Artikel 17 der Bundesacte festgesetzt, daß dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu sichern seien. Es wurden daher von vielen deutschen Staaten Verträge mit der Taxischen Postverwaltung über die Ausübung der Post abgeschlossen. Das Herzogthum Braunschweig behielt jedoch seine eigene Landes-Postverwaltung bei. Diese Verhältnisse blieben bestehen, bis durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 der Deutsche Bund aufgelöst und der Norddeutsche Bund errichtet worden war. Die Postverwaltungen der einzelnen Staaten des Deutschen Bundes gingen auf den Norddeutschen Bund über, nachdem zuvor die Taxische Postverwaltung in Folge eines besonderen Vertrages von Preußen, und zwar vom 1. Juli 1867 ab, übernommen

---

1) Vgl. Nr. 21 des Br. Magazins vom 10. October 1897 Seite 162.

2) Die Handschrift ist aus dem Nachlasse des Geh. Postraths Schottelius von dessen Sohne dem Herzogl. Landeshauptarchive geschenkt worden.

3) Joh. Ludw. Julius Dedekind wurde Kammerrath am 10. Januar 1782 und starb am 13. December 1786.

war. So endigten die Taxischen Posten, so verschwand eine Postverwaltung, deren Verdienste um Besserung der Postverbindungen nicht zu bestreiten sind, wenngleich der Verwaltung manche Schäden anhafteten, die in Braunschweig, wie wir gesehen, zur Aufhebung der Taxischen Reichs-Posten bereits im Jahre 1790 die Veranlassung gaben.

Wirkliche Reichs-Posten wurden in Braunschweig erst nach Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches am 18. Januar 1871 errichtet: die Kaiserlich Deutschen Posten. Diese verfolgen aber nicht, wie ehedem die Taxischen Reichsposten, den privaten Vortheil Einzelner, sondern sie dienen nur dem öffentlichen Interesse und dem allgemeinen Wohle des Staates.

Bücherschau.

Alb. Quaritsch, Burg und Stadt Peine in der Hildesheimer Stiftsfehde. Peine, Heuer [1899]. 32 S. 8°. — ℳ 40 ₰.

Die schweren Schicksale, die drei Belagerungen, die Peine während der Hildesheimer Stiftsfehde in den Jahren 1519, 1521 und 1522 zu bestehen hatte, bei denen die Stadt zwar vernichtet, die Burg aber ruhmreich behauptet wurde, werden uns in dem vorliegenden Hefte, anscheinend dem Sonderabdrucke aus einer Zeitung, in anschaulicher, lebendiger Sprache vorgetragen. Als Quelle sind hauptsächlich die Berichte in H. A. Lüntzel's „Stiftsfehde" (Hildesheim 1846) benutzt worden. Einige Versehen sind zu berichtigen. Die Tödtung Hans Berner's (S. 14) wird nicht dem Herzoge Erich, sondern Heinrich d. J. zugeschrieben (Lüntzel S. 76). Die Peiner Hochzeitsschüssel im Herzoglichen Museum zu Braunschweig stammt nicht aus dem Jahre 1543, sondern 1534 (S. 30). Das Braunschweigische Patriciergeschlecht der v. Peine hat mit der Familie der Herren von Wolfenbüttel-Asseburg-Peine, der der Truchseß Günzelin angehörte, keinen Zusammenhang (S. 12). Falsch erklärt werden S. 7 der Ausdruck „Twete", S. 19 „Riedemeister", das nicht Rathsherr, sondern Rittmeister bedeutet.

Albert Mayer-Reinach, Carl Heinrich Graun als Operncomponist. Inaugural-Dissertation bei d r philosophischen Facultät zu Berlin. Berlin, 1899. 44 S. 8°.

Die vorliegende Dissertation ist nur ein Theil der Arbeit des Verfassers über Graun, die in vollem Umfange demnächst an anderer Stelle veröffentlicht werden soll. Es wird uns hier im ersten Theile Graun's Leben in Beziehung auf seine Operncompositionen vorgeführt, während im zweiten Abschnitte die Opern Graun's, ihr Inhalt und ihre Dichter behandelt werden. Unter den letzteren befand sich auch Friedrich der Große, der im „Montezuma" nach dem Urtheile des Verfassers den besten Text dichtete, den Graun überhaupt in Musik gesetzt hat. Dieser trat Mitte des Jahres 1735 in den Dienst des Königs aus dem seines Schwiegervaters, des Herzogs Ferdinand Albrecht II. zu Braunschweig und Lüneburg, über. Er hatte etwa 11 Jahre am Wolfenbüttler Hofe gewirkt, dessen Oper eine Vermittlungsstellung zwischen der italienischen Richtung in Dresden und der national-deutschen Oper Hamburgs einnahm. Im Jahre 1724 war Graun auf Empfehlung Joh. Ulr. König's als Tenorist nach Wolfenbüttel gekommen; schon 1726 bethätigte er sich als Opernbearbeiter; 1727 wurde seine erste selbständige Oper „Sancio und Sinilde" aufgeführt. Der Verfasser weist noch fünf andere Opern aus der Braunschweiger Zeit nach, die den oben kurz bezeichneten Charakter tragen, während die in Berlin verfaßten Opern, 27 an der Zahl, dem Geschmacke des Königs gemäß, ganz im italienischen Stile geschrieben sind. Graun starb am 8. August 1759. Für die Kenntniß seines Lebens und seiner Werke bildet das Schriftchen eine schätzenswerthe Bereicherung.

Albert Leitzmann, Aus Lichtenberg's Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages (24. Februar 1799) herausgegeben. Mit einem Portrait Lichtenberg's. Weimar, Herm. Böhlau's Nachfolger 1899. XXIII u. 273 S. 8°. 4 ℳ.

Dem Herausgeber glückte es nach planmäßigem Suchen bei den in Bremen lebenden Enkeln Lichtenberg's dessen reichen litterarischen Nachlaß zu entdecken; der vorliegende Band ist „eine erste bescheidene Gabe aus dieser Schatzkammer, der weitere werthvollere folgen sollen". Ist der Nachlaß auch schon früher benutzt worden, so ist es doch niemals in streng methodischer Weise geschehen, bei der die litterargeschichtliche Bedeutung Lichtenberg's gebührend gewürdigt worden wäre. Um so erfreulicher ist es, daß die Schätze jetzt den richtigen Händen anvertraut sind. Leitzmann giebt in der Vorrede einen gedrängten, gut orientirenden Ueberblick über die wichtigsten Handschriften. Dann theilt er aus ihnen eine Reihe interessanter Aufsätze mit, eine Anzahl von Gedichten, das Wichtigste aus den Tagebuchblättern und einige Briefe, je einen von Lessing (Wolfenbüttel, 23. Jenner 1780) und Leisewitz (Braunschweig, 30. Merz 1781) und drei von Alexander von Humboldt (1790—92). Daran schließt er sehr ausführliche und lehrreiche Erläuterungen. Für die genauere Kenntniß der Persönlichkeit des großen Gelehrten und witzigen Satirikers, der lange Jahre eine Zierde der Göttinger Hochschule war, ist das Buch von großem Werthe. Denn ist auch sein Charakterbild in den allgemeinen Grundlinien durch Gervinus und Meyer vortrefflich entworfen, so bedarf es doch, wie Leitzmann hervorhebt, im Einzelnen der Ausgestaltung und Correctur. Daß dieses Ziel am Besten durch eine Gesammtausgabe der Schriften Lichtenberg's, die Leitzmann wünscht, erreicht werden würde, liegt auf der Hand und es wäre gewiß erwünscht, wenn die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ihrem ehemaligen eifrigen Mitgliede solch ein würdiges Ehrendenkmal errichten wollte. Vor der Hand plant Leitzmann im Verein mit Dr Karl Schüddekopf eine Ausgabe der Briefe Lichtenberg's. Beide Gelehrte haben vor Kurzem eine öffentliche Bitte um Nachweis und womöglich Uebersendung solcher Schriftstücke, die an Dr K. Schüddekopf (Goethe- und Schiller-Archiv) in Weimar zu richten wären, ausgehen lassen. Auch wir möchten im Interesse der Sache diese Bitte hier wiederholen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 7. Mai **1899.**

Hie Huneborstel, hie Demmer.

Das „Demmer'sche Haus im Sacke" ist schon seit mehr als zwanzig Jahren kein Demmer'sches mehr, und im Sacke wird es nächstens der Fremde ebenfalls nicht mehr finden. Diese letzte Bezeichnung muß also ohne Frage in der Reise- und Kunstlitteratur künftig abgeändert werden. Da dürfte es denn wohl an der Zeit und verhältnißmäßig leicht sein, einen Act der historischen Gerechtigkeit zu üben, indem man dieses herrliche Baudenkmal endlich auch sonst richtig tauft.

Daß sein bisheriger Name zu allgemeiner Geltung gelangt ist, beruht auf einem Zufall: es war im Besitz der Familie Demmer, als es anfing, die Augen auf sich zu ziehen. Nach seinem Erbauer fragte Niemand, und bei dem damaligen Stande der localen Geschichtsforschung wäre er schwerlich zu ermitteln gewesen. Jetzt reden die alten Stadtbücher und bezeugen, daß er Friedrich Huneborstel hieß und daß er ein Mann war, den nicht nur jener Bau lobt, der auch sonst noch beanspruchen kann, daß sein Andenken vollends der Vergessenheit entzogen, sein Name, wie er längst schon — freilich entstellt und nur Wenigen bewußt — an einer andern Hinterlassenschaft haftete, so nun auch mit einer augenfälligern, jenem seinem Hause, in ein helleres Licht gerückt werde.

Friedrich Huneborstel entstammte einer Bürgerfamilie, die schon zweihundert Jahr lang vor seiner Geburt in Braunschweig saß. Ein Hermann Huneborstel 1321 in dem Eckhause an der Petrikirche, Nr. 938, jetzt Radeklint 11; ebenda auch 1432 ein gleichnamiger Nachkomme. Ein Dritter desselbigen Namens wird 1411 als Testamenter seines Vetters, des Rademachers Brand Huneborstel, genannt. Ein Vierter erwarb 1497 das Eckhaus der Stobenstraße und des Dammes, Nr. 2128, jetzt Stobenstraße 25.

Sein Sohn war unser Friedrich Huneborstel, der zuerst 1499 als Bürge für die Schulden seines Vaters begegnet; sie abzutragen verkaufte er das väterliche Haus 1515. Als Besitzer des Hauses Nr. 2773 im Sacke, das nachmals mit noch einem andern dem jetzt Fischer'schen, Packhofstraße 9, weichen mußte, wird er 1518 aufgeführt. Sechs Jahr später erwarb er das neben dem nordöstlichen Eckhause der Neuenstraße belegene Haus, auf dessen Grunde er nach aber zehn Jahren, 1536, den Neubau erstehen ließ, der die heutige Nachwelt entzückt. Seinen Namen verewigt dieses nicht; wohl aber ist hier, an den Enden des reichverzierten Schwellbalkens, links das Huneborstelsche Wappen, rechts das des Geschlechtes seiner Hausfrau, Annen Groven, einer Tochter Barthold Grovens, angebracht. Seit 1543 Kämmerer des Rathes im Sacke, starb er kinderlos als Letzter seiner Linie 1552.

Seine Wittwe, die mit Joachim Hagen, Bürgermeister im Sacke, eine zweite Ehe einging, hinterließ 1575 das Haus ihrer Schwestertochter Apollonien, der Frau Hennig Ulenhops. Bei deren Nachkommen blieb es bis 1658; häufiger wechselten die Eigenthümer während der nächsten dreißig Jahre. Ein Kaspar Meyenberg besaß es 1660, ein Johann Meyenberg 1670; zwei Jahre später Klaus Stetmann, 1676 der zweite Mann seiner Wittwe, Kilian Hopfer, 1688 deren dritter, Fricke Mahner. Durch Kauf ging es 1733 an Konr. Harborth, 1755 an Joh. Heinr. Markwort, 1799 an Joh. Karl Riesel über. Diesen löste 1822 Joh. Christian Demmer ab, dessen Sohn dieses Haus bis 1876 besaß.

Huneborstel war ein reicher und und ein selbstgemachter Mann. „Ick hebbe van minen zeligen leven vader edder anderer fruntschop erfftals halven (durch Erbschaft) nichts entfangen, sundern wes ick hebbe unde nalathen werde, is myn wolerworven guth, dath my de almechtige Goth — dem sy ewich loff — so mildichlick hefft vorlehnet": so sagt er in seinem Testamente, und damit stimmt, was vorhin schon über die mißlichen Vermögensumstände seines Vaters verlautete. Als dem Brauwerk gewidmet giebt sein Haus sich in den Obergeschossen noch heute zu erkennen: ohne Zweifel hat ihm diese im 16. Jahrhundert hier sehr lohnende Nahrung einen großen Theil seines Vermögens eingetragen. Daß er andern Kaufhandel nebenher betrieben hat, ist wahrscheinlich: dies war damals die Regel, und seinen „alten Diener" (zu verstehen „Kaufdiener": ein Diener im heutigen Sinne des Worts würde „Knecht" genannt sein), der in späteren Jahren selbständig und sein Nachbar geworden war, bedachte er letztwillig. Ob er auch „ein Fuhrmann", etwa ein Frachtfuhrherr, gewesen ist, wie eine spätere Ueberlieferung wissen will, muß dahin

gestellt bleiben. Nach dem Laufe dieser ärmsten der Welten sah sich der kinderlose Mann von gierigen Erbanwärtern vielfach umworben. Von einem dieser Sippschaft berichtet er in seinem Testamente: „Gusteden sone tho Hildensem leth sick horen, alse sy he myn angeborn frundt, wuwol my van solcker fruntschop nicht sunderliges is bewust“. Er speiste den hoffnungsreichen Vetter kaltlächelnd „uth fruntschop“ mit drei Gulden ab; mit größern, aber immerhin doch mäßigen Vermächtnissen etliche andere Basen, Gevattern und Pathen. „Hyrmit schullen alle andere vor unde itz gemelthe myne frunde unde de, so sick noch wider vor myne frunde angeven mochten, von alle mynen nagelathen goidern gentzlick affgelecht und gescheiden syn“, sagt er am Schluß des Legatenparagraphen in seinem Testamente; dann folgt zur Begründung jene Stelle: „Ick hebbe“ u. s. w., endlich die Verwarnung: „Unde weret (geschäh es), dat sick Clawes Hunneborstel efft jemand anders von den vorgeschreven mynen frunden an den ghifften, ohne hyr inne thogeschreven, nicht genoigen lathen, und wolde dut myn testament anfechten efft myne fruwen und testamentarien derhalven bemoigen (bemühen, beunruhigen), scholde aller thogeschreven ghiffte gentzlick vorfallen syn, und man scholde ohme von und uth mynen goidern nichts geven“. Zur Universalerbin wurde seine Frau eingesetzt.

Freigiebiger als gegen das Lechzen der Habsucht bezeigte er sich gegen die Armuth. Bei Zeiten der alten Kirche hatte er einen Altar zu St. Blasien gestiftet und dabei unter anderm dem Capitel 100 Gulden geliehen, mit deren Zinsen es die Nothdurft des Altars an „win und furinge“ (Wein und Feuerung) bestreiten und den Altarpriester herbergen sollte. Dies geistliche Lehn und damit die bedungene Leistung des Capitels war in Abgang gerathen, seitdem vor zehn Jahren, 1542, die Schmalkaldener den papistischen Gottesdienst auch von den Stiftskirchen ausgetrieben hatten. Die sonstigen Gefälle seiner Stiftung hatte Friedrich Hunneborstel von der Zeit an selber erhoben, sie beliefen sich auf 172 Gold- und 32 Mariengulden. Letztwillig verfügte er nun, daß auch jene 100 Gulden sollten eingemahnt und mit diesen Erträgen an arme Bürgersleute ausgetheilt werden. Ferner setzte er 200 Gulden aus, Schuh und Gewand zur Vertheilung an bedürftige Wittwen und Mägde zu kaufen.

Am bedeutendsten war eine Handlung der Wohlthätigkeit, womit er sich schon in den Jahren seiner Kraft um die Stadt Braunschweig verdient gemacht hatte. Sie wirkt fort bis auf den heutigen Tag.

Hinter den Brüdern, zwischen dem Lessen-Convente (Nr. 2739) und den von Bortfeld'schen Höfen (Nr. 2733. 34), auf dem Grunde der Häuser Nr. 2735 bis 38, lag der „Neue Convent“, ein Beginenhaus unbekannter Stiftung, das zuerst 1331 erwähnt wird, aber schon früher bestanden haben muß, da 1316 ein anderer in der Nähe der „Alte Convent“ heißt. Jenen baute Hunneborstel 1541 mit Zustimmung des Rathes im Sacke aus eigenen Mitteln und dergestalt neu auf, daß hinfort vierundzwanzig arme Wittwen und Waisen dort Unterkunft fanden. Das Beginenhaus lag an der Rückseite des geräumigen Hofes, straßenwärts drei kleine Wohnhäuser (Buden), die der Convent miethweis austhat. Auch sie erneute zu eben der Zeit Hunneborstel mit dem Beding, daß er und seine Frau sie zeitlebens in Besserung erhalten, und dagegen sie ihrerseits vermiethen oder sonst, wie es ihnen gefiele, benutzen, den Zins von zweien für sich einnehmen, den vom dritten den Armenkastenpflegern St. Ulrici, damals schon der Brüdernkirche, zu Behuf des Conventes aushändigen, ein Häuschen ihrer Wahl auf ein Glied ihrer Frundschaft oder sonst wen zu lebenslänglichem Nießbrauch vererben wollten; nach dessen Tode aber sollte es, wie die beiden anderen schon nach Ableben des Hunneborstelschen Ehepaars, völlig dem Convente heimfallen. So geschah es dann auch.

Wie es scheint, war dies Beginenhaus vordem nur kümmerlich dotiert und ist es erst durch den damaligen Neubau und den hiernach zu erzielenden höheren Miethzins von seinen drei Buden an der Straße in den Stand gesetzt worden, zu leisten, was es seitdem leistete. Erklärlich daher, daß in der Folge seines ältern Ursprungs nicht mehr gedacht ward, und Friedrich Hunneborstel für seinen Stifter galt. Officiell ward ihm freilich dessen Name erst verhältnißmäßig spät und von Anbeginn entstellt beigelegt. In den Schoßregistern ist es wie von je noch 1589 als „de nie convent“ aufgeführt; die der nächsten zehn Jahre fehlen; in den dann wieder folgenden endlich, von 1600 bis 1611, heißt es „Bossels“ und nach aber einer Lücke in dem von 1633 „Hunen Bostels Convent“.

Der grundstürzende Bruch mit der Vergangenheit in Folge der Unterwerfung unserer Stadt 1671 brachte es mit sich, daß der wahre Sachverhalt wie der so mancher andern ihrer Einrichtungen gänzlich in Vergessenheit gerieth. Schon für Rehtmeier war er zum Mythus geworden. Von „Hune-Bossels“ Convent fabelt er in seiner Kirchengeschichte (I. S. 219): „Der Stifter soll ein Fuhrmann gewesen seyn, der keine Freunde noch Erben gehabt, deßhalben er sein Hauß und Güter zu solchem Christl. Werck vermachet, dabey damals E. E. Raht die Freyheit gegeben, und gute Ordnung angerichtet, es ist auch schon 1562 im Stande gewesen“. Zu einer Kritik dieser Darstellung fand sich der Kupferstecher Beck 1758 gedrungen. Sie schweifte noch weiter von der Wirklichkeit ab und ins Blaue hinaus. „Hune-Bostels Convent“, so schrieb er im 85. Stücke (S. 1349) der Braunschw. Anzeigen jenes Jahres, ... „ist ebenmäßig (wie die benachbarten Höfe der v. Bortfeld) ein Adelsitz der Hrn. v. Borstel, die sich vormals auch nur Bostel geschrieben haben, gewesen, und mag der letztere, welcher solchen Hof etwa zur Ehre Gottes den Armen angewiesen, Hunert oder Hüne Bostel sich geheißen haben; daß aber dieses Hospital oder Convent nach Rehtm. Aussage . . . von Hüne Bostel, einem Fuhrmanne, gestiftet worden sey, kan ich mir nicht einbilden, es wäre denn, daß man einen Stiftungsbrief davon aufzuweisen hätte, der solches bestätigte; daß aber ein Fuhrmann solche Stiftung etwa vermehret und etwas Geld dazu hergegeben, das lässet sich eher hören“. Der ehrliche Beck fühlte sich bei diesen Einfällen ohne allen Zweifel von dem freudigen Bewußtsein gehoben, die

Richtigkeit einer gelehrten Verkehrtheit mit dem Richtspruch überlegener gesunder Vernunft aus der Welt geschafft zu haben. Er hätte mehr Ursach gehabt, der überlegenen Zeugungskraft seiner Phantasie froh zu sein. Zum Glück fand deren Ausgeburt, der „Adelsitz“ eines v. Borstel hier in Braunschweig, wohin dies hannoversche, bremische, märkische Geschlecht nie einen Sprossen entsandt hat, keinen Anklang; Rehtmeier's milderer Köhlerglauben behauptete das Feld. Ihm schrieb Joh. Anton Leisewitz nach in der Inschrift, die er 1779 für den Combinirten Convent am Eiermarkte verfaßte: „Quae majorum pietas fundavit, xenodochia s. Johannis, Hunonis Bostel, Autoris Giebel, auspiciis seren. principis Caroli ducis Brunsv. et Luneb., patris patriae, restaurata, conjuncta, aucta, ornata anno mdcclxxix; 1792 auch Ribbentrop (Beschreibung der St. Br. II, S. 280, Note): „Hüne Bostel sol ein Fuhrmann gewesen sein, welcher sein Haus hinter den Brüdern zu dieser Stiftung eingerichtet hat“; endlich 1836 noch Bode (Stadtverwaltung zu Br. Heft IV, S. 10), der wieder auf die Namensform Hünebostel zurückgreift.

Die officiell anerkannte ist sie noch heute; sie völlig zu dem alten, allein richtigen Lautbestande herzustellen, bedarf es nur des Willens der städtischen Behörden, und nachdem hier das historische Recht Hunneborstels erwiesen worden ist, steht zu hoffen, daß dieselben ihm dazu auch hinsichtlich seines Hauses zu verhelfen nicht ablehnen werden. Wer dann noch vorzieht, es privatim das Demmer'sche zu nennen, dem stehe es frei; daß er deshalb in Strafe genommen werde, wird Niemand beantragen wollen.

Aus der Spinnstube.

Von Otto Schütte.

Wenn des Winters Frost die Erdschollen verhärtete und die Arbeit im freien Felde unmöglich machte, so begann für die Mädchen auf dem Lande die schöne Zeit der Spinnstube, die „eine Heimstätte gemüthlichen Stilllebens inmitten des freudlosen Winters“ war. Wenn es da draußen stürmte und schneite, saßen behaglich in der warmen Stube die fleißigen Spinnerinnen bei anmuthigem Geplauder. Denn die Vorschriften über die Arbeitsleistung waren streng, es mußte eine jede der Mägde ihre vorgeschriebene Anzahl Löppe gesponnen haben.

> Top, top, top,
> Alle Stunne en Lop,
> Spinnst du diesen Abend nicht,
> Kriegst du von dem Braten nichts!

besagt die Inschrift auf einem Wockenblatte, und eine andere warnt vor der Vertrödelung der Zeit:

> Spinne, spinne, spinne!
> Dat Froijahr kummt crinne.

Wenn gute Reden sie begleiten, dann geht die Arbeit munter fort. Das gilt auch für die Spinnstube. Wie beim Stricken, so können auch beim Spinnen Geschichten erzählt und Lieder gesungen werden, ohne daß die Thätigkeit leidet. So war die Spinnstube die Bewahrerin der vielen Sagen und Märchen, die auch in unserem Herzogthume noch in großer Anzahl vorhanden sind, sie bewahrte die zahllosen Räthsel, sie bewahrte so manches schöne Lied, das uns sonst wohl verloren gegangen wäre.

Wenn aber nach dem Abendessen die jungen Burschen erschienen, wurden zunächst Geschichten erzählt und gemeinsame Lieder gesungen, z. B. von dem Hunde, der einem Koche eine Wurst gestohlen hatte, dabei gefaßt war und dem zur Strafe der Schwanz abgehauen wurde, eine grausame Verstümmelung, die seinen Tod herbeiführte:

> Der Hund, der ward begraben.
> Hier liegt ein alter treuer Hund,
> Er war nicht schwarz, er war nicht bunt,
> Er ist gestorben in seinem Blut,
> Als ihm der Koch den Schwanz abhub.
> Hop, hop, Mariäneken,
> Dreih dik mal rum rum rum,
> Hop, hop, Mariäneken,
> Dreih dik mal rum.

In singendem Tone wurden die folgenden Verse gesprochen:

> Mine Mutter, dä segt immer:
> Junge, lât dat Supen sin,
> Dat ward alle Dage slimmer,
> Junge, du supst Brennewin.

und

> Meine Mutter will's nicht haben,
> Daß ich Kaffee trinken soll,
> Und ich thu es doch mit Freuden,
> Eine ganze Tasse voll.

War ein Lied aus, so sang man wohl:

> Dit un dat is ute,
> Willt nich mehr na Greitjen gahn,
> 't makt ne dicke Snute,
> 't steiht mik nich mehr an,
> 't hat mik nich mehr anestahn,
> Willt nich mehr na Greitjen gahn,
> 't makt ne dicke Snute,
> 't steiht mik nich mehr an.

Die fleißige Arbeit wurde fast regelmäßig durch das Pfänderspiel unterbrochen. Da trat eins der Mädchen auf als Frau von Häkebäke: „Ik bin de Fru von Häkebäke. Hät se min lütje Swincken nich eseihn? 't harre swarte Vorderfäute, groine Hinderfäute un sonen ganzen langen langen Swanz“. Wer lachte, mußte ein Pfand geben.

Bunte Reihe wurde gemacht und gesagt: „Ik hebe Fritze Meiern noch keinen Kuß egeben“. „Aber ik“, sagte eine Andere. Mochte sie dies nicht sagen, so mußte sie ein Pfand geben. „Ik hebbe noch keine Brût“. „Aber ik“, sagte ein Anderer. So ging es weiter die Stube durch. Beliebt war auch: „Ik late den Vogel ûtfleigen“. „Woin?“ „In Weiten“. (Vorher hatte jeder der Anwesenden angeben müssen, ob er Weizen, Roggen, Gersten, Erbsen, Bohnen u. s. w. besäße.) Wer dann den Weizen als Frucht, die er hätte, angegeben hatte, sprach: „In minen Weiten sitt e nich, hei sitt in dinen Roggen“. So ging es weiter bei den übrigen

Früchten. Wer sich dabei versprach, mußte ein Pfand geben.

Man setzte sich auch in die Huke (= tiefe Kniebeuge), sprang und sang dabei:

Ik solle mine Mutter ne Neihnadel infämen[1]),
Dat konn' ik nich,
Da slaug se mik,
Da wên' ik,
Da gaf se mik
En fett Botterstück,
Da danze ik den Kinkerling, den Kinkerling.

Daneben fanden die vielen Sprechübungen statt, z. B. „der Kutscher putzt den Postkutschkasten" sechs Mal hinter einander zu sagen oder „Hans Wost, woste noch Wost, hier is noch Wost, wenn de noch Wost, Hans Wost, hebben wost". Wer sich versprach, mußte ein Pfand geben.

Nachdem wurden die Pfänder eingelöst. Einer gab sie heraus, der zunächst erklärte:

Wer sein Pfand will wieder haben,
Der muß thun, was ich will haben.

In Folge dessen mußte sich ein Bursch an die Thür stellen, die Hände hinten an den Kopf halten und dabei sprechen: „Ich hange, ich hange!" „Nach wem ist dein Verlangen?" Dann nannte er Eine und küßte sie.

Ein Mädchen wurde vor die Thür geschickt, um folgende Worte zu sagen:

Mutter, Mutter, 't hat witt esneit,
Härr' ik vor en Jahr efreit,
Wörr' ik ok all en olt Weif.

Darauf betrat sie die Stube wieder und erhielt ihr Pfand zurück. Dieser wurde beauftragt, Speck, Jener, Schinken zu schneiden. Der Erste sagte dabei:

Ich steh und schneide Speck,
Wer mich lieb hat, hole mich weg.

Der Zweite: Ich steh und schneide Schinken,
Wen ich lieb habe, den werde ich winken.

Wer aber erklären mußte: „Ik sitte hier wie ne ungeruppete Gaus", über den fielen Alle her und rupften ihn zurecht.

Neben den Pfänderspielen wurde auch gern das von Andree erwähnte Slêpenschauh gespielt, das in Wedtlenstedt „Ik slüre den Schauh" hieß. In der Hilsgegend, wo es als Slepekenschauh bezeichnet wird, ist das Verständniß für das Spiel, das ohne Herren stattfindet, verloren gegangen. Man spricht das Wort, ohne sich eines Schuhs zu bedienen: „Slepekenschauh". „Weme tau?" „Ik slepe dik einen mit en Snurrbare tau oder mit glûen Ogen tau oder mit en Boßbare tau". (Jedes Mädchen bezeichnete so drei Burschen.) „Wat wutte mit dinen ersten dauhn?"

Will ik geben Zwetschen,
Sall e weren min Schätschen.

„Wat wutte mit dinen tweiten dauhn?"

Will ik geben witten un swarten Tweren,
Sall min Allerliebste weren.

„Wat wutte mit dinen dridden dauhn?"

Den will ik setten op en Staul,
Sall e fallen in en Paul (= Pfuhl).

Oder: Den will ik setten op de Thorenspitze,
Sall sik de ganze Lenne opritzen.

Oder: Den will ik gewen Stroh op en Nacken,
Hei sall sik ut en Dörpe packen.

Gleichen Ausgang hatten die folgenden drei Spiele:

1. Ik sette dik de Büsse.
„Wat drin?"
Drei snare Junggesellen,
Wutt se wetten, denn will ik se dik nennen.
Wat wutte mit dem ersten maken?
„Ik will ne setten up de Kauh
Un will ne jaen[2]) nah Peine tau".

Dann nannte sie irgend einen passenden Burschen unter allgemeiner Heiterkeit.

Wat wutte mit dem tweiten maken?
„Den will ik setten up de Wippe
Un will ne in et Water kippen".

Wat wutte denn mit dem dridden maken?
„Den will ik gewen Rosmarin,
Sall bi mik vorn Altar knien.

2. Ik bringe dik de Düweke.
„Wat hat se oppe?"
En witt Hübeken.
„Wat hat se in ören Snäbelken?"
En klein Breiweken.
„Wat steiht er inne?"
Wer din Liebste sin sall.
„Wer sall't denn sin?"

Dann wurde einer genannt, und das Spiel ging wieder von vorn an, bis drei genannt waren. Darauf kamen die Fragen, was sie thun sollten. Ebenso ging es bei dem dritten Spiele:

3. Ik bringe dik de Klappere.
„Is er wat Gues inne tau ratteren?"
Drei Nischen, drei Nellen,
Drei hübsche, junge, brave Gesellen.
Wut se hören, sau will ik se dik nennen.
„O ja, wenn se gut sind".
O ja, gut sind se,
Hänne un Fäute het se,
Wat dauhn könnt se,
Het blot keinen Boden in de Hose.

Daß „wie gefällt dir dein Nachbar?" auf jeder Tagesordnung stand, versteht sich von selbst.

Seltener wurden zwei kleine Häufchen Flachs gemacht, auf den Tisch gelegt und angesteckt. Das eine Häufchen sollte einen jungen Burschen, das andere ein junges Mädchen vorstellen. Flogen beide auf, so wurden die Bezeichneten ein Paar, sonst nicht.

Zu einem anmuthigen Spiele wurden dann und wann die Karten verwendet. Man fragte:

Haste dat Mäken mit der Kiepe nich eseihn?
Wo fregste na?
Ik woll' et geren wetten.
Weck Mäken mit der Kiepe haste Lust tau küssen?

Dann wurde von einem jungen Burschen eine Karte bezeichnet. Welches von den Mädchen sie bekam, erhielt von dem Burschen, der gefragt hatte, einen Kuß.

1) einfadeln.

2) = jagen.

Sprach man hochdeutsch, so machte man aus dem „Mäken mit der Kiepe“ das feinere „Blättchen der Liebe“.

Die Arbeit wurde aber auch manchmal gewaltsam unterbrochen, indem ein junger Bursch, der neben einem Mädchen saß, diesem die Dieße wegriß, sobald der Faden riß. Durch einen Kuß nur konnte sie wieder eingelöst werden.

In Wahrstedt trieben es die jungen Burschen ärger. Da nahmen sie mehrere Male in der Woche den Mädchen die Spinnrocken weg und trugen sie nach dem Kruge. Hier tranken sie vergnügt Schnaps, ohne zu bezahlen. Vielmehr mußten die Mädchen die Zeche bezahlen, wenn sie ihre Rocken wieder haben wollten.

Hierfür rächten sich diese, indem sie zwei oder drei Mal im Winter den jungen Burschen die Mützen wegnahmen und nach dem Kruge brachten. Hier tranken auch sie Schnaps, den die Burschen für die Einlösung ihrer Kopfbedeckung bezahlen mußten.

Aeltere Grenz- und Denksteine im Herzogthume Braunschweig.

Vom Forstmeister a. D. Ziegenmeyer in Homburg.

Unter diesem Titel sind in den Braunschweigischen Anzeigen von 1891 No. 299 und 300 und in diesen Blättern von 1896 No. 6, 7 und 8 werthvolle Mittheilungen abgedruckt. Ich habe es für nicht überflüssig gehalten, sie nach den Quellen und nach eigener Anschauung zu ergänzen. Einzelheiten sind dabei berichtigt, welche von den Verfassern jener Aufsätze übersehen waren. Nachprüfungen werden auch mir willkommen sein.

1. Braunschweigische Anzeigen von 1891 Stück 299 No. 1.

Das Ibermannskreuz bei Arholzen.

Nach Letzner's Dasselscher Chronik erinnert der in Kreuzesform durchlochte Stein an einen hier im Jahre 1405 ausgefochtenen Kampf zwischen den Dienstleuten des letzten Grafen von Everstein, des Grafen Hermann († 1413). Sie hießen Hans Ibermann, der als Koch diente, und Nicolaus Neuber, der Schildträger des Grafen. Von der Inschrift des Steins sagt Letzner, dessen Werk 1596 herausgegeben wurde, sie habe gelautet: Hic occisus Nicolaus Neuber, armiger, requiescat in pace.

Hiernach dürfte die Erklärung der Steine als Grenzsteine sich wohl als irrig erweisen; wir werden sie als Gedächtnißsteine aufzufassen haben.

2. Daselbst No. 2. Es scheint dies derselbe Stein zu sein, welchen Berthold Fischer 38 Jahre später in seiner Grenzbeschreibung des Amtes Fürstenberg erwähnt. Vgl. Vaterl. Archiv Jahrg. 1832 B. II S. 122. Die Buchstaben H I, die im Aufsatze erwähnt werden, stellen offenbar das bekannte Monogramm des Herzogs Julius HI dar, das die Initialen seines Namens und des seiner Gemahlin Hedwig enthält.

3. Daselbst Stück 300 No. 7. Die verwitterte Inschrift des größeren Steines lautet: Hic fuit interfectus Hermannus, parvus filius Bertoldi.

4. Daselbst No. 8. Der hier erwähnte „Lutherstein“ ist 1883 auf einen Granitsockel gesetzt, der in lateinischen Buchstaben vorn die Inschrift trägt: „Zu Luther's 400jährigem Geburtstage: 10. November 1883. Spr. 10 V. 7“ und hinten: „Errichtet von den Gemeinden des Kirchspiels Eschershausen“. Um den Stein sind Lindenbäume gepflanzt.

5. Braunschweigisches Magazin 1896 S. 54 No. 8. Neben dem hier beschriebenen Steine stand ganz nahe, in einer Hecke verborgen, noch ein zweiter Denkstein. Beide sind 1895 ausgegraben und auf dem Hofe des Stadthauses in Holzminden niedergelegt. Der erstere ist richtig beschrieben; doch sind die Maßen andere: 140—100—12 cm, und es ist übersehen, daß die Stämme der Kreuze auf beiden Feldern von Pflugschaaren und Pflugmessern umgeben sind. Der zweite Stein ist beim Ausgraben in 2 Stücke zerbrochen; auf dem größeren Theile, 104—90—10 cm, sieht man ein fußloses Kreuz in einem Kreise. Die Arme des Kreuzes sind nach dem Umfange hin ausgeschweift; auf den Kanten steht nicht mehr lesbare Schrift. — Beide Steine haben wohl an Unfälle erinnert.

6. Daselbst S. 63 No. 19. Am 25. April 1856 ist in jedem Braunschweigischen Forstreviere, mit Ausnahme der reinen Nadelholzreviere am Harze, eine Gruppe von 25 Eichen gepflanzt worden.

Ich lasse diesen Bemerkungen nun noch einige Nachrichten über bislang nicht beschriebene Grenz- und Denksteine folgen.

I. Im Amtsgerichtsbezirke Holzminden.

1. Im Forstorte Vordere Winkel des Forstamts Holzminden I oberhalb des Dorfs Lüchtringen und unterhalb der „Schnaatbuchen“ (einer Reihe 150- bis 200-jähriger Pflanzbuchen, die früher als Hudegrenze galten) steht eine roh behauene Sandsteinplatte, etwa 1,5 m hoch, mit der Inschrift in großen Lateindruckbuchstaben:

1585.
ARND STUCKEN.
Der Gott Erkenner Aller Hertzen
Werde Offenbaren Meine Schmerzen
Welhe Durch Pulver Und Lodt
An Christus Himmelfardt Mich
Alhier Gegeben Haben Den Dot.

Dieser unter dem Namen Stickenstein bekannte Denkstein scheint zum Gedächtniß des Herzogl. Pirschknechts Arnold Stücken aus Boffzen gesetzt zu sein, der hier von Wilddieben erschossen sein wird.

Vergl. Fürstenberger Erbregister von 1581 S. 338.

2. Die Kesselsteine im gleichnamigen Forstorte des Forstamts Boffzen bestehen aus mehreren unbehauenen Sandsteinen, 1 bis 1,5 m hoch, welche in Kreisform in den Boden gesetzt sind.

Der Sage nach sollen sie an ein gefährliches Jagdabenteuer des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1589—1613) erinnern und um den „Kessel“ (das Lager) einer angeschossenen groben Sau herumgesetzt sein, welche den Herzog „angenommen“ (angegriffen) hatte.

3. Hart über der westlichen Böschung der von Holzminden über Mühlenberg nach Neuhaus führenden Straße im Forstorte Wedenbornerbrink des Forstamts Holzminden I oberhalb Mühlenberg hat der damalige Oberförster Dürking ein Denkmal aufrichten lassen zum Andenken an das 50jährige Regierungs-Jubiläum des Herzogs Wilhelm.

Auf einem Sandsteinsockel steht ein Quader, 98 cm hoch und 50 cm in den Seitenflächen, dessen östliche Seite unter der Herzogskrone in einem Wappenschilde ein W. zeigt mit der Unterschrift: Am 25. April 1881.

4. Im Braunschweigischen Sollinge finden sich noch hin und wieder behauene Sandsteinplatten mit den Maßen: 50—30—5 cm im Boden stehend. Es sind lateinische Buchstaben und Zahlen darauf eingehauen, und sie rühren her aus der Forsteintheilung, welche der Oberjägermeister von Langen in der Zeit von 1745 bis 1760 ausführte. Die Buchstaben und Zahlen bezeichneten die Haupt- und Schlaglinien.

II. Im Amtsgerichtsbezirke Stadtoldendorf.

5. Auf dem Kamme des Voglergebirges, etwa 300 Schritte östlich von der aus Norden heraufsteigenden Grenze des Westerbraker von Grone'schen Gutsforstes gegen fiscalischen Wald fällt der Paälstein (Pfahlstein) in die Augen, wenn man von Holenberg aus den Ebersnacken und dessen Aussichtsthurm besteigen will. Er ist ein aus dem Lothe gewichener roh behauener Sandstein: 100—38—20 cm. Auf seiner nach Osten gekehrten Seite ist die Zahl 108 eingehauen, darunter $\frac{H}{4}$ und diese Zeichen stammen aus der von Langen'schen Forsteintheilung. Der Stein ist aber älter; denn in der Grenzbeschreibung des Wickenser Erbregisters von 1585 S. 4 heißt es: „Den Pipengraben bei Amelungsborn entlang auf Holenberg, von dar die Baxgrund hinan auf den Paälstein, von dar die Egge (den schmalen Bergrücken) entlang“ u. s. w.

III. Im Amtsgerichtsbezirke Eschershausen.

An der Bergkette des Ith sind mehrere Klippen beachtenswerth, welche im Volksmunde Steine heißen und zu den Denksteinen zu rechnen sind. Es sind folgende:

6. Adam und Eva werden zwei nahe bei einander befindliche Oolithklippen geheißen, welche unter der Ith-Egge im Bessinger Interessentenforste hart an der Grenze gegen den preußischen Coppenbrügger Forst sichtbar sind. Sie verdanken ihre Namen dem Witze eines Schweinehirten aus den 20er Jahren dieses Jahrhunderts, wie mir 1858 von glaubhaften Männern in Bisperode erzählt wurde. Man findet ihre Namen jetzt auf Forstkarten vermerkt.

7. Südlich von den Vorigen befindet sich, ebenfalls hart an der Ith-Egge im Bisperoder Gutsforste, eine Gruppe von Oolithklippen, deren bedeutendste der Mönchestein heißt. D. E. Baring in seiner „Beschreibung der Saale im Amte Lauenstein“ vom Jahre 1744 giebt an, der Name rühre von den 12 Franziskaner Mönchen her, welche nach dem Restitutions-Edicte von 1629 auf den 12 Pfarren im Amte Lauenstein nach Austreibung der lutherischen Pfarrer zu predigen begonnen hatten. Sie sollen die Klippen am Ith im Jahre 1633 bestiegen haben, um in die Umgegend von Hameln hineinzusehen, begierig darauf, ob in der Schlacht bei Hessisch-Oldendorf die kaiserliche Armee oder der für das Lutherthum fechtende Herzog Georg von Lüneburg obsiegen werde. Bekanntlich blieb dem Herzoge der Sieg, und die Mönche beeilten sich, ihre Pfarren und das Amt Lauenstein zu verlassen.

8. Der Freiheitsstein auf dem höchsten Punkte des Ithkammes, eine Oolithklippe, trägt seit den 80er Jahren unseres Jahrhunderts das Holzgerüst eines Aussichtsthurmes. Bei D. E. Baring a. a. O heißt er „der Hohe Stein“, und es wird dort von einem über ihn in den Abgrund gehetzten Hirsche erzählt. Freiheitsstein ist er genannt, weil darauf in den Jahren 1816 bis in die 40er Jahre hinein durch pensionirte Officiere aus Hameln alljährlich am 18. Juni und 18. October Freudenfeuer entzündet sein sollen zum Andenken der Freiheitsschlachten bei Leipzig 1813 und Waterloo 1815.

9. Der Poppenstein liegt ebenfalls als Oolithklippe auf der Ithegge, wo sie sich nach ihrer Neigung zur „Platte“ — dem Uebergangspunkte der Halle-Lauensteiner Straße — im Harderoder Interessentenforste steil wieder erhebt. Seine Benennung wird mit dem altdeutschen Eigennamen Poppe zusammenhängen, der Koseform von Volkmar. Vergl. O. Abel: Die deutschen Personennamen (Berlin 1889).

10. Das Thal der Wickenser Niederbörde ist östlich durch den Ith, westlich durch einen bewaldeten Höhenzug: die Hasselburg, von der Provinz Hannover abgegrenzt. Diese übrigens geringe Höhe wird unter dem Forstorte Tappenberg des Harderoder Interessentenforstes von einem Passe durchsetzt, und der südliche Abfall des hier beackerten Bergzugs heißt Römerstein, auch Rebenstein. Stein oder Klippe sind indessen nicht vorhanden.

IV. Im Amtsgerichtsbezirke Greene.

11. Auf dem Hilsrücken über Ammensen im Forstamte Wenzen steht der Gaußstein, ein quadratisch behauener Sandstein von etwa 1,5 m Höhe ohne Inschrift. Er ist bei der Triangulation (Vermessung) der Länder Braunschweig und Hannover hierher gesetzt, welche der berühmte Professor Gauß in Göttingen im Jahre 1836 ausführte.

12. Auf der Hilsegge oberhalb der Dörfer Mainzholzen und Vorwohle fallen mehrere alte Grenzsteine durch ungewöhnliche Größe: 110—29—15 bis 20 cm, sehr in die Augen.

Sie stammen aus der mehrerwähnten von Langen'schen Forsteinrichtung, sind scharf behauen, und auf ihren Außenseiten liest man $\frac{C}{HZBL}$, darunter 1746. Die entgegengesetzten Seiten tragen in römischen Buchstaben und Zahlen die Bezeichnung der Haupt- und Schlaglinien. Sie waren Grenzzeichen zwischen den Forstrevieren Wenzen, Eimen und Kaierde.

Bücherschau.

Adolph Nehrkorn, Katalog der Eiersammlung nebst Beschreibungen der außereuropäischen Eier. Mit 4 Eiertafeln in farbigem Steindruck. Braunschweig, Harald Bruhn 1899. VII, 256 u. 4 S. 8⁰. Geb. 10 M.

In dem (Weihnachten 1898 geschriebenen) Vorwort schildert uns der Verfasser, Herr Amtsrath Ad. Nehrkorn zu Riddagshausen, wie sich bei ihm die Neigung, Vogeleier zu sammeln, von der frühesten Kindheit an entwickelt hat. Die Vogelschutz-Gesetze der neueren Zeit lassen es den jetzt heranwachsenden Schülern nicht mehr so leicht werden, eine solche Neigung zu entwickeln und auszubilden. Vor 40—50 Jahren war dies noch anders. Damals konnte der Verfasser, den ein gütiges Geschick in einer durch große Mannigfaltigkeit der Vogelwelt sich auszeichnenden Gegend unter der Einwirkung trefflicher Lehrer und gleichstrebender Freunde aufwachsen ließ, bald die Eier der einheimischen Vögel durch eigene Sammelthätigkeit vereinigen und diejenigen der meisten übrigen europäischen Vogelarten durch Kauf und Tausch hinzufügen. Und als dieses Ziel erreicht war, ging das wissenschaftliche Streben des Sammlers weiter und zog auch die Vogelwelt der anderen Erdtheile in den Kreis der Sammlung hinein, wobei meist ganz neue Wege eingeschlagen werden mußten. Um sicher bestimmbares Material zu erhalten, mußten mit den Eiern zusammen die Vögel gesammelt werden. Besondere Sammler waren auf ihren Forschungsreisen in den verschiedensten Ländern der Erde z. Th. viele Jahre hindurch thätig, um die Eiersammlung von Riddagshausen zu vervollständigen. So ist diese denn schließlich bis zu einer solchen Größe angewachsen, daß sie mit ihren 3546 bestimmten Arten oder Unterarten nächst derjenigen des Britischen Museums in London der Artenzahl nach als die zweitgrößte der Welt angesehen werden kann.

Der vorliegende Katalog, den der Verfasser „seinem lieben Freunde, Herrn Professor Dr Rudolf Blasius gewidmet“ hat, und den die rühmlich bekannte Verlagsbuchhandlung in schöner Ausstattung und in gefälligem Einbande darbietet, giebt nun ein systematisches Verzeichniß der sämmtlichen 3546 Arten. Dabei ist genau die Reihenfolge des in 27 umfangreichen Octav-Bänden veröffentlichten „Catalogue of the Birds in the British Museum“ innegehalten und durch eine sinnreiche typographische Einrichtung Vorsorge getroffen, daß bei jeder aufgeführten Art mit Leichtigkeit Band- und Seitenzahl dieses Werkes abgelesen werden kann. Es ergiebt sich hieraus der große Vortheil, daß bei einem Nachschlagen in jenem großen englischen Werke, das mit genauen Beschreibungen, Citaten und Synonymen ausgestattet ist, kein Zweifel darüber bleiben kann, als zu welcher Art gehörend der Verfasser die betreffenden Eier ansieht. Aus diesem Grunde hat der Verf. es nur in einzelnen Fällen für nöthig gehalten, seinerseits zur genaueren Feststellung der Art noch ein oder wenige Synonyme hinzuzufügen. Dem angedeuteten Vortheile steht allerdings auch ein Nachtheil gegenüber, nämlich der, daß die verschiedenen Bände jenes englischen Werkes zu ganz verschiedenen Zeiten innerhalb eines viertel Jahrhunderts (von 1874 bis 1898) und von verschiedenen Autoren nach etwas verschiedenen Gesichtspunkten und Grundsätzen bearbeitet erschienen sind, so daß die Art-Abgrenzung nicht überall gleichwerthig ist. Als Beispiele von einem verhältnißmäßig weiten Umfange des Artbegriffs möchte ich nur № 178: Ninox scutulata *Raffl.*, № 308 Dissemurus paradiseus *L.* und viele Nectariniidae (№ 1109 ff.) anführen. Einige durch Eier vertretene Vogelarten, die erst nach der Veröffentlichung der entsprechenden Bände des englischen Kataloges entdeckt und beschrieben sind, mußten natürlich an passender Stelle zwischengeschoben werden, wie z. B. № 162 Scops obsoleta *Radde*, 179 Ninox odiosa *Scl.*, 576 Merula celaenops *Stejn.*; 590 Erithacus superbus *Koenig* etc.

Was dem Buche einen besonderen Werth verleiht, ist die Hinzufügung kurzer Beschreibungen der Eier der außereuropäischen Vögel, in der Regel mit Angabe der Maße des Längs- und Querdurchmessers. Ueber die europäischen Vogeleier giebt es leicht zugängliche Werke in genügender Zahl; durch die erwähnten Zusätze wird es dem europäischen Oologen möglich, sich auch unter den außereuropäischen Eiern nach Färbung, Zeichnung und Größe einigermaßen zurechtzufinden. Und die vier beigegebenen, im Graphischen Institut zu Wernigerode a. H. ausgeführten Farbentafeln, welche 50 exotische, meist noch gar nicht oder doch bisher nur an schwer zugänglicher Stelle zur Abbildung gelangte Eierformen vortrefflich darstellen, vervollständigen ungemein die Brauchbarkeit des Buches in dem angeführten Sinne.

Was die angewendete Nomenclatur anbetrifft, so schließt sich diese im Allgemeinen eng an den genannten englischen Katalog an; nur sind die dort als Unterarten aufgeführten Formen, die oft sehr gut ternär mit 3 Namen hätten bezeichnet werden können, als vollgültige Arten mit zwei Namen angeführt, wie z. B. № 40 Astur (badius) brevipes, № 61 Buteo (borealis) montanus, № 100 Haliastur (indus) intermedius etc.

Ueberhaupt hat der Verfasser von der augenblicklich sich immer weiter ausbreitenden ternären Benennung der Formen nur ausnahmsweise Gebrauch gemacht, z. B. bei № 711 Troglodytes musculus rex *Berl. et Leverkühn.*

In neuerer Zeit wird nach den allgemeinen Principien der Nomenclatur besonders in deutschen Werken meist der Autorname nicht mehr durch ein Komma von dem Artnamen getrennt gehalten. Der Verfasser ist jedoch hierin der Schreibweise seines englischen Vorbildes gefolgt. Die Einklammerung des Autornamens, die dann einzutreten hat, wenn der Autor die Art zuerst bei einem anderen Gattungsnamen, als dem schließlich angewendeten, beschrieben hat, ist nicht überall nach der allgemein gebilligten Regel vorgenommen, besonders im Anfange. Es sollten z. B. die Autorennamen eingeklammert stehen bei № 3, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 32, 34 ꝛc.

Die Angabe, die der Verf. über die Heimath der einzelnen Arten gemacht hat, bezieht sich nicht auf das ganze Verbreitungsgebiet derselben, sondern nur auf das Gebiet, aus welchem die in der Sammlung befindlichen Eier stammen. Es ist dies auch entschieden zu loben, da hierdurch die in der Sammlung vertretene Vogelform um so besser kenntlich gemacht wird, zumal in dem Falle, wenn verschiedene Localrassen einer und derselben Art unterschieden werden. Meiner Meinung nach hätte die Heimath der Eier sogar noch viel specieller bezeichnet werden müssen, um die wissenschaftliche Verwerthbarkeit dieser Notiz noch zu erhöhen. Ausdrücke wie Ostindien, Süd-Amerika, Nord-Amerika, Australien, Neu-Seeland, Sibirien, Europa, Brasilien, Japan, West-Afrika, Ost-Afrika 2c. sind zu allgemein gehalten. In einzelnen Fällen wird eine rühmliche Ausnahme gemacht: Bezeichnungen wie Teneriffa, Lenkoran, Malaga 2c., auch Ladó, Rio Grande do Sul, S. Paulo, Chiriqui 2c. gewähren eine bestimmtere geographische Angabe. Weshalb hat der Verfasser nicht überall da genauere Angaben gemacht, wo er solche zur Verfügung hatte? Und dies wird bei der Mehrzahl aller Arten der Fall gewesen sein. Bei Eiern, die aus Menagerien oder Zoologischen Gärten stammen, scheint die besondere Heimath der elterlichen Individuen angegeben zu sein. — Auch Zeitangaben über das Auffinden der Eier würden die wissenschaftliche Bedeutung des Kataloges erhöht haben.

Der Verf. hat absichtlich in der Regel eine genauere Angabe über die Zahl der Eier, die er von den einzelnen Arten besitzt, vermieden; nur ausnahmsweise erfahren wir aus den die Beschreibung begleitenden Bemerkungen, ob er 1, 2 oder mehrere Eier von einzelnen besonders interessanten und seltenen Arten erhalten hat und noch besitzt. Eine Sammlung ganzer Gelege hat offenbar nur ausnahmsweise stattgefunden; sonst würden wir wohl noch mehr über die Stückzahl der Eier eines einzelnen Geleges unterrichtet werden, was mir nur selten aufgefallen ist. — Bei einzelnen Arten macht der Verf. interessante Mittheilungen über die Schwierigkeiten, unter denen die Eier zu gewinnen gewesen sind, so z. B. bei № 2405 Pteroglossus flavirostris.

Es empfiehlt sich, derartige Mittheilungen nachzulesen, um die Ausdauer und Mühe würdigen zu lernen, die auf das Zusammenbringen einer so großen Menge von Eiern außereuropäischer Vogelarten verwandt ist. — In manchen Fällen sind die beigefügten beschreibenden Bemerkungen von größter Bedeutung in Betreff der systematischen Stellung der betreffenden Vogelart, so z. B. bei № 21 Cariama cristata unter Betonung der Ralliden-Aehnlichkeit der Eier, bei einigen Oriolus-Arten (№ 290 ff.) 2c.

Druckfehler sind mir verhältnißmäßig nur wenige aufgefallen: Bei № 28 muß es Jard. & Selby statt T. & Schl. heißen, bei № 39 dussumieri, bei № 636 Jora, bei № 1908 Alaudula cheeleensis, bei № 3248 Seite 181. — Die Abkürzung der Autoren-Namen ist nicht immer nach den Berliner Vorschlägen, die auf den internationalen Congressen Annahme gefunden haben, ausgeführt. — Alles zusammengenommen handelt es sich nur um sehr geringe Ausstellungen, die an dem wissenschaftlich werthvollen und praktisch gut verwendbaren Werke zu machen sind. Möge es dem unermüdlichen Sammler gelingen, auch von den wenigen Vogelfamilien, die ihm bis jetzt noch fehlen (Paradiseidae, Atrichiidae, Oxyrhamphidae, Irrisoridae, Leptosomatidae, Nestoridae, Stringopidae, Heliornithidae, Mesitidae, Rhinochetidae, Psophiidae, Balaenicipitidae), bald Vertreter für seine Eier-Sammlung zu erhalten! Das Braunschweigische Land kann stolz darauf sein, daß ihm eine so hervorragende wissenschaftliche Privatsammlung angehört. Da der Besitzer mit seinen Schätzen binnen wenigen Monaten nach der Stadt Braunschweig übersiedeln wird, so wird die Sammlung künftig um so leichter der wissenschaftlichen Welt zugänglich sein. W. Bl.

Friedrich Ernst Koldewey. Justus Georg Schottelius. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1899. 30 S. 8⁰. 1.50 M.

Das Büchlein, ein Sonderabdruck aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Jahrgang 1899, 2. Heft), führt uns in eingehender liebevoller Darstellung Schottelius' Verdienste um die deutsche Sprache vor Augen. Nach einem kurzen Lebensabrisse behandelt der Verfasser die dichterische Thätigkeit des Mannes, die er nicht hoch anschlägt, um dann desto größeren Nachdruck zu legen auf seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft. Er betont mit Recht Schottelius' deutsch-patriotische Gesinnung, die ihn vor Allem antrieb, der herrschenden Sprachmengerei entgegen zu treten und, ohne einseitigem Purismus zu huldigen, für die Reinheit unserer deutschen Muttersprache zu wirken. Dann behandelt er seine Verdienste um die deutsche Rechtschreibung, für die Schottelius mit Erfolg allgemeine Lehrsätze aufstellte, darauf seine eigentlich grammatischen Arbeiten, seine lexikographischen Bestrebungen und seine Verskunst. Gewünscht hätten wir, daß die ganze germanistische Thätigkeit des Schottelius, von der die auf juristischem Gebiete, vielleicht, wie bei Jacob Grimm, dem Ausgangspunkte dieser Forschungen, nicht erwähnt wird, mehr im geschichtlichen Zusammenhange der gesammten Wissenschaft zur Darstellung gekommen wäre; die Vorzüge und Mängel seiner Arbeiten wären dann klarer zum Vorschein getreten. Unter der angeführten Litteratur auf S. 5 vermissen wir Rudolf v. Raumer's Geschichte der germanischen Philologie; gerade dieses Buch hätte in dieser Beziehung vorzügliche Winke gegeben. Geschmückt ist das Werk mit einem bislang nicht veröffentlichten Bildnisse Schottelius', das in Lichtdruck ein Oelbild wiedergiebt, über das leider nichts Näheres uns mitgetheilt wird.

Berichtigung. In voriger Nummer (S. 66 Spalte 1 Zeile 8 von unten) muß statt: „Er hatte für das unter Leitung Karl Binding's erscheinende „Systematische Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft" die Bearbeitung des Abschnitts „Rechtsphilosophie" übernommen" gelesen werden: „Er hatte für die unter Leitung des Prof. A. v. Kirchenheim erscheinende „Juristische Handbibliothek" (Stuttgart, Enke) die Bearbeitung eines „Lehrbuchs der Rechtsphilosophie" übernommen".

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 21. Mai **1899.**

Zu Lessing's Lehre von der Tragödie.

Von Otto Eggeling.

Wir Braunschweiger erinnern uns gern des hervorragenden Antheils, den unser Land an der letzten Blüthe der deutschen Litteratur genommen hat. Wir freuen uns, daß es unserem Fürstenhause gelang, das „Morgenroth" unserer classischen Dichterzeit heraufzuführen. Mit besonderem Stolze aber gedenken wir daran, daß unser Herzogthum Lessing eine Heimath geworden war, Lessing, dem Helden und Märtyrer des Verstandes.

Die Lehre von den Geisteskräften ist heute unter uns nicht allgemeingültig festgestellt. Es wird nicht überflüssig sein, zu sagen, was wir mit dem Worte „Verstand" bezeichnen.

Unsere Sinne geben uns Farben, Töne, Gefühlseindrücke, unsere Vernunft verarbeitet, was die Sinne gaben, ordnet es, baut damit das Bild einer Welt auf. So sind Sinne und Vernunft die beiden Kräfte, denen wir ursprüngliche Erkenntniß verdanken. Aber wir haben nicht nur Erkenntniß, sondern wir wissen auch, daß wir sie haben. Wir werden uns immer völliger dieses Besitzes bewußt. Und dieses Bewußtwerden geschieht auf zwei Stufen. Wir haben ein gedächtnißmäßiges, ein unwillkürliches Bewußtsein. Da ziehen die Bilder der Dinge ohne unser Zuthun, nach ihrer Verwandtschaft miteinander an unserm Geistesauge vorüber. Wir gedachten eines Mannes, dann stand seine Wohnung vor unserm Erinnern, dann die Gesellschaft in seinem Hause, das Lied, das wir dort gehört, die Sängerin des Liedes, die Farbe ihres Kleides, der Modeladen, in dem wir das Kleid ausgestellt sahen, und so kommt uns eine lange Folge von Bildern, die ungerufen eins das andere verdrängen. Aber wir können in diese Gestalten-Flucht eingreifen, können ein Bild festhalten, es prüfen, es von allen Seiten, unter den mannichfaltigsten Lichtern betrachten. Wie können es mit anderen vergleichen, seinen Werth, seinen Einfluß festzustellen suchen. Mit einem Wort, wir können unser Bewußtsein willkürlich festhalten, willkürlich auf einen Punkt lenken. Dieses mit dem Willen verbundene Bewußtsein ist die zweite Stufe des Bewußtseins. Die Kraft, von der diese Thätigkeit ausgeübt wird, nennen wir Verstand.

Erst der Verstand giebt uns den vollen Besitz unserer Erkenntniß. Erst er macht uns klar, was wir dunkel empfanden, macht uns klar, warum wir die Dinge so betrachtet. Aber der Verstand ist willkürlich, darum kann er irren. Der Sinn täuscht nicht. Der Sinn liefert die empfangenen Eindrücke treu in den Geist; aber der Verstand, der aus dem Empfangenen Schlüsse zieht, ist fehlbar. Er mag ein Einzelnes übersehen, mag ein Einzelnes nicht recht gewerthet haben, da ist dann das ganze Ergebniß falsch, das er herausrechnet. Um so leichter mag er sich irren, je feiner, je verwickelter die Aufgaben sind, die er sich stellt.

Und wer hätte sich feinere gestellt als Lessing, der unsere Glaubenslehren, der die Fragen nach dem Unterschied der Künste und nach ihren Zielen prüfte? Und wer hätte sich feinere stellen dürfen? Wir sehen ihn im Theater, wie er jetzt seinen Sitz im Parterre nimmt, jetzt von ihm aufspringt, wie er bald schweigend im Foyer wandelt, bald ein kurzes Wort mit einem Bekannten tauscht, wie er immer auf der Gedankenjagd ist. Wir hören seine Klage, daß die Bilder, die Erinnerungen sich langsamer, ärmer, schwerfälliger seinem Gedächtniß darbieten, als für einen Dichter zu wünschen wäre. Zu sehr ist er an den verständigen Gebrauch seines Bewußtseins gewöhnt, als daß der unwillkürliche Gedankenlauf überreich hätte bleiben können. Und unvergessen ist uns seine Bitte um immer dauernden Drang zum Forschen auf die Gefahr hin, die Wahrheit niemals ganz zu finden. Wer würde wagen, in Fragen hineinzureden, die von Lessing geprüft wurden, wenn nicht Lessing selbst dazu aufgefordert hätte? War der Riese sich bewußt, daß er mannichfach irrte, so kann vielleicht der Zwerg auf seinen Schultern ein Stückchen weiter sehen.

Es war eine bedeutsame Höhe, auf die uns Lessing in der Erkenntniß der Kunst gestellt hat durch seinen Laokoon, durch seine Hamburger Dramaturgie. Wir möchten lächeln, wenn wir der Lehren gedenken, die man vor 1766 und 1767 namentlich über die Aufgabe der Poesie vortrug. Dürfen wir lächeln? Sind die großen Grundgedanken Lessing's Gemeingut geworden, Gemeingut auch nur derer, die über diese Dinge schreiben? Man war damals zu der Ansicht gelangt, die Dichtung müsse in Erstaunen versetzen und müsse dann eine Moral geben. Am höchsten stände daher die Thierfabel; denn Reden der Thiere rufe Staunen hervor und jede

Fabel schließe mit einer Moral. Und noch heute verlangen berühmte Männer, wenn sie über das Drama schreiben, daß es uns Lehren gebe, fragen, ob man etwa aus Hauptmann's Webern lernen solle, daß manche Fabrikanten ungerecht seien und daß aufständische Arbeiter durch Soldaten niedergeschossen würden. Als ob gute Lehren uns so sehr förderten, als ob wir deren nicht schon von Jugend auf und von so vielen Seiten genug empfingen.

Lessing hat in seiner Dramaturgie festgestellt, daß die Tragödie uns weit Bedeutsameres geben soll, hat es in beständig weiter eindringendem Forschen festgestellt, läßt uns an seinem Forschen theilnehmen und bewegt uns ebenso unterhaltend als anregend dazu, selbst über diese Dinge nachzudenken. Nach Aristoteles sagt Lessing, daß die Tragödie uns Furcht und Mitleiden erregen und diese und derartige Empfindungen in uns reinigen soll. Man hatte gegen diese Lehre eingewandt, daß die durch die Tragödie erregte Furcht eine mitleidige Furcht sei, daß sie also schon im Mitleid enthalten sei, daß man sie also nicht besonders zu nennen nöthig habe. Lessing glaubte nun, daß Aristoteles unser Mitleid für den tragischen Helden gefordert, dagegen die Furcht auf uns selbst bezogen wissen wolle, daß wir am Andern nur bemitleiden könnten, was, wenn wir es auf uns selbst bezögen, ein Furchterregendes sei. Diese Furcht für uns sei ein nothwendiger Bestandtheil unseres Mitleids für den Helden und darum mit zu nennen.

Diese Auskunft ist bedenklich. Furcht für uns selbst ist kein ästhetisches Gefühl; denn die ästhetischen Gefühle dürfen nicht selbstsüchtig sein. Und dann — die Nöthe der tragischen Gestalten liegen oft so weit von jedem Unglück entfernt, das uns wahrscheinlicherweise, ja möglicherweise treffen könnte. Wie soll ein Gelehrter fürchten, daß ihn der Sturz Wallenstein's treffe, wie ein Mann, daß er durch Träume, wie Johanna von Orleans', in die Irre geführt werde? Soll etwa eine Tragödie um so wirksamer auf uns sein, je leichter wir uns vorstellen könnten, daß ein ähnliches Geschick auch uns nahen werde? — Endlich aber — erinnern wir uns nur, was wir empfanden, wenn wir eine Tragödie lasen oder dargestellt sahen. Je stärker sie auf uns wirkte, um so weniger blieben wir uns bewußt, was und wer wir waren. Nicht mehr der Lehrer Müller und der Kaufmann Schulze, nicht mehr Madame Schmidt und Fräulein Meyer ließen sich ein Drama vorführen, nein, Mann oder Frau, hochgebildet oder einfach unterrichtet, wir Alle fühlten uns eins mit dem tragischen Helden. Seine Leiden waren unsere Leiden, seine Kräfte wurden für uns angespannt, seine Siege machten unsere Seele in Freude erzittern. Wir theilten die Freihheitssehnsucht mit Maria Stuart und das Entsetzen über die Worte des Geistes mit Hamlet. Geht aber unsere ganze Seele in der der vorgeführten Gestalten auf, so muß sich all unser Empfinden auf die tragischen Personen beziehen, wir werden das Unheil fürchten, was ihnen droht und sie um dessen willen bemitleiden, was sie erreicht hat. Es ist in der That nur ein einziges Gefühl, das uns durch die Tragödie erregt wird, nur eins, das zu erregen die Aufgabe der Tragödie ist, das durch sie besser, als durch irgend eine andere Dichtung angeregt werden kann, und die zwei Namen wurden ihm durch Aristoteles gegeben, weil der Philosoph sagen wollte, daß dieses Gefühl sich verschieden äußert, sobald es sich auf Bevorstehendes und sobald es sich auf Eingetroffenes bezieht

„Die angeregte Furcht und das angeregte Mitleid aber“, läßt Lessing den Aristoteles sagen, „sollen derartige Gefühle in uns reinigen“. Lessing versucht dann eine der Arten aufzuweisen, wie solches Reinigen geschehe. Sowohl zu viel als zu wenig Furcht, zu weiches und zu todtes Mitgefühl müsse beseitigt werden. Der Tollkühne werde durch die Tragödie gedemüthigt, der Feige ermuthigt, der allzu Weichherzige gestärkt, der in Härte Verschlossene empfindlich gemacht. Diese Lehre Lessing's unterliegt jedoch gewichtigen Bedenken. Angesehene neuere Philologen, wie Bernays, Bonitz, Ueberweg stimmen darin überein, daß Aristoteles nicht sage, Furcht, Mitleid und derartige Gefühle sollen gereinigt werden, sondern der griechische Philosoph sage, die bezeichneten Gefühle sollen hinweggeschafft werden. Wie man Heilmittel habe, die in den Körper eingeführt bei ihrem Austritt das Leiden mit fortnehmen, so sollen hier die Gefühle von Furcht und Mitleid hinweggeschafft werden, dadurch daß sie in der Tragödie angeregt wurden.

Ueberweg (Philosophische Bibliothek von Kirchmann Heft 163) denkt sich nun die Sache so: „Das angeregte Gefühl gelangt zum naturgemäßen Ablauf, lebt sich aus und hebt damit das Verlangen, Gefühle gleicher Art zu haben, zeitweilig auf. Dadurch werden wir zeitweilig frei für andere Thätigkeiten“. Ueberweg und seine philologischen Vorgänger scheinen ihre Lehre auf den Umstand zu stützen, daß unsere Kräfte längere Zeit in derselben Weise angespannt, dann eine entgegengesetzte Thätigkeit verlangen. Wer hinter einem grünen, sonnendurchschienenen Vorhange steht, sieht beim Heraustreten die Dinge zuerst alle in rosigen Lichtern, und die Tänzerinnen, wenn sie am Abend leichter Füße bedürfen, tragen Morgens eine Zeit lang Metallschuhe.

Aber wird solche Lehre dem Aristoteles, wird sie der Tragödie gerecht? Wenn es sich nur darum handelt, uns Gefühle der Furcht und des Mitleids zu erregen, sie zu einem Abschluß zu führen und uns dadurch zeitweilig weniger geneigt für solche Gefühle zu machen, bedarf es dafür der tragischen Dichtung? So oft man uns lebhaft erzählt, wie Menschen vom Brande ihres Hauses bedroht, beschädigt wurden, so oft wir die verschiedenen Stufen der todbringenden Krankheit eines geliebten Menschen mit durchleben, so oft wir lesen, wie ein Krieg durch viele Schlachten verlief, auch in all solchen Fällen wird uns Furcht und Mitleid erregt und werden wir, nachdem die Erzählung, das Krankenlager beendet ist, bereit sein, nur andere Gefühle und Gedanken zu hegen. Also hätte die Tragödie keine nur ihr zukommende Wirkung? Das kann doch unmöglich die Ansicht des Aristoteles gewesen sein, des Aristoteles, der die Tragödie als die höchste Dichtung preist, der mit so viel Sorgfalt ihren Bau und den Schmuck, dessen sie bedarf, beschreibt, der so ausführlich erwägt, welche

Personen und welche Geschicke besonders geeignet seien, in erster Linie das Endziel der Tragödie in uns zu bewirken.

Es sind aber drei Dinge, die von dem griechischen Philosophen hervorgehoben werden. Der tragische Held darf weder ganz gut noch ganz böse sein. Ein Mensch, wie wir Alle, nicht ohne Fehle, nicht ohne Tugenden, muß er einen Fehler begehen, und durch ihn sein Glück in Unglück wenden. Sodann — der Fehler und das Schicksal müssen mit Wahrscheinlichkeit oder mit Nothwendigkeit eintreten, aus dem Charakter des Helden, aus seiner Lage. Und endlich drittens, es soll uns aus der Tragödie eine Lust erblühen.

Nun werden wir im Alltagsleben von einer Menge von Furcht und Mitleidsgefühlen bedrängt, die auf große oder kleine Unfälle sich beziehen, auf Unfälle, von denen wir oder unsere Nächsten wie zufällig betroffen werden könnten. Wir fürchten uns, einen Besuch bei Herrschaften zu machen, die wir noch nicht kennen, fürchten, ein Wort zu sagen, das Anstoß erregte, eine Krankheit zu bekommen, von der man uns erzählt, mit dem Hause zu verbrennen, in dem wir sind, mit unserem Eisenbahnzuge zu verunglücken. Wir bemitleiden das Kind, dem sein Vögelchen gestorben ist, dem sein neues Gewand beschädigt wurde, bemitleiden die Frau, die eine Operation zu bestehen hat, die Arbeiter, die in einem Bergwerke verunglücken. All unsere Lebensfreude wird uns schwach durch solch niederdrückende Gefühle. Aber wie unser Auge in der großen Festschaar nur den triumphirenden Fürsten erblickt, so wird in der Tragödie unsere ganze Theilnahme gewonnen für das eine königliche Leid des Menschen, für das Leid, das seine Schuld ihm heraufgeführt hat, mit Nothwendigkeit heraufgeführt hat. Erzitternd in Furcht und Mitleid um der Fehler willen, die er begehen wird oder begangen hat, um des nothwendigen Leidens willen, das ihm droht, in dem er steht, fühlen wir uns nicht länger bedrückt von der Schaar jener wirren, unverständlichen, zufälligen Leiden, die uns oder unsern Nächsten vielleicht treffen könnten. Und dieses Freiwerden schon von der alltäglichen Noth gebiert uns ein Gefühl der Lust.

Aber wenn wir so unter das größeste Leid gestellt sind, das den Menschen treffen kann, unter das selbst verschuldete, wird denn nicht hierdurch nur stärkere Furcht, tiefer gehendes Mitleid an die Stelle des leichtern gesetzt? Wie werden wir denn von diesen Gefühlen frei? Nun auch die Krankheit, auf ihre Höhe gestiegen, bringt gerade dadurch Gesundheit. Wir erkennen, daß keine Willkür, daß eine heilige Nothwendigkeit über dem Menschenschicksal waltet. Aus seinem Charakter folgen des Menschen Thaten, aber nicht mit Zwang; denn daß er ein solcher Mensch war, bestimmte er sich selbst. So ist auch sein Schicksal seine Wahl und in seinem Untergang trägt und sühnt er seine Schuld. Die Harmonie der Weltordnung, die er zerstört hatte, ist hergestellt. Wir ergeben uns wehmüthig und doch froh in das, was wir mit dem Helden erlebt, und fühlen uns über den Wechsel, das Leid, den Untergang des Menschenlebens verständigt und darum erhoben.

Das ist die Lust, die von der guten Tragödie hervorgebracht wird; wir dürfen uns nur der Stunden erinnern, da wir den König Lear aus der Hand legten, da wir den Wallenstein dargestellt gesehen hatten. Nicht irgend etwas Anderes sollen wir durch die Tragödie erfahren. Wir sollen nicht etwa durch den Clavigo vor Steberthum, durch den Othello vor Eifersucht gewarnt werden, wir sollen nicht lernen aus dem Egmont, daß Leichtherzigkeit, oder aus dem Hamlet, daß Grübeleien gefährlich seien. Dieses und vieles Andere mag uns bei dem Genuß der tragischen Dichtung klar werden oder nicht klar werden, ihre Aufgabe, ihren Werth hat sie nur darin, daß sie uns kräftig erhebt über Furcht und Mitleid.

Lessing selbst hat schon ausgeführt: Es ist nicht nöthig, die Personen der Tragödie aus dem engen Kreise zu nehmen, den Aristoteles geeignet findet. Der aristokratische Grieche urtheilte, daß besonders vornehme, besonders vom Glück erhobene Personen vom tragischen Dichter auszuwählen seien. Ihr Unglück würde uns besonders erschüttern. Ganz begreiflich bei dem Griechen, der glaubte, „daß der Charakter der Frau tiefer stehe und der des Sclaven überhaupt niedrig sei“. Aber daß auch der neueste Aesthetiker des Tragischen, Volkel, fordert, der tragische Held muß Größe haben! Lessing hat, wo er Miß Sara Sampson bespricht, schon ganz richtig darauf hingewiesen, daß in bürgerlichen Familien Kämpfe und Untergänge vorkommen können, die uns ebenso stark mit Furcht und Mitleid erfüllen als die Leiden und das Ende eines Generals, eines Königs. In diesem Betracht kommt es ja einzig auf die Frage an, für wen wir Theilnahme empfinden. Und wir müßten unsere Zeitgenossen sehr schlecht verstehen, wenn sie nicht für den Armen so viel Mitgefühl hätten, wie für den Reichen, für den Schwachen wie für den Starken, für den Tiefstehenden wie für den Mächtigen, selbst für den geistig Befangenen so viel wie für den Geistesklaren. Lessing's Worte über das bürgerliche Drama, das er kannte, haben uns schon das Verständniß eröffnet für Dramen aus tieferen Gesellschaftsschichten, die erst nach Lessing kommen sollten, für einen „Fuhrmann Henschel“, „Die Weber“, „Vor Sonnenaufgang“, „Sodoms Ende“. Auch wo uns Lessing noch nicht zu den wünschenswerthen Zielen geführt, auf die rechten Wege hat er uns immer geleitet.

Der Brautwocken.

Von Karl Schattenberg.

Der jetzt fast gänzlich in die Ecke gedrückte Spinnwocken — eine Erfindung, die man gemeiniglich dem Meister Jürgen in Watenbüttel zuschreibt [1]) — spielte bis vor einigen Jahrzehnten eine Hauptrolle im ganzen Niedersächsischen Lande und noch weit über seine Grenzen hinaus, soweit eben der Flachsbau reichte. Er hatte das Spinnen mit der Spindel, welches jetzt noch bei den Italienern, Spaniern, bei vielen asiatischen und afrika-

1) Vergl. R. Andree im Br. Mag. 1896, S. 104.

nischen Völkern betrieben wird, vollständig verdrängt. Früher benutzte man den sogenannten „Langswanz", „Spinnekäre" genannt, weil die jungen Burschen und Knaben den Wocken umdrehten und ihn auf seinem Rade in die Spinnstube schoben. Später nahm man den bis zuletzt im Gebrauch gewesenen Hohen-Wocken.

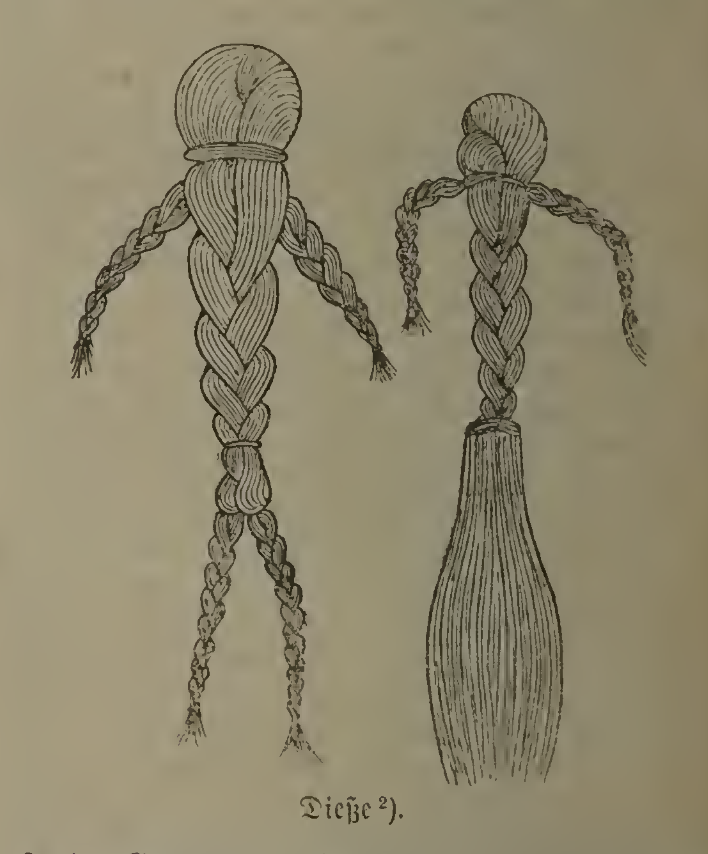
Die Flachsbereitung sowie das Spinnen war saure Arbeit, und mancher Handschlag mußte erst gemacht werden, ehe man das Stück Leinwand in den Koffer legen konnte. Aber der Stolz einer echten Hausfrau bestand darin, daß sie Koffer voll Linnen und Säcke voll Flachs ihr eigen nannte. Doch nicht allein das Bewußtsein, Koffer und Kasten voll des schneeigen Leinens zu besitzen und versorgt zu sein mit dem nöthigen Leinen für sich und die Seinen, auch das harte Muß drängte zum Spinnen.

Viel Baargeld fand man nicht in der Stadt und noch viel weniger auf dem Lande. Da mußte man sich nach einem Tauschmittel umsehen, und hierzu paßte das gesponnene Garn vorzüglich. War etwas beim Kaufmann einzukaufen, so wurden so und so viel Löppe Garn in einen Sack gesteckt und gegen die nöthigen Gegenstände oder Waaren eingetauscht; auch fertige Stiegen Leinwand wurden verkauft, um Geld in die Hand zu bekommen, damit die Steuern und Abgaben bezahlt werden konnten. Wollte man den Verkauf von Garn oder Leinen nicht wissen lassen, so wendete man sich an eine sogenannte „Kungeltrine", die den Verkauf gegen ein kleines Entgeld vermittelte, oder auch die Abnehmerin selber war und die Garnlöppe und Flachsknucken an die herumziehenden Aufkäufer abgab.

„Um das Jahr 1800 war im Lande Braunschweig kein Zweig der Gewerbsthätigkeit so allgemein verbreitet, als das Garnspinnen, jung oder alt, arm oder bemittelt, Landmann oder Städter, alle sind damit beschäftigt. Dieses gesponnene Garn wird entweder gebleicht und zu Haus- oder Kaufleinewand verwebt oder mehr noch als Kaufgarn ausgeführt. Man staunt über die Summen, die dadurch dem Lande gewonnen werden. Garn erhält nicht allein die ganze Industrie, es deckt auch die meisten Einfuhrartikel. Man kann sicher annehmen, daß das Land dafür jährlich ein Capital von 1 700 000 Thaler aus dem Auslande zieht. Der meiste Absatz ist nach Großbritannien und Elberfeld hin". So etwa schreiben Hassel und Bege in ihrer Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802.) I. B. S. 189.

Gründete man einen neuen Hausstand, so durfte ein Wocken und ein dazu gehörender Haspel niemals fehlen. Auf dem „Kästenwagen", der die Aussteuer der Braut in ihr neues Heim brachte, oder auf dem Wagen, der sie und ihre hinbegleitenden Hochzeitsgäste in dasselbe fuhr, prangte ein schön „opeslieter", „opesetteter" Wocken und Haspel. Diesen „Brutwocken" schmückte die „Brutdieße". Th. Voges berichtet in der Harzzeitschrift 19. Jahrg. 1886 S. 432 über die „Brutdieße" von Eyschott, Gr. Denkte und von Hahausen. Von dieser letzteren als der reichsten schreibt er: „Noch reicher wird noch heutzutage die Brutdieße in Hahausen geschmückt. In den Flachs werden ebenfalls Rosinen, Boltjen, Tabackspackete eingethan und wiederum Knocken herum gehängt. Aber zu oberst trägt die Stange ein feines Kindermützchen, auch Wickelbänder, Jäckchen sind da zu sehen. Sogar Eimerchen und anderes Spielzeug fehlen nicht. Den Hauptschmuck aber bildet das lange weiße Taufkleid. Diese prächtige Brautdieße wird am Hochzeitstage an der Tafel der jungen Frau durch den Brautknecht überreicht und dabei ein langes Gedicht gesprochen, in dem es u. A. heißt: „Jeden Dag en Bind, jede Woche en Lopp, jedet Jahr en Kind, bett et veiruntwintig sind". Noch einmal kommt die Brautdieße beim Brautfahren zu Ehren, was in jener Gegend 14 Tage oder gar 3 Wochen nach der Hochzeit veranstaltet wird. Auf dem ersten der Wagen, welche die Aussteuer bringt, sitzt vorn auf einem Sofa zwischen den Brautjungfern die junge Frau und hält die Brautdieße in ihrer Hand. Hahausen 1885".

Die Brautdießen in Eyschott und Gr. Denkte waren mit Bändern geschmückt und man hatte Süßigkeiten unter die Dieße gewickelt.



Dieße [2]).

In der Gegend bei Schöppenstedt am Elm und am Dorm wurden diese Brautdießen wieder ganz anders „opesett". Den Brautwocken schenkte fast ausnahmslos das „Brutmäken" der Braut, so wie sie ihr heutzutage den Kranz und Schleier schenkt. Der Wocken und der dazu gehörende Haspel waren aus Zwetschenbaumholz gedrechselt, sie sahen roth aus, waren polirt und mit Knochen- oder Elfenbeinzierrathen geschmückt. Kinder oder Mädchen benutzten einfache weiße Wocken, von einem rothen Wocken kann man stets annehmen, daß es ein Brautwocken gewesen ist. Am Polterabend fertigten die Frauen und Mädchen, welche als Gäste die Vorfeier der Hochzeit besuchten, die Brautdieße an, aber nur ein

[2]) Das Cliché zu dieser Abbildung ist uns von Herrn Buchhändler Hellmuth Wollermann freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Mädchen, welches mit allen Ehren getraut wurde, bekam eine solche Brautdieße. Viele Stunden Arbeit erforderte das Anfertigen. Man nahm den schönsten weißen Flachs, breitete eine feine Dieße und wickelte sie über den „Oberwöckels", den Dießenstock, nun wurden Flechten in allen Stärken, von der dünnsten bis zur stärksten, 3, 4, 5, ja neunsträngig, geflochten. Verschiedene Flechten wurden wieder zu einer Flechte vereinigt. Ja das größte Lob bekam diejenige, die Kunstflechten zu Stande brachte. Man findet die schönsten Verschlingungen und Knüpfungen bei den Flechten. Ferner wurden kleine, zierliche Knucken gedreht und zuletzt „lüttche Jungens un Mäkens" geflochten. Flechten und Knucken wurden auf rothe Bänder gezogen und in zwei Strängen um die mit schönem Wockenblatt und Band geschmückte Dieße gehängt. Die „lüttchen Jungens un Mäkens" wurden mittelst eines Fadens auf den Zierrath gebunden. „Mehr wie teine dorf'tent aber nich sien, süs konnet einer öbbel nèmen". Solche Dieße sieht sehr reich geziert aus. Bunte Blumen-Dutzen von gemachten Blumen wurden an Dieße und Wocken gedreht. Ab und an soll auch Kinderspielzeug in die Dieße gelegt seien, und wenn dann die junge Frau die Brautdieße abgesponnen habe, sei jedesmal ein Gelächter entstanden, wenn unvermuthet ein Stück davon ihr in den Schooß gefallen sei. Bei den „lüttchen Mäkens un Jungens" wurde auch manchmal ein Krüppel mit fabricirt und an die Dieße gehängt. Der Aberglauben meinte, dann wäre dem Unglück vorgebeugt, der Krüppel hinge an der Dieße und würde nicht in der Ehe kommen.

Den Knucken und Zöpfen legte man auch noch eine besondere Deutung unter, nämlich: Wenn die junge Frau fleißig spänne, so würde sie viele Knucken als Lohn der Arbeit in ihrem Leben erhalten; dann würde sich der Fleiß als ihr Schmuck daran schließen, der in Gestalt von Zöpfen an der Dieße hinge, und Gott würde ihr auch seinen Segen geben in ihrer Ehe; da aber Kinder der größte Segen sei, so wünsche man ihr so viele Kinder wie „lüttche Jungens un Mäkens" am Wocken hingen.

Die Dieße wurde möglichst lang gewickelt, denn ein alter Spinnstubenvers heißt:

„Lang un snar
Dat klêd rar
Kort und dicke
Hat kein Geschicke".

An dem Brautwocken durfte keine Radschnur sitzen, sondern man ließ über das Rad nur ein schmales rothes seidenes Band laufen, die Radschnur mußte sich die junge Frau dann selber drum machen. Wäre eine Radschnur auf dem Wocken, so würde später die junge Frau mit dem Brautmädchen „op gespannten Faute lêben!"

Die Flechten und Knucken wurden sehr sorgsam aufgehoben, nicht allein als Andenken, sondern auch als Heilmittel gegen das hier herrschende kalte Fieber. Hatte Jemand unter einem Fieberanfalle zu leiden, so mußte stillschweigend ein Zöpfchen oder ein Stück Knucke auf dem Seitofen verbrannt werden, die Asche davon dem Patienten eingegeben werden, und — das Fieber war für diesmal gebannt.

Spruch beim Uebergeben des Brautwockens, gesagt vom Brautmädchen:

„Einen schönen guten Abend!
Ich schenke der Jungfer Braut einen Spinnewocken,
Da kann sie einen langen Faden auf zocken.
Daran sitzt ein rundes Rädchen,
Die Braut ist gewesen ein fleißiges Mädchen!
Daran sitzt auch eine Flucht,
Ich wünsche der Jungfer Braut eine gute Kinderzucht!
Daran sitzt auch ein Knecht,
Was die junge Frau thut, sei dem Mann auch recht!
Daran sitzen auch drei Bein',
Man bittet, die Schwiegereltern werden auch gut mit sie sein!
Daran sitzen auch Schrauben,
Bleibet Beide fest im Glauben,
Euch zu lieben bis in den Tod,
Dann hat's keine Noth.
Daran sitzet auch eine eiserne Spillen,
Gott möge Eure Wünsche Euch erfüllen!
Hinten dran sitzt auch noch ein Schwengel,
Man wünscht: Ihr lebt wie die Engel!
Darauf steckt auch eine dicke Deiße,
Nun arbeitet Beide mit rechtem Fleiße!
Dann kann man mit Haspeln und Spinnen
Viel Liebe gewinnen!
Amen!"

Spruchweisheit auf Wockenblättern.

Von Otto Schütte.

Ein Wockenblatt ist nur ein bunt beklebtes Stück Pappe, mit Blumen verziert und oftmals mit einem Spruche versehen. Aber trotz seines geringen Werthes hielt man es doch theuer, denn es war häufig ein Geschenk von lieben Verwandten oder Bekannten und erinnerte die Besitzerin an die Kindheit oder gar, wenn es an einem Brautwocken saß, an „des Lebens schönste Feier". So manches Mütterchen holte mir aus seinem Koffer die Wockenblätter hervor, sorgsam aufgewickelt und zusammengeschnürt, daß sie keinen Schaden litten, und schnell brachte es die Blätter wieder an ihren Ort. Zu vergleichen sind sie Stammbuchblättern, die Jemandem von treuen Freunden verehrt sind. Und manchmal ist ja auch das Wockenblatt mit dem Namen der Stifterin versehen, also auf unmittelbare Bestellung gefertigt. Eins dieser Art habe ich freilich nur gesehen, es stand darauf gedruckt:

Spinne den Faden lang und fein,
Rieke Bohnhorst aus Adersheim.

Die Mahnung zum feinen Spinnen wie zum Fleiße findet man oft darauf, meistens zugleich mit einer Warnung oder einem schönen Versprechen verknüpft:

Spinne, Mädchen, ja hübsch fein,
Sonst wird die Mutter böse sein.

Spinne, Mädchen,
Feine Fädchen.

Mit eigener Hand
Im Spinnen gewandt,
Da kommen die Burschen zu Dutzen[1]) gerannt.

Wenn du fleißig spinnst,
Dich der Bräutigam lieb gewinnt.

Fleißig, Mädchen,
Beim Rädchen.

Mäken, spinn hille,
Denn krigste wat op de Tülle (= Rolle).

Vivat,
Wer en Lop vull hat.

Spinne, Mäken, spinne,
Dat Himme, dat is dünne,
Un de Rock krigt ok en Lock,
Spinne, Mäken, spinne doch.

Spinnt, Mäken, spinnt
Alle Dage en Bind,
Alle Dage en dicken Lop,
Dat gift wat in den Kaffeepot.

Manche haben denselben Inhalt wie die Stammbuchverse und auch dieselbe Form:

Sei glücklich.

Sei froh.

Immer heiter,
Gott hilft weiter.

Wie Immergrün
Soll unsre Freundschaft blühn.

Glück sei dein Los.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit.
Gedenke mein!

Gott schütze dich.

Mädchen, sei dem Veilchen gleich
An Demuth und Bescheidenheit.

Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht.

(Bei diesem Spruche sind die Blumen meistens gemalt und nur die drei Worte „wandle auf“ und „und“ gedruckt).

Damit auch der Humor nicht fehle, stand auf einem Blatte:

Wandle auf Rosen und stolpere nicht.

Viele weisen auch auf ein Geschenk von liebender Hand hin oder enthalten Versicherungen treuer Liebe, Bitte um Erhörung oder Bewahrung der Treue, auch Wünsche für die Liebenden und Gedanken, die man aus der Betrachtung besonders des Liebeslebens gewonnen hat:

Aus Dankbarkeit und Liebe.

Liebend gedenk' ich dein.

Dein auf ewig, denn du bist meine erste Liebe.

Mein und dein Herz lieben sich beide.

O sage mir das Wort, das eine,
Damit es immer uns vereine.

Die Lieb' und Treue
Uns ewig erfreue.

1) = Dutzenden.

O daß sie ewig grünend (so!) bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Es lebe Braut und Bräutigam.

Es lebe der Bräutigam, es lebe die Braut.

Liebe ist das Beste hier auf Erden.

Die ganze Welt
Sucht Lieb' und Geld.

Wohl und Wehe ist in verliebten Herzen.

Unter Blumen und Rosen
Läßt sich gut kosen.

Einen Kuß in Ehren
Kann Niemand verwehren.

Die Männer gleichen dem April,
Bald stürmen sie, bald sind sie still.

Wo Lieb' und Fried' im Haus regiert,
Da ist das ganze Haus geziert.

Daß die zuletzt angeführten Sprüche und auch die, welche den Stammbuchversen gleichen, wohl am jüngsten sind, ersieht man aus der Sprache, denn sie sind alle hochdeutsch. Einer ist Hölty, ein anderer Schiller's Glocke entlehnt.

Bücherschau.

Leonhard Lemmens, Niedersächsische Franziskanerklöster im Mittelalter. Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte. Hildesheim, A. Lax 1896. 78 S. 8⁰ 2 M.

Die Anzeige dieses gediegenen Schriftchens, das dem Bischofe vom Hildesheim zu seinem Jubiläum gewidmet ist, kommt zwar etwas spät, aber dasselbe greift in die Geschichte unserer engeren Heimath doch zu sehr ein, als daß es hier ganz übergangen werden dürfte.

Die Schrift zerfällt in fünf Kapitel. Das erste (S. 1 bis 13) ist „Gründung und Bau der Klöster“ überschrieben. Die Franziskaner wurden direct vom Gründer, dem hl. Franziskus, nach Deutschland geschickt; Bruder Johannes kam mit 10 Begleitern nach Hildesheim, welche noch im Jahre der Ankunft auf die Hauptstädte Niedersachsens Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Magdeburg und Halberstadt vertheilt wurden. Lemmens stellt an der Hand der Quellen dann fest, wann die Niederlassungen zu Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Lüneburg, Stade, Hannover, Göttingen entstanden sind. Da die Franziskaner arm waren und zwar nicht blos persönlich, sondern auch als Corporation, so wurde die Niederlassung von Franziskanern nicht wie bei den Benedictinern mit dem Bau eines Klosters begonnen, sondern die zugezogenen Franziskaner suchten da gastliche Aufnahme, wo ihnen solche zu Theil wurde, verließen auch wohl eine Stadt wieder, wenn sie keinen Unterhalt mehr fanden. So sind Niederlassung und Klosterbau bei den Franziskanern verschiedene Dinge. Daher schwanken auch die Jahreszahlen in den Quellen; z. B.: in Braunschweig soll noch Br. Jordan die Gründung der Franziskanerniederlassung ins Jahr 1223 fallen, Botho setzt sie acht Jahre früher an, ebenso Rethmeier, welcher auf 1215 den Beginn des Kloster-

baues, 1216 die Ankunft der Franziskaner aus Frankreich festsetzt. So schwanken die Zahlen bei allen Klöstern. Die Niederlassungen in Braunschweig, Hildesheim, Goslar, Stade und Lüneburg sind ziemlich gleichzeitig, ca. 1223, erfolgt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts entsteht Hannover, im Anfange des 14. Jahrh. Göttingen. Celle, Winsen, Gandersheim, Osterode entstanden alsdann gegen Ende des 15. Jahrhunderts. — Das 2. Kapitel (S. 13 bis 25) behandelt das Ordensleben in den Klöstern und giebt eine äußerst interessante Schilderung der schweren Prüfungen, welche der Orden zu erdulden hatte und welche die Ordenszucht lockerten, so daß der Unterschied zwischen den Observanten — strenger Richtung — und den Conventualen — laxer Richtung — sich bildete. Sechs Klöster unseres Bezirkes gehörten der Observanz an. Das 3. Kapitel (S. 25 bis 33) berichtet über die seelsorgerische Thätigkeit unserer Klöster. Verschiedene bedeutende Prediger haben dieselben hervorgebracht, welche im Einzelnen näher behandelt werden. Das 4. Kapitel (S. 34 bis 41), welches die wissenschaftlichen Arbeiten behandelt, zeigt uns, daß auch in unseren norddeutschen Franziskanerklöstern die theologischen und philosophischen Studien blüheten. „Es sind gegen 50 größere und kleinere Schriften bekannt, welche von Franziskanern unseres Gebietes verfaßt wurden, weitaus die meisten gehören dem ausgehenden Mittelalter an. Wir sind nun weit entfernt, in jeder derselben eine Leistung ersten Ranges zu sehen, wohl aber sehen wir mit Paulsen in denselben ein Zeichen wissenschaftlichen Strebens, welches die Klöster jener Zeit erfüllte" (S. 35). Die Studienordnung der Franziskaner und besonders hervorragende Männer nebst ihren wissenschaftlichen Leistungen werden ausführlicher besprochen. Auch auf dem Gebiete der Chemie, Arzneikunde und Kunst waren die Franziskaner wohl zu Hause. Manche Leser werden überrascht sein, wenn sie die Einzelheiten bei Lemmens durchlesen Das längste Kapitel ist das fünfte und letzte: „Die Klöster in der Zeit der sog. Reformation" (S. 41 bis 78). „Die Franziskanerklöster unseres Gebietes befanden sich damals in einem guten Zustande" (S. 41). Die Hergänge in den einzelnen Klöstern, welche alle der Reformation zum Opfer fielen, werden im Einzelnen geschildert. — Die Darstellung Lemmens' beruht ausschließlich auf gründlichen Studien, nicht blos der älteren und neueren Litteratur, sondern namentlich der handschriftlichen Schätze, welche die Archive und Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Lüneburg 2c. boten. Wir haben in dem kleinen Schriftchen die Resultate langjähriger und gründlicher Arbeit. Möge auch dieser Umstand ihre nachträgliche Besprechung und Empfehlung rechtfertigen.

Dr K. Grube.

Emil Freiherr von Orgies-Rutenberg, Geschichte der von Rutenberg und von Orgies gen. Rutenberg. Als Manuscript gedruckt. Doblen, 1899. 356 S. 8⁰ und 2 Stammtafeln.

Das Buch hat für unsere Gegend ein großes Interesse. Denn die von Rutenberg haben im Braunschweigischen, speciell im Stifte Hildesheim von dem Orte Rautenberg, nordöstlich der Stadt Hildesheim gelegen, ihren Ursprung genommen. Sie gingen von den Bischöfen von Hildesheim und Minden, dem Stifte Gandersheim, den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg, den Grafen von Hallermund, von Wernigerode u. A. zu Lehen; Gut Rethmar war ihr Allodialbesitz. Die Familie erlischt bei uns am 11. Februar 1647 im Mannsstamme mit Barthold v. Rutenberg, Braunschweig-Lüneburgischem Statthalter; seine Tochter Agnes, die den sächsischen Geheimrath Gebhard v. Alvensleben heirathete und am 28. November 1685 verstarb, ist die Letzte, die hier den Namen Rutenberg geführt hat. Wann und durch wen die Familie aus Niedersachsen nach Livland verpflanzt ist, läßt sich nicht nachweisen. Der Name erscheint hier im Beginne des 15. Jahrhunderts, in einigen Fällen allein, sonst in Verbindung mit dem Namen Orgies. Dieser selbst begegnet schon im Beginne des 14. Jahrhunderts. Die Stammeseinheit der von Orgies und der von Rutenberg ist mit urkundlichen Zeugnissen nicht zu belegen, wird aber mit triftigen Gründen sehr wahrscheinlich gemacht. Von Livland nach Kurland zieht 1600 zuerst Philipp von Orgies gen. Rutenberg. Zur Zeit blühen zwei Zweige der Familie (davon einer erst seit 1890) in Rußland, je einer in Kurland und in Deutschland.

Durch Senatukas vom 30. März 1831 ist ihr der Baronstitel, unterm 3. April 1862 der Freiherrntitel zugesprochen. Der Verfasser sieht darin nur eine „Anerkennung oder Bestätigung", „da die Führung des Freiherrntitels ein historisches Recht des aus dem deutschen Uradel hervorgegangenen Geschlechts ist". Letzteres möchte Referent doch noch in Zweifel ziehen.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die allgemeine Geschichte der Familie und einer Abhandlung über das Wappen, bei der leider jede Abbildung fehlt, folgt die Genealogie des Geschlechtes, die in zwei Theile sich gliedert: die v. Rutenberg in ihrer Stammesheimath (S. 33—179) und die v. Orgies gen. Rutenberg in Liv-, Est- und Kurland u. s. w. (S. 181—336). Die Anlage ist sehr zweckmäßig. Jeder Familienangehörige wird einzeln behandelt und ist unter einer besonderen Nummer durch die beiden großen beigegebenen Stammbäume leicht aufzufinden. Es ist eine bunte Reihe von Personen, die hier „an unserem geistigen Auge vorüberziehen: Ritter und Knappen, Domherren und Diakone, Ordens-Stiftsvögte und Landdroste, Probst und Aebtissinnen, Herrmeister und Bischof, Mönche und Ordensconventualinnen, Officiere verschiedener Herren Länder, Staats- und Landesbeamte, Vertreter der medicinischen Wissenschaft, Schriftsteller, Journalisten und Dichter". Mit großem Fleiße, mit offenbarer Lust und Liebe sind von den verschiedensten Seiten die Nachrichten zusammengesucht und zusammengestellt. Das Ergebniß der Arbeit verdient um so größere Anerkennung, da sie die „eines Laien ist, dem keinerlei fachmännischer Rath bei Abfassung der Arbeit zur Seite gestanden". Dieses bleibt im Interesse der Sache doch zu bedauern. Manche Versehen wären dann wohl vermieden worden. So ist z. B. die 3. Generation auf der Stammtafel der Braunschweigischen Rutenberg's mindestens zweifelhaft. Jo-

hannes v. Rutenberg (III, 1, S. 35, III 2) wird auf Grund einer Barsinghäuser Urkunde von 1272 (Calenb. Urkb. I S. 40) aufgeführt. Aber mit Unrecht. Denn der Johannes miles de Rothenberge, der hier genannt wird, ist kein Rutenberg, sondern ein Rodenberg. Er kommt auch sonst vor. Die Vermuthung, daß dieser Johannes das Geschlecht nach Livland verpflanzt habe (S. 15), erweist sich somit als hinfällig. Für Barthold I (III, 2 oder III, 1) wird das Calenberger Urkundenbuch (III, S. 136) ebenfalls zu Unrecht herangezogen. Hier ist von einem Bartoldus Pil die Rede, aber von keinem Barthold v. Rutenberg. Die zweite Urkunde, auf der seine Aufstellung beruht, ist nicht gedruckt, entzieht sich daher hier der Controle. Die Nachkommen des letzten Barthold von Rutenberg hätten weit vollständiger nach den heraldischen Mittheilungen des Vereins zum Kleblatt VIII. Jahrg. (1897) S. 22 gegeben werden können, die S. 179 angeführt werden. Weiter auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Alle Ausstellungen aber thun keinen Eintrag der Erreichung des schönen Zweckes des Buches, „für die jüngeren und kommenden Generationen Interesse für ihre Familie, ihre Altvorderen, für ihre Heimath zu erregen“. Möge die Erfüllung dieses Wunsches vor Allem der fleißigen Arbeit verdienter Lohn sein! P. Z.

O. Ulrich, Charles de Villers. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag z. Gesch. der geist. Beziehungen zwischen Deutschland u. Frankreich. Mit Villers' Lettre à Mademoiselle D. S. sur l'abus des grammaires dans l'étude du français, et sur la meilleure méthode d'apprendre cette langue. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher) 1899. VIII u. 98 S. 8⁰. 2 M.

Ein interessantes Leben und Wirken wird uns hier in fesselnder Weise vorgeführt: ein geborener Franzose, der 1792 als überzeugungstreuer Monarchist den Militärdienst seines Heimathlandes verläßt und dann in Deutschland in deutsche Wissenschaft und Litteratur, in deutsche Art und deutschen Geist sich so völlig hineinlebt, daß er zehn Jahre später sich in Paris fremd vorkommt. „Je reviens enfin“, schreibt er am 7. December 1801 bei seiner Rückkehr nach Deutschland, „du pays du charlatanisme et de la forfanterie . . . en remettant le pied sur la terre de la loyauté et de la véritable humanité“. Er hält es in edler Begeisterung für seine Lebensaufgabe, seinen Landsleuten einen richtigen Begriff von dem Werthe und der Höhe der deutschen Bildung beizubringen, sie ihnen nach Kräften zu vermitteln; er ist der festen Ueberzeugung, daß dereinst der deutsche Geist über den französischen den Sieg davon tragen müsse. Solche Gesinnung bewahrt er nicht nur, sondern verkündet er auch in der Zeit der glänzendsten Erfolge Kaiser Napoleon's. Als im November 1806 Lübeck von den Franzosen erobert und geplündert wurde, thut er, was er vermag, die Noth der Stadt zu mildern und schreibt er darüber einen freimüthigen Brief an die Tante der Kaiserin, die Gräfin Fanny de Beauharnais, um ihre Verwendung für die unglückliche Stadt beim Kaiser zu erwirken. Für unsere heimische Geschichte von besonderem Interesse ist Villers' Schrift: „Coup d'oeil sur les unversités . . . en particulier du royaume de Westphalie“ (Cassel 1808), in der er warm und beredt für die Erhaltung der Universitäten im Königreiche Westfalen eintrat. Auf der Hochschule zu Helmstedt, deren Untergang die Schrift leider nicht verhindern konnte, stand Villers besonders mit dem Abte Henke in Verbindung, der zu der Cramer'schen Uebersetzung von Villers' Preisschrift „Essai sur l'Esprit et l'Influence de la Reformation de Luther“ eine Vorrede, sowie werthvolle geschichtliche Ausführungen und Ergänzungen beigesteuert hatte. Nachdem Villers in verschiedenen Orten in Deutschland sich aufgehalten hatte — eine Zeit lang auch in Holzminden, wo er mit dem dortigen Physicus, späteren Kopenhagener Leibarzte Joachim Dietrich Brandis Freundschaft schloß —, ließ er sich 1810 in Göttingen nieder, wo er im Beginn des folgenden Jahres zum ordentlichen Professor und beständigen Secretär der Societät der Wissenschaften ernannt wurde. Aus segensreicher Wirksamkeit wurde er nach dem Ende der westfälischen Herrschaft plötzlich herausgerissen, indem er seiner Aemter entsetzt, wenn auch im Genusse einer ansehnlichen Pension gelassen wurde. Er hat diese unverdiente, von ihm schwer empfundene Kränkung nicht lange überlebt; er starb am 26. Februar 1815.

Stalmann, Das Herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779 bis 1810) I. Th. Darstellung [in: Jahresbericht über das Herzogl. Gymnasium zu Blankenburg a. H.]. Blankenburg, Commissionsverlag von A. Brüggemann 1899. S. 1—29. 4⁰. — M 50 ₰.

Das Heftchen ist ein interessanter Beitrag nicht nur für unsere heimische, sondern bei der Bedeutung, die dem Helmstedter philologisch-pädagogischen Institute zukommt, für die deutsche Schulgeschichte überhaupt. Nach einer kurzen Charakterisirung der Bestrebungen verschiedener Männer für eine glückliche Lösung der Lehrerbildungsfrage, eines Joh. Fabricius, Chr. Th. Seidel, J. Chr. Dommerich, Joh. Dav. Michaelis, Fr. Wilh. Richter geht der Verfasser auf Leben und Thätigkeit des Helmstedter Professors Friedr. Aug. Wiedeburg ein, den er bereits in der Allgem. deutschen Biographie B. 42 S. 376 f. behandelt hat. Wiedeburg war der Mann, der das Institut 1779 begründet und bis zu seiner Aufhebung in der Westfälischen Zeit (1810) geleitet hat. Dieses umfaßte in drei Classen eine Stadtschule, die die für das bürgerliche Leben erforderlichen Kenntnisse vermittelte, ein Pädagogium (2 Classen), das zu den gelehrten Studien vorbereitete, und ein philologisches Seminar, das tüchtige Lehrkräfte ausbilden sollte und dem das Pädagogium als Uebungsschule diente. Besonders auf Grund zweier Veröffentlichungen Wiedeburg's aus den Jahren 1781 und 1797 („Grundsätze, Plan, Disciplin und Lehrmethode für das Herzogl. pädagogische Institut“, „Verfassung und Methoden des philologisch-pädagogischen Instituts“) erhalten wir eine eingehende theoretische Darstellung der Anstalt. Hoffentlich folgt bald eine Fortsetzung der fleißigen Arbeit, die uns die thatsächlichen Schicksale des Instituts wird zu schildern und zu zeigen haben, wie die Praxis zu der Theorie sich in Wirklichkeit verhalten hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 4. Juni 1899.

Die ehemalige Brauerinnung zu Königslutter und ihr berühmtes Duksteinbier.

Von Adolf Lüders.

Eine hervorragende Stellung unter den Innungen der Stadt Königslutter nahm in früheren Zeiten und noch fast bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die Brauerinnung ein, da sie nicht nur ganz bedeutende Ländereien im Besitz hatte, sondern auch ein Bier brauen konnte, das überall im hohen Ansehen stand und nach Aussage F. E. Brückmann's [1]) „wegen seines guten Geschmacks und herrlichen Qualitäten bey Gesunden und Kranken, durch gantz Teutschland verfahren wurde“.

Aus den uns erhaltenen Acten und sonstigen handschriftlichen Quellen, in denen diese Innung durchweg Brauersocietät genannt wird, erkennt man, daß die Mitglieder derselben in der Stadt allein die „Große Bürgerschaft“ bildeten, während die übrigen Einwohner als „zweites Corps“ zu der „Kleinen Bürgerschaft“ gerechnet wurden. Die Blüthezeit dieser angesehenen Zunft ist wohl das vorige Jahrhundert gewesen, als sich ihr die Gelegenheit bot, für einen im Verhältniß niedrigen Preis bedeutende und zum Theil sehr ertragfähige Ländereien von über 1500 Morgen theils durch Kauf, theils auf Erbpacht an sich zu bringen. So wurde im Jahre 1758 durch die Vermittlung des damaligen Drostes Cramer das Rittergut der von dem Knesebeck Eigenthum der Brauerinnung, ein Erwerb, der etwa 316 Morgen Acker, 40 Morgen Wiesen und eine eigene Schäferei von 600 Stück umfaßte. Dieses adlige Gut, von dem jetzt nur noch am sogenannten „Niedernhofe“ wenige Ueberreste alter Gebäude zu finden sind, besaß als Eigenthum auch die „niedere Mühle“, die aber nach der Erwerbung des Rittergutes an Joh. Andreas Bremer verkauft wurde, der hierfür der Brauerinnung jährlich 8 Thaler Erbenzins entrichten mußte.

Eine noch bedeutendere Vergrößerung des Grundbesitzes geschah weiter im Jahre 1768, in welchem das Stift zu Königslutter einen Vertrag mit der Innung abschloß, durch den letztere fast 1150 Morgen Land und 9 Morgen Wiesen auf Erbpacht bekam. Diese Grundstücke und Berechtigungen sind im 2. Bande der Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg von Hassel und Bege (1803) S. 50 im Einzelnen aufgeführt [2]).

Dreißig Jahre später, 1798, wurde von verschiedenen Brauern auch noch der von Kißleben'sche, nachher von Rhetz'sche Sattelhof, zu welchem 72 Morgen Acker und 2 Morgen Wiesen gehörten, angekauft [3]).

Durch die Bewirthschaftung aller dieser Ländereien hatte die Innung eine nicht zu unterschätzende Einnahme, die noch bedeutend vergrößert wurde durch den weiten Absatz ihres Duksteins. Es war daher nur natürlich, daß ihre Mitglieder stärker zu den Steuern herangezogen wurden, als die übrigen Ortseingesessenen. Denn nach einem etwa 100 Jahre alten Flurbuche von Königslutter hatte die Stadt am Ende des vorigen Jahrhunderts 183 Feuerstellen, von denen allein 73 in vier Bezirke eingetheilte Bürgerhäuser das Recht besaßen, den Dukstein zu brauen. Vierzig dieser Bürger werden nur einfach als Brauer bezeichnet, während die übrigen 33 zugleich noch ein anderes Handwerk betreiben. Zu diesen Häusern, „an welchen die Braugerechtigkeit haftete“, gehörte auch die fürstliche Apotheke, die aber von dem Brauen befreit war und einem Pächter erlaubt hatte, „das Gebräu in seinem Hause anzustellen“. Die ganze Stadt hatte nun jährlich an „Contribution 1208 ℛ︀ und 18 gg. und an Stadt-Taxe 120 ℛ︀“ zu zahlen. Von diesen Abgaben mußten allein die 73 Brauhäuser an Contribution 816 ℛ︀ und an Stadt-Taxe rund 66 ℛ︀ aufbringen; der Rest von 396 ℛ︀

1) Er veröffentlichte 1722 eine lateinisch geschriebene Abhandlung „de cerevisia Regiolothariensi vulgo Duckstein“, von der er im folgenden Jahre eine deutsche Uebersetzung herausgab unter dem Titel: „Kurtze Beschreibung und genaue Untersuchung des fürtrefflichen Weitzen-Biers, Duckstein genannt“.

2) Vgl. auch Br. Mag. 1899, S. 13.

3) Die Gebäude befanden sich in der Nähe des jetzigen Stadtkellers und wurden vor etwa 10 Jahren wegen Errichtung eines Neubaues abgerissen. Zu der hochgelegenen Eingangsthür des mit Holzschnitzwerk versehenen Wohnhauses führte seitwärts eine Steintreppe mit Brüstung und endigte in einem mit Holzschnitzereien gezierten Ausbau.

bezw. 54 ₰ — also etwa nur ein Drittel der Gesammtsumme — wurde von den übrigen 110 Feuerstellen gedeckt.

Auch mußte in dieser Zeit die Brauerinnung die Dienstleistungen der Schweinehirten, — „die Kälber- und Rinderheerden waren anizo eingegangen“, — noch besonders entschädigen, indem der Hirt für jeden Scheffel, welchen der Brauer verbraute, wöchentlich 1 ₰ Lohn bekam. Hielt der Brauer mehr Schweine, als er Scheffel verbraute, so mußte er außerdem für jedes Stück, das er mehr hielt, noch 1 ₰ Hirtenlohn wöchentlich zahlen. Die übrigen Besitzer von Schweinen bezahlten für diese wöchentlich nur so lange, wie der Austrieb dauerte, die Brauer dahingegen mußten die Vergütung das ganze Jahr leisten.

Hierbei möge noch hinzugefügt werden, daß auch in dem angrenzenden Dorfe Oberlutter ein Hof mit Braugerechtigkeit war, nämlich „die Brücke“. Dieses Besitzthum, auf welchem der jetzt noch bestehende Gasthof „Zur Brücke“ sich befindet, wurde 1789 von dem Herzogl. Kriegsrath, Commissar Hildebrand, für 27 000 ₰ käuflich erworben. Er hatte das Recht, sechsundzwanzig mal im Jahre Dukstein zu brauen, durfte aber sein Bier nicht an „die einheimischen Krüger verkaufen, sondern mußte dasselbe aus dem Lande verfahren; nur im Hause kann er es versellen, weil mit diesem großen Hofe die Krug- und Schankgerechtigkeit verbunden ist“.

Wohl schwerlich wird es zu ermitteln sein, wann man angefangen hat, in Königslutter den Dukstein zu brauen, und auch der Name des ersten Duksteinbrauers „wird durch den Schwamm der Zeit, so Alles auslöschet und vergessend macht, schon längst verlohren worden seyn (Brückmann)“. So viel aber steht fest, daß „dieser Weitzen-Safft, dessen Erfinder sich einen unsterblichen Nahmen und ewigen Ruhm erworben hat“, schon vor mehreren Jahrhunderten bekannt sein mußte. Denn eins von den wenigen Häusern, die nach dem furchtbaren Brande 1571 stehen blieben, zeigt noch heute an seiner Nordostecke die Jahreszahl 1513 und läßt deutlich erkennen, daß das ganze Gebäude schon bei seiner Erbauung als Brauhaus eingerichtet wurde. Auch die aus der Mitte des XVI. und XVII. Jahrhunderts stammenden Häuser werden als Brauhäuser bezeichnet und zeigen zum Theil noch Ueberreste von alten Brauegeräthen und Braueinrichtungen.

Ueber das Brauwesen der Stadt in den beiden vorhin genannten Jahrhunderten ist hier fast gar kein Actenmaterial aufzufinden; es wird bei dem oben erwähnten Brande oder bei der zweiten gewaltigen Feuersbrunst im Jahre 1613, wo 126 Häuser, unter diesen auch das Rathhaus, ein Raub der Flammen wurden, verloren gegangen sein. Ein anschauliches Bild des Braugewerbes läßt sich aber schon nach den vorhandenen Schriftstücken des vorigen Jahrhunderts geben. Da sehen wir, welche große Verbreitung der Dukstein nicht blos in unserem engeren Vaterlande, sondern weit über dessen Grenzen hinaus gefunden hatte.

Wöchentlich wurden mehrere Wagenladungen mit stark eingebrautem Bier nach Leipzig, Magdeburg, Halle und Berlin gefahren. „Auch kamen“, wie es in einer alten Brauerordnung heißt, „täglich fremde und ausländische mit Weitzen befrachtete Wagen, um für ihr Korn den Dukstein einzunehmen“. Besonders werden unter den Auswärtigen die „Brandenburger“ genannt, welche in großen Mengen das Bier holten, dabei aber „oft zu große und über die verordnete Eiche haltende Fässer zum merklichen Schaden der Nahrung bringen und darin Bier einnehmen. Wo sich eine solche Uebermaße finden thut, sind dieselben anzuhalten, daß sie die Gefäße der Ordnung gemäß ahmen (d. i. aichen) lassen“.

Außer diesem Dukstein durfte jeder Brauer einmal im Jahre noch ein besonderes Braunbier brauen; da dasselbe aber ein leichtes Erntebier sein sollte, „das da kühlet und erfrischet und keinen üblen Geschmack hat (Brückmann)“, so war die Zeit der Herstellung nur auf das Vierteljahr von Johannis bis Michaelis festgesetzt. Hierüber erhob sich nun zwischen den Mitgliedern der Innung, von denen einige sich dieser kurzen Zeitbestimmung nicht fügen wollten, ein lebhafter Streit, der selbst bei der sogen. „Morgensprache“ nicht geschlichtet werden konnte und bald einen scharfen Federkrieg zwischen den Parteien hervorrief. „Morgensprachen“ oder Zusammenkünfte aller Innungsmitglieder fanden auf dem Rathskeller oder in einem dazu bestimmten Gildehause statt, wo dann die Angelegenheiten der Zunft berathen und beschlossen wurden. Bei solcher Sitzung mußte von jedem Brauer ein Mariengroschen Quartalsgeld in die Lade gezahlt werden, „da dann ein jeder seine Nothdurft und waß zum Besten und zur Aufnahme der Braunahrung dienet, mit gebührender Bescheidenheit vortragen mach“. Die auf die schriftlichen Auseinandersetzungen der Parteien sich beziehenden Acten von „der Wahrheitsmäßigen Prüfung und Zergliederung des von einigen Mitgliedern wegen des Braun-Bier-Brauens entworfenen Promemoria“ enthalten sehr interessante und zum Theil humorvolle Auslassungen mit oft derben Gegenantworten.

Wie schwer es hielt, als „Fremder“ Mitglied der Brauerinnung zu werden, zeigen die in dem alten „Braureglement“ enthaltenen Vorschriften. Ein solcher „Recipiendus“ mußte zunächst einen „gerichtlichen Geburtsbrief beibringen und darthun, daß er und seine Ehefrau nichts wider sich habe“. Auf dem Rathhause leistete er den Bürgereid und zahlte für die Erwerbung des nöthigen Bürgerbriefes die vorgeschriebenen Gebühren, die sich aber dadurch noch bedeutend erhöhten, daß der Bewerber außer 4 Pfund Wachs, welche der Stadtkirche zu überweisen waren, noch einhundert Thaler baar zu entrichten hatte; von dieser Summe erhielt die Brauerinnung allein die Hälfte, die andere Hälfte aber floß in die Rathskämmerei-Casse. Heirathete aber ein solcher Fremder die Tochter oder Wittwe eines Brauers, dann verringerten sich die „Einkaufsgelder“ auf 25 ₰; sie betrugen nur 1 ₰, wenn der Sohn eines einheimischen Brauers eine Brauerstochter oder -wittwe ehelichte. Verzog Jemand aus einer Brauerfamilie nach auswärts, so konnte er Mitglied der Gilde bleiben, wenn er die festgesetzten Recognitions- und

Quartalsgelder entrichtete. Wurden diese Gebühren aber 6 Jahre nicht gezahlt, dann „ging dadurch eo ipso die Brauerzunft ihm verloren und er wurde als ein Fremder angesehen“.

An der Spitze der Innung standen zwei auf 3 Jahre gewählte Vorsteher, die vom Magistrate dahin vereidigt wurden, „daß sie über die Brau-Artikel gebührend halten, auf das Brau-Wesen ihrem besten Wissen und Gewissen nach gute Aufsicht haben und dabei Niemand zu Liebe oder zu Leide etwas verfügen oder mit Jemandem Nachsicht haben wollten“.

Diese Brauvorsteher hatten auch darauf strenge zu achten, daß die fremden Fuhrleute ihr Bier, welches einige Tage vorher bestellt sein mußte, auch zur rechten Zeit verladen konnten. Wurden sie durch unpünktliches Brauen am Fortfahren zurückgehalten, so wurde der betreffende säumige Brauer für jeden verspäteten Tag in 2 ℳ Strafe genommen und mußte außerdem noch die Unterhaltungs- und Verpflegungskosten für den Fuhrmann tragen.

Daß diese Strafmittel auch angewandt wurden, erhellt aus verschiedenen actenmäßig bezeugten Vorfällen. So erschien unter vielen anderen Bierfahrern am 24. October 1706 vor dem Fürstlichen Amte zu Königslutter auch der Gastgeber zu Stendal, Hans Kütge, und erklärte, er habe „dieses mahl 3 Tage alhier mit Wagen und Pferden stille gelegen und auf Bier gewartet, aber nichts bekommen. Heute Nachmittag nach der Predigt wäre er zwar von dem Corporal Müllenpfordt vertröstet worden, daß er waß haben solte, wäre aber noch ungewiß. Vor 1½ Jahren hätte er 5 Tage alhier liegen müssen; so lange zu warten, darüber würde Einer ungeduldig und wolle er hinfüro Halberstädtischen Broyhahn hohlen und trinken“. Die Verhandlung endigte damit, daß der nachlässige Brauer in Strafe genommen werden soll und dem „Corporal Müllenpfordt wird hierauf angedeutet, diesem Kunden so viel Bier, alß Er nötig, verabfolgen zu laßen, widrigenfalß sonsten von Niemand das Bier pussirt werden solte“. Auch beschwert sich in demselben Termine ein Krüger aus Süpplingen, „er habe zwar am vergangenen Freitag ein halb Faß Bier bekommen, solches wäre aber schon auß, und kriegte er heute den Schatz-Einnehmer in sein Hauß in Landschaffts affaires, hätte aber kein Bier. Er wäre zwar mit dem Wagen herein und wolle nur eine Stanne (Flüssigkeitsmaß) haben, könne aber nichts bekommen. Solches wäre nichts Neues, sondern ginge alle Jahr so und hätte er diesen Sommer von Helmstädt aus Noth 4 halbe Faß Braun-Bier hohlen müßen, welches aber die Durchreisenden nicht gerne trinken möchten, weil es großes Ungestüm und viel unnützen Wind mache. Bekäme man nun ein halb Faß, so steigerten die Brauer es im Preiß so hoch, wie sie selber wolten. Er wolte also gebeten haben, Ambtswegen dahin behülflich zu seyn, daß sie nicht zurück gehalten würden, zumahlen es ja den Brauer sowohl als den Krüger zuträglicher wäre, wenn man keinen Mangel an Bier hätte und stets zur rechten Zeit der Busch aufgesteckt werden könnte“. Dieser letzte Ausdruck bezog sich auf einen alten Brauch, nach welchem der betreffende Brauer zum Zeichen, daß sein Gebräu fertig gestellt war und frisch angezapft werden konnte, einen grünen Busch oder einen Strohwisch über der Thür seines Hauses befestigte. In späteren Zeiten und noch in diesem Jahrhundert wurde die Fertigstellung des Dukstein durch den „Ausrufer ausgeklingelt“. Geschah es nun aber, daß ohne Schuld des Brauenden ein Gebräu nicht gerieth und die Fuhrleute über die Zeit hinaus verweilen mußten, so wurden letztere für ihr Versäumniß aus der Innungscasse entschädigt

Als bestes Malz zur Bereitung des Duksteins galt das im Frühjahr und Herbste hergestellte und zwar aus solchem Weizen, der in der kornreichen Magdeburger Börde gewachsen war, „weil er eher und besser keimt, mehr und auch süßern Saft hat, da er auf dem schönsten fettesten Boden und Acker wächst“. Die Brauer wurden deshalb angewiesen, den Weizen rechtzeitig anzukaufen und das Malz wenigstens vier Wochen vor dem Brauen fertig zu halten; geschah dieses nicht, „so hatte er zu gewärtigen, daß der Brauschlag vor diesmal ihm vorbeigehe“.

Jeder Brauhauseigenthümer war verpflichtet, die genau vorgeschriebene Reihenfolge des Brauens innezuhalten, selbst wenn die etwaigen hohen Kornpreise ihm hätten eine Veranlassung sein können, den Brauschlag nicht auszuführen.

Sehr wesentlich für die Erhaltung des guten Rufes, in welchem der Dukstein stand, war auch die Bestimmung, daß kein Brauer sein Bier früher abgeben durfte, bevor es nicht vom „Taxator“, von dessen Amte später noch die Rede sein wird, geprüft und für gut befunden wurde. Trotzdem konnte aber doch sehr leicht nach vorgenommener Probe eine Verfälschung des Duksteins durch Zusatz von Dünnbier oder gar Wasser geschehen. Die Gelegenheit hierzu lag sehr nahe; denn fast jeder Brauer hatte in seinem Brauraume ein Wassergerinne, das mit einem der die Stadt durchfließenden Augänge der Lutter in Verbindung gebracht war. Leicht und unbemerkt konnte dasselbe benutzt und so dem Gebräu mehr Wasser zugeführt werden, als die Vorschrift erlaubte. Der Dukstein besaß dann natürlich nicht mehr die Eigenschaften, welche der Käufer von ihm verlangen konnte, nämlich „hell und klar, von Farbe gelblich wie Wachs, wohlriechend und annehmlich und süß von Geschmack zu sein“. Wurde ein Brauer bei diesem Betruge betroffen, so mußte er das erste Male 5 ℳ zahlen; das zweite Mal verdoppelte sich die Strafe oder wurde in Gefängnißhaft umgewandelt. Im Wiederholungsfalle aber ging dem betreffenden Brauer das Recht zu brauen auf ein Jahr verloren.

Noch härter wurde die Strafe, wenn ein Mitglied der Innung von dem Brauervorsteher, der bei seiner Besichtigung auch eine Magistratsperson hinzuziehen konnte, überführt wurde, „daß er schädliche Kräuter und Zuthaten, um den Bieren eine Stärke oder lieblichen Geschmack zu geben, zu seinem Biere gebraucht; dann soll das Haus, darin solches verübet wird, der Brau-Gerechtigkeit verlustig sein“.

Diese Verfälschung war auch dem vorhin genannten

Brückmann bekannt, der darüber S. 34 Folgendes sagt: „Ueber dis muß das Bier nicht adulteriret seyn mit den Guckus oder Stöckel-Körnern, noch mit den so genannten Kraute Post, weil es sodann das Gehen verhindert und die Füsse schwächt, daß man nicht wohl darauf stehen oder gehen kan, und sich jenes alten Verses, um den Fall zuvor zu kommen, zu bedienen gezwungen wird:

Sta pes, sta mi pes, sta pes, nec labere mi pes!
Nam tu ni steteris, lapsus erunt lapides,

Ueberdieses noch heftige Kopff-Schmertzen veruhrsachet, so daß man in einiger Zeit sich nicht wieder erst recht besinnen und erhohlen kan".

So war die Verantwortung der beiden Brauervorsteher eine nicht geringe, zumal sie auch noch darüber zu wachen hatten, daß der Brauer nicht durch sogenanntes Zugabebier die Käufer an sich zu locken versuchte, oder „mittelst Geschenke und Gaben den Abgang seines Bieres beförderte". Dieses unredliche Verfahren, das jetzt wohl unter den Paragraph vom unlauteren Wettbewerb fallen würde, konnte mit 5 ℳ Strafe und im Wiederholungsfalle mit 10 ℳ und höherer Buße belegt werden.

Für alle Mühewaltungen der Vorsteher waren ihnen auch „einige Ergötzlichkeiten zu gönnen"; sie erhielten deshalb für jedes von ihnen abgeholte „Messing-Zeichen" (Controllmarke, die bei jedem Brauschlag gelöst wurde) einen Mariengroschen, den sie zu genießen haben sollten".

Ein noch schwierigeres Amt bekleideten aber die zur Untersuchung des Dukfteins angestellten, schon vorhin erwähnten „Taxatores". Sie mußten von jedem Gebräu eine Probe ausheben und prüfen, ob sie die vorgeschriebene Schwere von „dreizehn Grad" hielt und das Bier die „gehörige Kraft und Stärke, einen reinen Geschmack und eine gute Farbe habe". Diese Prüfung konnte zu jeder Zeit und wiederholt an demselben Gebräu vorgenommen werden. Stellte sich nun heraus, daß der Brauer absichtlich das schon oben genannte Gerinne zu oft benutzt hatte, und der Dukstein an seinem Gehalte entwerthet war, dann hatte der Taxator das Recht, für dieses Bier einen niedrigeren Preis festzusetzen und diesen auf einer schwarzen Tafel vor der Thür des wasserliebenden Brauers bekannt zu geben. Diese Ankündigung konnte aber für den betreffenden Brauer eine ganz empfindliche Strafe werden. Jedem Brauer stand nämlich das Recht zu, sein Bier, so lange es noch nicht mit dem Verladungszeichen versehen war, im Hause auszuschenken oder nach außen zu verkaufen. Las nun ein Bierdurstiger eine solche bedeutungsvolle Inschrift, aus der er die Geringwerthigkeit des Duksteins erkannte, so wird er sicher vorbeigeeilt und zum Wirthe im Rathskeller gegangen sein, der ja verpflichtet war, stets nur ein „probates und deliciöses" Bier zu schenken.

Außer den Taxatoren war auch ein geprüfter Braumeister angestellt, der alle Vorbereitungen und Anordnungen bei der Herstellung eines Gebräus treffen mußte. Seine Pflicht war, „allen möglichen Fleiß bei dem Brauen anzuwenden, damit ein gutes Bier gewonnen und das Publikum mit schlechtem Biere nicht betrogen werde; auch allezeit eingedenk zu sein, daß aus fehlerhaftem Malze nie ein gutes schmackhaftes Bier gezogen werden könne".

Die Dienstobliegenheiten bestanden deshalb
1) in der Zubereitung des Malzes,
2) in dem sogenannten Sacken,
3) im Abschroten des Malzes,
4) in dem Kochen des Wassers und der Würze,
5) in dem Durchbrechen und Abschlagen und
6) in dem Auffüllen des Biers und Zuspunden der Gefäße.

Für alle diese Verrichtungen wurde der Braumeister an dem betreffenden Brautage von dem Brauer gespeist und erhielt als Vergütung an baarem Gelde 1 ℳ 6 gr und dann noch „einen Eimer voll Nachwerth und eine Kiepe voll Say".

Es würde nun zu weit führen, den ganzen Vorgang bei dem eigentlichen Brauen von Dukstein zu erörtern; er war ein ähnlicher wie bei der Herstellung anderer Weizenbiere. Doch möge hierbei noch hervorgehoben werden, daß zum Einweichen des Getreides und zum Maischen das überaus harte und kalkhaltige Lutterwasser gebraucht wurde, welches ja bekanntlich seinen Weg mitten durch das Tuff- oder Ducksteingebirge nimmt, auf dem die ganze Stadt Königslutter steht. „Dieses allerklärste, reinste, süssește und unschmackhaffteste Wasser, so von seiner Reinlichkeit und Lauterkeit auch Lutter genennet worden", das, wenn „auf solches nun die Sonne scheinet, durch deren Strahlen temperirt und noch mehr verbessert wird" (Brückmann), konnte nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Güte und den vorzüglichen Geschmack des Duksteins sein und es mußte deshalb ein „Tranck geraten, welchen der Jupiter, so er ein Gastmahl halten wolte, selbst anschaffen würde"[4]).

Bei jedem Gebräu durften je nach der Größe der Braupfanne drei oder vier Scheffel Weizen genommen werden; „wer aber mehr Scheffel auf einmal zur Mühle brachte und dann verbrauete, der soll in Zwanzig Thaler Strafe verfallen sein". Der Müller aber bekam an „Schrote-Geld" für das zu einem Gebräu Dukstein erforderliche Malz 18 gr, die jedoch auf 12 gr herabgesetzt waren, wenn das Malz zur Herstellung des Braunbiers dienen sollte. Auch durften aus einem Gebräu von vier Scheffel nicht mehr als 25 halbe Faß und aus einem drei Scheffel-Gebräu 18 halbe Faß und eine halbe Tonne „gutes und die Probe haltendes Bier gebraut und der Biersteuer-Casse berechnet werden". Die Nichtbefolgung dieser Vorschrift konnte für den betreffenden Brauer unangenehme Folgen haben, indem die zu viel hergestellte Biermenge in Beschlag genommen wurde, oder für jedes halbe Faß 7 ℳ 6 gr Strafe gezahlt werden mußte.

Daß trotz dieser Strafandrohungen doch oft Uebertretungen des „Braureglements" vorkamen, läßt sich wiederum aus verschiedenen handschriftlichen Verfügungen ersehen. So finden wir u. A. ein vergilbtes Schriftstück vom 4. Februar 1684, an „den Ambtmann zu Königslutter" gerichtet, in welchem ihm mitgetheilt wird, „daß sich über ihn die gesambte Brauer-

4) Letzneri, Beschreibung von Königslutter.

gilde wegen übermäßigen, der Brauordnung zuwiderlaufenden Brauens beschweret habe". Er erhält den gemessenen Befehl, von dergleichen hinfüro abzustehen und sich der Brauordnung schlechterdings gehorsam zu erweisen.

In einem anderen Schreiben, an den Oberförster Zöllner gerichtet, heißt es u. A.: „bey neulichster Untersuchung des Quartierwesens in unserer Stadt Königslutter sind auch wegen des Brauens einige Beschwerungen wieder dich vorkommen, zu deren remedir undt abhelfung wir vorerst benachrichtiget sein wollen, ob undt waß etwan für privilegia du oder deine Ehefrau wegen euerer zu Königslutter habenden Brauhäuser undt Güter in handen habe. So befehlen wir dir hiermit gnädigst, daß du innerhalb acht tage nach empfahung dieses Uns eine beglaubigte abschrifft von solchen Befreyungen ohnfehlbar unterthänigst einsendest". (Schluß folgt.)

Michael Barsius[1].

Von Joachim Hinkel.

Wer Michael Barsius war? Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem; er war ein Held, wenn auch die Weltgeschichte seiner nicht Erwähnung thut. Michael Barsius war kein Großer der Erde, nein, sein Loos war ein bescheidenes, sein Wirken ein stilles, weltverborgenes. Kein Gedenkstein zeugt von ihm, keine Tafel mit Jahreszahl und Datum schmückt seine einstige Wohnstätte, aber in den Herzen der Nachkommen seiner einstigen Gemeinden lebt sein Gedächtniß noch heute nach fast dreihundert Jahren und eine Waldparcelle am Fuße der großen Lichtenhöhen im Forstbezirk Trautenstein heißt heute noch zur Erinnerung an ihn: der Pastorenbusch.

Im Jahre 1627 wurde Michael Barsius zum Pastor zum Drudenstein und zur Tanne ernannt, als dritter in der Reihe der evangelischen Prediger daselbst seit Einführung der Reformation. Im schönen, rings von Wald umgebenen, von fleißigen, treuen Harzern bewohnten Trautenstein war sein Amtssitz, aber mit Eifer nahm er sich auch der filia Tanne an. Dem Harzer fehlt es ja ohnehin nicht an mancherlei Sorgen und der Pastor eines Harzdorfes ist noch heute der Nothknecht seiner Gemeinde in vielen Fällen: aber in jenen bösen, für unser ganzes deutsches Vaterland so verhängnißvollen Zeiten mag der Pastor vom Drudenstein manche fremde Sorge mit auf seine Schultern haben laden müssen. So sah man denn den Pastor Michael Barsius gar manchmal eilenden Schrittes nach Tanne wandern, und oft kam der Abend heran, ehe die harrende Pfarrfrau des heimkehrenden Gatten Schritte wieder vernahm. Nicht Wind noch Wetter vermochten es, ihn zurückzuhalten, und wenn am Sonntag in Trautenstein die vom Gottesdienst heimkehrenden Leute noch plaudernd vor den Hausthüren standen, sahen sie ihren Pastor schon eilends den Weg nach Tanne einschlagen, um auch dort Gottes Wort zu verkünden und in sonstigen Fällen seines Hirtenamtes zu warten.

Solche Wege sind in Winterszeiten noch heute, wo die sorglich gehaltene Staatsstraße beide Orte verbindet, nicht zu den Annehmlichkeiten zu rechnen; wer aber den Harz im Winterkleide kennt, wird sich vorstellen können, mit was für Schwierigkeiten in jenen Zeiten ein solcher Marsch verbunden war.

Doch Barsius kannte keine Furcht.

So ließ er sich denn auch am zweiten Sonntag post Epiphanias des Jahres 1636 weder von den Seinen noch von den besorgten Trautensteinern zurückhalten, den gewohnten Marsch nach Tanne anzutreten. Die Warnung war nicht ohne Grund, die Besorgniß berechtigt. Fast meterhoch lag schon der Schnee, und als Barsius Trautenstein verließ, zog im Westen schon wieder düster drohend ein Schneewetter zusammen. Heulend fuhr der Sturm durch den Wald und in Tanne hatte man sich fast darein ergeben, daß heute — heute zum ersten Male der geliebte Seelsorger ausbleiben werde. Und er kam dennoch. Der Junge, der aufpassen mußte, um beim Herannahen des Pastors das Zeichen zum Läuten zu geben, sah ihn zu gewohnter Zeit mit starken Schritten zu Thale steigen, und bald rief das Glöcklein die Tanner zum Gottesdienste. Der alte Küster empfing unsern Barsius mit den Worten: „Sie werden sehnlichst erwartet, Herr Pastor; Jürgen Kaye möchte seinen Jungen taufen lassen, und der alte Jobst Herfurth liegt auf den Tod; er möchte das heilige Abendmahl haben". Alles wurde nach beendigtem Gottesdienst besorgt; aber es blieb nicht bei diesen beiden Wegen; hier und da rief man den Pastor in ein Haus, um sich bei ihm Rath, Trost und Hilfe zu holen, und schon sank die Dämmerung hernieder, als Barsius seinen Heimweg antrat.

Inzwischen hatte es angefangen zu schneien und zwar mit Macht, wie es hier zu Lande nur im Harze schneien kann, und der Sturm trieb mit den tanzenden Flocken sein wildes Spiel. Ein richtiges Schneetreiben im Harz läßt sich nicht schildern, man muß es erlebt haben. Schließt man nur einen Augenblick die Augen, so steht man rathlos ob der einzuschlagenden Richtung da. So ist es denn auch zu begreifen, daß Pastor Barsius, der neun Jahre lang den Weg wenigstens einmal wöchentlich gemacht hatte, diesmal die Richtung verfehlte. Der Abend kam heran, aber daheim harrte man umsonst des zurückkehrenden Hausherrn. Der gute Wille Einiger, ihm entgegenzugehen, wurde durch das immer furchtbarer werdende Schneetreiben vereitelt. Doch noch tröstete man sich eben mit dem entsetzlichen Wetter; er wird nicht von Tanne fortgegangen sein, sagte man sich wohl.

Aber er war gegangen. Wo er vom Wege abgekommen ist, hat sich nicht feststellen lassen. Die alte Chronik berichtet nur, daß man später auf Calenbergschem Gebiet seine Spur habe feststellen können. (Die Calenbergischen Viehhöfe heißt eine Colonie in einer Niederung an der jetzigen Chaussee von Trautenstein nach Tanne, etwa 1/4 Stunde von ersterem Orte ent-

---

[1]) Nach Aufzeichnungen in einem alten Trautensteiner Kirchenbuche.

fernt [2]). Barsius ist demnach gar nicht weit von seinem Ziel abgewesen, hat sich dann aber zu südlich gehalten und ist immer tiefer in den Wald gerathen. Schließlich haben ihn die Kräfte verlassen. Andern Tages hat man ihn gefunden, unter einer Eiche sitzend; das Evangelienbuch hat er noch in der todesstarren Hand gehalten.

Dort hatte ihn seines Gottes Ruf erreicht: „Gehe ein zu deines Herren Freude; du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen“.

Zunächst brachte man den Todten nach der Hasselfelder Kirche, einige Tage darauf nach Trautenstein; dort hat man ihn unter großer Feierlichkeit in der Kirche beigesetzt. Der Text der Leichenpredigt mag gewesen sein: Offb. Joh. 2, V. 10.

Sein Leichenstein ist nicht aufzufinden, denn das alte Kirchlein hat im Jahre 1701 einem neuen Platz machen müssen. Sein Andenken aber lebt, wie gesagt, noch heute in der Gemeinde als das eines Mannes, der furchtlos war und treu bis zum Tode. — Noch länger als 70 Jahre sind Trautenstein und Tanne kirchlich vereinigt gewesen. Erst im Jahre 1708, nachdem der dritte Nachfolger des Pastors Barsius, Herr Conradus Peinemann, welcher 42 Jahre beide Gemeinden in großer Treue geweidet hatte, heimgegangen war, wurde beliebt, beiden Gemeinden einen eigenen Seelsorger zu geben, weil sie allzusehr angewachsen waren.

2) Jetzt steht nur noch der preußische Viehhof in dem von der Rappbode und dem Dammbache gebildeten Winkel; der braunschweigische auf der andern Seite des Dammbaches ist Mitte dieses Jahrhunderts abgebrannt und nicht wieder aufgebaut.

Zur Erklärung des Poppensteines.

Herr Forstmeister Ziegenmeyer hat in der 10. Nummer des Magazines S. 78 den Namen Poppenstein mit dem Personennamen Poppe in Zusammenhang gebracht und diesen nach Abel für eine Koseform zu Volkmar erklärt. Diese Erklärung halte ich für verfehlt, ich folge lieber dem feinsinnigen Andresen, der es = Bodebert (im Gebieten glänzend) setzt. (Andresen, Die altdeutschen Personennamen, Mainz 1876, S. 30.) Sollte aber überhaupt wohl der Poppenstein mit dem Namen Poppe zusammenhängen? Ist der Stein nicht vielmehr nach seiner Form oder aus einem andern unbekannten Grunde nach den Papen genannt und bedeutet Papenstein? Die Vocale a und o wechseln ja oft mit einander, und Pope verhält sich zu Poppe wie Rabe zu Rappe und Knabe zu Knappe. Vergleichen läßt sich mit der Form Poppenstein auch Poppendiek = Pfaffenteich; ein Hans Poppendick, der nach seinem Wohnorte benannt ist, findet sich in den Urkunden der Neustadt Braunschweig bereits im Jahre 1433.

Otto Schütte.

Bücherschau.

Block, Forstmeister a. D. Beling †. Sonderabdruck aus der Allgem. Forst- und Jagd-Zeitung, hg. von T. Lorey. April-Heft 1899. Frankfurt a. M., Sauerländer 1899.

F. Grundner, Theodor Beling †, Herzogl. braunschweigischer Forstmeister a. D. Sonderabdruck aus d. Zeitschr. f. Forst- u. Jagdwesen, hg. von B. Danckelmann. Berlin, Springer 1899.

In beiden Aufsätzen wird uns ein ansprechendes Lebensbild des als Forstbeamten wie als wissenschaftlichen Forschers gleich vorzüglichen Mannes vorgeführt, der im 83. Jahre seines Alters am 17. December 1898 in Seesen verstorben ist. Hier möge es genügen, die wichtigsten Daten seines Lebens mitzutheilen, und die Verdienste seines Wirkens kurz zu kennzeichnen, im Uebrigen aber auf jene ausführlicheren Arbeiten hinzuweisen. Karl Wilh. Theodor Beling, am 26. März 1816 als Sohn eines Revierförsters zu Steterburg geboren, besuchte von 1828—34 das Gymnasium zu Wolfenbüttel, machte einen zweijährigen praktischen Cursus im Forstfache durch und studirte von 1836—37 in Tharand, darauf in Göttingen. Nachdem er 1838 die erste forstliche Prüfung vorzüglich bestanden — die zweite wurde ihm später in Anbetracht seiner ausgezeichneten Leistungen erlassen — ward er zuerst in Wieda, dann in Seesen beschäftigt. Im Jahre 1842 kam er als Hilfsarbeiter in die Herzogl. Cammer; 1846 wurde er Cammersecretair, 1852 aber auf seinen Wunsch wieder in ein Forstrevier nach Seesen versetzt. Neben dessen Verwaltung wurde ihm auch die der Forstinspection Seesen soweit übertragen, wie der damalige betagte Leiter der Inspection, v. Unger, einer Hülfe bedurfte. Zu Anfang des Jahres 1858 erhielt Beling als „Oberförster“, von der Revierverwaltung entbunden, die alleinige Verwaltung der Inspection. Am 25. April 1861 ward er zum Forstmeister ernannt und am 1. October 1888 trat er in den Ruhestand.

Neben den Verdiensten, die Beling sich als praktischer Forstmann erwarb, hat er solche in reichem Maße auch auf wissenschaftlichem Gebiete errungen. Er entfaltete hier bis in sein spätes Alter hinein eine sehr rege Thätigkeit, nicht nur auf dem Felde der Forstwissenschaft, wo er sich besonders mit der Frage des Forstschutzes beschäftigte, sondern auch auf dem der Insekten- und Pflanzenkunde, wo er auf einzelnen Gebieten Hervorragendes leistete. Sehr groß ist die Zahl der Aufsätze, die er seit 1850 in etwa 24 verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat. Eine genaue Uebersicht über sie werden wir demnächst in dem Jahresberichte des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig erwarten dürfen. Ebenso ein Verzeichniß der reichen Sammlungen des Entschlafenen, die er in hochherziger Weise dem Herzoglichen naturhistorischen Museum vermacht hat.

Richard Doebner, Siegeltafeln zum Urkundenbuch der Stadt Hildesheim I—IV, im Auftrage des Magistrats zu Hildesheim herausgegeben. Hildesheim, Gerstenberg 1899. S. 825—848 und XVIII Tafeln. 8⁰. 3 M.

Das vorliegende Heft ist ein Anhang zum siebenten Bande des Urkundenbuches der Stadt Hildesheim, das der verdiente Herausgeber mit rastlosem Fleiße so weit schon gefördert hat. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß diese Siegeltafeln, die für Siegel- und Wappen-

forscher ein großes Interesse besitzen, auch allein zur Ausgabe gelangt sind. Ebenso verdient die Art der Ausführung volles Lob. Zunächst die weise Beschränkung, die Doebner hat walten lassen in der Wahl der Siegel und in deren Beschreibung. Die 196 Siegel, die hier dargestellt sind, gehören sämmtlich dem städtischen Gemeinwesen, den Pfarrern und Archidiakonen, den Stiftungen und Gilden und den Bürgern von Hildesheim an; letztere sind zahlreich vertreten, die ältesten aus dem Jahre 1286. Was die Stadt als solche nicht angeht, ist hier ausgeschlossen, ein Verfahren, das manch Herausgeber städtischer Urkunden sich zum Vorbilde nehmen könnte. Die Angaben über die Siegel, ihre Legende, Zeit, Herkunft u. s. w., sowie ihre Beschreibung, die zumeist von dem inzwischen verstorbenen Generalmajor Emil Frhrn. v. Hammerstein-Gesmold herrührt, sind kurz und knapp, aber verständlich und völlig ausreichend. Die technische Wiedergabe der Siegel auf den Tafeln ist eine vorzügliche und macht der photographischen Anstalt von Heinrich Bödeker in Hildesheim, die sie hergestellt hat, alle Ehre.

G. Schmid, Beiträge zur Geschichte der Harz-Rindvieh-Rasse. Nordhausen, 1899. 10 S. 8⁰.

Nicht nur Landwirthe, sondern auch die zahlreichen Besucher unserer schönen Harzberge werden diese „Beiträge“ interessiren, die uns über die frühere Rindviehzucht des Harzes im Allgemeinen und ganz besonders über die erfolgreichen Bestrebungen der neueren Zeit zur Weiterzucht der alten reinen Harzrasse Aufschluß geben. In den 70er Jahren machte sich ein großer Rückgang der Qualität der Rindviehzucht auf dem Harze bemerkbar. Zur Untersuchung und Abstellung des Uebels wurde 1878 vom Centralausschusse der Hannoverschen Landwirthschafts-Gesellschaft, dem Landwirthschaftlichen Centralverein des Herzogthums Braunschweig u. A. eine Commission eingesetzt, der auch der Verfasser, Amtsrath Gust. Schmid in Walkenried, angehörte. Man entschied sich für die Zucht der alten reinen Harzrasse, deren Merkmale und Vorzüge hier genau angegeben werden. Den schönen Erfolg, den die Arbeiten der Commission hatten, schreibt Schmid vor Allem dem verdienten Wirken des jetzt verstorbenen Amtsraths Creydt zu Harste bei Göttingen zu.

Paul Otto, Die deutsche Gesellschaft in Göttingen (1738—1758). München, C. Haushalter 1898. VI und 92 S. 8⁰. 2 ℳ. A. u. d. T.: Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Heft VII.

Sind auch die Leistungen, die die deutsche Gesellschaft in Göttingen auf dem Gebiete der deutschen Litteratur aufzuweisen hat, mehr als dürftig zu nennen, so ist es doch culturgeschichtlich von großem Interesse, die Geschichte und die Bestrebungen der Gesellschaft an der Hand der vorliegenden, gründlichen und anschaulich geschriebenen Darstellung im Einzelnen zu verfolgen. Die erste Anregung zu ihrer Gründung ging schon in dem Jahre 1735 von dem Professor Mosheim in Helmstedt aus, dessen Rathschläge bei Stiftung der Universität Göttingen von großem Gewicht waren. Jener Versuch war allerdings erfolglos, doch kam schon ein paar Jahre später (1738) die deutsche Gesellschaft zu Stande. Ihr Präsident wurde Joh. Math. Gesner, aus dessen philologischem Seminare die ersten Mitglieder der Gesellschaft hervorgingen. Das Vorbild derselben war die deutsche Gesellschaft in Leipzig, deren Statuten im Wesentlichen in Göttingen angenommen wurden. Auch ward sie beherrscht von dem Geiste Gottsched's; gegen Klopstock bestand dementsprechend eine große Abneigung. Der oft erwogene Plan, die Schriften der Gesellschaft in einem Sammelbande zu veröffentlichen, ist niemals verwirklicht worden; bei der großen Mangelhaftigkeit der litterarischen Leistungen gewiß kein großer Verlust. Zu frischem Leben hat es die Gesellschaft überhaupt niemals gebracht. Die Academie der Wissenschaften, 1751 von Albrecht von Haller begründet, der den Bestrebungen der deutschen Gesellschaft sehr kühl gegenüberstand, stellte diese völlig in den Schatten. Den Wirren des siebenjährigen Krieges fiel sie dann 1758 leicht zum Opfer. In einem kurzen Anhange giebt der Verfasser dann noch einen kurzen Ueberblick über die zweite Periode der deutschen Gesellschaft, die nach dem Friedensschlusse sich wieder zusammenfand und nun einen mehr wissenschaftlichen Charakter annahm; ihre Seele wurde der Professor Abraham Gotthelf Kästner, aber zu eigentlicher Bedeutung hat sie es auch in dieser Zeit nicht gebracht. — Von den Lehrern des Collegium Carolinum in Braunschweig haben der deutschen Gesellschaft Karl Christian Gärtner als Ehrenmitglied, Konr. Arn. Schmid (nicht Schmidt S. 40) als ordentliches und Fr. Wilh. Zachariä als auswärtiges Mitglied angehört. Letzterer sandte der Gesellschaft sein noch ungedrucktes Singspiel „Günther oder die Schwarzburgische Tapferkeit auf dem Kaiserthrone“ ein, über das wir S. 60 ff. nähere Mittheilungen erhalten.

Verlagskatalog von **Friedr. Vieweg u. Sohn** in Braunschweig. Herausgegeben aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Firma in Braunschweig. 1799. April. 1899. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1899. XXIX u. 411 S. gr. 8⁰.

Mit dieser auf das Würdigste ausgestatteten Jubiläumsgabe, die die ganze reiche und vielseitige Verlagsthätigkeit der Firma Friedr. Vieweg u. Sohn uns vor Augen führt, hat diese sich selbst das schönste Denkmal aufgerichtet, das auch der Wissenschaft der Bibliographie zu Gute kommt. In einem Vorworte erhalten wir einen kurzen, gut orientirenden Ueberblick über das Vieweg'sche Geschäft und dessen Inhaber, sowie die Buchhandlungen, die mit ihr verbunden. Die Firma begründete Hans Friedrich Vieweg am 1. April 1786 in Berlin. Um dieselbe Zeit gründete Joachim Heinr. Campe die Schulbuchhandlung und kaufte 1787 die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig (nicht auch die Buchdruckerei, wie S. XII angegeben). Im April 1799 siedelte Vieweg auf Veranlassung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand nach Braunschweig über, wo dann sein und seines Schwiegervaters Campe Geschäft mit einander vereinigt wurden. So ist es zu erklären, daß der vor-

liegende Katalog außer den Werken des Vieweg'schen Verlags auch die der Schulbuchhandlung und der Waisenhausbuchhandlung enthält. Der Katalog zerfällt in zwei Theile: ein alphabetisches Verzeichniß (S. 1—352), in dem alle Bücher nach dem Namen der Verfasser oder, wo diese nicht angegeben, nach zweckmäßig gewählten Stichworten alphabetisch aufgeführt werden, und ein systematisches Verzeichniß (S. 353—411), in dem die einzelnen Werke in 21 Abtheilungen nach den Wissenschaften geordnet zusammengestellt sind. In bibliographischer Hinsicht ist es von Interesse, hier manche Bücher als in Braunschweig von Vieweg bez. der Schulbuchhandlung verlegt zu sehen, die auf ihren Titelblättern als Verlagsorte Namen wie Straßburg (S. 5 „Anekdoten"), Rom (S. 222 „Niedersachsen"), Norddeutschland (S. 307 „Ueber d. preuß. Verwahrung"), Germanien (S. 177 „Kreuzzug") u. s. w. tragen. Auch sind dankenswerth die Nachweise anonym erschienener Bücher, z. B. S. 130 v. Hodenberg's für „Hannovers Besetzung", S. 315 Koch's für „Versuch e. pragmat. Geschichte", S. 341 Wit's gen. v. Dörring für „Lucubrationen". Der Werth des Buches hätte wohl noch erhöht werden können, wenn man in dieser Beziehung noch weiter gegangen wäre. Die Geschäftspapiere hätten da doch gewiß noch manche erwünschte Auskunft gewinnen lassen. So dürfte die Verfasserschaft bei folgenden Werken außer Zweifel stehen: S. 7 „Antwort eines Unbefangenen" Joh. Georg Fricke, S. 15 „Aufstand der „Braunschweiger" Georg Koch, S. 22 „Beiträge zur Charakteristik" Rud. v. Bosse, S. 67 „Denkmal der Liebe" J. H. Campe, S. 101 „Gedanken e. Mitglieds" Aug. Ferd. Graf v. Veltheim, S. 103 „Gesch. d. Herzogl. Br. Armee-Corps" Fr. Ludw. v. Wachholtz, S. 177 „Kreuzzug" Clauer, S. 187 „Lettres Westphaliennes" Charles de Villers, S. 352 „Der Zollverein" W. E. Fl. v. Thielau. Geschmückt ist das Buch mit einem Bilde des alten Vieweg'schen Geschäftshauses.

H. Schnell, Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg Kaiser Karl V. 1549 überreicht, nebst demjenigen des Landes Braunschweig-Lüneburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Augsburger Interims. Leipzig—Berlin—Rostock, Wilh. Süsserott 1899. 41 S. 8⁰. 1 ℳ 25.

Die Bekenntnißschrift, die die Mecklenburgischen Herzöge und Stände dem Kaiser als Absage auf das Augsburger Interim unterm 20. Juni 1549 übersandten, bildet die landesgesetzliche Grundlage für die Mecklenburgische Landeskirche; durch sie fand die auf ihre Bildung abzielende Bewegung ihren Abschluß. Es ist daher an Höchster Stelle beschlossen worden, den 20. Juni 1899 als 350jährigen Geburtstag der Mecklenburgischen Landeskirche festlich zu begehen. Jene wichtige Schrift, die merkwürdiger Weise in Mecklenburg selbst weder in Original, noch in Abschrift vorhanden war und bis jetzt nur in einer gleichzeitigen Abschrift im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel hat aufgefunden werden können, giebt Schnell in vorstehendem Schriftchen in vollem Abdrucke zugleich mit der Bekenntnißschrift wieder, welche die vormundschaftliche Regierung und die Stände von Braunschweig-Zelle (die Bezeichnung „Land Braunschw.-Lüneburg" auf dem Titelblatte ist nicht glücklich gewählt) am 7. December 1548 zu Uelzen aus gleichem Anlasse angenommen hatten. Auch letztere war bislang so gut wie unbekannt und ist in einer Abschrift im Geheimen- und Hauptarchive zu Schwerin erhalten. Die Verfasser beider Bekenntnisse, von denen das Zeller bei Abfassung des Mecklenburger benutzt worden ist, sind nicht bekannt. Zweifellos wird die Schrift, die einen wichtigen Beitrag für die Stellung Norddeutschlands zum Augsburger Interim bringt, zu weiteren Forschungen fruchtbare Anregung geben.

A. von der Elbe, Der Heliandssänger. Erzählung. Neue billigere Ausgabe. Kassel, Ernst Röttger [1898]. 296 S. 8⁰. 2 ℳ. geb. 3 ℳ.

Diese ansprechende Erzählung der bekannten Hannoverschen Schriftstellerin Auguste von der Decken, die durch den angenommenen pseudonymen Namen ihre Geburtsstätte Bleckede an der Elbe andeutet, ist zuerst im Jahre 1884 erschienen; es ist erfreulich, daß sich jetzt eine zweite Ausgabe des Buches als nothwendig erwiesen hat. Die Verfasserin führt uns in die Zeit König Ludwig's des Frommen, wo die alten Sachsen äußerlich zwar zumeist zum Christenthum bekehrt, aber innerlich noch nichts weniger als für den neuen Glauben gewonnen waren. Der Widerstreit zwischen der Christenlehre und dem alten heidnischen Götterglauben, zwischen den Stämmen der Franken und Sachsen, den Germanen und Slaven erfüllt das Buch und giebt der Erzählung Inhalt und Handlung. Wird auch Mancher in Einzelheiten mit der geschichtlichen Auffassung der Verfasserin nicht ganz einverstanden sein, so wird doch ein Jeder gern anerkennen, daß sie mit innerer Freude an der Sache lebensvolle Gestalten geschaffen hat, deren Schicksalen der Leser mit wachsendem Interesse folgen wird. Die Abfassung des Heliand wird nach Lüneburg verlegt. Darin nähert sich die Verfasserin wohl ganz unbewußt der neuesten Forschung, die die Entstehung des Heliand nicht mehr wie früher nach Westfalen (Verden oder Korvey), sondern in das nordöstliche Sachsen setzen will. Vgl. hierüber den schönen Vortrag von Franz Jostes über den „Dichter des Heliand und seine Heimath", auf den wohl bei dieser Gelegenheit zugleich hingewiesen werden darf [1]).

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1 u. 2. R. Blasius, Neuere Städtereinigungssysteme mit besonderer Berücksichtigung von Wolfenbüttel. — 3—5. R. Blasius, Hygienische Schilderungen aus Spanien. — 4. Schulhygienische Reformen bei Masern.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 1—3. W. Börker, Schulmeistergestalten aus Wilhelm Raabe's Dichtungen. — 4. Die Einfügung des Handfertigkeitsunterrichts für Knaben in den Lehrplan der Volksschule. — 5—6. Sievers, Die innere Mission in der Volksschule. — 7. Die Einfügung des Haushaltungsunterrichts in den Lehrplan der Volksschule. — 8—11. Schneider, Der erste Leseunterricht auf phonetischer Grundlage.

---

1) Correspondenzblatt d. Gesammtvereins d. deutschen Geschichts- u. Alterthumsvereine 1898 S. 133 ff. — Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereins in Münster 1898 (Berlin 1899) S. 16—39.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 18. Juni **1899.**

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

Den Missionszug der hildesheimischen Kirche durch das heutige Amt Salder über die Fuhse bis zur Oker bezeichnen die drei Missionsstationen Lengede, Barum, Gr.-Stöckheim, welche zu Centren der von ihnen aus allmählich ausgebauten Kirchenkreise geworden und zum Theil über die Reformationszeit hinaus geblieben sind. Während die von Kaiser Karl nach Unterwerfung des Sachsenlandes geschaffenen Grafschaften durch Vereinigung mehrerer um eine Malstatt liegender „Länder" oder ursprünglicher Sachsengaue sehr umfangreich waren, zeigen die Kirchenkreise — Archidiakonate oder Banne — noch deutlich die früheren Volksbezirke. Vor Lengede, Barum und Gr.-Stöckheim lagen zweifellos alte Malstätten — Kultus-, Gerichts- und Marktstätten — der Sachsen.

Der Bann Lengede umfaßte aus unserem Bezirke, dem Amte Salder, folgende Pfarrkirchen [1]): Dusunhem (Dutzum, wüst), Engelustede, Lauvenstede (Lebenstedt), Brostede, Lesse, Barbeke, Reppener, Vreden inferius, (Niederfreden—Lichtenberg), Machtersen (Bruch-), Linde (Wester-), Salder, Woltwische, Vreden superius (Oberfreden—Lichtenberg), Wedem (wüst) [2]).

Der Bann Barum wurde gebildet durch: Vlatede (Flotede, Flöthe), Stockem (Flachstöckheim), Oldendorp (Ohlendorf), Benem (Beinum), Machtersen (Lob-), Calbecht, Iudago (Hagen, Gebhards-), Herte, Hedelendorpe (Hallendorf), Drutte, Immendorp, Adersen (Adersheim), Lende (Leinde).

Zum Bann Stöckheim gehörten Saubbingen, Beddingen, Bleckenstede, Uvingen.

Außerdem streckten einige andere Banne ihre Ausläufer in unseren Bezirk. Eddingeroda (Engerode) gehörte zum Bann Gitter, Borchtorpe wie die Asselburg zum Bann Holle, Beerla (Berel) und Nordassel zum Bann Nettlingen, Oelber als Filial von Baddeckenstedt zum Bann Ringelem.

Die Verwaltung dieser Banne lag den Archidiakonen (auch Archipresbyter und Erzpriester genannt) ob. Während diese aber ursprünglich bei der Hauptkirche des Bannes „residirten" und fungirten, fanden sie es später angenehmer, von der bischöflichen Residenz Hildesheim aus ihres Amtes zu warten. Den eigentlichen Pfarrdienst übertrugen sie den Mercennarien oder Arrendarien (Heuerpfaffen). Die Folgen blieben nicht aus. Bischof Siegfried II. sagt 1290: er habe bei Visitation seiner hildesheimischen Kirche die Archidiakonen nachlässig in Erfüllung ihrer Pflichten gefunden. Er schreibe nun vor, daß jeder Archidiakon seine Synode drei Mal im Jahre besuchen und wenigstens einmal vor der Zusammenkunft des Volkes seine Geistlichen mit gebührender Sorgfalt visitiren solle, wie es kirchengesetzlich vorgeschrieben sei. Trotzdem gestaltete sich die Weiterentwickelung dieses Amtes so, daß das Archidiakonat zu einem Titel, verbunden mit einer Präbende und gewissen Patronatsrechten, herabsank, der den Mitgliedern des Hildesheimer Domkapitels verliehen wurde, während die Leitung der einzelnen Kirchenkreise von dem Bischof durch seine Beamten geübt wurde.

Diese Verhältnisse fand die Reformation vor. Die kurze Herrschaft der Evangelischen 1542—47 brachte keine neue Verwaltungseintheilung der braunschweigischen Lande. Erst 1569 trat die neue Diöcesanordnung ins Leben. Es wurden 5 Generalsuperintendenten für das ganze Land ernannt — seit 1523 gehörten dazu auch 9 hildesheimische Aemter —: Wolfenbüttel, Helmstedt, Bockenem, Gandersheim, Alfeld. Zu Wolfenbüttel kamen die Inspectionen Barum mit 15 Pfarren, Sauingen mit 26 Pfarren.

Die Generalinspection Bockenem umschloß hildesheimische und braunschweigische Gebiete; von letzteren Niederfreden (Lichtenberg) mit 21 Pfarren, dabei Oelsburg mit 6 Pfarren.

Die Inspection Barum, deren erster evangelischer Superintendent Melchior Neukirch (1569—1572) war, hatte einen bedeutenden Umfang von Flachstöckheim bis Wendeburg in den früheren Bannen Barum, Lengede, Schmedenstedt. Von Lengede kommt hinzu: Engelustedt, Broistedt, Bruchmachtersen, Bodenstedt, Köchingen, — von Schmedenstedt: Wendeburg, Meerdorf, Bettmar, Duttenstedt, Wahle. Diese ausgedehnte Superintendentur wird zum Zwecke besserer Schulaufsicht mit der „neuen Schul-

---

[1]) Nach dem Hildesh. Archidiaconatsverzeichniß.

[2]) Lüntzel liest Meden, was er nicht zu deuten weiß, es ist Wedem westlich von (Gebhards-) Hagen, jetzt in letzterem aufgegangen.

ordnung" zertheilt. Die von Lengede genommenen Pfarren bilden nun die Inspection Engelnstedt, die von Schmedenstedt die Inspection Wendeburg. Der letzte Superintendent über die ungetheilte Inspection Barum war Oesterreich[3]) 1735—1762 (Sohn des Abtes Oesterreich, † 1745). Im Jahre 1881 wurde noch Bruchmachtersen zu Barum gelegt, womit der Umfang der heutigen Inspection (7 Pfarren) erreicht ist.

Die Inspection Sauingen — erster Superintendent Georgius Zangerus zu Sauingen — umschloß 26 Pfarren. Dazu gehörten aus unserem Amte Sauingen, Uefingen, Bleckenstedt. Der Sitz dieser Inspection wurde später nach Thiede verlegt und sie selbst mit der Inspection Engelnstedt 1789 unter Superintendent Westphal (1789—1804) dauernd vereinigt.

Die Inspection Niederfreden (Lichtenberg) — erster Superintendent Henricus Schultius — umfaßte den westlichen Theil des Amtes Salder einschließlich Oelsburg und Umgebung, 21 Pfarren. Dieser Bestand schmolz 1644 bei der Herausgabe des großen Stiftes Hildesheim auf 10 zusammen. Davon wurde i. J. 1876 der schlechten Verbindung wegen Oelsburg getrennt und zur Inspection Wendeburg (Generalinspection Braunschweig) gelegt.

Die Inspection Nette erstreckte sich auf das Amt Wohldenberg. Der erste Superintendent ist Joachimus Auvius[4]) zu Baddeckenstedt. Zu diesem Bezirk gehörte Oelber, als Filial von Baddeckenstedt. In dem bedeutungsvollen Jahre 1644 blieb jedoch Oelber um der hochverdienten evangelischen Gutsherrschaft willen von der Rückgabe an Hildesheim ausgeschlossen und wurde an Niederfreden (Lichtenberg) angegliedert.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, möchten wir im Folgenden einige Nachrichten aus der Geschichte der einzelnen Pfarrgemeinden geben, ein Gebiet, das bislang noch fast gar nicht beleuchtet worden ist.

a. Kirchenkreis Barum.

Der erste Geistliche dieses Bannes, dessen Namen wir kennen, ist Odolricus, der Archipresbyter, welcher 1147 zur Errichtung einer Kirche und Bestellung eines Pfarrers zu Oldendorp (Ohlendorf) seine Zustimmung gab. Ausdrücklich aber mußten die von Ohlendorf versprechen, die Synoden zu „Berem" auch ferner zu besuchen. Der erste bekannte Pfarrer von Barum heißt Ulrich. 1259 genehmigte Hermann von Dassel, Domherr zu Hildesheim und Archidiakonus zu Barum, daß der von ihm angestellte Pfarrer Ulrich zu Barum 1 Kothstelle und 12 Morgen zu Stöckheim mit Zustimmung seiner Pfarrkinder dem Kloster Neuwerk verkauft habe, jedoch unter der Bedingung, daß Ulrich den Kaufpreis nach dem Rathe seiner Gemeindeglieder zum besseren Nutzen seiner Kirche in Barem anlege, nämlich zum Ankaufe einer Hufe in Leve (Liebenburg).

Von Alters her sind mit Barum drei Tochtergemeinden verbunden: Cramme, Watenstedt und Heerte.

Das letztere hat eine wechselvolle Geschichte. Zunächst war es Zubehör von dem heute wüsten Kirch- (1386 auch Drec-) heerte, links der Fuhse nach Gebhardshagen zu gelegen[5]). Mit der Auflösung von Kirchheerte um 1410[6]) gelangte Heerte, welches aus Nord, Ost- und Lütkenheerte bestand, an Barum. Der Pfarrer von Barum hielt aber in Heerte einen Caplan. In den Visitationsacten von 1651 heißt es: „Es ist alhie ein Hauß, wird die Capelaney genannt. Denn es ist hier vorhin bei der Pfar zu Barum ein Caplan gewesen, der von Herte 30 Gulden empfangen hat". Dieses Haus stand bis in die neueste Zeit. Diese nach dem 30jährigen Kriege veranstaltete allgemeine Visitation gab nun auch den Anstoß zur endgiltigen Trennung Heertes von Barum.

Schon der erste evangelische Superintendent Melchior Neukirch zu Barum hatte 1569 berichtet, daß er in Watenstedt und Heerte nicht selbst predigen könne, das würde ihm zu viel. Er habe sie anderen Predigern überlassen, nämlich Heerte Herrn Albrecht[7]) zu Salder, und Watenstedt an Herrn Luleff Bode[8]) zu Leinde. Watenstedt wurde 1625 definitiv aus dem uralten Verbande mit Barum entlassen. In diesem Jahre wurde Justus Godekenius als erster Pfarrer in Leinde und Watenstedt eingeführt. Heerte wurde um 1660 von Barum getrennt und Lobmachtersen zugelegt. Die Kirchenvisitation von 1651 wird dazu den Anstoß gegeben haben. „Die Gemeinde Heerte hat das Examen gar schlecht bestanden und kommen die Leute auch wenig zur Kirche". Der Wechsel geschah unter dem Sup. D. Ulricus Hesse (1650—1673), dessen herrliches Oelbild in der Kirche zu Barum hängt. Lobmachtersen war bis 1658 mit Flachstöckheim verbunden und erhielt nun Heerte. Der damalige Pfarrer hieß Georg Wiedemann (1658 bis 1681[9]). So hatte Barum schließlich nur noch Cramme behalten.

Der kirchliche Lehnsherr von Barum war, wie wir das bei allen Archidiakonatssitzen finden, derjenige Domherr zu Hildesheim, welcher mit der Pfründe des Archidiakonats von Barum begabt war. So wird der Archidiakonus als Patron im Hildesheimer Verzeichniß genannt. So heißt es im Visitationsprotokoll 1542: Florus Nukopff, Pfarrer; die Pfarre hat er vom Archidiakonus von Hildesheim Herrn Brun von

---

[3]) Sein großes Pastelbild wie das seiner Gattin hängen hinter der Altarwand in der Barumer Kirche. Ein Frauenbild in der Kirche — jedenfalls eine große Seltenheit.

[4]) Nicht Stüvius, wie Günther (Ambergau) nach Lauenstein schreibt. Die Leichenpredigt Herrn Burchards v. Cramm v. J. 1587 ist gehalten durch Joach. Auvium, Spec.-Sup. u. Past. z. Baddeckenstedt. Sie liegt gedruckt vor.

[5]) 1386 Hermann Angerstein, rector Capellae S. Petri in Drecherete subter Gheverdeshagen. Urkunde im Landes-H.-Archiv Wolfenb.

[6]) Aus Kirchheerte und Wedem (nach Salder zu gelegen) entstand das Dorf Gebhardshagen unter der Burgveste.

[7]) Albertus Hoppe war damals Pfarrpächter des Pfarrers Nicolaus Rivenstahl, der mit Salder und Niederfreden von dem Herrn v. Salder belehnt war.

[8]) Ludolf Bode war schon 1540 in Leinde, verwaltete auch Adersheim und Immendorf.

[9]) Auf die frühere Selbständigkeit von Heerte weist noch der Umstand, daß die Einführung des Geistlichen sowohl in der Kirche von Lobmachtersen, wie in der von Heerte stattfinden muß.

Teteleben [10]) zu Lehne, der hat sie vom Pabst; ist ein Erzpriester. Bei dem katholischen Verhör unter dem zurückgekehrten Heinrich dem J. (1551) heißt es: Florinus Rukop ein Erzpriester, 40 Jahre lang; hat die Pfarre erstlich 10 Jahre in arrenam (auf Pacht) gehabt und folgends 30 Jahre als wirklicher Besitzer; hat noch nicht gefreiet [11]). Ist von der gewaltigen Regierung verjagt gewesen und darnach wieder zu seiner Pfarre gekommen. 1568 ist der ganz junge Henricus Müller vom Archidiakon Antoni von Langen [12]) mit der Pfarre belehnt. Auch in evangelischer Zeit hat der Archidiakonus noch das Verleihungsrecht. Der Uebergang des Patronates auf den Landesherrn vollzog sich 1644 bei der Herausgabe des Hildesheimer Stiftes, bei welcher sämmtliche Archidiakonatslehnsrechte an den Landesherrn fielen.

Der Schutzheilige von Barum ist der heilige Nicolaus. Das ergiebt sich aus dem am Eingange der Kirche eingemauerten, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Warnstein, in dessen Mitte der Bischof Nicolaus in vollem Ornate thront und der die Umschrift zeigt: He si vrowe oder man — desse stein de scal hir to ener manige stan — dat se Sct. Nicolaus sin ghut ghelden — dat en goddes plaghe nich en melden [13]).

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch noch zwei andere schöne Inschriften erwähnen, nämlich über der Thür das Distichon:

Intrans per Christum reperit sua pascua plena,
Sit fidus pastor sitve caterva gregis.
Joh. X, 9.

(Wer mit Christo eingeht, findet volle Weide, wie der treue Hirte, so die Schaar der Gemeinde). Sodann an der Wand:

Corda deus poscit, muros sine mente despernit.
(Die Herzen fordert Gott, die todten Mauern verwirft er).

Die ältesten Theile der Kirche sind der Thurm und der Chor. An der Außenseite des letzteren findet sich ein in Stein gehauenes Kreuz, das Zeichen der Einweihung durch den Bischof selbst. Der Grundstil ist romanisch. Der Thurm zeigt drei Eingänge in der Innenmauer, von denen zwei vermauert sind. Durch dieselben bewegten sich die Processionen im Innern der Kirche. Da der Boden des Schiffes im Laufe der Zeit sich erhöht hat, so kann man nur mit starker Beugung durch die noch offene Thür treten. Ganz Gleiches findet man in der Kirche zu Lesse. Nach dem Visitationsbericht des ersten Superintendenten Melchior Neukirch war der Kirchenthurm mit Blei, 7—800 Gulden werth, gedeckt. Die Männer wollen nicht, daß es verkauft wird, davon könnte man Schieferdach, Glocke, Seiger, Pfarrbau beschaffen und behielte noch 1—200 Gld. übrig. Jetzt finden wir ein einfaches Ziegeldach. Es erübrigt nun noch eine alte Legende schärfer zu beleuchten. Es heißt im Corpus bonorum von Barum (1750): „So viel weiß man, daß vor Zeiten alhie unter dem Pabstthum ein römisch-katholisch Kloster und Abtey gewesen sei". Als Beweis dafür wird angeführt, daß man in der Wand an der Kirchenthür einen eingemauerten Stein findet, auf welchem das Bildniß eines Abtes oder Bischofs mit einer alten unleserlichen Inschrift eingegraben steht. Letzteres haben wir schon oben aufgeklärt. Die Behauptung des Corp. bon. geht auf eine doppelte Thatsache zurück. Einmal lebt darin die Erinnerung an das Archidiakonat Barums fort, sodann war Barum der Mittelpunkt einer Kalandsbrüderschaft, wie wir solche an sehr vielen Archidiakonatssitzen (so in der Nähe zu Nettlingen) treffen.

Bekannt ist mir vom Barumer Kaland nur ein einziges Document vom J. 1347, in dem Dekan, Kämmerer und die übrigen Brüder und Schwestern des Kalandes zu Barum den Mitgliedern des Kalandes des heil. Geistes in Braunschweig den vollen Antheil an allen Gütern im Leben und im Tode verschreiben [14]). Diese bestehen in Messen, Vigilien, Gebeten, Fasten, Almosen und anderen guten Werken des Kalandes. Unterschrieben und untersiegelt ist die Urkunde durch Ludolf, Pfarrer in Hedelendorp (Hallendorf), damals Dekan des Barumer Kalandes.

Die Kalande, welche bekanntlich ihren Namen von dem Versammlungstage (dem 1. des Monats) haben, waren geistliche Gilden oder Interessentschaften und entstanden im XIII. Jahrhundert. Die von der allgemeinen Kirchengemeinschaft verbürgte Seligkeit bot der damaligen Zeit noch nicht Sicherheit genug, deshalb schloß man sich zu noch engeren Gesellschaften zusammen, deren Mitglieder sich besondere geistliche Leistungen auflegten und gegenseitig verschrieben. Man kam am 1. des Monats zusammen, einmal zur Uebung und Anregung in den geistlichen Exercitien, sodann zur geschäftlichen Verhandlung über die Ausgaben und Einnahmen, endlich zur Abhaltung gemeinsamer Mahlzeiten. Die letzteren waren Anfangs recht einfach, arteten aber später in große Gastereien aus, so daß das ganze Institut in üblen Ruf und in Verfall gerieth. Ueber die Entwicklung und das Ende des Barumer Kalands ist nichts bekannt. Auffallend ist das die Johanniter-Form zeigende Kreuz auf dem Dache über dem Chor. Es ist nicht unmöglich, daß dieses mit dem Kalande in Verbindung steht Der Heil. Geist-Kaland zu Braunschweig, an den sich der Barumer angeschlossen hatte, war durch den Johanniterorden, den Erben des Templerordens, in den Besitz des Braunschweigischen Tempelhofes nebst der damit verbundenen Matthäicapelle gekommen. Wie der Braunschweiger Kaland in Folge dessen das Johanniterkreuz angenommen, so mag wohl auch der Barumer Kaland diese Kreuzes-

---

10) † 1506. (Lauenstein, Hildesheimer Gesch.)

11) Dieses war das entscheidende Merkmal bezüglich protestantischer Gesinnung.

12) † als Domherr zu Halberstadt 1583.

13) Es sei Frau oder Mann — dieser Stein der soll hier zu einer Mahnung stehen, daß sie dem St. Nicolaus sein Gut bezahlen, damit ihn Gottes Heimsuchung nicht verrathe. Danach ist die Angabe Voges', Harzzeitschr. Bd. X 1877, S. 74, richtig zu stellen.

14) Vgl. Gebhardi, der mit dem Matthäusstift verbundene große Kaland z. h. Geist (1739) S. 89.

form sich angeeignet haben. Vielleicht hat er zum Bau der Kirche etwas beigetragen und damit das Recht erworben, sein Kreuz auf das Chordach zu pflanzen.

Obgleich nach Einführung der Reformation die neuen evangelischen Superintendenten im Gegensatz zu der katholischen Verwaltung fleißig ihren Kirchenkreis visitirt haben, so sind uns doch nur aus der Barumer Ephorie die Visitationsberichte erhalten [15]), und zwar aus der Amtszeit der beiden ersten Superintendenten Melchior Neukirch und Ludolph Wagenfürer aus den Jahren 1569—1584. Besonders Bemerkenswerthes bietet der Bericht des Letzteren vom J. 1577. Nachdem er über den unfleißigen Kirchenbesuch und das Saufen an den hohen Festtagen geklagt hat, fährt er fort: „Sonderlich fallet mir die große Aergerniß ein zu Barum und Cramme, daß, wenn nun die Pfingstwoche mit Schwelgerei ist zugebracht, geht es wiederum an am Feste Trinitatis. So machet man wiederum ein Fastelabendfest, daß alsdann die Cramme'schen Burgherrn bringen einen Bock nach Barum auf den Dantzplatz, da dann die Barumschen Knechte bereits vorhanden sein und zechen und tanzen; und tanzen dann beide Dorfschaften um den Bock, den einer auf dem Halse traget und damit füran tanzet. Wenn dann solches geschehen, so gehen Knechte und Mägde in den Krug, saufen und tanzen und schlagen sich bisweilen. Darnach am Abend gehen Knechte und Mägde trunken heim und richten oft Aergernisse an. Solch Fastelabendfest macht man aus dem Feste Trinitatis. Und da ich nach dem Grunde dieses Bocktanzes fragte, so befinde ich, es sei eine Gerechtigkeit der Junker von Salder, daß die von Cramme vom Burghof [16]) also thun müssen oder sollen den Junkern ihre Strafe geben. Ich bitte um Gottes willen, daß solche Lupercalia an den hohen Festen mögen abgethan werden. — Die Bauersleute übersetzen sich auch mit Wucher, nehmen 2 Groschen auf den Gulden des Jahres ohne alle Scheu; das liederlichste ist ein Fürstengroschen. Das sind die besten, so nur 1 Groschen drauf nehmen aus Furcht vor weltlicher Strafe. Ja, wenn einer 6 bis 8 Gulden leihet, setzet er wohl 1 Forling Landes, nutzt es und geht nichts von der Hauptsumme ab. — Mit dem Pfarracker ist es leider dahin gekommen, daß ihn fremde Leute unter dem Pfluge haben, die Pfarrherren müssen sich an den Zinsen genügen lassen. Wenn's ein paar Jahr bei dem Hofe gewesen, wollen sie es stracks dabei vertheidigen. (Wird fortgesetzt.)

15) Akten bei Herzogl. Consistorium.

16) Das Schloß zu Cramme befindet sich bei seiner ersten Erwähnung 1366 in Salder'schem Besitz. Der Burghof ist jetzt parcellirt.

Die ehemalige Brauerinnung zu Königslutter und ihr berühmtes Duksteinbier.

Von Adolf Lüders.

(Schluß.)

Das aus dem Malz durch den Maischproceß hergestellte Gebräu wurde, wie noch heute, die Würze genannt. Die erste abgezapfte Würze hieß „Werth“; der dritte, auch wohl vierte Aufguß, also die Nachwürze, bildete den seiner Billigkeit wegen so viel begehrten Kofent [5]). Auch hier im Kloster wurde dieses Kofentbier in früheren Zeiten gebraut und noch vor etlichen Jahren, als der betreffende Theil der alten Klostergebäude noch stand, konnte man ganz deutlich erkennen, daß einige Räume derselben zum Brauen benutzt sein mußten und sogar noch alte Braueinrichtungen aufwiesen. Ja, selbst noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts muß das Brauen dort betrieben sein; denn in dem Kirchenbuche für Stift Königslutter finden wir folgenden Vermerk: „Anno 1712 d. 5. Marti ist Elias Schultzen ein Bürger und Braumeister aus Lutter begraben, welcher auff Closter hier Bier gebrauet und von Kohlenfeuer unvermuthet ersticket. Imgleichen der Schweinemeister auff diesem Closter Jürgen Henni Jäger ist beim Brauen erstickt“. Doch muß dieses Klosterbier von ganz anderer Beschaffenheit gewesen sein, als der Dukstein in der Stadt. Interessant sind hierzu die Bemerkungen von F. E. Brückmann (1723), der, zweifellos auf Grund eigener Probe und örtlicher Prüfung, sich also vernehmen läßt: „Was aber am meisten noch zu verwundern, ist wohl dieses, daß das Bier, so auf dem Closter bey Königs-Lutter gebrauet wird, ganz diverse Tugenden, Couleur, Geruch und Geschmack von demjenigen hat, so in der Stadt, welche doch immediate an das Closter stösset und einen Ort mit dem Closter nur auszumachen scheinet, gekochet wird; Beyde haben einerley Wasser, nemlich das Wasser, die Lutter benannt, fließet und richtet seinen Lauff vom Closter herab durch die Stadt hindurch; Man hat einerley ferment, oder wie es hiesiges Orts genennet wird, Bier-Stellens darzu adhibiret; Man hat das Maltz aus dem Weitzen auf einerley Weise praepariret. Man hat gleiche Quantität desselben zu einem Brauen genommen. Man hat sich eines Brau-Meisters aus der Stadt bedienet; Ja man hat das Maltz in der Stadt machen und nach dem Closter fahren; Man hat das Wasser darzu aus der Stadt wieder zurück auf das Closter bringen lassen, und die Methode, wie es in der Stadt gebrauet wird, aufs accuratste in acht genommen, doch aber so viel nicht effectuiren können, daß durch alle angewandte Mühe und Fleiß ein Duckstein hervorgekommen wäre, sondern dieser und das Closter-Bier sind allezeit sehr von einander unterschieden gewesen und geblieben“.

Die Verwerthung des Duksteins war, so lange das Lagerbier noch nicht eingeführt, eine sehr verschiedene. Nach Fertigstellung des Gebräues wurde das Jungbier zum Gebrauch für das Haus auf Flaschen gezogen oder ungespundet in Fässern an die Wirthe abgegeben. In offenen Flaschen an einen warmen Ort gestellt, fing das Bier stark an zu gähren und verursachte dann beim Trinken durch die überaus reichhaltige Kohlensäure „ein Kribbeln in der Nase, als wenn man mit der Burst unter den Füßen gekitzelt wurde“. An heißen Tagen wurde der Dukstein auch als sogenannte Kalte-

5) Br. Mag. 1899, S. 13.

schale zubereitet, indem man Brot hineinschnitt und mit etwas Citronenschale würzte; sollte aber der Geschmack dieser sehr erfrischenden Suppe noch erhöht werden, so wurde außer Zucker noch etwas Rum oder Rothwein hinzugethan.

Als ein ganz besonderer Trank fand aber der Dukstein seit Ende des vorigen Jahrhunderts seine Verwendung auf dem Schützenfeste der Bürgerschaft von Königslutter. Hier wurden von der Schützengesellschaft für den besten Mann auf der Königsscheibe zwei Tonnen Dukstein unentgeltlich gespendet. Unter der kundigen Hand des ersten Schützenmeisters wurde dann dieses „Königsbier" gar sorgfältig durch Beimischung von Kandis, Korinthen, Citronenschale, Rum und Rothwein zu einem „aparten Trunke präpariret". Die erste Kanne, gefüllt mit solchem seltsamen Gebräu, galt dem Landesherrn und dem Schützenkönige; der zweite, mit Blumen geschmückte volle Humpen wurde den Ehrendamen überreicht. Nach einer wohlgesetzten Rede wurden dann unter den Klängen der Musik beide Kannen geleert und dadurch der Anfang zur weiteren Vertilgung dieses mundenden Stoffes gegeben. Daß ein solcher „schwergradiger Trunk" oft seine Wirkung nicht verfehlte und gar mancher wackere Zecher von Dukstein „an jeden Stein sich ducken mußte", davon weiß bis auf den heutigen Tag die Ueberlieferung Vieles zu erzählen; und gar schwer soll es oft dem damaligen „Stadtmusikanten Aug. Friedr. Mummeler mit seinen 5 Musikantengesellen" geworden sein, die seligfrohen Schützenbrüder von der Kämmerei-Plantage nach Hause zu blasen.

Ueber den früheren Preis des Dukstein geben uns einige vorliegende Nummern der Braunschweigischen Anzeigen Aufschluß. Von August 1745 bis December 1745 kostete das halbe Faß Dukstein 2 ℛ 21 Mariengroschen bis 2 ℛ 27 Mariengroschen; das Maß (Quartier) 10 ₰ bis 1 mgr und das halbe Stübchen 1 Mariengroschen 4 Pfennige. Bei einer Versammlung der Schneidergilde 1754 wurde ausgegeben „vor ein achtel Duchstein mit der accise 22 gr 6 ₰".

Auffällig muß es erscheinen, daß im Laufe der vielen Jahrzehnte der Preis des Duksteins kaum nennenswerth gestiegen ist, denn noch jetzt werden für das Quartier (Liter) ebenfalls nur 10 bis 12 ₰ bezahlt. Dieser sich fast gleich gebliebene Preiswerth dürfte wohl daraus zu erklären sein, daß die Nachfrage nach Dukstein in Folge des eingeführten Lagerbiers eine immer mehr und mehr geringere geworden ist. Der Versandt nach auswärts hat jetzt fast ganz aufgehört, und die Brauzeit umfaßt nur wenige Wochen im Sommer, in denen zwei Brauer noch etwas Dukstein als Lokalbier herstellen[6]), das jedoch in seiner Güte sehr weit hinter dem früheren zurücksteht und jetzt sicherlich nicht mehr darauf Anspruch machen kann, „ein herrlicher Nectar unseres Hertzogthums Braunschweig" zu heißen. Wohl schwerlich würde heute noch die Probe gelingen, die in früheren Zeiten gemacht wurde, wenn die Innungsgenossen sich zum gemeinsamen Trunke versammelten und gleich auf der Stelle den Gehalt des Duksteins prüfen wollten. Als Bierwaage galt ihnen dann nicht das Alkoholometer des Taxators, sondern — ihre hirschlederne Hose. Klebte dieselbe auf der hölzernen Bank, welche mit etwas Dukstein übergossen wurde, nach kurzem Sitzenbleiben so fest, daß „die Bank Lust hatte, mitzugehen, wohin die Zecher gingen", dann war das Bier vortrefflich gerathen und werth, daß noch weiter „'ne lüttge Lage mit 'n Kreuzfahrer hinter die Binde gegossen wurde!" Dieser letztere bildliche Ausdruck findet wohl leicht seine Erklärung, während die erstere hier gebräuchliche volksthümliche Redensart sich auf ein Glas Dukstein mit einem Schnaps bezieht. Kreidete nämlich der Wirth die vom Gaste getrunkenen Gläser Dukstein und Schnäpse an, so bediente er sich dabei besonderer Zeichen. So bedeutete ein Strich | ein Glas Dukstein und ein Kreuz ×, das den Strich durchfuhr, einen Schnaps; zwei, drei, vier und fünf Glas wurden mit folgenden Zeichen vermerkt: ∟, ⊏, □, ⧄.

Der vorhingenannte Klebestoff übrigens, der sich schon bei der Gewinnung der Würze an der Oberfläche als dickbreiige Masse in großer Menge bildete, wurde weit und breit hauptsächlich von den Schuhmachern sehr begehrt. Mittels dieses Kleisters („Pappe") klebten („pappten") sie die Zwischensohlen in ihrem neugefertigten Schuhwerke fest, um dadurch das Knarren zu verhindern. Für diese so „verbindliche" Erfindung, die allerdings schon längst in Vergessenheit gerathen ist, war aber die Mit- und Nachwelt wenig dankbar; die Schuhmacher wurden oft mit dem Worte „Pappenmeister" bezeichnet, und aus dem rühmlichen Namen Königslutter entstand ein spöttisches „Papplutter".

Dieser Spottname war aber nicht im Stande, den wirklichen Ruf, welchen sich die Stadt durch ihr wohlschmeckendes und nahrhaftes Bier erworben hatte, zu verringern. Ja, man gebrauchte in früheren Jahrhunderten den Dukstein sogar als Gesundheitstrank und pries ihn als ein Haupt- und Wundermittel gegen allerlei Krankheiten. So sagt Johannes Letzner in seiner Beschreibung des Stiftes Königslutter vom Jahre 1715: „Aus dem Lutter-Wasser wird der Trank Duckstein gebrauet, ein Trank, über welchen keiner ist von schönerer Farbe, von annehmlichern Geschmack, und von vortrefflichern nuzen, denn er zermalmet, und treibet fort den stein, (ihr Herren, spitzet die ohren, und höret zu, die ihr steinreich seyd, und bißweilen davon geplaget werdet) und demnach in vielen ländern berühmt ist". Auch der hier wiederholt angeführte Brückmann ist ganz des Lobes voll von den wunderbaren Heilkräften, die diesem Biere innewohnen; er hält es „als bestes Getränke für gelehrte Leute, die den größten Theil ihres Lebens mit sitzen zubringen müssen". Es ist „gleichsam naturæ mediae zwischen den Wasser und Wein; dienet den Durst zu löschen, die Verdauung der Speisen zubefördern, und selbe zur Nutrition zu distribuiren; hat über dieses noch besondere herrliche Tugenden in re medica; es

---

6) Leider trifft auch das jetzt nicht mehr zu. Von wohlunterrichteter Seite erfahren wir, daß im vorigen Sommer allerdings noch Duksteinbier gebraut worden ist, daß die Nachfrage danach aber so verschwindend gering war, daß die Brauer in diesem Jahre von einer Wiederholung des Ducksteinbrauens abzusehen beschlossen haben. Die Red.

widerstehet dem Stein, und ist sonst noch in vielen Krankheiten nicht sonder guten Essect befunden worden“. Durch den regelmäßigen Gebrauch dieses wundersamen Heiltrankes konnten deshalb nach Brückmann alle möglichen inneren und äußeren Krankheiten verhütet oder beseitigt werden. Der Dukstein war ein Allheilmittel gegen „die mächtige Königin Podagra, gegen Engbrüstigkeit, schweren Atmen und Fettleibigkeit; er war das allergesündeste Bier, das mit grösstem Rechte ein Herr und Bezwinger vieler Krankheiten genannt werden mußte“. Zugleich aber warnt auch der welterfahrene Brückmann, daß „der rechte Gebrauch nicht in einen Mißbrauch verwandelt werde, denn der Mensch ist nicht des Bieres wegen, sondern das Bier des Menschen halber, zur Erhaltung seiner schwachen Machine erfunden worden“.

Daß alle diese hervorragenden Eigenschaften des Duksteins auch zu dichterischen Ergüssen anregen konnten, zeigen verschiedene, zum Theil recht derbe Verslein, die zum Schluß hier noch angeführt sein mögen. So sagt Brückmann in seiner Begeisterung für den Dukstein:

„Wenn Fugger so geliebt das Bier, als wie den Wein,
So würden sechsmahl est des Ducksteins Zeichen seyn!“

Die Verse beziehen sich auf den deutschen Abt Johannes de Fuc, der einen guten Trunk sehr liebte und daher auf Reisen stets seinen Diener voraussandte, damit er die Thüren der Gasthäuser, in denen er einen vortrefflichen Wein gefunden, mit einem est! bezeichnete. Durch das sechsmalige Est sollte also die ganz besondere Vorzüglichkeit des Duksteins angedeutet werden. Die große Nährkraft rühmen folgende Verse:

Frankreich, Ungarn und der Rhein
Rühmen ihren guten Wein;
Doch wird fetter als ein Schwein,
Wer viel trinkt von dem Duckstein;
So jemand es nicht glaubt,
Der kann nach Lutter reisen
Und trinket Duckstein viel,
Sein Spiegel wird's bald weisen.

Ja, selbst in Holland muß, wenn Brückmann uns recht berichtet, dieser Allerweltstrank bekannt gewesen sein, denn dort wurde der Dukstein mit folgendem Verslein besungen:

Prahlt sacht jei Gecken met dem Wien,
Dei Duckstein schall keen Strund ock sien!

In den Braunschweigischen Anzeigen v. J. 1752, Nr. 77, findet sich in „einem Schreiben an einen auswärtigen guten Freund, die Wasser zu Königslutter und den Dukstein betreffend“, folgendes Poem:

Er stärkt des Magens Saft,
Er reizet an zum Essen;
Er hilft den Nahrungssaft
Durch seine Gänge pressen.
Er macht auch des Geblüts
Versalzenes Gewässer,
Das zähe, schleimigte,
Viel flüssiger und besser.
In Scharbock, in der Gicht
Und Wehen in den Weichen,
Ist diesem edlen Bier
Kein andres zu vergleichen.
In Wind und Wassersucht
Und härtsten Steinbeschwerden
Muß Lutters Weizensaft
Ein himmlisch Mittel werden!

Wie schade, daß von allen diesen Eigenschaften in dem heutigen Dukstein kaum noch eine Spur zu finden ist, und in der heutigen Zeit des Gerstensaftes und des Hopfens Niemand mehr an die Heilkräfte desselben glauben will. Der Ruhm des Duksteins von Königslutter ist verblaßt, und auch sein Name wird vergessen werden wie die einst gepriesene „Schüdde-Cappe“ des Klosters Riddagshausen und der „Clapit“ der Julius-Universität Helmstedt.

Ein paar Kinderspiele.

Von Otto Schütte.

Während es in dem von R. Andree (Braunschweig. Volkskunde S. 323) angeführten Kinderspiele „Pinkepank, de Smet is krank“ darauf ankommt, zu errathen, in welcher Hand sich ein kleiner Gegenstand befindet, muß in einem andern Spiele der Finger bezeichnet werden, unter dem eine Bohne verborgen ist. Das ist natürlich viel schwerer, denn wenn auch der Daumen nicht in Betracht kommt, so muß doch unter acht Fingern die Auswahl getroffen werden. Bei dem Spiele, bei dem die Hände auf den Rücken gehalten werden, spricht man folgende Verse:

Under Eiken, under Beuken [1]),
Under wecken wut se seuken?
Under Eschen, under Linnen,
Under wecken wut se finnen?

Allgemein bekannt und wohl nur aus Zufall von Andree nicht erwähnt ist das Spiel, das in Braunschweig den Namen „Kluntjebuk“ trägt. Es handelt sich bei ihm darum, auf einem Beine hinkend oder hüpfend einen Spieler mit dem Taschentuche, in das ein Knoten gemacht ist, abzuschlagen ohne „daltausetten“. Wer getroffen ist, muß mit ins Mal. Vertritt sich aber der Kluntjebuk, so wird er von sämmtlichen Mitspielern mit dem Taschentuche geschlagen, bis er das schützende Mal erreicht hat. In Schöningen hat das Spiel den wenig schönen, aber bezeichnenden Namen „Hinkeschett“. Beim Beginne des Spieles heißt es: „Hinkeschett geit alleene ut“. Wenn er aber einen getroffen hat, so zieht er mit seinem „Nâlât“ aus. Hier in Braunschweig kann man wohl hören, daß der Kluntjebuk mit seiner ganzen Koschale (= kalte Schale) auszieht. Beide Namen, Kluntjebuk wie Hinkeschett, sind niederdeutscher Herkunft, wie ihre Form zeigt. Was bedeutet nun der erste? Verhochdeutscht würde er Klunzbauch heißen. Der erste Theil der Zusammensetzung ist klar. Was

1) Die Baumnamen sollen die Finger bezeichnen.

soll aber der Bauch in dem Namen eines Spieles, bei dem er am allerwenigsten in Betracht kommt? Er wird auch gar nicht in dem Worte stecken. Meiner Ansicht nach enthält der zweite Theil das Wort Bauer, wie ich denn auch wirklich auf dem Lande Kluntjebûr sagen hörte. Durch Mißverständniß ist dann Kluntjebûr zu Kluntjebuk, Kluntjebub und Kluntjebu entstellt worden, denn alle diese drei Formen werden in Braunschweig zur Bezeichnung des Spiels verwandt. Daß das Spiel Klunzbauer genannt wurde, kann uns nicht wundern, da ein Bauer, der den ganzen Tag hinter dem Pfluge hergeht oder sonstige schwere Feldarbeiten verrichtet, grade keinen leichten Gang hat, so daß er spottweise wohl als Klunzbauer bezeichnet werden kann, wie ja auch der Klunzfüßige schwer auftritt.

Sollte vielleicht auch in der Bezeichnung Blindekuh eine Entstellung enthalten sein? Das Spiel ist ja unter diesem Namen schon sehr alt. Weshalb hat man aber gerade auf die Kuh gegriffen? Auf diesen Gedanken kam ich, als ich in einigen Ortschaften für Blinnekau die Form Blinneklaus hörte, so daß also ein Mensch mit Namen Klaus zur Bezeichnung des Spieles herangezogen ist. Auf einen solchen paßt der Inhalt der Worte (Andree, a. a. O. S. 323) viel besser, daß er „Bottermelk slawwern“ und sich einen „Leppel oder Sleif“ suchen solle. Und die Entstellung von Klaus zu Kau ist jedenfalls viel leichter wie umgekehrt. Als die Kuh aber von dem Worte Besitz ergriffen hatte, wurde in Süddeutschland auch die Maus und in der Altmark recht passend die Eule zur Bezeichnung des Spieles herangezogen. Dies wurde übrigens in früheren Zeiten auch von Erwachsenen in der Spinnstube viel gespielt und zwar, wenn die Bluster- oder Pusterstunde abgehalten wurde.

„Jungens“, ein Scheltwort.

Wie stark der Gemeingeist und wie lebhaft das Ehrgefühl schon vor länger als 200 Jahren bei der reiferen Schuljugend gewesen ist, zeigt ein kleiner Vorfall, der uns von der Schule in Gandersheim überliefert ist. Philipp Schönfeld, der wahrscheinlich bei dem Haushalte der Stiftsschule dort beschäftigt war, hatte von den Schülern den Ausdruck „Jungens“ gebraucht. Wie es scheint, gar nicht in böser Absicht. Hat er ihnen doch, als das Wort fiel, sogar noch eine Schüssel mit Essen zuwenden wollen. Aber die Schüler ließen sich damit den Mund nicht stopfen; jene Bezeichnung war ihnen zu sehr in die Krone gefahren. Man beschwerte sich über den Uebelthäter bei dem Rector der Schule und von zwei Ohrenzeugen wurde folgende Aussage zu Protokoll gegeben.

„Ich Andreas Fehrman[1]) thne bekennen, daß ich gehöret habe von Philip Schönfelt, daß er die Schüler hatt vor jungens geschulten; also habe ich ihm daß offeriret, nemlich daß ich gehöret habe, daß Philip Schönfelt hatt gesagt, die jungens müßen noch wohl eine Schüssel voll haben. Demnach wird sich Philip Schönfelt zu achten wißen, weßwegen er gestern daß gantze Chor hatt vor jungens gescholten. Nun wollen wir darauff inquiriren, waß wir vor jungens seyn, oder ob der Herr Rector mit jungens umbgehet“.

Das zweite Zeugniß lautete:

„Ich Johan Christoffel Suttfelt thue auch bekennen, daß er gesagt hatt, ob sie noch nicht wolten weg gehen, sie wehren lange genug gewest, da wir doch kaum ander halbe stunde gewesen seyn, vnd kaum vier gläser voll zu trincken gehabt haben, sehet so viel gennet man den Schülern“.

Wie stellte sich nun der Rector, Gerh. Chr. Sudfeld, zu dieser Beschwerde seiner Zöglinge? Harenberg schildert ihn in seiner Gandersheimer Geschichte (S. 1664) als streng und zum Schlagen geneigt; er zieht zum Vergleiche den Orbilius (plagosus) heran, den wir aus der ersten Epistel des zweiten Buches des Horaz kennen. Aber war er auch gegen die Schüler streng, so ergriff er doch nach auswärts lebhaft ihre Partei, wo er sie und mit ihnen sich selbst gekränkt glaubte. Seine Schüler „Jungens“ zu tituliren, war auch ihm ehrenrührig. Er richtete daher an den Rath der Stadt Gandersheim nachstehendes Schreiben:

„Sehet, Großgunstige Herrn, so gehet man mit den Schülern, wie mit dem Rectore um. Bitte demnach Einen Ehrwürdigen Raht, den Schöneseld dahin zu halten, zu beweisen, daß meine Schüler Jungens seyn, welches ein verächtlicher Nam, dadurch ein Jeder möchte bewogen werden, diese Schul länger zu frequentiren Abschen zu tragen: Und in Ermangelung des Beweisthums arbitrio iudicis gestrafft werde. Valete, favete.

Gerhard Christian Südfeldt,
R[ector] S[cholae] P[ublicae].

Gandersheim, den 9. Julii Anno 1686.

1) Der erste Buchstabe des Namens nicht mit Sicherheit zu lesen.

Bücherschau.

Friedrich Lauchert, G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Uebersicht dargestellt. Mit Nachträgen zu Lichtenberg's „Vermischten Schriften“ und textkritischen Berichtigungen. Göttingen, Dieterich 1893; jetzt: Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher). IV u. 192 S. 8°. 3 ℳ 60 ₰.

Eduard Grisebach, G. C. Lichtenberg's Briefe an Dieterich 1770—1798. Zum hundertjährigen Todestage Lichtenberg's herausgegeben. Mit Porträt nach Schwenterley und einem Kupfer von Chodowiecki. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher) 1898. XI u. 145 S. 8°. 2 ℳ., geb. 3 ℳ.

Friedrich Schaefer, Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner. Eine kritische Untersuchung und ein Versuch zur Grundlegung einer „Empirischen Charakterpsychologie“. Dem Andenken Lichtenberg's . . . geweiht. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher) 1899. 52 S. gr. 8°. 1 ℳ.

Am 24. Februar 1799 ist Georg Christoph Lichtenberg gestorben. Aus Anlaß seines hundertjährigen Todestages sind daher in letzter Zeit mehrere Schriften

erschienen, die von ihm handeln. Auf eine von ihnen, „Aus Lichtenberg's Nachlaß“ von Albert Leitzmann, haben wir bereits vor einigen Wochen in No. 9, S. 72 hingewiesen; jetzt möchten wir noch auf einige andere aufmerksam machen.

Friedrich Lauchert liefert uns eine mit großem Fleiße zusammengestellte, chronologisch geordnete Uebersicht von Lichtenberg's schriftstellerischer Thätigkeit, die im Jahre 1766 begann und bis zu seinem Tode währte. Das Buch, das aus der eifrigen Beschäftigung des Verfassers mit Lichtenberg's Schriften erwachsen ist, bildet eine wichtige Ergänzung zu den „Vermischten Schriften“ und einen werthvollen Beitrag zu seinen litterarischen Arbeiten. Denn es enthält neben der Aufzählung der Titel seiner Bücher und Aufsätze zahlreiche Daten zur Geschichte beider, mühsam aus den Originaldrucken gewonnene Berichtigungen des Textes und den Abdruck allerlei bislang nicht wiederholter Stücke, von denen wir hier nur die Vorreden zu den einzelnen Jahrgängen des Göttingischen Magazins und die Gedichte S. 183—88 erwähnen wollen. Eine weitere Frucht der textkritischen Arbeiten Lauchert's sind zuletzt die Bemerkungen, die er über die Sprache und die Orthographie Lichtenberg's S. 163—69 gemacht hat.

Wie wir aus einer „Schlußnotiz“ E. Grisebach's (S. 143) erfahren, sind 107 Briefe und Billette Lichtenberg's an Dieterich und seine Frau noch jetzt in dem handschriftlichen Nachlasse Lichtenberg's erhalten. Es sind darunter fast sämmtliche Originale der 45 Schreiben, die im 7. Bande der „Vermischten Schriften“ bereits veröffentlicht sind. Diese und 13 andere, aus verschiedenem Besitze stammend, sind in der vorliegenden Sammlung wiederholt, bezw. neu gedruckt und mit lehrreichen Anmerkungen von dem Herausgeber versehen worden. Leider konnte Letzterer jene Originale zum Zweck einer neuen Collation nicht erhalten. Dankenswerth sind in den Anmerkungen besonders die Lebensdaten von Lichtenberg's Familienangehörigen und die Angaben über seine Porträts (S. 127 ff.). Unter letzteren vermissen wir einen Kupferstich in Großquart, der ohne Angabe des Künstlers das Brustbild Lichtenberg's in runder Umrahmung und auf einem Schilde darunter die Inschrift zeigt: „Georg Chrisoph (!) Lichtenberg Königl. Groß-Britannischer Hofrath und Prof. der Philosophie geb. 1744“; er ist „chez Fietta et Comp.“ erschienen. Das Bild hat keine Verwandtschaft mit den von Grisebach aufgeführten Stichen und dürfte, da es nur das, wie auf den Stichen von Krüger und Schwenterley, falsch angegebene Geburtsjahr (1744 statt 1742) trägt, noch zu Lebzeiten Lichtenberg's angefertigt sein. Um Lichtenberg in seinem Wesen und in seiner Schriftstellerei kennen zu lernen, sind diese „an geistreichster Selbst- und Menschenbeobachtung reichen“ Briefe sehr geeignet.

Aus Lichtenberg's umfassender, vielseitiger Thätigkeit greift Fr. Schaefer einen Theil heraus, auf dem er der Mit- und Nachwelt als Meister galt; er schildert ihn als Psychologen und Menschenkenner. Das war keine leichte Aufgabe, da Lichtenberg keinerlei System und keine zusammenfassende Darstellung auf diesem Gebiete gegeben hat, vielmehr seine Ansichten und Aeußerungen erst mühsam aus seinen Schriften zu dem Zwecke zusammengesucht werden mußten. Das ist mit Fleiß und Umsicht geschehen. Der Verfasser hat es verstanden, den Stoff zu einem gemeinverständlichen Buche zu gestalten, das auch solche, die derartigen Fragen fern stehen, mit Interesse lesen werden. Der äußere Lebensgang Lichtenberg's wird kurz dargestellt, eingehend der Einfluß verfolgt, den Lebensereignisse 2c. auf die Entfaltung der Anlagen und des Charakters des Mannes ausgeübt haben. Von dem letzteren wird ein sehr ansprechendes Bild entworfen und dabei betont, daß der Satiriker ein reiches tiefinnerliches Gefühlsleben, wahre Herzensgüte und echte Religiosität besessen habe. Dann geht der Verfasser über zu einer kritischen Darstellung der psychologischen Beobachtungen und Charakterstudien Lichtenberg's. Er schildert seine gegensätzliche Stellung zu Lavater, der rein physiologisch das geistige Wesen eines Menschen aus der äußeren Form seines Kopfes und den Linien seines Profiles erkennen wollte, und zeigt, worauf Lichtenberg's Beobachtungen, die auf eine empirische Charakterpsychologie abzielen, vor Allem beruhen. Er kommt schließlich zu dem Ergebniß, „daß wahre Menschenkenntniß nur der erwerben könne, der eine angeborene, intuitive Begabung mit einer aus rastloser Bethätigung derselben in allen Gebieten menschlichen Denkens und Empfindens und in allen Sphären menschlicher Gesellschaft und Gesittung erworbenen Erfahrung zu vereinen wisse“. — Beigegeben sind dem Buche ein Bild des Wohnhauses und des Grabes Lichtenberg's, sowie sein Porträt. Ueber dieses ist keine Angabe gemacht; wir fügen daher hinzu, daß es ein Ausschnitt des Krüger'schen Kupferstiches ist, der vor dem 49. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (1782) steht.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Januar Sander, Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Braunschweig; Siedentopp, Bericht über die seitens der Handelskammer veranstaltete Studienreise. — Februar. Industrie und Handel unseres Bezirkes im Jahre 1898; Sander, Studienreise. — März. 38. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig. Industrie und Handel unseres Bezirks 1898; W. Müller, Studienreise. — April und Mai. Die neue preußische Kanalvorlage; Industrie und Handel 1998; 39. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Sander. Studienreise; Jahresbericht und Arbeitsplan des Kaufmännischen Lehrlingsheims.

Braunschweigische Landwirthschaftliche Zeitung. Nr. 1. Maercker, Lage der Zuckerindustrie und Zuckersteuer. — 3. F. Grundner, Rindenblasenrost der Weymouthskiefer; Vibrans, Ist es rationeller, reine Melasse oder Torfmehlmelasse 2c. zu verfüttern? — 4-5. Maercker, Für welche Zwecke eignen sich die hochprocentigen Kalisalze?; Wraupelmeyer, Kraftfuttermittel. — 6. Maercker, Wie muß man düngen? um die höchsten Erträge der ertragreichen Kartoffelsorten zu erzielen? — 8—9. Sitzung des landwirthschaftlichen Centralvereins zu Braunschweig. 10-11. Herter, Berliner Fettviehmarkt; Eichloff, Bereitung der Käse nach Tilsitir Art. — 12. Maercker, Düngungs- und Vegetationsversuche. — 13. Nutzbarmachung und Lebensversicherung für die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes; Prüfung der landwirthschaftlichen Haushaltungsschule zu Helmstedt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 2. Juli **1899.**

Regierungs- und Lebensregeln Herzog Friedrich's des Frommen zu Braunschweig und Lüneburg für seinen Sohn, Herzog Otto.

Schon im März 1457 hatte Herzog Friedrich der Fromme, müde der Händel dieser Welt und in der Ueberzeugung, daß es „ihm Noth sei, nunmehr unserm Herrgott zu dienen", die Regierung seiner Lande, des Fürstenthums Lüneburg, an seine Söhne Bernhard und Otto abgetreten und sich nur eine bestimmte Leibzucht ausdrücklich vorbehalten[1]). Er zog sich in das von ihm gegründete Franziskanerkloster zu Celle zurück, um hier im Sinne der Zeit ein frommes, gottseliges Leben zu führen. Bernhard übernahm, da sein Bruder Otto noch unmündig war, die Landesregierung allein. Aber er führte sie nur kurze Zeit. Denn schon am 9. Februar 1464 machte der Tod seinem Leben ein frühes Ende. Jetzt kam, weil Bernhard Nachkommen nicht hinterließ, Herzog Otto zur Herrschaft. Da er noch jung an Jahren war, so mochte der Vater wohl nicht ganz ohne Besorgniß der Zukunft entgegen sehen. Das wird ihn veranlaßt haben, in seinen stillen Klostermauern eine Reihe von Regierungs- und Lebensregeln für den Sohn aufzusetzen, in denen er die Summe der reichen Erfahrungen seines thätigen Lebens und der in einsamer Betrachtung daraus gezogenen Lebensweisheit zusammen faßte. Sie sind der schöne Ausdruck eines bewegten Vater- und Regentenherzens, dem das Wohl seines Hauses wie seines Landes in gleicher Weise stets lebhaft vor der Seele stand und der um jeden Preis die Einigkeit zwischen Fürst und Volk erhalten, damit aber Frieden, Recht und Wohlstand im Innern und einmüthiges kraftvolles Handeln nach Außen bewirken und fördern möchte. Mit der Treuherzigkeit der Gesinnung steht die schlichte, offene Sprache in schönstem Einklange. Das Schriftstück darf daher gewiß bei den Lesern dieser Blätter auf Theilnahme rechnen, und das um so mehr, da seit Koch's „Pragmatischer Geschichte" (1764) S. 381 die neueren Werke über Braunschweig-Hannoversche Geschichte seiner nicht mehr gedacht haben, obwohl es von Spilcker im zweiten Bande von Spiel's Vaterländischem Archive (Hannover 1820) S. 116 ff., allerdings sehr fehlerhaft, abgedruckt worden ist.

Das Original der Urkunde scheint verloren zu sein; sowohl im Herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel als auch im Königlichen Staatsarchive zu Hannover haben sich davon nur Abschriften erhalten. Die am letzteren Orte verwahrte trägt auf der Rückseite folgenden Vermerk:

„Articul welche Herzog Friederich zu Braunschweig unnd Lüneburgk seinem sohne Herzog Ottenn furgeschrieben die Regierung darnach anzustellen".

Darunter steht dann noch geschrieben:

„Das Original, darausz diese copia geschrieben, hatt D. Hieronymus Schulz zu Dannenberge auf dem Schlosze im Thurme unter andern briefen, so aldar aufgesucht, gefunden, von worten zu worten abcopiiren laszen und das original der Herzoginn zu Lüneburgk zugestellett".

Da diese Niederschrift vergleichsweise den besten Text liefert, so lege ich sie dem nachfolgenden Abdrucke zu Grunde; nur an Stellen, wo sich offenbar nach Ausweis zweier Wolfenbüttler Abschriften und des Spilckerschen Abdrucks sinnstörende Fehler eingeschlichen hatten, bin ich unter Angabe ihrer Lesarten von ihr abgewichen.

P. Z.

Wie Frederick de Elder, van Gades gnaden tho Brunswig und Luneborch hertog, bekennen apenbar in deszem breve vor als[2]) weme. Alse wy unsen leven sohnen[3]) hertogen Bernde seliger gedechtnis undt hertogen Otten bevhalen hebben dat reimente[4]) unser Lande undt luede, de wile dat se leven, na uthwisinge sodaner vordracht[5]), de wy tho beiden sidenn daraver gegeven hebben: also hebbe wy den vorbenomeden[6]) unsen leven sohne hertog Otten na sines seligen broders dode sonderlike artikell overandtwordet, de wy gerne segenn[6a]), datt he se helde umme unser landt und luede, gestlick undt weldtlick, undt ock umme sines egen bestenn undt bestendigheit willen, alse de hir na benömet stann.

1) Vgl. den Vertrag vom 11. März 1457 in Wedekind's „Noten zu einigen Geschichtsschreibern" B. III S. 159 ff.

2) Handschrift: alle. — 3) Hdschr.: sohne. — 4) = Regiment. — 5) Vgl. den oben genannten Vertrag vom 11. März 1457. — 6) Hdschr.: vorgenten. — 6a) = sähen.

Thom erstenn, leve son Otto, wen er du watt betengen[7]) wult, so bedenke dat anbegin, dat middell undt den ende, dat du alßo anhevest dat anbeginne unnd den ende[8]), so dat du dat endigen konnest[9]), offt dine herrn undt frunde darmede fulbordenn[10]), datt du denn steits vor einen bederven forstenn. Men secht:

> We dar flucht altho hoge
> undt hefft der flogell nene genoge,
> de moht tho mannigen tiden
> grote schwere lidenn.
> Hirumme schall ein iglick mann
> Vaten, wat[10a]) he dragen kann.

Du schast hebben einen oversten schriver baven dine anderen schrivers; de schall wiisz sin undt klock undt nicht ein bedeler frombder worde undt nicht bii wegeland sokende[11]) ghann, alsz de blinde, wente weme du dinn insegell bevhelest, de is ein beschermer dines lives, dines gudes undt diner ehre.

Were ock, datt unser manne welik were, de up unsern slöten seten, so[12]) dy und uns nicht woll thogedan weren, den giff er geldt undt lath se thehen, up dat se andere unse manne undt rede nicht van uns entehenn.

Were ock dat unser manne welik gegen dy gebreken[13]) undt bede dy, dat du ehme alsodanen unwillen woldest thogeven,[14]) datt schaltu don, so ferne alse he dy undt uns nicht gestan hedde na dinem und unsem live edder dy undt uns vorraden hedde.

Weret ock, dat du weme wat dedest, dat schalt du allewege gedenken undt nummer vorgetenn, wente de jenne, dem du watt gedan hefft, de will idt nicht vorgetenn, wen er idt eme wedder fallet. Sundern geschuth dy wat, dat schastu ehme vergeven, also ferne du van eme darumme gebeden werst. Hiraver wartt keyser Julius, de dutt ock dede, ein groth mechtig keyser.

Ock so schalstu di richtenn, alse dine nabers sick richtenn. Richten se sick na krige, so richte du dick dar ock na. Richten se sick na frede, so richte du dick dar ock na.

Make ock sonderliken nene veide[15]), du deist idt na rade diner undt unser prelaten, manne, unses rades undt der van Luneborch. Hirumme offt dat landt dar over vordorven worde, dar Gott vor sy, so enderven se dick nicht averseggen[16]) edder vorwiten,[17]) dat du dat landt undt se alle hebbest tho vorderve gebracht. Undt wes du denn also na erem rade deist undt desz in schaden kumpst, dar möten se alle dy tho behulpen[18]) sien, dat also de schade weddergelecht werde. Undt holt frede, wor du immer kanst, und do nichtes, du deist idt den mitt rade der vorbenömeden, so blifftu und se undt dat landt bestendig.

Offt du ock iennige schulde[19]) heddest tho unsen mannen undt undersaten, gestlick undt weldtlick, de vorklage vor unsen prelaten, manschoppe undt dem rade vann Luneborch. Undt isz et denne, datt deienne dick rechtes utgann[20]) vor denn unsen vorbenömeden, so is dat sunder twivell, se sin dy dartho alle behulpen dat he dy ehre undt rechts plegen[21]) möte, darumb dat du ohne beschuldiget hefft.

Undt were ock dat, dat du dat vorbenömede also nicht enheldest undt darenbaven iemandt överfellest, dat wolde övell luden, undt wolde ein böse geruchte werdenn manckt anderen herrn undt furstenn undt guden mannen, wenner du dat dedest baven ehre undt recht unvorclaget und unvorfolget in alle wyse, alse hirvor berortt is.

Segge ock unsen prelaten undt manschoppen undt denn vonn Lunenborch, unsen undersatenn, gestlick undt weldlick, unsen herrn undt fründen nichts for, du willest idt ene holdenn, undt wes enig mitt denn unsen vorbenomedenn undt lath dy von ene nicht sprekenn, so blifftu woll bestendich.

Ock schaltu dine vyende nicht altho ringe vorschlan edder achten, wente idt möchte ene ander gefelle fallenn[22]), dar Gott vör sy, dath dy möchte tho schwar wesenn undt to vorderve kamenn.

Ock bescherme unse undt des rikes stratenn undt denn kopmann, so vordenestu loff und ehre vann den steden undt kopmannen undt sinn dy desto truwer behulpen, wor idt dy nott und behoff ist.

Ock schastu guttlich undt frundlich sinn unsen prelaten, mannen, reden undt steden undt unsen undersaten, gestlick undt weldtlick, wente van groter ernsthafftigkeit[23]) werdenn de undersaten tödliken gewundet.

Baven alle dink dene flitigen dem almechtigen Gott, wente, wer deme denet, den vorlet he nummermer. Leve sone, do alle dink mitt rade undt wollbedachtem mode undt sy dem leven Gade bevhalenn.

So hapenn[24]) wii ia des, dat de ergenante unse leve sohne alsodane vorberorde artikell io holdenn will, darann wy nicht entwivelenn. Deszes tho bekentnis undt tho ewiger gedechtnisze hebbenn wi unse ingesegell gehengen heten an deßen breff. Na Christi gebortt dusent veerhundert darna in dem vyff undt seszstigsten jare am Fridage fur dem Sondage Reminiscere in der vastenn.

Ausgaben-Verzeichnisse eines Helmstedter Studenten aus den Jahren 1620 und 1621.

Mitgetheilt vom Schulrath Koldewey.

Von wem die beiden nachfolgenden Ausgabe-Verzeichnisse herstammen, wird in der Handschrift, aus der sie hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit treten, nicht weiter bemerkt, läßt sich aber trotzdem mit Sicherheit nachweisen. Das Document hat sich nämlich früher im Besitz der alten hannoverschen Adelsfamilie von Rheden befunden und wird durch die Tradition auf ein Mitglied derselben, das seiner Zeit in Helmstedt studirt habe, zurückgeführt. Zugleich ergiebt sich aus der Art und Weise, wie darin unter dem 18. No-

---

7) = anfangen. — 8) „dat du . . . ende" fehlt der Hdschr. 9) konnest undt datt middell Hdschr. — 10) = zustimmen. — 10a) Hdschr: weß. — 11) schokende Hdschr. — 12) „so" fehlt Hdschr. — 13) = Unrecht thun. — 14) = verzeihen. — 15) viende Hdschr. — 16) = beschuldigen. — 17) = vorwerfen. — 18) = hülfreich. — 19) = Beschuldigung.

20) Hdschr. entgan; = dir dein Recht verweigern. — 21) Genugthuung leisten. — 22) = ein anderes Ereigniß eintreffen. 23) = Strenge. — 24) = hoffen.

vember 1620 und insbesondere in der Ueberschrift zu den Ausgaben des Jahres 1621 der Stammsitz der Familie, das im Regierungsbezirk Hildesheim, südlich von Gronau und unweit der Weser belegene Rittergut Rheden, erwähnt wird, daß dort die Heimath des Verfassers zu suchen ist. Nun begegnen uns in dem Album der Julius-Universität, das im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird, aus der hier in Frage kommenden Zeit zwei Sprößlinge des in Rede stehenden Geschlechts, „Heidericus à Rheden Pattensheimensis“, der am 18. Juni 1618, und „Hilmarus Christoph à Rheden, Diderich von Rheden Sohn“, der zwischen dem 11. und 25. Juni des folgenden Jahres immatriculirt wurde. Einer von diesen Beiden muß die Verzeichnisse aufgestellt haben. Gegen den Erstgenannten spricht aber, daß er, wie im Album bemerkt wird, aus Pattensen und nicht aus Rheden stammte, während Dietrich, der Vater von Hilmar Christoph, nach Ausweis des Stammbaums der Familie, dessen Kenntniß der Herausgeber der Güte des Herrn Kammerherrn und Landraths von Rheden verdankt, in der That Erbherr des gleichnamigen Gutes gewesen ist. Dazu kommt, was das zweite Verzeichniß bezüglich der Studien des Verfassers durchblicken läßt. Dieser beschäftigte sich nämlich, augenscheinlich um sich im lateinischen Stil zu verfeinern, mit Ovid (vergl. die Ausgaben zu Anfang des Jahres 1621) und hörte bei dem Professor der Eloquenz Christoph Heidman Geschichte (vergl. die Notiz unter dem 5. Januar 1621), war also noch in dem humanistisch-philosophischen Vorcursus begriffen, den die damaligen Studenten erst durchmachen mußten, bevor sie sich einer der drei oberen Facultäten, Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin, zuwenden durften. Da nun dieser Vor- und Anfangscursus statutenmäßig zwei Jahre umfassen sollte, so ist ersichtlich, daß der im 5. Semester stehende Heiderich bereits darüber hinaus war, während sein jüngerer Vetter, Hilmar Christoph, bei seinem noch nicht vollendeten dritten Semester noch mitten darin stand. Dieser also muß es sein, der hier so sorgsam und eingehend über die Verwendung des ihm zur Verfügung gestellten Geldes Auskunft giebt.

Was sonst noch über den Junker Hilmar Christoph von Rheden bekannt wird, beschränkt sich auf die kärglichen Notizen des schon erwähnten Stammbaums. Danach war er von Herrn Dietrich von Rheden der zweite Sohn und besaß zwei Geschwister, einen älteren Bruder, Heinrich Levin, und eine jüngere Schwester, Anna Magdalene. Die Zeit seiner Geburt wird nicht vermerkt*), ebensowenig, ob er der ersten Ehe seines Vaters mit Magdalene von Weissungen, oder der zweiten mit Eva Maria von Wettberg († 1641) entsprossen war. Auch das ist unbekannt, wie lange er in Helmstedt noch blieb und weshalb er sein Ausgabenverzeichniß mit dem 7. Februar 1621 abgebrochen hat. Nur so viel steht noch fest, daß er, und zwar unvermählt, am 28. November 1638 gestorben ist.

Fragt man nun nach den Gründen, die den jungen Herrn zu der Verzeichnung seiner Ausgaben bewogen, so legt schon die Fassung einzelner Notizen die Vermuthung nahe, daß nicht der eigene Trieb, sondern ein fremder Wille dabei maßgebend war. Nur so wenigstens erklärt es sich, daß bei den nicht geradezu nothwendigen Ausgaben in der Regel angedeutet wird, daß der Schreiber sich ihnen nicht zu entziehen vermocht habe und nur durch die besonderen Verhältnisse dazu gedrängt worden sei, vergl. z. B. die Notizen unter dem 10., 13., 22. November, 9. December u. ö. Außerdem lassen die sorgfältigen und gleichmäßigen Züge der Handschrift, sowie der hie und da, z. B. unter dem 24. und 30. October, vorkommende Ausdruck „domalich“ darauf schließen, daß man es hier nicht mit täglichen, nur der eigenen Controlle dienenden Eintragungen, sondern mit nachträglichen und für ein fremdes Auge bestimmten Aufstellungen zu thun hat. Verstärkt wird diese Annahme, wenn man erfährt, daß Herr Dietrich, der Vater des Junkers, gerade 1620, wahrscheinlich kurze Zeit vor Beginn der Aufzeichnungen, gestorben ist. Was Wunder, daß der Vormund von seinem Mündel oder die Mutter von ihrem Sohne genaue Auskunft über die Verwendung seines Geldes verlangte!

Bei dieser Sachlage erhebt sich dann aber unwillkürlich die weitere Frage, ob die Angaben des jungen Herrn auch wirklich dem Thatbestande entsprechen, oder ob er nicht vielmehr, wie es unter ähnlichen Verhältnissen auch andere akademische Bürger schon vor ihm und nach ihm gemacht haben sollen, Alles, was dazu angethan war, den gestrengen Herrn Vormund oder die ängstliche Frau Mutter zu erregen und zu beunruhigen, rücksichtsvoll bei Seite ließ und unter einer unverfänglichen Attrappe versteckte. Mit Sicherheit wird dieser Punkt wohl kaum zu entscheiden sein. Wenn man aber den treuherzigen Ton beachtet, der durch den ganzen Rechenschaftsbericht hindurchklingt, und insbesondere auch auf das offene Eingeständniß einzelner kleiner Verfehlungen und Ueberschreitungen Rücksicht nimmt, so kann man eigentlich gar nicht daran zweifeln, daß Hilmar Christoph von Rheden kein Windbeutel, sondern eine ehrliche Natur und ein zuverlässiger Charakter gewesen ist und keineswegs von seinem Ausgabenbuche, wie es einst Bossuet mit den Klassikern zum Besten des französischen Dauphin gethan, eine Separatedition in usum matris et tutoris veranstaltet hat.

Ist diese Voraussetzung richtig, so gewinnen die trockenen Notizen, die hier mitgetheilt werden, für Jeden, der sich für die Geschichte der deutschen Hochschulen, insbesondere aber für die der ehemaligen Julius-Universität interessirt, einen weit größeren Werth, als es bei einer nur oberflächlichen Betrachtung den Anschein hat; denn derartige Quellen, die, wie diese, in das studentische Leben der Vorzeit einen Einblick gewähren, fließen nur spärlich und wissen überdies auch meistens nur von

*) Auf dem „nach Aufzeichnungen des Freiherrn von Löhneysen“ zusammengestellten „Stammbaume der Herren von Rheden auf Rheden“, der dem Herausgeber in Abschrift vorliegt, findet sich bei Hilmar Christoph vor dem Todesdatum die Zahl 1613. Diese darf nicht als Geburtsjahr gedeutet werden, sondern bezeichnet augenscheinlich das Jahr, in dem der Verfasser des Stammbaumes den Genannten in einem Actenstücke verzeichnet gefunden hat.

Excessen und Nichtsnutzigkeiten, mit einem Worte, von der Nachtseite des akademischen Treibens zu berichten. Da ist denn ein Actenstück, das erkennen läßt, welche Ansprüche ein Studiosus aus guter Familie, anständiger Gesinnung und solidem Lebenswandel vor 270 Jahren an seine Lebensführung gestellt hat und mit welchen Mitteln und Kosten er seines Daseins froh geworden ist, doppelt und dreifach willkommen. Allerdings bleibt auch hier noch Manches zu wünschen, wie man denn auch z. B. gern erführe, was der junge Herr seinem Hospes für Tisch und Wohnung gezahlt hat und dergl. mehr. Aber auch so sind die Aufzeichnungen des Junkers von Rheden werthvoll genug, um ihre Veröffentlichung als vollständig berechtigt erscheinen zu lassen.

Was die Handschrift anlangt, in der die beiden Verzeichnisse der Nachwelt überliefert worden, so umfaßt sie 10 vergilbte Quartblätter, von denen jedoch das erste und die drei letzten nicht beschrieben sind. Sie gehört dem Herrn Oberlehrer Dr. Bartels in Braunschweig, der den Abdruck an dieser Stelle gütigst erlaubt hat. Bei der Wiedergabe wurden Schreibweise und Zeichensatzung der Handschrift beibehalten, einige Abkürzungen aufgelöst.

I.

Verzeignuſ was ich zu Helmstedt habe außgeben. Anno 1620.

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Den 14ten Octobris zu grossen Linden [1]) verzehret auff der reise	—	6	—
Den 15ten Octobris zu Aderssen [2]) verzehret	—	4	—
Den 19ten Octobris der maget zu Valberge [3]) tranckgelt geben	—	4	4
item dem Furman der vns [4]) nach Helmstede gefahren geben	—	1	4
Da wir [4]) den abendt zu Helmstede kommen langen lassen bier fur	—	2	2
Den 20ten Octobris einen topf gekaufft vndt dafur geben	—	—	4
item dintenpuluer holen lassen fur	—	2	2
item ein buch poppier gekaufft	—	3	—
Den 21ten Octobris dem Hospiti fur eine kanne vndt teller geben	1	22	4
Den 22ten Octobris in den armbentel geben	—	—	2
Den 23ten Octobris einen spiegel gekauft dafur geben	—	1	6
Den 24ten Octobris sein 3 studiosi zu vns [4]) auff die stuben kommen vndt holen lassen domalich bier fur	—	9	—
Den 25ten Octobris einen pulten gekauft vndt dafur geben	—	6	—
Den 26ten Octobris einen krus [5]) gekauft vndt dafur geben	—	4	4
Den 27ten Octobris schuch schwartze gekauft vndt dafur geben	—	1	4
Den 28ten Octobris in das quartal geben [6])	—	3	—
Den 29ten Octobris nagell holen lassen fur	—	1	—
item in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 30ten Octobris haben die tischbusse [7]) der wirdtinnen ein Jeder 2 weingläser gekaufft vndt ich domalich auch 2 kauffen mussen vndt dafur geben	—	5	2
Den 31ten Octobris brodt holen lassen fur	—	1	4
Den 1ten Nouembris ist Conradus Wedemeyer zu vns auff die stuben kommen vndt denselben pro hospite mit an den tisch genommen welches gekostet	—	5	2
Den 3ten Nouembris eine kan bier holen lassen	—	1	4
Den 5ten Nouembris in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 7ten Nouembris eine lichtputze gekaufft dafur geben	—	1	4
item Rokerkärssen [8]) holen lassen fur	—	—	2
Den 10ten Nouembris haben die tischbusse Martensabendt gehalten vndt ich dazu geben mussen	—	4	4
Den 11ten Nouembris brodt holen lassen	—	1	4
Den 12ten Nouembris in den klinge beutel geben	—	—	2
item da wir auffen nachmittage auf der kirchen kommen von vnsern tischbussen etzlichen eingeruffen worden vndt vertruncken	—	2	2
Den 13ten Nouembris habe ich zu einer zinnern kannen (wie den alle tischbusse) welche der Hospes dem kruger der ihm das bier zufuhret geben mussen	—	9	—
Den 14ten Nouembris brodt holen lassen	—	1	4
item die auisen [9]) gekaufft dafur geben	—	2	—
Den 16ten Nouembris habe ich in der buchladen [10]) da ich etzliche bucher zu behueff meines studirens ausgenommen vertruncken	—	1	4
Den 18ten Nouembris haben wir einen botten von Rheden bey vns gehabt vndt bier holen lassen fur	—	1	4
Den 19ten Nouembris habe ich in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 22ten Nouembris hatt die tischbusse kristannien [11]) gekaufft vndt ich darzu geben mussen	—	1	4
Den 25ten Nouembris habe ich einen mantel haken machen lassen dafur geben	—	2	2
Den 26ten Nouembris in den klinge beutel geben	—	—	2

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Den 1ten Decembris ist bey vns geweſt Heinrich Reuter von Munder vnd wir holen laſſen bier fur . .	—	1	4
Den 3ten Decembris in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 5ten Decembris haben die tiſchbuſſe bier vom keller holen laſſen vndt ich dazu geben	—	3	—
Den 6ten Decembris habe ich die har abſchneiden laſſen vndt den kopf waſchen dafur dem Balbier geben .	—	6	—
Den 7ten Decembris brodt holen laſſen	—	1	4
Den 8ten Decembris habe ich aus der Buchladen makeltuhr [12]) welches ich vmb meine newen bucher gemacht, geholet vndt dafur geben	—	2	—
Den 9ten Decembris habe ich dem fenſtermacher für 7 Ruten ſo vns in der nacht ſein vom Studenten iungen [13]) aufgeſchmiſſen geben muſſen [14])	—	1	4
Den 10ten Decembris in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 11ten Decembris hatt der Hospes der tiſchbuſſe den tiſch zuſteygern ſich verlauten laſſen, deshalben ſie ſämplich in ein haus zuſahmen kommen, vndt dauon miteinander, wie ſie es halten wolten, deliberiret da in dan vertruncken	—	6	—
Den 13ten Decembris habe ich ein buch poppier holen laſſen dafur geben	—	3	—
Den 16ten Decembris habe ich an meinem wambſe etwas machen laſſen vndt dafur geben	—	1	4
Den 17ten Decembris in den klinge beutel geben	—	—	2
Den 25ten Decembris hatt die gantze tiſchbuſſe wein holen laſſen vndt ich dazu geben muſſen	—	3	—
Den 26ten Decembris dem Pastori Opffergelt geben	—	3	—
Jtem in den 4 Heiligen Weinachten [15]) in den klinge beutel geben . . .	—	1	—
Den 27ten Decembris haben ſie noch einmahl wein holen laſſen vndt ich dazu geben	—	1	4
Den 28ten Decembris brodt holen laſſen dafur geben	—	1	4
Den 29ten Decembris habe ich meine ſchuch flicken laſſen vndt dafur geben	—	3	—
Den 30ten Decembris wachs holen laſſen vndt dafur geben	—	—	6
Den 30ten Decembris brodt holen laſſen dafur geben	—	1	—

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Auch ſein 3 von der tiſchbuſſe, nemblich die Stapeleren mit ihrem praeceptore von dem tiſch hinwiederumb abgetreten vndt die ſemplichen tiſchbuſſe mit ihnen das valet getruncken vndt ich dazu geben	—	6	—
item da wir die 3 thaler der kalenbergiſchen societet [16]) eingebracht, habe ich pro inscriptione geben muſſen	—	6	—

II.

Verzeignuſ was ich von den 15 Thalern die ich von Rheden bekommen auſgeben habe Anno 1621.

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Erſtlich dem buchfuhrer geben . . .	2	30	4
item dem buchbinder geben	—	28	4
item in Melchiors [17]) buchladen Gregorii Bersmanni [18]) calligraphiam ouidianam gekaufft vndt dafur geben	—	5	6
Den 31ten Decembris in die kalenbergiſche societet geben	3	—	—
Den 1ten Januarij in den klinge beutel geben	—	—	4
item dem Hospiti fur bier ſo wir unterweilen auffen karnſtocke [19]) des morgens fru zur bierſuppe vndt ſonſten unterweilen beym tiſch, vber vnſer quartier [20]) wen fremde studiosi am tiſch geweſen langen laſſen, geben	1	24	—
Auff neu Jarstagkabendt haben die ſemptlichen tiſchbuſſe nach der mahlzeitt herumb gelegt ein ieglicher 3 Mgr. wofur ſie bier vom keller holen laſſen	—	3	—
item den mägden im hauſe zum newen iahr verehret	—	4	4
Den 2ten Januarij habe ich dem buchbinder fur das compendium Theologicum Hutteri [21]) einzubinden geben	—	6	—
Den 4ten Januarij in das quartal geben [6])	—	3	—
Den 5ten Januarij ein halbſtubichen [22]) bier holen laſſen vndt dafur geben .	—	1	4
item dem kleinſchmiedt welcher vns etwas am ſchloſſe fur der ſtuben gemacht geben	—	—	6
item nachdem wir vnter M. Heidtman ein Collegium Historicum mitgehalten, vndt es nun alſo gebreuchlich das wen einer etwan zu ſpäde hinein kommet, er alsdan 1 gg in den fiscum geben mus, weil ich aber auch einmahl oder zwey in dem ich weit zugehen zu ſpede kommen als habe ich auch geben muſſen . . .	—	3	—

	Thlr.	Mgr.	Pfg.
Den 6ten Januarij habe ich der wescherinnen fur 5 wischeltucher geben	—	1	4
item in den klingebeutel geben . .	—	—	2
item Nochmahligs in den klingebeutel geben	—	—	2
Den 8ten Januarij ein halbstubichen bier holen lassen zur biersuppen fur	—	1	4
Den 10ten Januarij ein brodt holen lassen dafur geben	—	1	4
Den 11ten Januarij ein buch poppier gekaufft dafur geben	—	3	—
Den 14ten Januarij in den klingebeutel geben	—	—	2
Den 16ten Januarij ein par schuchbenner [24]) gekaufft dafur geben . .	—	9	—
Den 20ten Januarij ein pundt lichte gekaufft dafur geben	—	10	—
Den 21ten Januarij in den klingebeutel geben	—	—	2
Den 25ten Januarij habe ich zu der Comedien welche wir agiren geben mussen	1	—	—
Den 28ten Januarij Black [25]) holen lassen dafur geben	—	1	4
item in den klingebeutel geben . .	—	—	2
item wirauch [26]) holen lassen dafur geben	—	1	4
Den 3ten Februarij habe ich meine schuche flicken lassen dafur geben .	—	6	—
Den 4ten Februarij brodt holen lassen dafur geben	—	1	4
item in den klingebeutel geben . .	—	—	2
item der wäscherinnen, fur 3 hembde vndt 2 schnupftucher 1 hantuch, geben	—	4	—
Den 5ten Februarij poppier gekaufft dafur geben	—	1	4
Den 7ten Februarij habe ich ein brodt vndt eine kannen bier holen lassen da Heinrich Wandtmacher bey vns war, dafur geben . . .	—	3	—

Anmerkungen:

1) Gemeint ist Osterlinde im Amte Salder, das auf dem directen Wege von Rheden nach Adersheim liegt und heute noch zum Unterschiede von dem benachbarten Westerlinde oder „Lüttgen Linne" in der dortigen Gegend „Groten Linne" genannt wird.

2) Aderssen: Adersheim, eine Stunde westlich von Wolfenbüttel.

3) Valberge: Daß Groß- und nicht Klein-Vahlberg gemeint ist, ergiebt sich daraus, daß nach Hassel und Bege, I, 498 das Rittergut zu Groß-Vahlberg zu jener Zeit der Familie von Wettberg gehörte, mit der der Junker von Rheden durch seine Mutter, einer geborenen von Wettberg, verwandt war. Dort wird er vom 15. bis 19. October gastfreundliche Aufnahme gefunden haben.

4) Wer mit dem Junker zusammen von Rheden nach Helmstedt gereist ist und mit ihm dort zusammen gewohnt hat, ließ sich nicht ermitteln.

5) krus: niederdeutsch für Krug, das irdene Trinkgefäß mit zinnernem Deckel, das auch jetzt noch auf den braunschweigischen Dörfern unter dem Namen „Krus" oder „Kraus" bekannt ist.

6) in das quartal geben: Was darunter zu verstehen, vermag der Herausgeber nicht mit Sicherheit zu bestimmen.

7) tischbusse: So die Handschrift stets, einerlei ob damit, wie hier u. ö., die Tischburschen, d. h. Tischgenossen, oder, wie unter dem 22. November, 11. und 25. December, die Tischburse, d. h. die Tischgenossenschaft oder Tischgesellschaft gemeint ist.

8) Rokerkärssen: Räucherkerzen.

9) avisen: so viel wie Zeitung.

10) in der buchladen: So die Handschrift. Da sich das Wort auch unter dem 8. December mit dem weiblichen Artikel findet, so dürfte kein Schreibfehler, sondern eine auch sonst vorkommende Verwechselung zwischen masc. „Laden" und fem. „Lade" anzunehmen sein. Vergl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, VI, 40 unter 2). — Es wäre interessant zu erfahren, ob auch in anderen Universitätsstädten die Buchhändler in ihren Läden Bier feil gehalten haben.

11) kristannien: auch heute auf dem Lande üblich für „Kastanien".

12) makeltuhr welches: Wegen des Versuchs, das Wort „Makulatur" als Neutrum in deutsche Form zu bringen, vergl. Grimm, Wörterbuch, VI, 1492 f.

13) vom Studenten iungen: So die Handschrift. Vielleicht ein Schreibfehler für „von Studenten iungen".

14) Hier wird in der Handschrift am Rande vermerkt: „Denen von Bulaw, welche allhie auch studiren, sindt auff einen abendt fur 9 thaler fenster ausgeschmissen worden". Am 25. December 1620 wurden in Helmstedt drei Studenten namens à Bulow immatriculirt, Bernhardus Guntherus, Ludolphus und Henricus.

15) Bis 1773 umfaßten die drei großen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, im Braunschweigischen je 3 Tage. Daß hier vier Weihnachtstage erwähnt werden, erklärt sich dadurch, daß 1620 der heilige Abend auf einen Sonntag, der erste Festtag also auf einen Montag fiel.

16) Ueber die „Kalenbergische Societät" ist dem Herausgeber nichts Näheres bekannt.

17) Melchrior: nicht näher bekannt.

18) Gregor Bersmann, geb. 1538, wurde 1571 in Leipzig Professor, † 5. October 1611. Das hier erwähnte Werk war eine Sammlung von eleganten Ausdrücken und Wendungen, durch deren Gebrauch der lateinische Stil verfeinert werden sollte: „Calligraphia Ovidiana, Germanica paraphrasi illustrata et in certos locos redacta, colloquiorum, epistolarum et orationum exornationi plurimum inserviens".

19) auffen karnstocke: auf dem Kerbstocke.

20) vnser quartier: das Quantum Bier, das jeder Tischbursch täglich zur Malzeit erhielt, etwas mehr als ¾ Liter, der vierte Theil eines Stübchens.

21) Das einst viel benutzte Werk des streng orthodoxen Wittenberger Professors Leonhard Hutter († 1616) war zuerst 1610 erschienen.

22) ein halbstubichen: ein halbes Stübchen. Dieses faßt ungefähr 3½ Liter.

23) M. Christoph Heidman wirkte in Helmstedt seit 1612 als Professor der Rhetorik, folgte 1626 einem Rufe an die Ritterakademie zu Sorö auf der Insel Seeland und starb dort 1627.

24) schuchbenner: Schuhbänder.

25) Black: schwarze Tinte.

26) wirauch: Weihrauch.

Sagen,

gesammelt von Otto Schütte.

Der Gluhschwanz in Wedtlenstedt.

Eine Bauerfrau in Wedtlenstedt hatte immer viel Schwarzmus (= Gänseschwarz oder Schwarzsauer).

Das brachte ihr stets der Gluhschwanz im Schornsteine des Sonntags Morgens während der Kirche herunter. Da gingen nämlich alle Hausbewohner in die Kirche, nur die Frau blieb zu Hause. Wenn es ausgeläutet hatte und die frommen Lieder ertönten, so setzte sie die Becken und Näpfe zusammen, und der Gluhschwanz schüttete sie voll. Eines Sonntags wollte ein Knecht einmal sehen, woher seine Herrin das viele Schwarzmus bekäme. Er ging daher nicht in die Kirche, sondern setzte sich heimlich unter einen Büketubben und guckte durch das Zapfloch. Der Gluhschwanz aber bemerkte es wohl, daß die Frau nicht allein zu Hause war. Als sie daher die Schüsseln hingesetzt hatte, schickte er nichts herab, sondern rief: „Es gucken zwei Augen". Da die Frau Zweifel in seine Rede setzte, so sprach der Teufel: „Soll ich sie auslöschen"? Das wollte aber die Frau nicht gern zugeben. Darauf sagte er noch einmal: „Es gucken zwei Augen". Da die Frau ihm wiederum nicht glaubte, so sagte er zum dritten Male: „Es gucken zwei Augen und sagen nichts". Als er auch dann keinen Glauben fand, entfernte er sich und kehrte niemals wieder, um Schwarzmus zu bringen.

Drachen als Schätzebringer. Rother Junge.

In Schöningen und Grasleben glaubte man wie in anderen Oertern, die Drachen führen im Schornsteine herunter und brächten Schätze, daher hätten manche Leute so viel Geld.

Ebenso steigen die rothen Jungen (vergl. das Rothpötjen [1]) auf die Häuser und werfen den Leuten durch den Schornstein Sachen zu. Wer durch seinen Fleiß groß geworden war, dem hatten nach der Meinung Vieler die rothen Jungen den Reichthum gebracht.

Wer gute Pferde hatte, von dem sagte man, er habe einen rothen Jungen, der des Nachts füttere.

Dieser zeigte sich auch in Wahrstedt und brachte Glück. Im Jahre 1790 brannte die eine Hälfte des Ortes ab. Aber ein kleines Haus, das eine alte Frau bewohnte, die für eine Hexe galt, fing kein Feuer. Denn der rothe Junge, den sie hatte, schützte es. Endlich aber wurde auch ihr Besitzthum vom Feuer ergriffen. Da gab es auf einmal einen furchtbaren Knall, der rothe Junge nämlich hatte das Haus verlassen. Ungeschützt brannte es nun nieder und wurde nie wieder aufgebaut.

Einer Frau in der Vorsfelder Gegend half der Teufel immer beim Buttern. Sie bediente sich dabei der Worte „ut jeden Hûs en Leppel vull". Dann ging der Teufel in jedes Haus und holte einen Löffel voll Flott heraus, so daß die Frau immer viel Butter bekam. Eines Tages war ihre Nachbarin grade in ihrem Hause, als sie butterte, hörte ihre Worte und sah den Erfolg. Da entwendete sie das Butterfaß und sprach beim Buttern, weil sie sich verhört hatte, „ut jeden Hûs en Kettel voll". Ihre Bitte wurde erfüllt, und sie kriegte auf einmal soviel Flott, daß er aus dem Fasse herausfloß und sie wie in einem Berge stand und sich vor Flott nicht bergen konnte.

---

1) Br. Magazin 1898, S. 23.

Vorlat.

Wenn die Thüren im Hause klappern, so stirbt Jemand, ebenso wenn beim Tischler die Bretter zusammenfallen.

In Volkmarsdorf hörte die Tochter eines Ackermannes Jemanden auf einem Balken des Hausbodens husten. Sie suchten darauf das ganze Haus ab, fanden aber keinen. Das war ein Vorlat gewesen, denn zwei Tage darauf hatte der Besitzer das Unglück, sich todtzufahren.

In Delligsen saß eine Frau auf der Diele weit von einer Harke, die an der Wand an einem Zapfen hing. Da fiel plötzlich die Harke dicht neben ihr nieder. Das war ein Vorlat. Im selben Augenblicke kam denn auch ein Bote mit der Nachricht, ihre Muhme sei gestorben.

Häufig sind Träume ein Vorlat. Wenn man z. B. von reifen Zwetschen träumt, so stirbt einer in der Familie, ebenso stirbt der Kranke, von dem man sich gerufen glaubt.

In Flechtorf träumte einem Manne, es werde ihm ein Zahn ausgerissen. Am anderen Tage hatte er den Verlust seiner Tochter zu beklagen.

Spukende Thiere.

Die spukende Katze.

Vor 80 Jahren war in Grasleben eine Frau, die eine Hexe war, denn sie konnte sich in eine Katze oder einen Hund verwandeln. Neben ihrem Gehöfte war eine enge Straße, die Kattenstraße benannt, weil die Frau sich meist in eine spukende Katze verwandelte. Als solche fraß sie die grünen Zwetschen von den Bäumen. Als sie einst auf einem Zaune saß und wiederum die unreifen Früchte abfraß, schlug sie einer. Das Thier lief aber nicht fort, sondern sprang vom Zaune herab und suchte den Mann in die Beine zu beißen. Da trat sie dieser mit seinen pinnenbeschlagenen Stiefeln an den Kopf. Am anderen Tage hatte die Frau ein Tuch ums Gesicht gebunden, sie hatte sich angeblich gestoßen. Als sie es aber ablegte, sah man deutlich an ihrer Backe die Schrammen von den Nägeln. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

K. Knackstedt, Geschichte des Dorfes Bornhausen bei Seesen. Mit einem Bilde des Amthauses nach Merian und einer Karte der Umgebung nebst den Wüstungen. Braunschweig, Großklaus & Strube [1899]. 216 S. 8⁰. 3 M.

Bornhausen ist der Geburtsort des Verfassers, an dem er mit treuer Liebe hängt und dessen Schicksale er länger als ein halbes Jahrhundert mit reger Theilnahme, zumeist aus eigener Anschauung, hat verfolgen können. Aus dieser Heimathliebe ist das Buch erwachsen, in das viele traute Erinnerungen glücklicher Jugendzeit sinnig verwoben sind. Dabei hat aber der Verfasser keine Mühe gespart, was er irgend an Nachrichten für die Geschichte Bornhausens hat gewinnen können, heranzuziehen und in seinem Buche zu verwerthen. Nicht nur gedruckte Geschichtswerke, Chroniken und Urkundenbücher, sondern auch ein umfassendes handschriftliches

Material, das er den Acten des Landeshauptarchivs, der Cammer und anderer Behörden, den Kirchenbüchern u. s. w. entnommen hat. So hat er uns eine Dorfgeschichte geliefert, der wir in gleicher Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit aus unserem Herzogthume keine zweite an die Seite zu stellen wüßten. Alle Ereignisse und Veränderungen im Dorfe werden eingehend vorgeführt; selbst die Geschichte der einzelnen Höfe ist nach Möglichkeit verfolgt und anschaulich, zumeist nach den Erbregistern, zur Darstellung gebracht. Daneben hat der Verfasser es gut verstanden, die Erlebnisse des kleinen Gemeinwesens an das große Ganze der Entwickelung der allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse in Deutschland, wie der besonderen in unserem Herzogthume anzuknüpfen und im Zusammenhange mit diesen zu schildern.

Die Vergangenheit des Ortes ist eine alte. Er wird uns zuerst 974 in einer Urkunde genannt, die Kaiser Otto III. für das Marienkloster in Gandersheim ausgestellt hat. Mit der Geschichte dieses Klosters ist die des ihm zugehörigen Dorfes Jahrhunderte lang auf das Engste verwachsen. In dem ersten Abschnitte des Buches „der ältesten Zeit bis 1250“ wird die Entstehung dieser Verhältnisse, die Entwickelung des Dorfes u A., wovon bei Mangel einschlagenden Materials Manches dunkel bleiben muß, dargelegt, die Wüstungen der Umgegend, der Betrieb der Bornhäuser Hütten, die später trotz der weiten Entfernung Rammelsberger Erze verarbeiteten, u. A. behandelt. Im zweiten Abschnitte wird uns „das Dorf unter Gandersheimer Lehnsleuten bis zur Reformation“ vorgeführt. Es waren dies Anfangs die von Wildenstein und die von Gowische, dann lange Zeit die von Steinberg, von denen der 1336 verstorbene Aschwin III. die Bodenburg-Bornhäuser Linie gründete, die 1701 mit Johann Adolf erlosch. Die Schicksale der Angehörigen dieses Geschlechts werden im dritten und letzten Theile, „der neuen Zeit“, fortgesetzt. Henning v. St. begann 1622 den Bau des stattlichen Herrenhauses, der dann durch den schrecklichen Krieg eine Unterbrechung erlitt und erst um das Jahr 1650 vollendet sein wird. Um einen Garten für das Haus zu gewinnen, wurden mehrere Ackerhöfe angekauft und niedergelegt. Es ist das jetzige Domänengebäude. Denn nach dem Aussterben der genannten Linie des Geschlechts wurde Bornhausen als Tafelgut der Aebtissin von Gandersheim eingezogen. Die von der Schulenburg erhoben zwar Anspruch auf das Lehen, strengten auch einen Proceß deswegen an, der erst 1765 durch einen Vergleich beendet wurde. Nach der Säcularisation des Stiftes Gandersheim im Jahre 1802 ward Bornhausen Staatsdomäne. Alles dieses, sowie die Drangsale des dreißig- und des siebenjährigen Krieges, die Verhältnisse von Kirche, Pfarre und Schule, die Steuern, die Dorfbeschreibung, das Aufblühen des Ortes in neuerer Zeit durch die Separation, die Eisenbahn, die Sand- und Kiesgruben u. s. w. werden ausführlich dargestellt. Sehr willkommen ist auch der Anhang, in dem nicht nur die Familiennamen des Dorfes, die Berg- und Ortsnamen der Umgebung erklärt, sondern auch interessante Beobachtungen aus dem Thier- und Volksleben, Redensarten, Sprüche, Räthsel, Volksgebräuche u. s. w. mitgetheilt werden. So ist auch in dieser Beziehung ein werthvolles Material hier zusammengetragen. Die Darstellung des Verfassers ist leicht und gewandt, das Buch anregend und unterhaltend, wenn wir uns auch mit allen Urtheilen und Schlußfolgerungen des Verfassers nicht einverstanden zu erklären vermögen. Das gilt vornehmlich von den sprachlichen Untersuchungen, für die der Verfasser eine besondere Vorliebe zu haben scheint. Er besitzt hier auch zweifellos eine große Combinationsgabe, aber er läßt, wohl gerade deshalb, seiner Phantasie gar zu leicht die Zügel schießen, die Sprachregeln, die älteren Sprachformen zu sehr außer Acht. Zwei Beispiele, die ein allgemeineres Interesse haben, werden das deutlich machen. Das Wort „Herr“ (S. 13) wird mit „Hari“ zusammen gebracht, dieses statt als Heer als Krieg gedeutet, und die Ausdrücke „Krieger“ und „Herren“ werden S. 48 als gleichbedeutend hingestellt. Nun ist aber Herr der Comparativ von hôr, der Hehrere, Höhere, Vornehmere; es hat mit dem Begriffe des Krieges nicht das Geringste zu thun. Ferner wird Seite 207 das Wort Schnurrbart ganz eigenthümlich erklärt; es sei Sachsenart, das Haupt bartlos zu tragen, die Bärtigen seien die Fremden, Gaukler oder Bettler, die ihr Brot schnurrten; „daher der Name Schnurrbart, also = Bettelbart“. Nun ist aber in derber Sprechweise die Schnurre so viel wie Mund, Schnauze und Nase, Schnurrbart daher = Schnauzbart; noch sehr gebräuchlich ist das Wort in der Redensart: „Jemand über die Schnurre fahren“.

Doch wir wollen nicht mit so unfreundlicher Wendung schließen. Das Buch hat trotz solchen Ausstellungen Interesse für einen Jeden, ganz besonders aber für die Eingesessenen des Dorfes und der Gegend, die es behandelt. Möge es hier vor Allem die Heimathliebe stärken, deren der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede mit so schönen Worten gedenkt: „Aller Dorfjugend aber im Vaterlande wünsche ich ein rechtes Vertrautsein mit Mensch und Gethier, mit Haus und Stall, mit Flur und Wald, mit Bach und Quell, mit Allem, was da fleugt und kreucht in der lieben Heimath! Die daraus erwachsende Heimathliebe führt zu jenem sittlichen Gebundensein an Treu und Glauben, zu Gottvertrauen und rastloser Thätigkeit, zu Anspruchslosigkeit und Anhänglichkeit, die später dem dorfgeborenen Jünglinge und Mädchen in manchen Lebenslagen zu Gute kommen“.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1—4. Die alttestamentliche Kritik im Lichte der neuesten Forschungen. — 2. Die Verpflichtung auf das Bekenntniß. — 5. Pädagogische Briefe (II. Folge) Fortbildungsschulen V. — 6. Zur Sache des lutherischen Gotteskastens. — 7 u. 8. Bahn für Gottes Wort. — 9—11. Zum Religionsunterricht auf den Gymnasien. — 11. Zur Besoldungsfrage. — 13. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. — 14. Kirchlich-sociale Arbeit. — 15. Einheitliche Amtstracht der Geistlichen. — 19. Aus alten Akten (Lieferung der Oblaten durch die Bäckergilde in Einbeck an die Kirchen zu Deensen und Heinade). — 20. Jahresfest des Marienstifts; Clemen, die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Braunschweig. — 21—26. A. Teichmann. Die Sonntagsfeier.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 16. Juli **1899.**

Zum Gedächtniß Karl Friedrich Gauß.

1. Die Promotion in Helmstedt.

Am 16. Juli 1799 hat die philosophische Facultät der Universität Helmstedt unserm berühmten Landsmann Karl Friedrich Gauß die philosophische Doctorwürde ertheilt. Das ist ein denkwürdiger Tag für die letzte Zeit unserer bald nachher vernichteten Hochschule und für das Leben des großen Mannes, dem der Tag 50 Jahre später, als er längst eine der ersten Zierden der Georgia Augusta in Göttingen war, Anlaß zu einer so großartigen Feier wurde, wie sie damals kaum sonst einem Gelehrten zu Theil geworden ist. Heute ist die hundertjährige Wiederkehr des Tages. Dessen freudig jetzt zu gedenken ist für uns, die wir mit besonderem Stolze Gauß als Angehörigen unserer Braunschweigischen Heimath nennen, ebenso ein Recht wie eine Pflicht. Und es wird daher nicht überflüssig erscheinen, wenn wir heute die näheren Umstände seiner Promotion, deren Hänselmann in seinem schönen Büchlein: „Karl Friedrich Gauß. Zwölf Kapitel aus seinem Leben“ [1]) schon vorübergehend gedacht hat, hier nach den Quellen ausführlich zur Darstellung bringen.

K. Fr. Gauß, der am 30. April 1777 als Sohn eines einfachen Handwerkers in Braunschweig geboren wurde, hätte wohl schwerlich so früh und so ganz, wie es ihm vergönnt war, der Wissenschaft sich widmen können, hätte er nicht in so ausgiebigem Maße die Unterstützung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gefunden, dem er schon 1791 als Primaner vorgestellt wurde. Auf Kosten des Fürsten besuchte er seit 1792 das Collegium Carolinum in Braunschweig, seit 1795 die Universität Göttingen, von der er am 28. September 1798 nach Braunschweig zurückkehrte. Der Herzog, der ihm auch in der Folge, ohne Leistungen irgend welcher Art dafür zu fordern oder zu erwarten, einen auskömmlichen Lebensunterhalt gewährte, wünschte seine Promotion, wohl damit der junge Gelehrte auch vor aller Welt einen Beweis seines seltenen Könnens erbrächte, und hatte dabei vielleicht auch angedeutet, daß er jene am liebsten auf der Landesuniversität Helmstedt vollzogen sähe. Hier hatte sich Gauß, um die Universitätsbibliothek zu benutzen, schon im October 1798 einige Zeit aufgehalten und war bei dieser Gelegenheit zu dem dortigen Mathematiker, Professor J. F. Pfaff, in freundschaftliche Beziehungen getreten, die sich in der Folge noch enger gestalten sollten. Da der Herzog obendrein die Kosten der Promotion selbst übernehmen wollte, so war Gauß natürlich gern bereit, den Wunsch seines hohen Gönners zu erfüllen. Er richtete daher an den Dekan der philosophischen Facultät, den Professor der Philosophie G. E. Schulze, das nachstehende lateinische Schreiben, dem hier eine deutsche Uebersetzung zur Seite gestellt ist.

[1]) Leipzig, Duncker u. Humblot 1878. Die Aufsätze erschienen vorher in den Braunschweigischen Anzeigen Stück 94—105. April u. Mai 1877.

Decane spectabilis
Professores amplissimi excellentissimi etc.

Antequam declarem quid a Vobis petam, Viri Amplissimi, haud abs re erit, pauca de memet ipso, maiori vt opinor Vestrum parti ignoto, nec non de iis quae vt has literas ad Vos mandarem occasionem dederunt, praefari.

Quamquam iam inde a prima infantia vehementissimo amore versus scientias, imprimis versus mathematicas, impellebar, neque vllam occasionem praetermittebam cupidini meae satisfaciendi — quantumquidem omnibus propemodum subsidiis destitutus poteram: — tamen propter res familiares exigua spes aderat, vt desiderium meum ita

Hochachtbarer Herr Dekan!
Ehrwürdige und Hochgelehrte Herren Professoren!

Bevor ich Ihnen, ehrwürdigste Herren, mein Anliegen vortrage, wird es nicht unangebracht sein, ein Wenig von mir selbst, der ich der Mehrzahl von Ihnen, wie ich glaube, unbekannt bin, und von den Umständen zu reden, die mich veranlassen, dieses Schreiben an Sie zu richten.

Obwohl ich schon von frühester Kindheit an von leidenschaftlicher Liebe zu den Wissenschaften, insbesondere zu den mathematischen, beseelt war und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo ich mein heißes Bestreben befriedigen konnte — so weit wenigstens wie ich, von fast allen Hülfsmitteln entblößt, dies zu thun vermochte: — so wäre dennoch wegen meiner Familien=

vt optabam explere totumque me scientiis addicere possem, nisi fausta quadam fortuna DVCJ NOSTRO CLEMENTJSSJMO innotuissem.[1]) CVJVS non solum fauore et adhortatione incitatus, vt literis me deuouere conarer, sed etiam liberalitate clementissime adiutus, primo quidem in institutis quibus vrbs nostra excellit humaniora colui; tunc vero, horum cursu peracto, academiam Gottingensem petii. Quam vt patriae anteferrem, praesertim bibliothecae publicae celebritas effecit, subsidiorumque literariorum copia, sine quibus neminem aliquid vel mediocre in disciplinis mathematicis praestare posse satis constat. Triennium illic peregi omne tempus meum mathesi consecrans; posteaque (eo qui excurrit anno) huc domum reuerti.

Tot tantisque beneficiis OPTJMO NOSTRO PRJNCJPI obstrictus, cuius clementia in hunc vsque diem numquam mihi defuit, nefas foret, nisi quamvis JPSJVS voluntatem pro iusso sanctissimoque officio haberem. Quamobrem quum ante aliquod tempus mihi indicasset, consultum SJBJ videri, vt doctoris philosophiae dignitatem mihi acquirerem, statim huic voluntati morem gerere accinctus sum; et quum ante omnia requiratur vt candidatus meritum suum per specimen aliquod testificetur, schediasma de argumento analytico neutiquam leuis momenti conscripsi, et vno iam abhinc mense ad celeb. Pfaffium transmisi, qui Vobis illud proponet. Nunc itaque, Viri Amplissimi, submisse a Vobis peto, vt commentatione illa examinata pro iure Vestro summos in philosophia honores in me conferatis.

Liceat mihi, huic petitioni adhuc aliud desiderium adiungere. Scilicet quum plerumque fieri soleat, vt candidati insuper examine subeundo disputationeque publice habenda, gradu quem petunt se dignos esse ostendant: equidem enixe Vos precor, vt examinis disputationisque publicae pro gradu veniam mihi concedatis, quippe quae formalitates mihi absenti occupationibusque impedito ingenten molestiam facesserent. Hanc me veniam ab humanitate Vestra impetraturum eo certius spero, tum quod scio, hoc in similibus casibus neutiquam insolitum

verhältnisse nur geringe Hoffnung gewesen, das Ziel meiner Sehnsucht so, wie ich wünschte, erreichen und mich ganz den Wissenschaften hingeben zu können, wenn ich nicht durch ein glückliches Geschick unserm Gnädigsten Herzoge bekannt geworden wäre.[1]) Nicht nur ermuntert durch seine Huld und seinen Zuspruch, den Versuch zu machen, mich den Wissenschaften zu widmen, sondern auch durch seine Freigebigkeit auf das Gnädigste unterstützt, habe ich zunächst auf den trefflichen Anstalten unserer Stadt meine allgemeine Bildung gewonnen; dann aber habe ich, nachdem ich jene Schulen durchlaufen, die Hochschule zu Göttingen aufgesucht. Daß ich diese der des Vaterlandes vorzog, hatte hauptsächlich seinen Grund in dem Rufe der öffentlichen Bibliothek und der Fülle der litterarischen Hülfsmittel, ohne die, wie sattsam bekannt ist, Niemand auch nur Mäßiges in den mathematischen Fächern zu leisten im Stande ist. Dort brachte ich meine drei Jahre zu, meine ganze Zeit der Mathematik widmend, und hernach, in dem nun abgelaufenen Jahre, kehrte ich hierher nach Haus zurück.

Durch so zahlreiche und bedeutende Wohlthaten verpflichtet unserem Besten Fürsten, dessen Gnade mir bis auf diesen Tag niemals gefehlt hat, würde ich es für ein Unrecht halten, wollte ich Seinen Willen nicht als einen Befehl und meine heiligste Pflicht ansehen. Deshalb habe ich, als er vor einiger Zeit mir zu verstehen gab, es schiene ihm angemessen, daß ich die Würde eines Doctors der Philosophie mir erwürbe, mich sofort angeschickt diesem Wunsche nachzukommen; und da vor Allem erfordert wird, daß ein Kandidat durch irgend eine Leistung seine Würdigkeit nachweist, so habe ich einen Versuch über ein Thema aus der analytischen Geometrie von keineswegs geringer Bedeutung abgefaßt und schon vor einem Monate an den hochberühmten Herrn Pfaff abgesandt, der ihn Ihnen vorlegen wird. Jetzt bitte ich daher Sie, ehrwürdigste Herren, daß Sie nach Prüfung jener Abhandlung mir gemäß dem Rechte Ihrer Fakultät die höchsten Ehren in der Philosophie übertragen.

Möge es mir gestattet sein, dieser Bitte noch einen anderen Wunsch hinzuzufügen. Da es nemlich meistens zu geschehen pflegt, daß die Kandidaten außerdem noch durch die Ablegung einer Prüfung und die öffentliche Abhaltung einer Disputation sich des Grades, den sie erstreben, würdig erweisen, so bitte ich Sie dringend, daß Sie mir die Prüfung und die öffentliche Disputation zur Erwerbung des Grades erlassen möchten, denn diese Förmlichkeiten würden mir, da ich entfernt wohne und durch Geschäfte sehr in Anspruch genommen bin, große Umstände verursachen. Diese Gunst hoffe ich um so zuversichtlicher von Ihrem Wohlwollen erwirken zu

---

1) In schöner Weise hat Gauß seinen innigen Dank gegen den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand auch in der Widmung seiner Disquisitones arithmeticae (1798) ausgesprochen, wo es unter Anderem heißt:

„Als höchstes Glück, gnädigster Fürst, erkenne ich, daß Du mir erlaubst, mit Deinem erhabenen Namen dieses Werk zu schmücken, das in Erfüllung der heiligen Pflicht dankbarer Liebe ich Dir darbringe. Denn wenn Deine Gnade mir nicht den Zugang zu den Wissenschaften eröffnet, wenn Deine unablässigen Wohlthaten meine Studien nicht bis auf diesen Tag unterstützt hätten, so würde ich den mathematischen Wissenschaften, denen ich aus innerster Neigung zugethan bin, mich nimmer ganz haben widmen können. Ja auch die Betrachtungen deren in diesem Bande ein Theil vorliegt — daß ich sie unternehmen, sie mehrere Jahre fortsetzen, sie aufzeichnen konnte, verdanke ich nur Deiner Güte, welche mir reichte was nöthig war, damit ich, frei von anderen Sorgen, dieser Arbeit vornehmlich obzuliegen vermochte. Deine Großmuth hat all die Hindernisse beseitigt, welche die Herausgabe verzögerten“.

esse, tum quod celeb. Pfaffius pro benignitate sua sententiam suam mihi per literas iam significauit, ex qua dissertatio mea transmissa (quam prelo tradendam curabo quamprimum fieri poterit) ad propositum sufficere ipsi visa est.

können, weil ich eines Theils weiß, daß dieses Verfahren in ähnlichen Fällen keineswegs ungewöhnlich ist, anderen Theils weil der hochberühmte Herr Pfaff mir in seiner Freundlichkeit brieflich seine Ansicht schon kundgethan hat, wonach die von mir übersandte Abhandlung (die der Presse so bald wie möglich zu übergeben ich Sorge tragen werde) ihm für den Zweck zu genügen scheint.

Haec sunt quae nunciare Vobis volui. Quae vt benigne excipiatis mihique faueatis impense submisseque rogo.

Vestrum,
Decane Professoresque excellentissimi,

Brunouici, Junii d. 26., 1799.

obedientissimus seruus
Carolus Fridericus Gauss
Brunouicensis.

Das ist es, was ich Ihnen mittheilen möchte. Daß Sie es gütig aufnehmen und mir geneigt sein mögen, bitte ich dringend und unterthänig.

Ihr,
Herr Dekan und hochgelehrte Herren Professoren,

Braunschweig,
den 26. Juni 1799.

gehorsamster Diener
Karl Friedrich Gauß
aus Braunschweig.

Zunächst hatte nun der Lehrer der Mathematik an der Helmstedter Hochschule, der schon genannte Professor J. F. Pfaff, sein Urtheil über die von Gauß eingesandte Dissertation abzugeben. Da diese seit Monatsfrist bereits in seinen Händen war, so konnte das schnell geschehen. Schon zwei Tage nach jener Bewerbung stellte er daher dem Dekan der philosophischen Fakultät, dem Professor G. E. Schulze, die Arbeit mit folgendem Begleitschreiben zu:

Spectabilis Domine Decane,

Euer Spectabilitaet übergebe ich hiebey die algebraische Probe-Schrift, welche H. Candidat Gauß aus Braunschweig vor kurzem mir zugesandt hat, damit solche der philosophischen Facultät, von welcher er die Magister-Würde zu erlangen wünscht, vorgelegt werden möchte. Ich kan von dieser Abhandlung nicht anders als sehr vortheilhaft urtheilen, da sie von des Verfassers vorzüglichen Fähigkeiten und gründlichen Einsichten einen überzeugenden Beweis enthält: so daß nach deren dennächst zu erwartendem Abdrucke der Candidat unter diejenigen zu rechnen seyn wird, deren Promotion unserer Facultät zur Ehre gereicht.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Helmstedt,
28. Jun. 1799.

Euer Spectabilitaet
gehorsamster Diener
J. F. Pfaff.
Prof. Math.

Tags darauf theilte der Dekan die bevorstehende Promotion den sämmtlichen Mitgliedern der philosophischen Fakultät in nachstehendem Schreiben mit und fragte um die Meinung der einzelnen Herren:

Wohlgeborne
Hochzuverehrende Herren,

Es hat sich abermals ein Candidat der Magister-Würde eingefunden, nämlich Hr. C. F. Gauß, aus Braunschweig. Ich übersende daher Ew. Wohlgeboren erstens das Bittschreiben desselben, zweytens, das von ihm ausgearbeitete Specimen, ein algebraisches Problem betreffend, u. drittens ein Zeugniß unsers hochzuverehrenden Collegen, des Hr. Prof. Pfaff, über den vorzüglichen innern Werth dieses speciminis, welches Zeugniß ich gleichfalls zugeschickt erhalten habe, u. frage gehorsamst an, ob dem Gesuche des Candidaten gewillfahret werden soll. Daß dem Candidaten seiner Bitte gemäß das Examen u. die öffentliche Vertheidigung Seiner Probeschrift (die er wird drucken lassen) erlassen werde, kann wohl kein Bedenken haben, da bisher allen auswärtigen Candidaten, die darum nachsuchten, das Nämliche zugestanden worden ist. Ich muß hierbey wohl noch anführen, daß nach zuverläßigen Nachrichten der Durchlauchtige Herzog die Unkosten der Promotion hergeben wird. Es ist wirklich sehr angenehm, daß die philosophische Facultät ietzt nicht mehr so behandelt wird, wie ehemals, wo Sie, wenn der Hof einen Candidaten begünstigen wollte, Befehl erhielt, das Diplom umsonst auszufertigen.

Ich verharre mit der größten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren

Helmstädt
den 29. Jun.
1799.

gehorsamster Diener
G. E. Schulze.

Unter dieses Schreiben haben dann die Mitglieder der philosophischen Fakultät, bei denen es die Runde machte, nachfolgende Bemerkungen gesetzt.

Spectabilis Domine Decane.

Ich gratulire zu diesem geschickten Candidaten des Magisterii. Ich kan zwar die Gründlichkeit der eingesannten Schrift nicht beurtheilen. Aber der Augenschein und das Urtheil unsers höchstgeehrten Herrn Collegen, des Hrn Professoris Pfaff, welcher auch Censor disputationis ist, ist Bürge genug dafür.

J. B. Carpzov.

P. S. Wenn die disputation soll gedruckt werden, so muß es auf dem Titel nicht heissen: Academiae Juliae Carolinae exhibuit, sondern inclito Ordini Philosophorum exhibuit. J. B. C.

Spectabilis Domine Decane.

Ich wünsche Eur. Spectabilät ebenfalls Glück zu einem so geschickten Candidaten und habe gegen deßelben Gesuch nichts einzuwenden. G. C. Beireis.

Ihr Einverständniß hiermit haben dann ohne weitere Zusätze die Professoren P. J. Bruns, L. v. Crell, F. A. Wiedeburg, Remer, J. F. Pfaff und Bischoff durch eigenhändige Unterschrift ausgesprochen.

So wurde denn Gauß' Promotion einmüthig genehmigt. Auch die Gelder liefen bald ein. Am 15. Juli brachte der Dekan sie unter seinen Kollegen, deren jeder davon 2 ℳ 12 Ggr. erhielt, zur Vertheilung. Unter dem Datum des folgenden Tages, des 16. Juli 1799, wurde dann das feierliche Diplom ausgestellt, durch das Karl Friedrich Gauß ob probatam ordini philosophorum in philosophia et artibus liberalibus peritiam et post exhibitam dissertationem als philosophiae doctor et liberalium artium magister anerkannt wurde.

Noch in demselben Jahre erschien Gauß' Dissertation bei Fleckeisen in Helmstedt im Druck. Ihr vollständiger Titel lautet:

Demonstratio nova theorematis omnem functionem algebraicam rationalem integram vnius variabilis in factores reales primi vel secundi gradvs resolvi posse, quam pro obtinendis svmmis in philosophia honoribus inclito philosophorum ordini Academiae Juliae Carolinae exhibuit Carolus Fridericus Gauss.

Es ist nur ein kleines Büchlein von 39 Quartseiten, aber von hervorragender und bleibender Bedeutung. Wir wollen darüber einen Fachkenner, Professor Cantor in Heidelberg, zu Worte kommen lassen, der sich folgendermaßen über die Schrift ausgesprochen hat[2]). „Doctordissertationen auch der größten Gelehrten haben nur selten mehr als vorübergehenden Werthes sich erwiesen, ganz anders die von Gauß. Die Grundlage der ganzen Lehre von den Gleichungen wird durch den Satz gebildet, daß jeder als Summe von Potenzen einer und derselben Unbekannten mit positiven ganzzahligen Exponenten geordnete Ausdruck in reelle Factoren ersten oder zweiten Grades bezüglich jener Unbekannten zerlegbar sei. Dieses Fundamentaltheorem der Algebra war längst bemerkt worden. Viele Schriftsteller hatten vermeintlich strenge Beweise desselben veröffentlicht. Gauß zeigte nun in einem ersten Theile, einem Muster historischer und kritischer Darstellung, daß alle jene früheren Beweise nur Scheinbeweise, nur mißglückte Versuche waren, und in einem zweiten Theile seiner Dissertation von tadelloser dogmatischer Schärfe ließ er dann einen unanfechtbaren Beweis des wichtigen Satzes folgen. Gauß hat später im December 1815, im Januar 1816 einen zweiten und dritten gleich strengen, von dem ersten durchaus verschiedenen Beweis geliefert. Er ist 1849 bei der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums wiederholt in einer Abhandlung, der letzten, die er überhaupt selbst dem Drucke übergab, auf den Gegenstand zurückgekommen. Der Beweis von 1849 ist im Wesentlichen nur die Ausarbeitung eines in der Doctordissertation schon angedeuteten Gedankens“.

Gauß hat die Hoffnungen, die nach dieser Erstlingsschrift auf ihn gesetzt wurden, nicht getäuscht. Er wird für alle Zeiten als einer der ersten Vertreter deutscher Wissenschaft gelten. Von Jahr zu Jahr stieg sein Ruhm. Ganz besonders deutlich aber kam die hohe Anerkennung, die er sich weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus erworben hatte, bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums, am 16. Juli 1849 zu sichtbarem Ausdrucke. Es war ein großartiges Fest, zu dem dieser Tag sich gestaltete. Die ganze Stadt Göttingen, deren Straßen sich festlich dazu schmückten, nahm daran Theil. Von Nah und Fern waren die Freunde und Schüler des großen Gelehrten herzugeströmt, ihn zu bewillkommnen. Das Gleiche thaten in ehrendster Weise die Vertreter der Stadt und der Universität. Der König sandte ihm ein eigenhändiges Handschreiben und eine erhöhte Ordensdecoration. Auch andere Fürsten verliehen ihn zu dem Tage ihre Orden. Die Städte Braunschweig und Göttingen aber ehrten sich wie Gauß, indem sie ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannten. Eine Feier in der Aula, ein großes Banket ward veranstaltet und ein Fackelzug der Studenten wurde nur auf Wunsch des Gefeierten unterlassen. Groß war die Zahl der schriftlichen Glückwünsche, die ihm von allen Seiten zugingen. Ganz besonders scheint ihn von diesen das Gratulationsschreiben des Collegium Carolinum, auf der er selbst die erste Grundlage seiner Wissenschaft legte, erfreut zu haben, denn er antwortete darauf mit folgendem, herzlichem Schreiben:

An Se. Excellenz den Herrn Curator,
die Herren Vorstände und die sämmtlichen Lehrer des
Collegium Carolinum.

Verehrteste Herren.

Der Empfang des aus Ihrer Mitte hervorgegangenen Ehrengrußes hat mich auf eine ergreifende Art überrascht und zunächst mit zauberischer Gewalt in die längst verschwundene Zeit zurückversetzt, wo ich Ihrer Anstalt als Zögling angehörte. Indem die Bilder der seit 54 Jahren nicht wiedergesehenen Hallen und der Persönlichkeiten der würdigen Männer, die darin ihre Lehren verkündigten, in den frischesten Farben wieder in meine Erinnerung treten, fühle ich auf das Lebhafteste, wie viel ich dieser Anstalt zu verdanken habe, dem ganzen sie durchwehenden liberalen Geiste, den trefflichen Männern, welche damals daran wirkten, einem Ebert, Eschenburg, Emperius u. A., vor Allem aber der väterlichen Freundschaft des edelen, alle meine wissenschaftlichen Bestrebungen auf jede mögliche Weise befördernden Zimmermann. Ich kann den Ausdruck meiner Dankbarkeit jetzt nur noch an die Nachfolger jener Männer richten, an Sie, verehrte Herren, in deren Reihen eine Anzahl schon seit langer, zum Theil schon seit sehr langer Zeit mir persönlich befreundet ist.

Sie verherrlichen in Ihrer ehrenvollen Ansprache mit beredter Sprache die Wissenschaft, welcher ich vorzugsweise mein Leben gewidmet habe, und diesen Theil derselben unterschreibe ich gern mit voller Beistimmung. Möge eine solche Sprache bei recht vielen befähigten Zöglingen Ihrer Anstalt ein Echo finden und zu erfolgreichem Eifer entflammen.

---

2) Vgl. Allgem. deutsche Biographie B. 8 S. 434.

Aber mit Beschämung stehe ich Ihnen gegenüber, indem Sie mich und meine Leistungen weit über Verdienst erheben. Sie haben aus einem sehr verschönernden Spiegel mit sehr parteiischem Pinsel gemalt. Hier muß ich ablehnen, denn ich erkenne darin mich selbst nicht wieder.

Was ich aber annehme, mit freudigem Danke annehme, ist das, was ich als die Quelle jener Parteilichkeit betrachte, Ihr mir überaus theures Wohlwollen. Erhalten Sie mir solches auch in Zukunft und empfangen Sie, nebst der Bezeugung meiner aufrichtigsten Verehrung zugleich meine herzlichsten Wünsche für das kräftige Fortblühen der Anstalt, welcher angehört zu haben immer wie ein hochschätzbares Glück betrachtet hat

Ihr
gehorsamster
C. F. Gauß.

Göttingen, 4. August 1849.

Sagen,

gesammelt von Otto Schütte.

(Schluß.)

Spukende Thiere.

Der spukende Hase.

In Volkmarsdorf verwandelte sich eine alte Frau Abends immer in einen dreibeinigen Hasen und spukte auf den Misthaufen herum. Die Leute, deren Hof sie betrat, hatten Unglück mit dem Viehe, denn sie versah es.

Ebenso verwandelte sich in Wahrstedt eine Hexe in einen dreibeinigen Hasen. Als einst auf einem Hofe sämmtliche Schweine starben, hatte ihn der Nachtwächter aus dem Schweinestalle herauskommen sehen. Man schützte sich dadurch vor ihm, daß man vor die Stallthür ein Kreuz machte, dann konnte er den Stall nicht betreten.

Vor zwanzig Jahren wurden einem Landmanne in Emmerstedt jeden Morgen die Kühe ausgemolken. Da paßte man auf und bemerkte, daß ein dreibeiniger Hase in den Stall lief. Einen solchen kann man mit einem Gewehre nicht erjagen, das versagt jedes Mal, wenn auf ihn angelegt wird. Man muß ihn also zu fangen suchen. — Als er nun am folgenden Morgen wiederkam, schloß man die Thür. So konnte er nur durch ein Loch entweichen, das man in die Wand geschlagen hatte. Vor dieses war jedoch ein Sack gespannt, in dem er nun gefangen wurde. Als es Tag geworden war und der Sack geöffnet wurde, erstaunte man sehr, als man keinen Hasen, sondern eine Frau vorfand, die einen Eimer voll Milch auf dem Arme hatte. Die Frau war also eine Hexe, die die Fähigkeit hatte, sich in einen dreibeinigen Hasen zu verwandeln.

Eiserne Sau.

In Emmerstedt zeigt sich um 12 Uhr Nachts auf der schwarzen Straße eine eiserne Sau mit 13 Ferken.

Hexe.

In Süpplingen ist auf einem Hofe eine Hexe gestorben, die jedes Jahr einen Hahnenschritt dem Hofe näher kommt, um dereinst wieder auf ihm ihr Wesen zu treiben.

Der Welthund.

In Grasleben zeigte sich vor 50 Jahren auf der Pferdeweide der Welthund. Er unterstützte die Hirten beim Hüten des Viehes und begleitete die Vorübergehenden nach Hause. Niemandem that er etwas, der ihn ungeschoren ließ. Als ihn aber einer schlug, legte er sich vor jede Thür, in die der Betreffende hineingehen wollte. Endlich kam er nach vieler Belästigung dadurch in ein Haus, daß er in ein Fenster stieg.

Zur selben Zeit zeigte er sich bei Kaierde, indem er des Nachts von Mittal nach Delligsen ging. Den Leuten, die er traf, sprang er auf den Rücken, und sie mußten die schwere Last bis zu ihrer Wohnung tragen.

Auch in Wahrstedt zeigte sich der große schwarze Hund und sprang plötzlich auf die Schultern Vorübergehender. Man hatte daher eine große Angst vor ihm.

Das zweite Gesicht.

Es ging einmal ein Mann von Delligsen nach Varrigsen. Er war ängstlicher Natur, und wenn er Abends ging, pfiff er beständig. Auf dem Heimwege nach Delligsen sah er hinter sich eine Leiche mit acht Trägern, die einen gelben Stock in der Hand hatten. Sie trugen eine Bahre, vor der eine Laterne war. Wenn er stehen blieb, blieb die Leiche auch stehen. Da fing er an zu laufen, da lief die Leiche auch. Bei der Duxmühle aber sah er sich nicht mehr um, sondern lief, was ihn seine Beine tragen konnten, denn an dem Orte war es stets nicht geheuer.

Letzte Saat.

Im Hilse liegt zwischen Grünenplan und Kaierde ein Forstort mit Namen Wolfshütte. Besitzerin dieses Waldbezirkes soll früher eine Frau von Jütten gewesen sein. Ihr soll ein Bischof von Hildesheim den Besitz einstmals streitig gemacht haben. Da hat sich die Frau ausgebeten, ihn noch eine Ernte behalten zu dürfen. Als man ihr eine letzte Saat gestattete, besäte sie die ganze Gegend mit Buch und blieb so im Besitze des Forstortes.

Opfer.

Früher, noch vor 30 Jahren, stand oberhalb Delligsens beim Birkholze ein Stein, der in der Sommerzeit ganz blau war. Jeder nämlich, der Heidelbeeren gepflückt hatte, zerdrückte auf ihm eine Beere. Denn es war die Meinung, man würde seinen Korb nicht ohne Unfall nach Hause bringen, wenn man nicht eine Heidelbeere wenigstens auf dem Steine geopfert hätte.

Stein mit einem Pfluge.

Bis zur Separation stand oberhalb Delligsens ein Stein mit einem Pfluge. Dieser war zum warnenden

Beispiele aufgestellt. Es hatte nämlich einst ein Mann ein Pflugeisen gestohlen Als er des Diebstahls überführt war, wurde er bis an den Hals in die Erde gegraben und sein Kopf durch den Henker mittels eines Pfluges vom Rumpfe getrennt.

Stein von einer Hexe.

In der Mergelkuhle am Weddeler Walde liegt ein großer Stein. Den hat eine Hexe vom Hexentanzplatze im Schuhe mitgebracht. Bei Cremlingen drückte er sie, da that sie ihn aus dem Schuhe heraus.

Untergegangene Glocke.

In einem Sumpfe bei Lamme soll eine Kirche untergegangen sein. Man hat nach der Glocke gegraben, sie aber nicht gefunden, nur den Glockenstuhl hat man ausgegraben.

Untergegangene Wagen.

Im Gluhspringe bei Grasleben soll ein Kutscher mit Wagen und Pferden verschwunden sein.

In Hemkenrode soll eine vierspännige Kutsche in einem Loche untergegangen sein. In der trichterförmigen Oeffnung, aus der im Sommer und Winter Wasser hervorquillt, ist kein Grund und Boden zu finden.

Woher hat **Delligsen** seinen Namen?

Das Dorf Elligsen war im Kriege zerstört. Man baute es auf einer nahen Stelle wieder auf, setzte aber vor den Ortsnamen ein D, und so wurde Delligsen daraus.

Woher hat **Meynkoth** seinen Namen?

Als ein Dorf in der Nähe des Blanken zerstört war, bauten sich die Bewohner wieder an, „op mine Kote“ ein Jeder, wie er sagte. Daher hat Meynkoth seinen Namen.

Woher hat **Holenberg** seinen Namen?

Im dreißigjährigen Kriege wurde ein Dorf bei Eschershausen von den Feinden zerstört Da haben sich seine Bewohner verstohlen angebaut auf einem Flecken, der rings von Wäldern umgeben war. Daher heißt der Ort passender Weise Holenberg.

Woher haben die **Stichels** ihren Namen?

Die Vorfahren des Gastwirthes Stichel in Querenhorst sollen früher Ulenspiegel geheißen haben. Da habe sich der eine Träger dieses Namens mit der Bitte an den Herzog gewandt, ihm einen anderen Namen zu geben, es sei immer solch Stichel für ihn, wenn die Leute ihn Ulenspiegel nänuten. Darauf habe der Herzog gesagt, so solle er von jetzt ab Stichel heißen.

Gesichte in der heiligen Nacht.

Wenn man sich in der heiligen Nacht zwischen zwölf bis eins auf einen Kreuzweg stellt, so kann man zu sehen kriegen: 1) einen feurigen Reiter, 2) ein altes Weib mit einem Tuche um den Kopf auf einem feurigen Besen. Dasselbe kann man sehen, wenn man sich unter die Dachtraufe eines Gebäudes stellt, das man geerbt hat.

Das graue Männchen in Sonnenberg.

Eines Tages ging eine Frau aus Sonnenberg in den Wald. Sie sammelte trockenes Holz und band es auf ihre Kiepe. Als sie eine gute Tracht hatte und aufheben wollte, sah sie auf ihrer Kiepe ein graues Männchen sitzen. Da faßte sie diese so schnell, daß der Spukgeist zur Seite flog, und rannte davon. In Folge des Schreckens wurde sie todtkrank. Da mußte ein katholischer Pater kommen und sie heilen.

Unruhe im Tode.

1. In **Sonnenberg** guckte ein Gestorbener immer aus der Bodenluke seines früheren Gehöftes und forderte sich alljährlich ein Stück Vieh, das beste Pferd oder die beste Kuh. Da ließ man einen katholischen Pater holen. Dieser ging auf den Kornboden und bannte den Geist in eine Flasche. Trotzdem ging aber in dem Jahre das beste Stück Vieh verloren. Wenn der Pater mit der Flasche wegfuhr, mußte der Knecht jagen, daß kein Rad auf die Erde kam, bis man am schwarzen Bruche zwischen Lebenstedt und Bodenstedt angelangt war. Dorthin wurde nämlich der Geist gebannt. Wurde aber ein Pater nicht mit dem Wagen geholt, sondern kam zu Fuße, so war er untauglich zur Geisterbannung, wenn er nur unterwegs mit seinem Schnallenschuhe eine Kornähre abgerissen hatte. Dann sagte nämlich der Geist auf dem Boden zu ihm: „Du deist et mik noch nich“.

2. Zwischen Sonnenberg und Sierße war früher eine große Hecke. Hinter ihr bucken sich die jungen Burschen Sonnabends am Abend öfter Eierkuchen von gestohlenen Eiern in einer gestohlenen Pfanne. Dann hörten sie auf einmal einen eggen. Das war ein Geist, der im Grabe keine Ruhe hatte. Das Geräusch war so, wie wenn bei Frostwetter die Egge über den harten Boden geschleift wird.

3. Auf dem Wege von Querenhorst nach Sisbeck befindet sich eine tiefliegende trockene Wiese, die früher ein Teich war, der den Namen „bunter Teich“ führte. Unweit dieses war ein Holz. In dieser Gegend irrte Nachts brüllend ein Meineidiger nach seinem Tode umher. Die Vorübergehenden nahm er auf seine Schultern und rief „toho, hierher!“ Darum scheute man sich früher, Abends allein die Gegend zu betreten.

4. Ein Mann ging mit seiner Frau eines Freitags von Timmerlah nach Braunschweig zum Flachsbinden. Als sie auf dem Rückwege durch die Timmerlaher Trift kamen, lag es da wie eine Backofenhaube. Die Frau wurde in der Dunkelheit ängstlich und schmiegte sich an ihren Mann. Da entstand auf einmal ein heftiges Gebrüll. Als sie an der Trift vorbei waren, fragte die Frau, was denn das gewesen sei. Hast du es nicht gesehen, antwortete ihr Mann, so bist du ein glückliches Menschenkind. Hätte sie ihn nicht bei sich gehabt, so wäre sie gefallen. Als sie nach Hause kamen, waren Beide noch bleich und konnten nichts essen. — Es spukte

hier ein Knecht, der einstmals auf dem Schleichwege von einem Fuder Grand zermalmt war.

Tückeboten.

1. Wo Irrlichter sich zeigten, da brenne Gold, sagten die Leute in Schöningen und Cremlingen wie in andern Ortschaften. Aber niemals hat einer Geld gefunden, sondern Alle, die auf die Lichter zugingen, geriethen in einen Pfuhl.

2. Einst ging eine Frau auf dem Feldwege von Gleidingen nach Wedtlenstedt. In dem sumpfigen Gelände gab es immer viel Tückeboten. Als sie nun durch den Bruch ging, sprang ihr einer auf den Rücken, und sie mußte ihn bis vor Wedtlenstedt tragen.

Vergrabenes Geld.

1. In der Schöninger Klosterkirche steckt noch viel Geld. Einem Pater in Hamersleben war die Stelle bekannt, wo es liegt, und er wollte sie dem Cantor sagen, wenn er auf dem Sterbebette liege. Als es nun zum Sterben mit ihm ging, schickte er einen Boten nach Schöningen, um den Cantor holen zu lassen. Dieser machte sich sofort auf, aber bei seiner Ankunft in Hamersleben war der Pater bereits verschieden und hatte sein Geheimniß mitgenommen.

2. In dem Garten, der zur Bockmann'schen Mühle in Schöningen gehörte, war Geld vergraben. Das bewachte ein großer Hund, den man in einer Laube oft hatte liegen sehen. Jeden, der durchging, bellte er laut an und wollte er beißen. Wer aber ein Tuch auf seinen Kopf warf und sagte: „alle guten Geister loben Gott den Herrn", den ließ er zufrieden und der konnte sich auch ruhig Geld hinnehmen. Darum waren die früheren Besitzer des Mühlgartens reiche Leute.

Brennendes Geld.

In einem Garten in Emmerstedt ist ein Sarg eingegraben. An dieser Stelle brennt des Nachts von 11 bis 12 Uhr Geld. Wenn dies ein Hund bewacht, kriegt man nichts, aber wenn eine Jungfrau als Hüterin dabeisitzt, so kann man den Schatz heben. Es können dies aber nur zwei rechte Brüder und bei der Hebung des Schatzes dürfen sie kein Wort sprechen. Als eines Tages zwei Brüder zur Stelle kamen, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen, sahen sie auf einmal in der Nähe eine hell erleuchtete Kutsche heranfahren. Da sagte der eine: „Sieh einmal diese schöne Kutsche". Da er das Schweigen gebrochen hatte, versank der Sarg schnell wieder in die Tiefe.

Spukgeister.

1. Die verwünschte Dame auf dem Schöninger Schlosse. Sie ging in der Wasserfurche oder im Thiebruche mit einem Bunde Schlüssel umher und klingelte, aber Keiner konnte sie sehen. Wenn es still und dunkle Nacht war, so traute sich Keiner dahin.

2. Auf dem Wege von Delligsen nach Düsterntthal blieb ein Pferd stehen auf dem „gelen Becke" und wollte nicht weiter, obwohl man es tüchtig antrieb, da man Eile hatte. Auf dem Wagen befand sich nämlich die Hebeamme, die zu einer Frau in der Noth geholt wurde. Da bemerkte die Hebeamme am Spielberge eine Erscheinung, wußte aber selbst nicht, was es war. Als das Pferd bei der krummen Wiese vorbei war, ging es ruhig weiter.

3. Im Ilkenbruche bei der breiten Wiese in der Nähe von Schöningen spukte es. Ein Fuhrmann hatte da einmal festgefahren. Es war nach sieben Uhr Abends, wo die Spukzeit schon begonnen hat. Da standen seine Pferde plötzlich still, scheuten, kriegten dicke Augen und wollten durchaus nicht fort, obwohl sie den Wagen gut hätten ziehen können. Sie waren aber von dem Spukgeiste festgebannt. Da ließ er den Wagen stehen und nahm seine Pferde mit nach Hause. Am andern Morgen spannte er sie wieder an, und sie kriegten den Wagen gleich fort. „Pferde haben doppelte Stirn, die können was sehen", so sagte der Fuhrmann. — Hier sollte der Spukgeist auch eine Frau mit Schlüsseln sein, aber Niemand hat sie jemals gesehen.

Bücherschau.

Friedr. Tewes, Die Steingräber der Provinz Hannover. Eine Einführung in ihre Kunde und in die hauptsächlichsten Arten und Formen. Mit 24 Abbildungen, 21 Grundrissen und 1 Kartenskizze. Hannover, Selbstverlag des Verfassers 1898. VIII und 64 S. und 24 Tafeln Querfolio. 20 M.

Das Buch will keine eingehende Bearbeitung des umfassenden Materials geben, sondern nur eine Einführung in die Kunde unserer Steingräber. Diesen Zweck erreicht es in trefflicher Weise. Der Verfasser behandelt zunächst Namen, Zweck und ungefähres Alter dieser Denkmäler, die er etwa in die Zeit von 1000 bis 500 vor Christus setzt, und orientirt über die bislang über sie erschienene Litteratur. Dann erörtert er ausführlich ihre Bauart, ihre Auffindung, den Umfang ihrer Zerstörung und den Befund der erhaltenen Gräber, sowie ihre Vertheilung innerhalb der Provinz Hannover. Der Regierungsbezirk Lüneburg hat deren noch etwa 150, Osnabrück 100, Stade 50 aufzuweisen, Hannover nur 5 bis 6 stark angeriffene und Hildesheim und Aurich gar keine. Bei uns in Braunschweig sind nur zwei solcher Denkmäler noch erhalten, die Lübbensteine bei Helmstedt, die schon im Jahre 1439 erwähnt werden. Wie so oft zum richtigen Verständniß unserer Denkmäler und Ueberlieferungen müssen wir auch hier die der stammverwandten benachbarten Gegenden heranziehen; so hat denn auch das vorliegende Buch für uns ein besonderes Interesse. Sein Hauptwerth liegt in den 24 vorzüglichen Lichtdruckbildern von 19 verschiedenen Steingräbern, zu denen der Verfasser die Aufnahmen selbst gemacht hat, und die in Verbindung mit den kurz und bündig gehaltenen Erläuterungen und den von Hans Müller-Brauel aufgenommenen Grundrissen im Stande sind, in bequemster und anschaulichster Weise einen deutlichen Begriff von diesen alten ehrwürdigen Baudenkmälern auch weiteren Kreisen zu vermitteln. Möge das Werk

im vollen Umfange den gewünschten und verdienten Erfolg haben! Bricht die Erkenntniß von dem Werthe und der Bedeutung dieser Steingräber sich erst volle Bahn, so wird das vor Allem zu ihrer Erhaltung, die bislang viel zu wünschen übrig ließ, auf das Wirksamste beitragen.

Einen kräftigen Schutz vor frivoler Zerstörung hat jenen Denkmälern, wie wir hier wohl noch hinzufügen dürfen, kürzlich in erfreulichster Weise ein Spruch des Reichsgerichts gegeben. Es waren vom Landgerichte zu Lübeck vier Gymnasiasten wegen theilweiser Zerstörung des Hünengrabes bei Waldhusen, auf dessen Bedeutung sie in einer Schulrede ihres Directors hingewiesen waren, auf Grund des §. 304 des Strafgesetzbuches zu je 6 Wochen Gefängniß verurtheilt worden, da der Gerichtshof annahm, daß ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal und ein öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft sei. Zwei der Angeklagten hatten gegen das Urtheil Revision eingelegt, indem sie den Nachweis zu erbringen suchten, daß hier weder von einem Denkmale noch von einem öffentlich aufgestellten Gegenstande der Wissenschaft gesprochen werden könnte. In dieser Hinsicht scheinen die Meinungen der Prähistoriker und der Juristen vielfach noch schroff gegen einander zu stehen. Die Redaction der „Eisenbahnzeitung und Lübecker Nachrichten“ hatte bei einer Reihe von Forschern auf dem Gebiete der Vorgeschichte und von Rechtsgelehrten eine Umfrage gehalten. Jene, wie Dr R. Beltz in Schwerin, Director Prof. J. Mestorf in Kiel, Schumann-Loecknitz in Stettin, Dr Koehl in Worms hatten sich einstimmig dahin ausgesprochen, daß jenes Hünengrab als ein öffentliches Denkmal anzusehen sein. Die Juristen dagegen, wie Justizrath Sello in Berlin, Professor Dr Stoerk in Greifswald, Rechtsanwalt Munckel in Berlin, Professor Dr v. Lißt in Halle, Rechtsanwalt Dr Oppenheimer in Hamburg, Geheimrath Professor Berner in Charlottenburg, Professor Niemeyer in Kiel, Reichsgerichtsrath a. D. Dr Stenglein in Leipzig, hatten die Frage ebenso einmüthig verneint. Jetzt hat das Reichsgericht gesprochen und unter dem 6. März d. J. die Revision unter folgender Begründung verworfen: „Ob ein Hünengrab, insbesondere das bei Waldhusen, als öffentliches Denkmal anzusehen ist, kann dahingestellt bleiben, weil die andere Feststellung, daß jenes Hünengrab als öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft anzusehen sei, ohne erkennbaren Rechtsirrthum getroffen ist. Auch der subjective Thatbestand ist ohne Rechtsirrthum festgestellt“.

E. Ude, Das Recht im Handel, im Gewerbe und Verkehr. Ein Handbuch für Kaufleute und Gewerbetreibende. 2., auf Grund der neuen Reichsgesetzgebung umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1898. X u. 474 S. 8°. 3 M 10.

Von dem Ude'schen Werke, das im Jahre 1893 zum ersten Male erschien, liegt jetzt der erste Theil in 2. Auflage vor. Daß diese neue Auflage in einem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraume erforderlich geworden ist, spricht allein schon für die praktische Brauchbarkeit des Buches. „Das Recht im Handel“ bietet aber auch in seiner neuen Bearbeitung alle die Vorzüge, die bereits der ersten Auflage eigen waren. Der Stoff in seiner fast erdrückenden Fülle ist zweckmäßig ausgewählt, übersichtlich geordnet und verständlich dargestellt. Die durch die neuen Reichsgesetze nothwendig gewordene Häufung des Materials hat eine Zerlegung des Buches in 2 Theile erforderlich gemacht, von denen der erste die allgemeinen Rechtsbegriffe, sowie das Handels- und Wechselrecht enthält, der zweite das Reichsproceßrecht nebst den wichtigsten Bestimmungen der Gewerbeordnung und der Versicherungsgesetzgebung behandeln wird. Eine weitere äußerliche Veränderung bietet die neue Auflage durch ein kleineres Format, welches das Buch handlicher macht und deshalb als praktische Verbesserung anzuerkennen ist.

Auch der Inhalt hat weitgehende Veränderungen erfahren, die im Wesentlichen durch die neue, am 1. Januar k. Js. in Kraft tretende Reichsgesetzgebung veranlaßt sind. Am meisten macht sich dies im 1. Abschnitt („Allgemeine Rechtsbegriffe“) geltend, der an der Hand des Bürgerlichen Gesetzbuchs und der Reichs-Grundbuch-Ordnung völlig umgearbeitet worden ist. Der 2. Abschnitt („Das Handelsrecht“) hat außer den nöthig gewordenen Aenderungen dankenswerthe Bereicherungen durch Neuaufnahme der wichtigsten Vorschriften über das Patentrecht, Abzahlungsgeschäfte und verwandte Materien erhalten. Das Wechselrecht (3. Abschnitt) weist dagegen begreiflicherweise nur geringe, meist redactionelle Aenderungen auf. Ueberall hat sich der Verfasser sichtlich bestrebt, den Ausdruck vollkommener, die Erklärungen gemeinverständlicher und die Darstellung knapper zu gestalten. Vielleicht ist letztere für den Laien, für den doch das Lehrbuch bestimmt ist, manchmal etwas zu kurz gerathen. So vermissen wir, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bei der Besprechung der Viehmängel (S. 401) nur ungern den Hinweis, daß rücksichtlich der anderen Thiergattungen die allgemeinen Vorschriften über Sachmängel Anwendung finden. Auch würde es stellenweise zum besseren Verständniß und zur leichteren Uebersicht beigetragen haben, wenn Verfasser sich der allerdings schwierigen Aufgabe unterzogen hätte, an Stelle der örtlichen Wiedergabe von Gesetzesvorschriften diese in ihre wesentlichen Bestandtheile zu zergliedern und zu erläutern. Allerdings ist zuzugeben, daß hierdurch leicht der dem Verfasser gesteckte Rahmen überschritten worden wäre.

Ein abschließendes Urtheil über das Ude'sche Werk läßt sich natürlich erst nach dem Erscheinen des 2. Theiles abgeben. Doch muß schon jetzt rückhaltlos anerkannt werden, daß es einem wirklichen Bedürfnisse entspricht und bei seiner großen Vielseitigkeit gerade in dieser Zeit, in der sich die Einführung der neuen Reichsgesetze vollzieht und daher mancherlei Unsicherheit im Rechts- und Geschäftsleben Platz greifen wird, ein werthvoller, ja unentbehrlicher Führer für jeden Geschäftsmann zu sein verspricht.

A. H.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 30. Juli **1899.**

[Nachdruck verboten.]

„Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!"

Von Wilhelm Brandes.

Ueber die Entstehung des Liedes „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch" und die Persönlichkeit des Dichters, des Schneidermeisters Krämer, ist alles Wißbare und Wissenswerthe von W. Müller, dem Herausgeber des Buches „Herzog Friedrich Wilhelm in Liedern der Deutschen", zum Theil noch aus dem Munde seiner Zeitgenossen gesammelt und in dem nun längst eingegangenen Wochenblättchen „Iris", dem einstigen Lieblinge des Braunschweiger Kleinbürgerthums, veröffentlicht (Jahrgang 1859 № 35 [1]). Hier, wie in den beiden Aufsätzen von Karl Brandes im Braunschweiger Tageblatt vom 29. October 1874 und in der Braunschweigischen Landeszeitung vom 15. August 1884 wird nun im Wesentlichen übereinstimmend berichtet, Krämer habe für seine Dichtung die Melodie des allbekannten und vielgesungenen „Kapliedes" von Christ. Friedr. Dan. Schubart gewählt, jenes tiefergreifenden Abschiedsliedes, das der Dichter und Componist im Jahre 1787 zum Ausmarsche des von Herzog Karl Eugen von Württemberg an die Holländer „abgelassenen" Regiments von Hügel verfaßt hatte:

> „Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,
> der Abschiedstag ist da!
> Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
> Wir müssen über Land und Meer
> ins heiße Afrika".

Dies ist auch insoweit richtig, als die Melodie thatsächlich dieselbe ist. Aber stets ist es mir — auch angenommen, daß das Kaplied damals in Braunschweig ebenso populär gewesen wäre, wie es in Schwaben war und vielleicht noch heute ist — räthselhaft gewesen, wie der Braunschweigische Volksdichter von 1809 dazu gekommen sein sollte, sein jubelndes Preislied auf den Sieger von Oelper gerade an diesen melancholischen Klagegesang verkaufter Württemberger von 1787 anzulehnen, und ich konnte um so weniger an einen unmittelbaren Zusammenhang der beiden Lieder glauben, als sich in dem Wortlaut des jüngeren nirgendwo eine Reminiscenz an Schubart's Dichtung findet, was sonst bei dergleichen Anlehnungen immer der Fall zu sein pflegt. Das Räthsel löste sich, als mir durch Zufall die Lyrischen Gedichte nebst einigen vermischten von F. D. Gräter [2]) (Heidelberg, bey Mohr und Zimmer 1809) in die Hände kamen, und ich hier S. 183 auf ein Gedicht stieß: „Das teutsche Schützenlied. Nach der Melodie des Kapliedes. In eigene Musik gesetzt von M. J. A. Zeller 1797". Das Lied beginnt:

> „Es leben alle Schützen hoch
> im teutschen Vaterland!
> Von biedern Schützen stammen wir,
> und säh' uns Vater Teut allhier,
> er reicht' uns froh die Hand!"

Schon nach diesem Anfange konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich das Bindeglied zwischen Schubart's Kapliede und unserem Volksliede gefunden hatte: die erste Zeile hat dem Liede Krämer's den Ausgangspunkt und so zu sagen das Gesicht gegeben, die zweite den Schluß: „daß solch ein Held noch nie gesehn im ganzen deutschen Land" beeinflußt — auch der Reim mit „Hand" ist hier beibehalten — endlich ist aus der dritten und vierten Zeile Krämer's Wendung in der ersten Strophe „der Held aus Heinrichs Stamm" erwachsen. Weitere Anklänge aber finden sich auch in den folgenden Strophen: wenn es in der zweiten von Armin heißt: „der schlug beym hellen Morgenroth der Römer Legionen todt", so

1) Vergl. unten den „Anhang".

2) Friedrich Daniel Gräter, geboren zu Schwäbisch-Hall am 22. April 1768, seit 1789 Lehrer am dortigen Gymnasium, 1804 Rector, von 1818 ab in gleicher Stellung zu Ulm, gestorben am 2. August 1830 zu Schorndorf, gehört zu der ältern, enthusiastischen und durch Sammelfleiß und eifrige, geschmackvolle Popularisirung namentlich altnordischer Dichtungen verdienten Germanistengeneration, die nachmals durch die exacte Germanistik Lachmann'scher Richtung in den Hintergrund geschoben wurde. Als Dichter hat er nichts Bleibendes geschaffen, einmal aber noch das Glück gehabt, mit seinem Epigramm „Das Teutsche Vaterland" (S. 181 der lyrischen Gedichte):

> „Wo ist das Teutsche Vaterland?
> Weißt du das, Thor von Frager, nicht?
> Wo man die Sprache Hermann's spricht,
> Da ist das Teutsche Vaterland!"

das Samenkorn auszustreuen, aus dem E. M. Arndt's Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" erwuchs.

entspricht dem Krämer's dritte Zeile: „und schlug mit seiner kleinen Macht", und als der Braunschweigische Poet in seiner neunten Strophe von seinem Herzog sang: „ritt voran und führte seine Schwarzen an dem Feind ins Angesicht", da lag ihm unverkennbar des schwäbischen Schützenbruders sechste Strophe in Ohr und Sinn:

„Droht unserm Vaterland ein Feind,
wir kennten unsre Pflicht,
und nähmen das Gewehr zur Hand
und schössen ihm den schwarzen Sand
stolz in das Angesicht".

Es blieb nun nachzuweisen, einmal wie Krämer an sein Vorbild gerathen war, und sodann was ihn veranlaßte, eben diesem Ton und dieser Weise sein für die Genossen von der Bürgerwache und das Braunschweigische Volk bestimmtes Lied anzupassen. Aus der Sammlung, in der wir es gefunden, konnte seine Kenntniß des Gräterschen Gedichtes unmöglich stammen: sie ist erst in demselben Jahre erschienen und nach dem Subscribentenverzeichnisse nur in einem Exemplare, bestellt vom Herrn Hofrath Eschenburg, nach Braunschweig gelangt. Doch durfte man aus der Angabe, daß das Lied schon 1797 von Neuem in Musik gesetzt sei, auf das Vorhandensein früherer Drucke schließen. Für solche ließ freilich auch die neue Ausgabe von Goedekes Grundriß, obwohl sie sich (Bd. VII, S 203—216) ausgiebig über Gräter's Publicationen verbreitet, gänzlich im Stich. Dafür aber gab die Sammlung von Drucksachen, das Braunschweigische Schützenwesen betreffend, die sich aus dem Nachlaß des Registrators Sack im Städtischen Archiv zu Braunschweig befinden, willkommene Auskunft. Hier fand sich zunächst im Anhange einer Schrift „Versuch einer Geschichte der Leipziger Schützengesellschaften seit ihrem Entstehen bis auf die jetzige Zeit. Aus dem Archiv für deutsche Schützengesellschaften für dasige Stadt abgedruckt" (Halle in Joh. Christ. Hendel's Verlag 1801) auf S. 37 f. das Grätersche Gedicht als „Schützenlied beim frohen Male" ohne Nennung des Verfassers aber mit dem Zusatze: „Aus Mildheim's Liederbuch № 348". Durch die Aufnahme in dieses, zuerst 1791 erschienene, dann in mehreren erweiterten Auflagen massenhaft verbreitete Volks-Liederbuch des trefflichen Rudolf Zach. Becker ist also Gräter's Lied weiten Kreisen, durch den Abdruck im Archiv für deutsche Schützengesellschaften diesen Vereinigungen, die damals als einzige Pflegstätten eines nationalen Sports unvergleichlich mehr bedeuteten, als heute, bekannt und sicherlich bei ihnen sehr beliebt geworden. Daß dies insbesondere für Braunschweig gelten darf, dafür fand sich ein freilich nur indirecter, aber um so schlagenderer Beweis in dem „Festgesange der Schützengesellschaft in Braunschweig bei der Feier ihres 300jährigen Jubiläums am 7. Juli 1845". In diesen Gesang „nach der Melodie: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!" sind nämlich die zweite und die sechste Strophe Gräter's eingeflochten und zwar die letztere, dieselbe, die ich oben im Wortlaute angeführt habe, in der nun wieder durch die Parallelstrophe Krämer's beeinflußten Umformung:

„Entgegen träten wir dem Feind
im Ernst und zagten nicht!
Die Büchse nähmen wir zur Hand
und bliesen ihm den schwarzen Sand
mit Muth ins Angesicht".

Danach läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß nicht sowohl Schubart's Kaplied, als vielmehr das auf dieselbe Melodie gedichtete Teutsche Schützenlied Gräter's das unmittelbare Vorbild unseres heimischen Liedes gewesen ist und daß der wackere poetische Schneidermeister sich an den Rector von Schwäbisch-Hall angelehnt hat, weil dessen patriotischer Gesang nach Wort und Weise den Braunschweiger Schützen und damit der Stadtbevölkerung seit lange vertraut war.

Gräter's Gedicht ist nun aber nicht das einzige, das bei der Geburt unseres Liedes Pathe gestanden hat, ein zweites ungleich bedeutenderes und berühmteres Stück älterer deutscher Poesie hat, wie jenes Ton und Melodie gab, den Wortlaut stark beeinflußt. Das sind Gleim's vielbewunderte Lieder eines preußischen Grenadiers, insbesondere das umfangreichste derselben, das Siegeslied auf die Schlacht bei Roßbach. Unser Dichter hat daraus mit der fröhlichen Unbefangenheit des Volkspoeten nicht bloß eine Reihe einzelner Züge, sondern fast eine ganze Strophe, wie sie das Gedächtniß bot, bewußt herüber genommen; es ist die zweiunddreißigste des Gleimschen Liedes;

„Franzose, nicht an Mann und Pferd,
an Heldenmuth gebrichts!
Was hilft dir nun dein langes Schwerd
und großer Stiefel? Nichts!"

Daraus ist bei Krämer mit der durch sein Versmaß gebotenen Erweiterung um eine Zeile geworden:

„Ihr Krieger, nicht an Mann und Pferd,
an Heldenmuth gebricht's;
Was half euch nun das größre Corps?
Was eur geputztes Feuerrohr?
Was blanker Stiefel? Nichts!"

Ganz Gleimisch ist ferner die Schilderung der eiligen Flucht des verhaßten Gegners:

„Der Sachse rief in vollem Lauf
zu dem Westfalen flieh!
Und die Holländer glaubten fest,
es käm' aus seinem Höllennest
der Teufel hinter sie!"

Bei Gleim werden nämlich in einer langen Reihe von Strophen die Truppen der buntscheckigen Reichsarmee aufgezählt und mit Spott übergossen, weil sie in blinder Angst vom Schlachtfelde ihrer Heimath zulaufen: „Flieh, riefen tausend, Bruder, flieh!" und wieder „Was dacht er doch in seinem Lauf, er dacht erstarrt und stumm, der Hölle Rachen thut sich auf, lief fort, sah sich nicht um". Wie bei Gleim der Württemberger „Pistol und Schwerd zum Teufel von sich schmiß", so wirft bei unserem Dichter der Feind „Flinte, Säbel und Montur, Tornister fort". In geringerem Maße als das Lied auf die Schlacht bei Roßbach haben auch noch einige andere Lieder des Grenadiers in dem unsrigen ihre Spuren hinterlassen. Aus dem Siegesliede nach der

Schlacht bei Prag kehrt die Zeile „Und singt: Victoria“ wieder in der Form: „Und rief: Victoria“ und zu der ersten Strophe unseres Liedes stellen sich aus dem Siegesliede von Lowositz die Verse: „Er ging mit einer kleinen Schaar den Siegesweg voran und schlug, wo Feind zu schlagen war“. Schließlich erinnert auch sonst der Wort- und Vorstellungsschatz vielfach an Gleim: „Roß und Mann“, „Kanonen brüllten“, „da floß deutsches Blut“ („floß dick Pandurenblut“), „schnell wie der Blitz“ („geschwinder als der Blitz“) und dergleichen mehr bieten beiderseits die Schlachtschilderungen übereinstimmend.

So stellt sich unser in Versmaß und Weise an ein dilettantisches Gesellschaftslied der Zeit angelehntes Volkslied zugleich dar als ein später, vielleicht der letzte Nachklang eines um ein halb Jahrhundert älteren namhaften Dichters, dessen Ansehen in der litterarischen Welt damals bereits sehr gesunken war. Das ist nach zwei Seiten hin charakteristisch: für den Patrioten gab es aus der Vergangenheit seines Volkes im Liede nichts, an das er hätte anknüpfen können und mögen, wie an die Thaten Friedrich's des Großen und zumal an den Sieg von Roßbach; und für den schlichten Bürger, auch wenn er selber gelegentlich Verse schrieb, hatten Goethe und Schiller noch nicht gedichtet, geschweige denn die junge Romantik, oder — wenn er ja von jenen Eins und das Andere kannte, so gab er für seinen Theil dem alten Vater Gleim den Vorzug, von dem die gebildete Poesie der Freiheitskriege demnächst nichts mehr wußte.

Anhang.

Da das Blatt [3]) sehr selten geworden ist, so mag es gestattet sein, das Kernstück des Aufsatzes mit einigen Zusätzen aus den oben citirten Artikeln von Karl Brandes hier noch einmal abzudrucken: „Christian Friedrich Krämer, der Sohn eines Schneiders, ist am 25. September 1776 zu Braunschweig geboren und zeigte schon früh ein besonderes Talent zum Lernen und zum — Dichten. Der Vater hielt ihn aber mit Strenge zur Erlernung seiner Profession an und K., der nur eine den damaligen Zeiten angemessene Schulbildung genossen hatte, mußte, obgleich er zur Schneiderei wenig Lust zeigte, statt, wie es sein heißester Wunsch war, sich den Wissenschaften widmen zu können, beim strengen Vater den Tag über die Nadel führen, bis er Geselle und später Meister wurde und sich verheirathete. Wegen seiner heiteren Laune und dichterischen Ader war er unter seinen Mitbürgern wohlgelitten und bekannt, und da er auch mit der Feder umzugehen wußte, so wurde ihm manches Gilde- und städtische Ehrenamt übertragen, denen er sich mit aufopfernder Thätigkeit widmete. So übernahm er, als im Jahre 1805 die hiesigen Armenanstalten durch Leisewitz und andere Patrioten neu organisirt wurden, das Amt eines Armenpflegers, welches zu der Zeit sehr zeitraubend war, so daß K., der, ohne Vermögen, nur durch seiner Hände Arbeit sich und seine Familie ernähren konnte, die Schreibgeschäfte größtentheils des Nachts vornehmen mußte. Späterhin wurde K. bei der in den Jahren 1810 bis 1818 in Braunschweig bestehenden Theaterunternehmung der Wittwe Walter Theaterschneider und ging, als Letztere im Jahre 1818 Braunschweig verließ, auf deren besonderen Wunsch in gleicher Eigenschaft mit ihr nach Halle, wo er sieben Jahre blieb, dann nach seiner Vaterstadt zurückkehrte und wiederum als Theaterschneider beim Herzoglichen Hoftheater angestellt wurde, was er bis zu seinem, am 13. Mai 1841 erfolgten Tode geblieben ist. (Die Tochter Krämer's wurde die Gattin des Chordirectors Mühlbrecht.) Soviel über den Verfasser; jetzt etwas über die Entstehung des Liedes. Unmittelbar nach dem Abmarsche des Herzogs Friedrich Wilhelm und der ihn verfolgenden Westphalen und Holländer versahen die im Jahre 1807 errichteten „Braunschweigischen Bürgerwachen“ aus Mangel jeglichen Militairs eine Zeit lang den Wachtdienst in Braunschweig und besetzten namentlich die Thorwachen. So kam in den ersten Tagen des Augusts 1809 der Schneidermeister Krämer, welcher bei der zweiten Compagnie des Petrithordistricts den Dienst eines Sergeanten versah, als Wachtcommandant an das Petrithor. Unter der Wachtmannschaft befanden sich nebst anderen Braunschweigischen Bürgern der vor einigen Jahren verstorbene Maler Meder und der noch jetzt im hohen Greisenalter hier lebende Maler Helmbrecht. Natürlich drehte sich das Gespräch der Wachtmannschaft nur um die Ereignisse der letzten Tage und wurde ganz besonders der Heldenthaten des hochverehrten Herzogs Friedrich Wilhelm und seiner kühnen Schaar gedacht, wozu ja gerade das Petrithor die nächste Veranlassung bot. Da mehrere der Anwesenden das dichterische Talent des Wachtcommandanten kannten, so forderte einer K. auf, ein Lied auf Herzog Friedrich Wilhelm und seinen Aufenthalt in Braunschweig zu machen. K. ließ sich nach einigem Widerstreben willig finden und so entstand, indem K. der längst bekannten und allgemein beliebten Melodie des Liedes: „Auf, auf ihr Brüder und seid stark“ den Text seiner schnell entstandenen Dichtung glücklich anpaßte, an der Petrithorwache das echt vaterländische Lied: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!“ Jeder der Anwesenden nahm eine Abschrift von dem Liede mit, wobei alle dem doch wegen der möglichen Folgen besorgten Krämer das tiefste Stillschweigen über die Begebnisse auf der Petrithorwache gelobten. Was gelobt war, wurde auch treulich gehalten, indessen war der Maler Meder doch mit seiner Abschrift so unvorsichtig umgegangen, daß dieselbe in die Hände eines damals allgemein gefürchteten Polizeicommissärs gerieth. Schon sollte gegen Meder verfahren werden, als sich seiner der am 13. März 1852 verstorbene Advokat Wiese annahm, der es durch seine Bemühungen dahin brachte, daß die beabsichtigte Untersuchung unterblieb, deren Verlauf dem Dichter leichtmöglich die Kugel als Lohn seiner Vaterlandsliebe hätte bieten können“. (Auf den zahlreichen Drucken des Liedes meist aus späterer Zeit findet sich merkwürdigerweise der Name des Verfassers nie, dagegen sind mit seinem Namen erschienen ein Lied „Braunschweigs Fürst und Held mit seinen tapferen Kriegern in der Schlacht bei Waterloo“,

---

3) Vgl. oben den Text zu Anmerk. 1.

anscheinend aus dem Jahre 1815, und zwei Erinnerungs- und Jubellieder am Gedächtnißtage von Waterloo im Jahre 1817, auf welchen er sich zugleich als Verfasser des Volksliedes „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch" bezeichnet. Außerdem spricht Brandes noch von mehreren patriotischen Liedern aus der Zeit der Freiheitskriege, die Krämer gedichtet habe, darunter das volksthümlich derbe „Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt, Bonaparten den Cujon, den Cujon Napoleon".)

Zum Gedächtniß Karl Friedrich Gauß.

2. Gauß' Kinder.

Die Nachkommenschaft von K. Fr. Gauß lebt jetzt zumeist in Amerika. So ist es denn wohl auch erklärlich, daß die, so viel wir wissen, ersten ausführlicheren Nachrichten über seine Kinder in der amerikanischen Wochenschrift „Science" (Vol. IX Nr. 229 vom 19. Mai 1899) von Florian Cajori am Colorado College veröffentlicht worden sind. Da diese Mittheilungen aber auch für die Landsleute des großen Mathematikers ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen, so möge das Wesentliche davon mit Ergänzungen, die wir von anderer Seite gewinnen konnten, hier eine Stelle finden.

Schon während seines Aufenthalts in Braunschweig vermählte sich Gauß am 9. October 1805 mit Johanne Osthoff, einer Tochter des Weißgerbermeisters Christian Ernst Osthoff daselbst, und das erste Kind dieser Ehe, ein Knabe, der zu St. Katharinen getauft wurde und den Namen Joseph erhielt, ist auch noch in Braunschweig am 21. August 1806 geboren worden. Bald nach der Uebersiedelung nach Göttingen schenkte dann Frau Gauß am 29. Februar 1808 dem Gatten eine Tochter, die Minna genannt wurde, später den berühmtesten Orientalisten Heinr. Ewald heirathete, aber schon am 12. August 1840 verstarb. Die Geburt eines zweiten Sohnes, Louis, der am 10. September 1809 das Licht der Welt erblickte, kostete der Mutter das Leben. Sie starb am 11. October 1809 und schon am 1. März des folgenden Jahres ist ihr der kleine Sohn im Tode nachgefolgt. Für Gauß war der Tod der Gattin, mit der er in glücklichster Ehe lebte, ein tiefschmerzlicher Verlust. Doch die Vereinsamung sollte nicht lange dauern; am 4. August 1810 ging er mit Wilhelmine Waldeck, der zweiten Tochter des Hofraths Waldeck, eine zweite Ehe ein. Die neue Gattin war eine vertraute Freundin der verstorbenen gewesen und die Hoffnung, die Gauß hegte, daß sie ihm und den Kindern die abgeschiedene Gattin und Mutter nach Möglichkeit ersetzen werde, hat ihn nicht getäuscht. Auch mit ihr erfreute er sich länger als zwei Jahrzehnte des Glückes einer schönen Häuslichkeit. Wie die erste Frau schenkte auch sie dem Gatten drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Letztere, Therese, geboren am 9. Juni 1816, blieb nach dem Tode der Mutter, die am 12. September 1831 starb, bei dem Vater, den sie bis zu seinem Tode verpflegt hat. Die beiden Söhne dieser zweiten Ehe, Eugen und Wilhelm geheißen, geboren am 29. Juli 1811 und 23. October 1813, gingen nach Amerika und haben dort eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen.

In Deutschland hat den väterlichen Namen nur der älteste Sohn Joseph bis in unsere Zeit weitergeführt; er lebt nur noch in einem Enkel, Karl Gauß in Hameln, fort, der sechs Jahre alt war, als der Großvater am 23. Februar 1855 die Augen schloß. Dieser hat als hochbetagter Greis sich noch über die munteren Antworten des Knaben belustigen können. Jener älteste Sohn Joseph besuchte das Gymnasium zu Göttingen und wandte sich dann dem Militärstande zu. Er trat in das Hannoversche Artillerie- und Ingenieurcorps ein, in dem er unterm 29. Juni 1827 zum Secondelieutenant ernannt wurde. Anfangs stand er bei dem ersten Bataillon der Fuß-Artillerie in Hannover, später wurde er zu einer reitenden Batterie nach Wunstorf versetzt. Unterm 1. December 1834 zum Premier-Lieutenant befördert, kam er nach Stade in Garnison zum zweiten Bataillon der Fuß-Artillerie, bei dem er eine Reihe von Jahren die Adjutantenstelle bekleidete. Nicht immer war Joseph Gauß bei seiner Truppe. Eine Zeit lang war er beurlaubt, um seinen Vater bei der von ihm geleiteten Triangulation des Königreichs Hannover zu unterstützen. Als dann im Lande der Bau der Eisenbahnen begann und Officiere des Artillerie- und Ingenieurcorps dazu verwandt wurden, um in Verbindung mit einigen fremden Fachmännern das Werk zu überwachen, da fiel auch die Wahl auf unseren Gauß. Im Auftrage der Regierung mußte er sogar in den Jahren 1836 und 37 eine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika unternehmen, um dort in der neuen Welt die vorgeschritteneren Methoden des Eisenbahnbaues zu studiren. Die neue Thätigkeit entsprach seinen Neigungen; er wurde dem Soldatenberufe allmählich immer mehr entfremdet. Im Staatshandbuche von 1846 wird er zwar noch bei der Artillerie mitaufgeführt, daneben aber auch bei der Eisenbahn-Direction zu Hannover als „Premier-Lieutenant von der Artillerie-Brigade, mit einer Theilnahme an den Geschäften der Eisenbahn-Direction als stimmführendes Mitglied derselben provisorisch besonders beauftragt". Im folgenden Jahre ist er bereits vom Militär verabschiedet; er erscheint da als Baurath in der Eisenbahn-Direction. In dieser Stellung ist er bis über das Jahr 1866 hinaus geblieben; 1855 wird er den Titel Oberbaurath erhalten haben; im Jahre 1873 ist er gestorben. Besonders unterstellt war später seiner Oberaufsicht das Telegraphenwesen, das mit dem Eisenbahnwesen unter einer General-Direction stand. Es hat einen besonderen Reiz, einen Gauß uns als Leiter der Telegraphie zu denken, bei deren Erfindung der alte Gauß eine so bedeutende Rolle gespielt hat. War es doch bekanntlich die erste Telegraphenlinie der Welt, durch die im Jahre 1833 K. F. Gauß und W. Weber die Sternwarte und das physikalische Cabinet in Göttingen mit einander verbanden.

Als Joseph, wie schon erwähnt, in Amerika weilte, traf er dort mit seinem Halbbruder Eugen zusammen, der inzwischen manches Abenteuer erlebt hatte. Auf

diesen Eugen hatte der Vater die größten Hoffnungen gesetzt. „Wenn eines meiner Kinder", schreibt er an Fr. W. Bessel, „des Vaters Liebe zu den exacten Wissenschaften erben sollte, so ist es wahrscheinlich eher dieser Eugen als sein leichtblütiger Bruder Joseph". In der That zeigte er bald mehr als gewöhnliche Fähigkeiten, insbesondere in den Sprachen, deren Studium ihn, wie auch den Vater, lebhaft anzog. Hatten diesen doch die philologischen Neigungen in der Jugend sogar der Mathematik abwendig zu machen gedroht, und noch im hohen Alter hatte er Sanskrit getrieben und es in der schwer erlernbaren russischen Sprache zu einer sehr großen Fertigkeit gebracht. Eugen besuchte das Gymnasium zu Göttingen und dann das zu Celle. Nach seinen Neigungen hätte er wohl am liebsten dem Studium der Philologie sich gewidmet. Aber der Vater schien es ungern zu sehen, daß seine Söhne eine wissenschaftliche Laufbahn einschlügen, wohl in der Besorgniß, daß sie hier, vor Allem auf dem Felde der Mathematik, sich des Vaters als nicht ebenbürtig erweisen würden und so der Name eine gewisse Erniedrigung erleiden könnte. Er bestimmte daher Eugen der Rechtswissenschaft sich zuzuwenden; am 17. April 1829 wurde dieser als Studiosus der Rechte in Göttingen immatriculirt. Bald gerieth er in das wilde Leben der damaligen Göttinger Studentenschaft. Eine Schmarre im Gesichte zeigte seine Theilnahme an einem Duell. War schon derlei nicht nach des Vaters Sinne, der seine Studienzeit ganz in wissenschaftlicher Arbeit hingebracht hatte, so machte dieser dem Sohne ernstlich Vorhalt, als er ihm von einem solennen Abendfeste, das er seinen Commilitonen gegeben hatte, ohne Weiteres die Rechnung übersandte. Das führte zu einem Bruche zwischen Vater und Sohn. Dieser entschloß sich plötzlich, Deutschland zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Er brach auf, ohne seiner Familie Lebewohl zu sagen oder irgend eine Vorbereitung für seine Reise zu treffen. Als der Vater von des Sohnes Absicht hörte, folgte er ihm und drang er in ihn, nach Haus zurückzukehren, indem er sich zugleich erbot, ihn für den Fall, daß er sein Glück in Amerika versuchen wolle, mit Geld zu versehen. Der Sohn verweigerte die Heimkehr und die Beiden schieden von einander. Diese Trennung, die im Sommer 1830 geschah, hat den Vater auf das Tiefste ergriffen. „Aber Ihr armer Freund", schreibt er am 31. December 1831 an Bessel, „ist seit anderthalb Jahren das Opfer der schwersten häuslichen Leiden gewesen. Den Ausgang des einen ahnen Sie leicht aus der seit vier Monaten gebrauchten Farbe des Siegels; von einem anderen, wo möglich noch härtern sehe ich kaum ein Ende ab als meines. Lassen Sie mich davon schweigen. Lähmend haben solche Verhältnisse auf alle meine wissenschaftlichen Beschäftigungen, fast ganz aufhebend auf meine Correspondenz eingewirkt". Das eine der häuslichen Leiden war der Tod der Frau im September 1831, das andere vor anderthalb Jahren der traurige Abschied vom Sohne.

Dieser landete in New-York und ließ sich, als das Geld, das er bei sich hatte, ausgegeben war, als gemeiner Soldat in das Heer der Vereinigten Staaten aufnehmen. Er kam nach Fort Snelling, nahe bei St. Paul. Da die Post dem General Taylor übertragen war und die Officiere durch einen Zufall herausbekamen, daß Eugen Gauß ein unterrichteter Mann war, so fand er bei der Post Beschäftigung. Gegen Schluß der fünfjährigen Dienstzeit, zu der er sich verpflichtet hatte, kam sein Bruder Joseph, wie schon erwähnt, nach den Vereinigten Staaten, um den Eisenbahnbau zu studiren. Er dachte, er könnte Eugen, wenn er es wünschte, eine Stellung in der regulären Armee verschaffen. Aber dieser hegte andere Pläne; er nahm eine Anstellung bei der Amerikanischen Pelz Compagnie an den Quellen des Mississippi und Missouri an. Hier lernte er mit Leichtigkeit die Siouxsprache und unterstützte einen Missionar, Namens Pond, bei der Aufstellung eines Siouxalphabets. Ferner traf er hier mit dem französischen Astronomen Nicollet zusammen, der, als er den Namen Gauß rufen hörte, aufmerksam geworden war und auf seine Frage erfuhr, daß er einen Sohn des Mathematikers vor sich hätte. Nicollet plante, eine Expedition quer durch den Continent bis zum Stillen Ocean zu machen und dann zu Wasser nach Europa weiter zu reisen. Eugen war bereit ihn zu begleiten, doch wurde das Unternehmen durch Nicollet's Tod vereitelt. Um das Jahr 1840 ließ sich Eugen in St. Charles nieder, wo er bis 1885 verblieb. Dann begab er sich auf eine Farm in Boone County, nahe bei Columbia, wo er 1896 gestorben ist. Im Jahre 844 hatte er sich mit Henriette Fawcett verheirathet, die ihn überlebte und jetzt im 82. Jahre steht. Der Ehe sind sieben Kinder entsprossen, von denen zwei bereits verstorben sind.

Von den Kindern glich Eugen dem Vater geistig wohl am meisten. Er besaß, wie dieser, eine ausgedehnte Sprachkenntniß; er beherrschte vollständig das Französische, das Englische und die Siouxsprache. Das Neue Testament las er im Urtexte. Er meinte selbst, er würde, wenn er seine philologischen Studien in Deutschland fortgesetzt hätte, sicher auf einen Lehrstuhl an einer Universität haben rechnen können. Doch war er mit seinem Schicksal zufrieden Im Alter von etwa 40 Jahren ergriff ihn ein tiefes religiöses Interesse und mit Vorliebe trieb er seitdem biblische und theologische Lectüre. Er sah in seiner Amerikafahrt ein besonderes Glück. Denn ohne das, glaubte er, würde er niemals Jesum Christum richtig kennen gelernt haben. Daneben besaß Eugen unverkennbar mathematische Anlagen, wenn er auch niemals die höhere Mathematik studirt hatte. Als er über 80 Jahre alt und blind geworden war, machte er im Kopfe so große arithmetische Berechnungen, daß die Fassungskraft seines Gedächtnisses, das noch damals die lange Reihe von 30 Zahlen sicher fest hielt, allgemeines Staunen hervorrief. Unwillkürlich drängt sich uns da die Frage auf: Was würde Eugen haben leisten können, wenn ein günstigeres Geschick ihn in Bahnen geführt hätte, in denen er seine reichen Gaben zu voller Entfaltung hätte bringen können!

Ebenfalls nach Amerika ging Gauß' jüngster Sohn Wilhelm. Er war Landwirth geworden, und weil er glaubte, daß für diesen Beruf die Aussichten in den Vereinigten Staaten besser als daheim in Deutschland

wären, so siedelte auch er im Jahre 1837 unmittelbar nach seiner Verheirathung mit einer Nichte des Astronomen Bessel dorthin über. Zwanzig Jahre hindurch war er fast ununterbrochen als Landwirth in Missouri thätig. Dann trat er in St. Louis in ein Schuhengrosgeschäft, in dem er bis zu seinem Tode im Jahre 1879 verblieb. Von seinen acht Kindern sind sechs noch am Leben; einige davon sind Geschäftsleute, zwei presbyterianische Geistliche geworden.

Stets in der Nähe des Vaters blieb die jüngere von Gauß' Töchtern, Therese, die in aufopferndster Weise den Vater bis zu seinem Tode verpflegt hat. Gauß litt an einem Herzfehler. Im Januar 1854 wurde das Leiden so schlimm, daß ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte. Unter der sorgfältigen Behandlung des Arztes, des Dr Baum, gelang es noch einmal, eine Besserung herbeizuführen, die fast wie ein Wunder erschien. Die höchst bedenklichen Symptome der Krankheit schwanden und Gauß war auch wieder im Stande, kurze Strecken zu gehen. Aber im November kehrte das alte Leiden in verstärktem Maße wieder und wurde von Tag zu Tag bedrohlicher; im Beginn des neuen Jahres erklärte der Arzt, daß das Leben des Kranken nur noch von kurzer Dauer sein könnte. Viel und schwer mußte er aushalten, aber er trug bis zu seinem Ende alle Leiden mit unveränderlicher Freundlichkeit und rührender Geduld. Stets erfüllte ihn Hoffnung, sobald ihm Jemand ermuthigend zusprach. Um so schwerer für die Tochter, die die Nähe des Todes deutlich vor Augen sah! Er ließ sie in den letzten Wochen kaum einen Augenblick von seiner Seite. Wenige Tage vor seinem Tode sagte er ihr: „Das Beste und Größste, was Gott uns erweisen könnte, wäre diese eine Gunst, daß wir Beide an demselben Tage zusammen sterben könnten". Das Bewußtsein hat er niemals völlig verloren. Noch vier Stunden vor seinem Abscheiden erkannte er die Tochter, als er zum letzten Male einen Trank aus ihrer Hand nahm, er zog die Hand an sich, küßte sie und sah liebevoll zu seiner Pflegerin auf. Dann schloß er die Augen und schien zu schlafen, um niemals wieder zu erwachen. Es war am 23. Februar 1855.

War auch Eugen in Unfrieden von der Heimath geschieden, so stellte sich doch mit der Zeit auch aus weiter Entfernung ein besseres Verhältniß zwischen Vater und Sohn wieder her. Wir geben zum Beweise dafür zum Schlusse den hauptsächlichen Inhalt zweier Briefe von Gauß an seinen Sohn hier wieder. Sie enthalten die Antwort auf die Anzeige der bevorstehenden Heirath Eugen's und der Geburt seines ersten Sohnes.

„Mein lieber Sohn:

Die in Deinen beiden Briefen an mich und Theresen enthaltene Anzeige von Deiner beschlossenen und nahe bevorstehenden Verheirathung habe ich in mehrern Beziehungen mit Vergnügen aufgenommen. Bei der Unmöglichkeit, über Verhältnisse und Personen aus eigner Kenntniß ein Urtheil zu bilden, überlasse ich mich gerne dem Vertrauen, daß Dein Alter und Deine Erfahrungen, Dich vor solchen Täuschungen, in welche wohl unbesonnene und unerfahrene Jünglinge verfallen, bewahren. Ich wünsche und hoffe daher herzlich, daß alle die schönen Tugenden, welche Du von Deiner künftigen Lebensgefährtin rühmst, und die den Mangel äußerer Glücksgüter für einen verständigen und auf eigenen Füßen feststehend sich fühlenden Mann wohl aufwiegen, sich stets als ächt bewähren werden, zugleich aber auch, daß Du Dich des Besitzes eines solchen Schatzes immer würdig beweisen werdest, und daß so die Verbindung zu Euer Beider wahrem Glück gereiche.

Auch Deine beiden Brüder haben sich Lebensgefährtinnen ohne Vermögen gewählt. Daß Du Dich darüber auch mit so vieler Leichtmüthigkeit hinwegsetzest, ist mir auch in sofern angenehm, als ich darin eine Bestetigung von dem voraussetze, was Herr Eggers vor einigen Monaten hier äußerte, nemlich, daß Deine Umstände und Handelsgeschäfte in einem prosperirenden Zustande sind. Hrn. Egger's Besuch war übrigens so kurz, daß ich über so vieles was ich gerne näher wüßte, nur sehr unvollkommene oder gar keine Kenntniß erhalten habe. So weiß ich namentlich von Deinem Geschäfte bloß im Allgemeinen, daß es ein Kaufmännisches sei, und daß Du mit einem Compagnon associirt seiest; näheres aber z. B. welcher Art jene Geschäfte, ob der Compagnon ein Deutscher oder ein Amerikaner sei rc. habe ich nicht erfahren.

. . . .

Unter den herzlichsten Wünschen für das dauernde Glück Eurer Verbindung

Dein treuer Vater
C. F. Gauß.

Göttingen, 15. Februar 1848. [so! statt 1844].

Lieber Eugen:

Ich kann nicht unterlassen, Deinen vom 16 Mai datirten und am 30 Junius hier eingegangenen Brief wenigstens mit einigen Zeilen zu erwiedern, obwohl ich aus zwei Ursachen zur Kürze gezwungen werde, nemlich erstlich, weil Therese wegen Absendung des Pakets pressirt ist, und zweitens, weil ich ziemlich unwohl bin, und den größern Theil des Tages auf dem Sofa liegend zubringen muß. Großentheils mag dies die Folge der unerträglichen Hitze sein, bei der ich immer sehr leide, und die in diesem Sommer größer ist, als ich je in meinem ganzen Leben erduldet zu haben mich erinnere. Nach den öffentlichen Blättern scheint diese Hitze in Europa ganz allgemein zu sein.

Daß ich nun auch von Deiner Seite in der Neuen Welt einen Enkel habe, ist mir sehr erfreulich; in der Alten Welt wird mein Name wohl aussterben, da Josephs Ehe schon ins siebente Jahr kinderlos geblieben ist. Aller Wahrscheinlichkeit wird Joseph nun mit Nächstem in eine veränderte Lage kommen, ihm selbst mehr zusagend, als eine Lieutenantsstelle in Friedenszeit, und mir selbst auch aus dem Grunde lieb, weil er räumlich mir näher kommt. Er ist nemlich bestimmt, mit in unser Eisenbahn-Directorium einzutreten, wobei er seinen Abschied aus dem Militair und sein gewöhnliches Domicilium in Hannover wird nehmen müssen, obwohl er dabei während eines großen Theils des Jahres

auf Reisen zuzubringen haben wird. Er ist in diesem Augenblick in Stade, um seine Frau nach Hannover abzuhohlen.

Daß Deine Geschäfte gut prosperiren freuet mich sehr, aber in einem neulich von Deiner Großmutter erhaltenen Briefe ist eine etwas unverständliche Andeutung, als ob Du gewillet seiest, jene aufzugeben, auf das Land zu ziehen, und von da aus bloß Großhandel zu treiben. Da in Deinem Briefe an mich darüber gar nichts vorkommt, so vermuthe ich, daß jene Aeußerung wenigstens zum Theil auf einem Misverständnisse beruhet. Uebrigens haben wir vor Kurzem ein tangibles Zeichen Deiner Geschäftsthätigkeit erhalten, da Herr Westhof uns ein Fäßchen Mehl aus der Mühle Gauß u. Weidner zugeschickt hat, welches Therese sehr lobt, als besser, wie alles hiesige.

Zufällig hatten wir gleichzeitig einen Topf Butter aus dem Altenlande von Josephs Frau erhalten, und es fehlten also zu einer Omelette abseiten meiner Kinder aus fremden Landen nur noch die Eier aus Wilhelms Hühnerstalle.

Ueber das Daguerrebild, welches Deine liebe Frau Theresen geschickt hat, haben wir uns sehr gefreut; die Arbeit ist feiner, als ich sie an einem in Europa gemachten Daguerrebilde sonst gesehen habe. Therese erwiedert es mit ihrem Daguerrebild, welches in zwei Exemplaren, eines für Dich, eines für Wilhelm Herr Angetrodt mitbringt. Außerdem und zu gleicher Distribution bringt er zwei Lithographien von meinem Portrait mit: sie sind im vorigen Winter von einem Oelgemälde abgenommen, welches vor 6 Jahren hier gemacht ist. (Das Original dieses Oelgemäldes von einem Kopenhagner Künstler kam nach Petersburg, und eine Copie für Herrn Sartorius blieb hier, wonach jene Lithographie gemacht ist). Man fand das Gemälde damahls sehr ähnlich; jetzt werde ich ihm wohl unähnlich geworden sein.

Auch für die Karte von Missouri und Arkansas, welche mit jenem Bilde zugleich ankam, habe ich Dir noch zu danken.

Daß Ewald noch im vorigen Jahre sich wieder verheirathet hat, wird Dir wahrscheinlich die Großmutter geschrieben haben. Mit herzlichen Wünschen für Dein Wohlergehen

Göttingen, den 9ten August, 1846. Dein treuer Vater C. F. Gauß.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

2. Die Parochie Gebhardshagen.

Das heutige Kirchspiel Gebhardshagen mit den beiden Filialgemeinden Engerode und Calbecht ist aus der Vereinigung von fünf selbständigen Pfarrgemeinden entstanden — nämlich den vorgenannten und den jetzt wüsten Kirchheerte und Wedem.

In der Umwallung der Veste Hagen (Indago) befand sich von Alters her eine stattliche Kapelle, deren Mauern noch heute als Scheuer rechts am Eingange des Domänenhofes profane Verwendung finden. Der Baustil derselben ist romanisch, sie ist etwa 6—700 Jahre alt, also von demselben Alter wie die Kapelle zu Engerode. Diese Burgkapelle im Hagen wird in der später noch zu erwähnenden Wedemer Urkunde vom Jahre 1248 genannt. Unter der Kapellenthür stehend, wurde Ludgerus Ritter zum Hagen, welcher sich freventlich an dem Pfarrer Heinrich Crasue von Wedem vergriffen hatte, vom Blitze erschlagen. Der erste Pfarrer vom Hagen Hinricus wurde 1235 und 1236 genannt[1]). Nach ihm Konrad 1312, Ludolf 1325, Eylard 1383. Die kirchlichen Lehnsherren waren natürlich die Edlen von Hagen (de Indagine) als Grundherren. Dieses Geschlecht, zuerst 1129 im Dienste Kaiser Lothar's genannt, verliert 1280 durch Aussterben das Burglehen. Die gängigen Ansichten über die folgende Periode sind nun dahin richtig zu stellen, daß die Burg zunächst über 20 Jahre in den Händen des herzoglichen Lehnsherrn blieb. Erst um 1300 verlieh Herzog Albrecht der Feiste die Veste an die Familie von Bortfeld. Die erste Nachricht über die v. Bortfeld als Inhaber des Hagens bringt das Jahr 1294, nicht erst 1302, wie man bisher meinte[2]). Dafür zeugt auch eine Nachricht von 1290, wonach Herzog Otto selbst noch Gebhardshagen inne hat[3]). Die Benennung Gebhardshagen[4]) nach Gebhard von Bortfeld tritt zum ersten Male 1348 auf, jedenfalls zur Unterscheidung von den zu demselben Lehn gehörigen Nienhagen und Steinhagen. Wie die von Hagen, so übten auch die Bortfelds das Patronatrecht über die Burgkapelle aus, ihr Patronat überdauerte aber ihr Burglehen. Nach der gewöhnlichen Annahme[5]) soll die Burg 1429 an den herzoglichen Lehnsherrn zurückgefallen sein. Dagegen sprechen folgende Thatsachen: Die letzte Bortfeldsche Urkunde aus Gebhardshagen stammt aus dem J. 1354[6]). 1381 verschreibt Herzog Otto der Quade u. A. Gebhardshagen für den Fall seines Todes dem Landgrafen Hermann von Hessen[7]). 1390 ist es herzoglich[8]), 1395 wird es von einem herzoglichen Vogte verwaltet[9]). 1396 war es an die v. Cramm, 1405—1430 an die v. Salder verpfändet[10]). Es ist also der Abzug der v. Bortfeld aus Gebhardshagen um 1360 anzusetzen. Die Ursache dieses Wechsels ist uns nicht bekannt. Dagegen blieb das kirchliche Lehnsrecht bei der Familie von Bortfeld bis zu ihrem Erlöschen

---

1) Als Zeuge in Riddagshäuser Urkunden.

2) Goslar. Urkundenbuch Th. II Nr. 477 und 78. Sie schreiben sich darin, wie auch später, geradezu v. B., genannt von Hagen. Der Templerorden hat niemals Gebhardshagen besessen, wie Hassel u. Bege, Lambrecht u. A. meinen.

3) Dürre, Die Regesten des Geschlechts v. Wallmoden Nr. 78.

4) Geverdeshagen, auch Geberhardishagen, Gebehardishayn, Gebershagen (so heute im Volksmunde).

5) Bege, Burgen S. 109, Knoll u. Bode S. 231.

6) Sudendorf Urkdbch. II 245.

7) Ebendas. V 249.

8) Dürre, Wallm 78.

9) Sudendorf VII S. 215.

10) Herzogl. Urk. i. Landeshauptarchiv 12. 15. 21. Döbner Hildesh. Urkdbch. VI 84, 263, 464.

im J. 1685 [11]), da der Letzte — Curt v. Bortfeld — auf dem Heimwege aus dem Türkenkriege starb. Die einst so begüterte und angesehene Familie war zuletzt völlig verarmt. Das kirchliche Lehn verfiel deshalb nicht mit dem Burglehn, weil jenes hildesheimisch und dieses herzoglich war. Die herzoglichen Lehnstücke fielen nach dem Aussterben der v. Bortfeld an die v. Cramm, die hildesheimischen [12]) an die von Brabeck, eine westfälische Familie. Aus Mangel an einheimischen katholischen Adligen — diese waren fast alle evangelisch geworden — zog der Bischof von Hildesheim westfälische Familien in sein Bisthum. Die von Brabeck empfingen auch das kirchliche Lehnsrecht über Gebhardshagen. Allerdings machten ihnen dieses die v. d Bussche streitig, denen Engerode von den Bortfelds verpfändet war. Diese Pfandbesitzer üben wiederholt das Patronatrecht aus. Doch die Brabecks obsiegten in dem angestrengten Processe [13]). Es wurde nun das Besetzungsrecht so geordnet, daß einmal die v. Brabeck, das andere Mal wegen des Filials Calbecht der Landesherr dasselbe ausübten [14]).

Für Engerode als Brabeck'sches Eigenthum erfolgte jedesmal hinterher eine formelle Präsentation [15]). Es wurden aber die nunmehrigen Grafen v. Brabeck durch Urtheil Fürstl. Consistoriums vom 11. Febr. 1804 ihres Patronatrechtes verlustig erklärt. Da die Proceßacten nirgends aufzufinden, so kann man den Grund dieses Spruches nur vermuthen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Graf jede Kirchenbaupflicht abgelehnt hat. Am 1. Mai 1791 war der Kirchthurm, durch Blitz getroffen, niedergebrannt. Erst 1810 wurde er — und zwar in kümmerlicher Höhe — wieder aufgebaut. Sollte nicht Fürstl. Consistorium auf Verweigerung des Grafen, als Patron etwas zum Bau beizutragen, diesem sein Recht abgesprochen haben? Seit diesem Jahre gilt der Landesherr allein als Patron.

Das Gotteshaus unserer Gemeinde — dessen Schutzheiliger wie in Barum der Weihnachtsheilige St. Nicolaus ist — geht auf das Jahr 1410 zurück. In dieser Zeit vollzog sich die Entwicklung der Burggemeinde zur Dorfgemeinde durch die Einverleibung der heute wüsten Dörfer Kirchheerte und später Wedem, jenes im Norden, dieses im Westen von Gebhardshagen gelegen. Beide waren selbständige Parochieen.

Kirchheerte — zu unterscheiden von Nord-, Ost- und Lütkenheerte, welche drei das heutige Heerte bilden [16]) — erscheint als Kerckherte zuerst 1238 und 1248 [17]). Den Zehnten trugen dort die v. Wallmoden von den Grafen von Schladen zu Lehn [18]). Dieser Zehnten von 547 Kirchheerter Morgen erscheint später im Erbregister von Gebhardshagen. Das im Hildesheimischen Archidiakonatsverzeichniß aufgeführte Herte [19]) ist unser Kirchheerte. Dasselbe hat eine bischöfliche Abgabe von 1½ Lot Silber zu zahlen, als Patron ist der Bischof benannt. Die Geringfügigkeit der Abgabe beweist, wie klein die Kirchenpfründe [20]). Noch heute zeichnet sich in der Wiese, sobald sie gemäht ist, die Kirche ab. Der erste Geistliche wird 1386 erwähnt, Hermann Angerstein, Vorsteher der Kapelle St. Petri in Dreckherte unter Gebhardshagen.

(Schluß folgt.)

11) Erbregister von Gebhardshagen 1548—1622 (Amtsger. Salder).

12) Wie das Kirchenlehn, so weist auch der Zehnte in Gebhardshagen auf Hildesheimische Herkunft, er war im Besitze der v. Wallmoden.

13) S. meinen Aufsatz über Engerode, Br. Magazin 1898 Nr. 9 S. 68.

14) Wonach Hassel u. Bege, Beschreibung 2c. S. 446, zu berichtigen.

15) So ausdrücklich im Corp. bon. von Gebhardshagen.

16) Zu unserem vor. Aufsatze S. 98 möchten wir hier nachträglich bemerken, daß das uralte Steinbild in dem Westgiebel der Heerter Kirche nicht eine Jungfrau darstellt, „welche in beiden Händen Aehren tragt", wie Knoll u. Bode S. 282 meinen, sondern die Maria mit dem allerdings sehr verwitterten Jesuskinde.

17) In den später zu besprechenden Wedemer Urkunden.

18) Dürre, Wallm. Regest. 75 um 1286.

19) Lüntzel, Aelt. Diöz. Hild. Anhang.

20) Barum zahlt 1 M, Gebhardshagen (Indago) 5 Lot Silber.

Bücherschau.

In den „**Mittheilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten** und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin" Heft IV (Berlin 1899) handelt A. Vasel aus Beierstedt über die „alten Bauernschüsseln im Braunschweigischen", die früher auf der geräumigen Däle des Bauernhauses die „Blänke" zierten, mit dieser aber zumeist verschwunden sind und im Ganzen nur noch selten angetroffen werden, da sie durch Geschirr aus Zinn, Porcellan u. s. w. allmählich verdrängt wurden. Den Herstellungsort dieser Schüsseln sucht der Verfasser wohl mit Recht nicht im Braunschweigischen, sondern in der Gegend von Marburg in Hessen. Er bespricht das Material, aus dem sie bestehen, (aus gebranntem Thon mit Bleiglasur), die Art ihrer Herstellung die dabei verwandten Farben, die Darstellungen und Sprüche, die sie zieren u. s. w. Das älteste Stück, das ihm bekannt geworden, stammt aus dem Jahre 1722. Zur Veranschaulichung der Ausführungen des Verfassers tragen die wohlgelungenen Abbildungen von sechs Bauernschüsseln aufs Beste bei, die sich in der Sammlung des Verfassers und im Vaterländischen Museum zu Braunschweig befinden.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 11. Rothe-Feier in Heidelberg. — 11—17 R. Elster, Pabst Julius II. u. das neuere Italien (Rom). — 17. Gustav Freßen, „Die drei Getreuen". 18—19. Die alttestamentlichen Propheten. — 20.—21, 23 u. 24 Schumann, Evang. Regungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche. — 21. Albert Bach †. — 22. W. Kulemann, Unser Versammlungsrecht. — 26. Dreyfus. — 27. Jubiläum in Rom. — 28. Hauptmanns Fuhrmann Henschel. — 29. Der Weltfriede — 30 Ferien-Lectüre.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 12—14. P. Kahle, Topographische Veränderungen der Erdoberfläche und Anregung zu ihrer Verfolgung im Herzogthum.

Monatsschrift f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 7 u 8. Bloch, Fluß-Bade- und Schwimmanstalt für Frauen in Br.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 13. August **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Grabstätten der Welfen.

Den Plan, die Grabmäler und Grabstellen der Mitglieder unseres alten Fürstenhauses eingehend zu behandeln, hat zuerst Friedrich Karl von Vechelde gefaßt. Er beabsichtigte nach dem Vorbilde von Marquard Hergott's Monumenta augustae domus Austriacae in einem umfassenden Werke die noch vorhandenen Grabdenkmäler der Braunschweigischen Fürsten abzubilden, ihre äußerlich nicht mehr kenntlichen Ruhestätten zu ermitteln, die oft sich widersprechenden Angaben über ihre Geburts- und Todesdaten aufzuklären und so eine authentische Grundlage zu einem zuverlässigen Stammbaume des Welfischen Hauses zu legen, dessen wir noch heute entbehren. Mehrere Jahre hat er sich mit diesem Gedanken getragen, auch die Ausführung begonnen. Aber die Schwierigkeiten, die sich ihm hier, zumal bei Erforschung der außerhalb Deutschlands gelegenen Grabstätten, entgegenstellten, waren so groß, daß er bald an einer glücklichen Lösung der Aufgabe verzweifelte und sich schließlich darauf beschränkte, in den von ihm herausgegebenen „Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig" einige Bruchstücke seiner Vorarbeiten zu veröffentlichen [1]). Aber die hierdurch gegebene Anregung wirkte weiter. Der Plan wurde von Karl Steinmann wieder aufgenommen, der in den letzten Jahrgängen des früheren Braunschweigischen Magazins eine lange Reihe von Aufsätzen über die Grabstätten der Welfen veröffentlichte [2]). Es sind nicht weniger als 44 Ortschaften, in denen er Braunschweigische Fürstengräber nachwies. Ihnen hat in derselben Zeitschrift E. A. Stoltze noch vier weitere Stätten angeschlossen [3]). Diese so etwas zerstreuten und schlecht erreichbaren Artikel hat dann Karl Steinmann in neuer Bearbeitung und wesentlich vermehrt — statt 48 Orte finden wir hier 62 — in einem stattlichen Buche vereinigt, das 1885 bei B. Goeritz in Braunschweig erschienen ist. Aber auch mit dieser umfassenden und fleißigen Arbeit ist der reiche Stoff noch nicht erschöpft. Von den verschiedensten Seiten sind noch immer Nachträge für das Werk zu gewinnen. Wenn wir diesen jetzt hier eine Stelle gewähren, so bleiben wir damit den alten Ueberlieferungen dieses Blattes getreu, das in den sechziger Jahren bis in die letzten Nummern hinein den Grabstätten unseres ruhmreichen Herzoghauses besondere Theilnahme schenkte.

1. Wolfenbüttel.

Zu den wichtigsten Grabstätten der Welfen gehören ohne Zweifel die beiden Fürstlichen Erbbegräbnisse unter der schönen Marienkirche zu Wolfenbüttel, die zahlreiche Mitglieder der mittlern und neuern Linie des Welfenhauses bergen. Es ist zwar bereits früher ausführlich über sie gehandelt worden [4]). Dennoch wird es nicht überflüssig erscheinen, auf die ältere Gruft noch einmal zurück zu kommen. Denn die Nachforschungen, die bei Gelegenheit der jüngsten Restauration der Kirche im Jahre 1887 durch den damaligen Kreisbaumeister, jetzt Baurath Karl Müller in Wolfenbüttel mit bestem Erfolge angestellt worden sind, haben viele der früher gemachten Angaben allerdings bestätigt, andere dagegen als irrig erwiesen und manche dankenswerthe neue Nachricht zu Tage gefördert. Diese Berichtigungen und Ergänzungen erscheinen wichtig genug, um selbst auf die Gefahr der Wiederholung bekannter Dinge hin das ganze ältere Fürstliche Grabgewölbe aufs Neue hier eingehender zu behandeln.

Man nahm früher an, daß die alte Fürstengruft, in der Herzog Julius seinen Vater hat beisetzen lassen, in den neuen Kirchenbau mit aufgenommen sei und zwar im südlichen Seitenschiffe des Baues eine Stelle gefunden habe. Der sorgsame Chronist der Kirche, Christoph Wolterek, suchte die Gruft „vor der Cantzel und dem darauf folgenden Pfeiler" und verwies dabei auf einen Grundriß, wo das Fürstliche Gewölbe zwischen

1) Sie erschienen 1831 in den Nummern 11, 13, 15 bis 17, 19, 22 und 24.

2) Sie stehen Braunschw. Magazin 1864 Stück 2, 3, 34—37; 1865 St. 44—46; 1866 St. 6, 7, 18, 35, 36, 47, 48; 1867 St. 7, 8, 19, 37, 38; 1868 St. 13—16, 46, 47; 1868 Nachtr. Nr. 5.

3) Br. Mag. 1868 Nachtr. Nr. 6.

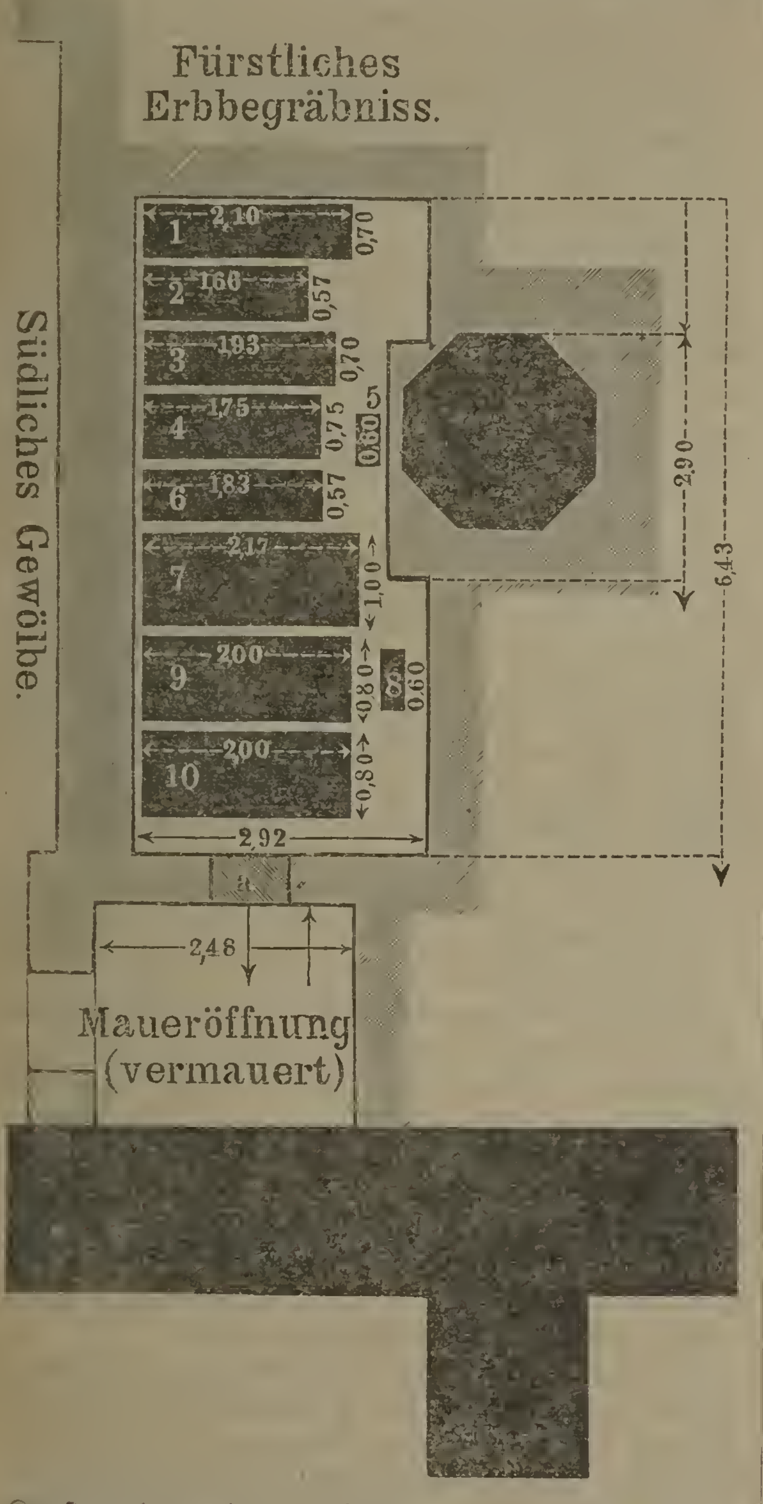
4) Vergl. Wolterek's Herzogliche Erb-Begräbnisse in der Haupt-Kirchen B. M. V. S. 5 f. und dess. Chronicon der Stadt Wolfenbüttel S. 22 ff. — v. Strombeck im Vaterl. Archiv d. hist. Vereins f. Niedersachs. 1837 S. 1—7. — Steinmann im Braunschw. Mag. 1864 Stück 2 und 3 und dess. Grabstätten der Welfen S. 47—69. — Wolfenbüttler Kreisblatt Nr. 56 vom 13. Mai 1887.

der Kanzel und dem ersten südlichen Pfeiler angegeben ist. Er selbst war in dem Gewölbe niemals gewesen, konnte deshalb darüber nur nach Hörensagen berichten. Denn seit dem Ende des 17. Jahrhunderts war die Gruft niemals wieder geöffnet gewesen. Schon Herzog August hatte im August 1654 Befehl gegeben, sie ganz zumauern zu lassen, zuvor aber hatte der Opfermann der Kirche, Michael Hugo, über die Särge, die er darin gefunden, am 18. August 1654 ein Protocoll aufgenommen. Er sagt, daß er „die Särge visitiret, die Schriften abgewischet und mit seinen Augen in Wahrheit gelesen". Um so mehr überrascht es, daß im Gegensatz zu diesem Protocolle, in dem 10 Fürstliche Särge aufgeführt werden, „bey Ausgange des 1654. Jahrs ein abermaliger Extract über das alte Fürstliche Begräbniß" aufgesetzt wurde, nach dem zwölf Fürstlichkeiten in dem Raume ihre letzte Ruhe sollen gefunden haben. Wir werden später auf diese Angaben zurückkommen müssen. Als dann in den Jahren 1696—99 die beiden großen Pfeiler am Südschiff nach der Orgel zu in Stand gesetzt und unter dem Südschiffe zur Beerdigung von Privatpersonen ein großes Begräbnißgewölbe angelegt wurde, da öffnete man durch Zufall an einer Seite desselben das Fürstliche Erbbegräbniß. Der Kirchenvorsteher Anton Goswin Hencke hat es besichtigt und die darin befindlichen Leichen aufgeschrieben. Da das Gewölbe aber sogleich wieder zugemauert wurde und der Zettel, auf dem Hencke seine Aufzeichnungen gemacht hatte, nachher verloren war, so erfahren wir bei dieser Gelegenheit aus seinen mündlichen Erzählungen nur, „daß die Leichen in zinnern Särgen auf eisernen Rösten, als wenn ein iedes Sarg mit Fleiß krumm gewunden wäre, stünden, und gar unansehnlich anzutreffen seyn". Auf diese Nachrichten beschränkte sich vor der Restauration der Kirche unsere ganze Kenntniß von der alten Fürstengruft der Marienkirche.

Auch über das frühere Bauwerk, das auf der Stelle der jetzigen Marienkirche gelegen hat, sind wir nur ganz dürftig unterrichtet. Aus Bege's Chronik S. 51 erfahren wir nur, daß Herzog Julius an der Südseite der alten Kirche ein Fürstliches Begräbniß hat zurichten lassen, in dem sein Vater, Herzog Heinrich der Jüngere, beigesetzt wurde. Diese Gruft lag in einer besonderen Capelle. Das ersehen wir aus dem Berichte, den M. Joh. Wackerhagen über das Begräbniß der Herzogin Margarethe zu Münsterberg, der Schwester des Herzogs Julius, 1580 abgefaßt hat. Es heißt hier, daß die Fürstliche Leiche in die „Pfarkirchen" d. h. die Marienkirche gebracht worden sei. „Da ward die Leiche", fährt der Bericht fort, „in die Cappel vber die furstliche greber nidergesetzett, vnnd geschahe in gegenwart viel hundert menschen eine Christliche Leichpredigt. Nach geendigter predig vnter dem gesang ward die Leiche vom Hern Canzler vnd darzu verordneten Rethen in ein fürstlich neuw grab nidergelaßen. Vnd ward diese gotselige widwin bey das zarte Junge Seligs Frewlin Ihre hertzliebeste Paten nidergesetzett vnd das grab mit einem Stein vermaurett. Daselbst ruehen diese beiden fürstinnen sampt vier andern fürstlichen Leichen in einem daneben ausgewelbetem grabe bis an den Jungsten tag". Aus diesen Worten ersehen wir, daß die älteste Gruft vier Fürstenleichen enthielt und daß neben dieser in einer neuen Gruft die Herzogin Margarethe zusammen mit ihrem Pathkinde ihre Ruhestätte gefunden hat. Letzteres war die Nichte der Herzogin, Margarethe, die Tochter des Herzogs Julius, die, am 22. Juni 1571 geboren, einige Monate vor ihrer Tante, am 21. Januar 1580 gestorben und am 25. Januar in der „Fürstlichen Capelle in der Heinrichstadt" beigesetzt worden ist. Wer sind nun aber die vier Leichen, die in dem älteren Gewölbe der Fürstlichen Capelle liegen? Es ist hier nur an Herzog Heinrich d. J., seine zweite Gemahlin Sophie und seine beiden ältesten Söhne Karl Victor und Philipp Magnus zu denken.

Daß in Wolfenbüttel überhaupt ein Fürstliches Erbbegräbniß begründet wurde, hatte hauptsächlich in der feindlichen Stellung seinen Grund, die gegen das Herzoghaus die Stadt Braunschweig einnahm, wo im alten ehrwürdigen Dome des Stifts St. Blasii alle Fürsten des mittleren Hauses Braunschweig bis auf Heinrich d. Aelt. († 1514) herab beigesetzt worden waren. Dessen Sohn, Herzog Heinrich d. J., gab zuerst, weil ihm die Stadt zuwider war und er sein und der Seinigen Gebein dort nicht für sicher genug verwahrt hielt, die alte Grabstätte auf. Er ließ seine erste Gemahlin Marie, eine Württembergische Prinzessin († 28. December 1541), und ihre gleichnamige Tochter, die am 26. Juli 1539 verstarb, in dem benachbarten Kloster Steterburg bestatten. Aber hier wurde die Feindschaft der Stadt Braunschweig ihm ganz besonders verderblich. Als 1542 die Streitigkeiten gegen den Herzog begannen, nahmen die Braunschweiger das Kloster ein, brachen die Fürstlichen Särge auf, nahmen die Leichen heraus und beraubten sie ihres Geschmeides. Da ihre Hoffnung, einen großen Schatz zu finden, getäuscht wurde, ließen sie erbost die entblößten Körper unter dem blauen Himmel auf dem Erdreiche liegen, so daß sie den gefräßigen Schweinen zur Speise dienen mußten. Das hat weder Heinrich d. J. noch sein Sohn Julius der Stadt Braunschweig jemals vergessen. Vor Allem aber quälte Ersteren die Furcht, daß ihm dereinst einmal Aehnliches widerfahren könnte. Er nahm daher an dem Tauftage seines Enkels Heinrich Julius am 5. November 1564 auf dem Schlosse zu Hessen seinem Sohne das feierliche Versprechen ab, ihn nicht in der Stadt Braunschweig begraben zu lassen. Auch im Jahre 1566 mußte Julius das gleiche Gelöbniß in Wolfenbüttel wiederholen. Deshalb ward in dieser Stadt, die stark befestigt wurde, ein neues Fürstliches Begräbniß angelegt. Nach Aussage des Herzogs Julius hat sein Vater selbst damit den Anfang gemacht, indem er seine beiden ältesten Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, die am 9. Juli 1553 in der Schlacht bei Sievershausen gefallen waren, in der Wolfenbüttler Kirche begraben ließ. Die nächsten Todesfälle im Fürstlichen Hause trafen Herzog Heinrich d. J. selbst († 11. Juni 1568) und seine zweite Gemahlin Sophie, die am 28. Mai 1575 in Schöningen starb und am 27. Juni deff. J. in Wolfenbüttel beerdigt wurde. Sonst ist kein Mitglied dieser

Linie zwischen den Jahren 1553 und 1580 im Lande verstorben. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß jene vier Persönlichkeiten in der ältesten Wolfenbüttler Gruft gelegen haben. Bestätigt wird diese Annahme noch durch ihre vier noch jetzt in der Marienkirche vorhandenen Grabdenkmäler. Diese sind so gleichmäßig gearbeitet, daß schon hierdurch ihre Zusammengehörigkeit bewiesen wird. Sie sind zweifellos Ueberbleibsel der alten Kirche, aus der man sie wegen ihres



Kunstwerthes und aus Pietät gegen die Personen, die sie darstellen, in die neue Kirche hinübernahm, während der Stein, der nach Aussage Wackerhagen's das Grab Margarethe's schloß, inzwischen leider verloren worden ist.

Da nun die älteste Fürstengruft, wie wir gesehen, nur vier Särge umfaßte, so daß die beiden folgenden Leichen schon daneben bestattet werden mußten, so liegt auf der Hand, daß diese Gruft mit dem älteren Fürstlichen Erbbegräbniß, das im Jahre 1654 vermauert wurde und 10—12 Särge barg, nicht identisch sein kann. Die ursprüngliche Fürstengruft ist aus der alten Kirche in die neue nicht mit hinübergenommen. Das geht auch aus dem Zustande hervor, in dem man das alte Erbbegräbniß im Jahre 1887 thatsächlich gefunden hat.

Der Zugang zu diesem Gewölbe war bis dahin völlig unbekannt. Schon in den dreißiger Jahren hatten der Geheimrath Fr. K. v. Strombeck und der Abt Hoffmeister, als ein größerer Bau in der Kirche vorgenommen wurde, versucht, den Eingang zu dem alten Gewölbe aufzufinden, aber es wollte ihnen nicht gelingen. Wohl weil sie an einer falschen, an der von Woltereck bezeichneten Stelle suchten. Da forschte auch zunächst der Baurath Müller vergeblich, bis es ihm glückte, das Erbbegräbniß an einer anderen Stelle zu entdecken. Es liegt nemlich nicht im Osten, sondern im Westen des ersten Pfeilers des Südschiffes von der Kanzel ab gerechnet, wie die beigefügte Skizze es darstellt. Es ist ein viereckiger Raum von 6,43 m Länge, 2,93 m Breite und 1,93 m Höhe; das Fundament des Pfeilers, vor dem das Gewölbe westlich vorgelagert ist, tritt 0,45 m in das Lichte des Raumes hinein[5]). Es ist von Bruchsteinen und künstlichen Gypsquadern aufgeführt und bildet ein einfaches Tonnengewölbe mit halbkreisförmiger Leitlinie. Außer einer vermauerten schmalen Oeffnung in der Südwestecke, die den Arbeitern beim Verlassen des Gewölbes als Ausgang gedient haben mag, sieht man keinerlei Spuren von Oeffnungen Von den Schildbogen ist der südliche jedenfalls, der nördliche wahrscheinlich viel jünger als das Gewölbe. Der ganze Raum, der sehr eng und nicht einmal mit Abputz versehen ist, macht einen überaus dürftigen Eindruck. Es leuchtet leicht ein, daß der Raum in dieser Gestalt und Ausdehnung die eigentliche Fürstengruft nicht gewesen sein kann. Dagegen spricht auch die Aufstellung der Särge. So wie sie jetzt stehen, können sie ursprünglich unmöglich hingesetzt worden sein. Ihre Reihenfolge entspricht keineswegs der Zeitfolge. Auch sind die Kopfseiten theils nach Osten, theils nach Westen gerichtet. Sie füllen den Raum so vollständig aus, daß sie bei der Unterfahrung des Kirchenpfeilers, die im Jahre 1654 geschah, keinesfalls an dieser Stelle gestanden haben können. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn man die Särge, nur um sie sicher zu bergen, in diesen Raum als einem Nothbehelfe untergebracht habe. Schwere Schicksale werden sie vorher über sich haben ergehen lassen müssen. Sie befinden sich, wie wir schon von A. G. Hencke erfahren haben, durchweg in einem sehr schlechten Zustande.

Fast alle Särge stehen, wohl um sie vor dem Grundwasser zu schützen, auf eisernen Rosten. Sie sind sämmtlich aus etwa 2 mm starken Zinn- oder Bleiplatten gefertigt, die an den Kanten vernietet sind.

5) Die Mittheilungen über die Baulichkeiten sind nach den Aufnahmen des Bauraths K. Müller gemacht.

Diese sind dann mit profilirten Leisten von demselben Metall gedeckt. Es ist dies die einzige plastische Gliederung, die ihnen zu Theil geworden ist. Aller sonstige Schmuck an Inschriften, Wappen, Monogrammen u. s. w. ist mit dem Stichel eingegraben. Die Särge sind theils aus 5, theils aus 6 Langseiten zusammengesetzt, so daß ihr Querprofil ein Fünfeck oder ein Sechseck bildet. Wie schon erwähnt, ist ihre Erhaltung eine sehr schlechte. Die Böden sind von Grundwasser, wie es scheint, stark angefressen. Die oberen Theile sind verbogen und auseinandergespalten, die Deckel in Folge Ausweichens der Seitentheile zusammengebrochen und auf die Böden herabgestürzt. Es ist offenbar, um die Särge zu öffnen, auch Gewalt angewandt worden. Denn an manchen Stellen findet man die Niete reihenweise abgesprengt und die Deckleisten abgerissen. Möglich, daß in der Zeit des 30jährigen Krieges, wo Wolfenbüttel lange Jahre in Feindes Hand war, solch wilder Frevel verübt wurde und daß später Herzog August befahl, das Gewölbe, in dem die Särge untergebracht waren, zu vermauern, um so der Mit- und Nachwelt den Anblick wüster Zerstörung zu entziehen. Jetzt war an eine Wiederherstellung der durch die Einflüsse der Zeit, Rost u. s. w noch stärker beschädigten Särge noch weniger zu denken. Es ist daher auf hohen Befehl am 2. Juni 1887 das Gewölbe wieder vermauert worden, nachdem über den Befund ein genaues Protocoll aufgenommen und schon vorher von den Inschriften und Wappen der Särge zuverlässige Copien angefertigt worden waren.

Nach den letztgenannten Aufzeichnungen, die in recht unbequemer Arbeit von dem Lehrer Th. Voges und dem Unterzeichneten gemacht wurden, sind nun folgende Särge in dem Gewölbe vorhanden. Die Nummern des Textes entsprechen den Zahlen der beistehenden Skizze.

1. Dicht an der Nordwand des Gewölbes steht der Zinnsarg der Herzogin Margarethe, der ältesten Tochter Herzog Heinrich's d. J. Sie ist ganz im Anfange des Jahres 1517, wenn nicht Ende 1516 geboren, denn nach der Sarginschrift ist sie im Jahre 1580 63 Jahre alt gestorben. Da ihr Bruder Andreas aber am 21. December 1517 getauft worden ist, so muß ihre Geburt in jene Zeit fallen. Am 8. September 1561 heirathete sie den Herzog Johann von Münsterberg, der schon einige Jahre darauf, am 28. Februar 1565, verstarb. Sie kehrte in die Heimath zurück, wo ihr Vater das Schloß Staufenburg ihr zum Aufenthalte anwies. Hier ist sie in der Nacht vom 27. zum 28. October um 1 Uhr gestorben. Die Acten über ihr Hinscheiden setzen diese Datirung außer allem Zweifel. Der Körper wurde einbalsamirt und ist am 7. November dess. J. in der „Pfarrkirchen der Heinrichstadt bey der Fürstl. Vestunge Wulffenbüttel“ beigesetzt worden. M. Johann Wackerhagen, Pastor zu Ahlshausen, der bei ihrem Tode zugegen war, hat ihr die Leichenpredigt gehalten.

Der Sarg, der auf keiner Roste steht, hat 5 Langwände, die so ausgewichen sind, daß die rechte Deckelseite (von der Leiche ab gedacht), die die Inschriften trägt, jetzt wagerecht liegt. Hier steht in Kapitalbuchstaben Folgendes eingetragen:

Von Gottes Gnaden Margaretha / geborne zv Bravnschweig vnd / Lvneborg Hertzogin zv Mvnsterberg / in Schlesien zvr Olssen vnd / Graffin zv Glatz Widtwe /

Es folgt das Wappen der Herzogin, nämlich das Braunschweigische mit vier Feldern und einem Herzschilde mit dem Münsterbergischen Wappen. Dann heißt es weiter:

Ist gestorben am 27. Octobris anno 80 in der Nacht vmb ein Vhr / zvr Stavffenborg ires Alters 63 Jar der Sele Godt gnedig sei.

Sonst hat der Sarg keine Inschrift; nur an der Kopfseite steht noch die Jahreszahl: 1580 [6]).

2. Dicht daneben steht, ebenfalls auf keiner Roste, ein fünfseitiger Bleisarg von 1,66 m Länge. Der Deckel ist eingesunken, so daß man in dem Sarge am Fußende noch einen Kindersarg, gleichfalls aus Zinn oder Blei gefertigt, sehen kann. Letzterer ist 42 cm lang, oben 23 cm und unten 20,5 cm breit und 19 cm hoch. Weder der große noch der kleine Sarg zeigen irgend welche Inschrift, Wappen oder sonstige Verzierung.

3. Daran schließt sich der Sarg der Herzogin Dorothee, Tochter Kurfürst August's von Sachsen und ersten Gemahlin des Herzogs Heinrich Julius, die am 13. Februar 1587 starb und am 19. März dess. J. beerdigt worden ist. Der aus fünf Langseiten bestehende Sarg zeigt an der Kopfseite das Braunschweigische Wappen mit dem Sächsischen Wappen im Herzschilde. In der Mitte der rechten Langseite befindet sich eine bildliche Darstellung: Christus der Auferstandene. Darunter stehen die Worte:

Anno 87 den 13. Febrvarii ist die D H F V F F Dorothea g. z. Sachsen H Z B V L ihres fvrstlichen Alters im 23 Jares in Got entslafn.

Es folgt das kleine Sächsische Wappen (gespaltener Schild mit dem Rautenkranze und den gekreuzten Schwertern). Links vom Auferstandenen stehen die Bibelsprüche Jesaias 26 V. 19—20 und Evang. Johannis 11 V. 25 und 26, rechts dagegen Römer 14 V. 7 und 8, Philipper 1 V. 21 und Offenbarung Joh. 14 V. 13. Auf der Fußseite des Sarges, der wie alle die folgenden mit Ausnahme des letzten auf einer Roste steht, ist der Name des Verfertigers angebracht: Hinrich: Wöler: Kannengisser: 1587.

4. Der nächste Sarg ist der des jüngeren Heinrich Julius, eines Sohnes des gleichnamigen regierenden Herzogs aus dessen zweiter Ehe, der am 7. October 1597 geboren und am 11. Juli 1606 gestorben ist. Der Sarg hat 6 Langseiten. Oben auf dem Deckel befindet sich eine Darstellung Christi am Kreuze. Darunter steht:

Heinricvs Ivlivs / jvnior Hertzogk / zv Bravnschweig / vnnd Lvneborgk ist / geboren anno 1597

6) Verfertigt ist der Sarg, wie wir aus den Akten über Margarethe's Tod erfahren, vom Kannengießermeister Heinrich Goes in Wolfenbüttel.

den 7 Octob nach / Mittag vmb 9 Vhr vnnd hernacher anno 1606 den 11 Jvly kvrtz vor 9 Vhr / vor Mittag selig glic in Gott vor/schieden seines Alters 8 Jahr 9 Monatt vnnd etliche Tage.

Links davon steht in lateinischer Sprache der Spruch I. Thimoth.6 V. 6 und 7, rechts das Monogramm IH unter einer Krone. Unter diesem das Dänische Wappen, wohl wegen seiner Mutter Elisabeth, die eine Tochter König Friedrich's II. von Dänemark war, dann in deutscher Sprache der Spruch Johann. 11 V. 25 und 26 und zuletzt die Hausmarke oder das Meisterzeichen des Handwerkers, der den Sarg anfertigte.

5. Am Fußende dieses vierten Sarges steht quer neben ihm ein kleiner Sarg von 4 Langseiten ohne Inschrift und Wappen. Er ist nur 60 cm lang, kann also nur die Leiche eines ganz kleinen Kindes enthalten haben.

6. In der alten Reihe, aber in umgekehrter Richtung wie die übrigen Särge, folgt dann der Sarg der Herzogin Sabine Katharine, einer Tochter des Herzogs Julius, geboren am 29. April 1574, gestorben am 7. September und begraben am 14. September 1590. Die Inschrift auf der rechten Langseite lautet:

Von Gottes Gnaden Sabina Catharina gebornes/ Frevlein zv Bravnschweig vnd Lvneburg geborn anno 1574 / 29. Aprilis vnd anno 1590 den 7. Septembris zwischen 10 vnd 11 Vhren im Hern selig entschlafen. / Darauf Psal. 16 V. 11, Psal. 31 V. 6, Psal. 68 V. 21, Psal. 116 V. 15.

Rechts daneben in der Mitte der Langseite steht das Braunschweigische Wappen mit 6 Feldern. Daran schließen sich weiter rechts an die Sprüche Röm. 14 V. 7—9, Galat 3 V. 26—27.

7. Am besten erhalten ist der Sarg der Herzogin Hedwig, der Gemahlin des Herzogs Julius, Tochter Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg, die am 1. März 1540 geboren, am 21. October 1602 gestorben und am 19. November dess J. beigesetzt ist. Der Sarg hat 6 Langseiten. Die obere Platte hat am Kopfende zunächst ein Crucifix, darunter das Monogramm IH mit einer Krone, dann den Spruch Eccles. 12 V. 7 und Psalm 116 V. 15.

In der Mitte der linken Schrägseite ist das große Brandenburgische Wappen mit drei Helmen eingravirt. Rechts davon, also nach dem Kopfende zu, steht in einer Renaissance-Umrahmung folgende Inschrift:

Die dvrchlevchtige vnd hochgeborne / Fvrstin vnd Fraw Fraw Hedewig ist / geborn anno 1540 den I Marti / avs chvrfürstlichem Stam zv Brandenbvrgk vnd ha/ben sich I. F. G. mit weiland dem avch dvrchlevchtigen vnd / hochgebornen Fvrsten vnd Hern Hern Ivlio Hertzogen / zv Bravnschweig vnd Lvnebvrgk hochlobseliger Gedechtnvs anno / 1560 den 25 Febrvari ehelig vermahlet vnd 29 Jahr im Ehestande fvr/stlich beigewohnet nach S. F. G. christlichen Absterben 13 Jahr im / Widtwenstande gotsehlig gewandelt vnd endlich den 21. / Octobris anno 1602 morgens frve vmb 6 Vhr vnd dieser / Welt sehliglich abgeschieden. Derer Seelen Gott gnedig.

Links von dem Wappen stehen die Sprüche Hiob 19 V. 25—27, Röm. 14 V. 8, Apokal. 14 V. 13. Die Kopfplatte zeigt wieder das Brandenburgische Wappen, jedoch ohne Helmschmuck, und rechts und links daneben das gekrönte Monogramm IH.

8. Seitwärts daneben steht wieder ein Kindersarg, der die Ueberreste einer Enkelin des Herzogs Julius, Sabine Katharine, enthält, die am 1. Mai 1591 geboren, schon Tags darauf wieder gestorben ist. Sie war die Tochter Herzog Franz II. von Sachsen-Lauenburg, der sich am 10. November 1582 mit Julius' Tochter Marie vermählte. Der Sarg hat fünf Langseiten, auf der Kopfseite die Inschrift: Anno domini / 1591 den / 2. May, und auf der rechten Langseite:

Von G. G. Sabina / Catarina geborn / Frevlein zv Sachsen / Engern vnd Vestphal.

Rechts davon steht dann der Spruch: Marcus 10 V. 14 und links Jesaias 49 V. 22, auf der linken Langseite aber Galat. 3 V. 26.

9. Dieser Sarg, der des Herzogs Julius, der am 11. Juni 1589 hier bestattet wurde, ist ganz eingesunken und anscheinend mit Gewalt erbrochen. Er hat fünf Langseiten. Von diesen ist die obere linke in der Mitte mit dem Bilde des Auferstandenen geschmückt. Links davon steht:

Jvlivs Dvx Brvnsvicensis et Lvnebvrge/nsis V non Maii anno MDLXXXIX / pie defvnctvs / vixit an LX men X dies VIII.

Ferner das Monogramm IH, jedoch mit einem S und einem Z auf dem ersten bez. dritten Striche, wie es in Rehtmeier's Braunschw.-Lüneburgischer Chronik abgebildet steht und wie es sich ebenso auf dem kürzlich angekauften Prunkgewehre des Herzogs im Herzoglichen Museum befindet.

Rechts vom Auferstandenen steht der Anfang der Verse Jes. 26, 19—20, die sich auf der linken Längswand fortsetzen, wo sich dann noch Hosea 13 V. 14, Joh. 5 V. 24 und Phil. 3 V. 20—21 anschließen. Unter dieser Inschrift wie auch am Kopfstücke steht nochmals das oben beschriebene Monogramm. Außerdem befindet sich an der Kopfwand das Braunschweigische Wappen mit sechs Feldern und drei Helmen. Als Schildhalter dienen ein Löwe und ein Greif, daneben stehen zwei wilde Männer, die in der dem Wappenschilde zugekehrten Hand je einen entwurzelten Stamm mit dem Spruchbande: Aliis inserviendo consvmor, in der andern Hand aber, von der ein Stundenglas mit Todtenkopf herabhängt, ein brennendes Licht halten. Ueber dem Wappen steht die Jahreszahl 1589 und darüber schwebt ein Spruchband mit der Inschrift:

Princeps Jvlivs Dvx Brvnsvicensis et Lvneburgensis me fieri fecit. Henricopoli anno 89 ad 3 Maii.

Ganz unten stehen dann noch die Buchstaben G. G.

10. Der letzte Sarg, der auf einem gemauerten Sockel nahe der Südmauer und, wie Nr. 6, im Vergleich zu den übrigen in umgekehrter Richtung steht, ist ganz zerfallen und bei Weitem der schlechtest erhaltene von allen. Auch die Inschriften lassen sich nur unvollständig zusammensetzen. Die wichtigste derselben, in zwei Reihen geschrieben, beginnt am Ende der einen Langseite und

setzt sich dann auf dem anstoßenden Kopfstücke fort. Sie lautet:

Von G. G. Heinrich der Jvnger He . . . . . Lvneborg seines Alters im 79 Jahre ist / den . . Jvnii am Tage Barnabe a . . . . / von deser Welt selicklich abgscheiden anno 1568.

Es ist also der Sarg Herzog Heinrich's d. J. Wie er im Leben nach seinem Wahlspruche „Mein Zeit mit Unruh" kaum je zu vollem Frieden hat kommen können, so hat seine irdische Hülle auch im Grabe keine Ruhe finden sollen.

Am Fußstücke des Sarges findet sich dann noch eingravirt: Henrich . . . . . r Kannegeiser / zv Wo . . . . bvitel im Jar 1568.

Nach diesen Sarginschriften steht es nun außer Zweifel, daß Herzog Heinrich d. J. und seine Tochter Margarethe, Herzog Julius mit seiner Gemahlin Hedwig, seiner Tochter Sabine Katharine und seiner Enkelin Sabine Katharine, die erste Gemahlin des Herzogs Heinrich Julius, Dorothee, und sein gleichnamiger Sohn Heinrich Julius in dem alten Fürstlichen Erbbegräbniß beigesetzt worden sind. Auch Michael Hugo nennt 1654 diese acht Persönlichkeiten, daneben aber auch noch zwei andere, die beiden Gemahlinnen Herzog Heinrich's d. J., Marie von Württemberg und Sophie von Polen. Hier muß jedenfalls ein Fehler stecken, wenn Hugo auch ausdrücklich sagt, daß er „die Schriften mit seinen Augen in Wahrheit gelesen". Es ist nur noch ein Sarg für eine erwachsene Person vorhanden, der keine Inschrift zeigt. Es kann sich daher nur darum handeln, ob die Herzogin Marie oder die Herzogin Sophie in diesem ruht. Nun steht aber von der Letzteren, die am 28. Mai 1575 in Schöningen starb, actenmäßig fest, daß sie am 27. Juni 1575 in Wolfenbüttel bestattet wurde. Von der Ersteren ist bekannt, daß sie mit einer Tochter in Steterburg beerdigt wurde. Schon Bege zog deshalb die Angabe Hugo's in Zweifel. Steinmann suchte den Widerspruch dadurch zu lösen, daß er annahm, die Herzogin sei zuerst in Steterburg, dann, als dort das Grab geschändet, zum zweiten Male in Wolfenbüttel begraben worden. Dem steht entgegen, daß der Sarg, der seit 1654 nicht fortgekommen sein kann, thatsächlich fehlt, und daß nicht die geringste Nachricht von dieser zweiten Beisetzung auf uns gekommen ist. Herzog Julius spricht von dem Begräbniß seiner Brüder, von dem Leichenfrevel in Steterburg, von dem dringenden Wunsche seines Vaters, an sicherer Stätte beerdigt zu werden: würde er an dieser Stelle nicht auch die zweite Beerdigung der Herzogin Marie, seiner eigenen Mutter, erwähnt haben, wenn diese wirklich stattgefunden hätte? Es würde dann doch auch die Tochter, die in Steterburg das gleiche Geschick im Tode traf wie ihre Mutter, in Wolfenbüttel beerdigt sein. Davon ist aber auch bei Hugo keine Rede. Es kommt hinzu, daß der Sarg, der für Sophie in Frage kommt, ein besonders kleiner ist. Er mißt nur 1,66 m in der Länge, während der der Herzogin Hedwig 2,17 m, der der Herzogin Margarethe 2,10 m, der der Herzogin Dorothee 1,93 m und selbst der der 16jährigen Sabine Katharine 1,83 m lang ist. Das stimmt auf das Beste mit dem Grabdenkmale der Herzogin Sophie in der Marienkirche überein, auf dem sie als eine Frau von auffallend kleiner Figur dargestellt worden ist. Aus allen diesen Gründen dürfen wir es wohl als völlig sicher ansehen, daß die Herzogin Sophie, nicht die Herzogin Marie in dem inschriftlosen Sarge des Gewölbes ruht.

Unerklärt bleiben jetzt nur noch die beiden Kindersärge in Nr. 2 und Nr. 5. Nach ihrem Umfange können nur sehr kleine Kinder in ihnen gebettet sein. Aus der Zeit, die für das Gewölbe in Betracht kommt, 1553 bis c. 1610 — 1613 wird bereits das neue Gewölbe in Benutzung genommen — ist uns kein Tod eines jungen Fürstenkindes im Wolfenbüttler Hause bislang bekannt geworden. Ob wir dennoch ein oder zwei Todesfälle hier anzunehmen haben oder ob aus verwandten Fürstenhäusern, wie in der That aus dem Sachsen-Lauenburgischen die Herzogin Sabine Katharine, noch ein paar junge Sprößlinge hier beigesetzt worden sind, müssen wir vor der Hand dahin gestellt sein lassen. An Margarethe, die Tochter des Herzogs Julius, die am 21. Januar 1580 starb und, wie oben erwähnt, neben ihrer gleichnamigen Tante begraben wurde, ist nicht zu denken. Sie ist etwa 8½ Jahr alt geworden, hätte also in einem so kleinen Sarge, wie sie hier vorliegen, keinen Platz finden können. Auch sonst ist von ihr bei der Restauration der Kirche keine Spur entdeckt worden.

Dagegen ist es höchst wahrscheinlich gelungen, die Ueberreste der beiden in der Schlacht bei Sievershausen gefallenen Herzöge Karl Victor und Philipp Magnus aufzufinden. Michael Hugo nennt diese nicht mit in seinem öfter erwähnten Verzeichnisse, dagegen werden sie in dem „Abermaligen Extract Kirchen-Buchs" aus demselben Jahre 1654 aufgeführt, jedoch mit dem Zusatze: „Die liegen auf beeden Seiten der Treppen in der Erden, jeder auf einer Seiten". Sie scheinen also nicht in dem Gewölbe selbst, sondern neben dem Zugange zu ihm gelegen zu haben. Von einer solchen Treppe hat nun Baurath Müller trotz den von ihm angestellten umfassenden Nachgrabungen kein Ueberbleibsel mehr finden können. Vielleicht ist sie zerstört, um für eine der vielen Familiengrüfte Platz zu gewinnen, die sich unter dem Fußboden der Kirche hinziehen. Dann werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Särge der beiden Prinzen entfernt und an anderer Stelle in der Kirche untergebracht worden sein. Nun sind zwischen der Kanzel und dem ersten Schiffspfeiler, wo man früher die alte Fürstliche Gruft vermuthete, zwei gemauerte Gräber, ein überwölbtes und ein ungewölbtes, freigelegt worden. In beiden fand man zwischen Schutt und Moder menschliche Gebeine, mit Leder bezogene Sargreste, sowie eine Menge ziemlich gut erhaltener Gewandstücke. Sie bestanden aus Schlitzwämsen, Schuhen mit hohen Absätzen, seidenen Strümpfen, Lederstrümpfen mit Rosetten, Strumpfbändern, gerafftem Schlapphut, Degen mit vierkantiger Klinge in Lederscheide, sowie einem goldenen Ringe in Form einer Schlange mit blau emaillirtem und mit einem Diamant geschmücktem Kopfe. Der Reichthum dieser Stücke, die um die Mitte des

16. Jahrhunderts sehr wohl getragen sein können, legt in Verbindung mit dem Orte, wo sie gefunden worden sind, u. A. die Vermuthung nahe, daß wir in diesen Resten die Ueberbleibsel der beiden ältesten Söhne Heinrich's d. J. vor uns haben. Es erschien daher an Höchster Stelle angemessen, ihnen eine letzte Ruhestätte in dem alten Fürstlichen Grabgewölbe zu geben. Demnach wurden sie vor dessen Vermauerung in Gegenwart des Bauraths E. Wiehe, des Kreisbaumeisters K. Müller und einiger besonders zugezogener Persönlichkeiten, wie des Oberbibliothekars Dr O. v. Heinemann, Consistorialraths Spies, Probsts Rothe u. A. in einem neugefertigten eichenen Sarge niedergelegt und dieser in dem Gewölbe mit beigesetzt. Er trägt die Inschrift: „Muthmaßliche Reste der 1553 verstorbenen Herzöge Carl Victor und Philipp Magnus“.

Die Einbruchstelle in der südlichen Schildmauer des Gewölbes wurde wieder vermauert, ebenso die Oeffnung in der Kappe des benachbarten Gewölbes, durch das man an jenes gelangt war. Ein fester Fußbodenbelag deckt die ganze Fläche und jeder Zugang zu der alten Fürstengruft ist für lange Zeit unmöglich gemacht worden. Aber es sollte doch nicht jedes Denkzeichen an der Stätte fehlen, wo so hervorragende, verdiente Glieder unseres alten ruhmreichen Welfenhauses ruhen. Pietätvollen Sinnes ließ daher der zeitige Regent unseres Herzogthums, Se. Königl. Hoheit Prinz Albrecht, an der Westwand des ersten Südpfeilers der Kirche, dessen Grundmauern hier in das Fürstliche Grabgewölbe hineinragen, eine eherne Gedenktafel befestigen. Sie ist nach dem Entwurfe des Regierungsbaumeisters Wilh. Fricke in der Wilhelmshütte bei Seesen gegossen worden. Oben zeigt sie das Herzogliche Wappen mit 4 Feldern und zwei Engeln als Schildhaltern, in der Weise wie es Herzog Julius auf seinen Siegeln zu führen pflegte. Darunter stehen in lateinischen Kapitalbuchstaben die Worte: Reqviescant in pace. Dann folgt in derselben Schrift auf der Hauptfläche der Tafel folgende Inschrift:

Hier sind bestattet
die regierenden Herzoege zv
Bravnschweig vnd Lvneburg
Heinrich d. J. † 1568
mit seiner Gemahlin
Sophie von Polen † 1575
vnd seinen Kindern
Karl Victor † 1553
Philipp Magnus † 1553
Margarethe † 1580 vnd
Julius † 1589
mit seiner Gemahlin
Hedwig von Brandenburg † 1602
seiner Tochter
Sabine Katharine † 1590
seinen Enkeln
Heinrich Julius † 1606 vnd
Sabine Katharine † 1591
vnd der Gemahlin seines
Sohnes Heinrich Jvlivs
Dorothee von Sachsen † 1587.

Unten am Fuße der Tafel befindet sich die Widmung, die ohne den erlauchten Stifter zu nennen nur die Worte enthält:

Dem Andenken
der erlavchten Todten
gewidmet im Jahre 1888.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Nach Westen gegen Salder gegenüber der sog. Gebhardshäger Hölle, einer Schlucht des Hardewegforstes, lag die andere Pfarrgemeinde Wedem, woran noch heute die Flurnamen Weddemerweg, Weddenwische, Weddenbrugge, erinnern. Das von Lüntzel (Aelt. Diöc.) aufgeführte unverständliche Medem ist unser Wedem. Es lag aber nicht im Banne Barum, sondern im Banne Lengede. Der ersterwähnte Pfarrer von Wedem ist Heinrich Crasue vor 1238, dann Bertram, Ohm des Decans Winand von St. Blasien 1238, Johannes 1323, Johann Reyneken 1386, Hermann Angerstein 1386 (vorher in Wedem). Indem wir im Uebrigen auf Hänselmann, „Eine merkwürdige Fälschung“ [21]) verweisen, möchten wir hier nur das Folgende bemerken. Die Kirche von Wedem befand sich zuerst im Herzoglichen Besitze. Der Herzog vertauschte jedoch diese Kirche mit dem St. Blasiencapitel gegen die Kirchen zu Honnenstede und Bocle, welche diesem gehörten, aus. Otto das Kind willigte 1249 darein, daß das Kirchengut von Wedem den Gütern des Stiftes völlig einverleibt würde. Das Stift hatte nur die Verpflichtung, dem bestellten Pfarrer ein genügendes Einkommen zu gewähren, dieser hatte über die Kirchengüter kein Verfügungsrecht. Die Dotation der Kirche war eine sehr ansehnliche, an 10 Hufen Landes gehörten tho der wedemen [22]) (Ausstattung) der kerken tho Wedem tho des presteres provende (Pfründe). Außerdem besaß die Kirche eine Hufe zu Engelemstede (Engelnstedt) dhe hort tho dheme luchte, also zur Beschaffung des Lichtes, eine Wurt bei dem Dorfe zur Beschaffung des Meßweins. Dieses große Kirchengut reizte die Pfarrmeier, es sich anzueignen. Aber der in der Wedemer Urkunde genannte Priester Heinrich Crasue bewachte es treu, selbst als ihn Ritter Ludgerus von Hagen durch seine Knechte mißhandeln ließ. „Dieser Priester ging wieder zu Haus weinend und grämte sich über die Schmach, die ihm angethan war. Er ging geradewegs in seine Kirche und setzte St. Augustinen, den Schutzheiligen der Kirche, unter den Altar und sprach: Herre St. Augustin, nimber mer will ich ghi deneste dhon noch wedder oppe den altar setten,

21) Br. Anz. 1881 Nr. 42 f. Dafür, daß die Ereignisse in der Urkunde später anzusetzen sind, möchten wir noch anführen, daß St. Blasien erst 1272 das Dorf Nordheerte kaufte und daß Tyderich Struz von dem Pole noch nach 1280 lebt.

22) Daher soll auch der Ortsname stammen, richtiger von widu-heim Waldheim, wie Heerte, her-ithe Waldstätte.

sunder hir scol ghi lighen also langhe, bett nu mine smaheit werde gewroken![23]). Dieses thatkräftige Auftreten des Priesters — welches allerdings in recht unangenehmer Weise an das Verfahren von heidnischen Fetischanbetern erinnert — wirft ein scharfes Licht auf den katholischen Cultus; doch der Decan Winand berichtet es als etwas nicht Ungehöriges. Probatum est. Das Mittel half. Gerade acht Tage später zur Vesper schlug ein Blitzstrahl den frevlerischen Ritter in der Kirchthüre zum Hagen todt. Am Tage nach dem Begräbniß ritt der Priester Heinrich ins Stift nach Braunschweig, verzichtete auf seine Kirche, ging nach Lucklum und wurde ein Gottesritter. Er trat also dem deutschen Ritterorden bei, der um 1270 die Ballei Sachsen nach Lucklum verlegt hatte — wiederum ein Beweis für die unrichtige Datirung der Urkunde. Uebrigens ist es auch in Wedem nicht gelungen, den großen Grundbesitz der Kirche zu bewahren. Noch nicht drei Hufen beträgt der heutige kirchliche Grundbesitz von Gebhardshagen aus Wedem, Kirchheerte und Hagen; Engerode — früher 12 Hufen — hat Alles verloren.

1323 ist Johannes Rector der Kirche in Wedem, welcher damals 2 Hufen und 2 Höfe in Kirchheerte gehören.

Ein eigenthümliches Vorkommniß berichtet eine Urkunde aus d. J. 1386[24]). Der Pfarrer Johann Reyneken von Wedem und der Rector der Kapelle St. Petri in Dreckheerte (Kirchheerte) Hermann Angerstein vertauschen gegeneinander ihre Pfründen vor dem von dem Bischof zu Hildesheim hierzu deputirten Commissarius, dem Decan Roland zu St. Blasien, welcher dieselben investirt und dem Pfarrer Eylardus zu Gebhardshagen gebietet, sie in den Besitz ihrer neuen Beneficien einzuweihen und zu beschützen. Ueber den Grund dieses Wechsels wissen wir nichts. Johann Reyneken ist wahrscheinlich der letzte Pfarrer in Kirchheerte gewesen. Zum letzten Male wird dieses 1391 im Lehnsregister des Herzogs Friedrich erwähnt[25]). Wedem wird zum letzten Male 1439 genannt[26]). In diesem Jahre vertauscht der Probst von St. Blasien Hermann Penthel unter Genehmigung der Herzöge sein Recht auf die Besetzung der Stiftsküsterei gegen das Patronatrecht über die Pfarrkirche zu Wedem, mit der Befugniß, diese etwaigen Falls der Probstei einzuverleiben.

Es wird also das Wedemer Kirchengut geradezu persönliches Eigenthum des Probstes. Dadurch sollte einerseits die Stiftskasse entlastet, andererseits durch das persönliche Interesse an dem Kirchengute dieses energischer vertheidigt werden. Das Stift bereicherte sich allerdings hierdurch auf Kosten der Pfarre, ein damals nicht seltener Vorgang.

23) Herr St. Augustin, nimmermehr will ich euch Dienste thun, noch wieder auf den Altar setzen, sondern hier sollt ihr liegen, so lange bis meine Schmach gerochen ist!

24) Landeshauptarchiv Wolfb. Abtheil. St. Blas. Die Zahl der Urkunden von Wedem hat sich seit Härselmann's Aufsatz (s. o.) doch nicht unerheblich vermehrt.

25) Sudendorf VI, 61.

26) Urk. im Landeshauptarchiv Wolfb.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Albert Geyer, Geschichte des Cistercienserklosters Michaelstein bei Blankenburg a. H. A. u. d. T.: Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes V. Leipzig, Bernh. Franke o. J. 76 S. 8⁰. 1,20 M.

Der Verfasser giebt eine ansprechende Darstellung der Geschichte des lieblich gelegenen Klosters von seinen frühesten Anfängen an. Er berichtet von der Klausnerin Liutbirg, die schon im 9. Jahrhundert, von dem Einsiedler Volkmar, der später im Klostergrunde oberhalb des jetzigen Klosters auf dem sog. Volkmarskeller sich niedergelassen. Gleichgesinnte (Volkmarsbrüder) schlossen sich an; es entstand auf dem Steine eine Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde der Platz mit Cisterciensern besetzt, die dann aber schon nach wenigen Jahrzehnten den unwirthlichen Ort aufgaben und am Ausgange des Thales, da wo jetzt noch die Klostergebäude stehen, sich anbauten. Die Schicksale des Klosters unter den einzelnen Aebten werden eingehend verfolgt. In der Abtsreihe ist S. 25 zwischen Abt Simon und Abt Elver (nicht Elmer) ein Johannes, kein Heinrich zu setzen (vergl. Urkb. des Hochstifts Halberstadt II, Nr. 850). Dann wird von der Zerstörung des Klosters durch die Bauern und Wilhelm von Haugwitz erzählt, darauf von seinen Geschicken unter den protestantischen Aebten, den Grafen von Blankenburg, den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg und den gelehrten Prälaten berichtet. Auch der wissenschaftlichen Bestrebungen wird gedacht, der Schule, des dort 1717 begründeten Predigerseminars und der Buchdruckerei (S. 41), die übrigens erst im Anfange des 18. Jahrhunderts dort begründet wurde. Als einen kleinen Nachtrag zu der Arbeit möchten wir noch hinweisen auf die Mittheilungen, die Baurath Spehr über die jetzt verschwundene Klosterkirche auf Grund der von ihm angestellten Nachgrabungen gemacht hat. Vergl. Protocolle des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1896 S. 13.

Braunschweigische Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 14. Pflanzenschutzliche Nachrichten für Acker-, Obst- und Weinbau. — 14.—16. Beschlüsse der 27. Plenarversammlung des Deutschen Landwirthschaftsraths. — 15.—16. General-Versammlung des landwirthschaftlichen Central-Vereins des Herzogthums Braunschweig. — 17. Schultz, Vernichtung des Ackersenfs und des Hederichs. — 18. Stutzer, wesentl. Unterschiede zwischen altem und frischem, gut und schlecht wirkendem Stalldünger. — 18.—19 Wollny, Einfluß steigender Düngermengen auf die Erträge der Kulturpflanzen. — 20. Thätigkeit der Landw Versuchsstation im J. 1898; unregelmäß. Vorkommnisse bei Schweinen während und nach der Geburt; Wrangelmeyer, Kraftfuttermittel. — 21. Wollny, Neuere Forschungen auf dem Gebiete der physik., chem. und bacterologischen Vorgänge im Boden. — 21.—22. Handelswerth der Melassemischungen. — 22.—23. Maerker, Düngungsversuch mit Luzerne auf Lößlehmboden. — 23. Durchschnittl. Ernteerträge im Herzogth. Braunschw. im Jahre 1898. — 24.—25. Fickendey, Ueber Pferdezucht. 25. Wagner, Was hat der Landwirth bei der Heuwerbung zu beachten? — 26. Albert, Vortheile der Bindemähmaschinen u. Strohpressen. — 27. Meinardus, Fortschritte auf dem Gebiete der Wettervoraussage auf längere Zeit; Maercker, Dünger-Conservirung.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 27. August **1899.**

Invalidenversicherung in Braunschweig 1891—99.

Von Hans Hassel.

Zum 1. Januar 1900 tritt die Invaliditäts- und Altersversicherung in einen neuen Abschnitt durch das Reichsgesetz vom 13. Juli 1899, betr. die Invalidenversicherung. Die Grundlagen, Ziele und Aufgaben bleiben im Wesentlichen die gleichen; für die Versicherten treten Erleichterungen und Erweiterungen ihrer Ansprüche ein, für die Arbeitgeber ist die Durchführung der Versicherung thunlichst zu vereinfachen gesucht. Die auf Grund des mit dem nächsten Jahre außer Kraft tretenden Gesetzes in nun fast 9 Jahren entfaltete Thätigkeit der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Braunschweig soll in Folgendem dargelegt werden. Die nachstehende Tabelle enthält die wichtigsten Zahlen aus den Jahresberichten:

Tabelle siehe umstehend.

Daraus ist eine ständige Steigerung der Einnahmen und Ausgaben, sowie des Vermögens in jeder Spalte von Jahr zu Jahr zu entnehmen; nur an drei Stellen kommen Minderungen vor: im Jahre 1895 ist der Markenverkauf um 19000 Stück mit rund 400 ℳ gegen das Vorjahr zurückgeblieben, was unzweifelhaft in dem 1895 erfolgten Uebertritt der Thieder Knappschaft zur Norddeutschen Knappschaftspensionscasse begründet war. Im Jahre 1897 findet sich unter Heilverfahren eine sehr hohe Ziffer, in welcher rund 24000 ℳ für Inventar des Albrechtshauses stecken, so daß etwa 58000 ℳ als Kosten für die einzelnen Pfleglinge verbleiben, wogegen das Jahr 1898 etwas zurücksteht, obwohl das Heilverfahren von Jahr zu Jahr umfangreicher wird; diese Minderung der Ausgaben bei Steigerung der Thätigkeit ist ohne Frage der im Albrechtshause gegen die frühere Pflege in fremden Quartieren zu St. Andreasberg möglichen billigeren Wirthschaft des eigenen Hauses zuzuschreiben; in St. Andreasberg kostete der Pflegetag 1897: 3,93 ℳ, im Albrechtshause 1898: 3,09 ℳ, im letzteren sind 1898: 12772 Krankenpflegetage geleistet, woraus sich eine Ersparniß von 10728,48 ℳ ergiebt. Endlich ist als dritte Ausnahme von der jährlichen Steigerung aller Spalten die für 1893 und 1894 gegen 1892 vorhandene Minderung der Verwaltungsausgaben anzuführen; in diesen Ausgaben steckt die Vergütung an die die Beiträge einziehenden Krankencassen und Gemeindebehörden, welche 1891 noch nicht gezahlt wurde, weshalb für 1891 ein entsprechend geringerer Betrag erscheint; die Vergütung setzte 1892 mit 31000 ℳ ein und ist 1898 auf 41595,63 ℳ gestiegen, so daß die Verwaltungsausgaben der Versicherungsanstalt selbst etwas über 40000 ℳ, zuletzt an 51000 ℳ jährlich betragen.

Wie die Beamtenzahl zeigt, ist mit Ausnahme des ersten Jahres ein ziemlich gleichmäßiger Bestand geblieben; nahmen in den ersten Jahren die Einrichtungsarbeiten die Kräfte mehr in Anspruch, als die mit den Altersrenten zwar schon am 1. Januar 1891 gegen später etwa zehnfach, mit den übrigen Zweckarbeiten aber nur allmählich einsetzende Thätigkeit, so ist gegenwärtig die eigentliche Zweckarbeit, wie die Leistungen an Versicherte zeigen, im vollsten Gange und nur durch die Geübtheit und Vertrautheit des ganzen Personals mit den Arbeiten deren Erledigung ohne Vermehrung des Personals möglich. Ob die mit 1900 zu erwartende Arbeitsvermehrung eine Beamtenvermehrung nach sich ziehen muß, wird sehr vorsichtig geprüft werden. Bemerkt sei noch, daß mit den Jahren das Rechnungsbureau des Reichsversicherungsamts sehr in der Anforderung dorthin zu liefernder Acten und Nachweisungen nachgelassen hat, wodurch eine wesentliche, anderen Arbeitszweigen zu Gute kommende Arbeitsminderung eingetreten ist.

Die Haupteinnahme der Versicherungsanstalt liegt in dem Markenerlös, welcher 1898 um annähernd 200000 ℳ gegen das erste Jahr gestiegen ist. Ohne Frage ist die Steigerung wesentlich auf Rechnung der in den letzten Jahren im Herzogthum mächtig emporblühenden Industrie zu setzen; wenn man darnach annehmen darf, daß der Verkauf der Beitragsmarken wesentlich durch natürliche Ursachen, d. h. durch Vermehrung der Zahl der Versicherten sowohl als der Arbeitswochen der einzelnen Versicherten zugenommen hat und daß nicht anfängliche Beitragshinterziehungen nachträglich in großem Umfange auszugleichen waren, so ergiebt sich, daß das von der Herzoglichen Landes-

Jahr	Beamte	Verkaufte Marken	Marken-Erlös M	Zinsen M	Leistungen an Versicherte: Alters-Renten M	Invaliden-Renten M	Erstattungen M	Heilverfahren M	Verwaltungsausgaben M	Vermögen: Betriebsfonds M	Reservefonds M	Ende des Jahres laufende: Alters-Renten	Invaliden-Renten
1891	9	4 370 365	926 984,14	13 360,84	87 427,04	—	—	—	48 346,07	778 969,10	102 000	1120	—
1892	15	4 480 347	949 359,76	36 455,47	101 389,64	5 055,93	—	548,56	73 612,77	1 456 255,76	147 672	1272	104
1893	16	4 669 143	993 656,56	61 478,65	112 994,94	18 462,53	—	2 002,72	69 910,81	2 237 371,82	212 210	1414	265
1894	16	4 791 681	1 018 973,86	90 636,67	120 242,77	38 379,41	—	3 650,47	73 403,18	3 042 366,56	294 000	1522	572
1895	17	4 772 680	1 018 558,54	117 978,73	130 272,20	56 697,35	3 362,06	11 000,14	78 053,63	3 821 082,34	372 000	1619	842
1896	17	5 021 429	1 078 010,14	144 401,70	136 966,76	77 991,66	21 304,79	26 237,77	83 355,21	4 524 631,67	477 000	1716	1158
1897	17	5 057 958	1 089 236,40	167 560,71	140 844,48	102 130,43	33 937,93	81 865,01	87 639,81	5 307 883,83	585 000	1738	1529
1898	18	5 141 355	1 110 406,64	191 119,96	149 008,95	134 074,67	42 875,52	55 645,30	92 767,00	6 084 492,55	723 000	1802	2046

regierung angeordnete Verfahren der Beitragseinziehung für alle in ständiger Arbeit befindlichen Versicherten durch Krankencassen und Gemeindebehörden die Einnahmen der Versicherungsanstalt von vorn herein thunlichst gesichert, aber auch — und das ist noch wichtiger — bewirkt hat, daß die Versicherung sofort in vollem Umfange für alle Versicherten durchgeführt ist, deren Ansprüche in der Entstehung und im Ausmaße von der Zahl der für den Einzelnen geklebten Marken abhängen, also mit jeder Beitragshinterziehung gefährdet werden. Die oben erwähnte große Ausgabe der Versicherungsanstalt für jene Beitragseinziehung ist also wohl begründet. Wenn gleichwohl die Versicherungsanstalt noch Controlebeamte halten muß, so ist das erklärlich bei den vielen Zweifeln, welche hier und da über die Frage bestehen, ob ein einzelnes Arbeitsverhältniß versicherungspflichtig sei, bei den vielen unständigen, d. h. nur einen Tag oder wenige Tage einer Woche bei einem Arbeitgeber thätigen Personen, endlich aber bei der stets nöthigen Ueberwachung der Beitragseinziehungsstellen selbst, da es leider an untreuen Verwaltern nicht fehlt; zeitig einzugreifen und durch stets mögliche Controle die nöthige Ordnung und Wachsamkeit zu erhalten, ist sehr wichtig.

Den Verkauf der Marken hat die Post übernommen, wodurch sie der Durchführung der Versicherung einen großen Dienst leistet; allmonatlich zwischen dem 8. und 15. liefert sie für den Vormonat den Erlös an die Versicherungsanstalt durch Ueberweisung auf deren Conto bei der Reichsbank ab, worüber alsdann thunlichst durch Chek verfügt wird, so daß nur die Heilverfahrens- und die Verwaltungskosten, sowie etwaige Hypothekansleihungen und Bankosten in baarem Gelde durch die Casse der Versicherungsanstalt laufen; größere Darlehen, z. B. der Stadt Braunschweig, werden von derselben auf Anweisung der Versicherungsanstalt bei der Reichsbank erhoben. Einen gewissen, nicht zu unterschätzenden Vortheil hat allerdings die Post dadurch, daß die Einnahmen aus dem Markenverkaufe in ihrem Betriebe mit umlaufen, wozu sie noch gegenwärtig für die auf Anweisung der Versicherungsanstalt zu leistenden Renten- und Erstattungszahlungen vierteljährlich im Voraus Vorschuß erhält, welcher also für zwei Monate des Vierteljahrs dem Betriebe der Post zu Gute kommt und den Versicherungsanstalten entsprechende Zinsenminderung bringt; bei einem in dem verhältnißmäßig kleinen Bezirk der Versicherungsanstalt Braunschweig jetzt 80 000 M überschreitenden Vierteljahrsvorschuß nicht ohne Bedeutung. Nach dem neuen Gesetz ist dieser Vorschuß monatlich im Voraus zu leisten, wird ihn also die Post nur zur sofortigen Wiederauszahlung erhalten. Für den Markenverkehr ist weiter zu bemerken, daß die Doppelmarken der freiwilligen Versicherung demnächst verschwinden, diese alsdann in allen Lohnclassen zulässig ist und daß eine fünfte Lohnclasse eingeführt wird, um höheren Löhnen (über 1150 M jährlich) mit höheren Beiträgen (36 ₰ wöchentlich) und entsprechend höheren Anwartschaften gerecht zu werden. Endlich wird auf Grund des neuen Gesetzes eine Marke für 2 Wochen und eine für 13

Wochen zu erwarten sein, womit der Klage über die in großen Betrieben und bei länger dauernden Dienstverhältnissen lästige Wochenmarke begegnet wird.

Die Zinsen aus dem Vermögen der Versicherungsanstalt haben bereits eine ansehnliche Höhe erreicht; der Zinsfuß ist hier, wie bei allen Versicherungsanstalten 3½ % durchschnittlich. Die Hauptschuldnerin der Versicherungsanstalt ist die Stadt Braunschweig, mit welcher zwei Verträge über Darleihung von je drei Millionen Mark geschlossen sind, die bis auf rund 400 000 ℳ erfüllt sind; es werden von dieser Summe 3½ % Zinsen bezahlt. Neben kleineren anderen Posten stecken in dem Vermögen die gegen Verpfändung neuer Arbeiterwohnhäuser in der Stadt Braunschweig an die Baugenossenschaft, in Wolfenbüttel an den Spar- und Bauverein, in den übrigen Gemeinden des Herzogthums an einzelne Versicherte im Gesammtbetrage von 1 019 506 ℳ gegebenen 136 Darlehen[1]). Mit Genehmigung Herzoglichen Staatsministeriums dürfen jährlich 200 000 ℳ dafür verwendet werden; in den ersteren Jahren waren nur je 150000 ℳ verfügbar, so daß der bei 200 000 ℳ jährlich mögliche Höchstbetrag von 1½ Millionen Mark noch nicht erreicht ist. Die Ausleihungen erfreuen sich bei dem billigen Zinsfuße, der Unkündbarkeit und der mit ersparten Zinsen erfolgenden regelmäßigen Tilgung großen Zuspruches, bei dem es gilt, die Antragsteller vorsichtig auszuwählen, um einerseits nicht leistungsunfähige Schuldner zu erhalten, andererseits aber den Zweck dieser Ausleihungen wirklich zu erfüllen, d. h. mittelst bequemer und vortheilhafter Darlehnsbedingungen das Geld der Versicherungsanstalt der Fürsorge für Verbesserung der Arbeiterwohnungen zuzuführen. Die Antragsteller haben die Bauzeichnung des zu beleihenden Hauses einzureichen; ist darnach nicht für jede Wohnung mindestens eine Stube, zwei Kammern, Küche und Keller vorgesehen, so wird abgelehnt. Ferner haben die Antragsteller anzugeben, was die Wohnungen an Miethe kosten sollen, was sie aus eigenen Mitteln zum Bau aufgewendet haben und was sie zur Bestreitung aller Baukosten im Ganzen anleihen müssen. Darüber werden dann die Vertrauensmänner gehört und nach deren Aeußerung wird an der Hand des Brandversicherungswerthes des Hauses und des Platzwerthes der Baufläche in Verbindung mit den Miethpreisen berechnet, ob dem Antragsteller durch Darleihung von 60 % (bei Fachwerk-) oder von 66⅔ % (bei massiven Bauten) jener beiden Werthe geholfen werden und das Ziel der Versicherungsanstalt erreicht werden kann. Baugenossenschaften erhalten 75 % jener Werthe. Zu verzinsen und zu tilgen ist das einzelne Darlehn durch jährlich gleiche Zahlungen von 4½ % des ersten Darlehnsbetrages, worin 3½ % Zinsen des jeweiligen Darlehnrestes stecken, während das Uebrige auf Tilgung entfällt, so daß bei der mit 1 % anfangenden Tilgung diese in 43¾ Jahren bereits ganz durchgeführt ist. Größere Abträge werden zu jeder Zeit angenommen. Die Erfahrungen sind gute; zwar hat die Versicherungsanstalt 1895 in der Zwangsversteigerung ein von ihr beliehenes Haus in Helmstedt erwerben müssen; doch ist sie es bereits 1896 ohne allen Schaden wieder losgeworden. Unter den 104 einzelnen Schuldnern (Baugenossenschaft und Spar- und Bauverein nicht mitgezählt) sind gegenwärtig drei, die nicht ganz pünktlich die Zinsen zahlen, aber auf Anmahnung noch immer ihren Pflichten nachgekommen sind.

Zur Vermögensanlage im Allgemeinen sei noch erwähnt, daß gegenwärtig bei dem steigenden Zinsfuße ein Darlehnsantrag der Stadt Wolfenbüttel über 500 000 ℳ zu 3¾ % Jahreszinsen verhandelt wird, womit die Versicherungsanstalt Gelegenheit erhält, an der augenblicklichen Zinsenverbesserung theilzunehmen, aber auch bei Berücksichtigung anderer schon eingegangener Verbindlichkeiten außer Stande geräth, in den nächsten 1½—2 Jahren Darlehnsanträgen von anderen Städten oder von Landgemeinden zu entsprechen. Wie in früheren Jahresberichten wiederholt bemerkt ist, war der Wunsch der Versicherungsanstalt schon lange, an Gemeinden des Herzogthums gegen einfachen Schuldschein ausleihen zu dürfen. Im Sommer 1898 hat Herzogliches Staats-Ministerium den Antrag genehmigt und einige Ausleihungen haben bereits stattgefunden. Die Versicherungsanstalt will das ihr zur Verfügung stehende Geld thunlichst wieder in ihrem Bezirke nutzbar machen und die vielfachen Anträge der Gemeinden zeigen, daß sie neben den sonstigen Geld leihenden Instituten auch auf diesem Gebiete ihren Platz ausfüllen kann; da es sich dabei nicht um socialpolitische Zwecke handelt, so wird der Zinsfuß der jeweiligen Geldmarktlage angepaßt, dann aber im Einzelfalle unveränderlich beibehalten; denn es ist beim einzelnen, abgeschlossenen Darlehn für beide Theile angenehm, dasselbe nicht den häufigen Schwankungen des Geldmarktes ausgesetzt zu wissen.

Die 1891 bereits möglich gewesene Anlegung von 881 000 ℳ für Betriebs- und Reservefonds erklärt sich bei 940 000 ℳ Einnahmen und 48 000 ℳ Verwaltungsausgaben daraus, daß die 1891 mit 87 000 ℳ gezahlten Altersrenten erst zu Anfang 1892 der Post zu erstatten waren, welche das ganze Jahr 1891 hindurch die Renten vorschoß und erst von 1892 an den oben erwähnten ¼jährlichen Vorschuß dafür von der Versicherungsanstalt erhielt.

In dem Vermögen des Betriebsfonds steckt der Werth des bereits 1892 bezogenen Dienstgrundstücks Petrithorpromenade 5 zu Braunschweig mit 106 000 ℳ, in dessen unterem Stock die Diensträume und in dessen oberem Stock sich die Wohnung des Vorstandsvorsitzenden befindet, während in einem feuersicheren Anbau die Quittungskarten aufbewahrt werden, deren Vernichtung nach dem neuen Gesetze vom Bundesrath angeordnet werden kann, so daß Vergrößerung der jetzigen Diensträume und Kartenräume nicht nöthig sein wird.

Nunmehr sind die eigentlichen Zweckausgaben zu betrachten, welche unter „Leistungen an Versicherte“ sich als Altersrenten, Invalidenrenten, Erstattungen und Heilverfahren in obiger Tabelle finden. Zu jeder

---

1) Vergl. den früheren Aufsatz Br. Magazin 1897 Nr. 23. S. 177 ff.

Rente leistet das Reich einen Zuschuß von jährlich 50 ℳ, so daß die aus der Casse der Versicherungsanstalt geflossenen Invaliden- und Altersrenten in der Hand der Empfänger sich um je jährlich 50 ℳ vermehren; um zu erfahren, wieviel auf Anweisung der Versicherungsanstalt Braunschweig insgesammt in einem Jahre an Renten vom Reiche und von den betheiligten Versicherungsanstalten gezahlt sei, kann man nicht die Anzahl der am Ende des in Betracht gezogenen Jahres laufenden Renten mit dem Reichszuschuß vervielfachen und das Ergebniß der Jahresausgabe der Versicherungsanstalt zuzählen, weil in letzterer Ausgabe diejenigen Beträge mit stecken, welche an andere Versicherungsanstalten in Folge hiesiger Beitragsmarken in den Karten dortiger Rentenempfänger zu vergüten sind, und weil die Anzahl der am Jahresschluß vorhandenen Rentenempfänger um die während des Jahres eingetretene Einstellung von Rentenzahlungen vermindert ist, auch nicht durchweg das ganze Jahr hindurch die Rente erhalten hat. Ein einigermaßen zutreffendes Bild kann man aber erhalten, wenn man die vom Reichsversicherungsamt berechneten Durchschnittshöhen der Renten zu Hülfe nimmt; es betrugen durchschnittlich jährlich die von der Versicherungsanstalt Braunschweig bewilligten Invalidenrenten, deren Beginn fällt in das Jahr

Jahr		
1891:	114,16 ℳ	113,39 ℳ
1892:	115,34 ℳ	114,70 ℳ
1893:	119,03 ℳ	117,99 ℳ
1894:	123,16 ℳ	121,21 ℳ
1895:	126,34 ℳ	124,03 ℳ
1896:	130,08 ℳ	126,64 ℳ
1897:	131,75 ℳ	127,92 ℳ

desgleichen die Altersrenten beginnend

Jahr		
1891:	132,76 ℳ	123,57 ℳ
1892:	135,62 ℳ	127,34 ℳ
1893:	140,29 ℳ	129.50 ℳ
1894:	137,62 ℳ	125,68 ℳ
1895:	142,64 ℳ	132,00 ℳ
1896:	145,18 ℳ	133,89 ℳ
1897:	148,92 ℳ	137,88 ℳ

Die unter dem Strich stehenden Zahlen geben den Reichsdurchschnitt aller Versicherungsanstalten an, der hier stets und zwar in zunehmendem Maaße überschritten ist. Nimmt man z. B. für das Jahr 1896 eine Durchschnittshöhe der Invalidenrenten von 130 ℳ, so erhält man nach Absatz des Reichszuschusses 80 ℳ als 1896er Durchschnittsjahresleistung der Versicherungsanstalt, mithin bei 77 991,66 ℳ Jahresausgabe für Invalidenrenten deren 975 voll gezahlte, für welche der Reichszuschuß 50fach 48 750 ℳ betragen würde; also sind 1896 auf Anweisung der Versicherungsanstalt Braunschweig gezahlt 77 991,66 + 48 750 = 126 741,66 ℳ Invalidenrenten. Wie die Durchschnittshöhenzahlen zeigen, wird das Verhältniß des Reichszuschusses zu der Gesammtrente allmählich kleiner, was sich daraus erklärt, daß die Leistungen der Versicherungsanstalt für die Renten mit der Zahl und der Höhe der Beiträge steigen; diese Steigerung der Leistungen betrug hier von 1891 bis 1897 einschließlich bei Invalidenrenten 17,59 ℳ, bei Altersrenten 16,16 ℳ, im Reichsdurchschnitt 14,53 ℳ bezw. 14,31 ℳ. Bis Ende des Jahres 1898 sind auf Anweisung der Versicherungsanstalt Braunschweig 1 555 966,96 ℳ an Altersrenten und 710 937,99 ℳ an Invalidenrenten gezahlt. Mit der Zeit müssen die Invalidenrenten die Oberhand gewinnen, da sie den Hauptzweck des Gesetzes bilden; in der Zahl sind sie Ende 1898 den Altersrenten bereits überlegen und im Gesammtbetrage werden sie 1899 die Altersrenten überholen, demnächst aber nach längerem Bestehen der einzelnen Versicherungsverhältnisse erheblich höher werden.

Die Altersrenten fließen mehr auf das Land, die Invalidenrenten in die Industrie; diese nimmt mehr als die Hälfte, die Landwirthschaft etwa $^{1}/_{3}$ der Invalidenrenten, der Rest entfällt auf andere Berufe; bei den Altersrenten ist die Betheiligung von Landwirthschaft und Industrie die umgekehrte.[2])

Die Renten stellen die Hauptbelastung und die ungewisseste Belastung der Versicherungsanstalt dar, letzteres weil die Berechnung der Beiträge viele Wahrscheinlichkeiten zu Hülfe nehmen muß. Um die finanzielle Lage der Versicherungsanstalt zu prüfen, bedarf es der Feststellung des Capitalwerthes der Renten, der bis Ende 1897 für die Versicherungsanstalt Braunschweig 2 597 955 ℳ ausmachte, während bis dahin der Betriebsfonds über 5 307 883 ℳ verfügte und der Reservefonds 585 000 ℳ enthielt; läßt man letzteren außer Acht, so war die Belastung durch die Renten damals noch nicht gleich der Hälfte des Betriebsfondsvermögens, wie denn aus der mathematischen Begründung der 1897 dem Reichstage gemachten Vorlage wegen Aenderung des Invalidenversicherungs-Gesetzes zu entnehmen war, daß die Versicherungsanstalt Braunschweig mit ihrem bis Ende 1897 gesammelten Vermögen die Lasten der ganzen nach dem alten Gesetze bis Ende 1900 laufenden ersten Beitragsperiode werde tragen können, mit anderen Worten, daß die Jahre 1898, 1899 und 1900 reine Ueberschüsse liefern würden. Sind auch nicht alle Versicherungsanstalten so günstig gestellt, so ist doch die Gesammtlage derart, daß man nach der Begründung des neuen Gesetzes annehmen darf, die gegenwärtige, in demselben beibehaltene Beitragshöhe werde für alle Zeiten ausreichen, und daß man hoffen kann, die in Aussicht genommene gemeinsame Tragung gewisser Lasten durch alle Versicherungsanstalten werde nicht nur in Zukunft Unterbilanzen einzelner Anstalten verhüten, sondern auch das Mißverhältniß der Vergangenheit ausgleichen, endlich daß man an eine Erhöhung der Renten ohne Erhöhung der Beiträge herangehen und noch dem Ermessen der Versicherungsanstalten die Gewährung von Mehrleistungen über den gesetzlichen Rahmen hinaus anheim-

---

2) Vergl. den Aufsatz im Br. Mag. 1897 Nr. 17 S. 131 ff.

stellen konnte. Die Einzelrente wird durchweg 10 bis 15 M. jährlich höher als bei Berechnung nach den gegenwärtigen Bestimmungen und an Mehrleistungen sind Versorgung von Rentenempfängern in Invalidenhäusern, sowie Leistungen an deren Angehörige zulässig.

Die Invalidenhäuser [3]) sind ein Wunsch der Versicherungsanstalt Braunschweig, hervorgegangen aus häufigen Gesuchen von allein stehenden Rentenempfängern um Hülfe in ihrer verlassenen Lage und aus der Erwägung, daß vorerst zwar die Versicherungsanstalt für die Durchschnittsrente von 140 M., 1900 schon mehr als 150 M. jährlich den Empfänger nicht werde in Allem versorgen können, daß aber die Berücksichtigung solcher allein stehender Personen aus socialpolitischen Gründen zweckmäßig und bei den reichen Mitteln der Versicherungsanstalt möglich sei und bei der stetig steigenden Rentenhöhe eine stets kleiner werdende Zubuße erfordere. Da es auf diesem Gebiet an Erfahrungen fehlt, wird man zunächst vorsichtig zu Werke gehen und im Kleinen anfangen, etwa mit 10 Personen; rechnet man auf den Kopf 250 M. jährlich, so würden 100 M. nach Absatz der Rente, also für 10: 1000 M. jährlich zuzuschießen sein, eine im Verhältniß zu der Beruhigung der Pfleglinge über ihre Lebenslage und zu der guten Bilanz der Versicherungsanstalt winzige Summe. Findet die Sache Beifall, so sollen Häuser ähnlichen Umfanges in jedem Kreise des Herzogthums eingerichtet werden.

Ueber Erstattung von Beiträgen ist nicht viel zu sagen; sie erfolgt an heirathende weibliche Versicherte und an Hinterbliebene von Männern und von Frauen unter bestimmten Voraussetzungen, nach dem neuen Gesetze auch an solche Unfallrentenempfänger, die keine Invalidenrente erhalten, weil ihre Erwerbsunfähigkeit auf Unfall beruhet. Mit Annahme der Erstattung erlischt die durch die Beiträge erworbene Anwartschaft; deshalb ist für die heirathenden weiblichen Versicherten und für die Unfallrentenempfänger die Wahl zwischen Erstattung und Erhaltung der Anwartschaft ein gewagtes Geschäft; werden die Ersteren hinterher leidend, so erhalten sie, wenn Erstattung erfolgte, nichts; werden die Unfallrentenempfänger hinterher wieder arbeitsfähig, so daß die Unfallrente gemindert oder ganz entzogen wird, und tritt sodann von Neuem Erwerbsunfähigkeit, aber ohne Unfall ein, so ist bei stattgehabter Erstattung der früheren Beiträge Invalidenrente erst wieder möglich, wenn von Neuem die Wartezeit erfüllt ist.

Von großer Bedeutung ist das Heilverfahren, um durch Erwerbsunfähigkeit bedrohete Versicherte vor derselben zu bewahren und zur Arbeit wieder kräftig zu machen. Im Jahre 1891 ist noch nichts dafür ausgegeben, weil erst gegen Ende des Jahres die Invalidenrenten in's Leben traten; welche Kreise diese Thätigkeit der Versicherungsanstalt seitdem gezogen hat, zeigen die betr. Zahlen in der obigen Tabelle. Bedeutende Zuwendungen sind den Versicherten dadurch freiwillig gemacht und gute Erfolge sind erreicht, denn nichts ist natürlicher, als daß Wiederherstellung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit lieber genommen und höher bewerthet wird, als Verweisung auf Renten. Das Reichsversicherungsamt hat auf Grund von Nachweisungen der Versicherungsanstalten und Casseneinrichtungen eine Statistik der 1897 und 1898 bei denselben stattgehabten Heilbehandlungen angefertigt. Danach sind in beiden Jahren 10483 bezw. 13758 Versicherte für 1993592,22 bezw. 2769330,23 M. behandelt, davon durch die Versicherungsanstalt Braunschweig 1898: 276 Versicherte (182 Tuberkulose und 94 nicht Tuberkulose) für 64731,75 M. [4]), d. i. 234,54 M. auf eine behandelte Person. Die Behandlung der Lungentuberkulose hat 1898 für eine Person im Reiche 313,62 M., hier 259,70 M., für einen Pflegetag im Reiche 4,18 M., bei uns 3,38 M. erfordert; auf eine behandelte Person entfielen 1898 im Reiche 75, hier 77 Pflegetage; im Reichsdurchschnitt wurden 74 %, hier 71 % so gebessert, daß Erwerbsunfähigkeit im Sinne des Gesetzes einstweilen abgewendet war. Finanziell steht also die Versicherungsanstalt Braunschweig in der Bewirthschaftung des Albrechtshauses sehr günstig; der Erfolg ist scheinbar nicht so gut; doch nur scheinbar, weil von den 182 daselbst Behandelten 53 als erfolglos gezählt sind, in letzterer Zahl aber 17 stecken, welche wegen Nichtbeachtung der Hausordnung vor Abschluß des Heilverfahrens entlassen werden mußten; dieselben sind bei dieser Berechnung außer Acht zu lassen und dann ist auch sie günstig, mit welchem Ergebnisse nicht nur die unten zu erwähnenden Vergleiche des Reichsgesundheitsamts, insbesondere wegen Gewichtszunahme, sondern auch die ferneren Berechnungen des Reichsversicherungsamts stimmen: Die Versicherungsanstalt Braunschweig verwendete bei den erfolgreichen Curen 83 % oder 90 Pflegetage auf eine Person und gab hierfür von 100 M. Gesammtkosten 83,32 M. aus, während die Durchschnittszahlen für das Reich 79 %, 81 Tage und 79,56 M. sind; entsprechend geringer, als im Reichsdurchschnitt, sind die diesseitigen Aufwendungen für erfolglose Curen: 17 %, 44 Tage, 16,68 M. hier, 21 %, 60 Tage und 20,41 M. im Reiche. Wir haben also für erfolgreiche Curen verhältnißmäßig mehr, für erfolglose verhältnißmäßig weniger aufgewendet, also die unzulässiger Weise in Behandlung genommenen aussichtslosen Fälle möglichst bald wieder aufgegeben, wozu der Arzt des Albrechtshauses die Anregung bieten muß. Angenehm ist ihm und uns vorzeitige Entlassung wegen Aussichtslosigkeit nicht; aber verschiedene Umstände nöthigen dazu: ständige Bettruhe darf den Pfleglingen tagsüber nicht nöthig sein, dann eignen sie sich nicht für das Freiluftverfahren; drohet ein derartiger Zustand oder gar anhaltendes Fieber, dann müssen die Pfleglinge entlassen werden und, sofern sie daheim nicht die nöthige Pflege finden, ein Krankenhaus aufsuchen. Die vor der Aufnahme in's Albrechtshaus begutachtenden Aerzte sind

3) Vergl. ebenda 1898 Nr. 23 S. 177 ff.

4) Diese Zahl stimmt nicht mit der 1898er hiesigen Jahresausgabe, weil für die Statistik des Reichsversicherungsamts alle 1898 beendigten Fälle, auch mit den 1897 bereits entstandenen Kosten gezählt sind.

häufig noch nicht streng genug in der Erwägung, ob durch 13wöchige Pflege daselbst nach deren Beendigung dauernde Arbeitsfähigkeit herzustellen sei; haben sie auf der einen Seite im frühen Krankheitsstadium mit der mangelnden Einsicht der Patienten in die Schwere des noch nicht so fühlbaren Leidens und mit der daraus hervorgehenden Unlust, die Arbeit einzustellen und sich pflegen zu lassen, zu kämpfen, so drängen andererseits die im vorgeschrittenen Krankheitsstadium befindlichen Patienten nach der Freiluftkur als dem letzten Hoffnungsanker; also der Stand der Aerzte zur Sache ist nicht leicht; so früh als möglich sollen sie die Kranken in die Heilstätte senden; sie aufzusuchen ist für den einzelnen Kranken oft eine harte Entscheidung; aber noch härter ist das Urtheil der vorzeitigen Entlassung aus der Heilstätte, wenn der wahre Grund, zwar nicht geäußert, aber doch empfunden, also die Hoffnung enttäuscht wird. Nach der Statistik des Reichsversicherungsamts hat die Behandlung anderer Krankheiten als Lungentuberkulose 1898 für eine Person im Reiche 138,42 M, bei uns 185,82 M, für einen Pflegetag dort 3,16 M, hier 3,56 M betragen; auf eine behandelte Person entfielen dort 50, hier 54 Pfleglinge; der Erfolg betrug dort 73, hier 77 %. Es handelt sich um Curen in Nauheim, Wildungen, Oeynhausen, Lauterberg, sowie in Krankenhäusern, zu deren Durchführung im Allgemeinen erheblich weniger Zeit, also auch geringerer Aufwand nöthig ist, als bei der Tuberkulose; weshalb unsere Pflege kostspieliger als im Reichsdurchschnitt war, entzieht sich unserer Beurtheilung.

Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat nach dem aus 25 (Privat- und Versicherungsanstalts-) Heilstätten eingegangenen Material die Erfolge der Freiluftbehandlung bei Lungenschwindsucht dargestellt; gegen Ende 1898 standen 3000 Zählkarten zur Verfügung, wovon 2610 für die Bearbeitung benutzt wurden, darunter aus dem Albrechtshause 134 Zählkarten.

Für die Dauer der Erkrankung vor der Aufnahme in die Heilstätten ergiebt sich, daß von 100 Verpflegten 48,3 kürzer als 1 Jahr, 66,5 kürzer als 2 Jahre tuberkulös waren, wärend die entsprechenden Ziffern für das Albrechtshaus 54,9 und 67,9 sind, also die Mehrzahl der hiesigen Kranken frühzeitiger in Anstaltspflege gekommen ist, als im Durchschnitt jener Auszählung, bei der im Allgemeinen die Heilstätten der Versicherungsanstalten günstigere Ergebnisse liefern, als die Privatanstalten, welche viele aussichtslose Fälle mit in Behandlung nehmen müssen. Von der frühzeitigen Einleitung der Anstaltspflege hängt der Erfolg ab; fast die Hälfte war auch im Albrechtshause bereits länger als 1 Jahr und fast 1/3 länger als 2 Jahre krank, so daß die Einwirkung auf die Aerzte und auf die Kranken, so schnell als möglich in die Anstalten zu schicken, bezw. zu kommen, fortgesetzt werden muß.

Die Dauer der Behandlung betrug durchschnittlich 96,12 Tage, also 13½ Wochen; die besten Ergebnisse wurden bei 12—14- und 16—18wöchiger Behandlung beobachtet; die im Albrechtshause eingeführte 13wöchige Pflege entspricht also dem Durchschnitt und der Voraussetzung des Erfolges.

Die Zunahme an Körpergewicht, woraus auf das Allgemeinbefinden und den Ernährungszustand, sowie auf die Beköstigung zu schließen ist, betrug durchschnittlich 5,5 kg, im Albrechtshause 5,6 kg für jeden Kranken.

Sehr erfreulich ist, daß Fiebernde, d. h. Kranke mit 37° C. oder höherer Morgentemperatur, nur 0,8 % zur Aufnahme ins Albrechtshaus kamen, gegenüber durchschnittlich 12 %.

Die Heilergebnisse hat das Gesundheitsamt bereits mit ins Auge gefaßt; auch hier weisen die Heilstätten der Versicherungsanstalten günstige Ergebnisse auf, weil sie im Allgemeinen die Kranken am zeitigsten in Behandlung bekommen. Der Arzt des Albrechtshauses hat von der Bezeichnung „geheilt“ niemals Gebrauch gemacht, dagegen 88,1 % als gebessert entlassen, d. h. als fähig zur Aufnahme des früheren oder eines anderen Berufes.

Daß in beiden größeren Statistiken die Leistungen des Albrechtshauses sich vortheilhaft abheben, ist deshalb von Bedeutung, weil die Arbeit daselbst wegen des Fehlens eines Arztes im Hause selbst als nicht vollwerthig von gewisser Seite bezeichnet ist; bekanntlich hat der Physicus von Hasselfelde die ärztliche Berathung des Albrechtshauses und auch des Marienheims, zu welchem Zwecke die Versicherungsanstalt ein Telephon zwischen der Wohnung des Arztes und dem Albrechtshause eigens hat herrichten lassen, so daß bei der Entfernung beider Orte die Erlangung des Arztes kaum schwieriger ist als für einen in einer großen Stadt von seinem Arzt entfernt wohnenden Kranken. Zudem ist dreimal täglich Eisenbahnverbindung und wird das Albrechtshaus von einem in der Krankenpflege lange Jahre hindurch erprobten Inspector, das Marienheim von einer nicht minder bewährten Diakonissin geleitet. Das Albrechtshaus wurde am 19. Juni 1897 mit 40 Betten eröffnet und hat jetzt unter Einrechnung der Baracke des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege 76 Betten; das Marienheim, am 17. Juni 1899 mit 24 Betten in Benutzung genommen, enthält jetzt 30, so daß 106 Pflegebetten für lungenkranke Männer und Frauen des Herzogthums zur Verfügung stehen und zwar, soweit der Platz reicht, nicht nur für Versicherte, sondern auch für nicht versicherte Unbemittelte oder minder Bemittelte. Schon im 1896er Verwaltungsberichte deutete die Versicherungsanstalt Braunschweig die Bereitwilligkeit an, für nicht versicherte Kranke mit sorgen zu wollen, sofern die Bestrebungen nach Einrichtung einer besonderen Heilstätte für dieselben nicht zu verwirklichen seien. Im März 1899 ist mit dem Verein für öffentliche Gesundheitspflege im Herzogthum Braunschweig ein Vertrag geschlossen, wornach die Versicherungsanstalt beim Albrechtshause die Aufstellung einer Baracke mit 12 Betten gestattet und ins Marienheim 4 Betten des Vereins aufnimmt und für Verpflegung eines nicht Versicherten täglich 2 M zu zahlen sind; werden mit letzterem Betrage auch nicht ganz die gesammten, 1898: 3,09 M betragenden täglichen Pflegekosten gedeckt, so ist doch zu beachten, daß für jene Pfleglinge in Ausstattung ihrer Schlafstellen durch den Ver-

ein für Gesundheitspflege etwas geschehen ist, was den Durchschnittspflegesatz hinsichtlich der darin steckenden Inventarverzinsung mindert und daß derselbe bei zunehmender Benutzung der Einrichtungen billiger wird; bereits das Jahr 1899, in welchem bis einschließlich Juli 10358 Krankenpflegetage gegenüber 12772 im ganzen Jahre 1898 geleistet wurden, wird den Durchschnittspflegesatz wieder herunterschrauben. Vor Allem aber bezahlen jene nicht Versicherten mit 2 ℳ täglich die in der 1898 auf 1,39 ℳ berechneten täglichen Speisung für sie unmittelbar gemachten Aufwendungen ganz und die Versicherungsanstalt kann deren Betten, wenn sie frei sind, für Versicherte mit benutzen; sie braucht aber auch nicht allzu ängstlich in der Festsetzung des Pflegesatzes zu sein, weil bei dem engen Zusammenwohnen von Versicherten und nicht Versicherten die den Letzteren erwiesenen Wohlthaten in der einen oder anderen Weise auch den Ersteren zu Gute kommen, zumal wenn es sich etwa um Mitglieder einer Familie handelt.

Dieser Zusammenschluß der auf staatlicher Gesetzgebung beruhenden und der aus freier Liebesthätigkeit hervorgehenden Fürsorge fand den besonderen Beifall Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten des Herzogthums Braunschweig, wie Höchstderselbe am 17. Juni 1899 bei der Schlußsteinlegung am Albrechtshause mehrfach betonte. Diesen feierlichen Act darf die Versicherungsanstalt Braunschweig als würdigen Abschluß der mit 1899 zu Ende gehenden ersten Periode der Invalidenversicherung betrachten. Mit großem Interesse und mit sichtbarer Freude nahmen Se. Königliche Hoheit der Regent von allen Einrichtungen des Albrechtshauses und des Marienheims Kenntniß; zahlreiche Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses der Versicherungsanstalt wurden durch Ansprachen ausgezeichnet und besonders fühlten sich die 70 Kranken des Albrechtshauses geehrt, als sie auf Wunsch Sr. Königl. Hoheit nochmals Aufstellung nehmen durften, wobei Einzelne eine Ansprache erfuhren; sie haben gesehen, welches warme Interesse Se. Königl. Hoheit der Regent der Durchführung der socialpolitischen Gesetzgebung und insonderheit der Heilstättenpflege entgegenbringt und aus vollem Herzen aller Theilnehmer an der Feier kam das Sr. Königl. Hoheit bei Höchstdessen Abfahrt zum Dank für das Erscheinen und zum Ausdruck guter Wünsche dargebrachte Hoch.

Zum Schluß bedarf das Zusammenwirken der beamteten und der nicht beamteten Mitglieder des Vorstandes, sowie des Vorstandes und des Ausschusses der Erwähnung. Dem Vorstande gehören neben zwei Beamten je zwei Vertreter, dem Ausschuß je sieben Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten an. Von Anfang an hat vollstes Einvernehmen in den einzelnen Organen, wie von Vorstand und Ausschuß bestanden; insbesondere herrschte gegenseitiges Verständniß und Eingehen auf die Pläne und Ziele, welche in Vorschlag kamen und nichts Anderes bezweckten, als die Invalidenversicherung im gesetzlichen Rahmen voll und ganz zum Wohle der Versicherten durchzuführen, ihnen an Renten zu bewilligen, was irgend zulässig ist, und außerdem durch Mittel zur Verbesserung der Wohnungen, sowie durch Krankenfürsorge Zuwendungen zu machen, soweit der socialpolitische Zweck des Gesetzes es erforderte und dieses selbst irgend Spielraum gewährt. Für die Weiterführung der Geschäfte der Versicherungsanstalt ist daher nur zu wünschen, daß bei der bevorstehenden Neuwahl der nicht beamteten Mitglieder der Hauptorgane der Versicherungsanstalt die bisherigen Persönlichkeiten wieder gewählt werden und die Wahl annehmen; dann dürfen die Versicherten einer wohlwollenden Behandlung ihrer Ansprüche auch in Zukunft sicher sein, zumal das Reichsversicherungsamt arbeiterfreundlich darüber wacht und die wärmste Unterstützung aller einschlägigen Anträge bei Herzoglichem Staats-Ministerium bislang stets zu finden war und auch in Zukunft zu erwarten sein wird.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

2. Die Parochie Gebhardshagen.

(Schluß.)

Um den Anfang des XV. Jahrhunderts muß sich die Verschmelzung von Kirchheerte und Gebhardshagen vollzogen haben. Der Bau einer besonderen Dorfkirche i. J. 1410 kann nur auf den Zuzug der Gemeinde Kirchheerte zurückgeführt werden. Die Burg befand sich damals im Pfandbesitz der von Salder, die Burgcapelle blieb in Benutzung, aber der Größe und der Sicherheit wegen nur für die Burgleute. Darauf weist auch die Nachricht von der Visitation 1542: Der Pfarrer von Gebhardshagen hat alle Tage eine Mahlzeit auf dem Schlosse gehabt, die ihm aber von dem jetzigen Inhaber des Hauses entzogen wurde[27]). Wie Dutzum b. Salder, Nienstedt b. Lesse, so lösten sich auch Kirchheerte und Wedem auf; die kleineren, den so häufigen Ueberfällen im täglichen Kriege des Mittelalters ausgesetzten Dörfer zogen sich in den Schutz größerer und befestigter Orte. Die Vermuthung von Hänselmann[28]), Wedem sei in den Drangsalen des 30jährigen Krieges untergegangen, trifft nicht zu. Nach den auf Befehl Heinrich's d. J. aufgestellten Erbregistern von 1540 an ist wie Kirchheerte so auch Wedem bereits mit Gebhardshagen völlig verschmolzen. Zur Zeit der Occupation 1542 ist Mattheus Silbergot Pfarrer zum Gebbershagen. Dieser hat aber zugleich die Pfarre von Bruchmachtersen als Vicar pachtweise inne. Ludolf Bynrode, Probst zu Dorstadt[29]), welcher der eigentliche Inhaber ist, hat sie

27) Ebert v. Bischofrode. So genoß auch der Pfarrer von Oberfreden — Joh. Ißmann — als Burgcaplan einen Freitisch zum Lichtenberg. (Visit. 1542 Act. b. Herzogl. Cons.) Uebrigens suchte der Burginhaber das kirchliche Eigenthum zu schmälern. „Dem Pfarrer ist von jenem sein Land ausgepfändet. Das Land, so der Pfarrer ausgethan, beschwert Bischofrode mit Dienstgeld und Dienst, dadurch er nicht kann seine Zinsen bekommen".

28) a. a. O.

29) Conrad v. Dorstadt hatte 1250 die Kirche zu Bruchmachtersen dem Kloster geschenkt. (Urk. i. Archiv z. Dorstadt).

ihm verdungen. 1544 hat Silbergot Bruchmachtersen an den Probst zurückgegeben. 1551 nach der Rückkehr Heinrich's d. J. wird Nicolaus Huß als Pastor von Gebhardshagen verhört: „Ist ein geweihter Priester, vorher zum Riffenberg [30]) religiosus (Klosterbruder), zu Heiningen 22 Jahre Capellan. Hat eine Person bei sich gehabt, welche er in seiner Krankheit zur Ehe genommen. Soll licentiam bitten von seinem Oberen und demselben beichten". Dieser Nicolaus Huß ist auch der Erste, welcher das etwa $^3/_4$ St. entfernte Gustedt mit verwaltet [31]). Diese Verbindung dauerte über ein Jahrhundert bis 1660, ja der Pfarrer wohnt ganz in Gustedt. So 1568 Heinrich Kron, dem sie der wirkliche Pfarrherr Reinerus Morich oder Marick verdungen hat. Die kirchlichen Verhältnisse scheinen freilich damals recht unerquicklich gewesen zu sein. Der erste Barnmer Superintendent Melchior Neukirch berichtet 1570: Gebhardshagen werde von einem Pastor aus dem Gerichte Wohldenberg verwaltet; er sei dort vergeblich gewesen, Pastor sei nicht gekommen, habe auch die Gemeinde nicht bestellt. Amtmann und Vogt waren auch nicht zu Hause, daß also die Leute, so auf der Burg zum Herrendienste, nicht haben dürfen herunterkommen". 1618 hat Petrus Berckenfeldius als designirter Pastor von Gebhardshagen und Gustedt das Corpus Julium unterschrieben. Auch die Visitation nach dem 30jährigen Kriege findet den Pastor Adamus Engelmann in Gustedt wohnhaft. Die argen Kriegeszeiten hatten auf das kirchliche Leben der Gemeinde zerrüttend gewirkt. „Im Examen thaten drei oder vier Frauen gute satisfaction, mit den übrigen war es schlecht Werk". Wie Heerte von Barum, so wurde in Folge gleichen Ergebnisses Gustedt von Gebhardshagen geschieden. Basilius Maas war der erste Prediger, welcher von Herzog August dem Herrn von Bortfeld, Erbherrn auf Oelber, Steinhagen und Nienhagen, zur Präsentation recommandirt wurde und zwar für Gebhardshagen mit den damals erledigten Engerode und Calbecht. Diese Gestalt besitzt unsere Parochie noch heute.

Hinsichtlich Engerodes können wir uns hier darauf beschränken, auf unseren Aufsatz in diesem Bl. 1898 №. 9 zu verweisen.

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Filialgemeinde Calbecht zu werfen. Auch diese war eine selbständige Parochie, die im Hildesheimer Verzeichniß mit der geringen bischöflichen Abgabe von $2^1/_2$ Lot Silber verzeichnet ist. Der Patron ist hier nicht genannt. Aus den Erbregistern des Hauses Gebhardshagen (1548 bis 1593) ersehen wir, daß das Hildesheimische Domcapitel das kirchliche Lehnsrecht dort besitzt. Dagegen sagt das Erbregister von 1614: Die Pfarr gehet von meinem gnädigsten Fürsten und Herrn zu Lehne. Der Wechsel des Patronates ist also um 1600 eingetreten. Die Ausstattung der Kirche war eine so geringe — eine einzige zehntfreie Hufe, — daß die Pfarre mit anderen verbunden werden mußte.

30) Sonst Riechenberg vor Goslar.

31) 1542 waren Gustedt und Engerode verbunden. Gustedt war wie Gebh. Bortfeldsches Lehen.

1542 heißt es: Kalbechte, Henning Wilkens, ist sein eigen (also nicht erpachtet), residirt in Gr. Flote. 1544: wird vom Pfarrer zu Gr. Vlate [32]) versorgt. 1551: Henningus Wilkenß zu Kalbicht ist zu Liebenburg im Thurm gesessen (zur Zeit der Occupation) ist jetzt alt. Er hat also als Papist Verfolgung leiden müssen. 1568: Joh. W. ist ungelehrt, hat schlecht geantwortet. 1570: Der Pastor von Gr. Flöthe und Calbecht verwaltet auch Engerode. 1651: Seit 1640 ist Calbecht und Engerode mit Leinde verbunden, so daß der Pfarrer Justus Godekenius Leinde, Watenstedt, Calbecht und Engerode versorgt. Letztere beiden Gemeinden gehen in eine Kirche, und zwar, da der Thurm in Engerode steht, die Kirche aber daniederliegt, in die Kirche zu Calbecht. Schließlich wird dieses, wie oben erwähnt, 1660 mit Gebhardshagen und Engerode zu einer Parochie vereinigt.

Bücherschau.

A. Schneider, Harzverkehr. Separatabdruck aus der amtlichen Fremdenliste von Bad Harzburg. Bad Harzburg, Verlag der amtlichen Fremdenliste 1899. 23 S. 8⁰. — ℳ 30.

In anschaulicher, lebendiger, mit dichterischen Citaten durchwebten Sprache behandelt der verdiente erste Vorsitzende des Harzclubs für weiteste Kreise den Verkehr und die Verkehrswege des Harzes im Mittelalter und in der Neuzeit, den Besuch des Gebirges und besonders des Brockens von hohen Persönlichkeiten, die Zugänge aus dem Flachlande, die großen Schönheiten und die heilkräftige Wirkung seiner Berge, Wälder und Quellen, um dann die Entstehung und Entwicklung des Harzclubs, seine umfangreiche und segensvolle Wirksamkeit, die alle Besucher des Harzes längst auf das Wohlthätigste verspürt haben, eingehend zu schildern. Von den Aussichtsthürmen, die der Club erbaute oder erbauen half, hebt der Verfasser vorzüglich den auf der Josephshöhe am Auerberge hervor, dessen zweckmäßige Anlage und prächtigen Rundblick er mit beredten Worten preist. Das Büchlein sei allen Freunden des Harzes bestens empfohlen.

Das Polizeistrafgesetzbuch. Gesetz, die Bestrafung der Polizei-Uebertretungen betreffend, d. d. Braunschweig, den 23. März 1899. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1899. 52 S. 8⁰. — ℳ 90.

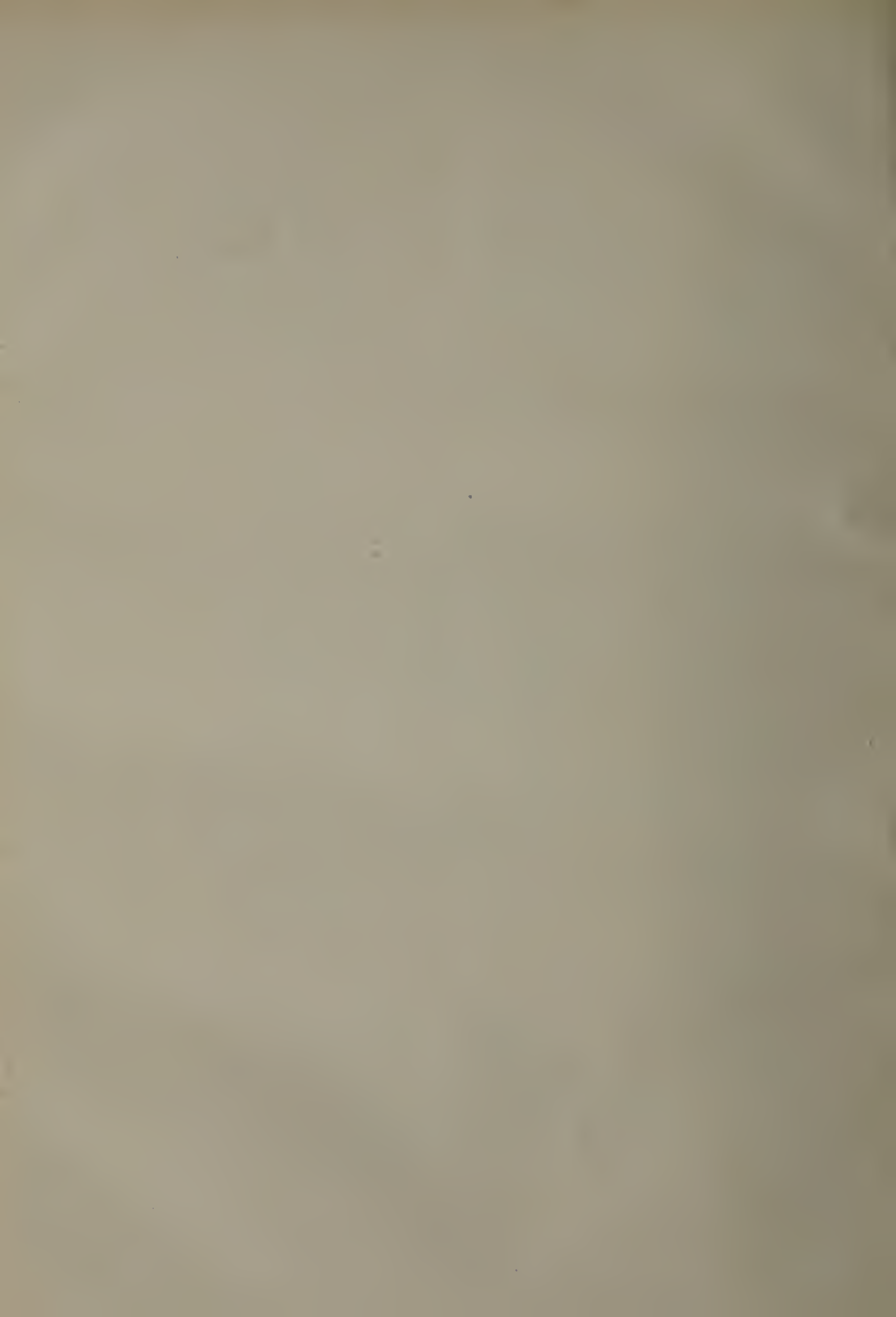
Eine gut ausgestattete, handliche Ausgabe des neuen Braunschweigischen Polizeistrafgesetzbuches (vgl. Gesetz- und Verordnungs-Sammlung 1899 №. 27), dessen Benutzung durch eine Inhalts-Uebersicht und ein gutes Sachregister in dankenswerther Weise erleichtert ist.

32) Grotten Flotte, heißt es an anderer Stelle im Visitationsbericht, ist des Klosters Neuenwergk (Goslar) Lehn.



Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg.

(Herzogl. Museum zu Braunschweig.)



Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 10. September **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Eine Reiterstatuette des Herzogs Heinrich Julius.

Mit Lichtdrucktafel.

Von P. J. Meier.

In der Bronzesammlung des Herzoglichen Museums (II. Stock, Raum 44, Nr. 178), einer der werthvollsten Abtheilungen dieser Anstalt, befindet sich aus altem Bestande, und ohne daß man über die Herkunft des Werkes Genaueres wüßte, eine prächtige Reiterstatuette, die an der Sockelplatte die volle Künstlerbezeichnung Adrianus de Vries Hagiensis faciebat trägt. Das Pferd sprengt in kurzem Galopp einher, den Kopf leicht nach links wendend. Der geradeaus blickende Reiter ist barhäuptig, aber sonst vollgerüstet; die Rechte stützt den Feldherrnstab auf den Oberschenkel, die Linke hält den Zügel, um den linken Arm ist die Feldbinde geschlungen, in den vier Schlaufen der Koppel hängt das Schwert. Pferd und Reiter sind einzeln in trefflicher Weise gegossen, jenes auch an der Stelle, die der Sattel verbirgt, sorgfältig durchgeführt, Zaum, Schwert, Sattelgurt, Steigbügel und Feldherrnstab aber modern ergänzt. Auch die Modellirung ist von hoher Vollendung, die Muskeln des Pferdes sind scharf beobachtet und sicher wiedergegeben, selbst die Hautfalten und Adern sorgsam angedeutet, nirgends jedoch kleinlich behandelt. Vor Allem aber ist hervorzuheben, daß das Pferd in seiner stolzen Haltung und flotten Bewegung, wie in seinem, trotz aller Kraft eleganten Körperbau sich sehr zu seinem Vortheil von den schwerfällig gestalteten und ungeschickt galoppirenden Pferden unterscheidet, wie sie die Künstler jener Zeit fast ausnahmslos darzustellen pflegen. Und an diesem Gesammturtheil vermag auch der Tadel nichts zu ändern, den gewiegte Kenner mir gegenüber in Bezug auf Einzelheiten des Pferdebaues äußerten, an denen der Laie nichts Falsches wahrnehmen würde. Denn der Schein der Wirklichkeit, auf den es dem Künstler in der Hauptsache ankommen muß, wird trotzdem voll erreicht. Ueber Sitz und Haltung des Reiters wußten auch jene Kenner nur Lobenswerthes zu sagen, die Durchbildung des Kopfes, der Hände, des unter der Rüstung verborgenen Körpers und der Rüstung selbst steht auf gleicher Höhe. Mit einem Wort, wir haben ein Meisterwerk vor uns, das auch unter den Schöpfungen eines so tüchtigen Bildhauers, wie Adriaen de Vries einer war, eine bevorzugte Stellung einnimmt.

Adriaen de Vries, um das Jahr 1560 in's Gravenhaag geboren, gehört zu jenen niederländischen Meistern, die in der Kunst Italiens das einzig nachahmungswerthe Vorbild für die eigene Thätigkeit sahen und gleich dem berühmten Lehrer Adriaen's, Giovanni da Bologna, dem ganz zum Italiener gewordenen Flanderer in Florenz, an den großen Michelangelo anknüpften, aber dessen übermenschliche Formen und Stellungen wieder auf menschliches Maß zurückzuführen suchten. Zahlreiche Vertreter dieser akademischen Richtung — und unter diesen wieder Adriaen de Vries — trugen nun ihre Kunst nach Deutschland, das seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts einen auffallenden Mangel an solchen Bildhauern und Malern hatte, die die Bezeichnung „Künstler" in Wahrheit verdienten, und zwar finden wir Adriaen, der noch 1588 zu Turin in Diensten Karl Emanuel's I. von Savoien gestanden hatte, bereits 1593 in Beziehungen zu Kaiser Rudolf II. in Prag.

Rudolf, der sich von der Politik möglichst fernhielt, fand bekanntlich allein in allerlei Künsten, edlen wie unedlen, seine Befriedigung und hatte eine große Schaar deutscher, niederländischer und italienischer Meister dauernd an seinen Hof gezogen. Adriaen blieb zunächst noch nicht in Prag, wenigstens hielt er sich 1596, als er von der Stadt Augsburg den Auftrag zu jenen beiden herrlichen Brunnen, die noch jetzt eine hohe Zierde derselben bilden[1]), erhielt, in Rom auf, wurde dann aber am 1. Mai 1601 als Kammerbildhauer Rudolf's II. in Prag angestellt, wo er, wenn er auch noch mancherlei Aufträge für auswärtige, namentlich fürstliche Gönner übernahm, bis an seinen Tod (1627) blieb.

Schon der Umstand, daß das Herzogl. Museum ein ausgezeichnetes Werk dieses s. Z. hochgefeierten Künstlers besitzt, möchte eine Veröffentlichung im Braunschweigischen Magazin rechtfertigen. Aber dem kunstgeschichtlichen Interesse, das die Statuette erweckt, hat sich noch das geschichtliche zugesellt, seit sich feststellen ließ, wer der

1) Der Merkurbrunnen war 1599, der Herkulesbrunnen 1602 fertig. Vgl. Rogge in Zeitschr. f. bild. Kunst XVII (1882) 1. 37.

Dargestellte ist. Es konnte freilich niemals zweifelhaft sein, daß es sich nicht um eine Ideal-, sondern um eine Bildnißfigur handelte. Geflissentlich war der Visirhelm, der doch nothwendig zur Rüstung gehörte, der aber den Kopf zu sehr verdeckt hätte, fortgelassen worden, und alle Einzelheiten des Gesichtes, die hohe Stirn, die schweren Augenlider, die stark gebogene Nase, der kleine Bart an der Unterlippe, die sog. Fliege, und der eben keimende Backenbart, waren durchaus individuell aufgefaßt. Nun war ja bekannt, daß Adriaen de Vries außer Kaiser Rudolf auch andere zeitgenössische Fürsten, wie Kurfürst Christian II. von Sachsen und Fürst Ernst von Schaumburg-Lippe[2]), in lebenstreuer Auffassung dargestellt hatte. Wenn aber nicht schon früher der Versuch angestellt war, ob nicht in unserer Reiterfigur ein braunschweigischer Fürst dargestellt sei, so war hier wohl der Umstand schuld, daß wir wirklich hervorragende Maler oder Bildhauer zu jener Zeit nur äußerst selten im Dienst des welfischen Hauses sehen. Und doch genügte die einfache Anfrage eines mit Adriaen de Vries beschäftigten Kunstgelehrten[3]), wer der Dargestellte sei, und ob man nicht bei ihm an einen Herzog von Braunschweig denken dürfe, um sofort zu erkennen, daß thatsächlich Niemand anders, als Heinrich Julius gemeint sein könnte, der treue Freund Rudolf's II., der so oft und so lange bei diesem in Prag weilte und kurze Zeit nach dem Tode Rudolf's hier gleichfalls sein unruhvolles Leben beschloß. Die dem Aufsatze beigegebene Tafel stellt außer der ganzen Reiterfigur in etwas größerem Maßstabe den Kopf des Herzogs in Seitenansicht und eine Goldmedaille desselben[4]) dar und ermöglicht es auch dem Leser, die Reiterfigur nach der Medaille zu bestimmen. Diese zeigt den Herzog freilich in realistischerer Auffassung und zugleich anscheinend in höherem Alter, aber ein Zweifel darüber, daß es sich um ein und dieselbe Person handelt, ist namentlich angesichts der Originale völlig ausgeschlossen, denn auch die Medaille zeigt alle die oben aufgeführten Einzelheiten des Kopfes.

In welche Zeit aber gehört die Statuette? Vergegenwärtigt man sich, daß Adriaen de Vries seit 1601 Hofbildhauer in Prag war, und Heinrich Julius seine freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser 1607 anknüpfte, so scheint es fast, als müßte die Entstehungszeit des Werkes erst in diese Zeit versetzt werden, der Herzog also, der 1564 geboren war, in den vierziger Jahren seines Lebens dargestellt sein. Aber die Menschen jener Zeit sehen fast durchweg älter aus, als wir es heute gewohnt sind, und bei Niemand ist dies mehr der Fall gewesen, als grade bei Heinrich Julius. Unser Museum besitzt als kostbares Unicum eine Goldmedaille des Herzogs aus dem Jahre 1582, zu dem das Museum in Gotha den in Oel völlig bildmäßig ausgeführten Entwurf von der Hand Adam Offinger's, des Hofmalers des Herzogs, bewahrt. Heinrich Julius war also damals erst 18 Jahre alt, sieht aber, besonders auf dem Bilde, wie ein abgelebter Zwanziger aus. Ebenso läßt die auf der Tafel abgebildete Medaille auf einen guten Vierziger schließen, und doch hatte der Herzog, als diese gefertigt wurde, eben erst die Mitte der zwanziger Jahre überschritten. Denn die — undatirte — Medaille kann auf keinen Fall nach 1593 angesetzt werden, da das Wappen ihrer Rückseite wohl die Felder für die 1582 an das Welfenhaus gefallenen Gebiete Hoya und Bruchhausen, aber noch nicht die der 1593 hinzukommenden Grafschaft Hohnstein-Scharzfeld-Lauterberg enthält. Ja wir können sogar noch weiter gehen und behaupten, die Medaille muß schon 1590 bekannt gewesen sein, da die ältesten Thaler des Herzogs mit seinem Bildniß, die in jenem Jahre beginnen, sich in der Darstellung des Kopfes ohne Zweifel an die Medaille eng anlehnen, wie dies bei Bildnißthalern jener Zeit die Regel ist. Im Jahre 1590 war aber Heinrich Julius erst 26 Jahre alt.

Mit dieser Medaille hängt nun, wie bereits oben angedeutet war, die Statuette auf das Engste zusammen, und zwar nicht allein in den festeren Formen des Gesichts, sondern auch in der wandelbaren Haar- und Barttracht. In seinen späteren Guß- und Prägemedaillen, die in die letzten Lebensjahre des Herzogs fallen, stellt Heinrich Rappost, über den im Braunschweigischen Magazin III (1897) 124 ff. gehandelt ist, den Fürsten mit Spitzbart und langem Haupthaar, aber ohne Backenbart dar, einer Tracht, die sich zuerst, soviel ich weiß, auf einem Stich Daniel Lindenmeier's von 1605 nachweisen läßt, die sich aber schon 1603 vorbereitete. Denn auf dem großen Holwein'schen Holzschnitte von 1603 — die Jahreszahl steht nicht auf dem Blatt mit Heinrich Julius, sondern auf dem Gegenstück bezw. auf der rechten Hälfte des Blattes mit der Herzogin Elisabeth — ist der Kinnbart nur noch nicht so lang gewachsen[5]), und auf einer ovalen Medaille Rappost's, deren Rückseite auf dem erwähnten Holzschnitt dargestellt ist, die deshalb dem gleichen Jahre 1603 entstammen wird, sieht es fast so aus, als ob der Herzog erst noch mit der „Fliege" dargestellt ist, obwohl auch hier das Haupthaar lang ist und der Backenbart fehlt, während die Vereinigung von kürzerem Haupthaar, „Fliege" und spärlichem Backenbart sich nur auf der

2) An seinem sehenswerthen Grabdenkmal in Stadthagen. Vgl. Haupt in Zeitschr. f. bild. Kunst N. F. VII (1895) 8 ff.

3) Des Herrn Dr Conrad Buchwald, dessen Forschungen über unseren Meister in Seemann's Beiträgen zur Kunstgeschichte N. F. 25 erschienen sind. Wer sich sonst über Adriaen de Vries unterrichten will, sei auf Ilg, Jahrbuch der k. k. österreichischen Kunstsammlungen I (1883) 118 ff. hingewiesen.

4) Die mit dem Wahlspruch des Herzogs pro patria consumor versehene Medaille befindet sich im Besitz des Herrn Apothekers Bohlmann hier. Eine von demselben Meister herrührende Medaille, die den Herzog zusammen mit seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, darstellt, und von der es auch gleichzeitige Nachbildungen giebt, sah ich im Münzhandel. Diese Gemeinschaftsmedaillen sind vermuthlich aus Anlaß der Vermählung beider (19. April 1590) hergestellt worden.

5) Dies ist auch auf zwei anderen Holzschnitten Holwein's, zwei Stichen von Heinrich Ullrich und einem Stich von Daniel Lindenmeier der Fall, die sämmtlich undatirt, aber, soweit es sich bei ihnen nicht etwa um Nachbildung eines älteren Originals handelt, ohne Zweifel gleichfalls ins Jahr 1603 zu setzen sind.

Medaille, die wir ins Jahr 1590 setzten, und auf den von ihr abhängigen, bis 1596 gehenden Bildnißthalern oder gleichzeitigen Medaillen nachweisen läßt. Da nun bei der Statuette die Wangen runder und voller, die Nase und die Umgebung der Augen weniger scharf gebildet sind, als auf der Medaille, so möchte ich Bedenken tragen, die Bronze der Medaille in irgendwie erheblicher Weise zeitlich nachzusetzen. Aber ich möchte auch vor einem zu frühen Ansatz warnen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß Adriaen de Vries nicht zu den Realisten, sondern zu den Idealisten gehört. Allerdings können wir gerade bei den niederländischen Akademikern jener Zeit, gleichviel, ob sie Maler oder Bildhauer sind, die erfreuliche Beobachtung machen, daß sie, trotz allem Manierismus in ihren geschichtlich-religiösen und allegorisch-mythologischen Darstellungen, sich stets wieder auf den Boden der Wirklichkeit stellen, sobald es gilt, Bildnisse nach dem Leben zu schaffen[6]), und hierin macht auch Adriaen de Vries keine Ausnahme, da keines seiner anderen Werke an die lebensvollen, naturwahren Bildnisse Rudolf's II. und Christian's von Sachsen heranreicht; aber wie sehr doch Vorsicht geboten ist, lehrt allein schon der Umstand, daß das Ohr des Herzogs Heinrich Julius auf der Medaille von 1590 ebenso, wie auf der Rappost'schen Medaille von 1603, die beide von einander unabhängig sind, auffallend groß, bei der Statuette dagegen auffallend klein gebildet ist, ein deutlicher Hinweis darauf, daß Adriaen de Vries nicht weniger, wie Rappost in seiner späteren Medaillen, bestrebt gewesen ist, die zweifellos unschöne Erscheinung des Herzogs ins Gefällige umzuwandeln.

Wir werden daher der Wahrheit vermuthlich am nächsten kommen, wenn wir die Reiterfigur etwa in das Jahr 1590 setzen[7]), d. h. in eine Zeit, in der weder der junge Herzog noch der Bildhauer zu Kaiser Rudolf und seiner Residenz Prag schon Beziehungen besaßen. Wo sich damals Adriaen de Vries aufhielt, wissen wir nicht; daß ihm der Herzog, der offenbar nach dem Leben dargestellt ist, in Wolfenbüttel oder Gröningen saß, ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich ist daher das Modell auf einer Reise des Fürsten entstanden.

Gleichviel aber, wo und wann das schöne Werk geschaffen ist, es ist eines der besten Herzogsbildnisse jener Zeit, das uns treffender, als irgend eine andere Darstellung, die Erscheinung jenes hochbegabten Fürsten vor Augen führt.

Grabstätten der Welfen.

(Fortsetzung.)

2. Steterburg.

Von allen geistlichen Stiftungen unseres Landes, die sich bis in die Gegenwart erhalten haben, hat keine ihren äußeren Charakter so sehr verändert, hat keine von ihren Bauten und Kunstdenkmälern so wenig sich bewahrt, wie das freiweltliche adlige Damenstift zu Steterburg, das in etwas veränderter Gestalt jetzt ungefähr neun Jahrhunderte bestanden hat. Manche schwere Schicksalsschläge sind über ihm dahin gegangen, haben das Alte vernichtet und Neues an seine Stelle gesetzt. Auf der Stätte der jetzigen Kirche haben, wie uns Schulrath Dr H. Dürre gezeigt hat[1]), nicht weniger als drei ältere Gotteshäuser bereits vorher gestanden. Der letzte Bau stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein einfaches nüchternes Bauwerk, in das von den Kunstalterthümern der früheren Zeit so gut wie nichts gerettet worden ist. So ist es denn auch gekommen, daß keine von den Stätten, wo Mitglieder unseres Fürstenhauses zur letzten Ruhe gebettet wurden, uns dort erhalten worden ist. Nur durch litterarische Zeugnisse ist die Kunde davon auf uns gekommen, und auch um diese Ueberlieferung ist es noch schlecht genug bestellt.

Schon in dem vorigen Aufsatze (S. 130 und 134) ist gezeigt worden, wie die Grabstätten zweier Welfischer Fürstinnen im August 1542 in Steterburg von den Heerschaaren der Stadt Braunschweig in wüstester Weise zerstört worden sind. Es handelte sich, wie Herzog Julius ausdrücklich bezeugt[2]), um das Grab seiner Mutter, der Herzogin Marie, geborenen Prinzessin von Württemberg († 28. December 1541), und um das einer Schwester. In Letzterer können wir nur die Aebtissin Marie von Gandersheim erblicken, die, 1521 geboren, schon im Jahre 1530 zur Coadjutrix der Aebtissin, bald darauf selbst zur Aebtissin im Stifte Gandersheim erwählt wurde. Ihr Tod wird gewöhnlich auf den 26. Juli 1539 gesetzt. Das wird nicht ganz richtig sein. Statthalter und Räthe in Wolfenbüttel schrieben, da Herzog Heinrich d. J. außer Landes war, am Freitage nach Fronleichnam 1539 (6. Juni) nach Gandersheim, die Herzogin sei „nestvorschienen Mitwochens", also am 4. Juni, gestorben; es sei eine Neuwahl der Aebtissin vorzunehmen, die sie auf der Verstorbenen Schwester, die Herzogin Clara, zu lenken suchen. Diese Absicht wurde dann auch erreicht. Nach jenem Schreiben ist der 4. Juni 1539 als Todestag Mariens nicht zu bezweifeln; auch ist es danach höchst wahrscheinlich, daß sie in Wolfenbüttel gestorben ist. Die Fürstlichen Räthe sagen das zwar nicht ausdrücklich, aber gerade weil sie keinen Ort nennen, auf keinen Brief aus Gandersheim, der ihnen den Trauerfall gemeldet hätte, Bezug nehmen und so schnell nach der Fürstin Tode schreiben, so ist anzunehmen, daß diese in Wolfenbüttel ihr Ende gefunden habe. Dann ist es aber sehr leicht erklärlich, daß sie in dem der Feste Wolfenbüttel so nahe gelegenen Kloster Steterburg beigesetzt wurde. Es ist dies um so weniger zu bezweifeln, da sie die einzige Tochter Heinrich's d. J. ist, die vor dem Jahre 1542, wo das Grab einer solchen nach sicherem Zeugniß geschändet wurde, gestorben ist.

---

6) Die beste Gelegenheit, dies zu beobachten, bieten die Gemälde des Franz Floris im Herzoglichen Museum, von denen der berühmte Falkenjäger ebenso realistisch gehalten ist, wie die übrigen manieristisch.

7) Für diesen Ansatz sprechen auch die Formen der Rüstung.

1) Zeitschrift des Harzvereins 18. B. (1885) S. 181 ff.

2) Aktenstück im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

Wahrscheinlich ist schon vorher auch ein Sohn Herzog Heinrich's d. J. in Steterburg bestattet worden, der den Namen Johann führte. Wann dies geschehen, wissen wir ebensowenig wie den Tod und die Beisetzungszeit dreier anderer Söhne Heinrich's, von denen Rehtmeier in seiner Chronik S. 953 sagt, daß sie sämmtlich in früher Jugend verstorben und an vier verschiedenen Orten begraben worden sind. Am frühesten verschied wohl Heinrich, vielleicht, da er den Namen des Vaters und Großvaters trägt, der älteste von allen Söhnen des Fürsten. Er wurde noch in die alte Fürstengruft der Domkirche zu Braunschweig gebracht, die Heinrich später aus politischen Gründen nicht mehr benutzte. Andreas wurde am 21. December 1517 auf der Staufenburg getauft und ist hier wohl auch gestorben, da er im nahen Gandersheim in der Barfüßerkirche beigesetzt wurde. Ein dritter Sohn, Joachim, wurde in Schöningen beerdigt, ein vierter, der schon erwähnte Johann, in Steterburg. Geburts- und Todesdatum dieser beiden Letzten sind uns, wie die Heinrich's, vollkommen unbekannt. Auch von einem Grabsteine Johann's ist uns in Steterburg ebenso wenig wie von einem seiner Mutter oder seiner Schwester Marie das Geringste überliefert worden.

Es ist noch ein viertes Welfengrab, das wir in Steterburg wohl suchen möchten, aber nicht finden können, das der Domina Elisabeth, der Schwester Herzog Heinrich's des Jüngern. Sie erscheint seit 1521 als Leiterin des Klosters Steterburg und vertauscht als solche den bislang geführten Titel einer Priorin mit dem einer Domina, für den dann später ihre Nachfolgerinnen den einer Aebtissin annahmen. Ueber diese Elisabeth sind wir wieder nur sehr unvollkommen unterrichtet. Nach Cohn's Stammtafeln ist sie am 26. Februar 1532, nach der von H. Böttger schon am 26. Februar 1515 gestorben. Beide Jahresangaben sind zweifellos falsch. Elisabeth hat die Stürme des Schmalkaldischen Krieges noch erlebt und auch später redlich dazu mitgewirkt, die bösen Folgen jener schweren Zeit zu beseitigen und das Kloster wieder in einen guten, geordneten Zustand zu versetzen. Der Chronist Steterburgs, der Grenz- und Klosterrath Joh. Just. Voigt, sagt von ihr in seiner ungedruckten Historia des Stifts: „Diese Christfürstliche Persohn hatte sich dem Dienste Gottes ganz gewidmet, und ist es gewiß, daß nach Absterben der ersten Fundatricin wol keine mehr, als Sie vor die Ehre Gottes und Conservation des ihr anvertrauten Stifts gethan". Sie ist für uns zuletzt im November 1560 nachweisbar, wo ihr Bruder Herzog Heinrich ihr und dem Convente ihres Klosters am 6. dess. M. die jährliche Lieferung von 30 Stück Salz aus der Saline Liebenhall verschreibt. Am 24. März 1563 wünscht der Herzog dem Kloster Steterburg Glück zu der geschehenen Neuwahl der Domina, zugleich schreibt er wegen des von seiner Schwester hinterlassenen „Silberwerks". Danach scheint Elisabeth nicht lange vorher gestorben zu sein, also wohl um den Anfang des Jahres 1563, vielleicht, wenn der oben genannte Todestag sicher überliefert ist, am 26. Februar 1563. Wie über ihren Tod, so sind wir auch über ihre Beisetzung im Unklaren. Nur vermuthen können wir, daß diese in Steterburg erfolgt ist. Wäre sie in Wolfenbüttel, wo der Zeit eine eigentliche Fürstengruft noch nicht bestand, geschehen, so wäre darüber doch wohl eine Nachricht auf uns gekommen. Auch wäre hier die Erhaltung ihres Sarges wahrscheinlicher gewesen als in Steterburg, wo alle Erinnerungen und Denkmäler der Vergangenheit in späterer Zeit verschwunden sind. Es lag wohl auch am Nächsten, die langjährige Leiterin des Klosters hier an der Stätte ihrer segensreichen Wirksamkeit, wo sie nach Rehtmeiers Angabe S. 863 auch gestorben ist, zu beerdigen. Das Kloster war damals in recht dürftigen Verhältnissen. Große Pracht wird daher bei der Bezeichnung der Grabstätte Elisabeth's nicht entfaltet worden sein. So wäre es leicht zu erklären, wenn die Stelle den nachlebenden Geschlechtern allmählich fremder geworden, dann in Vergessenheit und bei dem Neubau der Kirche im vorigen Jahrhundert ganz unberücksichtigt geblieben wäre. P. Z.

---

3. Glücksburg.

Von Karl Steinmann †.

Das in Holstein an der rechten Seite der Elbe nahe der Mündung gelegene Städtchen Glücksburg war ehemals Residenz einer Nebenlinie des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg, die nach jenem Orte den Namen führte und mit dem Herzoge Friedrich am 13. März 1779 ausgestorben ist. Dort haben zu Anfang dieses Jahrhunderts auch drei Mitglieder des Hauses Braunschweig die Ruhestätte gefunden: Friedrich Karl Ferdinand, der letzte Sproß der jüngeren Nebenlinie der Herzöge von Braunschweig-Bevern, seine Gemahlin Anna Karoline und Georg Wilhelm Christian, der zweite Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand.

Friedrich Karl Ferdinand war der am 5. April 1729 geborene sechste Sohn Herzog Ernst Ferdinand's. Er trat in holländische, dann in preußische und zuletzt in dänische Kriegsdienste. Hier wurde er 1773 zum Gouverneur von Kopenhagen und 1784 zum Feldmarschall ernannt. Nach dem 1781 erfolgten Tode seines ältesten Bruders August Wilhelm, des Siegers von Reichenbach und Gouverneurs von Stettin, gelangte er in den vollen Genuß der bevernschen Apanage, und ward dessen Nachfolger als Domprobst der fürstlichen Stifter St. Blasii und St. Cyriaci in Braunschweig. Im folgenden Jahre vermählte sich der Herzog mit Anna Karoline, der Wittwe des 1779 gestorbenen letzten Glücksburgers, einer geborenen Prinzessin von Nassau-Saarbrücken. Der König von Dänemark hatte ihm das Schloß in Glücksburg als Wohnung angewiesen, wo das fürstliche Paar nun seine Residenz aufschlug. Im Jahre 1802 ernannte der Herzog den auch als braunschweigischen Geschichtsforscher bekannten Vicarius Johann August Heinrich Schmidt zum Administrator der domprobsteilichen Angelegenheiten und zum Geschäftsträger. Auch nach des Herzogs Tode hat Schmidt diese Vertrauensstellung bis zum Abscheiden der Herzogin beibehalten [5]).

In Glücksburg führte das fürstliche Ehepaar ein

5) Schmidt war ein Stiefsohn des bekannten Braunschweigischen Kupferstechers J. G. Beck. Außer mehreren

stilles beschauliches Leben, das nur ab und an im Sommer durch Reisen nach dem romantisch am Sollinge gelegenen Stammschloß Bevern unterbrochen wurde. Der Herzog war ein großer Liebhaber classischer Musik. Um sich ihren Genuß ohne große Kosten zu verschaffen, hatte er sich unter Leitung des Musikdirectors Grenel aus seiner Dienerschaft eine Hauscapelle herangebildet, in der die Leibkammerdiener Scherfenberg und Hartmann erste Geiger waren. Die Herzogin hatte durch die französischen Annexionen einen bedeutenden Theil ihres väterlichen Vermögens verloren, was sie lebenslang nicht verschmerzen konnte. Um das Verlorene wieder zu erlangen, machte sie, ungeachtet des Abrathens ihres Gemahls, eine Reise nach Paris, die viel Geld kostete, aber ohne den gehofften Erfolg blieb. Als während dieses Aufenthalts in Paris der Kammerdiener Scherfenberg[6]) eines Morgens dem Herzoge mit freudestrahlendem Antlitz aus der Zeitung eine Mittheilung vorlas, wonach die Bemühungen der Herzogin einen glücklichen Verlauf zu nehmen Aussicht hätten, sagte dieser lächelnd: „Glaube doch solchem Geschreibsel nicht. Die Nachricht hat meine Frau wahrscheinlich selbst in die Zeitung einrücken lassen“. — Wie diese erste, so blieb auch eine zweite Reise der Herzogin nach Paris ohne Erfolg. Es war dies nach der Restauration; die Herzogin hatte sich damals mit ihrer Bitte an Ludwig XVIII. gewandt.

Friedrich Karl Ferdinand starb am 27. April 1809, er wurde in der mit der Schloßkirche verbundenen Familiengruft der Herzöge von Holstein-Glücksburg beigesetzt. Der Sarg ist von Eichenholz, mit dem braunschweigischen Wappen geschmückt; zu Häupten desselben steht eine Vase, die das Herz des Fürsten umschließt.

In einem diesem ganz gleichen Sarge ruhet der Prinz Georg Wilhelm Christian von Braunschweig, der am 27. Juni 1769 geborene zweite Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Nach dem Tode des Erbprinzen Karl Georg August, der am 20. September 1806 zu Antoinettenruhe erfolgte, war Georg der präsumtive Regierungsnachfolger. Völlig erblindet, entsagte er jedoch, wie auch sein Bruder August, diesem Rechte zu Gunsten des jüngsten Prinzen Friedrich Wilhelm. Die Urkunden wurden von beiden Brüdern am 27. October 1806 zu Rostock vollzogen, wohin sie sich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Jena und der schweren Verwundung ihres Vaters begeben hatten. Von Rostock wandten sich beide Flüchtlinge später nach Glücksburg, wo sie bei Friedrich Karl Ferdinand liebevolle Aufnahme fanden. Dort starb Georg am 16. September 1811.

Die Herzogin Anna Karoline, Gemahlin Friedrich Karl Ferdinand's, starb zu Glücksburg am 12. April 1824 und wurde, ihrer letztwilligen Verfügung zufolge, dort auf dem in neuer Zeit geschlossenen Gemeindefriedhofe bestattet. Ihr von hohen Linden umgebenes Grab bezeichnet ein Denkmal aus röthlichem Granit, auf dessen Vorder- und Rückseite die folgende Inschrift in goldenen Lettern angebracht ist:

> „Hier liegen bis zur Auferstehung die Gebeine der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Caroline Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, geborene Fürstin zu Nassau. Sie ward in Saarbrück den 31 December 1751 geboren, am 9 August 1769 mit dem letzten Herzoge von Schleswig-Holstein-Glücksburg Friedrich Heinrich Wilhelm vermählt. Wittwe den 13 März 1779“.
>
> „Vermählte sich zum zweiten Male am 26 October 1782 mit dem Herzoge Carl Friedrich Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg-Bevern. Ward abermals Wittwe den 27 April 1809 und lebte bis zu ihrem Ende ruhig und still in Glücksburg. Sie verschied den 12 April 1824 ihres Alters 73 Jahre. Gott der Allmächtige und Allgütige erbarme sich ihrer Seele um seines Sohnes Willen. Amen“.

Die ihrer Wohlthätigkeit wegen in Glücksburg allgemein geliebte Herzogin hinterließ ein bedeutendes Vermögen, dessen Zinsen zur Pensionirung ihrer Dienerschaft und zur Unterstützung verschiedener milder Stiftungen bestimmt war.

4. Gadebusch.

In dem Mecklenburgischen Städtchen Gadebusch, in dessen Nähe am 26. August 1813 Theodor Körner gefallen ist, befindet sich eine Welfische Grabstätte, die der Herzogin Agnes, einer Tochter des Herzogs Magnus Torquatus zu Braunschweig und Lüneburg. Sie war schon zwei Mal, mit dem Grafen Busso V. von Mansfeld und dem Herzoge Bogislaw VI. von Pommern-Wolgast († 1393), verheirathet gewesen, als sie um Fastnacht 1396 in dritter Ehe dem Herzoge Albrecht III. von Mecklenburg die Hand reichte. Dieser hatte eine Reihe von Jahren, seit dem 30. November 1363 die schwedische Königskrone getragen, sie aber gegen die Königin Margarethe von Dänemark nicht behaupten können. Bei Axenwalde unweit Falköping wurde im September 1389 sein Heer vollständig geschlagen; er selbst und sein Sohn Erich geriethen in die Gefangenschaft der Siegerin, die ihnen erst 1395 gegen hohes Lösegeld die Freiheit wiedergab. Albrecht kehrte nun nach Mecklenburg zurück, wo ihm durch den Tod seines älteren Bruders Heinrich III. († 24. April 1383) die Regierungsnachfolge zugefallen war. Hatte er auch für sich und seine Nachkommen auf den schwedischen Thron verzichten müssen und hat er auch ihn wiederzuerlangen niemals Anstrengungen gemacht, so führte er den Titel eines Königs von Schweden dennoch bis zu seinem Tode fort, der am 1. März 1412 erfolgte. Auch seine Wittwe, die ihn etwa zwei Jahrzehnte überlebte, nannte

---

Beiträgen im „Br. Magazin“ erschienen von ihm im Druck: „Inscriptionum sepulcralium Serenissimorum Principum ac Ducum Brunsvico-Luneburgensium opusculum. — Brunsv. 1797“. Ferner „Versuch einer histor.-topographischen Beschreibung der Stadt Braunschweig“, Br. 1821, und „Geschichte der St. Martinskirche in Braunschweig“. Br. 1846. Schmidt starb zu Salzgitter am 24. August 1855 und wurde am 28. auf dem hiesigen Domkirchhofe begraben.

6) Dem im hohen Alter in Glücksburg lebenden Sohne desselben, Herrn G. Scherfenberg, verdanken wir diese Notizen.

sich Königin der Schweden und Goten und führte in ihrem Siegel ein Wappen, das aus dem schwedischen, dem mecklenburgischen und dem braunschweig-lüneburgischen zusammengesetzt war [1]). Ihre Hauptsorge wandte sie der Kirche in Gadebusch zu, auf deren Nordseite sie eine neue der h. Maria geweihte Capelle erbaute. Für die beiden Altäre, die sich in ihr befanden, stiftete sie am 12 März 1423 drei Vikarien. So groß war ihre Vorliebe für diese Stätte, daß sie sich diese Capelle, die später bis auf den heutigen Tag die „Königscapelle" genannt wird, zu ihrer Grabstätte erwählte, obwohl ihr Gemahl nicht hier, sondern in der alten Fürstengruft zu Doberan seine letzte Ruhe gefunden hatte. Agnes' Todeszeit ist nicht bekannt. Am 1. August 1430 war sie noch am Leben, am 22. December 1434 aber schon gestorben. Daß sie wirklich in der Königscapelle zu Gadebusch beigesetzt wurde, beweist ihr noch jetzt dort erhaltener Grabstein. Er zeigt in der Mitte eine in Messing eingegrabene Frauengestalt, die bereits stark abgetreten, als die der Königin Anna aber durch die beiden unten neben ihr stehenden Wappenschilde sicher gekennzeichnet ist. Denn der rechte Schild enthält das schwedisch-mecklenburgische, der linke das braunschweig-lüneburgische Wappen. Auf den vier Ecken des Grabsteins sind in Messingplatten die Symbole der vier Evangelisten angebracht. Zwischen diesen zog sich ehemals um den Stein herum eine ebenfalls in Messing gegrabene Inschrift, die im Jahre 1712 die Dänen entfernt haben sollen [2]). Man will früher auf ihr die Jahreszahl 1430 noch deutlich gelesen haben, doch hat wahrscheinlich hinter dem XXX noch eine Einerzahl gestanden. Zu voller Sicherheit wird man demnach in Bezug auf Agnes' Todestag schwerlich jemals gelangen. Später ist in derselben Capelle noch eine andere Mecklenburgische Wittwe, Dorothee, die Gattin Herzog Heinrich's IV. und Tochter Kurfürst Friedrich's I. von Brandenburg, bestattet worden, die am 19. Januar 1491 gestorben ist. Ihr Grabstein steht zu Häupten des Steines der Königin Agnes.

5. Röbel.

Ganz verschwunden ist die Grabstätte einer zweiten Braunschweigischen Fürstentochter, die in Mecklenburg eine neue Heimath gefunden hatte, die der Herzogin Mechthild, einer Tochter Heinrich's des Wunderlichen zu Braunschweig-Grubenhagen. Am 23. October 1311 genehmigte Herzogin Agnes, Heinrich's Gemahlin, für sich und ihren Gatten zu Eisenach die Ehepakten, die ihr Bruder, Markgraf Friedrich von Meißen, mit Johann II., Herrn v. Werle, wegen ihrer Tochter

1) v. Schmidt-Phiseldeck, Die Siegel des Herzogl. Hauses Braunschweig und Lüneburg Nr. 216. Aehnlich, nur etwas abweichend in der Gruppirung der Felder, ist das Wappen auf den beiden hölzernen Gewölbescheiben in der Kirche zu Gadebusch, die bei Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin B. II S. 479, abgebildet worden sind.

2) Eine Abbildung des Grabsteins s. bei Schlie a. a. O. S. 472. Vgl. im Uebrigen besonders Wigger, Stammtafeln des Großherzogl. Hauses von Mecklenburg S. 68 f.

Mechthild abgeschlossen hatte. Wann die Hochzeit statt gefunden, wissen wir nicht. Nach dem Tode seines Bruders Nicolaus II. († 12. October 1316), mit dem er seit 1309 gemeinsam regiert hatte, theilte Johann mit dessen Sohne die Lande; Johann bekam den Güstrowschen, der Neffe den Parchimschen Landestheil. Der Herzogin Mechthild wurde Plau als Leibgedinge eingeräumt. Sonst ist wenig über sie bekannt. Ernst von Kirchberg, der Mecklenburgische Reimchronist, läßt sie noch bis zum 24. October 1333 an verschiedenen Ereignissen Theil nehmen und fährt dann fort:

> Darnach dy edele furstynne mild
> hern Johannis wib fraw Mechthild
> starb dyses lebens kortzir vard.
> Zu Rebele dy begrabin ward
> by hern Johannis mutir gar
> vnd by sine brudere beyde virwar.

Mechthild wird also um das Ende des Jahres 1333 gestorben sein. Im Dominikanerkloster zu Röbel am Müritzer See ist sie, wie E. v. Kirchberg bezeugt, bestattet worden. Hier waren schon vorher ihre Schwiegermutter Sophie, die Gemahlin Johann's I. von Werle, eine geborene Gräfin von Lindow-Ruppin († vor 9. Juni 1304), und zwei Söhne der Letzteren begraben worden, Heinrich und Bernhard, die als Dominicanermönche zu Röbel verstorben sind. Mit der völligen Vernichtung des Klosters sind auch alle sichtbaren Erinnerungen an diese Fürstengräber verschwunden. Mechthild's Gemahl, Johann II., starb am 27. August 1337 und wurde in der schönen Cisterzienserkirche zu Doberan beigesetzt.

6. Schwerin.

In einer dritten Mecklenburgischen Fürstengruft, aber nicht an der ursprünglichen Stätte, an der sie zuerst zur ewigen Ruhe gebettet wurde, liegt Marie Katharine, die Tochter des Herzogs Julius Ernst von der Dannenberger Linie des Hauses Braunschweig, eine Nichte Herzog August's d. J., der die neuere Wolfenbüttler Linie begründete. Letzterer berichtet in seinem Tagebuche, daß er am 13. Februar 1635 mit seinem Bruder bei Eldena zusammen getroffen sei, als dieser seine Tochter Katharine Marie dem Herzoge Adolf Friedrich I. zu Mecklenburg als Gattin habe zuführen wollen, daß er sich ihnen angeschlossen und folgenden Tags am feierlichen Einzuge der Fürstlichen Braut in Schwerin, sowie am 15. Februar an dem Vermählungsfeste des hohen Paares Theil genommen habe. Als Adolf Friedrich am 27. Februar 1658 gestorben und, wie die schon genannten Gatten der nach Mecklenburg verheiratheten welfischen Fürstentochter, in Doberan beerdigt worden war, nahm Marie Katharine ihren Wittwensitz auf dem Schlosse zu Grabow, wo sie am Abend des 1. Juli zwischen 10 und 11 Uhr durch den Tod von schwerem Leiden erlöst wurde, das ihr etwa drei Vierteljahr lang die Wassersucht verursacht hatte. Sie wurde in der Gruft der Schloßkirche zu Grabow beigesetzt, in der nach ihr noch drei Mitglieder des Mecklenburgischen Fürstenhauses ihre Ruhestätte fanden. Aber diese Ruhe sollte nicht die letzte sein. Im Juni 1725 wurde die Stadt Grabow von einer

schrecklichen Feuersbrunst verheert. Auch das Schloß wurde ein Opfer der Flammen. Die Gruft blieb zwar verschont, aber man wollte die Fürstlichen Särge doch nicht an dem Orte der Zerstörung lassen. Deshalb wurden sie jetzt nach Schwerin in das Grabgewölbe der Schelf- oder St. Nicolaikirche überführt, die Herzog Friedrich Wilhelm nach der Inschrift über dem Hauptportal 1711 u. a. „seinem Körper zur Ruhe“ hatte erbauen lassen. Die gänzliche Vollendung des Bauwerks hat der Fürst, der am 31. Juli 1713 in Mainz verstarb und erst am 13. März 1714 an der von ihm gewählten Stätte beigesetzt wurde, wohl nicht mehr erlebt. Der Bau der Kirche war in der letzten Zeit von dem bekannten Mathematiker und Architekten Leonhard Christoph Sturm geleitet worden, der von 1694 bis 1702 an der Ritteracademie zu Wolfenbüttel wirkte und am 6. Juni 1719 als Baudirector des Herzogs Ludwig Rudolf in Blankenburg gestorben ist.

Bücherschau.

Stegemann, Tanne und Wieda, Geschichte zweier Harzer Arbeits-Genossenschaften. Braunschweiger Verlag für kaufmännisches Unterrichtswesen und Wirthschaftskunde 1899. VIII und 158 S. 8°. 3 ℳ 60.

Die ältere Staatskunst sah es als eine ihre vornehmsten Aufgaben an, in wohlwollender Fürsorge auf die Hebung der wirthschaftlichen Lage der Unterthanen Bedacht zu nehmen und zugleich damit das Landesvermögen und die Steuerkraft der Unterthanen zu steigern. Die staatswirthschaftliche Theorie, dringendes Geldbedürfniß und unmittelbar persönliche Theilnahme des Landesfürsten riefen so Unternehmungen ins Leben, die nicht alle auf natürlichen Grundlagen ruhten und daher häufig genug nur eine Scheinblüthe zeitigten. Mit dem Uebergange des patriarchalischen Regiments in das constitutionelle Staatssystem war es mit dem landesväterlichen und Cammer-Unternehmerthum vorbei, und die letzten Verfechter eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus wurden durch den Sieg der Manchesterlehre und den völligen Umschwung, den Steinkohle und Dampf in der Gütererzeugung und im Verkehrswesen bewirkten, zum Schweigen gebracht. Entlegene Landschaften nun, deren Nahrung durch künstlich ins Leben gerufene Industrien beschafft wurde und die von den Segnungen der neu anbrechenden wirthschaftlichen Aera zunächst ausgeschlossen blieben, gingen einer schweren Krisis entgegen, die schließlich nur gehoben werden konnte und kann, nachdem auch sie völlig in das neue wirthschaftliche System aufgenommen wurden oder in Zukunft aufgenommen worden sind. Dr Stegemann hat jetzt in einer überaus anregenden Schrift an einem Beispiele, dem der alten Werke Tanne und Wieda, diesen Uebergang geschildert und zugleich dem tüchtigen Sinn und Wesen der alten Harzer Berg- und Hüttenbevölkerung ein rühmendes Denkmal gesetzt. Seine licht- und liebevolle Darstellung setzt mit der Veräußerung der fiscalischen Werke ein und schildert sodann die Geschicke Tannes, das 1867, und Wiedas, das 1863 verkauft wurde.

Des Verfassers Darstellung wird ungemein begünstigt durch seine allgemeinen technischen Vorkenntnisse, seine genaue Vertrautheit mit den kaufmännischen Bedingungen eines auf genossenschaftlicher Grundlage ohne Mithülfe capitalkräftiger und geschulter Gründer errichteten Unternehmens, besonders aber durch eine umfassende socialpolitische Bildung, die ihn befähigt, die psychologischen und persönlichen Momente eines von der Noth eingegebenen Gesammtvorgehens zu erkennen und durch die Werthung ihres bald mehr, bald minder fühlbaren Gewichtes die schlichte Schilderung nicht selten zu fast dramatisch wirkender Handlung zu erheben.

Man könnte beinahe versucht werden, sich an der Hand dieses Beispieles in den Streit derer um Herrn von Below und um Herrn Lamprecht, um die persönliche und collectivistische Geschichtsauffassung, zu mischen. Denn bei dem geschilderten Vorgange haben wir es zunächst mit den fast wie ein Naturgesetz wirkenden allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen zu thun, gegen deren unerbittliche Ungunst sich eine eigenartig abgeschlossene Bevölkerung auflehnt und zu wehren sucht. Da treten nun die Personen auf. Da ist zunächst der selbstlose Idealist und Querkopf, der sich schließlich in uferlosen Plänen verliert, von dem aber der Antrieb zur rettenden That ausgeht, da der besonnene Förderer und Berather (der jetzt in den Ruhestand getretene hochverdiente Landgerichtsdirector Baumgarten), da der beharrliche, vom Puddelofen weg zur Leitung berufene Mann der Arbeit, da der gleisnerische Geldmann, aus dessen Schlingen die unerfahrene Genossenschaft wie durch ein Wunder gerettet wird, da ist schließlich die durch die constitutionellen Formen gebundene Regierung, die dann schließlich doch das Mögliche thut, um das schwer gefährdete Schifflein in den Hafen zu bringen. Es kann nicht Zweck dieser Anzeige sein, das Stück Menschen- und Gemeindeleben, das uns Stegemann vorführt, nachzuzeichnen. Besonders hingewiesen sei indessen auf die fein unterscheidende Zeichnung des Charakters der Männer von Tanne und der Männer von Wieda, die das Beispiel zu ähnlichem Vorgehen ermuthigte, und auf den ausgezeichneten Abschnitt über das Verhältniß dieser Genossenschaftler zur Socialdemokratrie. Kein wahrer Freund des Volksthums kann an Stegemann's Schrift vorbeigehen, der socialpolitisch denkende Arbeitgeber aber kann aus ihr fruchtbare Belehrung schöpfen über die Schichten des Volkes, aus denen sich seine Arbeiter fort und fort ersetzen. Vor Allem aber wäre zu wünschen, es möchte diese Schrift auch in die Kreise dringen, die daraus ein schönes Zutrauen zu sich selbst nicht minder als nützliche Einsicht von ihrem doch sehr bedingten organisatorischen Können und Vermögen gewinnen könnten. K. M.

Graf von der Schulenburg, Nordsteimke und die von Steimker. Ein Beitrag zur Braunschweigischen Orts- und Familiengeschichte. München, 1899 (in Commission bei H. Wollermann in Braunschweig). 103 S. 8°. 2 ℳ 50.

Eine fleißige, sorgsame Arbeit, die wir als Beitrag zu unserer heimischen Geschichte willkommen heißen, im Ganzen mehr Zusammenstellung als Darstellung. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Urkunden sind im Wortlaute abgedruckt, darunter besonders in der letzten Abtheilung manche, die auch sonst schon veröffentlicht worden sind. Wir hätten lieber gesehen, wenn diese kurz erwähnt und dafür noch mehr unbekanntes Material herangezogen worden wäre, das sich wohl unschwer hätte gewinnen lassen. Auch hätte sich vielleicht das kulturhistorische Element in charakteristischen Kleinbildern, wie sie gerade die Ortsgeschichte leicht an die Hand giebt, mehr ausführen lassen. In einem Aufsatze H. Beck's über „Hans Würth, ein Bild aus Nordsteimkes Vergangenheit", der im vorigen Jahrgange dieser Blätter (Nr. 5 S. 33 ff.) erschien und den wir in dem Buche gar nicht berücksichtigt finden, ist gezeigt, daß solcher Stoff der dortigen Geschichte keineswegs fehlt. Doch wir wollen dankbar für das sein, was der Verfasser geboten. Nach einer kurzen Einführung, in der er sich über Lage, Name und jetzigen Besitz- und Einwohnerbestand des Ortes ausspricht, behandelt er in besonderen Capiteln die früheste Geschichte, das Rittergut, die Kirche, die Pfarre und die Gemeinde im Jahre 1756. Das Rittergut war nach einander in dem Besitze der Familien von Marenholtz (c. 1300—1647), von dem Knesebeck (1648—1786), Ernst (1786—1834), von Henninges (1834—46) und wurde dann von dem Grafen Werner von der Schulenburg-Wolfsburg erworben, dessen jüngere Linie es noch heute besitzt. S. 49 erhalten wir Mittheilungen zum Leben des Nordsteimker Pastors Michael Stechow, der sich als geistlicher Liederdichter in der Litteratur bekannt gemacht, sonst aber keineswegs einen guten Ruf erworben hat. Seine Herkunft war bislang unbekannt Wir möchten deshalb hier nachtragen, daß er aus Berlin stammte. Denn er wird identisch sein mit dem Michael Stechovius Marchicus, der im Sommersemester 1650 in der Matrikel der Universität Frankfurt a. O. eingetragen worden ist (Universitäts-Matrikel hg. von Friedländer B. II S. 15). Im zweiten Theile des Buches geht der Verfasser auf die von Steimker ein. Seine Annahme, daß die jetzige Familie des Namens mit den in mitteralterlichen Urkunden auftretenden von Stenbecke eines Ursprungs sind, bleibt unbewiesen, ja erscheint etwas zweifelhaft, wenn wir sehen, wie von Mülverstedt in seinem Werke über den abgestorbenen Adel der Provinz Sachsen (Siebmacher's Wappenb. VII. B. Abth. 6) S. 161 vier verschiedene Familien des Namens, adeliche und bürgerliche, mit mehr oder weniger abweichenden Wappen anführt. Mit Freuden haben wir S. 40 ff. aus dem Buche ersehen, daß der hier auch gut abgebildete Flügelaltar, den P. J. Meier in seinen Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Helmstedt S. 172 noch in seiner Entstellung schildert, jetzt unter Professor Küsthardt's kundiger Leitung würdig wieder hergestellt worden ist. Möge dieser geschichtlich pietätvolle Sinn den Bewohnern des Ortes erhalten bleiben und durch des Verfassers Schrift noch gestärkt werden! Dann wird nicht mehr zu besorgen sein, daß Alterthümer der Kirche verloren gehen, wie die von Marenholtz'schen Grabsteine, die Meier a. a. O. S. 174 erwähnt, von denen Graf Schulenburg nun aber leider nichts mehr zu berichten hat.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch hinweisen auf einige kleine Aufsätze in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (1898 Heft 2 und 4 1899 H. 1.), in denen H. Beck „aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke" über das Spinnen, Spiele am Matthias-Abend und die bäuerlichen Feste handelt und Sprüche und Redensarten mittheilt. Z.

E. Oehlmann, Landeskunde von Braunschweig und Hannover. Zunächst zur Ergänzung der Schulgeographie von E. v. Seydlitz. Mit 23 Karten und Holzschnitten. 2. umgearbeitete Auflage. Breslau, Ferd. Hirt 1899. 60 S. 8⁰. — ℳ 60.

Das Büchlein giebt für die Lande Braunschweig und Hannover, deren Zusammenfassung in einem Hefte durch ihre geographische Lage, Stammesverwandtschaft und Geschichte gut begründet ist, eine zweckmäßige Uebersicht über die allgemeine Lage, die einzelnen Landschaften, deren Bodenbeschaffenheit u. s. w., das Klima, Pflanzen- und Thierleben, die Geschichte, Ortschaftskunde, die Bevölkerung und ihr Leben und Treiben, sowie die staatlichen Einrichtungen. Laufen auch einzelne kleine Versehen unter, so wird doch in den weitaus meisten Fällen aus dem Hefte sichere Auskunft zu erlangen sein. Dankenswerth sind die statistischen Zusammenstellungen, die durch die steten Vergleiche mit Gesammtpreußen und dem Reiche besonders lehrreich und interessant sind. Außer einigen Karten und Plänen (auch von dem geplanten Rhein-Weser-Elbe-Kanal) ist dem Werke auch eine Reihe guter Holzschnitte beigegeben, die charakteristische Landschaften, Bau- und Kunstdenkmäler, Trachten u. s. w. aus dem behandelten Gebiete darstellen.

Braunschweigische Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 28 u. 29. Züchtung und Leistung des Tieflandrindes; Kusserow, Verfütterung der Getreideschlempe; Boysen, Viehfütterung in den vereinigten Staaten Nordamerikas. — 30. Schirmer, Ernte-Methoden. — 31. Thierschau zu Salder. — 32—35. Versammlung des Centralausschusses des landwirthschaftlichen Central-Vereins zu Braunschweig am 4. Juli 1899. — 34. Lehnert, Handel mit Zucht- und Zugvieh. — 35. Haselhoff, Arsengehalt der Superphosphate.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 15—16. H. Silex, Pädagogische Abende bezw. Elternabende. — 17. Schlott, Hörübungen in Taubstummen-Anstalten; Gebot der Wohlanständigkeit für Kinder.

Monatsblatt für Handel und Industrie. Juni. Uebersicht der im Verwaltungsbezirke der Herzoglichen Polizei-Direction Braunschweig bei den sämmtlichen auswätigen Feuerversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1898 bestandenen Versicherungen; Industrie und Handel 1898; die neue preußische Kanalvorlage. — Juli–August. Ehrenberg, Agenturwesen; Getreidepreise im Monatsdurchschnitt.

Zu S. 124 ff. In Betreff der Kinder des großen Mathematikers Karl Friedrich Gauß können wir zu den früheren Mittheilungen noch nachtragen, daß Joseph Gauß in Hannover am 4. Juli 1873, Eugen zu St. Charles in Amerika am 5. Juli 1896 und Therese in Dresden am 11. Februar 1864 gestorben ist.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 24. September **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und die preußische Politik im Jahre 1799*).

Von F. Beckurts.

Die Beziehungen unseres Fürstenhauses zu dem der Hohenzollern und zum preußischen Staate in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind innige und mannigfaltige gewesen. Abgesehen von den verwandtschaftlichen Banden, die beide Dynastien verknüpften, haben auch zahlreiche Söhne des welfischen Hauses Gelegenheit zur Entfaltung ihrer kriegerischen Talente und zur Befriedigung ihres feurigen Thatendranges unter den siegreichen Fahnen des großen Friedrich gesucht und gefunden. Etliche von ihnen starben den Heldentod auf den Schlachtfeldern Böhmens und Schlesiens. Der unvergeßliche Herzog Ferdinand bewahrte die preußische Monarchie vor dem Untergange. Aber den stärksten Ausdruck fanden jene Beziehungen in der Stellung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand zum preußischen Staate. Als junger Prinz stand er kühn und unermüdlich seinem großen Oheim zur Seite und errang die lebhafte Anerkennung Friedrichs des Großen, 1785 gehörte er zu den eifrigsten Förderern des Fürstenbundes, nach Friedrichs Tode bekleidete er den Rang eines preußischen Feldmarschalls, mühelos gelang ihm die Pacification von Holland im Jahre 1787 an der Spitze eines mäßig großen preußischen Heeres, in den Jahren 1792 und 1793 führte er das Oberkommando über das preußische Heer in dem Kriege gegen das revolutionäre Frankreich, und 1806 sehen wir den greisen Fürsten wieder als Führer der preußischen Armee im Entscheidungskampfe.

Ich erinnere damit an bekannte Thatsachen; weniger bekannt ist die Theilnahme des Herzogs an der großen Politik und an den Geschicken des preußischen Staates in den Jahren, in welchen derselbe, während ringsum der Weltkrieg tobte, in tiefem Frieden dahinlebte. Nur über die Reise des Herzogs nach Petersburg, die er im Auftrage der preußischen Regierung im Jahre 1805 unternahm, um eine freundschaftliche Annäherung Preußens an Rußland anzubahnen, sind wir durch die Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers von Hardenberg genauer unterrichtet. Aber auch während der übrigen Zeit hat der Herzog seine Kräfte keineswegs seinem Lande ausschließlich gewidmet. An sich schon ist es unwahrscheinlich, daß ein Fürst von dem Ehrgeize, dem Schaffensdrange, der geistigen Regsamkeit und dem weiten Blick, wie der Herzog, sich in die engen Verhältnisse seines kleinen Landes eingesponnen habe. Man berücksichtige ferner des Herzogs Geltung und Einfluß am preußischen Hofe, das Ansehen, das er in Europa überhaupt genoß, und seine engen Beziehungen zu einzelnen Höfen, wie zu dem englischen und russischen. Alles dieses führt zu der Annahme, daß er in jener politisch so bewegten Zeit nicht abseits gestanden habe.

Völligen Aufschluß über die politische Thätigkeit des Herzogs könnten nur die Veröffentlichung und Bearbeitung der Korrespondenz und des schriftlichen Nachlasses des Fürsten gewähren. Jene findet sich, soweit sie überhaupt erhalten ist, vielerorten zerstreut und ist, soweit mir bekannt, nur in geringem Umfange bis jetzt veröffentlicht, dieser aber ist zum bei weitem größten Theil vernichtet. Einiges Material enthalten die schon erwähnten Denkwürdigkeiten Hardenbergs, sowie die von Paul Bailleu herausgegebenen diplomatischen Korrespondenzen „Preußen und Frankreich von 1795—1807“ in den „Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven“. Geringe Trümmer des schriftlichen Nachlasses des Herzogs enthält das Herzoglich Braunschweigische Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. Immerhin lassen diese auf den großen Umfang der politischen Korrespondenz des Fürsten schließen. Mit einflußreichen Männern am preußischen Hofe scheint der Herzog in regem schriftlichen Gedankenaustausch gestanden zu haben, auch mit russischen und englischen Diplomaten, die in Berlin beglaubigt waren. Er war eifrig bemüht, sich über alle Vorgänge auf dem Gebiete der europäischen Politik auf dem Laufenden zu erhalten und unterhielt zu diesem Zwecke die Verbindung mit politischen Agenten. Besonders war er bestrebt, der preußischen Regierung zu dienen, indem er sie über auswärtige Vorkommnisse, die ihm selbst zugetragen waren, in Kenntnis setzte. Auch mit seinem Rath, der zuweilen von Berlin aus erbeten wurde, hielt er nicht zurück. Ebenso ergingen an ihn,

*) Vortrag gehalten in der Versammlung des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geschichtsvereins am 15. April 1899 auf dem Sternhause.

dessen Einfluß und diplomatisches Geschick hoch geschätzt waren, Ersuchen von fremden Regierungen, auf die Entschließungen der preußischen Regierung einzuwirken.

So interessant einerseits der Einblick in den schriftlichen Nachlaß des verewigten Fürsten ist, so ruft es andererseits unser lebhaftes Bedauern wach, daß er so geringfügig und lückenhaft ist. Zusammenhängende, über längere Zeiträume sich erstreckende Korrespondenzen fehlen so gut wie ganz; nur über kürzere Zeitabschnitte wird zuweilen einiges Licht verbreitet, so besonders über die politische Stellungnahme und Thätigkeit des Herzogs in dem Jahre 1799.

Es ist dasjenige Jahr, in welchem die zweite große Koalition in den Krieg gegen das revolutionäre, auf der Bahn der Eroberung fortschreitende Frankreich eintrat, während der gewaltige Korse, erfüllt von dem phantastischen Gedanken der Vernichtung der englischen Kolonialmacht und der Begründung einer Weltherrschaft, fern in Aegypten weilte. Preußen hat sich bekanntlich dieser Koalition nicht angeschlossen trotz aller Versuche Rußlands und Englands, diesen Staat als Bundesgenossen zu gewinnen. Bei ihren Bemühungen fanden sie in dem preußischen Ministerpräsidenten von Haugwitz einen eifrigen Bundesgenossen. Auf der Seite dieses Mannes stand auch der Herzog. Die in dem Wolfenbütteler Archiv befindlichen Stücke der Korrespondenz des Herzogs mit dem Grafen von Haugwitz, sowie mit dem Generaladjutanten von Zastrow verbreiten einiges Licht über die politische Haltung und Thätigkeit des Herzogs in jenem für Preußen und Europa entscheidenden Zeitpunkte. Die folgende Darstellung stützt sich auf diese und einige andere ebendaselbst befindliche bisher noch nicht veröffentlichte Briefe, außerdem auf die erwähnten von P. Bailleu herausgegebenen diplomatischen Korrespondenzen und die diesen vorangeschickte Einleitung. (I. Teil 1795—1800.)

Zum Verständnis der Vorgänge des Jahres 1799 wird es nothwendig sein, zunächst den Gang der preußischen Politik während der unmittelbar vorausgegangenen Jahre in großen Zügen darzulegen. Am 5. April 1795 schloß Preußen den Frieden zu Basel und schied damit aus der Koalition aus. Der Staat Friedrichs des Großen leistete zunächst Verzicht darauf, das Deutsche Reich in seinen bisherigen Grenzen zu vertheidigen, und gab das linke Rheinufer preis, indem er Frankreich die militärische Besetzung desselben und damit auch die eines kleinen preußischen Gebiets bis zum Abschluß des Reichsfriedens gestattete. Die definitive Entscheidung über diese Gebiete sollte bis dahin aufgeschoben werden. Diese Annäherung an Frankreich, die sich besonders aus dem Gegensatz zu Oesterreich erklärt, stand keineswegs in Widerspruch zu der Politik, die einst in den Tagen Friedrichs des Großen die Großmachtstellung Preußens begründet hatte. Andererseits lag der Frieden auch durchaus im Interesse Frankreichs, dessen im Gegensatz zu den Großmächten sich bewegende Politik auf die Unterstützung Preußens angewiesen war. Die Herbeiführung eines Reichsfriedens auf der Grundlage der Integrität des Reiches war nicht völlig unmöglich. Voraussetzungen aber waren einmal ein Maßhalten der französischen, zum andern eine sichere Festigkeit der preußischen Politik. Diese Voraussetzungen waren aber nicht vorhanden: in Frankreich gewann die Kriegspartei Oberwasser, der leitende preußische Staatsmann aber zeigte gegenüber der französischen Anmaßung eine unverzeihliche Schwäche. Die Hoffnung der preußischen Regierung, einen Reichsfrieden herbeizuführen, erfüllte sich nicht, und ihr Versuch, eine deutsche Reichspolitik unter Zurückdrängung Oesterreichs durchzuführen, mißlang, die Vertheidigung der deutschen Interessen im Bunde mit dem Reich war für Preußen zunächst eine Unmöglichkeit. Der Krieg wurde unter Theilnahme des Reiches weiter geführt. Die Verfolgung lediglich der preußischen Interessen wurde zunächst Aufgabe der preußischen Politik. So kam es am 5. October 1796 zum Abschluß des Berliner Vertrages zwischen Preußen und Frankreich, in welchem dieses die Neutralität Norddeutschlands anerkannte, jenes den Standpunkt der Integrität des Reiches verließ, seinen Widerstand gegen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich aufgab und das Versprechen erhielt, eventuell Entschädigungen in Münster und Recklinghausen zu empfangen. Die gewissenhafte Durchführung dieser Abmachung war die unabweisbare Bedingung eines friedlichen Verhältnisses der beiden Staaten.

Preußen wollte unbedingt seine und Norddeutschlands Neutralität wahren. Frankreich aber, wo mit der Revolution die erobernden Tendenzen emporgekommen waren, wollte den preußischen Staat seinen Interessen dienstbar machen. Nur von diesem Gesichtspunkte aus suchte es die Stellung des Staates in Norddeutschland zu stärken. Preußen jedoch verhielt sich den Anträgen Frankreichs gegenüber, ein Bündnis gegen Oesterreich einzugehen, überhaupt allen Versuchen, es aus seiner neutralen Stellung herauszudrängen, durchaus ablehnend. Allen französischen Lockungen widerstand es. Die rücksichtslose Politik, die Frankreich gegen andere Verbündete beobachtete, ihre erprobte Unzuverlässigkeit ließen den Gedanken eines Bündnisses bei dem preußischen Staate nicht aufkommen.

Ebenso erfolglos waren die im Jahre 1798 erneuten Bemühungen des französischen Geschäftsträgers Caillard. Einen entschiedenen Widerstand setzte jetzt der Graf Haugwitz den französischen, bald in schmeichelndem, bald in drohendem Tone vorgebrachten Anträgen entgegen. Die immer weiter fluthende revolutionäre Bewegung, die Errichtung der helvetischen und italischen Republik hatten diesem Staatsmann die Augen geöffnet: ein wahrhaftes, dauerndes Einvernehmen mit der französischen Republik erschien ihm ausgeschlossen, und er wies seinen König darauf hin, daß Preußen ein deutscher Staat sei. In seinen Bemühungen, Friedrich Wilhelm III. zu bestimmen, fand er in dem Herzoge von Braunschweig einen eifrigen und einflußreichen Bundesgenossen. In den politischen Anschauungen dieses Fürsten hatte sich eine ähnliche Wandlung vollzogen wie in Haugwitz. So kam es zur Abweisung der französischen Anträge durch König Friedrich Wilhelm III.

Noch geringeren Erfolg hatten die Bemühungen des an Caillards Stelle berufenen Abbé Sieyès, dessen starre und harte Natur sich wenig zur Lösung diplomatischer Aufgaben eignete. Ja es bildete sich im Verlaufe der von französischer Seite ungeschickt geleiteten Unterhandlungen eine Spannung und gereizte Stimmung gegen Frankreich aus. Die Folge davon war, daß die französische Politik von Preußen Abstand nahm und ihre Aufgabe in der Gewinnung der deutschen Mittelstaaten als Bundesgenossen erkannte. Die alte Politik des Rheinbundes tauchte wieder in Frankreich auf. Sie hatte die Zurückdrängung Preußens und Oesterreichs nach dem Osten zur Voraussetzung. Andererseits wurde Preußen, das von diesen weitgehenden Plänen Frankreichs noch nichts ahnte, durch die obigen Verhandlungen mit Frankreich in eine Richtung gedrängt, daß der Anschluß dieses Staates an die große europäische Koalition vom Jahre 1798 möglich erschien.

Die fortgesetzten Gewaltthaten der französischen Staatskunst, besonders die schon erwähnten Umwälzungen in der Schweiz und im Kirchenstaate, die brutale und rücksichtslose Herrschsucht Frankreichs, die sich auf dem Rastatter Kongresse offenbarte, stellten die Selbständigkeit und das Gleichgewicht der europäischen Staatenwelt immer mehr in Frage. Die schon im Sommer aufgenommenen Verhandlungen Oesterreichs, Englands und des Czaren Paul von Rußland führten zum Abschluß eines gewaltigen Kriegsbundes, dem auch Neapel beitrat. Auf der weiten Linie von Helder bis zur sizilischen Meerenge unter Aufbietung bedeutender Streitkräfte sollte der Kampf gegen den Staat der Revolution geführt werden. Der Augenblick schien günstig. Bonaparte weilte im fernen Aegypten, der Sieg von Abukir hatte England zum Herrn des Mittelmeeres gemacht. Der überfluthenden revolutionären Gewalt sollte, so schien es, Einhalt geboten werden. Unter allen Kämpfen von 1792–1805, die die alten Monarchien gegen das revolutionäre Frankreich unternommen haben, ist keiner mit derselben Energie und Schwungkraft geführt wie dieser denkwürdige Krieg.

Von der größten Bedeutung war die Haltung Preußens sowohl für den Verlauf des Kampfes im allgemeinen, wie für das Schicksal Preußens im besondern. Griff Preußen rechtzeitig in den Kampf mit seinen gesammten Streitkräften ein, so war der Sieg der Koalition gewiß. Die Behauptung der Rheinlande war zweifellos. Ebenso festigte Preußen durch sein Eintreten für deutsche Interessen seine Stellung in Norddeutschland und erwarb sich als Großmacht wieder eine moralische Autorität, die es bei weiterer Durchführung der Neutralität inmitten eines europäischen Krieges gänzlich verscherzen mußte. Die Erkenntnis, daß das europäische Ansehen des Staates schon erhebliche Einbuße erlitten, hätte der preußischen Regierung die hartnäckige Behauptung der Neutralität längst verleiden müssen.

Welche Stellung nahm nun Preußen ein, als der gewaltige Kampf sich vorbereitete und entbrannte? Wir begegnen zwei Strömungen am preußischen Hofe. Die eine Partei vertrat den Grundsatz strengster Neutralität. Sie gruppierte sich um Friedrich Wilhelm III. Dieser Fürst war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Friede für seinen Staat das höchste Gut wäre und daß er die Verantwortung eines thätigen Eingreifens in den Krieg nur in dem Falle übernehmen könnte, daß Frankreich mit den Waffen gegen seinen Staat vorginge. Stark beeinflußt war diese Gruppe preußischer Staatsmänner von dem gegen die übrigen Großmächte herrschenden Mißtrauen, von denen jede einzelne in diesem Kriege Sonderinteressen verfolgte; besonders schwer wog das Mißtrauen gegen Oesterreich, in dem man den Erbfeind der neu erstandenen preußischen Großmacht erblickte, dessen Sieg über Frankreich man mehr fürchtete, als den der französischen Waffen. Neben dem König standen Männer wie der Oberst von Köckritz und der Geheime Kabinetssecretair Lombard; von denselben Anschauungen wurden auch weitere Kreise beherrscht. Man hielt es für klug, die eigenen Kräfte zu schonen und für die Entscheidung aufzusparen, während die übrigen Mächte sich erschöpften, in völliger Verkennung der Thatsache, daß Preußen bei solcher Politik allgemeiner Nichtachtung verfallen mußte und daß von dem revolutionären Frankreich allen alten Monarchien, auch Preußen, die schwersten Gefahren drohten.

Einen entgegengesetzten Standpunkt nahm, wie schon erwähnt, der Graf von Haugwitz ein. Die Politik der Sonderinteressen Rußlands und Englands, die Unzuverlässigkeit und feindselige Gesinnung der Wiener Hofburg lagen klar vor seinen Augen; aber schwerer wog für ihn die auf die Thatsachen der letzten Jahre begründete Ueberzeugung, daß das Anwachsen der revolutionären Macht auch für Preußen gefahrdrohend wäre, daß es daher seine Kräfte mit denen Europas vereinigen müßte, um der welterobernden Tendenz der französischen Republik Einhalt zu gebieten, ehe die revolutionären Fluthen auch über Norddeutschland sich ergössen. Die Minister Finkenstein und Alvensleben vertraten im ganzen dieselben Anschauungen, besonders aber theilte sie der Herzog von Braunschweig, wie sein Briefwechsel mit Haugwitz aus dem Anfang des Jahres 1799 beweist. Erfüllt von Mißtrauen gegen Oesterreich, tritt er warm für eine Verständigung mit Rußland und England und für eine Bethätigung der Macht des preußischen Staates in dem ausbrechenden Kriege ein.

Schon längst vor dem Ausbruch des Krieges hatten die Großmächte mit Preußen Unterhandlungen angeknüpft. Jedoch verliefen die Versuche des österreichischen Ministers Kobenzl im August 1798, Preußen zur Aufgabe seines Neutralitätssystems zu bewegen, erfolglos. Immerhin war damit eine neue Annäherung Preußens an Rußland und Oesterreich angebahnt. Als der Krieg näher rückte, unternahmen es im Januar 1799 England und Rußland, die thätige Theilnahme Preußens für die Befreiung Hollands und Brabants zu gewinnen. Neben Haugwitz tritt besonders der Herzog für ein Eingreifen Preußens lebhaft ein, und er entwickelte dem Könige dahingehende militärische Dispositionen. Aber dieser vermochte es nicht, den Standpunkt der Neutralität Norddeutschlands aufzugeben, und verstand sich nur dazu,

für den Fall der Verletzung dieser durch Frankreich, den Kriegsfall für Preußen anzuerkennen. Die Verhandlungen, die von dem russischen Gesandten Graf Panin und dem englischen Botschafter Grenville geführt waren, wurden in Folge dessen im April 1799 abgebrochen. Ebenso erfolglos waren die in Mai wieder aufgenommenen Verhandlungen trotz aller entgegengesetzten Bemühungen des Grafen von Haugwitz; jedoch wurden damit die Fäden zwischen dem preußischen und den auswärtigen Kabinetten keineswegs durchschnitten. Zugleich blieben die preußischen Minister unablässig bemüht, den König in ihrem Sinne zu beeinflussen, besonders durch die Vorstellung, daß man nach Auflösung des Rastatter Friedenskongresses die Räumung der linksrheinischen preußischen Gebiete auf Grund der früheren Abmachungen von Frankreich zu fordern berechtigt und den preußischen Unterthanen gegenüber verpflichtet wäre. Trotz neuer Mißerfolge gab die preußische Kriegspartei ihre Hoffnungen und Bemühungen nicht auf. Gesteigert wurde ihre Zuversicht durch die Siegesnachrichten aus Italien und Oberdeutschland, die die sichere Erwartung auf die Bewältigung der Franzosen erweckten.

Jetzt tritt der Herzog wieder mehr in den Vordergrund. Gelegentlich einer Reise des Königs nach Westfalen, wo sich ein preußisches Uebungslager befand, kam es zu einer Besprechung, an der außer dem Könige Köckritz, Haugwitz und der Herzog theilnahmen. Der Einfluß der beiden letzteren überwog. Man wurde sich schlüssig, daß Preußen thätigen Antheil am Kampfe nehmen sollte, falls die Verbündeten die beim Abschluß des Friedens zu Kampo Formio (1797) eingenommenen Stellungen am Rhein und Main wieder gewonnen haben würden. Auf Befehl Friedrich Wilhelms wurden neue Verhandlungen von Haugwitz' zunächst mit dem Vertreter Englands begonnen. Diese rückten im Anfang Juli vorwärts und schienen schon dem Abschlusse nahe. Der russische Vertreter Panin, der damals in Karlsbad weilte, wurde nach Berlin berufen. Da um die Mitte des Monats Juli versagte die mühsam behauptete Entschlußkraft des Königs, und der Graf von Haugwitz erhielt den bestimmten Auftrag, keine zwingenden Verpflichtungen einzugehen.

Inzwischen hatte der Herzog mit Antheil und voll Hoffnung den Verlauf der Dinge verfolgt; er rechnete fest auf den Abschluß einer Allianz. Ein Brief des Obersten von Zastrow vom 19. Juli meldet ihm sodann den plötzlichen Abbruch der Verhandlungen. Zastrow schreibt: „Eurer Herzoglichen Durchlaucht ist bekannt, wie des Königs Majestät den festen Beschluß genommen, zur Befreiung von Holland und des Theils der Niederlande bis an die Maas mitzuwirken, und in Gemäßheit dessen den Grafen von Haugwitz autorisiert hatten, bereits von Wilhelmsbad aus den russischen und englischen Gesandten durch den Grafen von Finkenstein davon zu prävenieren, nochmals auch diesen Beschluß hier zu Charlottenburg gegen den Grafen von Haugwitz dergestalt erneuert haben, daß dieser darauf keinen Anstand genommen, mit Grenville in nähere Verhandlungen zu treten. Gegenwärtig aber haben Seine Majestät der König Ihre Meinung ganz unerwartet wieder völlig geändert und wollen durchaus an den obwaltenden Konjuncturen keinen activen Antheil nehmen. Der Graf von Haugwitz hat dagegen alle Vorstellungen gemacht, die seine Pflicht und seine Ueberzeugung ihm nur eingeben konnten; es sind solche aber fruchtlos gewesen, und es hat derselbe den bestimmten schriftlichen Befehl erhalten, nach den nunmehr angenommenen und unwiderruflichen Grundsätzen der strengsten Neutralität alle politischen Verhandlungen zu leiten."

„Was für inkalkulable Folgen aus diesem Beschlusse selbst und aus dem Schwankenden unseres Benehmens entstehen können, darf Eurer Herzoglichen Durchlaucht ich erst nicht schildern, und bleibt mir nur der innige Wunsch zu thun übrig, daß es Sr. Majestät dem Könige nie gereuen möge, diesen Schritt gethan zu haben."

„Alle militärischen Mensuren, von denen zeither die Rede gewesen, werden daher zu sistieren sein, indessen tritt meiner unvorgreiflichen Meinung nach die Frage ein, ob es unter diesen Umständen gerathen sei, die Demarkation im nördlichen Deutschland in der bisherigen Art zu belassen, indem, wenn die Russen ihr Project verfolgen, Truppen bei Lübeck zu debarkieren, wir leicht kompromittiert werden könnten . . . . ."

Durch diese unerwartete Nachricht wurde der Herzog in eine erklärliche Erregung versetzt. Er beantwortete[2]) den Brief umgehend unter dem 22. Juli 1799:

„Ew. Hochwohlgeboren werden leicht ermessen, wie unerwartet mir die unter dem 19. d. M. angezeigte Veränderung hat sein müssen; ich kann von den Beweggründen nicht urtheilen, die zu einem solchen Schritte geleitet haben; sie müssen ohnstreitig von äußerster Wichtigkeit sein, und bescheide ich mich billig aller Bemerkungen über Gegenstände, die gänzlich außer meinem Wirkungskreis liegen."

„Wahrscheinlich dürfte die Aufhebung der Demarkationslinie eine Folge davon werden, wodurch, wenn die Ankunft der Russen zu Lübeck und ihre vereinten Angriffe mit England auf Holland wirklich stattfinden sollten, allen Mißverständnissen vorgebaut würde."

„Daß der empörenden Regierung in Frankreich der größte Dienst durch die fortwährende Neutralität Preußens geleistet wird, daß der Krieg verlängert, das Schicksal Europas wiederum aufs Spiel gesetzt wird, die von Frankreich unterjochten Länder diesem Druck desto länger ausgesetzt bleiben, daß England, Rußland, Oesterreich dieses lebhaft fühlen werden, daß bei fortwährendem Glück der vereinigten Waffen das Schicksal von Europa ohne Preußens Beitritt bestimmt werden wird, sowie bei widrigen Ereignissen unsere Unthätigkeit als die Quelle davon wird angesehen werden, daß endlich das zu rettende linke Rheinufer nicht gerettet und Holland unter französischer Einwirkung verbleiben wird, daß endlich Oesterreich nicht ungern Preußen aus der thätigen Theilnahme an dem Gleichgewicht Europas wird herausgesetzt sehen, dieses sind, wie ich voraussetzen darf, Betrachtungen, die durch weit

---

2) Die Briefe des Herzogs finden sich in Konzept, vom Herzog eigenhändig geschrieben, im Archive zu Wolfenbüttel vor.

wichtigere überwogen werden und daher überflüssig sind weiter zu erörtern“.

Die angeführten Zeilen spiegeln die innere Erregung des Fürsten wieder. Wohl vertraut mit den Strömungen und Stimmungen in der Umgebung des Königs mußte er ahnen, welche Faktoren die auf den Anschluß an die Koalition gerichteten Bestrebungen durchkreuzt und über den unentschlossenen König wieder die Herrschaft gewonnen hatten. Wahrscheinlich ist es Lombard gewesen, der diese Sinnesänderung herbeigeführt hat, unter dem Einflusse Ottos, des französischen Gesandten in Berlin, der in völliger Kenntnis der Verhältnisse und Personen die Schwäche des Königs in kluger Weise ausnutzte. So vermuthete der Herzog selbst bei einer späteren Gelegenheit. Jedoch der Herzog hütete sich, seine Vermuthungen deutlich auszusprechen; die letzten Worte seines Schreibens klingen immerhin wie Ironie.

Aber der Herzog läßt es bei diesem Briefe an von Zastrow nicht bewenden; er schreibt an den König selbst, ein Schritt, der erst dann in die richtige Beleuchtung tritt, wenn wir die außerordentliche Zurückhaltung und Vorsicht, die dieser Fürst stets beobachtete, in Berücksichtigung ziehen. Er legt diesen Brief dem an von Zastrow gerichteten bei mit einer Nachschrift, in der es heißt:

„Ich habe geglaubt, meinen eigenen Wünschen für das Wohl des Königs und der Monarchie freien Lauf lassen zu müssen; irre ich, so hoffe ich und schmeichle ich mich der Nachsicht des Königs. Sollten Sie oder der Herr Graf von Haugwitz es rathsamer erachten, den Brief nicht an Seine Majestät gelangen zu lassen, so ersuche ich inständigst, ihn wieder an mich zurückzusenden; ich überlasse alles Euer Hochwohlgeboren Freundschaft und Vorsicht“.

In dem Briefe an Friedrich Wilhelm geht der Herzog zunächst von militärischen Angelegenheiten aus. Sie betreffen die Möglichkeit der Landung eines russischen Truppenkorps in Lübeck und die dagegen preußischerseits zu treffenden Maßregeln.

In diesem Zusammenhange heißt es in dem Briefe:

„Würden wider Erwarten die russischen Truppen ihren Marsch durch die kurhannoverischen Lande gegen die Ems nehmen, so dürfte, um nicht kompromittiert zu sein, die Einziehung und Verlegung der Posten oder Quartierstände, die besagte Truppen berühren würden, auf den Fall wohl erforderlich werden, wenn Eure Königliche Majestät nicht geneigt sein sollten, an den Maßregeln zur Befreiung des linken Rheinufers und der vereinigten Niederlande von dem Joche der französischen Regierung thätigen Antheil zu nehmen.“

„Es liegt außerhalb meiner Befugnis, Eurer Königlichen Majestät die mancherlei Bedenklichkeiten der Fortsetzung der Neutralität unter den jetzigen äußerst veränderten Verhältnissen darzulegen. Eurer Majestät weise Entschließungen beruhen auf der unparteiischen Erwägung aller Umstände, die ich zu übersehen keineswegs vermag; es ist daher bloß Ausdruck der reinsten und treuesten Anhänglichkeit an der Wohlfahrt Höchstdero glücklichen Staaten, wenn ich mich auf die ganz einfache Bemerkung beschränke, daß die Einwirkung Rußlands, vereint mit Oesterreich und unterstützt durch England, in allen europäischen Angelegenheiten bei einem einseitig bewirkten glücklichen Ausgang des jetzigen Krieges der preußischen Monarchie vielleicht ungern den Antheil in Bestimmung des Gleichgewichts von Europa wird zugestehen wollen, dessen sie durch ihre Macht fähig ist, und den ihre ausgedehnte geographische Lage erfordert und wünschen läßt, und daß hingegen bei einem für die vereinigten Mächte unglücklichen Ausfall des Krieges die widrigen Ereignisse in den Augen der Welt vornehmlich als Folgen der Nichtwirkung Preußens erscheinen werden.“

„Dabei ist die Meinung, soweit sie mir hat bekannt werden können, allgemein, daß die möglichst baldige Beendigung eines verheerenden Krieges, die Wiederherstellung zerstörter rechtmäßiger Regierungen und die vor allem für Deutschland so wichtige Einschränkung der französischen Macht in ihre vormaligen Grenzen ohne Eurer Königlichen Majestät thätige Mitwirkung entweder garnicht oder mit weit mehr Blutvergießen und in ungleich längerer Zeit nur mit Ungewißheit zu erreichen stehe, und daß ohne Gefahr für Ew. Majestät beglückte Staaten das Schicksal Europas unter den jetzigen Umständen größtentheils auf dem Antheil beruhe, den Eure Majestät an der gemeinsamen Wohlfahrt der Staaten zu nehmen geneigt seien.“

„Tröstlich ist es für die Menschheit, daß dieses allgemeine Wohl nie wohlthätigeren und menschenliebenderen Gesinnungen, als die Welt in Eurer Majestät verehrt, von der Vorsehung anvertraut werden konnten.“

„Welche Entschließung Eure Königliche Majestät auch zu fassen sich bewogen finden, so hoffe ich, daß Höchstdieselben meine gewagten Aeußerungen lediglich als Wirkungen einer treuen, ehrerbietigen Anhänglichkeit huldreichst aufzunehmen geruhen werden . . .“

Dieser Brief wurde dem Könige übergeben, wie von Zastrow durch ein Schreiben vom 27. Juli dem Herzog anzeigt. Zastrow stellt sich darin auf den Standpunkt des Fürsten. Er schließt seinen Brief mit den Worten:

„Eure Herzogliche Durchlaucht haben das Verhältnis, worin sich der preußische Staat gegenwärtig in politischer Rücksicht befindet, und die Folgen, welche für denselben unter den eintretenden verschiedenen Umständen entstehen dürften, Seiner Majestät mit so vieler Weisheit und Wahrheit vor Augen gelegt, daß Allerhöchstdieselben sich davon durchdrungen gefühlt und dahero nicht wenig Mühe gehabt haben, zur Rechtfertigung Ihres angenommenen Systems anschauliche Gründe herbeizuleiten. Gott gebe, daß der nunmehr unwiderruflich genommene Beschluß des Königs seiner dabei zu Grunde habenden guten Absicht gänzlich entsprechen möge; es ist und bleibt indessen immer nicht zu leugnen, daß, wenn unser guter Genius uns nicht besonders behütet und nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, die Aussicht hierzu sehr zweifelhaft ist“.

„Eure Herzogliche Durchlaucht genießen nunmehro das innere Bewußtsein, Ihrerseits das Mögliche gethan zu

haben, und will ich wünschen, daß Diejenigen, deren Urtheil sich mehr nach der Neigung des Königs als nach dem Wohle des Staates gerichtet hat, dereinst die nämliche Beruhigung empfinden mögen".

Die letzten Zeilen enthalten wohl einen Hinweis namentlich auf Lombard. Jedenfalls schließen die Briefe Zastrows und die sonstigen Nachrichten über seinen Charakter die Möglichkeit aus, daß er, wie der französische Geschäftsträger in Berlin Otto meinte, derjenige gewesen ist, der den schwankenden König von dem Gedanken des Anschlusses an die Koalition abgebracht hat.

Uebrigens erhielt der Herzog auf seinen an den König gerichteten Brief eine sofortige Antwort. Sie datiert vom 26. Juli und lautet folgendermaßen:

„Durchlauchtigster Herzog!

Euer Durchlaucht letzte Zuschrift zähle ich mit innigem Dank unter die schätzbarsten Beweise Ihrer Ferundschaft. Wie wichtig bei der politischen Krisis meiner Monarchie Ihre Ueberzeugung mir gewesen, werden Sie gewiß nicht bezweifeln. Mein System hat mit allen seinen Bedenklichkeiten, mit allen seinen Vortheilen und Gefahren vor Ihren Augen gelegen. Ich bin Ihnen aber noch die Mittheilung dessen schuldig, was seit unserer letzten Zusammenkunft sich ferner zugetragen."

„Leicht war bei den großen Fragen, die uns in Petershagen beschäftigten, die Sprache beider Höfe, die sie veranlaßt haben. Der eine hatte Alles zu gewinnen, der andere hatte Nichts zu verlieren. Nur meiner Monarchie drohte bei ihrer geographischen Lage eine größere Gefahr, wenn der Plan nicht gelang; nur ihr konnte selbst der glücklichste Erfolg in mancher Rücksicht noch eine sorgenvolle Zukunft eröffnen."

„Auf jeden Fall waren Eure Durchlaucht über die wichtigsten Punkte mit mir vollkommen einverstanden, daß nämlich die preußische Monarchie von der Seite, wo es ihr an einem Defensionssystem ganz gebricht, bei verändertem Kriegsglück ganz allein die Last der gemeinschaftlichen Fehde tragen, ganz allein den unmittelbaren Folgen derselben ausgesetzt bleiben würde, mithin unter keinen anderen Umständen einen thätigen Antheil daran beschließen durfte, als nach wirklich erfolgter Wiedereinnahme der verlorenen Rheinfestungen. Ihre Ueberzeugung kam der meinigen hierin entgegen, und von dem Augenblicke an ward die Herstellung jener Lage, worin die Alliierten vor dem Frieden von Campo Formio sich noch behaupteten, die unwiderrufliche Bedingung, worunter ich einen thätigen Anteil an dem Kriege zu nehmen gegen beide Höfe mich erbot."

„Die offene Sprache hat die Wirkung nicht gehabt, die ich von derselben gehofft. Jene so billigen Rücksichten auf ein näheres und dringenderes Interesse haben sich mit dem System der verbündeten Mächte vorläufig nicht vereinbaren lassen. Vielmehr erklärten beide Gesandten, daß die diesseits vorangeschickte Bedingung nicht zur Grundlage einer ferneren Verhandlung dienen könne. Die Negociation hat mit einem Worte sich zerschlagen und nur die tröstliche Zuversicht mir übrig gelassen, daß das glückliche Vernehmen zwischen den drei Höfen keineswegs darunter gelitten; daß vielmehr die Versicherung meiner aufrichtigsten Wünsche, meiner Bereitwilligkeit in allem, was die Sicherheit meines Staates nur immer zuläßt, in dem vollkommensten Einverständnisse mit ihnen zu Werke zu gehen, die Bande unserer Freundschaft, das Zutrauen, das sie begründet, ungeschwächt erhalten haben wird."

„Ich bin indessen weit entfernt, zu einer glücklichen Mitwirkung alle Hoffnung aufzugeben. Noch ein Mittel bietet sich dar, wodurch ich den Hauptzweck der britischen Wünsche, das eigentliche Ziel, wo sie mit den meinigen zusammentreffen, die Befreiung Hollands nämlich, ohne neue Anstrengungen, ohne der gemeinsamen Sache Mittel zu entziehen, die auch auf einem anderen Fleck wirksam angewendet werden können, zu erreichen mich schmeichle. In jeder Verhandlung habe ich meine Theilnahme an dem Schicksale Hollands zu erkennen gegeben, in jeder Verhandlung das Recht hierzu mitzuwirken mir vorbehalten. Jetzt will ich dasselbe auf dem Wege der Negociation geltend zu machen suchen. Vielleicht ist der Augenblick gekommen, wo die Republikaner durch ihre Unfälle im Kriege, durch die Stimme der empörten Meinung aus ihren Träumen geschreckt, gemäßigteren Grundsätzen Gehör geben, wo sie die Ruhe eines mächtigeren Nachbars mit der Räumung des holländischen Gebiets, mit der Zurückgabe meiner jenseitigen Provinzen bereitwillig erkaufen möchten. Die ersten Eröffnungen sind dahin eingeleitet, die Höfe zu Petersburg und London davon benachrichtigt und die Resultate dieses Versuchs vor jeder anderen Maßregel abzuwarten."

„Ihnen aber, durchlauchtigster Herzog, mehr aber noch mir selbst, bin ich diese Details schuldig gewesen, weil ich mich glücklich schätzen würde, wenn Ihre Ueberzeugung der meinigen das Siegel aufdrückte, weil ich den Werth sowohl Ihrer Bemerkungen an sich als der Offenheit, der ich sie verdanke, in seinem ganzen Umfange erkenne. Ich werde nicht ermangeln, Eure Durchlaucht mit der ferneren Lage der Dinge, sowie sie künftige Ereignisse entwickeln mögen, auch in der Folge bekannt zu machen. Mein herzlicher Wunsch ist, daß mir mein Zutrauen zu Ihnen auch auf das Ihrige Anspruch geben möge und daß Sie, bei jeder Gelegenheit, wo das Wohl meines Staates Ihnen zu wichtigen Bemerkungen Anlaß geben wird, ebenso freimüthig als freundschaftlich mir dieselben mittheilen wollen."

„Was die Landung der Russen in Lübeck betrifft, so kann ich den Gerüchten keinen Glauben beimessen, da der Kaiser feierlich erklärt hat, die Neutralitätslinie respectieren zu wollen. Eine Besorgniß dieserhalb zu verrathen, ist wohl nicht rathsam, und müßten nach meinem Dafürhalten alle Maßregeln, die sich darauf beziehen, vorläufig vermieden werden. Sollte wider Erwarten der Fall wirklich eintreten, so behalte ich mir vor, das Nöthige mit Eurer Durchlaucht zu koncertieren, indem ich mit unbegrenztem Zutrauen und inniger Freundschaft verbleibe

Eurer Durchlaucht
stets williger Vetter
Friedrich Wilhelm".

(Schluß folgt.)

Umsingelieder.

Gesammelt von Otto Schütte.

Wie die Kinder der alten Griechen freudig ihr Lied sangen, wenn die Schwalbe im Frühlinge wiederkehrte, wie sie dabei umherzogen und eine kleine Gabe heischten, so ziehen in unserem Herzogthume noch heute die Kinder zu Martini oder Sylvester von Haus zu Haus und bitten, ein Liedlein singend, um eine Kleinigkeit. Das Martinisingen kenne ich nur aus der Stadt Braunschweig und aus den Ortschaften des Kreises Gandersheim und Holzminden. In Delligsen pflegen die Kinder zu singen:

Marten, Marten, jint Mann
Wer wol wat vergeben kann,
Appel oder Bêren,
Nötte gât wol mêe,
Et Himmelreik is opedân,
Da söllt we alle rindergân
Mit usen leiwen Gästen.
Wer üsch wat gift, is de beste.
Lât üsch nich tau lange stân,
Wei möt noch hen na Polen,
Polen is ne graute Stadt,
Da krieget alle Kinder wat.
Marten, Marten, Marten, hier.
Wir stehn vor einer reichen, reichen Thür.

Und wie die Kinder der Griechen eine Drohung hinzufügten für den Fall, daß Jemand nichts geben wollte, so verhöhnen sie hier den Unfreigebigen mit den Worten:

Witten Tweren, swarten Tweren,
De ole Hexe gift nich geren.

In Schöningen wird nur Sylvester umgesungen. Schon beim Tagesgrauen kommen die Kinder, um ihre Lieder zu singen und kleine Gaben dafür in Empfang zu nehmen. Von den Kirchenliedern werden nur zwei öfter gesungen, nämlich „Hilf, Herr Jesu“ und „Wiederum ein Jahr verschwunden“, und zwar meist nur der erste Vers. Als Seltenheit erscheint das Lied von den drei Königen aus dem Mohrenlande, die die Sonne schwarz gebrannt hat. Ich habe es stets nur von den Kindern einer einzigen Familie singen hören, die längst aus der Stadt gezogen ist. Alle übrigen Lieder sind weltlicher Art und enthalten Wünsche für die Angesungenen oder Bitten der Sänger. Neben dem bekannten „Ik bin en lütjen König“ bekommt man folgende zu hören:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf jeder Eck' en gebratenen Fisch,
Dazu eine blanke Kanne mit Wein,
Da kann er recht lustig und fröhlich bei sein.

In Herrn Müllern sine Stuwe,
Da sitt en paar junke Duwen,
De eine is kolt, de andre is warm,
Herr Müller nimmt sine Frû in 'n Arm,

Herr Walther is en brawen Mann,
Dä mik wol wat gewen kann,
Aeppel oder Bêren,
Geld nêm' ik gêren,
Oder ne Strîpe Kanken,
Da kann ik gut na ranken,
Oder en Glas Wîn,
Da kann ik gut na schrîn.
Aeppel op en Bömeken,
Ober 't Jahr en Söhneken
Oeber 't Jahr noch en paar,
Könnt se tausammen spazieren gân

Wer nichts geben will, giebt wenigstens einen „Kloppfisch“, d. h. er klopft mit der geballten Hand an die Stubenthür, ein Zeichen für die Kinder, daß sie keine Gabe erhalten sollen. Sind diese grob, so gehen sie schimpfend mit häßlichen Drohungen von dannen.

Daß es besonders die Kinder ärmerer Leute sind, die umsingen, versteht sich von selbst. Ich durfte seiner Zeit nur bei Verwandten umsingen, aber singen mußte ich auch, wenn ich ein Geschenk haben wollte.

In Bansleben bei Schöppenstedt kamen vor 30 Jahren noch am Sylvestertage die ganzen Enken aus dem Dorfe zusammen und sangen zunächst vor der Kirche den Gesang „Hilf, Herr Jesu“. Dann gingen sie zum Vorsteher und von da nach den größeren Hofbesitzern, auf deren Hausdäle sie folgendes Lied anstimmten:

Grün ist die Wintersaat
Zu diesem neuen Jahre,
Die der Herr zu Felde hat.
Auf daß ihn Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Darinnen er soll zum Himmel einfahren.

Den Herrn, den woll'n wir lassen stehn,
Die Frau die woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen der Frau einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch.

Die Frau die woll'n wir lassen stehn,
Den Sohn, den woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß ihn Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen dem Sohn eine reiche junge Braut
Und über's Jahr eine hübsche junge Frau.

Den Sohn den woll'n wir lassen stehn,
Die Tochter woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Wir wünschen der Tochter einen goldenen Ring
Und über's Jahr einen kleinen jungen Prinz.

Die Tochter woll'n wir lassen stehn,
Die Kinder woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
Melk un Wittbrot,
Dat maket de lütjen Kinder grot.

Die Kinder woll'n wir lassen stehn,
Den Großspänner woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß ihn Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre,
Viel Glück zum neuen Jahre!
De Schellen un de Ringe,
Hei lett de Rösse springen.
Den Großspänner woll'n wir lassen stehn,
Die Mädchen woll'n wir heben
Zu diesem neuen Jahre,
Auf daß sie Gott bewahre
Von Tage bis zum Jahre
Viel Glück zum neuen Jahre!
Schötteldauk un Schüerwisch,
Dat maket de Mäkens de Hänne sau frisch.

Nachdem dies Lied von Allen gesungen war, ging einer der Enken mit einer Gabel (Geffele) und ein anderer mit einer Kiepe in die Stube. Der erste sagte: „Ik wünsche jüch en fröhlich Niejahr, Friede un Einigkeit, Gesundheit un de ewige Seligkeit.“ Der zweite trat offener mit seiner Bitte um eine Gabe hervor:

„Ik hebbe mine Frû vor en Dörpe ligen,
Ik sall se Wost un Kauken bringen,
Wost un Kauken is miner Frûen öre beste Kost“.

Wenn dann Wurst auf die Geffel gehängt und Kuchen in die Kiepe gethan war, sangen Beide:

„Wir sagen Dank,
Wir sagen Dank
Für eure gute Gabe,
Gott erhalt' euch lange,
Gott erhalt' euch lange,
Gott schenk' euch frohe Tage!“

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Kayser. 3. Jahrg. Braunschweig, A. Limbach 1898. 327 S. 8⁰. 4 M.

Das Hauptinteresse des vorliegenden Heftes nimmt der von Kayser gebotene Abriß der hannover-braunschweigischen Kirchengeschichte in Anspruch, der außer der Einleitung über Aufgabe, Quellen und Eintheilung derselben die Zeit der Begründung der christlichen Kirche in Niedersachsen bis zur Errichtung des Erzbisthums Hamburg-Bremen 864 umfaßt. Ueber die Nothwendigkeit einer hannover-braunschweigischen Kirchengeschichte besteht unter denen kein Zweifel, die die Unkenntniß und daher auch Verständnißlosigkeit unserer Geistlichen und kirchlich interessirten Laien auf dem Gebiete unserer heimischen Geschichte kennen; an mancher betrübenden Erscheinung des jetzigen kirchlichen und auch politischen Lebens trägt dieser Mangel an historischem Sinne die Schuld. Zum Theil rührt das her von dem Fehlen umfassenderer Darstellungen; doch werden auch die vorhandenen, wie z. B. die Beste's, zu wenig gekauft und noch weniger studirt. Um so freudiger ist der vorliegende Versuch von Kayser zu begrüßen, der z. Th. zu Gunsten der Anschaulichkeit über den Rahmen eines „Abrisses“ hinausgeht. Vermögen auch einzelne Abschnitte, vor Allem der über die Vorgeschichte des Sachsenvolkes, wohl nicht auf unbedingte Zustimmung zu rechnen, so ist doch hier nicht der Platz, auf Einzelheiten einzugehen, auch giebt der Verf. fast überall durch reichliche, wenn nicht erschöpfende Quellenangabe Gelegenheit zur Nachprüfung und zu eindringendem weiteren Studium.

K. behandelt nach einander die Christianisirung Niedersachsens (§. 2—7), die Organisation der niedersächsischen Kirche (§. 8—12) und die religiös-sittlichen Zustände in derselben. Auf die liebevolle Behandlung gerade dieses letzten Theiles möchten wir besonders hinweisen, er giebt uns ein anschaulicheres Bild von dieser ersten Periode als die bisherigen Behandlungen, die dieser Abschnitt in kirchengeschichtlichen Lehrbüchern findet. Man sieht, daß die mustergiltige Darstellung der deutschen Kirchengeschichte bei Hauck, ohne die die vorliegende Arbeit unmöglich wäre, gerade nach dieser Seite hin erfreuliche Früchte zeitigt. Hoffentlich erfreut uns Verf. bald mit der Fortsetzung dieses „Abrisses“ und erweitert denselben zu einer Geschichte der hannover-braunschweigischen Kirchengeschichte überhaupt.

Auch die folgenden Aufsätze des Heftes verdienen Beachtung. Iken giebt einige lokalgeschichtlich nicht uninteressante Züge zum Leben des bekannten Vaters der „Föderaltheologie“ Joh. Coccejus aus Bremen, dem er das Leben seines Bruders Gerhard C. voranschickt, eines nicht unbedeutenden Juristen, der als Vertreter Bremens, freilich ohne große Erfolge, an den westfälischen Friedensverhandlungen theilnahm.

Die Bedeutung der dann folgenden Katechismuserklärung von Georg Stenneberg, Pastors in Hardegsen, aus dem Jahre 1545 in niedersächsischer Sprache, auf die bereits Hoffmann v. Fallersleben hingewiesen und die Cohrs jetzt bringt, wird erst ersichtlich werden, wenn die angekündigte Katechismusgeschichte Niedersachsens von C. vorliegt. Der Stenneberg'sche Katechismus war durch die von Corvin zusammengestellte Kirchenordnung der Herzogin Elisabeth veranlaßt und sollte weniger befähigten Geistlichen Handreichung thun. Für die pädagogische Befähigung des Verf. sprechen die angehängten biblischen Beispiele, wenn auch, soviel wir sehen, die Erklärung für damalige Zeit neue Gedankengänge nicht bringt.

Ueber das schließlich von Kayser gebotene Verzeichniß der Abgaben aus den Propsteien Nörten und Einbeck vergl. die Besprechung des 2. Heftes der vorliegenden Zeitschrift in diesen Blättern, auch verweisen wir auf den bereits 1897 in der Ztschr. d. hist. Ver. für Niedersachsen gebrachten Aufsatz von Krusch. Die in den vorigen beiden Heften gebotenen Analecta und Miscellen scheinen erschöpft zu sein, jedenfalls fehlen sie diesmal. Doch schließt sich auch dieses Heft in jeder Beziehung den früheren würdig an. Bedauerlich darum, daß die Mitgliederzahl des Vereins noch immer in Anbetracht des großen Gebietes eine beschränkte ist, ebenso die Zahl der Mitarbeiter. Der Herausgeber hat neben Tschackert bisher das Meiste thun müssen. Ob seine Arbeitskraft wohl auch für die Folgezeit ausreichen wird? Wir wünschen es ihm von Herzen. K. S.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 8. October **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und die preußische Politik im Jahre 1799.

Von F. Beckurts.

(Schluß.)

Dieser Brief läßt uns klar erkennen, wodurch Friedrich Wilhelm bestimmt wurde, von einem activen Eingreifen Abstand zu nehmen: es war die Besorgniß vor den etwaigen Folgen eines Krieges für seinen Staat, die selbst im Falle des „glücklichsten Erfolges“ eintreten könnten. Das Mißtrauen gegen die übrigen Großmächte beherrschte ihn vollständig Auf die großen Gesichtspunkte, unter denen der Herzog die damalige Weltlage beurtheilt, geht er nicht weiter ein. Vor seinen Augen stehen lediglich die Gefahren, die aus einer Theilnahme an dem Kriege für seine Monarchie erwachsen könnten, und verschließen ihn gleichsam den Ausblick auf die verhängnißvollen Folgen, die zwar erst später, aber sicher sich einstellen müssen, falls nicht die preußische Politik sich zu einem großen, kraftvollen Entschluß aufzuraffen vermag. Wenn der König den Herzog darauf hinweist, daß dieser selbst in Petershagen mit ihm vollständig darin übereingestimmt habe, daß Preußen nur nach wirklich erfolgter Wiedereinnahme der verlorenen Rheinfestungen einen thätigen Antheil an dem Kriege nehmen könne, so berücksichtigt er nicht, daß seitdem die russischen und österreichischen Waffen auf der weiten Strecke von der Trebbia bis zum Oberrhein Sieg auf Sieg erfochten hatten, und daß somit die Gründe für ein schleuniges und thatkräftiges Eingreifen Preußens sich wesentlich verschärft hatten. Dieser Umstand ist auf die Entschließung des Königs ohne Einfluß geblieben. Im Uebrigen erscheint nach der Darstellung des Königs sein Verhalten klar und folgerichtig, wenn er behauptet, daß die mit Rußland und England wieder aufgenommenen Verhandlungen sich stets auf der Basis der Verabredungen zu Petershagen bewegt hätten, daß aber die preußischerseits vorangeschickte Bedingung von Seiten des englischen und russischen Geschäftsträgers für unannehmbar erklärt und dadurch der Abbruch der Verhandlungen herbeigeführt wäre. In Wirklichkeit aber entbehrte die Haltung des Königs jeder Klarheit und Festigkeit, wie die kurze actenmäßige Darstellung Baillens (a. a. O. I, p. L I f.) beweist.

Nach Abbruch der Verhandlungen mit England und Rußland versucht Preußen, wie der König in dem erwähnten Briefe dem Herzog mittheilt, auf diplomatischem Wege die französische Regierung zur Räumung Hollands und der linksrheinischen preußischen Gebiete zu veranlassen. Inzwischen verfolgt der Herzog aufmerksam die weitere politische und kriegerische Entwicklung der Dinge, besonders in Rücksicht auf Preußen. Das negative Ergebniß der Verhandlungen mit Rußland hatte bei der reizbaren Natur des Czaren Paul eine Verschlechterung des Verhältnisses Preußens zu diesem zur Folge. Das Mißtrauen gegen Rußland nimmt am Berliner Hofe zu. Darauf nimmt ein Brief des Herzogs an Zastrow vom 19. August Bezug, der wegen der Auffassung des Herzogs von der Stellung Preußens zu Rußland Interesse bietet. Der Herzog schreibt:

„Für die mir mitgetheilte russische Kriegserklärung gegen Spanien bin ich sehr verbunden und obzwar die Abberufung der russischen Gesandtschaft mich äußerst kränket, so hat jedoch dieser Schritt mich keineswegs befremdet. Der König konnte allerdings keine biegende Stimmung gegen den Kaiser von Rußland einnehmen, und zwar kann er dieses gegen keine Macht in Europa; nur ist ewig zu bedauern, daß die gegen das Directorium angenommene Stimmung in den Augen der Welt als eine anhaltende Reihe von Nachgiebigkeiten angesehen werden wird, wovon das traurige Schicksal der überrheinischen Provinzen des Königs als ein zeugendes Beispiel stets angeführt wird. Soviel sich nun auch allem diesen entgegensetzen ließe, so wird dadurch die Meinung des publici nicht für uns umgestimmt, und dieses ist von mehreren Folgen, als man glaubt, und für wahre Diener des Königs unglaublich niederschlagend“.

„Rußland wird nichts Feindseliges unternehmen; dies wäre den Wünschen des Directorii zu Gunsten gehandelt,

---

1) Vgl. auch L. v. Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 II S. 23 f. (2. Aufl.) Ein näheres Eingehen auf die Verhandlungen Preußens mit England und Rußland war in diesem Vortrage nicht beabsichtigt; nothwendig wäre dazu die Einsicht in die diplomatischen Correspondenzen, besonders in die Grenvilles und Panins, die mir nicht vorliegen.

und wie sehr selbiges eine Spannung zwischen Berlin und Petersburg gewünscht hat, ist dem russischen Kaiser nicht unbekannt; ob man aber russischerseits sich nicht wird angelegen sein lassen, Kursachsen und Hessen durch englische Subsidien von dem unsrigen System zu dem ihrigen zu ziehen, dieses könnte eher möglich werden, um nach und nach den Einfluß Preußens im Reiche zu mindern, selbigen zwischen Rußland und Oesterreich zu theilen und Preußens Verhältnisse in die möglichst abhängige Lage zu versetzen. Niemand kann mehr wünschen als ich, daß ich mich irre, Niemand aber wird mir beweisen, daß die preußische Monarchie irgend einen Nachbar habe, den sie mehr Ursache hat zu schonen als Rußland. Mit dieser Macht vereint, schreibt sie Gesetze vor, ohne dieselbe bleibt ihre Lage mißlich und abhängend von zufälligen Umständen. Ich will . . .“ (damit bricht der in Concept geschriebene Brief ab).

Jene von Preußen mit Frankreich eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen über die Räumung Hollands und der linksrheinischen preußischen Gebiete haben nach der Auffassung des Herzogs nur geringe Hoffnung auf Erfolg; voll Mißtrauen steht er der Politik Frankreichs gegenüber, deren Ziele und Wege er auf's Klarste erkennt. Dieses beweist ein Brief an v. Zastrow vom 28. August: „Ew. Hochwohlgeboren Schreiben habe ich die Ehre zu erhalten gehabt; ich wünsche Nichts mehr als daß die Antwort des Directorii den Erwartungen entsprechen möge. Otto hat indessen seinen Zweck erreicht, eine Spannung zwischen Rußland und Preußen zu bewirken; er hat nur das wiederholt, was die Agenten des Directorii stets gethan haben, nehmlich durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, Mißtrauen zu verbreiten und dadurch die Mächte zu trennen, die durch Einverständniß längst einen ruhmvollen Frieden hätten gebieten können“.

Aus allen Aeußerungen des Fürsten klingt tiefe Unzufriedenheit mit dem Wege, den die preußische Politik eingeschlagen hatte, uns entgegen. Während die leitenden preußischen Staatsmänner nach der festen Willensäußerung des Monarchen von weiteren Bemühungen, diesen zu einem kriegerischen Eingreifen zu bestimmen, Abstand nahmen, ließ sich der Herzog, trotz des Briefes, in dem ihm der König seinen Standpunkt klar und bestimmt bezeichnet hatte, von einem erneuten Versuche, ihn umzustimmen, nicht abschrecken. In klarer Erkenntniß der Tragweite des verhängnißvollen Entschlusses Friedrich Wilhelms, wohl auch unter dem Eindrucke der fortgesetzten kriegerischen Erfolge Suworoff's in Italien, zugleich beseelt von dem Wunsche, seinen politischen Standpunkt in jenem entscheidungsvollen Zeitpunkte der Nachwelt zu überliefern, verfaßte er eine Denkschrift, die er unter dem 28. August an v. Zastrow abschickte. Er begründet sie folgendermaßen: „Während des Verlaufes der jetzigen öffentlichen Begebenheiten habe ich mehrmalen bemerkt, wie oft man das Bild im Ganzen von der heutigen Lage der Dinge beseitigt, und einzelne, an sich ganz wahre Sätze zu Grundlagen der wichtigsten Entschlüsse angenommen hat. Dieses bewog mich zur Berichtigung meiner eigenen Ideen eine Anwendung von diesen allgemeinen Bemerkungen auf die preußische Monarchie zu machen. Wenn ich diesen Entwurf hier beizufügen mir die Ehre gebe, so geschieht es nur allein in der Hinsicht, mein politisches Glaubensbekenntniß in diesem wichtigen Zeitpunkte niederzulegen. Da ich keinen eifrigeren Wunsch hege, als das Glück und den alten Ruhm der preußischen Monarchie bis in die entferntesten Zeiten befestigt zu sehen, so werde ich von ganzem Herzen alledem beipflichten, was zu diesem großen Zwecke mit mehr Gewißheit leiten kann“.

Diese Denkschrift liegt im Wolfenbütteler Archive in zwei Exemplaren vor, in deutscher und französischer Sprache verfaßt. Sie ist vom Herzoge auch an Herzog Karl August von Weimar im Herbst 1800 übersandt, entsprechend dem Zwecke, den der Herzog damit verfolgte. Veröffentlicht ist sie von P. Bailleu (a. a. O. I S. 322 ff.) nach der in Weimar von ihm gefundenen Abschrift.

Es ist ein nach Inhalt und Form merkwürdiger Aufsatz, in dem der Herzog mit umfassendem Blicke, mit tiefem Verständniß in klarer und fesselnder Form die allgemeine Lage, besonders die Preußens, nach ihrem Werden und ihrem damaligen Stande darlegt. Ein kurzes Eingehen auf dieselbe wird, trotz der Publication Bailleu's, in diesem Zusammenhange angemessen, ja nothwendig sein. In anschaulicher Weise schildert der Herzog die Ausbreitung der revolutionären Grundsätze und ihre unheilvolle Wirkung auf die Kriegsführung der Gegner Frankreichs: „Die Verblendung und Kleinmüthigkeit stieg bis zu einem so unbegreiflichen Grade, daß man öffentlich behauptete, nichts könne den französischen Heeren und ihren Anführern widerstehen; und deutsche Armeen, die bis zu diesem Zeitpunkte allen feindlichen Anfällen Frankreichs rühmlichst widerstanden hatten, verließen die stärksten Stellungen, feste Plätze, Provinzen und ansehnliche Länder, welche ehedem mehrere Feldzüge hindurch zum Kriegsschauplatze gedient hatten; ja statt sich zu vereinigen, wie gegen die Eroberungssucht Ludwigs XIV, um Deutschlands Unabhängigkeit von Frankreich zu behaupten, die Ehre und Rechte der deutschen Nation zu retten, sucht man sein Glück und seine Ruhe in Nachgiebigkeiten und partiellen Friedenstractaten, die von Seiten des französischen Directorii offenbar die Absicht verriethen, den einen Staat durch den andern zu stürzen“. Sodann weist die Denkschrift die Berechtigung der Coalition gegen Frankreich nach, indem sie an die unersättliche Raubsucht des Directoriums auf dem Rastatter Friedenscongreß, an die zahlreichen „wider das Völkerrecht laufenden Handlungen“, an den Angriff gegen Oesterreich ohne weitere Kriegserklärung erinnert. „Das Kriegsglück wandte sich endlich in diesem Zeitpunkte, und Oesterreich und Rußland vereinigt, durch England unterstützt, haben bis daher das auf dem Punkte des Umsturzes stehende Europa errettet“.

Nach einer klaren und zutreffenden Kritik des Baseler Friedens wird die Frage aufgeworfen: „In wie weit der König von Preußen, als nach Oesterreich das mächtigste Mitglied des deutschen Reiches, das Schicksal desselben den beiden kaiserlichen Höfen allein wird überlassen wollen und der daher zu besorgenden Folgen halber wird überlassen können?“ Und nun werden die

vom Könige bei den Verhandlungen im Lager von Petershagen gegen die Theilnahme Preußens am Kriege erhobenen Einwände widerlegt. Zunächst wird die Behauptung, daß „ein anhaltender dauerhafter Friede nur allein das innere Glück einer Nation zu befördern vermögend sei, daß die preußische Monarchie nach so manchen Erschütterungen Frieden nöthig habe“, zurückgewiesen: Von „diesen weisen und wohlthätigen Grundsätzen“ können „Verhältnisse modificirte Ausnahmen veranlassen. Die preußische Monarchie kann ihrer Lage nach sich nie isolirt betrachten, sie ist in diesem Falle, um in der glücklichen Lage, in welcher sie sich bis jetzt befindet, zu verbleiben, ihren mächtigen Nachbarn Achtung und Zutrauen einzuflößen verbunden; jeder Macht in Europa muß sie sich formidabel zeigen; ohne diese Zwecke zu erreichen, würde eine Armee von 200 000 Mann mehr zur Last als zum wahren Nutzen sein. Das innere Wohlsein jeder Monarchie ist besonders abhängend von dem Werthe, welchen sie durch ihr Gewicht in die europäischen Angelegenheiten legt, von der Achtung, die sie dadurch genießt, und von den Verhältnissen, in welchen sie mit andern Mächten stehet, indem hierdurch eigentlich die äußere Sicherheit des Staates, also die erste Grundlage der Societät, hinreichend gestützt wird. Jetzt ist das ganze politische System von Europa erschüttert, zu dessen Wiederherstellung Preußen aufgefordert wird, mitzuwirken“.

Der Besorgniß Friedrich Wilhelms, daß im Falle eines frühzeitigen Friedens Oesterreichs mit Frankreich dieses sich mit ganzer Wucht auf Preußen stürzen würde, stellt er gegenüber die Forderung, daß Rußland „die Garantie übernähme, daß Oesterreich nicht eher Frieden mache, bis Holland befreit, das linke Rheinufer von Feinden gereinigt und das Schicksal der Niederlande festgesetzt sein würde“. Er hält diese Zusage Rußlands für gewiß. Gegenüber den Befürchtungen des Königs, die dieser für den Fall eines „unglücklichen Krieges“ bei dem Mangel eines natürlichen Vertheidigungssystems am Rhein hegt, hebt er die Nothwendigkeit der Begründung eines solchen mit Nachdruck hervor: „Die sicherste Defension des Niederrheins und des ganzen nördlichen Deutschlands besteht in den ehemaligen holländischen Plätzen an der Maas, an der Waal und in der Generalität; es ist daher nicht eine willkürliche Unterstützung der Holländer . . . . ., sondern zur Wiederherstellung der ehemaligen Sicherheit der königlich preußischen Lande selbst, daß Holland ein ganz unabhängiger Staat von Frankreich werde und durch eine Verbindung mit Preußen dem nördlichen Deutschland gegen Frankreich wiederum zum Schutze diene“.

Er erkennt Frankreich nicht als den „natürlichen Verbündeten Preußens“ an. Die nothwendige Voraussetzung eines solchen Verhältnisses ist die „Wiederherstellung von Frankreich“. „Es muß nämlich dieses Reich eine feste Regierungsform wieder erhalten, welche nicht wie die jetzige auf Grundsätzen beruhte, die gegen alle rechtmäßigen Regierungen offenbar streiten, ... es muß mäßig, gerecht und billig wieder handeln können, und um dieses zu bewirken, wird die Nation von ihren jetzigen Unterdrückern befreiet werden müssen“. Der Herzog erinnert an das so unklare Verhalten des Directorii gegenüber Preußen und „daß es nur lediglich deshalb Preußen schont, weil es sich fürchtet, durch völlige Wortbrüchigkeit gegen dasselbe einen Feind mehr zu bekommen“.

Der letzte Einwand des Königs betrifft das Verhältniß Preußens zu Oesterreich: es ist die Besorgniß, daß durch den Beitritt Preußens zur Coalition dem „Hause Oesterreich indirect gedienet und dessen Macht bestätiget“ werde. Der Herzog kann nicht in Abrede stellen, daß durch die Ablenkung eines Theils der französischen Kriegsmacht gegen Preußen „die Succese der kaiserlichen Armeen befördert“ werden, hebt aber andererseits mit Recht hervor, „Preußen . . . . gewänne hierdurch das Verdienst, durch Abkürzung des Krieges Millionen von Menschen vor dem unvermeidlichsten Verderben gerettet zu haben, einem verderblichen Kriege ein Ende zu machen und den nicht unbedeutenden Vortheil, beim Frieden eine entscheidende Sprache zu führen und in die Reihe der ersten Mächte wiederum einzutreten, wohin seit dem Großen Kurfürsten alle Regenten Preußens gestrebt haben. Europa erwartete von Preußen seine Rettung, die jetzt Rußland übernommen hat, das deutsche Reich und Holland hofften vorzüglich auf den mächtigen Beistand Preußens.“

Mit diesem Appell an das menschliche Empfinden des Königs, an das Bewußtsein seiner hohen Pflichten, die ihm als dem Träger der preußischen Krone die ruhmreiche Geschichte seines Staates auferlegt, mit dem Hinweis auf das stolze, von höchstem Erfolge gekrönte Streben seiner großen Ahnen schließt dieser Theil der Denkschrift. Zugleich wird damit übergeleitet zu dem letzten Theile, in dem die Gründe, die für ein Eintreten Preußens in den Krieg sprechen, entwickelt werden. Er wird unter Hinweis auf die geographische Lage des Staates mit den prophetischen Worten eingeleitet: „Nur die vorzüglichste Militärverfassung, die Belebung des Geistes in der Armee, welcher dieselbe in den mißlichsten Lagen bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf siegen machte, nebst einer durch die letzte Theilung Polens nothwendig gewordenen Vereinigung mit Rußland kann Preußens fortdauerndes Glück und Sicherheit bestätigen“. Die folgenden Ausführungen faßt der Herzog selbst in folgenden Sätzen am Schlusse zusammen: „1) Durch Unterstützung von England bewirkt Preußen ohne irgend eine bedeutende Anstrengung den Frieden viel schneller, schonet daher das Wohl und Blut von vielen Tausend Menschen. 2) Es bringt für ganz Europa einen weit festeren Frieden durch diesen Beitritt deshalb zu Wege, weil dadurch die Aussichten zu neuen Kriegen unter den großen Mächten benommen werden, indem diese sodann sämmtlich miteinander einverstanden den Frieden bewirkt haben. 3) Es erhält sich in der ihm gebührenden Stelle der entscheidenden Mächte Europas. 4) Es wird Herr, bei dem Frieden darauf zu sehen, daß die übrigen Mächte sich nicht in gar zu vortheilhafte, ihm gefährliche Lagen versetzen. 5) Es macht sich das so bedeutende und ihm jetzt so nahe gelegene Rußland geneigt und 6) von neuem zum Garant seiner Länder. 7) Es sichert sich, im Fall der Wiederherstellung der

rechtmäßigen Regierung in Frankreich deren Erkenntlichkeit und Freundschaft. Es kann mithin durch seinen Beitritt seine ganze politische Sicherheit feststellen, dahingegen bei fortdauerndem Nichtbeitritt solche willkürlich auf's Spiel setzen".

Die Denkschrift des Herzogs gelangte in die Hände Friedrich Wilhelms, wie folgender Brief v. Zastrows (vom 3. Sept) an den Herzog beweist: „Ew. Herzoglichen Durchlaucht huldreiches Schreiben vom 28. v. M., sowie das demselben beigefügte sehr interessante mémoire habe ich nicht verfehlt Sr. Majestät dem Könige vorzulegen".

„Seine Majestät sind von den darin enthaltenen Wahrheiten durchaus überzeugt und danken Ew. Herzoglichen Durchlaucht aufs Verbindlichste, daß Sie haben die Geneigtheit haben wollen, Ihnen solche darzulegen und dadurch einen neuen redenden Beweis Höchstdero freundschaftlicher Anhänglichkeit sowohl an Ihrer Person als an dem preußischen Staate abzugeben, dessen ausgezeichneten Werth sie gewiß im ganzen Umfange erkennen; wenn indessen die Resultate der jetzt so sehr verworrenen politischen Verhältnisse garnicht zu berechnen sind, und die coalisirten Mächte nicht einmal nach einem ganz gleichen und gehörig verabredeten Zwecke streben, so glauben Allerhöchstdieselben, daß es unter diesen Umständen am gerathensten ist, sich ganz zurückzuhalten und die Kräfte des Staates zu schonen, um mit desto mehr énergi davon Anwendung machen zu können, wenn es die Nothwendigkeit erheischen sollte".

„Wie ich en particulier hierüber denke, ist Ew. Herzoglichen Durchlaucht nicht unbekannt, und so hat auch der Graf v. Haugwitz Alles erschöpft, um dem König die Folgen eines so isolirten Zustandes einleuchtend zu machen. Da dessen Beschluß aber so fest begründet zu sein scheint, so würde man jetzt Bedenken tragen müssen, ihn zu Ergreifung einer andern Partei umzustimmen, indem, wenn nicht auch seine Ueberzeugung darin lieget, zu besorgen steht, daß, wenn irgend ein Unternehmen nicht ganz dem gewünschten Zwecke entspricht, er Anstand nehmen möchte, demselben die nöthige Folge zu geben, wodurch wir sodann in noch weitere, größere Verlegenheiten gerathen würden. Es bleibt uns mithin nun schon nichts Anderes über, als abzuwarten, was für eine Wendung die Sachen im Ganzen nehmen werden, und wird es darauf ankommen, ob unvorhergesehene Umstände uns vielleicht in den Stand setzen, irgend einen Nutzen daraus zu ziehen".

Der König selbst hat, soweit ich sehe, auf die Denkschrift, in dem die für die preußische Politik maßgebenden Ziele und Wege so zutreffend und überzeugend dargelegt waren, nicht selbst geantwortet: vielmehr muß sich der Herzog mit dem Schreiben des Generaladjutanten, das einige höfliche Complimente enthält, begnügen. Der König ist von den „Wahrheiten der Denkschrift überzeugt", aber der alte Standpunkt, Aufsparen der Kräfte für den geeigneten Moment, wird inne gehalten: ein offener Widerspruch! Und die preußischen Staatsmänner, die vor Kurzem noch mit Eifer und Nachdruck für ein actives Eingreifen eingetreten waren, besonders Haugwitz, haben es aufgegeben, den König umzustimmen. Welcher Abstand zwischen den umfassenden Betrachtungen, dem energischen Vorwärtsdrängen des Herzogs einerseits und der Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit des Königs, sowie der trüben Resignation seiner nächsten Berather andererseits! Jedoch gerade in diese Zeit fällt eine Anordnung des Königs, die den Glauben erwecken konnte, daß dieser das unfruchtbare Gebiet der Verhandlungen mit Frankreich verlassen und zu thätigem Handeln übergehen wollte. Frankreich lehnte die von Preußen geforderte Räumung Hollands ab; der König gab den Befehl, daß eine preußische Truppenabtheilung gegen den Rhein vorrückte. Auch ein Schreiben des Königs an den Herzog vom 31. August 1799, das sich im Wolfenbütteler Archiv findet, giebt uns davon Kenntniß. Dem an den Herzog als Befehlshaber der preußischen Truppen vom Könige übermittelten Befehle werden folgende einleitende Bemerkungen vorausgesandt:

„Da einerseits die Bedingungen, unter welchen beim Frieden von Basel der militärische Besitz meiner überrheinischen Provinzen damalen den Franzosen eingeräumt worden, nicht mehr Anwendung finden und andern Theils die von den Engländern und Russen projectirte Landung in Holland und den Niederlanden den dortigen Verhältnissen eine andere Richtung geben dürfte, so überzeuge ich mich, daß gegenwärtig der Zeitpunkt vorhanden sei, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um gedachte überrheinische Provinzen wieder zu reoccupiren. Ich habe geglaubt, der guten Sache im Allgemeinen nützlich zu sein, indem ich dem französischen Directorio anräthig gewesen bin, seine Truppen aus Holland und den Niederlanden herauszuziehen und diese Provinzen ihrer eigenen Existenz zu überlassen, besonders aber die preußischen überrheinischen Provinzen gänzlich zu räumen. Das Directorium hat indessen diesen Vorschlag in Absicht Hollands und der Niederlande zu eludiren gesucht, in Absicht meiner überrheinischen Provinzen aber versprochen, in wenigen Tagen eine ganz bestimmte Antwort anhero gelangen zu lassen. Ich habe demnach meinem Cabinetsminister Graf von Haugwitz aufgetragen, dem zu Berlin anwesenden Chargé d'affaires Otto einleuchtend zu machen, wie sehr das französische Directorium durch diese Weigerung seinen eigenen Vortheil verkenne, zugleich aber zu erklären, daß ich einen Theil der Observationsarmee bis an den Rhein vorrücken lassen würde. Von dieser Maßregel lasse ich dem Londoner Hof ebenfalls Kenntniß geben, und glaube ich, daß solche demselben nicht anders als angenehm sein könne, indem dadurch die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diesen Punkt gezogen und die projectirte Landung begünstigt werden wird".

Der Befehl zum Vorrücken der Truppen wurde allerdings gegeben, aber zu einer Reoccupation der linksrheinischen Provinzen kam es nicht. Der König blieb auf halbem Wege stehen; die Ausflüchte und Winkelzüge des französischen Directoriums gaben ihm, der vor der entschlossenen That zurückschreckte, einen willkommenen Anlaß, die Unterhandlungen weiter und weiter zu spinnen, bis endlich der Zeitpunkt zum Handeln endgültig verpaßt war. Frankreich dachte an keine Nachgiebigkeit, weil es nicht an einen energischen Schritt

Preußens glaubte und die Macht dieses Staates nicht fürchtete.

Die am Berliner Hofe vorhandenen entgegengesetzten Strömungen, die oben dargelegt sind, wirkten noch weiter und lagen unverhüllt vor den scharfblickenden Augen der französischen Diplomaten. „Man kannte den Zwiespalt, der zwischen den Anschauungen des Königs und seines Cabinets auf der einen Seite und der Politik des Ministeriums, wie sie durch v. Haugwitz vertreten wurde, auf der anderen Seite obwaltete“. (Bailleu a. a. O., p. LIV.) In diesem Zusammenhange bietet ein Brief des Herzogs vom Anfang October Interesse. Zastrow hatte ihm mitgetheilt, daß das batavische Gouvernement der preußischen Regierung den Vorschlag unterbreitet hätte, daß dem Erbprinzen von Holland die Regierung dieses Landes, mit allen erforderlichen und mehr Rechten als vormals, übertragen, dem Könige aber ein Einfluß auf die Verwaltung gesichert werden sollte. Darauf erwidert der Herzog: „Die mir gütigst mitgetheilten Nachrichten vom 1. d. M. sind redende Beweise, wie beide Regierungen, die französische sowohl wie die batavische, zum Zweck es sich gemacht haben, auf der einen Seite Zeit zu gewinnen, und auf der andern Preußen in ihre Interessen zu verflechten“. Ueberzeugend weist er nach, daß die Durchführung dieses Vorschlages unter den obwaltenden Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei. Dann fährt er fort: „Ich rechne platterdings nicht auf die Abtretung der überrheinischen Provinzen, so lange das Schicksal von Holland noch nicht entschieden ist und das Directorium (von unserer Seite) keinen Ernst sieht. Der Edelmuth des Königs kann sich nicht in dermaßen herabsetzen, um von dem Grad der Arglist und Bosheit überzeugt zu werden, den die Regierer und Agenten Frankreichs besitzen. Belieben Dieselben sich zu entsinnen, daß ich Ottens Unterhandlungsanträge im Monat Juli nie anders als bloße Mittel angesehen habe, um Zeit zu gewinnen und die englischen und russischen Negociationen rückgängig zu machen; die folgende Zeit wird zuverlässig mehr und mehr darthun, daß von Frankreich weder Freundschaft noch Nachgiebigkeit zu erwarten stehe, daß des Directorii äußerstes Bestreben dahingeht, bald durch dieses, bald durch jenes Unterhandlungsproject Preußen hinzuhalten und die gehässigsten Gerüchte zu verbreiten von der Mitwirkung Preußens für Frankreichs Interessen. So gewiß ich mich überzeugt halte von den weisen Maßregeln, die der König zum Besten des Staates ergreifen wird, ebenso gewiß bin ich überzeugt und bin es seit dem abgebrochenen Rastatter Friedenscongreß immer mehr geworden, daß mit bloßen Negociationen, ohne ernstlich dabei die Waffen in den Händen zu haben, nie zu irgend Etwas zu gelangen stehet. Gerechtigkeit, Billigkeit und Mäßigung kann nur von rechtmäßigen Regierungen erwartet werden, die auf Grundsätzen von Religion und Moral beruhen, nie aber von solchen, die ihr Dasein durch Mord und Raub erworben haben und nur allein durch gewaltsame Mittel verlängern können“.

Die Richtigkeit dieser Beurtheilung der französischen Politik ist durch die folgenden Ereignisse nur allzusehr bestätigt. Die noch weiter geführten Unterhandlungen Preußens verliefen im Sande, zumal in kurzem ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse eintrat. Herbeigeführt wurde dieser durch den unheilvollen Zwiespalt der russischen und österreichischen Politik. Rußland wollte in Italien jede Fremdherrschaft beseitigen und die alten Regierungen restauriren, Oesterreich aber an die Stelle der französischen seine eigene setzen. Der große Suworoff mußte Italien, die Stätte seiner Siege, verlassen und sich nach der Schweiz wenden. Nun folgte die Zertrümmerung des russischen Heeres in der Schweiz, die Niederlagen der Russen und Engländer in den Niederlanden. Ergrimmt zog der Czar seine Truppen zurück. Die große Coalition fiel auseinander. Damit war von der französischen Republik, die eben noch den Einmarsch der feindlichen Heere in ihre offenen Grenzen befürchten mußte, die drohende Gefahr abgewandt. Auf dem Boden Frankreichs erschien jetzt, heimgekehrt aus Aegypten, der Held, dem die Nation, nach neuen Siegen verlangend, sich hingab. Die Schlachten von Marengo und Hohenlinden brachen den Widerstand Oesterreichs, der Friede von Luneville machte den Rhein zur Grenze des deutschen Reiches.

Preußen hatte sich längst auf den Standpunkt völliger Neutralität zurückgezogen. Die große Gelegenheit, im Bunde mit dem übrigen Europa das revolutionäre Frankreich niederzuwerfen, war versäumt, vielleicht für immer. Unzeitige Friedensliebe des Königs, gepaart mit kurzsichtiger Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, hatten den unheilvollen Ausgang des Krieges mit herbeigeführt. Unter den Männern aber, die den preußischen Staat in die Bahnen einer für Preußen, Deutschland und Europa ersprießlichen Politik zu lenken nach Kräften sich bemüht haben, steht der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zweifelsohne in erster Linie.

Wenn also H. v. Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts“ schreibt: „Es war die Schuld des Königs und seiner altersschwachen Generale, daß die große Stunde unbenutzt blieb“, so dürfen wir unter diese nicht den Herzog zählen. Sybel, der im 5. Band seiner „Geschichte der Revolutionszeit“ die Verhandlungen über den Anschluß Preußens an die Coalition ausführlich bespricht, zählt ausdrücklich zu jenen Generälen den Herzog. Es heißt dort (Bd. V S. 261): „Ganz entschieden für die Fortdauer der Neutralität war eine Anzahl der älteren Generale, vor Allem der Herzog von Braunschweig, theils nach einer übertriebenen Schätzung der französischen Wehrkraft und der Gefahren eines Kampfes mit derselben, theils nach dem überlieferten, seit 1793 nur zu oft bestätigten Mißtrauen gegen Oesterreich“. Er stützt sich dabei auf einen Bericht Grenville's und bemerkt dazu: „so kläglich und unpreußisch diese Kriegsscheu der höhern Officiere erscheint, so kann sie doch bei dem Herzoge von Braunschweig nach allen Erfahrungen von 1792 und 1793 so wenig wie bei den übrigen Anführern von 1806 Verwunderung erwecken“. Die thatsächliche Stellung des Herzogs in jenem entscheidenden Zeitpunkte ist durch Bailleu's Publicationen erwiesen, die angeführten Briefe ergänzen das von B. gebotene archivalische Material.

Daß aber jener Standpunkt, den der Herzog der allgemeinen Lage gegenüber einnahm, der richtige gewesen ist, darin stimmen unsere bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber, Häusser, v. Treitschke und v. Sybel, überein. Letzterer (a. a. O. S. 265 f.) erkennt die reinen und edlen Absichten des Königs Friedrich Wilhelm durchaus an, „der nicht Waffenruhm für sich, sondern den Segen des Friedens für sein Volk ersehnte". „Aber auch das ist königlich", fährt er fort, „die Freude des Augenblicks für die Sicherheit der Zukunft dahin zu geben". Er bezeichnet den Entschluß des Königs als „im höchsten Grade verhängnißvoll" und erklärt, daß das Mißtrauen gegen Oesterreich und Rußland leichter wiegen mußte, als die von Frankreich drohenden Gefahren. „Auf welchem Wege hatte man bessere Aussicht, die Ereignisse nach dem eigenen Sinne zu wenden, bei stumpfer Unthätigkeit neben den Triumphen der Anderen, oder bei entschlossener Theilnahme und kräftigem Einfluß in dem Rathe der Coalition?" „Bei einem Kampfe welterschütternder Kräfte, wie es der damalige war, ist die Neutralität einem großen Staate nicht erlaubt". Absichtlich habe ich diese Sätze v. Sybel's angeführt, denn sie decken sich fast völlig mit den Anschauungen, die Karl Wilhelm Ferdinand vertritt. Wenn daher Grenville im Frühjahr 1799 schreibt: „Es giebt (am preußischen Hofe) keinen Mann von leitender und herrschender Begabung, welcher den ganzen Umfang der Gefahr und die entsprechenden Mittel des Widerstandes darlegte", so kann man behaupten, er würde in diese Verurtheilung den Herzog nicht einschließen, wenn ihm dessen Anschauungen vom Sommer 1799 bekannt geworden wären. Klar überblickte dieser die allgemeine Weltlage, die Preußen in den großen gemeinsamen Kampf einzutreten zwang, er erkannte das innerste Wesen der französischen Politik mit allen ihren ganz Europa bedrohenden Gefahren, er durchschaute die Absichten und Mittel der französischen Diplomatie, er vertrat mit seinem Hinweis auf die Nothwendigkeit eines engen Anschlusses Preußens an Rußland einen politischen Standpunkt, dessen Richtigkeit durch die Geschichte der folgenden Zeit durchaus bestätigt worden ist.

Aber nicht nur der politischen Einsicht des Herzogs müssen wir unbedingte Anerkennung zollen. Aus seinen mitgetheilten Aeußerungen und seinem Handeln tritt uns entgegen seine unwandelbare Treue und Anhänglichkeit an den preußischen Staat, das deutsche Empfinden des Herzogs, der, wie einst in den Tagen des Fürstenbundes, in Preußens Größe und Macht die Wohlfahrt Deutschlands erkannte, es tritt uns endlich entgegen der hochgesinnte und human empfindende Fürst, der das Wohl und Wehe Europas abhängig macht von der baldigen Niederwerfung der „weder auf Moral noch auf Religion beruhenden" Regierung in Frankreich.

Seine tiefe Ueberzeugung von dem Ernst der Stunde und sein ausgesprochenes Empfinden gaben ihm, dessen Rath nicht gesucht war, den Muth, als Rathgeber der Krone Preußens aufzutreten. Genugsam bekannt ist die Beurtheilung des Charakters des Herzogs von Seiten der neueren Geschichtsschreibung. Bei aller Anerkennung seiner hohen geistigen Gaben und seiner sittlich reinen Gesinnung wird ihm die Stärke des Willens und der Muth der Seele abgesprochen. Noch weit ungünstiger ist die Beurtheilung, die er von einzelnen seiner Zeitgenossen erfährt, so von Seiten Hardenberg's, auch von Klausewitz („Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe"): „ängstliche Rücksichtnahme", „kleinliche Vorsicht", „Mangel an Offenheit", „Vorliebe für Intriguen und subalterne Wege" werden ihm nachgesagt. Es ist hier nicht der Ort, diese Charakteristik auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß es dem Herzog an der Kraft rücksichtslosen Wollens, deren es bedarf zu großer, schöpferischer That, gebrach. Selbst als Regent seines kleinen Landes, das seiner weisen Regierung so viel verdankt, hat er diese nicht bethätigt. Aber um so mehr ist es anzuerkennen, daß er im Jahre 1799 so frei und offen seine Meinung geäußert und nachhaltiger als irgend einer der preußischen Staatsmänner seinen Standpunkt vor dem Könige vertreten hat. Es ist dieses dem sonstigen Charakter Karl Wilhelm Ferdinand's widersprechende Verhalten ein Beweis dafür, wie tief und festgegründet die Gesinnung war, die er Preußens und Deutschlands Schicksal gegenüber hegte.

Dieselbe Gesinnung hat er bis an sein Lebensende bewahrt und bewiesen. Als Preußen, das auch im Jahre 1805 die alte Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit bethätigte, nun in dem darauf folgenden Jahre gezwungen wurde, in den Entscheidungskampf einzutreten, und zwar jetzt allein und nicht als Mitglied einer großen Coalition, sehen wir den greisen Fürsten wieder den Oberbefehl des preußischen Heeres übernehmen. Nicht der Ehrgeiz verlockte ihn, sondern die Pflicht trieb ihn dazu, besonders die Pflicht gegen das preußische Königshaus, mit dem ihn enge Bande der Zuneigung und des Blutes verknüpften, gegen den preußischen Staat, dem er die besten Kräfte seines thatenreichen und mühevollen Lebens gewidmet hatte und den er in der Stunde der Entscheidung nicht verlassen konnte. Die tödliche Verwundung auf der Hochebene von Auerstädt, die schweren Tage der letzten Leiden bis zu dem Augenblicke, wo er auf neutralem Boden ruhig sterben konnte, besiegelten die Treue, die der braunschweigische Herzog während seines ganzen Lebens dem preußischen Staate in den verschiedenen Phasen seiner Geschichte bewiesen hat.

Die obigen Ausführungen machen keinen Anspruch darauf, neue Ergebnisse für die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen erbracht zu haben, sie dienen nur der Wahrheit und Gerechtigkeit in der Beurtheilung dessen, was der oft ungerecht beurtheilte Fürst für den preußischen Staat geleistet hat. Die Kenntnißgabe seines schriftlichen Nachlasses erscheint somit als Pflicht gegenüber dem Andenken des Herzogs, der selbst jene Denkschrift vom August 1799, in der die in den einzelnen Briefen geäußerten Ansichten übersichtlich zusammengefaßt uns entgegentreten, als sein „politisches Glaubensbekenntniß" bezeichnet, das er niederschrieb, „damit dereinst dargethan

werde, daß er nicht unter die Klasse derer gehöre, die mit Gleichgültigkeit die damaligen Verhältnisse der preußischen Monarchie betrachtet hätten".

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder

von C. Simm.

3. Parochie Salder.

Die heutige Parochie Salder ist aus der Vereinigung von Salder und der selbständigen Capellengemeinde Dutzum entstanden. Salder gehörte zum Bezirke des Archidiakonats Lengede und hatte an den Bischof die nicht unerhebliche Abgabe von 7 Lot Silber zu leisten [1]). Es läßt dies auf eine gute Ausstattung der Kirche schließen. In der That bezeichnet das Erbregister von 1540 neun Hufen Land als Pfarr- und 34 Morgen als Kirchengut; heute sind noch nicht 2 Hufen (50 Morgen) Pfarrland vorhanden, während die Kirche gar keinen Grundbesitz mehr hat.

Als erster Pfarrer von Salder wird Henricus, welcher zugleich Probst von Stederburg war, genannt; dieser hatte 1293 eine Streitsache mit Hermann von Oldershausen. Jedenfalls hat nach damaligem Mißbrauch dieser Probst die Pfründe genossen und davon einen Vikar mäßig gelohnt. Als wirklicher Pfarrer in Salder (plebanus) erscheint 1307 und 1323 Thidericus als Zeuge in einem Processe, den die Kirche von Wedem wegen Kirchenguts in Kirchheerte geführt hat. Erst in den Tagen der Reformation begegnet uns wieder ein Pfarrer in Salder, Nicolaus Rivenstahl (auch Riebestal) 1540. Er war mit den beiden Salderschen Patronatspfarren Salder und Niederfreden (mit der ganz abnormen Gesammtpfründe von fast 18 Hufen Landes) belehnt. In Salder hielt er sich einen Vikar. So hören wir, daß Laurentius Nethem, später in Lobmachtersen, zuerst Miethpfarrer in Salder gewesen [2]). Wie die Patronatsherrschaft, so neigte auch Nic. Rivenstahl zur evangelischen Sache. Noch i. J. 1547 steht sein Name mit dem Burchard's von Salder an dem werthvollen Abendmahlskelch. Als aber in Folge der Schlacht bei Mühlberg Herzog Heinrich zurückkehrt, muß der Pfarrer flüchten und zwar nach Braunschweig, der Herberge evangelischen Glaubens [3]). Zwanzig Jahre muß er seine Gemeinde meiden An seine Statt tritt der bisherige Pfarrer zu Oberfreden, Johannes Ißmann, der den Pfarrpächter Rivenstahl's, Albertus Hoppe, in Salder beibehält. Von diesem berichtet Superintendent Neukirch von Barum: „Ist ein schlichter Mann, hat es gut gemeint in seinem Amte, ist von Bernhardin [4]) und den Jesuiten viel geplagt". Bei der Einführung der Reformation 1568 wird Rivenstahl noch examinirt, aber da er schon alt und gebrechlich war, zur Ruhe gesetzt. In Niederfreden folgte ihm der dortige erste Superintendent Henricus Schultius, in Salder Methusalem Richards. Bemerkenswerth ist noch der Visitationsbericht von 1651. Der damalige Pfarrer Henricus Gebhardi, welcher mit seiner Gemeinde die Schrecknisse des 30jährigen Krieges durchlebt hat — von 1631 bis 1680 amtirte er in Salder — hat das geistliche Leben trotz aller Verrohung der Zeit zu schirmen gewußt. „Die Gemeinde hat mich sehr wohl contentirt, daß ich kaum in einer Gemeinde solch herrlich Bekenntniß gefunden habe", schreibt der Visitator D. Joach. Lütkemann. Die Bauern haben allerdings eine Glocke für 300 ℔ in den schweren Zeiten versetzt. Der Kelch — von 1547, noch heute im Gebrauch — war auch versetzt. Die Bauern haben ihn aber müssen einlösen, jedoch haben die Ritter ihn bei dem neuen Amte zu Wolfenbüttel niedergesetzt mit dem Verbot, ihn nicht wieder in die Kirche zu geben. Pastor bittet um Restitution".

Die alte Kirche, ähnlich der zu Heerte mit breitem Thurm, sieht man auf dem Merianschen Bilde von Salder. Die heutige Kirche ist neben der alten nach den Intentionen des Herzogs August Wilhelm 1713 bis 1717 erbaut. Sie zeigt im Grundriß das griechische Kreuz; über den Schnittpunkte wölbt sich eine imposante offene Kuppel. Die Schutzpatronin ist Maria Magdalene.

Das kirchliche Lehnsrecht besaßen als Grundherren die von Salder. Wann diese in Salder eingezogen, ist nicht zu ermitteln. Es ist herzogliches Lehen. Als Dienstmann Heinrichs des Löwen erscheint als Zeuge Tidericus de Salderen [5]) 1169. Ein Wechsel im Patronat vollzog sich mit dem Verkauf Salders i. J. 1698. Darüber heißt es im Corp. bon. von 1750: „Da die hiesigen adelichen Güter an den damaligen Erbprinzen und nachmaligen Herzog August Wilhelm verkauft worden, ist das Jus Patronatus der hiesigen Pfarre zugleich auf denselben gefallen, und daher der damalige Adj. Mag. Schmid von Durchlaucht vociret worden (1710—1738). Nach des Herzogs Tode hat dessen hinterlassene Frau Witwe — Elisabeth Sophie Marie — mich den zeitigen P. U. M. Degner 1739 vociret. Da nun des regier. Herzogs Durchl. (Karl I.) hiesiges Gut anjetzo besitzen, so wird muthmaßlich das Jus Patronatus Ihro Durchl. auch zustehen". Der folgende Pfarrer Casp. Frdr. Knoblauch ist denn auch 1758 vom Herzog ernannt. Die einzige Pfarre, welche die von Salder in ihrer alten Heimath noch verleihen, ist Schlewecke unter dem Wohldenberge, zu welchem der jedesmalige Senior der Familie den Pfarrer in Vorschlag bringt.

Der andere Bestandtheil der Pfarrgemeinde Salder ist die heute wüste Capellgemeinde Dutzum. Dieses lag links von dem Wege, der von Salder nach Watenstedt führt. Noch heute sieht man von der Chaussee aus den Dutzumer Brunnen in einem Gebüsch, wie noch vor wenigen Jahrzehnten die Steinreste der Kirche und des Kirchhofs zu finden waren. Dusnnhem wird

1) Hildesheim. Archid.-Verz.
2) Verhör von 1551 unter Lobmachtersen (Akt. Herz. Cons.).
3) Lichtenb. Erbreg. 1566 S. 59.
4) Bernhardin Lasthusen, Beichtvater Heinrich's d. J.

5) Sonst Salder(e), Zalder(e), aber nie Salderem (Knoll u. Bode S. 277 nach falscher Copie in den Orig. Guelf.).

zum ersten Male in der Stiftungsurkunde des Michaelisklosters zu Hildesheim 1022 erwähnt. Das Kloster besaß dort im Astfalagau in der Grafschaft des Tammo (Bruders Bischof Bernward's) nicht näher bezeichnete Grundstücke. Da über diesen Ort bislang wenig urkundliche Nachrichten bekannt waren, so möchten wir hier zur Erhellung seiner Geschichte Einiges mittheilen. Der Zehnte in Dusnem war Woldenberger Lehn der von Salder. Diese verkauften ihn 1273 zu drei Vierteln und 1275 das letzte Viertel an Kloster Stederburg. In dieser Zeit absorbirte dieses fast den ganzen Grundbesitz von Dutzum. Die Hauptfrage ist nun: Wann ist Dutzum eingegangen? Noch Kayser[6]) wiederholt nach Hassel und Bege die völlig unbegründete Angabe, unser Ort sei im 30jährigen Kriege zerstört. In unserem Amte ist auch nicht ein Ort durch diesen Krieg vernichtet. Knoll und Bode[7]) erwähnen, der Ort sei 1589 bereits nicht mehr vorhanden. Unsere Urkunden führen uns viel weiter zurück. Schon 1326 wird von dem einstigen Dorf Dhucen geredet[8]). Ritter Gebhard v. Weferlingen verzichtet auf die Stätte des einstigen Dorfes Dhucen und läßt sie durch Herzog Otto mit allem Zubehör dem Kreuzkloster auf dem Rennelberge übereignen. Die letzte Nachricht, aus der man noch auf die Existenz des Dorfes schließen kann, stammt aus d. J. 1282, als die v. Salder einen Hof 2 Wurten und 2½ Hufen an Stift Stederburg verkaufen[9]). Wir haben also den Untergang in die Zeit um 1300 anzusetzen. Noch heute sind die in Salder eingebauten Dutzumer Höfe zu erkennen. Während die alten Salderschen Höfe im Centrum um die Kirche her liegen, sind die Dutzumer in die Peripherie eingeschoben, so daß der Ort sehr eng gebaut ist. Es sind etwa 20 Dutzumer Hofstellen.

Wie die v. Salder ehemals die Hauptgrundbesitzer in Dutzum waren[10]), so besaßen sie auch das kirchliche Lehnsrecht. Es fand sich hier ein selbständiges Capelllehen mit einer allerdings sehr kleinen Pfründe. Es ist im Hildesheimer Archidiakonatsverzeichniß mit einer bischöflichen Abgabe von nur 1½ Lot Silber verzeichnet. Diese Pfründe wurde später mit anderen verbunden. Bei der Visitation von 1542 heißt es: „Dutzem, die Capelle, der von Salder Lehen, ist Herrn Otto Krenke — zu Gustede Pfarrer“. Dieser verwaltet auch Gustedt und Engerode[11]). Der Beschluß der Visitatoren ging nun dahin: Die Capell, weil sie ein Desolat, so ist Burgkarten von Salder geschrieben, daß hinfürder dieselbe ist bei den Pfarren Salder und Niederfreden zugeeignet und dabei perpetuirlich sein soll. So finden wir 1544 Nicolaus Riesenstahl im Besitze dieser drei Lehen.

6) Reformat. Visit. 1897. S. 139 Anm. 243.
7) Herzogthum Brschwg. S. 278.
8) Urkunde des Kreuzklosters zu Braunschweig im Wolfenbüttel. Archiv.
9) Chron. Sted.
10) Da 1241 ein Ritter Heinrich von Dusenne auftritt, so ist nicht ausgeschlossen, daß die Salders Lehnsnachfolger dieser bald danach ausgestorbenen adeligen Familie sind.
11) vgl. vor. Abschnitt: Parochie Gebhardshagen.

Kurze Mittheilungen.

Glaubensbekenntniß über Herzog Heinrich d. J. zu Braunschweig und Lüneburg. Für den Haß, den die evangelischen Kreise gegen diesen eifrig katholisch gesinnten Fürsten hegten, ist ein Credo charakteristisch, das eine Winterthurer Handschrift enthält und auf das Professor Smend in der Zeitschrift für praktische Theologie 1899, III, S. 208 zuerst aufmerksam gemacht hat. Das lustige Schriftstück lautet folgendermaßen:

„Ich gloub, das der pabst ain vatter, fürderer vnd verteidinger aller lugen vnd bosßheit, vnd das heintz von brunschwig sein ainiger sun sye, der empfangen ist von dem bossen gaist, gelitten vnder dem churfürsten von Sachssen vnd (unleserlich!), in der dritten nacht abgeritten von Wolffenbütel, vffgefaren gen Rom. Da er sitzt in der rechten Hand sines vatters, des bapsts, von dannen er maint zu komen mit mort, brennen, verretery vnd aller vntruw vnd bubery, zu richten alle, die wider sinen willen gethon vnd, ob Gott will, noch thun werden. Ich gloub, das der Bischoff von Mentz der libhafftig tüffel sy, der da schwert vnd wert, das die hailig christentlich Kirch durch gottes wort nit erquickt werde. Ich gloub, das der pabst, heintz vnd mentz dry perssonen vnd ain ainigs gottloss wessen syind, die da nit gloubend ain vfferstenung des flaischs, ouch von gott nit ungestrafft bliben, sunder nach disem leben die ewigen pein erlangen werdend. Amen.“ M.

Bücherschau.

Die Eisenbahnverhältnisse im Herzogthum Braunschweig. Denkschrift, dem Königl. Preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten eingereicht von der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig. Braunschweig, Albert Limbach 1899. 45 S. 8⁰.

Ueber die in Grund und Boden verfahrenen Braunschweigischen Eisenbahnverhältnisse ist seit Jahren viel geredet und geschrieben, zu völliger Anschaulichkeit sind die wahrhaft trostlosen Zustände aber erst durch die vorliegende Denkschrift gebracht worden. Wer noch im Ungewissen darüber sein könnte, wie, wo und wann Braunschweigs wirthschaftliche Lebensadern unterbunden wurden, dem wird es diese Veröffentlichung sagen. Es ist ein ganz besonderer Vorzug dieser Schrift, daß sie sich von billigen Redensarten und Uebertreibungen fern hält, sich vielmehr überall auf Thatsachen beruft, die in den beigegebenen Tafeln und Karten ihre unwiderlegbare Erhärtung finden.

Der Preußische Eisenbahnminister hat eine Abordnung der zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen unseres Landes berufenen Handelskammer mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. Man hat sich, wie die Tageszeitungen berichten, gegenseitig über die in der Denkschrift niedergelegten Beschwerden, Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen, und der Herr Minister hat eine Reihe von allerdings vorsichtigen und unverbindlichen Zusagen gemacht. Wir wollen zum Wohle unseres Landes hoffen, daß das, was am Ende noch gut gemacht werden kann, bald geschieht, denn nirgends wiegt das „zu spät“ schwerer als in wirthschaftlichen Dingen!

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 22. October **1899.**

Der Kampf um den Sitz an der „langen Tafel“.

Eine Geschichte aus altständischer Zeit.

Von A. Rhamm.

Es ist bekannt, daß, wie in anderen deutschen Landen, so auch im Herzogthume die Landstände seit dem 30jährigen Kriege ihre ehemalige Machtstellung mehr und mehr verloren und von ihren früheren Zuständigkeiten schließlich nicht viel mehr retteten, als innerhalb gewisser Grenzen das Recht der Steuerbewilligung. Sie übten ihre Befugnisse in der Regel aus durch das Organ des engeren Ausschusses [1]), der seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts aus dem Dechanten zu St. Blasien, 3 Mitgliedern der Ritterschaft und dem Vertreter der Stadt Helmstedt [2]) zusammengesetzt war. Bei wichtigeren Anlassen trat mit ihm der große Ausschuß — zuletzt 4 Prälaten, 9 Mitglieder der Ritterschaft und die Vertreter der Städte Braunschweig, Schöningen, Seesen und Königslutter — zu gemeinsamen Berathungen zusammen. Die Sitzungen des engern Ausschusses wurden seit 1714 in dem alten landschaftlichen Hause am Kohlmarkte, die der vereinigten Ausschüsse eben dort oder auf der Fürstl. Geheimerathsstube abgehalten.

Die Erfahrung soll lehren, daß Behörden, wie Einzelbeamte, je weniger sie zu thun haben, um so leichter auf Thorheiten verfallen, und so wird unbeschadet aller den Rechtsvorgängern unserer hochansehnlichen Landesversammlung gebührenden Hochachtung die Thatsache nicht in Abrede gestellt werden dürfen, daß, je mehr die Stände durch den fürstlichen Absolutismus in ihren Befugnissen verkürzt wurden, sie um so emsiger den äußeren Schein zu wahren suchten und daß, je seltener sie Gelegenheit zu nachhaltiger, anregender und ersprießlicher Thätigkeit fanden, sie um so leichter der Versuchung unterlagen, ihre Muße in leeren Form- und Rangstreitigkeiten zu verschwenden.

Ein den Acten entnommener Vorgang aus den letzten Zeiten der altständischen Verfassung mag hierfür zum Belege dienen.

Unterm 9. Mai 1773 traf bei dem engern Ausschuß eine Eingabe der Deputirten der Städte Seesen, Schöningen und Königslutter ein, in welcher nach dem Hinweis auf die notorische Thatsache, daß die Deputirten der zum großen Ausschuß gehörigen Städte in den gemeinsamen Sitzungen bislang an einem Nebentische placiret seien, Beschwerde darüber geführt wird, daß der deputirte Bürgermeister der Stadt Braunschweig zu unterschiedlichen Malen sich eigenmächtig und wider alles Herkommen an einer anderen Tafel — dem größeren, für die Prälaten und Ritterschaft bestimmten Tisch — niedergelassen habe. In dieser Anmaßung ward eine Beleidigung der genannten Städte seitens ihres Mitdeputirten erblickt. „Sobald dieser über das Herkommen weg gehen, sich von seinen Mitständen trennen, ein Vorrecht für dieselben verlangen und sich an einen Ort, wo er dem Herkommen gemäß nicht hingehöret und ihm keine Stelle bereitet, eindrängen will, hält er sich besser, als seine Mitstände. Sobald er dieselben geringer hält, als sich, beleidigt er sie. Zu unserem Präjudize können wir diese Beleidigung nicht länger erdulden und ersuchen daher unsere hochzuverehrenden Herren, dem Deputirten der Stadt Braunschweig unsere Unzufriedenheit wegen Beleidigung unserer als seiner Mitstände zu eröffnen und freundschaftlich zu bedeuten, daß er mit dem Herkommen sich begnügen und sich keines Vorrechts ohne fernere Beleidigungen seiner Mitstände anmaßen könne“.

Der engere Ausschuß, der zufällig am Tage darauf Sitzung hielt, nahm sich ohne Zögern im Sinne der Beschwerdeführer der Sache an. „Weswegen mir, dem Landsyndico, aufgetragen wurde, der Stadt Braunschweig jetzigen Herrn Deputirten, Bürgermeister Koch, darüber mündlich Vorstellung zu thun, daß derselbe zu Beibehaltung des guten Vernehmens in curia civitatum

---

1) Soweit er die verwilligten Steuern zu erheben und zu verwalten hatte, Schatzcollegium genannt. Die amtliche Bezeichnung war: „Die zum engern Ausschuß und Schatzsachen des Herzogthums Braunschweig, Wolfenbüttelschen Theils Verordneten“.

2) Braunschweig hatte zur Zeit der Einsetzung des Ausschusses (1598) die Landtage nicht mehr beschickt, da es dem Herzog nur eine Schutzvogtei, nicht die Landesherrschaft über sich zugestand. Wolfenbüttel war als Burgsitz der Herzöge in früheren Zeiten von der Theilnahme an Reichs-, Kreis- und Landessteuern befreit und aus gleichem Grunde in der Landschaft nicht vertreten. In letzterer Beziehung ist auch daran nichts geändert, als die Residenz nach Braunschweig verlegt wurde.

sich dem in dem Herkommen begründeten Verlangen der übrigen Herrn Deputirten ex curia civitatum fügen, auch damit ein Gleiches von den künftig zu deputirenden Herrn der Stadt Braunschweig geschehe, davon im collegio des hiesigen Stadtmagistrats den Vortrag thun, und wie derselbe dem Herkommen gemäß seinen Herren Deputirten sich hierunter betragen zu lassen geneigt sei, mir Nachricht ertheilen möge".

Der Landsyndikus kam seiner Weisung sofort nach; es vergingen indessen Monate, ohne daß der Missethäter sich rührte. Da auch in einer späteren Conferenz der Ausschüsse laut einer besonderen Bemerkung des betreffenden Protokolles der Herr Hofgerichts-Assessor und Bürgermeister Flach von Braunschweig den Sitz bei dem kleinen Tische mit dem Bürgermeister von Seesen genommen hatte, so schien Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, die Heiligkeit des Herkommens gesichert, der Samen der Zwietracht verdorrt zu sein, als unvermuthet von Neuem ein Funken in's Pulverfaß geschleudert wurde. Der Landsyndikus Hartken berichtet darüber:

„Zur Nachricht.

Als bei der Conferenz des engern und großen Ausschusses den 26. Januarii 1774 die Herren des engern Ausschusses und die Herren des größern Ausschusses in curia praelatorum und nobilium sich, und ich nebst selbigen mich, an der großen Tafel niedergelassen, auch die 3 Herren Bürgermeister von Seesen, Schöningen und Königslutter sich nach dem für sie gesetzten Tische begeben, ist der Herr Hofgerichts-Assessor und Bürgermeister Flach von Braunschweig bei der großen Tafel neben mir stehen geblieben und hat sich herausgelassen, daß für ihn an dieser Tafel noch zu einem Stuhle Platz wäre. Darauf ich ihm antwortete, wie ihm bekannt wäre, was von den übrigen Herrn Bürgermeistern wegen des Sitzes und der Trennung des Herrn Bürgermeisters von Braunschweig vorgekommen, daß dieses Fürstliches Schatzcollegium per extractum protocolli durch mich an den damals dirigirenden Herrn Bürgermeister Koch gelangen lassen, daß selbiger davon Vortrag im Magistratscollegio thun und von dessen Entschlusse hierüber Fürstlichem Schatzcollegio Eröffnung geben möge, welches letzteres nicht geschehen. Der Herr Hofgerichts-Assessor Flach erwiderte, daß ihm davon nichts bekannt, der jedesmalige Bürgermeister von Braunschweig in possession wäre, bei Conferenzen am großen Tische Platz zu nehmen und wenn ihm dieses nicht verstattet werden sollte, er abtreten würde. Auf meine weitere Vorstellung, daß es an dem hiesigen Magistrat läge, daß derselbe gar nicht geantwortet, sonst, wenn es nöthig, die Sache an Serenissimum zur Entscheidung vom Fürstl. Collegio würde gebracht sein, welcher Vorstellung des Herrn Geheimen und Schatzraths von Hoym Excellenz beitreten, mit der Eröffnung, daß dieses eigentlich nicht des Fürstl. Schatzcollegii, sondern der übrigen Herrn Bürgermeister Sache wäre[3]), welches der Herr Hofgerichts-Assessor Flach damit beantwortete, daß er nicht aus der possession de facto gesetzet werden, auch die Herrn Stände soweit hierunter nicht Richter sein könnten, er protestirte gegen den heutigen Vorgang, wollte jedoch dermalen aus Respect gegen die Herrn Stände den Platz bei den übrigen Herrn Bürgermeistern nehmen,

welches

also geschehen, übrigens ist hierüber von dem Herrn Hofgerichts-Assessor und Bürgermeister Flach ad protocollum nichts vorgetragen,

auch

bei der am 29. Januar 1774 vorgewesenen Conferenz von ihm der Sitz bei den übrigen Herrn Bürgermeistern ohne weitere Widerrede genommen".

Die aus dem letzten Vermerke zu entnehmende Erwartung fernerweiter Friedfertigkeit seitens des braunschweigischen Herrn Deputirten erwies sich indessen leider gar bald als eine arge Täuschung. Senatus in Braunschweig war keineswegs gesonnen, sich ohne Weiteres aus dem angeblichen Besitz verdrängen zu lassen, und unterbreitete sein gutes Recht sofort dem Herzoge in einer Beschwerdeschrift[4]), aus der der helle Zorn hervorleuchtet. Es werde, heißt es darin, den Ständen, wie den gegenwärtig gewesenen Herrn Ministern verhoffentlich unentfallen sein, daß bei landschaftlichen Versammlungen der consul deputatus der Stadt Braunschweig seinen Sitz an der großen Tafel gleich nach dem deputato der Stadt Helmstedt[5]) auf dem daselbst gewesenen Stuhle der Tradition nach, von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, genommen habe. Es habe also sehr befremden müssen, daß im abgelaufenen Jahr deputati der Städte Seesen, Schöningen und Königslutter eine vermeintliche Beschwerde gegen die Stadt Braunschweig formiren wollen, als ob diese durch die Sitznehmung am großen Tische ein beleidigendes Vorrecht vor ihnen gesucht hätte. Am mehresten aber befremde es, daß, als am 26. Januar dieses Jahres der Bürgermeister bei einer in der landschaftlichen Stube gehaltenen Versammlung seinen gewöhnlichen Platz nehmen wollen, er „nicht allein, ohngeachtet Platzes genung an dem großen Tische übrig gewesen, dort keinen Stuhl gesetzet befunden, sondern auch von dem Landsyndico an den kleinen Tisch zu den deputatis der Städte unter dem nichtigen Vorwande, daß, weil die geforderte Erklärung nicht eingekommen, man die Stadt Braunschweig pro tacite consentiente gehalten hätte, gewiesen worden, wodurch er es denn zwar so weit gebracht, daß deputatus theils um der Heiligkeit des Ortes nicht zu nahe zu treten, theils um den gegen die ansehnlichen Herren Mitstände hegenden égard nicht zu verletzen und zugleich um alle Bewegungen zu vermeiden, welche eine sonst rechtliche, eigenmächtige Beschützung der possession erfordert, sich lieber in die Zeit schicken und unter geschehener Protestation de non omittendo, sed potius conservando jure civitati competente den Platz an dem kleinen Tische einnehmen wollen, in unterthänigster Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht die

3) Eine Ansicht, die leider vom Schatzcollegium nicht weiter vertreten ist.

4) Sie datirt vom 15. April 1774 und trägt die Unterschriften: Flach, Mund, Wilmerding, Koch.

5) Dem Mitgliede des engern Ausschusses, während Braunschweig, wie schon bemerkt, nur dem großen Ausschuß angehörte.

Stadt Braunschweig bei ihrer so lange gehabten possession gnädigst schützen werde“.

Es wird dann des Weiteren dargelegt, daß von einer Separation von den übrigen Städten gar nicht die Rede sein könne, weil man, wo de salute civitatum etwas vorgekommen und curiatim gestimmt sei, sowohl in publiquen, als privat-Häusern mit ihnen in Deliberation getreten sei, um de bono communi mit ihnen zu consultiren,

daß ferner, wenn in dem Sitze am großen Tische ein Vorrecht der Stadt Braunschweig etwa gefunden werden sollte, Braunschweig als primaria civitas und wegen der ihnen obliegenden, weit größeren conferendorum und onerum mit gutem Grunde ein solches behaupten könne, zumal da auch bei der Unterschrift des letzten und vorherigen Landtags-Abschiedes [6]) sogar Braunschweig vor der Stadt Helmstedt, die doch noch im engeren Ausschusse befindlich, die préference gelassen sei,

daß auch laut des §. 35 des Landtags-Abschiedes (vom 9. April 1770) die Curie der Städte mit den beiden anderen curiis ein corpus ausmachen und mit ihnen in der besten Verbindung erhalten werden solle, dieser Endzweck aber nicht durchgehends zu erhalten sei, wenn jene von den Curien der Prälaten und Ritterschaft gleichsam abgestoßen werde und an einem entfernten, separaten, kleinen Tisch sitzen solle, übrigens auch dergleichen Separatismus in keinem Landesgesetze gegründet sei und nur zu schädlichem Mißtrauen, (ob werde curia civitatum nicht so gut, als die anderen beiden Curien in corpore geachtet) Anlaß gebe

und

daß endlich Braunschweig auch den anderen Städten das Recht, sich gleichfalls an den großen Tisch zu setzen, nicht streitig mache und dort zu allen Zeiten Platz für alle städtische Deputirte sein könne, wenn nur „die an der großen Tafel sitzenden Land-Syndicus und Land-Rentmeister ihre Stellen etwas verrücken wollen oder auch die Tafel um ein paar Fuß, wozu Raum genung vorhanden ist, verlängert wird“.

Es folgt dann noch unter Berufung auf Pandektenstellen und die Schriften von Rechtsgelehrten der Nachweis, daß das Stillschweigen des Senatus auf die Beschwerde der 3 Städte als ein consensus in deren Ausführungen nicht angesehen werden könne, zumal einestheils das collegium Senatus wegen seiner gehäuften anderen Geschäfte seine Zeit auf Beantwortung dergleichen odiösen Querelen bisher nicht verwenden können, anderentheils auch dazu kein terminus praejudicialis präfigiret gewesen, auch nicht präfigirt werden können, weil, wenn die Sache processualiter tractirt werden sollte, sie vor die oberen judicia dieses Landes gebracht und daselbst entschieden werden müsse. Zum Schluß ergeht an den Herzog die Bitte, Se. Durchlaucht möge die Stadt bei der possession, in landschaftlichen Versammlungen, zu welchen sie miteingeladen werde, ihren Sitz an der großen Tafel nehmen zu können, schützen und gnädigst geruhen, deshalb Ordre zu ertheilen.

6) Gemeint ist der Landt.-Abschied von 1770 und der nach dem Convocationstage von 1774 vereinbarte Receß von 1775.

Der Herzog ließ durch Rescript vom 25. April 1775 dem Schatzcollegium Abschrift der Beschwerde mit der Auflage schleuniger Berichterstattung zugehen, bemerkte aber gleichzeitig, daß inzwischen, da der Stadt Deputirte sich in unstreitiger possessione vel quasi, praesente ministerio ducali an der großen Tafel mitzusitzen, befinde, es dabei billig sein Verbleiben habe.

Das Schatzcollegium trug in seinem Berichte den Thatbestand vor, der zur Beschwerde Anlaß gegeben hatte, hob hervor, daß es in Folge der anfänglich von dem Abgeordneten der Stadt Braunschweig bewiesenen Fügsamkeit die Sache für erledigt gehalten habe und anderenfalls sie dem Herzog zur Entscheidung vorgelegt haben würde, und bemerkte, daß das neuerliche Vorgehen der Stadt in hohem Maße überraschend sei, meinte auch, daß die Art desselben anmaßlich sei und die übrigen Städte heruntersetze. Dem Vorschlage, daß auch diese ihren Sitz an dem Tisch der Prälaten und Ritterschaft nehmen möchten, widersprächen sie selbst in einer in Abschrift beigefügten Eingabe unter Berufung auf das Herkommen, das ihnen bei landschaftlichen Versammlungen einen besonderen Tisch einräume. Dieses Herkommen bestehe in der That und sei allen Ständen bekannt. Der Bürgermeister von Helmstedt sitze in seiner Eigenschaft als Mitglied des engern Ausschusses an der langen Tafel. Nur wenn in Folge Ausbleibens eines Deputirten dort ein Stuhl ledig geblieben, überhaupt aber nur in sehr seltenen Fällen, habe der braunschweigische Deputirte ihn wohl eingenommen. „Denen unter uns, welche den landschaftlichen Conferenzen schon lange Jahre beigewohnet, ist noch gar wohl erinnerlich, daß, wenn der Bürgermeister von Braunschweig einen ledig gebliebenen Stuhl an der großen Tafel eingenommen hat, hernach weiland Geheime und Schatzrath von Cramm, wie auch weil. Geheime und Schatzrath von Bötticher geäußert, daß, wenn dergleichen sich wider das Herkommen wieder begeben solle, der Landsyndikus dem Bürgermeister von Braunschweig seinen Platz an der kleinen Tafel anweisen müsse, welchen beiden Schatzräthen das Herkommen hierunter schon vor sehr langen Jahren bekannt gewesen ist“. Dieses Herkommen könne die Integrität des corpus der gesammten Landschaft um so weniger stören oder eine Dismembrirung nach sich ziehen, als schon Jahrhunderte hindurch bei demselben die Integrität fortbestanden habe, im Gegentheil werde die Integrität der Curie der Städte, indem „sie sich in allen Fällen, auch im Sitzen zusammenhalten“, dadurch befestiget. „Wir wünschen nichts mehr, als daß allen Irrungen in der Curie der Städte vorgebeuget und das bisherige gute Vernehmen zur Beförderung des Landes Besten erhalten werden möge, müssen jedoch Ew. Durchlaucht in Unterthänigkeit überlassen, ob Höchst Dieselben nach dem angeführten Herkommen den Magistrat allhier gnädigst zu bescheiden oder über desselben Suchen die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter erst in Gnaden zu hören geruhen wollen.“ (Bericht vom 30. März 1774).[8])

8) Die Mitglieder des engern Ausschusses in den Jahren, in denen diese Vorfälle sich zutrugen, waren der Cammerrath Bokelmann, zugleich Dekan von St. Blasien,

Unterm 9. Juni 1774 erfolgte darauf eine Resolution des Herzogs. Daß sie sich die Anschauung des Schatzcollegiums nicht angeeignet haben kann, erhellt aus einem Briefe, den der Landrentmeister Bokelmann am 17. Juni an den Landsyndikus abschickte. Er theilt darin mit, daß er am Abend vorher Gelegenheit gehabt habe, dem Erbprinzen die „besorglichen, widrigen Folgen von dem bewußten Fürstl. Rescript“ mündlich vorzustellen und, da sie gut aufgenommen, der getroffenen Abrede nach auf ein anderweites Rescript anzutragen, durch welches die Publication des ersteren aufgeschoben oder solches allenfalls zurückgefordert werde. Auch dieser Vorschlag habe soweit Beifall gefunden, daß Se. Durchl. noch sofort des Herzogs Durchl. solches haben vortragen wollen, und habe er sogleich ein derartiges Rescript selbst abfassen müssen. Nähere Nachrichten über diese Sache und die Aeußerungen des Erbprinzen behält er sich mündlich vor.

Der Erbprinz hielt Wort. Wenige Tage hernach sandte er dem Landsyndikus Hartken ein eigenhändiges Schreiben folgenden Inhalts:

„Des Herzogs meines Herrn Vatters Durchl. haben auß bewegenden Ursachen gnädigst geruhet, mir aufzutragen, daß unterm 9. d. an löbl. Schatz-Collegium erlassene Rescript, den Sitz der Stadt Braunschweig bey Versammlung des Größern und Engern Ausschusses betreffend, von den Herrn Landt Sindicus hiemit wieder zurückzufordern, wie dan Höchst dieselben noch anderweitig diese Sache sich wollen vortragen lassen und daher die Publication des Rescripts vermieden wissen wollen. Dieselben ersuche dahero, mier fordersamst dieses Rescript zurückzusenden und von der mier besonders hierunter erzeigten Gefälligkeit sich versichert zu halten, der ich mit vieler Hochachtung verbleibe

Deroselben

Braunschweig, den 18. Juny 1774.

ganz ergebener
Carl W. F. Erbprinz
zu Braunschw. u. Lün.

Das sonach verheißene, anderweite Rescript ließ lange auf sich warten. Vielleicht mochte Serenissimus hoffen und glauben, daß die allheilende Zeit auch hier ihre lindernde Wirkung auf die erregten Gemüther ausüben und ihn der Nothwendigkeit entheben werde, dem Streit durch ein fürstliches Machtwort ein Ende zu setzen, vermuthlich aber lagen ihm auch wohl dringendere Sorgen an seinem landesväterlichen Herzen, wie ihm denn die überaus betrübenden Verhältnisse des fürstlichen Cammergutes und die demnach nicht zu umgehende Beschwerung seiner getreuen Unterthanen in seinen letzten Regierungsjahren manche verdrießliche Stunde bereitet haben dürften. Aber die Sache hatte doch nach Ansicht der Schatzräthe eine zu bedeutende Importanz und Consideration, als daß sie hätte auf sich beruhen mögen, und so erschien dann — reichlich $1^1/_2$ Jahr nach dem Bericht des engeren Ausschusses — ein Höchstes Rescript, welches kurz, nervose, und deutlich sich dahin verlauten ließ:

„Carl, Herzog ꝛc. Uns ist aus eurem unterthänigsten Bericht vom 30. Mai des vergangenen Jahres, den Sitz der Stadt Braunschweig bei den Conferenzen Unseres Fürstl. Ministerii mit dem Engeren und Größeren Ausschuß betreffend, umständlicher Vortrag geschehen“.

„Wie Wir nun nicht absehen können, wie die zum Größeren Ausschuß mitdeputirte 3 Landstädte der vor ihnen so weit erhabenen Haupt- und Residenzstadt Braunschweig ein unterscheidendes Vorrecht mit einigem Grunde mißgönnen und es als eine Trennung in der curia civitatum ansehen mögen, wann gedachte Stadt in der Versammlung des Engeren und Größeren Ausschusses sowohl, als wenn nebst jenem zugleich einige von diesem in Fürstl. Geheimer Rathstube erscheinen, nicht bei ihnen an dem Nebentische, sondern an der langen Tafel sitzet, da die Stadt Helmstedt, welche eben auch daran sitzet, dadurch gleichfalls nicht von ihnen getrennt zu halten sein mag, so ist unser gnädigster Wille, daß wenngleich ein ganz beständiges und unveränderliches Herkommen solches bishero nicht mit sich gebracht, von nun an künftig mehrerwähnte Stadt Braunschweig um so mehr, als sie auf offenen Landtägen vor Helmstedt selbst den Vorsitz hat, nächst dieser den Sitz an der langen Tafel haben solle. — Braunschweig, den 23. November 1775. Carl Hz. v. Br. Oggezeichn. v Praun“.

Allein in dem Bewußtsein seiner guten Sache ließ sich das Schatzcollegium nicht schrecken. Es beschloß vielmehr, nochmals „kurz vorzustellen, daß das Herkommen in diesem Betracht beibehalten werden möge, dabei auch den Landtags-Abschied de 1770 und Landes-Receß de 1775 zu allegiren“. Beides geschah in einem Bericht vom 17. Januar 1776:

„Weil sehr viele Landesangelegenheiten auf dem Herkommen beruhen, so haben Ew. Durchlaucht Getreue bei den Handlungen des letzten Landtages, wie auch der letzten allgemeinen landschaftlichen Versammlung devotest gebeten, daß das Herkommen in seinen Kräften und Verbindlichkeit bleiben möge; darauf dieselben in dem proemio des Landt.-Abschiedes vom 1. April 1770 und in dem proemio, auch Artikel 36 des Landesrecesses vom 2. September 1775 die Höchste Landesherrliche Erklärung und Versicherung erhalten haben, daß vorige Landtags-Abschiede, Reverse, Recesse, Verträge und Herkommen vorbehalten und in ihren vollen Würden, Kräften und Verbindlichkeiten verbleiben sollen. Wie also dem Herkommen gleiche Verbindlichkeit mit den Landtags-Abschieden, Reversen, Recessen und Verträgen gnädigst beigelegt worden, so würde es unsere gesammten Mitstände, wenn wir an selbige diese zu der ganzen Landes-Verfassung gehörige Angelegenheit nach unseren Pflichten bringen müßten, wie uns, auf das Empfindlichste schmerzen und in Bestürzung setzen, daß das Herkommen auch nur in einem Stücke einen Abfall in seiner Kraft und Verbindlichkeit leiden sollte. Zu Ew. Durchl. Höchsten landesväterlichen Gnade hegen wir jedoch noch das devoteste Vertrauen, daß Höchstdieselben zum ferneren Troste

---

der Geheime und Schatzrath von Hoym Exc., der Oberhauptmann und Schatzrath von Bülow, der Schatzrath von Honrodt und der Hofrath Cellarius, Bürgermeister von Helmstedt, daneben mit berathender Stimme der Landsyndikus Hartken.

und Beruhigung der unterthänigsten getreuen Stände das Herkommen in allen Stücken, also auch in Betreff des Sitzes der Stadt Braunschweig bei den landschaftlichen Zusammenkünften und anderen Conferenzen nach den Landes-Recessen in seinen vollen Würden und Kräften erhalten zu lassen gnädigst geruhen werden, darum wir unterthänigst bitten".

Dem Bericht folgte fast unmittelbar die Allerhöchste Erwiderung, welche die Streitfrage eingehender, als bisher geschehen, erörtert, das Schatzcollegium mit seinen Beweisgründen nach verschiedenen Seiten hin ad absurdum führt, hier und da auch gröberes Geschütz zwischen den Zeilen spielen läßt. Das letzte landesfürstliche Rescript, so wird dort gesagt, sei theils durch die eigenen früheren Aeußerungen des Schatzcollegiums, theils durch billige Betrachtungen veranlaßt. Zu jenen zähle namentlich die Anerkennung, daß die Sache zur Höchsten Entscheidung gehöre, womit die gegenwärtige Aeußerung, daß der Ausschuß die Sache allenfalls nach seinen Pflichten an die gesammten Mitstände bringen müsse, gar nicht übereinstimme. Wenn ferner im vormaligen Berichte anheimgegeben sei, den Magistrat nach dem Herkommen zu bescheiden oder die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter in Gnaden zu hören, so ergebe sich daraus deutlich, daß die Sache damals als eine zwischen der Stadt Braunschweig und den betreffenden drei kleinen Städten obwaltende, allenfalls im Wege Rechtens auszumachende Differenz und nicht, wie jetzt gesagt werde, als eine zu der Landesverfassung gehörige Angelegenheit, das Gebot des Höchsten Rescripts vom 23. November v. J. daher auch nicht als empfindliche Kränkung und eine Abweichung vom Inhalt der Landtagsabschiede und Recesse betrachtet sei und habe betrachtet werden können. Die für die Stadt Braunschweig eintretenden billigen Betrachtungen beständen vornämlich darin,

daß alle drei Curien ein inseparables Corpus ausmachten und das Sitzen der curia civitatum an einem besonderen Nebentische überhaupt einer im Art. 5 der Landes-Privilegien vom 9. April 1770 verbotenen Dismembrirung ähnlich sehe[9]),

daß wenn die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter es bei dem in Ansehung ihrer anerkannten Herkommen bewenden lassen und sich mit dem Sitz an der Nebentafel begnügen wollten, sie darum noch kein Recht hätten, zu verlangen, daß Braunschweig sich ihnen gleich stellen und allen Unterschied zwischen großen und kleinen Städten an die Seite setzen solle,

daß, wenngleich Braunschweig seiner vormaligen Widersetzlichkeit halber bei Errichtung des Schatzcollegii übergangen und die in letzterem ex curia civitatum zu besetzende Stelle der Stadt Helmstedt beigelegt worden, doch diese Stadt bei offenen Landtagen, wo die Glieder des engeren und großen Ausschusses in ihre curias zurückträten, jener weichen müsse, letztere daher auch bei Versammlungen der Ausschüsse vor den anderen Städten wohl einen Platz an der langen Tafel, wo auch die Stadt Helmstedt sitze, begehren möge,

daß endlich aber auch die gemeinschaftlichen Rechte der curia civitatum nicht mehr dabei litten, wenn die Stadt Braunschweig an der langen Tafel sitze, als bisher dadurch, daß die Stadt Helmstedt ihre Stelle daran habe, und daß alle übrigen Stände eben so wenig dabei verlören, noch einen anderen Grund des Widerspruchs anführen könnten, als ein beständiges gegenseitiges Herkommen, woran es gleichwohl gänzlich ermangele.

„In Betracht aller angeführten Umstände", lautet sodann der Schluß, „sind Wir nun gewiß genug versichert, daß Unsere getreuen Stände sich über den Inhalt Unseres gnädigsten Rescripti vom 25. November 1775 zu beschweren keine gerechte, noch billige Ursache haben, Wir sind auch nicht gemeinet, Uns wenigstens bei den Ministerial-Conferenzen, zumal ein beständiges Herkommen nicht zu erweisen steht, etwas vorschreiben zu lassen, noch Uns der Uns allein zustehenden Decision zu begeben, daher es in diesem Stück bei mehrgedachtem Rescripto lediglich sein Bewenden hat. Soviel aber die Sitzung bei den landschaftlichen Zusammenkünften anlanget, wünschen wir, daß ihr selbst die Billigkeit sothanen Rescripti einsehen möget, und erwarten nach eurer ferneren reiflichen Ueberlegung der Sache euer unterthänigstes und billiges Gutachten, wie denn das Herkommen, wenn es auch nur in einem Stück, so geringe es an sich selbst sein mag, keinen Abfall an seiner Kraft und Verbindlichkeit leiden soll, ohne daß die Deputirten kleinerer Städte für sich die Sache weiter zu regen verlangen, behauptet werden möge. In Gnaden. Braunschweig, den 20. Januar 1776. Carl Hg. v. Br. (ggz.) Praun".

Die Annahme des Herzogs, daß das Schatzcollegium die Billigkeit der erlassenen Verfügung nunmehr selbst einsehen werde, zeugt von einem wohlthuenden Optimismus, aber sie traf nicht zu. Man beschloß vielmehr im Hinblick auf die geschehene Gestattung einer nochmaligen gutachtlichen Aeußerung, eine unterthänigste Vorstellung wider die ergangene Entscheidung unter Wiederhohlung der früheren Anträge einzureichen. War doch wenige Tage nach dem Eingang des landesfürstlichen Rescripts den getreuen Ständen in dieser leidigen Angelegenheit ein neuer Kummer bereitet. Am 23. Januar 1776 hatte auf der Fürstl. Geheimrathsstube zur Abnahme der Privatcassen- und Commißbäckerei-Rechnungen, wie in solchen Fällen üblich, eine Zusammenkunft der beiden Ausschüsse mit den Ministern stattgefunden, wobei „es ebenso unvermuthet, als betrübt gewesen, daß von dem Geheimen Rathe von Praun dem Bürgermeister von Braunschweig der Platz an der Großen Tafel, wie vorher nie geschehen, ordentlich angewiesen, also damit etwas Neues vorgenommen worden". Um so dringlicher mußte es

9) Der Art. 5 heißt:
„Der gnädigste Landesherr wollen alle drei Stände dieses Herzogthums, nämlich Prälaten, den Ritterstand und die Städte jetzo und in künftiger Zeit bei einander unverrückt bleiben lassen, die Integrität des corporis getreuer Landschaft beständig erhalten, auch dabei alle und jede beständige Dismembrirung äußerster Möglichkeit nach verhüten, keineswegs aber einigen Stand mit dero Willen versinken und ausgehen lassen".
Es ist schwer begreiflich, wie dieser auf die staatsrechtliche Sicherstellung der einzelnen Curien bezügliche Artikel überhaupt hier hat verwerthet werden können.

erscheinen, nochmals einen Versuch zur Rettung des alten Herkommens zu machen. Das ist denn auch geschehen in einer Eingabe vom 29. Januar 1776, die mit großer Ausführlichkeit das Verlangen der Stadt Braunschweig nach wie vor als unbillig darzustellen sich bemüht, neue Gesichtspunkte aber kaum darbietet. In Beziehung auf den Ausgangspunkt der ständischen Beschwerde, das Herkommen, wird bemerkt, daß ein landschaftliches Herkommen allezeit „das Alterthum voraussetze“, also durch wenige Ausnahmefälle, die sich von ungefähr in neueren Zeiten zugetragen haben möchten, nicht entkräftet werden könne. Es ist darauf hingewiesen, daß in den benachbarten Celleschen, Hildesheimischen und anderen Landschaften in Betreff des Sitzes der Städte an einem besonderen Tisch ein gleiches Herkommen, wie hier, beobachtet werde. Man wiederholt die Besorgniß, daß die Mitglieder des großen Ausschusses gleichen Schmerz, wie ihre Collegen vom engeren Ausschuß empfinden würden, wenn in den landschaftlichen Zusammenkünften das Herkommen nicht in Kraft bleiben solle. Und man versteigt sich schließlich zu der Versicherung, die Ueberzeugung gesammter treuer Stände des weiteren Ausschusses von der Gewißheit dieses Herkommens sei so groß, daß wegen der Abweichung von demselben „eine Zerrüttung und Unterbrechung der heilsamen Deliberationen bei vorkommenden Landesangelegenheiten“ zu befürchten sei.

Aber diese Schreckbilder verfehlten ihre Wirkung. Serenissimus fand sich nicht bewogen, auf die Eingabe eine Erwiderung in Gnaden erfolgen zu lassen, und so hatte es bei der früheren Bescheidung des Ausschusses sein Bewenden. Wohl nicht ohne die stille Hoffnung, daß der Sturmlauf nun von einer anderen Seite nochmals unternommen werde, setzte jetzt das Schatzcollegium die Städte Seesen, Schöningen und Königslutter von dem Inhalt der landesfürstlichen Rescripte in Kenntniß und hatte auch die Freude, binnen Kurzem ein an den Herzog gerichtetes ehrerbietiges Gesuch dieser Städte mit beifälligem Berichte an die Höchste Stelle einsenden zu dürfen. Für die Kennzeichnung der Anschauungsweise, die dieses Gesuch beherrscht, dürfte die in ihm ausgesprochene Meinung genügen, daß das Begehren der Stadt Braunschweig aus einer bloßen Geringschätzigkeit der übrigen Städte und deren Deputirten herrühre und es nicht anders sein könne, als daß „der Deputirte der Stadt Braunschweig sich schämet, bei den Deputirten der übrigen Landstädte zu sitzen, weil das Glück nicht gewollt, daß sie Bürgermeister in Braunschweig sein sollen“. Daher kann dem hohen Landesherrn gewiß nicht verübelt werden, wenn auch diese Eingabe gleich der sie befürwortenden Empfehlung des Schatzcollegiums unberücksichtigt geblieben ist. Damit hatte endlich die ganze Angelegenheit ihre Erledigung gefunden.

Es wird nicht nöthig sein, die mitgetheilten Vorgänge, die eine äußere Formfrage zu einer ernsten Landesangelegenheit aufbauschten und in einer Abweichung von der in der ständischen Versammlung bisher geübten Hausordnung einen Bruch der verfassungsmäßig der Landschaft gewährleisteten Gerechtsame erblicken lassen, irgendwie noch weiter zu commentiren.

Seither ist ein Jahrhundert vergangen und die alte Landschaft mit ihren drei Curien längst zu Grabe getragen. In den heiligen Hallen des landschaftlichen Hauses sitzen nunmehr Prälaten, Ritter, Bürger und Bauern friedfertig an- und durcheinander gereiht an der grünumsponnenen „langen Tafel“ und berathen einträchtiglich die Wohlfahrt des Landes, ohne befürchten zu müssen, daß — wie senatus von Braunschweig in seiner Eingabe vom 15. April 1774 sich diplomatisch ausdrückte — einer der Herrn Mitstände diejenigen Bewegungen gegen sie ausübe, die „eine eigenmächtige Beschützung der possession erfordert“.

Die Wasserversorgung der Gebäude des Burgberges bei Harzburg in alter und neuer Zeit.

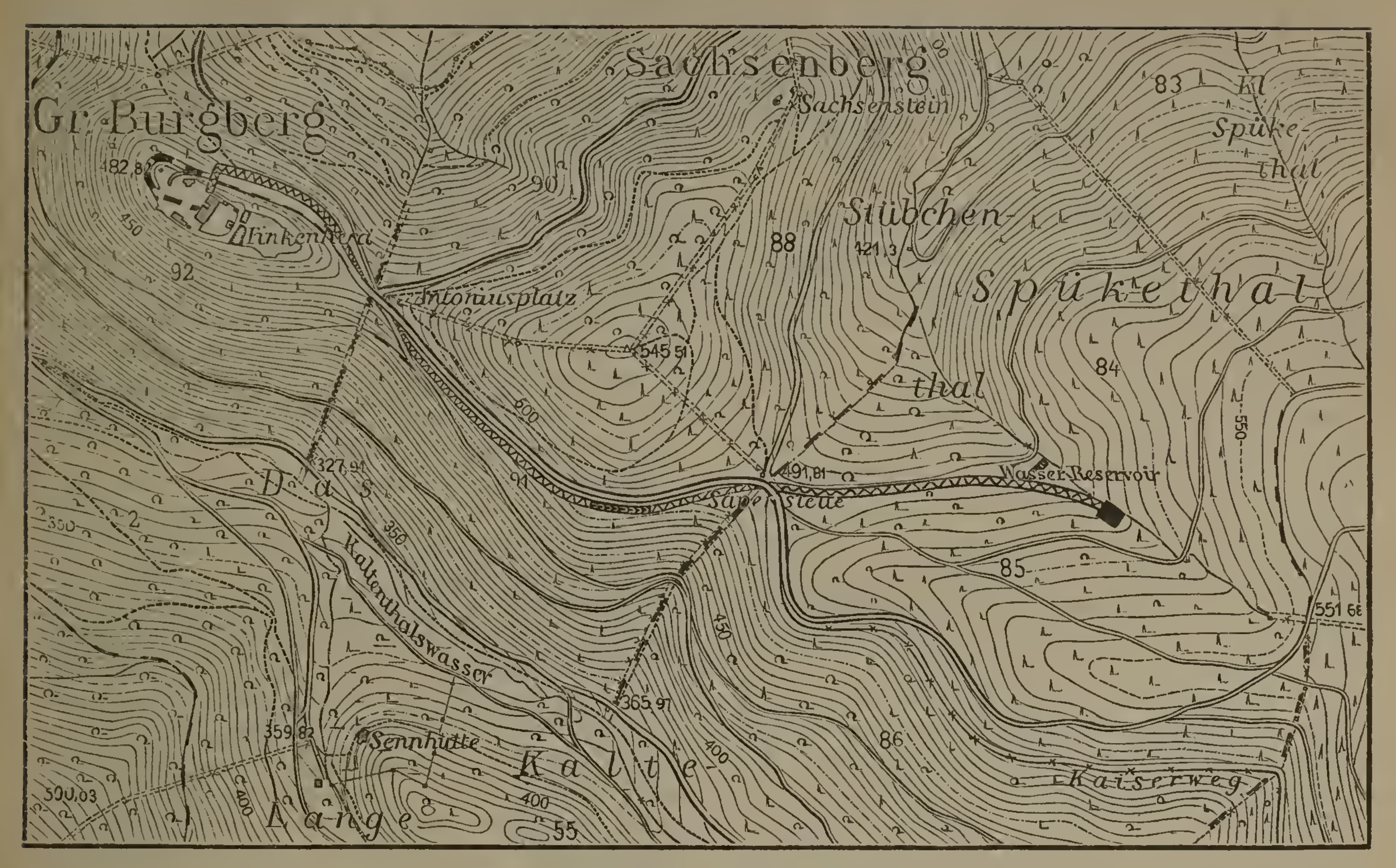
Von Karl Müller.

Schon seit Jahren machte sich der Mangel einer Wasserleitung für den Burgburg bei Harzburg trotz des dort vorhandenen, zum Theil allerdings verschütteten Brunnens sehr fühlbar. Nicht allein für die Wirthschaft und für die Besucher derselben, die — wie wir Alle ja schmerzlich empfunden haben — jeden lauwarmen Trunk mit einem baaren Groschen bezahlen mußten, sondern auch zur Herbeiführung einer für jede menschliche Wohnung dringend wünschenswerthen Feuersicherheit erschien die Anlage einer Wasserleitung als dringendes Bedürfniß. Hätte doch ein einziger auf Irrwege gerathener Funken noch vor Jahresfrist, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, die ganze hölzerne Burgbergsherrlichkeit in Asche legen können!

Um hier Abhülfe zu schaffen, wurde im Vorjahre eine Wasserleitung angelegt, die von den Quellen des obern Stübchenthales gespeist wird.

Bei Herstellung dieser Leitung wurden nun unter Anderen auch Theile einer sehr alten Wasserleitung, theils nahe unter der Erdoberfläche, theils tiefer gelegen, und zwar auf den in der beigefügten Situationszeichnung durch dunkelen Druck bezeichneten beiden Punkten aufgefunden bez. „ausgebuddelt“. Die alte Leitung verfolgt hiernach, gerade wie die neue, zuerst den sogenannten Kaiserweg. Eine Strecke von 40 m ist hier die alte neben der neuen Leitung an der bezeichneten Stelle aufgedeckt worden. Dann treten beide in das Stübchenthal. Während hier aber die neue Leitung das Thal bis zu dem im Plane angedeuteten Sammelbassin der Länge nach durchzieht, durchquert die alte Leitung, die hier wieder in einer Länge von 13 m aufgefunden worden ist, dasselbe bis zu der ebenfalls bezeichneten Stelle des sog. Spükethales.

Die Quellen des letzteren Thales wurden hier, wie noch deutlich erkennbar ist, durch eine aus Findlingen hergestellte Thalsperre gesammelt, und durch das so hergestellte Reservoir muß die alte Leitung gespeist sein, wenn auch eine Einmündung derselben in jenes Reservoir bislang ebensowenig aufgefunden werden konnte, wie ihr Zusammenhang mit dem noch jetzt vorhandenen Brunnen des Burgbergs, der den ehemaligen Bewohnern



neue Wasserleitung.
alte Wasserleitung.

desselben ja zweifellos das erforderliche Wasser gerade durch jene Leitung geliefert haben wird.

Daß wir es hier mit einer sehr alten Leitung zu thun haben, beweist übrigens schon die Form der aufgefundenen Röhren. Paßt doch auf diese, wie überhaupt auf die ganze Leitung, genau die Schilderung des Marcus Vitruvius Pollio, des bekannten Baumeisters der Kriegsmaschinen unter Julius Caesar, wenn er im achten Buche seiner „Baukunst" über die Herstellung von Wasserleitungen, die mit geringen Kosten angelegt werden sollen, Nachfolgendes schreibt:

„Man mache gebrannte thönerne Röhren — tubuli — nicht unter 2 Zoll dick und an dem einen Ende spitzig — lingulati —, daß eine in die andere paßt und sich genau einschließt. Sodann vergieße man die Fugen der Zusammenfügung mit lebendigem Kalk, welcher mit Oel angemacht ist. Das Einzige ist noch zu beobachten, daß beim ersten Einlassen des Wassers in die Röhrenleitung Loderasche — favilla — mit hineingethan werde, um die Fugen, wo sie etwa nicht genugsam vergossen sind, damit zu verstopfen".

Man sieht an den aufgefundenen Röhren, daß das Recept des Vitruvius hier genau befolgt wurde. Selbst die Asche der Dichtung war stellenweise noch festzustellen.

Geht die Art und Weise der Herstellung der alten Burgbergsleitung aber auf römische Anleitung zurück, so kann schon daraus ihr hohes Alter gefolgert werden.

Jedenfalls wird sie bereits bei der ersten geschichtlich festgestellten Bebauung des Burgberges unter Kaiser Heinrich IV., der zwischen 1065 und 1069 dort die größte seiner zur Unterjochung der Sachsen gegründeten Vesten errichtete, angelegt und bei der Zerstörung der Burg durch die gegen Heinrich empörten Sachsen im Jahre 1074 der eigenen Verwüstung nur in Folge ihrer durchaus geschützten Lage entgangen sein.

Bei der ferneren Zerstörung der auf Heinrich's Befehl von dem Herzog Otto von Nordheim wieder aufgebauten, später jedoch abermals den Sachsen überlieferten Veste im Jahre 1076 dürfte die Leitung ebenfalls verschont geblieben sein, so daß auch die unter dem Kaiser Friedrich I. zum dritten Male erstandene und von Kaiser Otto IV. (der 1218 auf der Harzburg starb) mit neuen Befestigungen versehene Burg höchstwahrscheinlich immer noch durch jene alte Leitung mit dem nöthigen Wasser versorgt wurde. So wird denn diese erste Leitung wohl functionirt haben, bis einst Herzog August der Jüngere die Gebäude der alten Harzburg völlig abbrechen ließ und aus dem Materiale 1651—54 ein neues Schloß in Bündheim erbaute. Denn keinesfalls sind vor Ausführung der jetzigen Wasserleitung zwei alte Leitungen hergestellt worden. Man würde sonst sicher Bruchstücke dieser zweiten Leitung bei den vorjährigen Erdarbeiten aufgefunden haben.

Schließlich bemerke ich noch, daß, wenn auch eine unterirdische Verbindung der alten Harzburg mit Goslar in das Reich der Fabel zu verweisen ist, doch möglicherweise mittelst des vorhandenen Schachtes — des alten Brunnens — und eines Stollens der alten

Wasserleitung aus der belagerten Burg zu entkommen war. Die Flucht Heinrich's IV. während der Einschließung seiner Veste durch das Heer der Sachsen könnte vielleicht solcher Art bewirkt sein.

Bücherschau.

W. Bettinghaus. Zur Heimathskunde des Lüneburger Landes mit besonderer Berücksichtigung des Klosters und der Gemeinde Wienhausen. II. Theil. Von der Reformation bis zum J. 1855. Celle, W. Ströher (1898). 95 S. 8⁰. 1 M 25.

Dem ersten Bändchen, das S. 104 des vorigen Jahrganges besprochen wurde, hat jetzt der Verf. ein zweites folgen lassen, das sein Werk zu Ende führt. Denn nach dem J. 1855, wo König Georg V. das Kloster Wienhausen besuchte und in Oppershausen an der dreihundertjährigen Gedenkfeier des Augsburger Religionsfriedens Theil nahm, hat sich in der dortigen Gegend nichts ereignet, was allgemeines Interesse beanspruchen könnte. Hierauf hat der Verf. seinen Vorwurf beschränkt; nur so weit, wie dieses Interesse vorlag, ist er auf die Geschichte Wienhausens eingegangen, an das sich ja viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen. Eine eigentliche Heimathskunde des Orts beabsichtigt er später zu veröffentlichen. So liefert er uns jetzt eine klare, verständlich geschriebene Erzählung der Reformation des Lüneburger Landes, die in der Hauptsache durch Herzog Ernst den Bekenner und Urbanus Rhegius ausgeführt wurde, und der späteren Schicksale, die das Land unter Ernst's Söhnen, dem Herzoge Georg und dessen Nachkommen, im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, während der französischen Fremdherrschaft und zu anderen Zeiten erlebt hat. Auf die kirchlichen Verhältnisse, zumal die der Klöster, wird dabei besondere Rücksicht genommen. S. 40 f. sind auch die evangelischen Aebtissinnen von Wienhausen aufgeführt.

A. von der Elbe, Der letzte Düsterhop. Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. I. u. II. Band. Jena, Herm. Costenoble 1899. 222 und 222 S. 8⁰. 6 M.

Wir erhalten hier ein lebensvolles Bild aus der traurigen Zeit nach dem großen deutschen Kriege. Der Sohn einer angesehenen Patricierfamilie der Stadt Lüneburg, dem es daheim in der Contorstube zu enge geworden war und der in der weiten Welt unter wechselnden Fahnen reichen Kriegsruhm und auch einige Beute sich erworben hat, kehrt nach dem Friedensschlusse mit einer katholischen Frau und zwei kleinen Kindern in die Heimath zurück, wird aber trotz seiner hülfsbedürftigen Lage mitsammt seiner Familie von der strengen und thatkräftigen Mutter aus dem Hause gewiesen. Theils im Grimm über diese Behandlung, die ihn gegen das Vaterhaus, die Vaterstadt, die ganzen bestehenden Verhältnisse auf das Heftigste aufbringt, theils von der Noth und den Verhältnissen getrieben, wird er der Führer einer Räuberbande, die eine Reihe von Jahren hindurch unweit der Stadt Lüneburg ein verwegenes Gewerbe treibt, bis er und die Meisten der Genossen durch Verrath ihren Untergang finden. Schon vor der Katastrophe ist der Sohn dieses Hauptmanns, den der Vater von seinem dunkelen Treiben ängstlich fern hält, nach Lüneburg geschickt, wo er unter der Zucht der Großmutter seine Jünglingsjahre verlebt, sich zu einem tüchtigen Manne entwickelt und auf der Stätte, wo der Vater ein wildes Räuberleben führte, eine friedliche segensreiche Culturarbeit eröffnet, so die Verfehlungen des Vaters aufs Beste sühnt und zuletzt mit der gestrengen Großmutter in schönster Eintracht lebt. Wir können Freunden geschichtlicher Dichtung aufs Beste das Werk empfehlen, das, wenn auch nicht ganz frei von Unwahrscheinlichkeiten, gut in den Geist der Zeit einführt und eine Reihe prächtig gezeichneter Charaktere uns vor Augen stellt.

Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg), Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman. Marburg, N. G. Elwert 1899. 329 S. 8⁰. 4 M.

Im Vorworte schreibt der Verfasser: „Mein Buch ist besonders für die Hessen geschrieben, ich hoffe aber, daß die Thaten dieses jungen tapferen Hessen auch das Gesammtpublikum interessiren werden“. Das kann gewiß besonders auch von uns Braunschweigern gelten. Denn zu einem großen Theile handelt das Buch von den Erlebnissen eines Jünglings in Nordamerika, der dem Hessischen Truppencorps angehörte, das im Nordamerikanischen Freiheitskriege den Engländern zur Verfügung gestellt worden war. In ähnlichen Lagen wie dieses haben sich aber auch die vom General v. Riedesel befehligten Braunschweigischen Regimenter befunden, die häufig mit den Hessen zusammen operirten und deren auch im vorliegenden Werke wiederholt gedacht ist. Ein großer Theil der in einem Nachtrage ziemlich zwecklos abgedruckten „Urkunden und Originalbriefe“ rührt von dem genannten Officiere her. Wie weit die Angabe des Verfassers zutrifft, daß die Erlebnisse des Helden seiner Erzählung sich in der beschriebenen Weise zugetragen haben, und daß sein Buch, das er einen historischen Roman nennt, mit mehr Recht den Memoirenwerken zuzuzählen sei, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Ganz zuverlässig ist das Werk weder in historischer noch in topographischer Hinsicht. Die Zahl der deutschen Landesfürsten konnte um 1780 Niemand auf 25 beschränken (S. 168); es ist unmöglich, daß am Schlosse zu Darmstadt „im Vordergrund der blaue Rhein dahin floß“ (S. 113). Immerhin werden das Buch Viele, die nicht zu hohe Anforderungen an dichterische Gestaltungskraft und Darstellungskunst stellen, zumal wegen des behandelten Vorwurfs mit Interesse lesen.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 27 und 28. Zur Leichenverbrennung; Offene Kirchen, tägliche Früh- und Abendandachten, eine dringende Pflicht der evang. Kirche. — 28. u. 29. Hinkel erbauliche Ansprache in der Conferenz der luther. Kirche in Br. — 28.—31. die Erweckung unserer Gemeinden. — 30. Jahresfest der Idioten-Anstalt in Neu-Erkerode. — 32. Luther. Gotteskasten i. Herzogth. Braunschweig; Brief d. Missionars Kabis an P. Bartels-Hildesheim; ist ein kirchliches Amtsblatt nothwendig bezw. wünschenswerth? — 33. Bibel u. Volksschule; unser neues Gesangbuch.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 5. November **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Der Tod des Herzogs Franz zu Braunschweig und Lüneburg.

Am Christabend des Jahres 1601 fand Herzog Franz zu Braunschweig und Lüneburg [1]), der als Domherr in Straßburg lebte, in den Fluthen der Rench in seinem dreißigsten Lebensjahre einen plötzlichen Tod. Erst Tags zuvor hatte er sich von seinem jüngeren Bruder, dem später so berühmten Herzoge August, verabschiedet, der sich längere Zeit in Straßburg aufgehalten hatte und jetzt wieder in die Heimath zurückkehren wollte. In Gemeinschaft mit dem Herzoge Christian zu Schleswig-Holstein, dem Decanatsstatthalter des Domstifts, hatte ihm Franz bis Rastatt das Geleite gegeben. Am 23. December war August auf Durlach nach Norden weiter geritten, während die beiden Andern, um nach Straßburg heimzukehren, wieder nach Süden zogen und in Stahlhofen Nachtquartier nahmen. Als sie am folgenden Tage bei Renchenloch auf gräflich Hanauschem-Gebiete über die Renchbrücke ritten, ereignete sich der schon erwähnte Unglücksfall. Er hat seiner Zeit großes Aufsehen erregt, und natürlich lauteten die Zeitungen, die davon in die Welt ausgingen, sehr verschieden. Bald wurden Stimmen laut, die der Begleitung des Fürsten den Vorwurf der Muthlosigkeit oder der Fahrlässigkeit machten. Man konnte sich vieler Orten schwer vorstellen, daß die Rench, sonst ein kleines, wenn auch munteres Gewässer, das etwa kniehoch seine Fluthen dahinführte, jetzt einen jungen geübten Reiter mit solcher Gewalt dahin reißen konnte, daß die Hülfe seiner Freunde und Diener, die den Unfall sogleich erblickten, dagegen machtlos war. Theils um solchem Gerede entgegenzutreten und das Unglück aus dem ungewöhnlichen Anschwellen des Flusses zu erklären, theils um die dem Rhein benachbarten Fürsten aufzufordern, auf den von den Wellen fortgeführten Leichnam des Herzogs Acht geben zu lassen, hatte schon unterm 28. December 1601 Markgraf Johann Georg von Brandenburg, der postulirte Administrator des Hochstifts Straßburg, an den Kurfürsten von der Pfalz, den Markgrafen von Baden, die Landgrafen von Hessen und auch an entfernter wohnende Fürsten ein Schreiben gerichtet, in dem von dem traurigen Vorfalle ein genauer Bericht gegeben worden war. Mit der gleichen Bitte hatte schon vorher Herzog August sich an die Fürsten gewandt, an deren Gebiet der Leichnam seines Bruders anlanden konnte.

Den Herzog August hatte die Trauerbotschaft noch in Durlach erreicht; er war nun sogleich umgekehrt und in eiliger Reise am 26. December im Straßburg wieder eingetroffen. Zwei Tage noch mußte er sich gedulden, bis der entseelte Körper seines Bruders in der Rench aufgefunden wurde. Tags darauf schickte er seinen Knecht Hans nach Haus, wo er die Unglücksnachricht vor Allem der alten Mutter, der Herzogin Ursula, mittheilen sollte.

Ganz besonders aber war dem Herzoge Christian zu Schleswig-Holstein, vor dessen Augen das Unglück sich zugetragen hatte, daran gelegen, den wahren Sachverhalt davon festzustellen und zu verbreiten. Er ließ daher, um die „allerley ungleiche Reden, Bericht und Urtheil“, die „der Welt gemeinem Brauch nach“ von gutgläubiger und böswilliger Seite darüber ausgesprengt waren, zu entkräften und zum Schweigen zu bringen, einen genauen Bericht über das ganze Ereigniß abfassen, den er dann in Gegenwart des Stiftsraths Mich. Daniel Polandt und seiner Hofjunker Joachim von Rohnstett und Melchior von Warmsoht, sowie zweier Zeugen durch den Notar Michael Beringer in ein förmliches Notariatsinstrument aufnehmen ließ. Sowohl von dieser Urkunde, wie auch von dem erwähnten Schreiben des Administrators Johann Georg schickte er unterm 11. Januar 1602 eine Abschrift an den Herzog Heinrich Julius nach Wolfenbüttel. In dem erstgenannten ungleich ausführlicheren Schriftstücke berichtet nun der Herzog Christian über den Verlauf des Unfalls folgendermaßen:

1) Er war der Sohn Herzog Heinrich's von der Dannenberger Linie und am 6. Juni 1572 zu Dannenberg geboren. Unterm 20. Mai 1581 wurde ihm eine Domherrnstelle zu Straßburg verliehen, die er im April 1592, nachdem er das erforderliche Alter erlangt hatte, antrat. Schon im Juli 1585 hatte er in derselben Stadt mit bestem Erfolge die Universität bezogen. Er hielt hier eine Rede de Pyrrhi et Demetrii fratrum dissidiis componendis und andere, die in Melch. Junius' Orationibus Tom. II veröffentlicht wurden. In den Jahren 1592 und 1593 that er im Straßburger Bischofsstreite Kriegsdienste für das Evangelische Capitel, und 1596 führte er als Oberst gegen die Türken, 1599 gegen die Spanier ein Commando von 1000 Pferden.

„Als wir mit hochgemeltem unserm freundtlichen lieben Vettern und Brudern sehligen den 23. Decembris gegen Abendt nach Stolhoven kommen, daselbst in der Herberg über Nacht plieben und folgenden Morgens, welches wahr der heilig Christabendt, zeitlich wieder aufgewesen, haben Seine Liebden selig von uns begehrt, daß wir vor Derselben in die Stuben gehen wolten, dan Sie hette noch ein Weyle zu betten Nach demselben haben wir mit einander Suppen gessen, und ist, wie der Würth bezeugen muß, von uns beeden und unsern Dienern mehr nicht als zwo Maß Wein getrunken worden, und zwahr ist der Diener Anzahl gering gewesen, sintemahl Herzog Franzen Liebden sehliger nur ein Junkern, ein Knecht, ein kleinen Edelknaben und ein Hundtsjungen, wir auch mehr nicht, als ein gleiche Anzahl Diener bei uns gehabt“.

„Umb neun Uhren ungeferlich seindt wir von Stolhoven hinweg geritten, haben uns underwegen mit Hezen etwas gesaumet, und alsz wir hernach gehn Schertzach kommen, vor der Herberg still gehalten, jeder ein Trunck gethan und vortgeritten. Da sich begeben, das zwischen Scherzach und Renchenloch Seiner Liebden sehligen Pferdt, darauf Sie gesessen, gestrauchelt, darumb ihn Seine Liebden angehauen, er aber seiner Gewohnheit nach sich uffgebeumet, zweymal mit Ihrer Liebden uff den hindern Füßen herrumber geworffen und dem Fahl so nahe gewesen, das Ihren Liebden sehlig der Huet in den Koth khommen. Derowegen wir Sie gewarnet und gesagt, worumb Sie nit uff ein ander Pferdt sitzen, es werde kein guet thuen. Dessen Ihre Liebden nit geachtet, doch im Fortreiten zu uns gesagt: „hie kommen wir baldt nach Renchenloch, das ist ein bösz Orth, wer da uber die Brucken wehr“. Sindt darauf so gemach geritten, das man etlich mahl still halten und uff Seine Liebden warten müssen, welches weder wir noch Dero Diener an Derselben gewohnt gewesen. Wie wir nun an die Bruck zu Renchenloch kommen, die meisten Diener hinuber, Ihr Liebden aber mitten uf der Brucken und wir ungefehrlich sechzehen gueter Schritt hinter Ihre Liebden geritten, hat Derselben Gaul abermals gestrauchelt. Darauf Sie ihm die Sporen geben und er alsbalt sich wieder wie zuvorn uffgethan, uff den hindern Fußen uber zwerg zuruckgangen, daß wir bewegt worden zu schreyen, Ihre Liebden solten absteigen, wie Sie unser Erachtens hetten thun khönnen. Sie seindt aber sizen pliben und ist der Gaul zuletzt mit Ihr Liebden hinderrucks uber die Brucken hinab ins Wasser gestürzt, daß wir die vier Eysen gesehen, also auf Ihre Liebden gefallen und Sie gleich zu grundt gesenket, daß wir ein guete Weyl weder Pferdt noch Man mehr sehen khönnen und in solchem grausamen Schrecken nit wissen mögen, was zu den Sachen zu thun, biß sich der Gaul von Ihrer Liebden loßgewirkt und am ersten herrauß geschwommen. Da zwar der Hundsjung von dieser, und Ihr Liebden Knecht uf der andern Seithen ins Wasser gelauffen, haben aber wegen der Ungestemme in den Strom sich nit wagen dorffen, auch haben die Wellen Ihre Liebden zimblich weith abwartz von der Brücken erst erhaben, das Sie mit dem Haupt und Armen auß dem Wasser kommen, graß außgesehen und etwas geredet, davon doch wir und die meisten Diener allein die Stim gehört, etliche aber vermeinen, Sie habe „Hilff, hilff“ geschreyen. Daruff der Hundtsjung, so im Wasser, doch auß dem Strom nit weith von Ihrer Liebden gewesen, Dieselbe ermahnet, auch Andere Dero zugeschryen, Sie solten uf den Busch, welcher mitten im Strom herfur gangen und fast nahe bey Ihrer Liebden gestanden, Achtung geben, hetten auch gewißlich verhofft, Gott solte sein Gnad geben haben, das Sie sich an demselben salvirn und aufhalten mögen. Es hat aber leider gefehlet, und haben die Wällen wegen des uberauß strengen Laufs und großen Gewalt des Wassers, auch starken Windts Ihr Liebden dermaßen ubereylet, das Sie gleich im Greiffen nach dem Busch augenblicklich wieder uber einen Haufen gestoßen und so schnell vortgetrieben worden, daß wir Sie nit mehr gesehen. Es bericht aber der Hundsjung, das Seine Liebden im Umbfallen die Hend gegen Himmel gehaben und erbarmlich „Jesus“ gerneffen. Darüber wir und die Diener sambtlich von neuem bestürzt, auch gleichsam aller Hoffnung beraubt, hin und wieder gerendt und umb Hilff geruessen, aber kein Mittel finden khönnen. Dan obwoll Ihr Liebden selig Juncker sporenstreichs einem Schiff, so er ersehen, zugeeylet, hat er doch befunden, das dasselb zerbrochen und nichts werth, auch sonst nirgents kein Schiff am Wasser, ja vast kein Baur im Dorff anheimisch, sondern wegen des Christabendts alle mit ihren Schiffen hiehero zu Markt, und also kein menschliche Rettung verhanden gewesen. Es ist gleichwoln uff einem Fueßsteg, der ungefehr zwen Buchsenschuß underhalb der bemelten Brucken uber dasselbig Wasser gehet, ein Bauer gestanden, welcher Seine Liebden sehlig, die doch seiner Anzeig nach schon todt gewesen, allein mit den Haren uber dem Wasser sehen herschwimmen, darumb darauf gewartet und sich understanden, Dieselb bei den Haren zu ergreiffen, hatt aber wegen des uberauß strengen und schnellen Stroms Sie so geschwind nit erhaschen können, sondern under dem Steg durchfließen lassen müssen. Darauf dan erfolgt, das derselbige Leichnam, wie nuhmer landkundig, im Wasser verlohren und erst den fünfften Tag hernach nach vielfaltigem Suchen weith unter dem Steg hinab mitten in der Rench uf dem Bodem gefunden worden und, wie wir berichtet, auch die Conterfeyt außweiset, noch ganz schön und lebhafft, allein under dem rechten Aug ein rothen Flecken und der Hals etwas dick gewesen. Dahero vermuetlich Ihr Liebden selig in dem Zurückschlagen und Sturzen von der Brucken etwas Schaden und ein Stoß werde empfangen haben, welcher Sie desto eher zum Todt befordert, wie dan ohn Zweifel, da kein Wasser under der Brucken gewesen, Ihre Liebden den Hals alßbalt brechen müssen“.

„So viel die Gelegenheit des Wassers anlanget, wissen wir uns gar woll zu erinnern, das es sonst ordinarie ein schmal und klein Wasser, das es auch offt nit knietieff, doch allweg, weiln es den Fahl auß dem Gebirg hat, eines strengen Lauffs ist. Damaln aber ist es die Nacht darvor uber die Massen und bei einer Spannen breit biß an die Brucken angelauffen und mitten in dem Strom, da Ihre Liebden hinein-

gestürzt, wegen der Zusammenkunft underschietlicher Fluß und des grausamen Windes ein so streng und geschwinden Lauff bekommen, auch mit einem solchen mechtigen Gwalt und Braussen sich erzeigt, das menniglich, wie der hisige Postbott, so kurz vor uns heruber geritten, bezeugen wirdt, dafur gegrauet. Und wir darumb für unmüglich gehalten, Ihre Liebden mit Pferden oder durch Schwimmen zu helffen, sonderlich weiln die Diener nit zum besten beritten, sondern allein mit Hezklöppern versehen gewesen, und wie gemelt der Strom so schnell, das man mit keinem Remen, wie zwahr versucht worden, an dem Uffer Ihr Liebden vorbiegen mögen, welchs auch so viel weiniger geschehen können, weylen das flache Veldt desselben Orts (so ohne daß ein Murraß und also beschaffen, das man auch Sommerszeit, wan es ein weinig feucht, daruber nit reithen kan) alles uberschwemmet gewesen. In Summa wan wir an daß traurige Spectackel gedenken und uns erinnern, wie alles so geschwindt zugangen, und wie augenblicklichen Ihre Liebden sehlig, nachdem Sie under dem Wasser herfur geschossen, wieder von dem Strom uberweltigt und fortgetrieben, so halten wir genzlich dafur, wan schon viel hundert Menschen am Uffer gestanden wehren, wo sie nit lange Stangen und dergleichen Bereitschafft, so uns gemangelt, gehabt, würde doch alle Hülff zu spat, und einer viel eher verdorben, als Ihr Liebden selig hülfflich gewesen sein. Wie wir dan auch nit achten, wan schon viel Schiff an den gewonlichen Orten verhanden gewesen, das dieselb zeitlich gnueg herbey gebracht und Ihre Liebden selig beim Leben erhalten mögen".

„Müssen derowegen schließen, das dieses der von Gott bestimbte termin und das Endt Ihrer Liebden Lebens gewesen, welches Sie nit überschreiten khönnen. Undt weiln es dem allmechtigen Gott gefallen, eben uff ein solche Weiß Ihre Liebden selig auß diesem Jammerthal hinweg zu nehmen, sollen wir hievon anderst nit, als Christen gebüert, urtheilen, vielmehr aber Gott bitten, das er uns sein Gnad verleyhe, uf das wir allezeit in Bereitschaft stehen und seine gnedige Abforderung auß dieser Welt mit Freuden erwarten. Dabey nit zweiffeln, der barmherzig Gott, dem Sie sich desselben Morgents in Ihrem Gebet bevohlen, und der Herr Jesus, den Sie im Wasser angeruffen, werde Ihre Liebden erhört haben und an jenem großen Tage mit allen Außerwehlten ein froliche Ufferstehung verleyhen. Amen".

Die Beisetzung der Fürstlichen Leiche hat sich noch lange verzögert. Wohl hauptsächlich deshalb, weil Herzog August die Rückkehr seines Boten abwarten wollte, um zu erfahren, welche Wünsche seine Mutter in dieser Hinsicht hegte. Knecht Hans kam am 6. Februar zurück und drei Tage darauf trafen der Rentmeister des Herzogs und der Hofmeister seiner Mutter in Straßburg ein. Erst da wird man Gewißheit darüber erlangt haben, daß der Leichnam des Herzogs nicht in die Heimath geführt, sondern in Straßburg beerdigt werden sollte. Dazu bedurfte es umfassender Vorbereitungen, welche die nächsten Wochen in Anspruch nahmen. Am 2. März wurde die Leiche in den Bruderhof gebracht, wo am folgenden Tage ein stattliches Trauergefolge sich versammelte. Schon unterm 2. März veröffentlichte der Rector der Universität, Professor med. Melchior Sebizius, ein lateinisch geschriebenes Programm, das dem verstorbenen Fürsten gewidmet war. Im Bruderhofe hielt am Begräbnißtage selbst Johannes Scheidt, Licentiat der Rechte, die Abdankungsrede. Dann setzte sich etwa um 2 Uhr Nachmittags der Zug in feierlicher Ordnung nach dem nahegelegenen, herrlichen Münster in Bewegung. Trabanten, Trauermarschälle und die Hof- und Landjunker des Administrators schritten voran. Es folgten dann nach der Sitte der Zeit vier Trauerfahnen und vier Klagepferde, mit dem Braunschweigischen Wappen oder Theilen desselben geschmückt, von Adeligen geführt und begleitet. Darauf die fürstliche Leiche, die von sechzehn vom Adel getragen wurde. Den Sarg bedeckte ein Tuch von schwarzem Sammt, das in der Mitte mit einem Kreuze von weißem Atlas, in den vier Ecken mit kunstvoll gestickten Wappen geschmückt war. Hinter dem Sarge gingen sechs vom Adel „mit bedeckten Angesichtern". Ihnen folgte, ebenso verhüllt, der nächste Leidtragende, Herzog August, begleitet von dem Administrator Johann Georg und dem Kurpfälzischen Gesandten. Daran reihten sich in langem, wohlgeordnetem Zuge die Vertreter vieler Fürsten, zahlreiche Grafen und Edelherren, die Mitglieder des Domcapitels, der Universität und der Geistlichkeit, die Herren vom Stadtregiment, vornehme Bürger u. s. w.; auch die klagenden Frauen wurden dem Brauche der Zeit gemäß nicht vermißt.

In dem Münster, dessen weite Halle das Trauergefolge füllte, wurde der Sarg vor dem Altare niedergesetzt. Hier hielt Professor D. Johannes Pappus die Leichenpredigt über Vers 5 – 8 des 39 Psalmes[2]). Dann trug man den Sarg in die Henneberger Capelle, wo er in einem gewölbten Grabe niedergelassen wurde. Hoch über der Stätte wurden dann die Trauerfahnen aufgehängt. Auf die Gruft wurde später ein mit Inschrift und Wappen gezierter Grabstein gelegt und auch an der Wand ließ Herzog August dem Bruder zu Ehren eine Gedenktafel befestigen. Den Wortlaut der Letzteren wie den der langen Inschrift des Sarkophags kennen wir aus dem Abdrucke hinter Pappus' Leichenpredigt. Hiernach hat sie Andr. Halliday in seiner General History of the House of Guelph (London 1821), einem Werke, in dem die Grabstätten des Geschlechts schon sehr eingehend berücksichtigt werden, S. 311 ff aufs Neue mitgetheilt. Die kürzere Inschrift der Wandtafel hat dann auch K. Steinmann zunächst im Braunschweigischen Magazin 1868 S. 127 f., dann in seinen „Grabstätten der Welfen" S. 275 f. wiederholt. Leider ist seine Annahme, daß das Denkmal noch jetzt in Straßburg zu sehen sei, nicht zutreffend. Nicht im Münster und auch nicht an den Stätten, wo zahlreiche, später dort beseitigte Grabsteine aufbewahrt werden, ist von dem Wandsteine, wie von der Grabplatte auch nur eine Spur zu entdecken.

---

2) Sie ist zusammen mit Scheidt's Abdankungsrede, dem Programm des Rectors u. a. 1602 bei Anton Bertram in Straßburg gedruckt worden.

Die Erinnerungen an Herzog Franz scheinen aus dem Münster entfernt worden zu sein, bald nachdem die Stadt in die Hände der Franzosen gefallen war. Es geschah dies im September 1681. Nun wurde das ehrwürdige Gotteshaus dem katholischen Cultus eingeräumt und der Bischof beeilte sich, das Gebäude dazu in Stand zu setzen. Der Chor wurde geändert und auch in der ehemals Hennebergischen Kapelle wurde ein neuer Altar gerade auf der Stätte errichtet, wo man den Braunschweigischen Fürsten zur letzten Ruhe gebettet hatte. Da der Priester, der vor dem Altare die Messe lesen mußte, auf dem Grabsteine, der ziemlich tief eingehauene Wappen und Inschriften trug, nicht bequem stehen konnte, so wurde der Stein des Anstoßes auf Befehl des Bischofs ohne Weiteres fort genommen und durch platte Steine ersetzt. Als Herr von Stain, der Vertreter der Interessen der Herzöge Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht zu Braunschweig und Lüneburg, die im Frieden zu Osnabrück (Art. XIII §. 13) je eine Präbende des Hochstifts erhalten hatten, davon erfuhr, war die Sache bereits geschehen. Man stellte ihm den zur Seite gelegten Grabstein, sowie auch den Sarg des Herzogs, den man sonst aber ruhig an seiner Stelle lassen wollte, zur Verfügung. Stain berichtete darüber um den Anfang des August 1682 an Herzog Anton Ulrich. Wir ersehen aus dem Schreiben, daß damals „der holtzerne Sarck etwas durchlochert, aber der zinnerne noch beysamen“ war und daß neben dem Herzoge drei Rheingrafen beigesetzt waren. Die Fahnen, die über diesen gehangen hätten, theilt Stain weiter mit, seien auch beseitigt, über Herzog Franz habe sich keine Fahne befunden. Es sind demnach die vier erwähnten Trauerfahnen schon früher fortgenommen worden. Stain erbittet sich vor Allem darüber Befehl, wie es mit dem Grabsteine gehalten werden solle. Leider war die Antwort, die er bekommen, ebenso wenig zu ermitteln, wie das Schicksal, das der jetzt verschollene Grabstein später gefunden. P. Z.

Die Ansprachen der Führer in den Rübeländer Höhlen.

Von R. Steinhoff.

Früher wurden die Besucher der Rübeländer Höhlen von den Führern mit dichterischen Ansprachen begrüßt.

Betrachten wir zunächst in dieser Beziehung die Bielshöhle.

Der Wernigeröder Notarius auch Amts-Commissarius Christian Friedrich Schröder berichtet in seiner „Naturgeschichte und Beschreibung der Baumans- und Bielshöhle“ 1796 bei der Schilderung der sechsten Abtheilung letzterer Höhle:

> „Am Ende dieses langen, in Vergleichung gegen die ganze Höhle fast einzig horizontalen Ganges, kommt man zu einer seiger stehenden Fahrt, wo der brave Führer 20 Sprossen herauf zu einer sehr mühsam angebrachten hölzernen Bühne fährt. Von hier herab declamirt der Führer eine Standrede in Versen. Sie ist ein Product seines eignen dichterischen Genies. Ich mag sie aber, um die Neugierde und Erwartung der künftigen Höhlengäste nicht abzuspannen, dem Publicum nicht verrathen, und ein Plagiarius werden. Vielleicht zieht sie irgend einmal ein Höhlenbesucher aus der Dunkelheit hervor, und verpflanzt sie in einen Musenalmanach, wo sie . . . noch immer ein Plätzchen verdiente; oder ein Harzbereiser . . . füllt damit sein Leeres aus. Wenigstens hier, bey dem hohlen, kraftvollen Wiederhallen der Höhle, hat sie eine herrliche Wirkung, und giebt hier am rechten Orte für die Höhlengäste Gelegenheit zu einem Ruhepunkte. Nach beendigter Höhlenpredigt besteigt man, ihm nach, nun ebenfalls die Kanzel“.

Leider scheint Schröder's Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen zu sein; es scheint sich ein Plagiarius, der jenes Gedicht uns mitgetheilt hätte, nicht gefunden zu haben; wir haben, so weit mir bekannt, nur vereinzelte Andeutungen über dasselbe.

In „Meine Reise von Halle nach dem Brocken 1802“ (1803 erschienen) von dem Hallenser Professor C. W. Spieker heißt es:

> „In der Mitte dieses Ganges ist ein kleiner Absatz, den der Steiger Becker in eine Art von Kanzel umgebildet hat. Er bittet vorher die Fremden unten in der dritten Höhle, zurückzubleiben, besteigt dann seinen Rednerstuhl und hält eine kleine gereimte Rede, worin er die Gefahren seiner Entdeckung schildert, Gott für die gnädige Erhaltung seines Lebens dankt, und sich endlich in große Lobpreisungen der Wunder des Allerhöchsten, auch unter der Erde ergießt“.

C. G. Horstig, „Tageblätter unsrer Reise in und um den Harz“ 1805 schreibt:

> „In der letzten Tiefe der Höhle . . . ließ uns der alte Becker stehen, um von hier aus eine hohe Leiter hinaufzusteigen, und von oben her über einen Querbalken einige Verse im pathetischen Tone über die Allmacht und Größe des Schöpfers zu declamiren, die nach seiner Aussage ihn selbst zum Verfasser haben. Wäre dieses letztre auch nicht, so würde man doch dem Manne, der sie vorträgt, das Verdienst nicht absprechen können, diese Kanzelrede unter den schauervollen, von einem schwachen Lämpchen beflimmerten Steinklüften, bey dem erschütternden Wiederhalle in dem weiten Gewölbe, auf den größten Effect berechnet zu haben“.

In „Unentbehrlicher Führer für Harzreisende“ (von Albert Corvinus 1809) lesen wir:

> „Von der siebenten Höle aus führt ein Gang, der gleichsam eine zweite Etage bildet, über und zur Seite der sechsten, fünften und vierten Höle, und der Führer besteigt hier auf einer hohen Fahrt eine Art Kanzel im obern Theil des hohen Gewölbes, von welcher er eine pathetische Rede über die Allmacht Gottes, der diese Wunderwerke geschaffen hat, mit lauter Stimme hält“. —

Viel mehr wissen wir in dieser Beziehung über die Baumannshöhle.

In seinem Schriftchen „Die Baumannshöhle bei Rübeland“ (o. J.) theilt uns Gust. Ad. Leibrock mit, daß beim Einfahren der Führer die ernsten Worte spräche:

Wer meiner Führung sich vertraut,
Der schreitet sicher durch die Felsenpforte
Und schaut an diesem Wunderorte,
Was Gott der Herr aus Tropfen auferbaut.
Hier hat dieselbe Meisterhand,
Die hoch im Licht den Himmel ausgespannt,
Den festgewölbten Tempelbogen
Sich durch die Finsterniß gezogen.
Und das Getröpfel in der Nacht
Verkündet eines Künstlers Macht,
Der neue Bilder aus den alten
Sich unaufhörlich läßt gestalten,
Der ewig in der Werkstatt wacht.
Sein Werk ist allwärts groß und schön!
Wohlan, die Fahrt kann vor sich gehn!
Glückauf!

und beim Ausfahren, sobald der erste Strahl des Tages in das Dunkel der unterirdischen Hallen fiele:

Glückauf! Du edles Sonnenlicht,
Sei innig mir gegrüßt!
Der achtet deine Strahlen nicht,
Der täglich dich genießt.
Wir aber steigen Tag für Tag
Tief in den dunkeln Schacht,
Und bei des Fäustels ernstem Schlag
Umgiebt uns schwarze Nacht.
Drum preist sich auch der Bergmann froh,
Steigt er zum Licht hinauf!
Kein andrer Mensch begrüßt dich so,
Du edles Licht; Glückauf!

Das ist übrigens nicht die älteste Ansprache des Führers in die Baumannshöhle. In das Handexemplar seiner „Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg“ II. (1790) hat Stübner († 1800) als Anrede desselben eingeschrieben:

Wer diese Höhle recht betracht't,
Wird die Natur und ihre Macht
Bewundern, Ehrfurcht still erweisen
Und voll Gefühl den Schöpfer preisen.

Die Baumannshöhle ganz zu seh'n
Kann ohne Führer nicht gescheh'n.
Ich bin der Mann, der Sie begleitet,
Der zum Beschau'n ein Licht bereitet.

Der beste Fürst befiehlt mir an,
Daß ich mich gegen jedermann
Bereit zu dienen zeigen solle,
Es foder' solches, wer nur wolle.

Ich führe, folgen Sie getrost!
Ich zeige, was uns nur aufstoßt.
Ein bischen Klettern, Geh'n und Reiten
Bringt Sie zu allen Herrlichkeiten.

Beschau'n Sie jedes Felsenstück;
Befriedigt führ' ich Sie zurück
Für ein Dussör, nach freyem Willen
Zum Gläschen Wein, den Durst zu stillen.

Mehr oder minder deutlich nehmen verschiedene Harzreisebeschreibungen auf diese Ansprache Bezug.

Der Forstbereiter Hagen, „Tagebuch einer Harzreise i. J. 1785“ (1791) schreibt:

„Unter diesem Eingang hob unser Führer seinen gewöhnlichen Spruch an, worin die Idee des Trinkgeldes für seine Bemühung natürlich am stärksten erhalten ist. Nach dieser Litanei führte er uns . . .“

Der Feldprediger Wagner aus Rathenau, „Reise durch den Harz und die Hessischen Lande“, 1797, sagt:

„Kurz vor dem Eröffnen der Thüre pflegt der Führer Diejenigen, die er einführen soll, mit einer Standrede in Versen anzureden“.

In „Bemerkungen und Gefühle auf einer Reise über den Harz“[2], 1800, heißt es:

„Gleich am Eingange blieb unser Führer stehn . . ., entblößte auf einmahl sein Haupt, und fing an eine Rede in Versen zu halten . . . ietzt versprach er . . . uns sicher auf dem Rücken der Klippen herumzuleiten“.

Bei Spieker lesen wir:

„Der begleitende Bergmann . . . hält eine erbauliche, poetische Anrede . . . und bittet sich im Voraus ein Gläschen erquickenden Weins nach glücklich vollendeter Fahrt aus“.

In „Merkwürdigkeiten, Abenteuer, Erfahrungen und Bekanntschaften; gesammelt für die reifere Jugend auf einer Vergnügungsreise über den Ober- und Unterharz von Pastor H. Müller“, o. J, steht;

„Der Führer stand jetzt vor dem Eingange und hielt eine Rede, die ein Löb der Höhle enthielt und in der er zugleich um ein Glas Wein ansprach“.

Eduard von Bülow, „Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebürge“, 1836, meint:

„Ein sehr löblicher Gebrauch ist das Absagen des Spruches beim Ausgange, den man dem Führer vorgeschrieben hat. Man soll solche Dinge ja nicht abkommen lassen“.

Ist in diesen Worten kein Irrthum enthalten, liegt keine falsche Erinnerung vor, d. h. muß es statt Ausgang nicht Eingang heißen, so dürfen wir aus ihnen vielleicht schließen, daß im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der alte Spruch aufgegeben ist, die neuen angenommen sind. Freilich sagt noch Spieker, „Der Harz, seine Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850“ (1857):

„Der Obereinsteiger führte uns an die Pforte des Acheron. Er . . . bat sich im Voraus nach glücklich vollendeter Fahrt eine kleine Ergötzlichkeit aus“,

und solche Worte können doch nur auf die alte Ansprache bezogen werden. Aber auf dies letztere Buch Spieker's ist gar kein Verlaß. So hat er, wie die Vorrede deutlich ergiebt, seine erste Reise um zwei Jahre zurückdatirt, damit 1850 das liebe Gebirge ihn zu ihrer goldenen Hochzeitsfeier auffordern könne; so sagt er 1802/3 z. B., er habe im Goldenen Löwen in Blankenburg logirt, während er 1850/7 beide Male im Goldenen Engel in Blankenburg gewohnt haben will. Und die Worte des zweiten Werkes, welche die Baumannshöhle

betreffen, sind größtentheils aus dem ersten genommen; auch hat Spieker für seine zweite Arbeit unzweifelhaft Fremdes benutzt. Mit Bestimmtheit läßt sich nur angeben, daß 1863 — aus diesem Jahre stammt nämlich der Braunschweigischen Bibliographie (1897) zufolge Leibrock's oben genanntes Büchlein — die neuen Verse in Gebrauch waren. Aber aus welcher Zeit ist dann die ältere Ansprache? Aus sehr früher, wie sie selber angiebt. Ein bischen Klettern, Geh'n und Reiten Bringt Sie zu allen Herrlichkeiten, so heißt es nämlich in ihr.

Der Ausdruck „Reiten" bezieht sich offenbar auf das Ueberklettern des sog. Rosses oder Pferdes, welches einstmals den Zugang aus der ersten Abtheilung der Höhle in die zweite vermittelte. „Wenn man viel hundert Schritt darin (in der Höhle) gegangen, und gekrochen, trifft man einen spitzigen Felsen zwischen zwo Klüfften an, das Roß genant, über welchen man hinüber hutschen . . . muß": so schreibt in Zeiller-Merian's Topographie von Braunschweig und Lüneburg 1654 der Blankenburger Hofrath Simon Fincke; das zweite der Bilder aus der Baumannshöhle in diesem Werke: „Das Inwendige theil der Bumans Höhle, mit sehr grossen Stein-klippen oder Tropfsteine" bezeichnet ganz besonders „Das Röslin vber welches man hinauff vnd: hinvnter Rietschen muss, vmb in die Tieffste Höhle zu kommen", und Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt theilt uns mit, daß Fürst Friedrich von Anhalt-Harzgerode auf der Harzreise, die er 1649 mit einigen seiner Vettern machte, das Rößlein der Baumannshöhle ritt.

Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1627, gest 1704) muß sich sehr für die Baumannshöhle interessirt haben. Er hat nicht nur die erste Abtheilung derselben besucht — „denn weiter haben Sie, ihres hohen Alters wegen, sich nicht wagen wollen", sagt Uffenbach — und soll in ihr das kleine Bildniß einer Nonne, welche kniet und betet, zuerst entdeckt haben, wie uns Lesser in seinen Anmerckungen von der Baumanns-Höhle 1734 mittheilt; er hat auch die Passage von der ersten zur andern Höhle, so viel nur möglich war, verbessern lassen, indem neben dem Roß über die eine Kluft Bretter gelegt worden, über welche man jetzo gehet, und sich dabey am Roß anhalten kann. Aus diesen Worten Zückert's, Naturgeschichte einiger Provinzen des Unterharzes 1763, folgt also, daß im Todesjahre Rudolf August's ein Reiten über das Roß nicht mehr nöthig war; folgt, daß jene ältere Ansprache aus der Zeit vor 1704 stammt. Indeß folgt noch etwas Anderes daraus.

Wo ich bis jetzt Behrens in seiner Hercynia curiosa genauer verfolgt habe, auf dem Regenstein, der Roßtrappe, dem Mägdesprunge, den Teufelsmauern, stets habe ich gefunden, daß seine Versicherung, er habe aus eigener Anschauung geschrieben, unwahr ist; und so ist's mit seiner Beschreibung der Baumannshöhle auch. Wenn 1704 ein Reiten über das Roß nicht mehr erforderlich war, dann durfte Behrens 1712 nicht wiederholen, was wir für 1703 vielleicht noch erklärlich finden könnten: „Auff dieses Roß muß die Compagnie steigen, und darauff reitend mit denen in Händen habenden, brennenden Fackeln und Lichtern, welches recht poßirlich lässet, fortrutschen und kriechen".

Aber weiter. In der älteren Ansprache heißt es auch: „Der beste Fürst befiehlt mir an, — daß ich mich gegen jedermann — Bereit zu dienen zeigen solle, — Es foder' solches, wer nur wolle". Vergleichen wir mit diesen Worten die älteste vorhandene Verordnung über Aufsicht und Besuch der Baumannshöhle:

> Der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Rudolph Augustus, Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. hat ersehen, was Dero Bergmann und Unterthan zum Rübelande, Hansz Jürgen Becker, wegen extension der in Anno 1668 den 10. Aprilis über die Baumanns-Höhle anvertrauten Aufsicht benannter Höhle, bißhero sich fleißig und treulich verhalten; So erklären Sr. Durchlaucht sich dahin gnädigst, daß solche Aufsicht der Baumanns-Höhle, sie auf Supplicantens Söhne Hansz Christoph und Hansz Heinrich Gebrüdere Beckere, wegen seines des Vatern herannahenden Alters in Gnaden dergestalt und also extendiren wollen, daß sie in dieser Höhlen Strecken und Ohrter allezeit wohl aufgeräumet halten, dieselben mit Stuffen und Fahrten versehen, auch dahin bedacht seyn sollen, daß so wohl hohen wie niedrigen Standes Personen, Fremde als Einheimische, die Höhle zu befahren und zu besehen begehren, mit guter Behutsamkeit und ohne Gefahr aus- und eingeführet, ihnen mit guter Bescheidenheit begegnet, alles was darinnen zu sehen gezeiget, und denenselben kein unbilliges Trinkgeld abgefodert werde. Wie denn weniger nicht sie dahin zu sehen haben, daß niemands, der sich nicht zuvor bey ihnen angemeldet, die Höhle zu befahren verstattet, noch von losen Gesindlein etwas darinn zerschlagen oder zernichtet werde, oder da etwan der eine oder ander demselben zu wieder leben würde, solches an gehörigen Ohrten zu fernerer Verordnung anmelden sollen; Uhrkundlich haben Sr. Durchlaucht solches eigenhändig unterschrieben und mit Dero Fürstlichen Secret bedrucken lassen. So geschehen Blanckenburg, den 2. Decbr. Anno 1680 h. 6. a. m. [hora sexta ante meridiem, ab meridie?] R. Augusts.

Ich glaube nicht, daß der mir zu Gebote stehende, hier wiedergegebene Abdruck dieser zuerst von Herrn Geh. Hofrath Professor Dr W. Blasius in Braunschweig mitgetheilten Urkunde diplomatisch genau ist; aber das geht für unsern Zweck aus ihm hervor, daß der eben wiederholte Vers und die Urkunde mancherlei Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen haben im Ausdruck und Inhalt. Ist es nun zu weit gegangen, wenn wir behaupten, daß dem Verfasser der ältern Ansprache die Urkunde vorgelegen hat? Jedenfalls trieb die Dankbarkeit gegen den Fürsten, der ihn mit solchem Privileg begnadigt hatte, den oder die Führer Becker an, ihn den besten Fürsten nennen zu lassen — oder selbst zu nennen, wenn einem von ihnen eine dichterische Ader wie dem Führer der Bielshöhle inne wohnte.

Auch Herzog Ludwig Rudolf war sehr für die Bau-

mannshöhle eingenommen, und das ist sehr erklärlich. Nachdem er die Regierung Blankenburgs 1714 übernommen hatte, war es sein Bestreben, dieselbe zu einer möglichst glänzenden zu machen, und er verfehlte nicht, dazu auch das „Wunder aller Welt", das „Wunderwürdige Werck und Meister-Stück der Natur", wie gleichzeitige Schriften die Baumannshöhle nennen, zu benutzen. Er wird den Vater seines Schwiegersohns Alexei, den Czar Peter von Rußland, 1712 doch wohl selbst in die Höhle geführt haben; er ließ den Eingang der Höhle, wie uns v. Rohr (1748) mittheilt, mit einer Thür verwahren „zur Verhütung weiteren Ruins, da die jährlich häuffig ankommende curieuse Besucher, von Jahren zu Jahren, davon vieles zum Andencken mitgenommen hatten, auch selbige Höhle offtmahls gar von ungewaschenen Händen und Dieben bestohlen worden war" (Behrens), und traf die Verordnung, daß jeder Besucher seinen Namen mit einer gewissen Devise, oder wer die Geschicklichkeit hierzu besitzt, mit einer auf diese Höhle verfertigten Poesie in ein besonders hierzu gewidmetes eingebundenes Buch einzeichnen sollte.

Von einem Fremdenbuche der Baumannshöhle ist denn auch in der Folge hie und da die Rede.

Spieker sagt 1802:

„Das Tagebuch der Höhle zeigt auch, daß nicht nur viele Damen, sondern selbst Kinder von sechs Jahren, diesen schauervollen Ort, ohne die mindeste Gefahr durchwandert haben",

und der „Unentbehrliche Führer" bemerkt;

„Nach unserer Zurückkunft bestiegen wir noch, nachdem wir uns ins Namensbuch der Fremden im Wirthshause eingezeichnet hatten, welche Gewohnheit noch aus den Zeiten Herzog Ludwig Rudolph's herstammt, die Christinenklippe".

Aber das war das alte Buch nicht mehr. Denn bei Stübner lesen wir:

„Man entschloß sich nach der Zeit (1670) ein Buch zu halten, worin die Befahrer dieser Grotte ihre Namen schrieben; dieses erste Buch soll aber verloren seyn. Die Führer können jetzt kein anderes Buch vorzeigen, als das sich mit dem Jahre 1730 anfänget; als dieses im Jahre 1769 vollgeschrieben war, besorgeten sie ein neues. Beyde Bücher enthalten die Namen mehrerer Fürstlichen, und eine große Anzahl anderer Personen, aus allen Ständen, und aus allen vier Welttheilen".

Ob und wie weit aus diesen Büchern die „Jahrbücher der Baumannshöhle oder Verzeichniß Derer, welche die Baumannshöhle befahren haben, nebst Beschreibung derselben, Quedlinburg 1809", geschöpft sind, vermag ich nicht anzugeben; ich habe dieses Werk nie zu Gesicht bekommen.

Beiläufig bemerkt dürfte übrigens Ludwig Rudolf's für die Baumannshöhle gewidmetes Buch das älteste Fremdenbuch des Harzes sein. 1731 siedelte der Herzog nach Braunschweig über, 1735 starb er; das älteste Stammbuch des Brockens beginnt 1753, das der Bielshöhle 1788, und auch das 1802 in der „Wanderung durch einen großen Theil des Harzes und einen Theil der Grafschaften Hohenstein und Mansfeld" und 1824 von Wadzeck, „Reise von Berlin nach dem Harze" erwähnte des Falkensteins muß nach den im erstern Werke mitgetheilten höchst albernen Proben jünger sein.

„Das Privilegium (des Herzogs Rudolf August) ist später für die Berg-Leuthe zum Rübelande Hans Christoph und Hans Heinrich Becker vom Herzog Ludwig Rudolph zu Blankenburg den 14. März 1721 confirmiret und bestätiget worden und dabei der fürstlichen Regierung zu Blankenburg befohlen worden, Impetranten dabey kräfftigst zu manuteniren und zu schützen. Eine neue ähnlich lautende Bestätigung des Privilegiums erließ zu Wolffenbüttel den 10. Octbr. Herzog Carl (I.) für die Berg-Leuthe zum Rübelande Johann Christoph und Johann Andreas Becker. Spätere Erneuerungen des Privilegiums während der inzwischen verflossenen 1½ Jahrhunderte scheinen nicht stattgefunden zu haben" — so Blasius.

Ludwig Rudolf und Karl I. (1735—80) hatten also noch mehr für die Höhlenführer gethan als Rudolf August. Für sie waren nunmehr an die Stelle dieses jene getreten; sie behielten aus inniger Dankbarkeit für jene die frühere Bezeichnung, den alten Vers, die ganze ehemalige Ansprache, obgleich sie nicht mehr in jeder Einzelheit paßte, bei. Vielleicht glaubten sie auch durch das „Reiten" den gewünschten Eindruck ihrer Anrede zu verstärken; vielleicht wollte doch noch dieser oder jener Wagehals, der davon gehört, über das Rößlein reiten.

Können wir nun auch nicht zahlenmäßig genau erweisen, wann die alte Ansprache entstanden, seit wann sie nicht mehr gebraucht, seit wann die neue eingeführt ist — so viel haben wir doch nachgewiesen, daß die Sitte, die Gäste der Baumannshöhle poetisch zu begrüßen, eine recht alte ist, und es liegt auf der Hand, daß sie als Vorbild für die Begrüßung in ihrer Nebenbuhlerin, der jetzt nicht mehr befahrenen Bielshöhle, gedient hat. Gedauert hat die Sitte bis 1890: seitdem hat ein einfaches „Glückauf!" die beim Ein- und Ausfahren gesprochenen Verse ersetzt. Man kann über den dichterischen Werth jener beiden bis zuletzt gesprochenen Strophen verschiedener Meinung sein; man mag auch behaupten, daß die letzte: „Du edles Sonnenlicht, sei innig mir gegrüßt", mehr für einen Bergmann als für einen Höhlenführer paßt: wir bedauern es doch sehr, daß dergleichen Worte nicht mehr gesprochen werden, die doch wohl nur selten den erhofften Eindruck verfehlt haben; wir sind mit v. Bülow der Ansicht, daß man solche Dinge ja nicht abkommen lassen soll; wir finden, daß eine Einrichtung abgeschafft ist, die schon wegen der langen Zeit ihres Bestehens hätte geschützt werden sollen.

Bücherschau.

Georg Erdmann, Reformation und Gegenreformation im Fürstenthum Hildesheim. Hannover, M. u. H. Schaper 1899. 34 S. 8⁰. 1 M.

O. Jürgens, Ein Amtsbuch des Klosters Walsrode. Hannover, M. u. H. Schaper 1899. 61 S. 8⁰. 1 M. A. u. d. T.: Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte Heft 1 und 2.

Die beiden Hefte sind Sonderabdrucke aus den Hannoverschen Geschichtsblättern, wo der erste Aufsatz

in Nr. 25—29, der zweite in Nr. 30—37 des laufenden Jahrganges erst kürzlich veröffentlicht worden sind. Es ist wohl keine Frage, daß Artikel vom Umfange der vorliegenden, zumal wenn sie wie Heft 1 eine fortlaufende Darstellung bieten, sich besser in der hier gebotenen Form lesen lassen als in einem Wochenblatte, wo sie in 5 bezw. 8 Nummern vertheilt worden sind. Andererseits bleibt zu erwägen, ob nicht durch eine derartige schnelle Wiederholung der Aufsätze die litterarische Bedeutung des Blattes Einbuße erleidet, und ob nicht durch die Veröffentlichung größerer Stücke der Artikel in weniger Nummern der erstrebte Zweck zu einem Theile wenigstens auch erreicht werden könnte. Es führt uns zu dieser Ueberlegung die Notiz des Umschlages, daß die Sammlung der „Veröffentlichungen" fortgesetzt werden solle, wie es scheint, in der begonnenen Weise. Auch schon früher ist ja das S. 56 dieses Jahrganges besprochene Büchlein von O. Ulrich „Aus der Franzosenzeit" aus den Hannoverschen Geschichtsblättern abgedruckt worden. Doch wollen wir uns auf diese Andeutungen beschränken und dankbar als eine Bereicherung unserer niedersächsischen Litteratur die erneute Gabe aufnehmen. Von G. Erdmann, der uns schon früher eine Reformationsgeschichte Göttingens geliefert hat, erhalten wir eine anschauliche, gut geschriebene Schilderung der reformatorischen Bewegung und der ihr entgegenwirkenden Kräfte und Strömungen, wie sie zu Hildesheim bis in unser Jahrhundert hinein in die Erscheinung getreten sind. In dem „Amtsbuche des Klosters Walsrode", dessen Herausgabe wir dem rührigen Stadtarchivar O. Jürgens in Hannover verdanken, bekommen wir Aufzeichnungen über die Einkünfte und Rechte des Klosters, sowie Urkunden, Briefe u. A., die bis 1500 vollständig, dann in Auswahl oder kurzem Auszuge mitgetheilt werden, ein für die wirthschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse des Klosters und des betreffenden Landestheils wichtiges Material und für das „Archiv des Klosters St. Johannis zu Walsrode", das v. Hodenberg als 15. Abtheilung des Lüneburger Urkundenbuches 1859 veröffentlichte, eine willkommene Ergänzung.

Karl Steinacker, Die Holzbaukunst Goslars. Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls. Goslar-Berlin-Leipzig, Franz Jäger 1899. 93 S. mit Titelbild und 12 Tafeln. 4°. 5 ℳ.

Ein großer Theil der niedersächsischen Städte besitzt noch eine stattliche Anzahl Holzbauten vergangener Jahrhunderte, deren Bauart und Zierweise für den Kunst- und Alterthumsfreund ein hervorragendes Interesse besitzt. Den in den letzten Jahrzehnten entstandenen Veröffentlichungen über die Holzbauten Hildesheims, Halberstadts, Quedlinburgs und Braunschweigs schließt sich obige Schrift, eine längst empfundene Lücke füllend, würdig an. Der Verfasser hat sich mit derselben als Kunstschriftsteller vortheilhaft eingeführt.

Nach einer einleitenden Betrachtung über die niedersächsische Holzbaukunst im Allgemeinen geht derselbe auf die Holzbauten in Goslar, deren noch erhaltene Vertreter bis in das Ende des 15. Jahrhunderts reichen, näher ein. Nachdem die Goslar eigenthümliche Giebelbildung der Fachwerksbauten und die Construction der letzteren erläutert ist, bespricht Verfasser die leider nur noch in geringer Anzahl vorhandenen Bauten mit gothischer Zierweise, die bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts reichen. Der in Braunschweig besonders heimische Treppenfries kommt in Goslar nur noch an zwei Häusern vor; mittelalterliche Zierformen zeigen auch Theile des St. Annen-Frauenhauses. Das „Möncheha us" leitet mit dem sog. Trapezornament schon zur Renaissance über; der Renaissancestil beherrscht augenscheinlich die Holzbauten Goslars, dessen ältester und hervorragendster Vertreter das sog. „Brusttuch" ist. Die Uebereinstimmung der Zierweise dieses Hauses mit dem Hunebortel'schen (Temmer'schen) in Braunschweig und dem Tielebenle'schen in Celle läßt denselben Meister an allen drei Gebäuden erkennen. Steinacker vermuthet wohl mit Recht den Sitz dieses Künstlers in Braunschweig, wenn schon das Haus in Celle vom Jahre 1522, das „Brusttuch" in Goslar vom Jahre 1526 stammt und das Hunebortel'sche Haus in Braunschweig in das Jahr 1536 gesetzt wird.

Es folgt nun eine Besprechung der Fächerornamente über Ständer und Winkelbänder, sowie auf den für Goslars Holzbauten eigenartigen Brüstungsplatten, wobei besonders auf die „Walkmühle" und das „Bäckergildehaus" hingewiesen ist; das Haus Bäckerstraße 3 (um 1600) leitet schon mit aufgenagelten Kämpfern, Nachahmung der Steintechnik an den Brüstungsplatten, sowie mit den geometrischen Zierformen den Verfall der Holzbaukunst ein. Von jetzt ab werden die Ornamente immer flacher, der Metalltechnik (nach Art der heutigen Laubsägearbeiten) nachgebildet, bis endlich das Barock im 17. und 18. Jahrhundert die Zierformen der Holzbauten Goslars beschließt. Das Ornament verschwindet an den Bauten, gleichzeitig mit dem Ausbau der Wirthschaftsräume zu Wohnzwecken, wie in den vorhin genannten niedersächsischen Städten, fast ganz.

Zum Schluß giebt Verfasser noch eine Ableitung des Goslarer Bürgerhauses aus dem Bauernhause, wie solches noch heute an der mittleren Weser und an der Diemel vorkommt. Die mit einer Reihe guter photographischer Gebäudeaufnahmen und zahlreichen Textabbildungen versehene Schrift sei jedem Freunde der Holzbaukunst unserer Vorfahren warm empfohlen. Pfeifer.

In den beiden letzten Bänden des **Jahrbuches des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung** (23. Jahrg. S. 131—154 und 24. Jahrg. S. 113 bis 128) hat **H. Beck** ein von ihm zusammengestelltes „Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde" veröffentlicht und damit einen wichtigen Beitrag für die niederdeutsche Sprache unserer Heimath geliefert. Den alphabetisch geordneten niederdeutschen Wörtern sind hochdeutsche Erklärungen und, besonders anschaulich, niederdeutsche Sätze beigefügt worden, die ihre Bedeutung und Anwendung in charakteristischer Weise vorführen. Das Ganze beruht auf sorgfältigen Beobachtungen und genauer Kenntniß, ist kurz und verständlich abgefaßt und kann ähnlichen Arbeiten, die bei dem allmählichen, unaufhaltsamen Schwinden der reinen niederdeutschen Mundart sehr zu wünschen wären, als gutes Vorbild dienen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 19. November **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Uhland in Braunschweig im Jahre 1842.

Nach Dr Karl Schiller's Berichten mitgetheilt von Heinrich Mack.

Im Sommer des Jahres 1842 verließ Uhland seine schwäbische Heimath zu einer Studienreise gen Norden, die ihn bis nach Kopenhagen führte. Auf dem Rückwege von dort traf er am Mittwoch, dem 17. August, von seiner Gattin begleitet in Braunschweig ein. Nachdem er hier unter Führung des Stadtdirectors Bode das Archiv besucht hatte, reiste er noch am selben Tage nach Wolfenbüttel weiter, wo er vom Donnerstag bis Sonnabend eifrig auf der Bibliothek arbeitete. Am Sonnabend Abend wurde dann das Uhland'sche Ehepaar von Bode und andern Verehrern nach Harzburg abgeholt und hier am nächsten Morgen auf dem Burgberge zu Ehren des Dichters ein kleines Fest gefeiert, das einzige, zu dem er eine Einladung hatte annehmen wollen. Aber kaum hatte der Festesjubel seinen Höhepunkt erreicht, so brach der Gefeierte schon zur Besteigung des Brockens auf, ging Tags darauf nach Ilsenburg hinunter und setzte von da seine Reise nach Wernigerode fort.

Der Umstand, daß der Uhlandstein auf dem Burgberge — übrigens schon der zweite — ein nach Tag, Monat und Jahr unrichtiges Datum der Anwesenheit des Dichters aufweist — 2. Juli 1841 statt 21. August 1842 —, hat Veranlassung gegeben, auf die zeitgenössischen Berichte über Uhland's Besuch in unserm Lande zurückzugehen. Solcher Berichte giebt es meines Wissens nur zwei, die beide den Dr Karl Schiller [1]), den bekannten Kunstfreund und hochverdienten Begründer des städtischen Museums in Braunschweig, zum Verfasser haben. Der eine ist gedruckt im Jahrgange 1842 der damals von Friedrich Oetker redigirten Casselschen Zeitschrift „Der Salon" [2]), für die Schiller auch sonst Beiträge geliefert hat. Er ist betitelt „Die Uhlands-Feier auf den Ruinen der Harzburg", beschränkt sich demgemäß im Wesentlichen auf eine Schilderung eben dieser Feier, giebt aber auch von ihr kaum mehr als den äußeren Verlauf. Der Schwerpunkt ist auf vollständige Mittheilung der dichterischen Leistungen gelegt, mit denen bei diesem Anlaß Uhland's braunschweigische Verehrer hervortraten. Es ließ sich hören der alte Consistorialrath Römer mit lateinischen Begrüßungsdistichen, von denen dann, als die Damen sich über die ihnen fremde Sprache beschwerten, Dr Aßmann sofort eine ex tempore gefertigte deutsche Uebersetzung gab. Es folgte Dr Schiller mit einem poetischen Trinkspruche. Es schloß sich an Dr Aßmann mit einem eigenen Gedichte, das dem Gefeierten gleichzeitig in einem gedruckten Prachtexemplare überreicht wurde und seine von drei Jungfrauen vollzogene Krönung mit dem Lorbeerkranze einleitete. Endlich trat nochmals der alte Römer auf den Plan und ließ zur Eröffnung der Fidelitas ein auf die Festfahrt von Braunschweig nach Harzburg gemünztes „Eisenbahnlied" singen. Anhangsweise werden uns auch die Verse aufgetischt, mit denen eigentlich Hofschauspieler Schütz an Römer's Stelle den Dichter hatte begrüßen wollen, sowie ein Gedicht des Pastors Breithaupt [3]), das erst nachträglich einlief. Nur gut, daß Schiller gewiß nicht versäumt hat, seine Festbeschreibung dem Dichter in die Heimath nachzusenden! Denn Breithaupt's Leistung ist wohl die einzige unter allen, die Uhland einen günstigen Begriff von der dichterischen Begabung der Braunschweiger beibringen konnte [4]),

1) Näheres über ihn s. in Bd. 31 d. Allgem. deut. Biogr. unter Karl Georg Wilhelm Sch.

2) Nr. 75 f. 78.

3) Friedr. Karl Justus B., bis 1843 in Lelm, dann in Halchter.

4) Da „Der Salon" nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden zu sein scheint und namentlich uns Braunschweigern sehr schwer zugänglich ist, sei durch Wiederabdruck des Breithaupt'schen Gedichtes an dieser Stelle Gelegenheit gegeben, das oben gespendete Lob auf seine Berechtigung zu prüfen.

Uhland's Brockenfahrt.

Den Sänger zu besingen,
Der solche Lieder singt,
Das müßte heller klingen,
Als meine Stimm' erklingt.
Doch mag ich wohl von Weiten
Mit Wünschen ihn begleiten,
Ob's auch zu ihm zu dringen,
Nicht einem je gelingt.

Ich seh' ihn wandern, klimmen
Den Felsensteig hinan,
Ihm säuseln Waldesstimmen:
„Willkommen, Wandersmann!"

während die andern insgesammt mit dem Prädicate „überaus wohlgemeint“ genügend gelobt sein dürften.

Schiller's zweiter Bericht ist noch ungedruckt und mit dem sonstigen handschriftlichen Nachlasse des trefflichen Mannes im Besitze der Stadtbibliothek zu Braunschweig. Ob Schiller ihn wirklich nur, wie er an einer Stelle sagt, „zu seiner eigenen Erinnerung“ aufgesetzt hat, oder auch zugleich in der Absicht, ihn im Kunstclub oder einem kleineren Kreise vorzutragen, darüber läßt sich Bestimmtes nicht behaupten. Und auch über die Abfassungszeit nur so viel, daß sie später liegen muß als die des ersten Berichts, weil dieser als schon geliefert erwähnt wird. An Werth jedoch steht der zweite Bericht dem ersten weit voran. Weniger weil er auch der mit Uhland verknüpften Vorkommnisse aus den Tagen vor der Burgbergfeier gedenkt, sondern hauptsächlich darum, daß er eine Menge persönlicher Züge aufbewahrt hat, die theils den Dichter und seine Gattin, theils die braunschweigischen Festgenossen, insbesondere den in echter Begeisterung, übertriebener Sentimentalität und ätzender Malice schillernden Dr Schiller selbst, der damals im Alter von 35 Jahren stand, packend charakterisiren. Deshalb dürfte sich die Mittheilung dieses zweiten Berichtes seinem ganzen Umfange nach gewiß lohnen. Er lautet, wie folgt [5]):

Erinnerung an Ludwig Uhland.

Am Mittwoch, den 17.[6]) August 1842, hatte der Herr Stadtdirector Bode zu Braunschweig die Güte, mich in das Archiv einzuladen, um Uhland kennen zu lernen. Zu der bestimmten Stunde präcise 3 Uhr mich einstellend, fand ich unter mehren hiesigen Gelehrten den Dichter nebst seiner Gemahlin schon anwesend. Als ich unter starkem Herzklopfen die Ehre hatte, ihm vorgestellt zu werden, erstaunte ich nicht wenig über die höchst anspruchlose Erscheinung dieses berühmten Mannes, und wenn ich mich auch einerseits in meinen phantastischen Erwartungen nicht wenig getäuscht sahe, so fühlte ich mich doch auf der anderen Seite um so stärker zu der ungeschminkten Natürlichkeit dieses sich nie verläugnenden tiefen Dichtergemüthes augenblicklich hingezogen. Ich hörte von mehren Herren die Bemerkung machen, daß Uhland ein sehr kluges Gesicht habe, während später mehre Damen finden wollten, daß er durchaus nicht hübsch sei, nichts Geniales und nichts von einer Dichternatur an sich habe. Vereinigt man beide Auffassungen, so, glaube ich, bekommt man die richtigste Vorstellung von seiner Erscheinung. Er ist nicht groß, es zeigt sich nichts Auffallendes in seiner Person; und wenn er seine Stirn nicht hätte, würde ich selbst ihn kaum als Uhland erkannt haben. Aber auf dieser Stirn trägt er den Stempel seines ganzen Werthes. Sie steigt hoch und steil hinan als die Stirn eines Denkers, aber ohne Wölbung und Schwung, deshalb weniger die eines Dichters. Sein helles blaues Auge wird nur frappant, wenn er es zusammenkneift, um einen Gegenstand zu fixiren, oder wenn er liest und seiner Kurzsichtigkeit wegen es etwas schräg, aber sehr nahe auf die Schrift richtet. Mund und Kinn sind wohl die unbedeutendsten Theile seines Kopfes, ersterer groß, nach den Winkeln zu heruntergezogen, durch die vorgebaueten, zwar gesunden, aber getrennt stehenden Zähne stark heraustretend, öfter sogar im Zustande der Ruhe geöffnet und dann dem Kopfe eine gewisse Unbedeutsamkeit gebend, zumal das Kinn in einer merkwürdig scharfen Linie nach unten sich stark abschneidet und zurücktritt. Dieses Mißverhältniß wird um so auffallender, als die Nase zwar mit einem kräftig markirten Rücken, aber lang und spitz sich vorbauet. Wenn nun der liebenswürdige Mann mit seinem nach oben kahlen Scheitel, um den sich das hinten blonde und nach vorn schon etwas bleichende Haar lose flatternd anlegt, den Kopf aufrichtet, um in seinem frappant schwäbischen Dialecte zu reden, aber öfters stotternd die Worte herausstößt, so fühlt man sich fast von einem peinlichen Eindrucke bemächtigt, um so mehr, da er wortkarg und wenig anregend im Gespräch ist. Die erste Unterhaltung drehete sich um den Zweck seiner Reise, auf Bibliotheken alte Drucke deutscher Lieder zu sammeln, besonders solcher aus dem 16. Jahrhundert und vorzüglich einzeln gedruckter, weil diese der Zerstörung und Vergessenheit um so mehr ausgesetzt sind. Im Archiv der Brüder Kirche fand er allerdings Einiges und hegte von der Wolfenbüttler Bibliothek die besten Erwartungen. Zu allgemeinem Bedauern entfernte sich Uhland sehr rasch und zwar reiste er noch an demselben Tage nach Wolfenbüttel. Da man hoffte, ihn demnächst wieder in Braunschweig zu sehen, so veranstaltete ich in aller Eile auf den Sonnabend von Seiten des Kunstclubs ein Concert, bei welchem es hauptsächlich darauf abge-

Die Wipfel und die Quellen,
Die Lüft' und Düfte schwellen,
Und durch die Waldnacht glimmen
Ihn lichte Schimmer an.

Ich seh' ihn stehn umwoben
Vom Abendsonnenschein,
Wie froh er schaut von oben
In's weite Land hinein,
Auf reiche Gau'n und Gränzen,
Der Ströme Lauf und Glänzen,
Und athmet still mit Loben
Des Liedes Segen ein.

Wird's von der Lipp' ihm beben,
Was ihm im Herzen bebt?
Wird sich's in Tönen heben,
Was ihm die Seel' erhebt?
Trägt er im Geist und Sinnen
Es heimwärts mit von hinnen,
Wo sich den Kranz von Reben
Sein biedres Schwaben webt?

Ja, künde dort den Brüdern
Des Landes Herrlichkeit,
Wie stets in allen Gliedern
Sich alle Kraft erneut;
Auch daß noch allerwege
Der alte Geist sich rege,
Der sich an deutschen Liedern
Und deutschen Männern freut!

5) Einige stilistische Härten, die Schiller beim Abdruck gewiß selber nicht hätte durchgehen lassen, sind beseitigt worden, doch ist darin eher zu wenig als zu viel geschehen.

6) Schiller schreibt fälschlich „den 18.“ und dem entsprechend weiter unten „Freitag, den 20.“ und „Sonnabend, den 21.“ statt „den 19.“ und „den 20.“ Denselben Irrthum begeht er im „Salon“, wo er die Ankunft des Dichters gleichfalls auf den 18., die Burgbergfeier auf den 22. August setzt.

sehen war, von den ausgezeichnetsten hiesigen Gesangskünstlern Uhland'sche Lieder vortragen zu lassen. Leider aber erfuhr ich vom Herrn Stadtdirector Bode, daß der Gefeierte nicht nach Braunschweig zurückkehren werde, weshalb sich zu einem anderen auf der Harzburg zu veranstaltenden Feste ein Comité bildete, bestehend aus dem Herrn Stadtdirector Bode, Herrn Dr Aßmann, Banconducteur Krahe, Buchhändler Vieweg und mir. Zunächst hatte ich Uhland persönlich einzuladen. Ich fand ihn auf der Wolfenbüttler Bibliothek in Studien vergraben. Sobald er mich erblickte, stieg er freundlich von der Leiter herab und versicherte, daß es ihm angenehm sei, nochmals einen Tag in Gesellschaft der lieben Braunschweiger, welche ihn so freundlich aufgenommen hätten, zubringen zu können, und drückte sein Bedauern darüber aus, daß ich dieserhalb genöthigt gewesen sei, mich so weit herzubemühen. Die gleichzeitig eintreffende Einladung der Wolfenbüttler Liedertafel zu einem Gesangfeste im Holze auf nächsten Sonnabend lehnte Uhland sehr kurz mit der Bemerkung ab, daß seine Muße ihm sehr theuer sei, weil er sich bereits über Erwarten lange auf dieser Reise verweilt habe, außerdem noch nach Wernigerode, Gotha, Coburg und Würzburg sich wenden müsse und deshalb bis zum letzten Eisenbahnzuge den nächsten Sonnabend auf der Bibliothek zuzubringen genöthigt sei.

Indem ich mich Uhland empfehlen wollte, beehrte er mich noch mit dem Auftrage, auf der Braunschweiger Post nach einem erwarteten Briefe nachzusehen, den er sehnsüchtig erwartete, weil er, wie er sich ausdrückte, einen kleinen Pflegebefohlenen zu Haus zurückgelassen habe, dessentwegen sich seine Frau sehr ängstige. Er gab mir zu diesem Behuf seinen Paß zu meiner Legitimation mit dem Auftrage, diesen convertirt auf der Post zurückzusenden. Meine Bemühungen waren zwar vergebens, indessen fühlte ich einige Genugthuung darin, auf diese Weise Gelegenheit bekommen zu haben, dem verehrten Manne schriftlich mein Herz klarer aufdecken zu können, als es meine Schüchternheit bei jeder persönlichen Berührung hatte zulassen wollen. Ueber den Paß hatte ich vollends meine Freude, denn wer in diesem Signalement den Dichter Uhland hätte vermuthen mögen, müßte mehr als ein Menschenkenner sein oder überhaupt einen Dichter nur mit den Augen eines Polizeiofficianten ansehen; denn man hatte Alles „gewöhnlich“ an dem Reisenden gefunden. Er war in dem Passe schlichtweg Doctor genannt, obgleich er auch den Titel Professor führt, und er nahm nur den Doctorgrad in Anspruch, als ihm von Braunschweiger Freunden der Character eines Hofraths beigelegt wurde. Er protestirte eifrig hiergegen mit der Bemerkung, daß er ja nichts weiter als Doctor sei und sein wolle. Als er auch schalkhaft die Frage hinzufügte, ob denn in Braunschweig der Hofrathstitel so hoch im Werthe stehe, entgegnete Herr Stadtdirector Bode, daß man in Braunschweig nur gewohnt gewesen sei, den Dichter Ludwig Uhland ebenso schlichtweg zu nennen wie die Dichter Wolfgang Goethe oder Friedrich Schiller, und daß man nur erst bei des Dichters Uhland persönlicher Erscheinung daran gedacht habe, daß dieser auch einen bürgerlichen Charakter führen müsse, und ihm deshalb das Wenigste beigelegt habe, was ihm nach seinen Verdiensten in Braunschweig zu erwarten gewesen sein würde. Ueber die eigentliche Feier auf der Harzburg kann ich hier gänzlich hinweggehen, indem ich mich auf die darüber im Salon gelieferte Beschreibung beziehe. Dagegen werde ich mich hier nur auf einige charakteristische Züge und Anecdoten von und über Uhland beschränken müssen und zu meiner eigenen Erinnerung nur das hinzufügen, was mein eigenes Verhältniß zu ihm betrifft.

Mit Herrn Stadtdirector Bode, Herrn Dr Aßmann und Hofrath Dedekind war ich bereits am Sonnabend, den 20. Aug., von Braunschweig mit dem letzten Eisenbahnzuge nach Harzburg abgefahren, an welchen sich Uhland von Wolfenbüttel aus anzuschließen versprochen hatte. Durch Herrn Stadtdirector Bode eingeladen, bestieg Uhland zwar unseren Wagen, jedoch sah ich mich selbst durch mehre Sitzreihen von ihm getrennt. Nichts konnte mir daher erwünschter kommen als die Aufforderung des Herrn Stadtdirectors Bode näherzurücken, wodurch mir das Glück zu Theil wurde, Knie an Knie dem verehrten Manne gegenüber zu sitzen. Uhland zeigte sich an diesem Tage gegen früher ziemlich aufgeräumt, weil er den Bücherstaub auf einige Zeit hinter sich hatte. Gleich bei unserm Wiedersehen äußerte er sich sehr gütig wegen meiner Besorgung des Briefauftrages, und die Unterhaltung, welche sich um die Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen des Harzes, um die Schicksale des wilden Jägers Hackelnberg, nach welchem die uns führende Locomotive benannt war, sowie um Uhland's literarhistorische Forschungen drehte, ging während der ganzen Fahrt gut von statten. Besonders munter und traulich wurde das Gespräch nach dem so glücklich bestandenen Abenteuer des auf unserem Zuge ebenso schnell ausgebrochenen wie gelöschten Feuers, welches durch einen Funken entstanden war, der in den zur morgenden Feier mitgenommenen Korb voll Champagner gefallen war. Während einmal der Zug anhielt, präsentirte Herr Stadtdirector Bode dem Dichter ein Glas Bier. Dieser, es dankbar und freudig mit der Bemerkung annehmend: „Bier ist mein Getränk, da bin ich immer von der Partie“, reichte mir, nachdem er einen herzhaften Zug gethan hatte, das Glas, aus welchem ich ihm hochbeglückt mit einem noch herzhafteren Zuge Bescheid that. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblicke etwas schwärmte und gern das Glas zum Andenken behalten hätte, wenn mir nicht eine gewisse Scham vor einigen prosaischen und scheelen Gesichtern, welche ich im Hintergrunde des Wagens bemerkte, in die Quer gekommen wäre. Doch fühlte ich in diesem Acte eine gewisse Weihe, die mich lebhaft an meines großen Namenvetters herrlichen Ausspruch erinnerte, den ich, so sehr ich auch poetischen Reminiscenzen fremd bin, doch andächtig im Stillen nachbetete: „Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle, / Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle“ [7]).

Im Harzburger Gasthofe zur Eisenbahn hatte ich

---

7) Aus „Dithyrambe“ (Gedichte der dritten Periode).

hierauf das Glück, als Uhland's Tischnachbar einige sehr gemüthliche Stunden zuzubringen. Auf meine Frage, weshalb er meine ihm vor einigen Jahren brieflich eröffnete Bitte um einen Beitrag zum Lessing-Album [8]) gänzlich unberücksichtigt gelassen habe, erwiderte er: „Schon seit mehren Jahren dichte ich nicht mehr; deshalb werde ich auch meine dreizehnte Auflage ohne alle Veränderung geben müssen. Ich wart's ab, ob mich die Stimmung wieder überkommt, wo nicht, so laß' ich's ganz sein". Uhland's Gemahlin, welche später über eben dieses Capitel befragt wurde, drückte sich äußerst naiv und liebenswürdig also aus: „Mag's sein, daß die Welt dadurch verloren hat, daß Uhland nicht mehr dichtet, ich selbst habe dadurch gewonnen".

Nach einem frugalen Abendessen wurde gegen 11 Uhr zur Ruhe gegangen. Ich hatte wiederum das Glück, nur durch eine dünne Thür geschieden, Uhland's nächster Bettnachbar zu sein, welches ich jedoch zu meinem großen Schreck erst am folgenden Morgen gewahr werden sollte. Da ich nämlich mit Herrn Stadtdirector Bode, welcher stark schnarchte, in einem Zimmer schlief und bei geöffneten Thüren Herrn Hofrath Dedekind und Dr Aßmann als Schlafnachbaren hatte, aber besonders durch des Letztgenannten fortwährendes Traumreden aufgeschreckt wurde, so mußte ich fast die ganze Nacht schlaflos verseufzen. Wie glücklich war ich daher, als beim Sonnenaufgange auch die Augen meiner Herren Gefährten sich aufthaten und sich eine lebhafte komische Unterhaltung anknüpfte. Besonders herzhaft wurde über die drolligen Einfälle Aßmann's gelacht, der unter Anderem äußerte: „Wir müßten doch Uhland, wenn ihm heute Morgen von den drei Jungfrauen auf dem Burgberge der Lorbeer überreicht wird, einen Commentar über die tiefe Idee in der Auswahl dieser Damen geben. Ich habe nämlich symbolischer Weise für die drei höchsten Gewalten die drei größten Mädchen in unserer Stadt ausgewählt. Die größte Gewalt, die Regierung, stellt die größte dieser Mädchen, die Tochter Sr. Excellenz des Herrn Geheimeraths Schulz dar; die zweite Gewalt, die Stadtverwaltung, repräsentirt Ihre Fräulein Tochter, Herr Stadtdirector; und die kleinste unter den dreien, aber noch immer sehr große, den Handel und die Kaufmannschaft, nämlich Fräulein Kutzbach, Pflegetochter des Bankiers Löbbecke". Nun wurde auch scherzhaft unter uns deliberirt, was anzufangen sein möchte, wenn Herr Dr Schönemann auf seiner Weigerung beharren würde, nämlich zur Ueberreichung des Lorbeers das rothe Sammetkissen von der Wolfenbüttler Bibliothek herzuleihen. Dann bleibe nun nichts übrig, meinte Aßmann, als das kleinste Kissen aus Harzburg zu leihen, welches zufälliger Weise etwas übel riechen könnte; da aber Uhland ein schlichter Mann sei, würde er dies nicht bemerken. So herzlich ich auch auflachen mußte, ebenso heftig erschrak ich auch, als ich dicht neben mir auch Uhland's Stimme wahrnahm. Jetzt thut es mir leid, ihn nicht nachher gefragt zu haben, ob unser Muthwillen wirklich ganz zu seinen Ohren gedrungen sei. Uebel gedeutet schien er aber diesen Scherz nicht zu haben und er erinnerte sich auch namentlich der schönen Kranzträgerinnen noch später mit großem Interesse. Besonders hatte Uhland's Gattin Fräulein Bode in's Herz geschlossen, weil sie nach einer solchen hellen Blondine mit klarem Teint und blauen Augen, wie sie sich die alten deutschen Jungfrauen dächte und wie auch noch die alten Maler hiervon einen gewissen Typus beibehalten hätten, auf ihrer ganzen Reise bis jetzt vergebens gesucht habe.

Bei Gelegenheit dieser Kranzüberreichung fällt mir auch ein, daß ich ausdrücklich der unbeschreiblich natürlichen Anspruchslosigkeit Uhland's bei solchen Ehrenbezeugungen gedenken muß. Auch mögen hier einige sie betreffende charakteristische Züge folgen. Uhland's Gattin erzählte, daß, als ihrem Manne während einer Reise einst die Ehre der Bekränzung zu Theil geworden sei, er den Lorbeer in einem Haine an dem Zweige einer kräftigen Eiche aufgehängt habe; worüber sich die mit im Wagen befindliche Hausjungfer äußerst ungehalten gebärdet hätte, weil, wie ihr in der Hitze des Eifers entschlüpft sei, sie den Lorbeer in der Küche doch besser würde gebrauchen können. Uhland selbst lächelte über die vielen Ehrenbezeugungen, welche ihm auf dieser Reise widerfahren seien. Doch bemerkte scherzhaft seine Frau, daß er sich über keine Ehre mehr gefreut habe als über die der Schuljugend zu Lüneburg aus Veranlassung seiner Anwesenheit bewilligten Ferien.

Höchst komisch war das Ständchen der Wolfenbüttler Liedertafel [9]) abgelaufen. Man trägt am Freitage, den 19. August, vor dem Goldnen Löwen, dem Absteigequartier des Dichters, mehre seiner Lieder vor. Eine gleichzeitig daselbst logirende französische Schauspielertruppe erwartet nichts Anderes, als daß ihr diese Ehre gelte, und bedankt sich dafür, so daß man sich genöthigt sieht, diesen Dank mit Hohn zu erwidern und dem gefeierten Dichter durch eine Deputation bemerklich zu machen, daß es auf ihn gemünzt sei.

Eine der für mein Herz wohlthuendsten Ehrenbezeugungen, welche der Dichter erfuhr, war die ungeheuchelte Freude, welche selbst Wirthe der entlegensten Gasthäuser an den Tag legten, als sie Uhland's Namen hörten. Er schob sich gewöhnlich um das Einschreiben in die Fremdenbücher herum oder bat auch, wenn man ihn speciell darum anging, den Wirth selbst um diesen Dienst. Als aber der Wirth zu Ilsenburg ihn mit Bitten um seine eigenhändige Unterschrift anging, weil, wie er sich ausdrückte, er der Welt documentiren müsse, welche Ehre seinem Hause widerfahren sei, zeigte sich Uhland auch freundlichst dazu bereit. Gerade aber, weil es so unverkennbar aus Uhland's Wesen hervorleuchtet, wie wenig Werth er auf äußere Ehrenbezeugungen legt, mußte mir die höchst liebreiche Weise schmeichelhaft sein, mit welcher er sowohl wie seine Gattin sich noch auf dem Brocken den Trinkspruch ausbat, mit welchem ich ihn am Tage zuvor beim Feste auf der Harzburg begrüßt hatte. Leider

8) Von Schiller mit großem Eifer betriebene, aber nicht zu Stande gebrachte Publication zum Besten des Lessingdenkmals in Braunschweig.

9) Vergl. Friedr. Jeep's Aufsätze im Wolfenb. Kreisbl. 1887 Nr. 48 und in den Braunschw. Anzeigen 1887 Nr. 96.

konnte ich ihm, da ich auf diese Ehre nicht gerechnet hatte, nur das Concept davon überreichen.

Weil es doch Uhland einmal betrifft, so muß ich hier auch das komische Mißgeschick einer Braunschweiger Dichterin erzählen, welche von dieser ganzen Partie war, ohne Uhland gesehen zu haben. Fräulein Julie Römer nämlich, durch mehre ihrer in Druck erschienenen patriotischen Dichtungen auch dem größeren Publicum bekannt, die Tochter des würdigen Herrn Consistorialraths Römer, war in Begleitung ihres Vaters schon am Sonnabend, den 20. August, nach Harzburg gefahren, um Uhland recht in gemüthlicher Nähe zu genießen. Uhland saß von Wolfenbüttel aus sogar in einem Wagen mit ihr, aber von neugierigen Verehrern in Masse umgeben und obenein mit dem Rücken ihr zugewendet, kam er ihr nicht zu Gesicht. Ebenso ging es beim Aussteigen, und weil der Dichter unglücklicher Weise nicht in ein und demselben Gasthause logirte, so bekam sie an diesem ganzen Tage nichts von ihm zu sehen. Am Festmorgen verläßt nun in aller Frühe der lebhafte Papa genialer Weise sein Töchterchen, ohne daran zu denken, daß sich der Festzug vor dem Eisenbahnhofe versammelt und die schüchterne Tochter sich ohne männliche Begleitung nicht anzuschließen wagt. Ohnehin seit längerer Zeit kränkelnd, rechnet sie fest darauf, für die beschwerliche Bergfahrt einen Esel geliefert zu bekommen, wie ich deren für den schwächeren Theil der Gesellschaft 14 Stück unter meinem Commando hatte. Aber im Gewirre der Zurüstungen denkt Niemand an die Zurückgebliebene, Alles jubelt den Berg hinauf, und die Verlassene bringt in Thränen gebadet diesen Tag auf ihrem öden Gastzimmer zu. Ihr Vater, welcher erst spät vom Feste zurückkehrt, erschrickt nicht wenig über diesen Unstern und tröstet die Bekümmerte mit der Verheißung einer Partie nach Ilsenburg für den nächsten Tag, wohin Uhland vom Brocken aus sich wenden wird. Vater und Tochter treffen auch wirklich noch vor Uhland's Ankunft in Ilsenburg ein und wandern, um ihn gar nicht zu verfehlen, in der Kühle des Morgens das liebliche Ilsethal hinauf. Hier begegnet ihnen Uhland's Gattin mit der Schaar ihrer Brockenbegleiter und giebt die sehr niederschlagende Nachricht, daß Uhland eben vom Wege abgelenkt sei, um über den Ilsenstein zu wandern. Es wird indessen ein gemeinsames Frühstück in Ilsenburg verabredet, und da ihnen nun der Dichter nicht mehr entgehen kann, wandert das Römerpaar das liebliche Ilsethal noch eine Strecke weiter hinauf. Unterdessen war ich mit Uhland über den Ilsenstein und das Schloß Ilsenburg im Gasthofe zur Forelle eingetroffen, wo sich bereits sowohl der andere Theil unserer Brockengesellschaft als auch ein auserlesener Kreis von der gestrigen Harzburger Partie wieder zusammengefunden hatte. Während nun das Frühmahl zugerichtet wird, erfährt Uhland, daß sein Koffer, welchen er bis hieher vorausgesendet hatte, an der Grenze festgehalten worden sei. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ein Fuhrwerk zu miethen und sich selbst an Ort und Stelle zu begeben. Indem Uhland abfährt, rücken die genialen Römer im Gasthofe ein und sehen wiederum vom Dichter nichts als den Staub seiner Rosse. Unglücklicher Weise haben sie nun selbst wegen der Rückfahrt zu einer bestimmten Stunde mit dem Fuhrmann contrahirt und sehen sich zum Aufbruch genöthigt, ohne des Dichters Rückkunft abwarten zu können. Um das Maß des Mißgeschickes zu erschöpfen, mußten die Unglücklichen, mit denen wir später in Harzburg wieder zusammentrafen, auch noch die Zielscheibe unseres Spottes abgeben. Die gekränkte Dichterin suchte sich indessen durch möglichst scharfe Pfeile des Witzes zu rächen, die besonders gegen mich gerichtet waren, den sie beschuldigte, sie sitzen gelassen zu haben, und den sie mit dem Commando über die Esel so lange neckte, bis ich, als sie sogar hinzufügte, daß sie selbst den Dichter Uhland nie besungen haben würde, weil er ihr zu häßlich sei, mit der Bemerkung ihre Angriffe zum Stillschweigen brachte, daß es bekannt sei, wie sie den Strickbeutel voll Verse auf Uhland bei sich gehabt, dieselben aber nicht habe anbringen können, weil kein Esel dagewesen sei.

Indem ich jetzt auf Uhland zurückkomme, muß ich auch seines höchst innigen ehelichen Verhältnisses gedenken. Fast rührend ist die Verehrung, mit welcher diese tiefgemüthliche, nicht durch Schönheit, aber durch Geist und Herz bezaubernde Frau ihrem Gatten anhängt. Als man ihr einmal bemerklich machte, wie sehr ihr Geschlecht durch ihren Mann in Liedern verherrlicht worden sei, entgegnete sie schalkisch, daß es nur Mädchen seien, die ihr Mann besungen habe. Dagegen fragte sie mich einst in ihrem gutherzigen schwäbischen Dialecte: „Nicht wahr, der Uhland ist ein ungeschliffener Edelstein? Aber sein Gemüth ist gut. Er kann's nur nicht von sich geben. Wie oft habe ich mich vor den Leuten geschämt, als wir uns erst versprochen hatten, daß ich immer den Schirm tragen mußte. Aber daran dacht' er nicht. Später, als ich ihn erst kennen gelernt hatte, hätte ich gern sechs, acht Schirme für ihn getragen“.

Auch daß ihr Mann durchaus nicht rechnen könne, bemerkte sie neckisch und fügte hinzu, daß, sobald die Wirthsrechnung komme, ihr Uhland ins Ohr flüstere: „Wie viel ischt's?“ Am possirlichsten war für mich der tragische Moment des Abschiedes von Harzburg, wo sich Uhland mit einem Führer, der sich unbescheidener Weise aufdrängen wollte, herumzankte, während die begeisterte Anwesenheit dem Sänger ein donnerndes Hurrah nachrief.

Wie vielfach bin ich um das Glück beneidet worden, in Uhland's Gesellschaft den Brocken bestiegen zu haben. Ich läugne nicht, daß ich ihm auch in meinem leichten Festanzuge, ohne allen Reisebedarf, wie ich war, auch noch weiter gefolgt sein würde, wenn mich nicht der Geburtstag meiner Mutter zurückgerufen hätte. Aber von allen den phantastischen und geistreichen Bemerkungen über die Natur, welche man bei dieser Gelegenheit von Uhland erwartet hatte, habe ich nicht die Spur vernommen. Das Einzige, was er äußerte, wenn man ihn auf einen schönen Punkt aufmerksam machte, war: „Dasch isch hüebsch!“ Dennoch aber überzeugte mich seine liebenswürdige Persönlichkeit, daß er, wenn auch wie alle edleren Naturen tief verschlossen, doch einen

gesunden Kern in sich trage und daß an seinen Schöpfungen das Gemüth mindestens den gleichen Antheil habe wie der Geist. Wenn ich aber überhaupt bei irgend einem Menschen an das unbewußte Walten des Genius glaube, so ist es bei Uhland, von dem ich mich, wenn auch nur nach der Bekanntschaft weniger Tage, doch mit blutendem Herzen losriß.

Braunschweiger Kosenamen.

Von Otto Schütte.

Die Griechen bildeten ihre Personennamen in derselben Weise wie die Deutschen, wie z. B. die gleichbedeutenden Namen Θρασύβουλος und Kuonrat (Konrad) zeigen, aber sie hatten wenig Vorliebe für die Kose- oder Kurznamen. Diese finden sich bei ihnen nur selten, z. B. Ξεῦξις für Ξεύξιππος, Ἄμφις für Ἀμφιάραος, Λυσίας für Λύσιππος. Dagegen hatte und hat das deutsche Volk auch heute noch die Neigung, seine vollständigen Vornamen, die ursprünglich alle durch Zusammensetzung aus zwei Stämmen gebildet wurden, zu verkürzen. Denn es handelt sich hier nur um die Vornamen. Mit diesen kamen die Griechen allein aus, indem sie höchstens den Wohn- oder Geburtsort hinzusetzten, und die Deutschen konnten sich auch so lange damit begnügen, als sie vereinzelt in Weilern und Dörfern wohnten. Erst als die Ansiedelungen größer wurden, mußten die Familiennamen zur Unterscheidung der einzelnen Personen geschaffen werden.

Gesammelt habe ich die Braunschweiger Kosenamen aus den Urkunden der Neustadt Braunschweig, die sich im hiesigen Archive handschriftlich befinden. Nur einige wenige habe ich aus dem sorgfältigen Register zum zweiten Bande des Braunschweiger Urkundenbuches entlehnt. Die Urkunden beginnen mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts und reichen bis zum Jahre 1669. In diesen fast vier Jahrhunderten habe ich rund hundert weibliche Vornamen vorgefunden. Unter diesen sind wiederum über die Hälfte (54) Kurznamen. Dasselbe Verhältniß etwa finden wir bei den männlichen Vornamen. Nur das 14. Jahrhundert macht eine Ausnahme. Unter den 102 Vornamen, die ich aus diesem Zeitraume aufgezeichnet habe, sind 82 Kurznamen, während im 15. Jahrhundert nur 77 unter 154, im 16. und 17. Jahrhundert 88 unter 188 Vollnamen dem Leser begegnen. Und im Allgemeinen ist der Gebrauch der Kurznamen viel häufiger als der der Vollnamen. Ein paar Beispiele genügen zum Beweise. Johannes findet sich in den Urkunden des 14. Jahrhunderts 22 Mal, Hans dagegen 125 und Henning 87 Mal; Diderik 14, Tile aber 54 Mal; Nikolaus gar nicht, Klawes jedoch 11 Mal. Hinrik ist einer von den wenigen Vollnamen, die häufiger gebraucht werden als die davon gebildeten Kurznamen, unter denen Heneke ihm allerdings fast gleichkommt.

Daß sich weibliche Namen weniger wie männliche in den Urkunden finden, ist bei der gesellschaftlichen Stellung der Frau natürlich. Sie wird oft erwähnt bei Verschreibungen und letztwilligen Verfügungen, selten bei Streitigkeiten, öfter bei Uebernahme von Hypotheken, wenn sie Wittwe oder wenn Mädchen Waisen geworden sind.

Meistens können wir die Koseformen genau bestimmen, da sie nämlich bei einer und derselben Person oft mit dem Vollnamen wechseln, zuweilen aber sind wir auch auf Schlüsse beziehungsweise Vermuthungen angewiesen.

Geordnet habe ich die Kosenamen nach der Art ihrer Bildung, denn daß der Sprachgeist sie nach bestimmten Gesetzen schuf, ist durch die Arbeiten der Gelehrten festgestellt worden.

A. Weibliche Kosenamen.

I. Einstämmige Kosenamen, bei denen der erste Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

1) Berte = Kürzung eines mit dem Stamme beracht (berdht, bert, brecht) = glänzend zusammengesetzten weiblichen Namens. (14.—15. J.)[1].

2) Drude (Trude) = Gertrud, die Speertraute. (14.—17. J.)

II. Einstämmige Kosenamen, bei denen der zweite Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

1) Eye = Sigilind, Siegschlange, oder einem anderen mit Sieg zusammengesetzten Stamm. Nebenformen sind Sya und Syge (14.—17. J.)

2) Eda = Edberta, durch Gut (ôd, dial. ed) glänzend, oder einem anderen mit ôd zusammengesetzten Stamm. (14. J.)

3) Egele = Agilborch, Schwertburg. (1311.)

4) Eyle = Eilleborch, aus Agilborch zusammengezogen. (15. J.)

5) Engeln = Engelheit, Engelwesen. (16. bis 17. J.)

6) Hille = Hilborch, Kampfsburg. (14. J.)

7) Ide = Itaberga nach Stark[2]). (14. J.)

8) Ilse = Elisabeth. (15.—17. J.)

9) Imme = Irmina (?) nach Stark und Kapff[3]). (14. J.)

10) Kunne = Konegunde, mit Kühnheit kämpfend. (15. J.)

11) Lucke = Luckardis, im Volke stark, oder Lucwort, vielleicht ist es auch ein zweistämmiger Kosenamen, der zu Lutgart (Volkschützerin) gehört. (Stark.) (14. bis 15. J.)

12) Mette = Mathilde, mit Macht kämpfend. (14.—17. J.)

13) Ode / Odilie } = Odgart oder dergleichen. (14. J. und 15.—17. J.)

Vielleicht gehört hierher:

14) Kine = Kunigunde (nach Lübben[4]). (14. bis 15. J.)

---

1) J. mit der Zahl bedeutet das Jahrhundert, in dem der Name vorkommt.

2) Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868.

3) Kapff, Deutsche Vornamen, Nürtingen 1889.

4) Schiller und Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Bremen 1875 ff.

III. Zweistämmige Kosenamen.

1) Alheyt = Adelheyd, durch ihren Adel glänzend. Dies ist die gewöhnliche Kürzung des überaus seltenen Vollnamens, im 14. Jahrhundert stehen 28 Alheyden 9 Aleken und im 15. Jahrh. 46 Alheyden nur eine Aleke zur Seite. (14.—17. J.)

2) Almodis = Adelmodis, adelmuthig. (1312.)

3) Debborch = Detborch aus Ditborch, Thindborch, das Volk schützend. (14. J.)

4) Gherdert = Gherderat, Gherderet, Stammgart, durch Rath schützend, nach Stark = Gertrud. (1292.)

5) Hampe = Haginborch wahrscheinlich, durch Hegen schützend, wie das Mascul. Hampe = Haginbert ist. (15. J.)

6) Herpe = Herburg wahrscheinlich, das Heer bergend. (15. J.)

7) Hilborch = Hildburg. (15.—17. J.)

8) Ilsebe / Ilsebeth } = Elisabeth. Ilsebe (14.—15. J.), Ilsebeth (16.—17. J.)

9) Mechelt = Mechthild, Mathilde. (14. J.)

10) Seeborch = Segeborch, Siegburg. (14. J.)

11) Wolpe = Wolborch, Waldburg, durch Walten schützend. (14.—17. J.)

IV. Kosenamen, die durch Verkleinerungssuffixe erweitert sind.

a. durch k.

1) Aleke = Adelheyt (s. Alheyt). (14.—17. J.)

2) Beke = Elisabeth, Nebenformen Bele und Beleke. (14.—17. J.)

3) Berteke = Berte. (14.—15. J.)

4) Cyeke = Cye, Nebenf. Sieke, Sike, Zeke. (14.—17. J.)

5) Dedeken: zum Stamme Thiud = Volk, für gewöhnlich männlicher Name. (14. J.)

6) Debbeke = Debborch. (14.—15. J.)

7) Dortjen = Dorothea. (15.—17. J.)

8) Edelke = Edelburg, nach Stark = Edelhild. (1290.)

9) Cyleke = Eilleborch, Agilborch, Schwertburg. (14.—15. J.)

10) Engelken = Engelheit. (1320.)

11) Figeke = Fredeke (15. J.), vgl. Ficke = Fricke, Frederik.

12) Fredeke = Fridegundis, bis zum Waffenstillstand kämpfend, oder einem ähnlichen mit dem Stamme Frid zusammengesetzten Namen. (15. J.)

13) Ghepke = Gebrat, Rathgeberin. (16.—17. J.)

14) Geseke = Gese, Gertrud. (14.—17. J.)

15) Greteke = Margarethe. (14.—17. J.)

16) Hempeke = Hampe. (15. J.)

17) Hanneke = Hanne, Johanne. (14.—17. J.)

18) Heyneke = Hagintrud oder einer anderen Zusammensetzung mit dem Stamme Hagin. (16.—17. J.)

19) Herreke (Hereke) = Herrat. (14.—15. J.)

20) Herdeke: ist wohl auch = Herrat mit Erhaltung des Endkonsonanten des Vollnamens oder = einer Bildung mit dem Stamme Hard. (15. J.)

21) Hilleke = Hille, Hilborch. (14. J.)

22) Janneke = Johanne. (16.—17. J.)

23) Ilseke = Elisabeth. (15.—17. J.)

24) Immeke = Irmina? (14. J.)

25) Iseke = Isentrudis wahrscheinlich, das 1268 vorkommt. (14.—17. J.)

26) Jutteke = Judith. (14. J.)

27) Kineke = Kunigunde nach Lübben. (15. J.)

28) Kunneke = Konegunde. (15. J.)

29) Metteke (Metke) = Mathilde. (14.—15. J.)

30) Myeke (Migeke) = Eufemye, s. auch Femie. (15. J.)

31) Sebeke = Seeborch, Segeborch. (15. J.)

32) Soffeke = Sophie. (14.—15. J.)

33) Swanneke (Swenneke) = Swanhilt sicher, Schwankämpferin. (15. J.)

34) Titeken = Ditburg, vgl. Debbeke und Dedeken, das Volk schützend. (15. J.)

35) Urseke = Ursula. (16.—17. J.)

36) Werneco = Werinburg vielleicht, durch Wehren schützend, oder sonst einem mit Warin zusammengesetzten Stamme. (1258.)

37) Winneke = Windelburgis, mit Gewandtheit schützend. (14.—17. J.)

38) Wolppeke (Wolpke, Wobbeke) = Wolborg, Waldburg, (14.—17. J.)

b. durch l.

1) Abele = Adalborg, den Adel schützend. Stark setzt es = Adelbolda, aber in Braunschweig findet sich kein Frauenname auf bolda, wohl aber viele auf borg, so daß die Beziehung hierauf vorzuziehen ist. (14. bis 15. J.)

2) Bele = Elisabeth. Bei Stark fehlt der Name, Lübben möchte ihn = Abele oder Hebele setzen; da er sich aber als Kosename für Elisabeth und Ilsebe findet, so ist von Lübben's Vermuthung abzusehen, obwohl sie sprachlich nicht unmöglich ist. (14—17. J.)

3) Cechele? (1315).

4) Ebbele = Edelburg wahrscheinlich, denn es verhält sich wie Abele : Adalborg und Wobbele : Wolborg. (15. J.)

5) Hebele = Hedburg wahrscheinlich, bei Stark Hebe, vgl. Ebbele. (15. J.)

6) Mettele = Mathilde. (14.—15. J.)

7) Nobele = Notburg wahrscheinlich. (15 J.)

8) Rickele = Richhild, mit Macht streitend, oder Richlind. (14.—15. J.)

9) Wobbele = Wolborg, Waldburg. (14. bis 17. J.)

c. durch z.

1) Alsine = Adelsine, Femininform wohl zu Alzo = Adelzo. (1309.)

2) Evetze = Everiza, dem Femininum zu Everizo = Everhart. (Stark.) (14. J.)

3) Gese = Gertrud, aus Gerse entstanden. (14. bis 17. J.)

4) Rixe = Richhild oder Richlind, Nebenform Rikece, Richsa (1292). (14—15. J.)

V. **Kosenamen, die durch doppelte Verkleinerungssuffixe erweitert sind.**

a. l + k.

1) Beleke = Elisabeth. (14. J.)

2) Eyleke = Eye. (14.—17. J.)

b. z + k.

1) Wesseke = Femininform zum Mascul. Werinher, Werner, im Vertheidigen hehr. (15. J.)

VI. **Kosenamen, die durch Abstoßung einer oder mehrerer Silben gekürzt sind.**

1) Dylie = Odilie ?, Nebenform Dilige, Dillie und Dilli. (14.—17. J.)

2) Facia = Bonifacia, Gutes thuend. (1286.)

3) Femie = Eufemye, Εὐφημία, Worte guter Vorbedeutung sprechend. (16.—17. J.)

4) Grete = Margarete, Perle. (14.—17. J.)

5) Hanne = Johanne. 14.—17. J.)

6) Mye = Eufemye (14. J.), s. auch Femie. Lübben erklärt den Namen = Maria, eine Erklärung, die auch möglich ist.

7) Plonni = Appolonia. (15.—17. J.)

8) Sanne = Susanne. (16.—17. J.)

Hieran schließt sich noch das durch Zusammenziehung entstandene:

Jutte = Judith. (14.—17. J.) (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Alexander Wernicke, Richard Wagner als Erzieher. Ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne 1899. 128 S. kl. 8°. 1 M.

Um Titel und Absicht des Büchleins recht zu verstehen, muß man wissen, daß es der Sonderabdruck eines Aufsatzes aus Rein's Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik ist. Es handelt sich also nicht etwa um einen Versuch, statt Rembrandt's oder Bismarck's oder wer sonst seit Langbehn's schnellvergessenem Buche den Deutschen als der gewiesene Mann hingestellt ist, der sie erziehen oder an dem sie sich erziehen sollen, nunmehr zur Abwechslung Wagner zum praeceptor Germaniae zu machen, sondern um die Beantwortung der Frage: wie weit kann und soll wie andere große Deutsche auch Richard Wagner mit seiner Persönlichkeit und seinem Werk bei der nationalen Erziehung in Schule und Haus verwerthet werden? Im Anschluß an die grundlegenden Schriften des Meisters und die Ausführungen der Jünger wird das Musik-Drama als die natürliche, seit Lessing und Herder geahnte und ersehnte Krönung der deutschen Bühnenkunst erwiesen, Wagner's äußere und innere Entwicklung vom Stil der „großen Oper" bis zum „Bühnenweihfestspiel" unter geschickter Hervorhebung und Verknüpfung des Wesentlichen dargelegt, der menschliche und nationale Charakter des Künstlers und seiner Hauptwerke analysirt und daraus die Pflicht zumal der höheren Schule gefolgert, diese Persönlichkeit als eine, die in besonderem Maße geeignet ist, wenn auch mittelbar, Andere zu bilden, nicht länger von der schulmäßigen Behandlung auszuschließen. Ohne den Ausführungen des Verfassers in allen Einzelheiten zuzustimmen und ohne die enthusiastischen Erwartungen von dem erziehlichen Werthe der Beschäftigung mit der Wagner'schen Kunst zu theilen, wird man doch zugeben müssen, daß die Bedeutung Wagner's als des Mannes, der seit Goethe's Tode zweifellos den einstweiligen Höhepunkt deutscher Kunst nicht bloß für die Deutschen bezeichnet, sondern sie auch in der Weltkunst am entschiedensten und erfolgreichsten vertreten hat, jedem jungen Deutschen, der auf eine höhere Bildung Anspruch macht, bekannt sein und es darum nicht dem Zufalle überlassen bleiben sollte, wie viel und was unserer Jugend davon zur Kenntniß kommt. Auch enthält sicherlich sein Streben und Schaffen im Einzelnen soviel Erweckliches und Bildendes, daß es sich sehr wohl lohnt, an geeigneten Stellen zumal des deutschen Unterrichts von Obersecunda an darauf hinzuweisen und etwa am Schluß des Primacursus je nach Neigung und Fähigkeit des Lehrers eine oder ein paar Stunden zu einer Gesammtbetrachtung zu erübrigen. Die mannichfachen Schwierigkeiten, die es haben wird, auch den Musiker im Künstler und gerade den der Jugend einigermaßen zum Verständniß zu bringen, sind freilich ebensowenig zu verkennen, und es wird gewiß noch viel Wasser Spree und Oker abwärts fließen, ehe die Forderung des Verfassers sich erfüllt, daß alle Lehrer des Deutschen auf der Oberstufe „mit Wagner völlig vertraut" und „seine Kunstwerke ihnen in mustergültiger Aufführung lebendig geworden sein" müssen. Doch vielleicht läßt sich auch ohne die dazu nöthigen musikalischen Specialcurse und Massenentsendungen nach Bayreuth das vom Verfasser maßvoller formulirte Schlußziel erreichen, wonach die Aufgabe der Erziehungsschule Wagner gegenüber erfüllt ist, „wenn der Schüler beim Eintritt ins Leben begriffen hat, welche Stelle Wagner in der Reihe unserer deutschen Meister einnimmt, und wenn es ihm zum Herzenswunsche geworden ist, sobald als möglich einem Festspiele in Bayreuth beizuwohnen". Jedenfalls ist das frisch und fesselnd geschriebene Büchlein, der Ausdruck eigener warmer Ueberzeugung, der Lehrerschaft im Besonderen zur Lectüre zu empfehlen, wird aber als ein Brevier dessen, was der Deutsche von Wagner wissen und in ihm schätzen soll, weit über diesen Kreis hinaus Leser finden und Freunde der Sache werben. W. B.

Friedrich Koldewey. Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogthume Braunschweig. In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt. Zweite Ausgabe der im Br. Magazin erschienenen Abhandlung. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 189. VI u. 137 S. 8°. 1 M 80.

Der Inhalt des Büchleins ist den Lesern dieser Blätter im Wesentlichen bekannt; er ist hier im vorigen Jahrgange Nr. 14—20, 22 und 23 bereits mitgetheilt worden. Wenn die Abhandlung schon jetzt, mit Verbesserungen und Zusätzen, sowie mit einem sehr brauchbaren Register versehen, aufs Neue erscheint, so geschieht dies in der Absicht, um auch den Kreisen außerhalb unseres Herzogthums, denen das Magazin nicht leicht zugänglich sein sollte, einen bislang kaum behandelten, hier aber gründlich bearbeiteten Stoff zugänglich zu machen, der in dieser Darstellung für zahlreiche Gebiete unseres deutschen Vaterlandes in vielen Beziehungen geradezu vorbildlich sein dürfte.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 3. December **1899.**

Grabstätten der Welfen.

7. Bützow.

Außer den schon genannten weiblichen Mitgliedern des Welfenhauses ruhen auch zwei männliche auf Mecklenburgischem Boden, je einer in Bützow und in Mirow. Leider sind äußere Erinnerungszeichen an ihre Grabstätten uns von beiden Orten nicht mehr erhalten.

Das Schloß zu Bützow war ehedem der Wohnsitz der Bischöfe von Schwerin, und es ist daher das Bisthum auch mitunter nach jener Stadt benannt worden. Die Leitung dieser Diöcese hat nun etwa fünf Jahre lang in den Händen eines Braunschweigischen Herzogs gelegen, in denen Herzog Melchior's, der gegen Ende des Jahres 1376 auf den Schweriner Bischofsstuhl erhoben wurde. Er stammte aus der Grubenhagener Linie, war ein Sohn Herzog Heinrich's von Griechenland und ein Bruder des bekannten Herzogs Otto von Tarent, der fern im Süden zu Foggia in Apulien sein Grab gefunden hat. Ehe Melchior nach Schwerin kam, hatte er zehn Jahre (1366—1376) als Bischof in Osnabrück gewaltet. Er scheint einem Laster gehuldigt zu haben, dem Viele seiner Zeit erlagen und dem wir Deutschen ja von allen am leichtesten Verzeihung zu Theil werden lassen, dem Trunke. Oder sollte die Unerfahrenheit in dieser edlen Thätigkeit ihm den Tod bereitet haben? Der Chronist[1]) berichtet, daß der Bischof in Rostock sich in Meth „übertrunken“ habe, doch aber noch nach Bützow gebracht worden sei. Im Thore der Stadt stehen Erdbeeren zum Kaufe aus; er hofft, daß diese ihm Kühlung bringen möchten, und stürzt in Eile eine Menge davon hinunter, verschlimmert dadurch aber nur das Uebel. Es ward „ihm der Bauch so geschwollen, daß man ihm auch die Kleider hat müssen am Leibe aufschneiden, und endlich geborsten und also gestorben ist“. Ob die Beschuldigung, daß seine Diener ihm Gift in den Trank gemischt hätten, als er sich bereits gütlich gethan, auf Wahrheit beruht, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Melchior wurde in der Domkirche zu St. Elisabeth in Bützow begraben. Dort stand auf dem Chore im Jahre 1624 noch der Leichenstein, dessen Inschrift uns Pastor Andreas Cracovius in der Ehrenpredigt mittheilt, die er auf Herzog Ulrich II., Administrator des Stifts Schwerin († 1624), gehalten hat. Sie lautet mit zwei sehr einleuchtenden Verbesserungen im Mecklenburgischen Urkundenbuche (B. XX S. 46[2]) folgendermaßen:

> Anno domini 1381 feria quinta pentecostes, quae tunc temporis fuit crastina beati Bonifacii episcopi, venerabilis in Christo pater d. Melchior, illustris dux Brunsvicensis, Swerinensis episcopus, hic sepultus est,

oder in der etwas freien Uebersetzung bei Hederich:

> „Im Jahr des Hrn. 1381, Freytag nach Pfingsten oder des andern Tages nach St. Bonifacii, ist der Ehrwürdige Vater in Christo Herr Melchior, Hertzog zu Braunschweig und Bischoff zu Schwerin, gestorben und liegt allhier begraben; bittet für ihn“.

Danach ist Herzog Melchior am 6. Juni 1381 in der Kirche zu Bützow bestattet worden. Sein Tod, über den wir genauere Angaben sonst nicht besitzen, wird nicht weit vor jenem Tage anzusetzen sein. Von dem Steine, der einst seine Ruhestätte bezeichnete, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden.

8. Mirow.

Hier fand nach schwer bedrängtem Leben eine vergleichsweise friedliche Zufluchtstätte Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg, der Bruder Herzog Heinrich's des Jüngern. Lange Jahre der Gefangenschaft hatte er erdulden müssen. Schon im Jahre 1519 fiel er während der Hildesheimschen Stiftsfehde in der Schlacht bei Soltau in die Hände der Feinde, von denen er erst im Jahre 1523 wieder freigelassen wurde. Er war der jüngste von den sechs Söhnen Herzog Heinrich's des Aeltern und der einzige, der sich den von den Brüdern und auch von ihm getroffenen Vereinbarungen widersetzte, nach denen nur der älteste

1) Vergl. Bernhard Hederich's Verzeichniß der Bischöffe zu Schwerin in G. G. Gerdes' Sammlung verschiedener . . . Schrifften und Uhrkunden, welche die Mecklenburgischen Landes-Rechte, Geschichte und Verfassung erläutern können. V (Wismar, 1737), S. 442 f.

2) Der Band ist noch nicht ausgegeben. Ich verdanke die Mittheilung der betr. Stelle der Liebenswürdigkeit meines Freundes Geh. Archivrath Dr Grotefend in Schwerin. Vergl. auch Lisch in den Mecklenb. Jahrbüchern, 23. Jahrg. (1858), S. 145 f.

von ihnen, Heinrich d. J., die Landesregierung antreten sollte. Allerdings waren dessen vier ältere Brüder wohl versorgt: Christoph war Erzbischof von Bremen, Franz Bischof von Minden, Georg Domprobst zu Köln und Bremen und Erich Comtur des deutschen Ordens. Wilhelm war eine solche Pfründe noch nicht zu Theil geworden, er forderte daher Theilung des Landes oder ordnungsmäßigen Antheil an der Regierung. Das wollte ihm Heinrich nicht zugestehen. Da Wilhelm nun verdächtige Verbindungen mit seinen Gegnern anknüpfte und Heinrich feindlicher Angriffe von ihm gewärtig sein mußte, so kam dieser seinen Anschlägen zuvor und setzte ihn mit Zustimmung seiner übrigen Brüder in Haft, in der er zwölf Jahre verblieb. Wilhelm bekam die Freiheit erst wieder, als er allen seinen Ansprüchen in bündigster Form entsagt hatte. Es geschah dies im sog. Pactum Henrico-Wilhelminum vom 16. November 1535, einem der wichtigsten Staatsverträge unseres Fürstlichen Hauses, durch den das Recht der Erstgeburt endgültig festgesetzt wurde. Wilhelm wurde mit dem Schlosse Gandersheim und einer Jahresrente von 2000 Gulden abgefunden. Er hat zwar auch später versucht, den Vertrag, weil er durch Gewalt erzwungen sei, wieder aufzuheben. Aber ohne Erfolg. Er mußte ihn im Jahre 1556 nochmals feierlich anerkennen.

In Anfange des Jahres 1541 war Liborius von Bredow, Comtur der Johannitercommende Mirow, gestorben. Da erschien als Bewerber um die erledigte Stelle der „verarmte und flüchtige" Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg, der dann auch mit Hülfe der Herzöge Albrecht und Heinrich von Mecklenburg glücklich in ihren Besitz gelangte. Zwar war schon ein neuer Ordenscomtur, Sigismund von der Marwitz, inzwischen in Mirow eingezogen, der einen Credenzbrief seines Heermeisters überreichte. Aber dieser mußte bald das Feld räumen und eine Klage, die der Heermeister beim Reichskammergerichte einreichte, hatte keinen Erfolg. Wilhelm blieb in dem Besitze der Comturei bis zu seinem Tode, obwohl es ihm in den letzten Jahren auch an Anfechtungen von anderen Seiten nicht fehlte. Ein genaues Datum seines Todes ist nicht bekannt. Nach Dav. Chyträus [3]) ist er zu Mirow im Jahre 1558 verstorben. Die Angabe verdient um so mehr Glauben, da Chyträus ein Zeitgenosse war und in Mecklenburg lebte. Das letzte urkundliche Zeugniß für Wilhelm's Lebenszeit bildet, wie es scheint, eine Urkunde vom 25. August 1557, in der er noch als Inhaber der Comturei Mirow genannt wird [4]).

Auch über Wilhelm's Beerdigung hat sich bislang nichts Sicheres ermitteln lassen, doch ist nach Lage der Umstände anzunehmen, daß sie in Mirow erfolgte. Schon vor mehr als 70 Jahren hat K. Fr. v Vechelde sich bemüht, an Ort und Stelle Erkundigungen darüber einzuziehen. Er erhielt von dem dortigen wohlunterrichteten Pastor Friedr. Giesebrecht [5]), dessen Vater dort gleichfalls das Pfarramt, und zwar über 50 Jahre lang, versehen hatte, der also dort eine lange Ueberlieferung darstellte, unterm 2. November 1827 eine ausführliche Antwort, der wir Nachstehendes entnehmen:

„Die hiesige Kirche ist erst 1745 vollendet worden. Von ihrer Vorgängerin, welche im Uebrigen eine Feuersbrunst verzehrte, blieb der östliche Theil stehen, welcher die alte fürstliche Gruft (vor wenigen Jahren ist ein neues Gewölbe daneben gebaut) enthält, und wurde der neu erbauten oder an Umfang erweiterten Kirche wieder einverleibt. Der älteste Sarg dieser alten fürstlichen Gruft ist vom Jahre 1675, der nemlich des apanagirten Herzogs Johann Georg von Mecklenburg, der Elisabeth Eleonore, geb. Herzogin von Braunschweig, Herzogs Anton Ulrichs Tochter, zur Gemahlin hatte. Nachher sind, da Mirow die meiste Zeit Apanage oder Wittwensitz war, die hier gestorbenen fürstlichen Personen in der hiesigen unansehnlichen Gruft, deren ursprüngliche Bestimmung eine Sacristei und nicht Begräbniß gewesen zu sein scheint, beigesetzt worden, bis, da Herzog Adolf Friedrich IV. von hier aus zur Regierung gelangte, es Erbbegräbniß des regierenden Fürstlichen Hauses von Mecklenburg-Strelitz wurde, von welcher Zeit an die Zahl der schon nicht blos neben, sondern auch auf einander gestellten Särge sich mehrte".

„Was nun die Frage betrifft, wo nemlich, da die Richtigkeit der Angabe des selbst in Mecklenburg lebenden Chyträus nicht zu bezweifeln ist, das nicht mehr vorhandene Grabmal geblieben oder durch welche Begebenheit es zerstört sein könnte; so habe ich das Dunkel, welches über Mirow zur Zeit der Comthurey, einem noch unbedeutenderen Orte damals, als jetzt, ruht, bisher nicht erhellen können. Die Acten der hiesigen Amtsstube enthalten darüber nichts. Ob der dreißigjährige Krieg die Spur gänzlich verwischt oder eine spätere Feuersbrunst, in der der Ort, jedoch mit Ausschluß des Amts- und Gerichtshauses, abbrannte, oder die Gleichgültigkeit des Sinns für Geschichte ermangelnder Menschen alle Urkunden getilgt habe, kann ich nicht sagen. Nicht sehr wahrscheinlich wäre die Annahme, der vorerwähnte Brand der Kirche habe nur einen Theil der Gruft und somit die darin befindlichen ältern Särge ergriffen und vernichtet. Ich erinnere mich, meinen seligen Vater erzählen gehört zu haben, in den ersten Jahren seiner Amtsführung sei einmal in der Kirche ein Grab gemacht und dabei etwas ausgegraben worden, welches er für eine Comthursmütze gehalten; er habe dasselbe, um es etwas ausdunsten zu lassen, hingelegt, als er aber wieder gekommen sei, um es mitzunehmen, hätten es die bei der Gruft beschäftigten Leute wider seinen Willen aus Aberglauben wieder ver-

3) Dav. Chyträus, Saxonia 1500—1599, S. 514. Vergl. Lisch in den Mecklenb. Jahrbüchern B. 9 (1844) S. 98 ff.

4) Im Archive zu Schwerin (Dr Grotefend).

5) Vergl. über Benjamin Giesebrecht, seit 1769 Pfarrer zu Mirow († 26. April 1826), und seinen Sohn Friedrich, seit 1816 Adjunct, später Nachfolger des Vaters († in Mirow 3. Mai 1875) Allgem. Deutsche Biographie B. 9 S. 156 f. und 162. Der Brief befindet sich im Landeshauptarchive in Wolfenbüttel. Vergl. auch Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig 1831 Nr. 13 S. 51 f.

graben gehabt. Hienach würden die Leichen der Comthure unter dem Fußboden der Kirche begraben worden sein. Aeußere Bezeichnungen von Grabstellen finden sich jetzt weder an den Wänden noch auf dem Fußboden der Kirche; es können aber freilich vor dem Neubau der Kirche welche dagewesen sein. Die Gelegenheit, solchen Spuren und Andeutungen nachzugehen, ist durch das schon längst hier bestehende Verbot der Beerdigung in den Kirchen abgeschnitten".

Es schien schon hiernach sehr zweifelhaft, ob wir über die Grabstätte Herzog Wilhelm's Genaueres jemals erfahren würden. Leider ist auch in neuerer Zeit nichts bekannt geworden, was unsere Kenntniß in dieser Beziehung vermehren könnte.

9. Koburg.

Von Fr. Brackebusch.

1. Herzog August's des Jüngern von Braunschweig Wolfenbüttel Tochter aus seiner dritten Ehe mit Sophie Elisabeth, Johann Albert's von Mecklenburg Tochter, war Marie Elisabeth. Diese wurde am 7. Januar 1638 geboren und war seit dem 18. Januar 1663 mit Herzog Adolf Wilhelm von Sachsen-Weimar-Eisenach vermählt. Fünf Söhne, welche dieser Ehe entsprossen, sind sämmtlich in sehr zartem Alter verstorben. Seit dem 21. November 1668 Wittwe, schloß Marie Elisabeth am 18. Juli 1676 eine zweite Ehe, und zwar mit Albert, Herzog von Sachsen-Koburg, der Römisch-Kaiserlichen Majestät bestelltem Generalfeldmarschall, welcher — als Sohn Ernst's des Frommen von Gotha — ein Bruder des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen war, des Vaters der berühmten Gandersheimer Aebtissin Elisabeth Ernestine Antonie aus seiner Ehe mit Anton Ulrich's von Braunschweig-Wolfenbüttel Tochter Elisabeth Eleonore. Außer einer todtgeborenen Prinzessin entsproß Marie Elisabeth's zweiter Ehe ein Sohn, welcher, kaum 11½ Monate alt, gestorben ist.

Marie Elisabeth ruht neben ihrem zweiten Gemahle, welcher sie um 12 Jahre überlebte und am 6. August 1699 auf der Residenz zu Koburg verschied, in der hinteren (2.) Halle der Fürstengruft unter dem Chore der St. Moritzkirche zu Koburg. Dem vom Verfasser uns gütigst zur Verfügung gestellten Berichte, welchen der Schuldirector, jetzige Schulrath W. Brodführer zu Koburg über die am 10. October 1887 in Gegenwart hoher Staats- und Kirchen-Beamten stattgehabte Eröffnung und Tags darauf wieder erfolgte Schließung der gedachten Gruft unterm 16. desselben Monats erstattete, entnehmen wir folgende Mittheilungen über den aus Zinnguß in prachtvollster Arbeit hergestellten Sarg, welcher die sterbliche Hülle der Herzogin Marie Elisabeth umschließt. Derselbe trägt nachstehende Inschrift:

„Hier ruhet die Durchlauchtigste Fürstinn und Frau, Frau Maria Elisabetha, Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, geborene Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, Landtgräfin zu Meißen, gefürstete Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu der Marck und Ravensperg, Frau von Ravenstein, welche ward geboren zu Braunschweig, den 27. Jan. Abend umb 9 Uhr 1638, zum ersten vermählet mit Herrn Adolf Wilhelm, Herzogen zu Sachsen-Weimar, d. 18. Jan. 1663, gebar demselben fünff Printzen, ward Witbe zu Eisenach den 21. Novemb. 1668, zum andern mahl vermählet mit H. Albrechten, Herzogen zu Sachsen Gotha den 18. Juli 1676 gebar demselben 1 Printzen u. eine Tode Princessin, starb auf die süßen Jesuwunden sanft u. selig in Coburg den 15. Febr. 1687 Früe zwischen 5 u. 6 Uhren Ihres Alters 49 Jahr 2 Wochen 4 Tag u. 9 Stunden.

Leich-Text Hiob 13, 15 Wenn mich gleich d. Herr rc."
(Dies Citat trifft nicht zu!)

An den Seiten des Sarges befinden sich Medaillons, theils mit Schriftstellen versehen, theils mit kleinen Oelmalereien, die, soweit nicht durch Moderflecken unkenntlich gemacht, so farbenfrisch sind, als ob eben der Maler den Pinsel weggelegt hätte.

Um jedes Bild flattert ein Spruchband mit kurzer Inschrift, der zum Theil die Uebersetzung beigefügt ist. Die Schriftstellen sind 2. Tim. 1, 12; 1. Petr. 10; 2. Cor. 4, 18; Ebr. 11, 16; die Bilder: ein Löwe von Drachen umringt, Umschrift: Impavidum feriunt, Geplagt doch unverzagt; ein Baum in hellem Sonnenschein, Umschrift: Non Phoebe sed Phoebus, Am Sonnenblick ich mich erquick'; ein ruhig liegender Löwe: Semper coelestis, Hier mit Begier, dort in der Zier; ein blühender Rosenbusch, Umschrift: Pulchrior ab acri, Je hefftiger je cräfftiger; flammendes zwischen Sonnenblumen schwebendes Herz, Umschrift: Tous iours céleste; endlich flammendes Herz, gegen das die Stürme brausen, Umschrift: Qui craint Dieu, sort de tout.

2. Sophie Antoinette, eine Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Wolfenbüttel, ruht in der vorderen (1.) Halle der Fürstengruft zu Koburg in einem Holzsarge (Nr. 5), dem jede Inschrift fehlt, der aber festgestellt ist durch die Bezeichnung des Schlüssels, der das Schloß des Sarges schließt.

Sophie Antoinette ward als Schwester der Herzöge Karl I. und Ferdinand, der Königin Elisabeth Christine, Friedrich's des Großen Gemahlin, und der Gandersheimer Aebtissin Therese Natalie am 23. Januar 1724 geboren. Seit dem 23. April 1749 war sie vermählt mit dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst Friedrich aus dem Hause Sachsen-Saalfeld, welcher seit 1764 regierte und am 8. September 1800 starb. Die religiöse, kirchlich gesinnte Fürstin war voll Interesse für den Schulunterricht, veranlaßte viele heilsame Schulverordnungen, nahm Theil an der Zusammenstellung der Lieder für das neue Koburgsche Gesangbuch und suchte einsichtsvolle Männer dafür zu gewinnen. Sie ist die Urgroßmutter des verstorbenen Gemahls der Königin Victoria von Großbritannien und demnach die Ururgroßmutter der Kaiserin Friedrich. Sophie Antoinette starb am 17. Mai 1802. Mit ihr und ihrem, ihr im Tode vorangegangenen Gemahle ruhen auch 6 der 7 Kinder des fürstlichen Paares in der Koburger Fürstengruft, unter ihnen auch Prinzessin

Karoline Ulrike Amalie (in Sarg Nr. 2). Letztere war am 19. October 1753 geboren, seit dem 4. October 1787 Canonissin und seit 1795 letzte Dekanissin des kaiserlich freiweltlichen Stifts Gandersheim. Die Prinzessin-Dechantin war, wie Fr. K. v. Strombeck im ersten Theile seiner „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ sagt, die Herzensgüte, die Frömmigkeit und der Edelmuth selbst. Mehr für Andere, besonders für Nothleidende, als für sich lebend, strebte sie stets dahin, Menschenelend zu lindern. Nach der Aufhebung des Stifts, die nach dem, am 10. März 1810 erfolgten Tode von Gandersheims letzter Aebtissin Auguste Dorothee, Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand Schwester, verfügt wurde, ward das Inventarium der Abtei durch König Jerome von Westfalen der Dechantin Karoline Ulrike Amalie geschenkt, welche seitdem in bescheidener Stille in Koburg lebte, wo sie am 1. October 1829 nach langem Krankenlager gestorben und am 4. October in der St. Moritzkirche beigesetzt worden ist.

10. Göttingen.

Im Westen des jetzigen Wilhelmsplatzes, des früheren Neumarkts, erhob sich vordem das Barfüßerkloster, dessen Gründung in das Ende des 13. Jahrhunderts gesetzt wird. Es wurde im Jahre 1531 aufgehoben und die Kirche seitdem als Zeug- und Vorrathshaus benutzt. Im dreißigjährigen Kriege sollen die Kaiserlichen unter Tilly, die Schwedischen unter dem Herzoge von Weimar übel in ihr gehaust haben. Da auch später nichts Ordentliches für die Erhaltung des Bauwerks geschah, wurde es allmählich immer baufälliger, so daß man 1820 beschloß, es ganz abzureißen [1]). Denkmäler, Schildereien, Schnitzwerke waren schon seit langer Zeit in der Kirche nicht mehr zu sehen. Dennoch wußte man, daß Fürsten und vornehme Standespersonen dort einst begraben worden waren. Im Jahre 1734 führt der Verfasser „der Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen“ [2]) noch zwei Fürstliche Epitaphien als in der Kirche vorhanden auf, das eines Herzogs Bruno vom Jahre 1303 und das einer Herzogin Elisabeth, welches er in das Jahr 1311 setzt. Ersteres Grabmal war „ohne Pracht und der Erde gleich“, letzteres ein „erhabenes“, „so aus schlechtem Stein gehauen und ihre (der Herzogin) Abbildung und Wapen vorstellet“. In diesem haben wir offenbar ein sog. Hochgrab, in jenem einen Grabstein zu erblicken, der in gleicher Höhe mit dem übrigen Plattenbelag der Kirche die Gruft des Herzogs bedeckte. Es war hiernach immerhin zu vermuthen, daß beim Abbruche der Kirche geschichtlich merkwürdige Gegenstände aufgefunden werden könnten, und es wurde daher von höherer Seite dem Magistrate von Göttingen zur Pflicht gemacht, mit Vorsicht bei der Arbeit zu Werke zu gehen. Dieser Maßregel werden wir es zu verdanken haben, daß über die Funde, die bei Aufräumung der Kirche gemacht wurden, von den Senatoren Berg und Campen ein genaues Protokoll aufgenommen wurde. Danach ist am 2. November 1820 in dem unteren Raume des Schiffes der Kirche ein Bruchstück von dem Monumente der Herzogin Elisabeth freigelegt worden, das $5^1/_2$ Fuß lang und 3 Fuß breit war und drei Wappenschilde zeigte, von denen der letzte nicht ganz vollständig erhalten war. Im Neuen Vaterländischen Archive (Jahrg. 1822 B. I) finden wir eine Abbildung dieses Steines, der die beiden Braunschweigischen Leoparden, den hessischen Löwen und ein schreitendes Pferd in den drei Wappenschilden enthält. Er wurde nach dem Bauhofe in Verwahrung gebracht.

Weit wichtiger als dieser waren die Funde, die am 28 November d J. auf dem Chor der Barfüßerkirche gemacht wurden. Man fand hier in der Nähe des Altars nach Nordosten einen noch völlig gut erhaltenen Grabstein, $6^2/_3$ Fuß lang und $2^4/_5$ Fuß breit, der nach Wappen und Inschrift zweifellos dem 1303 verstorbenen Herzoge Bruno gehörte. Er enthielt „einen gekrönten Helm, über demselben die silberne Säule mit Federn nebst dem springenden Pferde und unter demselben die beiden Leoparden“. Die Umschrift lautete: Anno Dni. MCCCIII in vigilia omnium sanctorum obiit illustris princeps domicellus Bruno dux in Brunsvich. Unter dem Steine lagen gegen drei Fuß tief in der bloßen Erde die spärlichen Ueberreste des Tannensarges und des Leichnams, dabei ein Stück des Kopfes mit Haaren, die das Protocoll als blond, Regierungsrath Blumenbach, der gleichfalls den Augenschein davon einnahm, als fast roth und ziemlich lang bezeichnet. Dicht neben dieser Gruft wurde noch eine zweite gefunden, 4 Fuß breit und $7^1/_2$ Fuß lang, die zwar nicht gewölbt, aber mit Seitenmauern versehen war. In ihr lagen ebenfalls in einer Tiefe von drei Fuß von Erde bedeckt die Reste eines Tannensarges, sowie Knochen und Ueberbleibsel von Leinen und Kissen, auf denen der Leichnam geruht haben mochte. Es war der einer weiblichen, mindestens 40 Jahre alten Person. Auch hier war ein Theil des Schädels erhalten, der nach dem Protokoll mit rothbräunlichen Haaren bedeckt war. Blumenbach nennt das Haar röthlichblond, meint dabei aber, es „könnte ursprünglich auch wohl grau gewesen und nur von der Erde gefärbt seyn“. Man glaubte in dieser zweiten Gruft nicht ohne Grund die der Herzogin Elisabeth entdeckt zu haben, von der in der Göttingenschen Zeit- und Geschichtbeschreibung die Rede ist und zu deren Grabmal jener Wappenstein gehört haben wird.

Die Ueberreste der Fürstlichen Leichen wurden zunächst auf das Rathhaus gebracht, hier in zwei bleierne Kasten gelegt und dann zugleich mit dem Leichensteine des Herzogs Bruno auf Anordnung des Königl. Cabinetsministeriums durch das Hofmarschallamt nach Hannover gefahren, wo sie Nachts am 29 März 1821 in der Fürstlichen Gruft unter der Schloßkirche beigesetzt worden sind.

So einfach die Erklärung des Grabsteines des Herzogs Bruno war, in dem man sogleich den Sohn Herzog Albrecht's des Fetten erkannte, so schwierig war für Blumenbach die Deutung des Grabdenkmals der Elisa-

1) Vgl. den Aufsatz Blumenbach's. „Nachricht von den bei Abbruch des ehemaligen Franciskanerklosters zu Göttingen im Jahre 1820 entdeckten Merkwürdigkeiten“ im Neuen Vaterländ. Archiv, Jahrg. 1822 B. 1 Seite 320—38.

2) B. I S. 69 f. und B. II S. 93.

beth. Er will in dieser gleich dem Verfasser der Göttingischen Zeit- und Geschichtsbeschreibung eine Gemahlin Herzog Albrecht's erblicken und begründet diese Ansicht durch eine Hypothese, die ihm selbst künstlich vorkommt, die aber vollständig in sich zusammenfällt, wenn wir die richtige Inschrift des Grabdenkmals kennen lernen. Diese überliefert uns ein Kupferstich von N. Seeländer, auf den zuerst H. Wilh. H. Mithoff in seinen „Kunstdenkmalen und Alterthümern im Hannoverschen“ B. II S. 77 aufmerksam gemacht hat. Danach bildete das Denkmal einen gothisch ornamentirten Sarkophag, auf dem eine weibliche Gestalt liegt. Ihr Haupt ruht unter einem Baldachin auf einem Kissen, ihre Füße stehen auf einem Löwen, die Hände sind auf der Brust gefaltet. Auf der rechten Langseite des Sarkophags finden sich die drei 1820 aufgefundenen Wappenschilde, deren Zugehörigkeit zu dem Grabmale der Elisabeth somit außer Frage steht. Darüber steht auf dem abgeschrägten Rande des Sarkophags, ebenfalls auf der rechten Langseite die Inschrift, die mit Auflösung der Abkürzungen folgendermaßen lautet[3]): Anno domini M CCC.XC in festo Perpetue et Felicitatis obiit illustris domina Elyzabeth ducissa in Brunsvic.

Es handelt sich also um eine Herzogin Elisabeth, die am 7. März 1390 gestorben ist. Man las früher fälschlich das C hinter dem X als eine I und kam so zu ganz irrigen Ergebnissen. Jetzt lösen sich alle Schwierigkeiten von selbst. Wir haben das Grabdenkmal Elisabeth's, der Tochter Landgraf Heinrich's II von Hessen, vor uns, die dem Herzoge Ernst, Albrecht's des Fetten Sohne, etwa 1340 die Hand reichte und als Wittwe 1390 gestorben ist. Nun erklären sich auch die Wappenschilde auf das Leichteste: die braunschweigischen Leoparden, der hessische Löwe und das braunschweigische Pferd. Letzteres kommt um diese Zeit in derselben Form auch auf Siegeln vor. So begegnet es 1396 auf dem Siegel von Elisabeth's Tochter Agnes, Gräfin von Ziegenhain, wo daneben, um die braunschweigische Herkunft anzudeuten, ebenfalls die beiden Leoparden erscheinen (v. Schmidt-Phiseldeck, Siegel des herzogl. Hauses Braunschw. u. Lün. Nr. 185).

Dieser Seeländer'sche Kupferstich, der mit keiner Unterschrift versehen ist und nur die Bezeichnung: N. S. trägt, ist offenbar sehr selten. Blumenbach kannte ihn nicht; Mithoff citirt ein Exemplar in v. Spilcker's Collectaneen in der Bibliothek des historischen Vereins für Niedersachsen. Ein zweites Exemplar besitzt das Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel, in dem sich daneben auch ein ganz unbezeichneter, aber wohl ebenfalls von Seeländer angefertigter Kupferstich des Grabsteins des Herzogs Bruno befindet. Er zeigt genau die oben geschilderte Darstellung: einen Schild mit den beiden braunschweigischen Leoparden, darüber den gekrönten Helm mit hohem Federbusch, vor dessen Stile ein nach rechts gekehrtes Pferd sich befindet. Die Darstellung entspricht genau einem Siegel von Bruno's Bruder, Otto dem Quaden (Nr. 182 des gen. Siegelverzeichnisses). Die Legende, die auf der unteren linken Seite beginnt, lautet: anno dni. M.CCC.III. in vigilia oi. scor'. / obiit illust's / princeps. domicellus. bruno. dux. i. / brunswich. Sie wird auf den vier Ecken des Steines durch Wappenschilde unterbrochen, von denen die oberen rechts das springende Pferd, links einen aufgerichteten ungekrönten Löwen, die unteren rechts einen aufgerichteten gekrönten Löwen, links ein springendes Pferd enthalten. Man kann hierin nur braunschweigische Wappen erkennen; als Ahnenwappen sind sie nicht anzusprechen, da Bruno's Mutter Rixa eine Werlesche Prinzessin war, also durch einen Stierkopf hätte angedeutet werden müssen. Ueber den Verbleib dieses Steines, der nach Blumenbach 1821 nach Hannover gebracht wurde, habe ich nichts in Erfahrung bringen können; in der dortigen Schloßkirche wird er bei Mithoff (1 S. 79 ff.) nicht aufgeführt. Ebenso wenig habe ich zu ermitteln vermocht, wo das 1820 gefundene Bruchstück vom Sarkophage der Herzogin Elisabeth später geblieben ist. P. Z.

3) Die Jahreszahl ist richtig wiedergegeben, aber die Abkürzung der Inschrift bei der Tagesbezeichnung z. Th. falsch aufgelöst in Rehtmeier's Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 602.

Braunschweiger Kosenamen.

Von Otto Schütte.

(Schluß.)

B. Männliche Vornamen.

I. Einstämmige Kosenamen, bei denen der zweite Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

Brant = Hildebrand, Kampfschwert. (14. bis 15. J.)

II. Einstämmige Kosenamen, bei denen der erste Theil des Vollnamens unterdrückt ist.

1) Anne = Arno, wie Benno = Berno, also = Arnold, wie ein Adler waltend. (14. J.)

2) Betemannus (Betman) = Bertrammus, Glanzrabe (1276 und 1392), mit Weiterbildung von Mann.

3) Bodo = Bodobert, im Gebieten glänzend, oder einem andern mit Bod zusammengesetzten Stamme. (14.—15. J.)

4) Bolden (Bolte) = Boldewin, Freund der Kühnheit. (14.—17. J.)

5) Brun (Bruno, Brann) = Brunhard, im Harnisch kühn, oder dergleichen. (14.—17. J.)

6) Deno (Deyning, Deneman) = Degenhardus, heldenkühn. (14.—17. J., Deneman nur im 15. J.)

7) Ebeling = Eberhard, wie ein Eber kühn. (14.—17. J.)

8) Ecke = Ecklef, Schwertsohn. (1372.)

9) Ecgeling = Ecgert, Agihart, schwertkühn. (14.—17. J.)

10) Eigel = Egelardus wahrscheinlich, Agilhard, schwertkühn. (16.—17. J.)

11) Eyle = Eylhardus, schwertkühn. (1405.)

12) Eppo = Eberhard. (1129.)

13) Haim = Heinrich wahrscheinlich, schutzmächtig. (16.—17. J.)

14) Haz = Hassomar?, unter den Hessen berühmt. (1341.)

15) Heyne = Heinrich, erweitert auch zu Heyneman. (14.—17. J.)

16) Hoin = Hunibald wahrscheinlich, hünenkühn, oder dergleichen, denn Hon wird in Hoin zerdehnt sein, wie es oft geschieht. (nach 1320.)

17) Huch = Hugold, mit Geist waltend. (14. J.)

18) Kone = Konrat, mit Mann erweitert zu Koneman. (14.—15. J.)

19) Make = Markward, die Landesmark (= Landesgrenze) bewachend. (1330).

20) Meyne = Maginhard, machtstark. (15. J.)

21) Otto = Otfried oder dergleichen. (14.—17. J.)

22) Rate = Radeke, Radolfus, durch Einsicht zum Siege führend. (1333.)

23) Rike = Rickelef wahrscheinlich, mit Macht Sieg bringend. (16.—17. J.)

24) Role = Rolandus (1320), es kann natürlich auch als Deminutivbildung zu hrod = Rodilo aufgefaßt werden, im Lande berühmt.

25) Tidemannus = Diderik, unter dem Volke mächtig, der erste Theil ist also durch Mann verstärkt. (1286.)

26) Wede (Wedde) = Wedekind, Waldsohn. (16.—17. J.)

III. Zweistämmige Kosenamen.

1) Abel (Apel) = Adelbold, adelkühn, nach Stark. (14. J.)

2) Alardus (1295), Alert = Alradus, Adelrat, durch Metathesis entstanden. (16.—17. J.)

3) Albert, Albrecht = Adelbert und Adelbrecht, durch Adel glänzend. (14.—17. J.)

4) Almer = Adalmar, durch Adel berühmt. (15. J.)

5) Arnd = Arnold. (14.—17. J.)

6) Berent (Bernt) = Bernhard, wie ein Bär kühn (14.—15. J.)

7) Boidin = Baldewin. (1282.) [Boldewin, Bodewin, Boidewin, Boidin ist die Reihe der Formen, die theilweise zu erschließen sind.]

8) Carll = Carleff. (16.—17. J.) Da Carll als Koseform zu Carleff erscheint, so ist er theilweise als zweistämmiger Kosename aufzufassen.

9) Carleff = Garulf, Garwolf, mit dem Speere zum Siege führend. Kürzung zugleich mit Umstellung. (16.—17. J.)

10) Christoph = Christophorus, Christusträger. (16.—17. J.)

11) Tammo = Tankmar, durch Geist berühmt, nach Stark. (1281.)

12) Dedelef (15. J.), Dethlef (16.—17. J.), Dedolf (14. J.) = Dietolf, Volkswolf.

13) Detert = Diethard, volkskühn. (16.—17. J.)

14) Diboldt, Dewalt = Dietbald, volkskühn. (16.—17. J.)

15) Dirick (Dierk) = Diderick. (16.—17. J.)

16) Ebbert (15. J.), Ebert (16.—17. J.), Evert (14.—17. J.) = Eberhard.

17) Echert (1346), Eggert (15.—17. J.) = Eckehard, schwertkühn.

18) Eckelef = Eckewolf, Schwertwolf. (14. bis 17. J.)

19) Eylerd = Eylhard, schwertkühn. (14. und 16.—17. J.)

20) Eler = Edelher, Adelhari, aber auch = Eylhard. (1250 und 14. J.)

21) Elgerus = Adalgar, Adelspeer, für sein Geschlecht zum Speer greifend. (1219.)

22) Erdt = Erhart. (16.—17. J.)

23) Gherd = Gerhard. (14. und 16.—17. J.)

24) Gerlof = Gerwolf. (15.—17. J.)

25) Gevert = Gebhard, durch Freigebigkeit stark. (16.—17. J.)

26) Goddert (Godert) = Godthardt, daneben findet sich auch Gedert, das wohl eine Schwächung aus Godert ist, das aber sogar in Ghert zusammengezogen wird. (16.—17. J.)

27) Grube = Grunbrecht, in Lebensfrische glänzend, wohl oder = Hruombrecht? (1272.)

28) Harff (Harfinus) = Harwig, Heerkämpfer. (16.—17. J.)

29) Heier = Hagihar, im Schützen mächtig? (Andresen[6]). (16.—17. J.)

30) Hilbrand = Hildebrand. (15. J.)

31) Hilbrecht = Hildebrecht, im Kampfe glänzend. (15.—17. J.)

32) Hilmer = Hildemar, kampfberühmt. (14. bis 17. J.)

33) Hoier = Hucger, mit Geist kämpfend, nach Andresen. (14.—17. J.). Es könnte aber auch eine Zusammensetzung mit dem Adjectivum hoch und ger sein, denn es finden sich die Nebenformen Hogerus (1274) und Hoygher (1357).

34) Kort = Konrad. (14.—17. J.).

35) Kunert = Kunihard, durch sein Geschlecht stark, oder dergleichen. (16.—17. J.)

36) Lampe = Landbert, im Lande glänzend. (14.—15. J.)

37) Luder = Liuthard. (14.—17. J.)

38) Lulef = Ludolf, Volkswolf, das Volk zum Siege führend. (16.—17. J).

39) Nickel = Nikolaus. (16.—17. J.)

40) Nolte = Arnold. (15. J.)

41) Oleff = Odolf. (16.—17. J.)

42) Olrik = Odalrik, durch Gut mächtig. (14. bis 15. J.)

43) Olvardus = Odalwart, das Gut schützend (1302.)

44) Olver = Olvardus oder Odalfrid. (1346.)

45) Reymer = Raginmar, durch Einsicht berühmt. (16.—17. J.)

46) Reynerus = Raginhart. (14. J.)

47) Reynert = Raginhart. (15.—17. J)

48) Remmert = Raginbert, durch Klugheit glänzend, nach Andresen. (15. J.)

---

6) Andresen, Die altdeutschen Personennamen. Mainz 1876.

49) Rewerd = Hrodwart, des Ruhmes wartend, nach Stark. (14. J.)
50) Rickelef = Richwolf. (15. J.)
51) Rolef = Hrodwolf, Ruhmwolf. (14.—17. J.)
52) Syverd = Siegfried. (14.—15. J.)
53) Tymme = Thietmar, im Volke berühmt. 15. J.)
54) Ulrich = Uodalrich. (16.—17. J.)
55) Winandus (Winant) = Wignand, kampfkühn. (1249.)

IV. Kosenamen, die durch Verkleinerungssuffixe erweitert sind.

a. durch k.

1) Beneke (Berneke [1313]) = Bernhart. (14. und 16.—17. J.)
2) Beteke = Bertrammus oder Bertoldus. (1290 und 1308
3) Bodeke = Bodo, Bodobert. (15. J.)
4) Brendeke = Hildebrand. (14.—15. J.)
5) Dedeke = Dietolf, Volkswolf. (14.—15. J.)
6) Ebbeke = Eberhard. (1334.)
7) Egelke = Egelardus wahrscheinlich, Agilhard. (1357.)
8) Eyke = Agike, Agico, wahrscheinlich, vom Stamme Ag-Ecke, Schwert. (14. J.)
9) Eymeke = Aginmar, schwertberühmt. (1390.)
10) Engelke = Engelbrecht, wie ein Engel glänzend, oder vielleicht = Engelhusen, das sich im 16. bis 17. Jahrhundert als Vorname findet. (14.—17. J.)
11) Floreke = Floribert[7]), blumenglänzend, vom lateinischen Florus, zu dem auch Florinus gebildet wurde. (1272 und 15. J.)
12) Fredeke = Frederik. (15. J.)
13) Fricke = Frederik. (14 und 15. J.)
14) Ficke = Frederik. 1371.)
15) Gereke = Gerhard. (14.—17. J.)
16) Ghizeke = Gisebrecht (Gisalbrecht). 14. bis 15. J.)
17) Godeke = Godefridus. (14. und 16.—17. J.)
18) Goseke = Gozwinus. (Nach 1320.)
19) Hartke = Hartwich wahrscheinlich. (16. bis 17. J.)
20) Heydeke = Heykke 1357) = Heidulf oder dergl. (14. J.)
21) Heyneke, Heneke = Heinrich. (14.—17. J.)
22) Helmeke = Helmolt (14.—15. J.)
23) Herdeke = Hardwig, Herwig, wahrscheinlich, vgl. Hartke. (1310.)
24) Keyneko = Kaginhard, Stamm kagin = gegen. (1330.)
25) Koneke = Konrat. (15. J.)
26) Kopeke = Colobert? nach Andresen, sollte es nicht vielleicht = Kuonbert sein können? (Nach 1320.)
27) Ludeke (Luddeke) = Ludewig, Ruhmstreiter. (14.—17. J.) Nebenform Ludeman.

7) Heintze, Die deutschen Familiennamen, Halle a. S. 1882.

28) Meyneke = Maginhard, machtstark. (14. bis 15. J.)
29) Radeke (Redike) = Radolfus. (14. J.)
30) Rake = Radeke, Radolfus. (14. J.)
31) Reyneke = Raginhart. (14.—17. J.)
32) Roleke (Rulele) = Rolandus. (1292.)
33) Ropeke = Rodbertus, ruhmglänzend, wahrscheinlich. (15. J.)
34) Sanderke = Alexander. (16.—17. J.)
35) Titeke = Diderik. (1429.)
36) Wedege (Wedeke, Wideke, Widdeke) = Wedekind, Widekind. (14.—17. J.)
37) Werneke = Wernher. (14.—15. J.)
38) Weske (15. J.), Wesseko (1289), Wesseke (nach 1320) = Wasmodus, schwertmuthig; von Stark wird es = Wernher gesetzt, was auch angeht.
39) Willeke = Wilhelm, durch seinen Willen schützend. (14. J.)
40) Wolleke = Wolter, im Heere waltend. (Nach 1320.)
41) Woltke = Wolter. (16.—17. J.)
42) Wulveke = Wulfgang. (1307.)

b. durch l

1) Tile = Diderik (14.—17. J.), erweitert durch Mann zu Tilemann. (16.—17. J.)

c. durch z.

1) Bosse = Borchard. (14.—15. J.)
2) Dydese = Diderick. (14 J.)
3) Fritse = Friderik. (1397.)
4) Gotze = Gotfried. (1310.)
5) Heise = Heinrich. (14.—17. J.)
6) Herzo = Hernardus vielleicht, der 1349 angeführt wird. (1334.)
7) Hintze = Heinrich. (14.—15. J.)
8) Kotze = Konrad? oder Gotze? (14. J.)
9) Kuntze (Kunse, Cunce) = Konrad. (14. J.)
10) Lotze (Lutze) = Lodewig, Ludewig. (15. J.)
11) Struzs = Strutolf, Zerstörer, oder dergleichen nach Stark, der Strut vergleicht. (1286.)

V. Kosenamen, die durch doppelte Verkleinerungssuffixe erweitert sind.

a. durch l + k.

1) Tileke (Tilke) = Diderik. (16.—17. J.)

b. durch l + z.

1) Tilse = Diderik. (1359.)

c. durch z + k.

1) Beceke (Beseke) = Bernhart. (1272 und nach 1320.)
2) Bosseke = Borchard. (14. J.)
3) Heyseko = Heinrich. (1317.)
4) Hinseke = Heinrich. (1353.)
5) Huttzeke = Hugold oder dergl. (14. J.).
6) Lutzeke = Ludewig. (15. J.)
7) Roseke = Rolandus. (1296).

d. durch z + l.

1) Guntzel, Gunzelin = Gunther oder dergl. (15. und 14. J.)

2) Wessel (Wissel) = Wernher. (15.—17. J.)
Hieran schließt sich mit der Bildung auf chin
Willekin (Wilken) = Wilhelm. 14.—17. J.)

VI. **Kosenamen, die durch Abstoßung einer oder mehrerer Silben gekürzt sind.**

1) Achim = Joachim. (16.—17. J.)
2) Asmus = Erasmus. (16.—17. J.)
3) Bastian = Sebastian. (16.—17. J.)
4) Brosius = Ambrosius. (14., 16.—17. J.)
5) Cyrick = Cyriacus. (16.—17. J.)
6) Drewes = Andreas mit Zerdehnung, vergl. Mewes von Bartholomaeus. (14.—17. J.)
7) Franz = Franciscus. (16.—17. J.)
8) Hans = Johannes. (14.—15. J.)
9) Henning = Johannes. (14.—17. J.)
10) Klawes (Klaus) = Nikolaus. (14. und 16.—17. J.)
11) Matte = Mathias. (16.—17. J.)
12) Sander (Sanner) = Alexander. (14. bis 17. J.)
13) Statius (Staes) = Eustatius. (15. bis 17. J.)
14) Theus (Thewes) = Matthaeus. (16—17 J.)
15) Thonies = Anthonius. (16.—17. J.)

VII. **Kosenamen, die durch Zusammenziehung oder Ausstoßung gekürzt sind.**

1) Bendix = Benedictus. (16.—17. J.)
2) Dannel = Daniel. (15. J.)
3) Heyman = Heinrich, zusammengezogen aus Heyneman, Nebenform Heneman. (14.—17. J.)
4) Jan = Johannes. (14.—17. J.)
5) Jochim = Joachim. (16.—17. J.)
6) Jurges = Georgius. (14. J.)
7) Kersten = Carstian, Christian, auch Kasten kommt als Nebenform vor. (15.—17. J.)
8) Marx = Marcus. (16.—17. J.)
9) Mattes (Mats) = Mathias. (16.—17. J.)
10) Niclas = Nicolaus. (16.—17. J.)

Bücherschau.

Georg Bäsecke, Hannchen und Maria. Gedicht. Göttingen, Lüder Horstmann, 1899. 59 S. 8°. geb. 2 ℳ.

Es ist gewiß kein übles Zeichen für die deutsche Studentenschaft, wenn sich in jüngster Zeit bei ihr der poetische Drang wieder einmal lebhafter regt und die Universitäten in Musenalmanachen wetteifern. Freilich der Berliner, den ich kennen gelernt habe, war recht kümmerlich, und auch von dem Leipziger hörte man nicht viel Gutes, aber der Göttinger, den uns für das Vorjahr Börries v. Münchhausen und der leider seither verstorbene K. v. Arnswaldt boten, konnte sich mit Ehren sehen lassen und erinnerte hier und da an die große Generation von 1773: an Gras und Blättern zwischen den Blumen hat es auch vor hundert Jahren nicht gefehlt. Eine Art von Nebenschößling zu dem nächstjährigen von Levin Ludwig Schücking herausgegebenen Almanach, in demselben Verlage, dem alten Dieterichschen der Bürger, Voß, Hölty und Genossen erschienen, ist das vorliegende „Gedicht“ Georg Bäsecke's, das ich leider Alles in Allem auch nur unter Gras und Blätter rechnen kann. Der jugendliche Verfasser dieses Cyklus von Liedern, Stimmungsbildern und halbepischen Skizzen hat schrecklich viel gelesen und studirend in sich aufgenommen; er reproducirt das klassische Distichon mit den klassischen Comparativen: „Ach, Dir glühte der goldnere Tag . . .“ ebensowohl, wie Sprache und Weise des mittelalterlichen Minnesangs: „Der Mane gat ein Teil ze verre, sam tuost mir Du, viel liebez Kint . . .“; er handhabt bald den im jüngsten Sturm und Drang wieder sehr beliebten Knittelvers des jugendlichen Goethe:

„Drinnen wollen sie die neue Orgel einweihn,
suchen und tasten, hören auf, wieder beginnen,
mögen den rechten Ton nicht gewinnen,
können am Ende nicht mehr sehn.
Und klingt doch so göttlich das Brausen und Wehn . . .“

bald den Divanton des alten: „Tauch' ich nieder, des Gewandes küß' ich silberweiße Säume . . .“; er stimmt neben der allermodernsten Decadenzmelodie: „Und wär' ich wirklich krank, so ruht' ich stille, des Mühewegs, der feinen Qual vergessen . . .“ auch die erzählende Spielmannsweise an, die eigentlich nicht mehr modern ist:

„Vergehen wollte das Fürstenkind,
in Thränen und Klagen und zehrendem Leid
hinschwinden die schöne Königsmaid.
Kalt rauschte schon des Herbstes Wind . . .“

Schon diese Buntheit bei einem Lyriker verräth, daß man es hier einstweilen noch mit einem Nachempfinder und Nachbildner ohne Eigenart zu thun hat. Nicht minder mangelt dem Inhalt des „Gedichts“ die rechte Einheit. Der Verfasser mag wohl das geistige Band dazu haben, aber er verbirgt es geflissentlich vor dem Leser, und dieser muß sich mit der Ahnung begnügen, daß es sich Hannchen und Maria gegenüber wieder einmal um das alte Wenden und „Neigen von Herzen zu Herzen“ handelt. Und wie im Ganzen, so treibt auch in den einzelnen Gedichten nur allzu häufig die Unart der Modernen, nicht bloß eine natürliche Unklarheit, sondern gerade die gekünstelte Unverständlichkeit für unmittelbare und tiefe Empfindung auszugeben, ihr Wesen. Modern und jugendlich zugleich ist die leidige Manier, die seltsamsten Geschmacklosigkeiten einzumischen, um neu zu sein:

„Ein Mägdlein sah mir zum Nachen hinauf,
so jung mit so traurigen Blicken,
golden umfloß gliederab, gliederauf
das Haar sie mit rankenden Stricken . . .“

Daß der Verfasser bei alledem sehr wohl im Stande ist, ein gebildeter Mann in einer gebildeten Sprache seinen runden, formell untadeligen Vers zu schreiben, daß in einigen Gedichten auch, wie gleich in den beiden ersten, der Stimmungsinhalt einen durchweg entsprechenden Ausdruck gefunden hat, soll gern anerkannt sein. Immerhin wird Bäsecke, wenn er sich noch einmal zu einem wirklichen Poeten auswachsen sollte — was durchaus nicht unmöglich ist — auf diesen Erstling mit etwas gemischten Empfindungen zurückschauen; eins darf ihn dann trösten, was er vor der Masse des jungen Nachwuchses voraus hat, daß seine Jugendlieder die eines hochgestimmten und reinen Herzens sind, und das ist schließlich mehr werth, als ein bischen früher, zweifelhafter und rasch verwelkender Ruhm. W. B.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 17. December **1899.**

Alfred Fleckeisen und seine Beziehungen zum Herzogthume Braunschweig, insbesondere zum Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt [1]).

Vom Schulrath Koldewey.

Vor einigen Monaten lief durch die Tagespresse die Nachricht, daß am 7. August d. J. zu Dresden der ehemalige Conrector des dortigen Vitzthum'schen Gymnasiums, Professor Dr Alfred Fleckeisen, gestorben sei. Verschiedene illustrirte Blätter brachten sein Bild, und alle Stimmen waren darüber einig, daß Deutschland in ihm einen seiner tüchtigsten Philologen verloren habe.

Was man Fleckeisen nachrühmte, war an erster Stelle die unvergleichliche Schärfe und Genauigkeit, mit der er die formale Seite der philologischen Wissenschaft, Sprachgebrauch, Versbau und Textkritik, namentlich auf dem Gebiete der römischen Litteratur, behandelt habe. Und in der That, in dieser Hinsicht stand er, wie vor Allem seine Arbeiten über die altlateinischen Komiker, nicht zum wenigsten seine Ausgaben der Lustspiele des Plautus und Terenz, ferner auch seine Emendationen zu Cornelius Nepos, seine Catonianae poesis reliquiae, seine Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbuche für lateinische Rechtschreibung und verschiedene andere Publicationen beweisen, als ein unübertroffener Meister da. Der große Kritiker Friedrich Ritschl hat ihn auf dem Widmungsblatte des zweiten Bandes seiner Opuscula philologica, wenn auch in scherzhafter Wendung, so doch im vollsten Ernst für einen vir Plautinissimus, d. i. für einen höchst bedeutenden Kenner des Plautus erklärt. Bekannter noch ist Fleckeisen's Name wegen der insgemein nach ihm benannten „Neuen Jahrbücher für klassische Philologie“, deren Herausgabe er fünfundvierzig Jahre lang, von 1852 bis 1897, Anfangs noch in Verbindung mit Andern, bald aber allein, besorgt und geleitet hat. Sie bilden sein Lebenswerk, und geradezu unschätzbar sind die Verdienste, die er hier sich durch seine ordnende, sichtende, auch das Kleinste nicht übersehende Redactionsthätigkeit, durch die Heranziehung und Sammlung der besten Kräfte, durch die Ermunterung junger Talente, durch die nach den verschiedensten Seiten hin ertheilten Rathschläge erworben hat.

Gerühmt wurden auch Fleckeisen's persönliche Tugenden, sein edler, von keinem Makel behafteter Charakter, sein kindlich religiöser Sinn, seine schlichte Bescheidenheit, sein schönes Verhältniß zu Gattin und Kindern, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, seine unermüdliche Hilfsbereitschaft, seine Gastlichkeit, seine unerschütterliche Freundestreue. Nur über einen Punkt ging man in den Nachrufen meist leichten Fußes hinweg, über seine praktische Lehrerthätigkeit. Der Grund liegt nahe. Was man einen guten Schulmann nennt, ist Fleckeisen nicht gewesen. Dazu ließen ihn schon seine grenzenlose Milde und Herzensgüte nicht kommen. Aber willigen und lernbegierigen Jünglingen war er ein kundiger und hilfreicher Führer, oft noch weit über die Schulzeit hinaus, wie dieses erst kürzlich noch einer seiner älteren Schüler, der hochangesehene Professor der Philologie Hermann Usener in Bonn, öffentlich erklärt und anerkannt hat. „Der Jugend“, so schreibt er in der Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 219, „der Jugend, die scharf empfindet, konnte es nicht entgehen, daß ihr in Fleckeisen ein Wissen entgegentrat, das nicht erborgt, sondern im eigenen Garten herangereift, nicht todt, sondern lebendig war. Den Empfänglicheren wurde er ein Vorbild der Hingabe an die Wissenschaft .... Unvergleichlich ist der Segen, den ein wissenschaftlich thätiger Schulmann schon durch die einfache Thatsache seines inhaltreicheren Daseins einer Schule bringt. Von Fleck-

---

1) Der Verfasser dieses Nachrufs fühlt sich gedrungen, allen Denjenigen, die ihn dazu mit werthvollen Mittheilungen unterstützt haben, auch an dieser Stelle seinen herzlichen Dank auszusprechen. Von den Verwandten des Entschlafenen sind es seine Tochter, Fräulein Mathilde Fleckeisen in Dresden, sein Neffe, Herr Buchhändler Alfred Dressel ebendaselbst und seine Nichte, Fräulein Marie Dressel in Wolfenbüttel. Außerdem noch die Kirchenbuchführer Herr Kantor Beiß in Helmstedt und Herr Kantor Oelker in Wolfenbüttel, Herr Pfarrverweser Berndt in Lutter a. B., Herr Finanzsecretair Bernstorff und Herr Commerzienrath Salomon in Braunschweig, Herr Professor Dr. Witten und Herr Rentner Herweg in Helmstedt und zuletzt noch, aber nur dem Alphabete nach zuletzt, der allzeit hilfsbereite Herr Archivrath Dr Zimmermann in Wolfenbüttel.

eisen ist dieser Segen in reichstem Maße ausgegangen. Ich freue mich es zu bezeugen als Einer von Vielen.“

So das Urtheil, das überall, wo in Deutschland noch Sinn für wahres Verdienst und Verständniß für echte Wissenschaft vorhanden ist, einen warmen Nachhall fand. Für Braunschweig aber gewinnt die Kunde von Fleckeisen's Tode noch dadurch ein besonderes Interesse, daß seine Wiege auf braunschweigischem Boden stand und ein braunschweigisches Gymnasium es war, auf dem er für seine späteren Studien die feste Grundlage empfing. Es erscheint daher billig und recht, daß ihm auch an dieser Stelle ein Nachruf gewidmet und der Gang seines Lebens, insbesondere dort, wo er sich innerhalb der Grenzen des Herzogthums bewegte, näher beleuchtet wird.

Die Familie, der Fleckeisen entsproß, gehörte nicht zu denen, die im Braunschweigischen schon von Alters her ansässig waren. Sein Großvater, Karl Gottfried Fleckeisen, der Sohn eines Cantors zu Roßwein im Königreiche Sachsen, gründete 1790, einer Aufforderung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand entsprechend, in Helmstedt eine Buchhandlung, die in Folge ihrer nahen Verbindung mit der Universität und durch ihren umfangreichen Verlag bald zu einem nicht geringen Ansehen gelangte. Durch die Auflösung der Hochschule zu Ostern 1810 verlor sie allerdings viel; sie blieb aber bestehen und wurde auch nach dem Tode ihres Begründers — er starb im Alter von 58 Jahren am 20. März 1814 — von den Erben unter Leitung des Schwiegersohnes des Verstorbenen, Friedrich Fiedler mit Namen (geb. 7. Februar 1788 zu Baruth, gest. zu Helmstedt am 15. Januar 1853), unter der Firma „C. G. Fleckeisen'sche Buchhandlung“ weiter geführt und ist erst mit dessen Tode erloschen.

Verheirathet war der Universitätsbuchhändler Fleckeisen mit Helene Heinze, einer Tochter des am 6. October 1790 verstorbenen Gymnasialdirectors Joh. Michael Heinze zu Weimar, jenes würdigen und gelehrten Schulmannes, den Lessing für den richtigsten und feinsten Grammatiker unserer Sprache erklärt und Herder durch eine ergreifende Gedächtnißrede geehrt hat[2]). Zu Lüneburg, wo ihr Vater damals das Rectorat der Schule zu St. Michael bekleidete, geboren, wurde sie am 26. Juni 1804, noch keine 45 Jahre alt, vom Tode dahingerafft. Sie hatte ihrem Gatten drei Kinder geschenkt, einen Sohn und zwei Töchter. Von diesen blieb die jüngste Tochter Henriette (geb. 4. November 1801) unvermählt und ist am 30. Juli 1847 in Wolfenbüttel gestorben, während die ältere, Auguste genannt (geb. 29. Mai 1896), seit dem 27. Mai 1817 Frau Fiedler, schon am 24. August 1818 das Zeitliche segnete, nachdem sie erst zehn Wochen vorher einem Sohne das Leben geschenkt hatte, der ihr im Januar 1819 im Tode gefolgt ist.

Auch dem Sohne des Universitätsbuchhändlers, Karl Fleckeisen, war keine lange Lebenszeit beschieden. Er widmete sich dem Studium der Rechte, wurde am 1. Mai 1816 in seiner Vaterstadt als Actuar angestellt, am 1. August 1818 als erster Actuar an das Kreisgericht zu Wolfenbüttel versetzt und am 1. October 1825 zum Justizamtmann in Lutter am Barenberge ernannt, wo er am 12. December 1828 einem Herzleiden erlag. An seiner Bahre stand trauernd und tief erschüttert seine Wittwe, Wilhelmine geb. Hesse (geb. 21. November 1794), eine Tochter des Assessors Ferdinand Hesse zu Duderstadt, die er am 7. November 1819 als Gattin heimgeführt hatte. Er hinterließ ihr drei unerzogene Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, die sämmtlich noch in Wolfenbüttel das Licht der Welt erblickt hatten. Von diesen war der älteste Sohn, Karl Friedrich Wilhelm Alfred, am 23. September 1820 geboren und mit Rufnamen Alfred genannt, der künftige Philologe.

Für alle drei Kinder bildete der frühe Tod des Vaters einen schweren und unersetzlichen Verlust; keines aber sollte auf die Dauer ihn tiefer und schmerzlicher empfinden, als gerade Alfred. Denn während die beiden jüngeren Geschwister in Lutter unter der Obhut der Mutter zurückblieben, kam er — wie es scheint, im Herbst 1829 — in das Haus seines Oheims Fiedler in Helmstedt, und dieser, ein wohlhabender und braver, aber nach dem Tode von Frau und Kind wie ein Hagestolz lebender und, wenn nicht schon damals, so doch im höheren Alter ungemein schwerhöriger Herr, hatte für die Wünsche und Bedürfnisse des aufstrebenden Knaben, wie es scheint, kein rechtes Verständniß. So verlebte denn dieser in dem großen Hause an der Neumärkerstraße, in dem die Fleckeisen'sche Buchhandlung sich befand[3]), einsame und freudelose Tage, so daß es wie Sonnenschein auf ihn wirkte, als etwa anderthalb Jahr nach dem Tode des Vaters die Mutter mit den beiden jüngeren Kindern gleichfalls nach Helmstedt zog und er nun wenigstens seine Sonntage und die Ferien bei ihr zubringen durfte. Der kleine Bruder freilich, Hermann mit Namen (geb. 13. März 1824), starb bereits am 29. October 1831; aber es blieb ihm die Schwester Alwine (geb. 24. Mai 1822), die sehr an ihm hing, und die auch er zeitlebens hoch und werth gehalten hat. Sie hat sich später, am 9. April 1844, mit Fleckeisen's früherem Lehrer, Dr Otto Dressel, der damals

---

2) Herder's Gedächtnißrede auf den Director Heinze, in der auch Lessing's Urtheil über denselben angeführt wird, findet sich gedruckt in Herder's Sämmtlichen Werken zur Philos. u. Gesch., X, 125—138. Vergl. auch Rud. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken (2 Bde., Berlin 1880 u. 1885), II, 442.

3) Es ist das 1691 errichtete Haus Neumärkerstraße Nr. 23, das jetzt auch wieder eine Buchhandlung, die des Herrn Richter, beherbergt, und wegen der daran befindlichen Inschriften bei P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogth. Braunschweig, Bd. I (Wolfenbüttel 1896), S. 116 erwähnt wird. Die dort noch angeführte griechische, aus Hesiod (Werke u. T., V. 346) entnommene Inschrift: „μέγα πῆμα γείτων κακός“ ist gegenwärtig nicht mehr vorhanden, sei es, daß sie übermalt wurde oder durch das Firmenschild verdeckt wird. Ein Schild über der oberen Etage zeigt an, daß in diesem Hause von 1719 bis 1728 der Professor der Poesie und Geschichte Polykarp Leyser, nach Hermann Conring und dem jüngeren Heinrich Meibom der letzte Polyhistor der Helmstedter Hochschule, gewohnt hat.

schon als Oberlehrer in Wolfenbüttel wirkte [4]), vermählt und ist diesem bis ins höchste Alter — sie starb am 24. Januar 1897 zu Herzberg — eine treue, liebevolle und fürsorgliche Gattin gewesen. Ihre Mutter, die Frau Justizamtmann, folgte ihr nach Wolfenbüttel, wo sie am 10. August 1850 ein Opfer der Cholera ward.

Neben dem Hause der Mutter war es besonders das Gymnasium, das der Knabe gern und mit einem von Jahr zu Jahr zunehmenden Interesse besuchte. Er wurde darin am 9. October 1829 in die Quinta aufgenommen, durchlief mit Leichtigkeit diese und die folgenden Classen und erreichte zu Ostern 1835 die Prima. Um dieselbe Zeit, am 26. April 1835, wurde er in der St. Stephanikirche confirmirt. Sein Abgang von der Schule erfolgte zu Ostern 1839, so daß er ihr insgesammt $9^{1}/_{2}$, der obersten Classe volle 4 Jahr angehört hat. Es wird willkommen sein, die damalige Art der Anstalt etwas näher kennen zu lernen.

Das Helmstedter Gymnasium, das in seinen ersten Anfängen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreicht, war in den Jahren, da Fleckeisen es besuchte, wie auch noch längere Zeit nachher, noch keineswegs das, was man heutzutage unter einer wohleingerichteten und wohlgeleiteten Anstalt versteht. Die Classenzimmer, ein Theil der ehemaligen Universitätsgebäude, vielleicht heller und luftiger als an anderen Orten, aber die Tische und Bänke, die darin standen, ganz ohne Rücksicht auf die Vorschriften der Hygiene hergestellt und von den kunstfertigen Händen der Jugend auf das Aergste zerschnitzt. Ein Zeichensaal, ein Unterrichtszimmer für Physik, ein besonderes Amtslocal für den Director nicht vorhanden. Von Turnen und officiellen Jugendspielen noch nicht die Spur [5]). Die Lehrmittel höchst kümmerlich und auch für die damaligen, noch recht bescheidenen Bedürfnisse nicht ausreichend. Von den sieben Classen, die Fleckeisen vorfand, waren die untersten fast ausschließlich den Zwecken des Elementar- und Volksschulunterrichts dienstbar, und als diese zum 1. October 1835 abgetrennt und in eine gesonderte Bürgerschule verwandelt wurden, blieb für das Gymnasium außer einer lateinischen Vorbereitungsclasse nur Quarta, Tertia, Secunda und Prima zurück, von denen die drei ersten je 2, die letzte 3 Jahr für sich in Anspruch nahmen. Und dann die Lehrer! Gerade auch hier blieb Manches zu wünschen.

Zunächst schon hinsichtlich der äußeren Lage. Die Besoldung gering, desto umfangreicher die Arbeit! Der Director hatte wöchentlich 17, der Conrector 25, der Subconrector und der Hauptlehrer der Quarta je 26, der Mathematiker, seine Verpflichtungen an der Bürgerschule (8 Stunden) mit eingerechnet, 24 Unterrichtsstunden zu ertheilen, während dem Collaborator bei seinen eigenen 21 Stunden auch noch die Vertretung der behinderten Collegen oblag [6]). Für diese Leistungen erhielt der Director 1837 jährlich als Gehalt 3000 ℳ, der Conrector 2100 ℳ, der Subconrector 1650 ℳ, der Lehrer der Quarta 1500 ℳ, der Mathematiker 1350 ℳ, der Collaborator 750 ℳ. Freie Dienstwohnung oder Wohnungsgeldzuschuß wurde nicht gewährt. Das war auch zu einer Zeit, in der man noch billiger lebte als jetzt, auf keine Weise ausreichend, um von der Schwelle eines verheiratheten und mit Kindern gesegneten Schulmanns die Sorge zu verscheuchen. [7])

---

4) Dr Otto Dressel, zu Helmstedt am 13. Mai 1810 geboren und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Collegium Carolinum zu Braunschweig und den Universitäten Halle, Leipzig und Göttingen vorgebildet, wurde zuerst Michaelis 1835 in Helmstedt als Collaborator angestellt, im Februar 1839 als Oberlehrer nach Wolfenbüttel versetzt, trat zu Michaelis 1876 in den Ruhestand, zog 1879 nach Arnstadt in Thüringen, 1889 nach Herzberg am Harz und ist dort am 21. Mai d. J. gestorben. Seine Schriften finden sich verzeichnet bei Koldewey, Album des Wolfenb. Gymnas., S 23 f., und bei Dauber, Lehrer-Verz. des Helmst. Gymnas., Progr. 1882, S. 18 f. Als Dr Dressel Helmstedt verließ, widmeten ihm am 6. Februar 1836 als „ihrem bisherigen verehrten Lehrer" 23 Schüler des Gymnasiums eine Prachtausgabe von Joh. Heinr. Voß' Werken (Leipzig 1835). Fleckeisen's Name steht in der Reihe der Geschenkgeber voran: auch stammten Widmung und Datum von seiner Hand.

5) Zu der Einführung des Turnens entschloß man sich in Helmstedt erst zu derselben Zeit, als Fleckeisen das dortige Gymnasium verließ. Es geschah auf Anordnung der vorgesetzten Behörde, des Herzoglichen Consistoriums zu Wolfenbüttel, und gewiß nicht ohne Einwirkung der 1836 erschienenen Schrift des Arztes Karl Ignaz Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen", die auch in andern deutschen Staatsgebieten zu der Wiederaufnahme des Turnens den Anstoß gegeben und daneben auch die Ueberbürdungsfrage angeregt hat. Bezeichnend ist, was dieserhalb im Helmstedter Osterprogramme von 1839 bemerkt wird. „Künftig wird", so heißt es, „auch die Sorge für den Körper gehörig in unsern Bereich gezogen, und es werden angemessene gymnastische Uebungen auf einem anzulegenden Turnplatze unter Lehreraufsicht vorgenommen werden, von denen wir uns den wohlthätigsten Einfluß auf die Gewandtheit und Stärkung des Körpers versprechen. Obgleich wir diese heilsamen Uebungen bisher entbehrten und unsere Schüler durch eine größere Anzahl von wöchentlichen Stunden beschäftigt werden, als die in manchen Ländern angenommene Norm gestattet, so haben wir doch eine gesunde und kräftige Schuljugend gehabt und fanden uns daher gar nicht veranlaßt, in die durch Lorinser angestimmten Klagen mit einzustimmen, die wohl hauptsächlich ihren Grund in der in größeren Städten herrschenden Vergnügungs- und Zerstreuungssucht haben, die auf den Körper und Geist, auf den Fleiß und die Ausdauer der Schüler so nachtheilig einwirkt." Die Schwierigkeit, einen passenden Turnplatz zu beschaffen, verzögerte die Sache, ohne daß der Verfasser die Frage, wann die Einführung wirklich erfolgt ist, zu beantworten vermöchte.

6) Wie ein als gewissenhaft und arbeitsfreudig bekannter Lehrer über dieses Maaß von Arbeit dachte, ergiebt sich aus einer Eingabe des Subconrectors Dr. Schütte vom 30. April 1838. „Soll das Ganze gedeihen", so heißt es darin, „so müssen die Lehrer ihr Fach mit Lust und Liebe treiben, wozu ein nothwendiges Erforderniß ist, daß sie nicht mit zu vielen Stunden überhäuft werden, und daß sie gehörige Zeit und Muße haben, um über die Methode des Unterrichts und den passendsten Lehrstoff nachzudenken und sich eines freien Vortrages zu befleißigen. Auch läßt sich schon voraussetzen, daß sich ein Lehrer besser zu 18—20 Lehrstunden vorbereiten kann und wird, als zu 26."

7) Sehr gering waren auch die Remunerationen, die man den Hülfs- und Nebenlehrern zufließen ließ. So erhielt der Pastor Roßmann, der 1838/39 wöchentlich 7 Religionsstunden ertheilte, für seine Mühewaltung eine Jahresvergütung von 150 ℳ, was für die einzelne Stunde ein Honorar von etwa $53^{1}/_{2}$ ₰ ausmachte.

An Gelehrsamkeit fehlte es nicht; sie beschränkte sich jedoch auf die Gebiete der alten Sprachen, der Theologie, Mathematik und Physik. In den übrigen Fächern, namentlich in der Naturgeschichte und den neueren Sprachen, mußten die Collegen sich in den Stoff, den sie lehren sollten, erst hineinarbeiten, eine Aufgabe, die dem Einen oder Anderen doch nur in recht bescheidenem Maße gelang. Auch um die Methode war es, da man weder Probe- noch Seminarjahr kannte [8]), bei den Meisten nicht zum besten bestellt, und wer etwas zur Schlaffheit neigte und sich nicht auf eigene Faust in Respect zu setzen verstand, hatte unter dem Muthwillen der Jugend öfter und in weit höherem Grade zu leiden, als es sich mit dem Besten der Schule und seinem eigenen Wohlbefinden vertrug. Das Schlimmste war der völlige Mangel an einem einträchtigen und zielbewußten Zusammenwirken. Ein Jeder schritt, wie er wollte und konnte, und stellenweise recht gemächlich, in den althergebrachten Geleisen einher, und gelegentlich kam es auch vor, daß Zwei, die einander nicht gewogen waren, selbst in Gegenwart der Schüler heftig aneinander geriethen. Das gab denn in Stadt und Land ein böses Gerede und minderte das Vertrauen. Kein Wunder, daß die Frequenz abnahm, zumal auch nach Einführung der Reifeprüfung der Umstand, daß das diesseitige Zeugniß in Preußen nicht anerkannt wurde, dem Zulaufe aus den nahe gelegenen Bezirken dieses Staates hindernd im Wege stand. In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre hatte die Schülerzahl der vier Gymnasialklassen insgesammt noch stets mehr als 70, zeitweise nahezu 90, die der Prima mit geringen Schwankungen 12 bis 16 betragen. Jetzt ging sie stetig zurück und belief sich in den letzten drei Semestern, in denen Fleckeisen Schüler der Anstalt war, insgesammt nur noch auf 51, 53 und 48, in der Prima auf 10, 8 und 7.

Dieses das Bild, das das Helmstedter Gymnasium zu Fleckeisen's Zeit darbot. Fürwahr ungünstig genug, und da die unholde Fama die Farben noch stärker auftrug, als sie ohnehin schon waren, so ist es begreiflich, daß man in den maßgebenden Kreisen ernstlich die Frage erwog, ob es nicht zweckmäßig sei, die sinkende und verfallende Anstalt, deren Frequenz den aufgewendeten Kosten nicht mehr entspreche, entweder ganz aufzuheben oder sie durch Wegfall der oberen Klassen in ein Progymnasium umzugestalten. Das Verdienst, diese Gefahr von der Schule und der ohnehin schon durch die Auflösung der Universität schwer geschädigten Stadt abgewendet zu haben, gebührt zwei Männern, die in Helmstedt nicht vergessen werden dürfen, dem damaligen Kreisdirector Eißfeldt, der über die Zustände des Gymnasiums im März 1838 ein Gutachten zu erstatten hatte, und dem Consistorialrath Abt Bank, der das Gymnasium in der letzten Aprilwoche 1838 einer überaus gründlichen und eingehenden Besichtigung unterzog [9]). Ihren Vorstellungen und Berichten ist es zu danken, daß das Herzogliche Staatsministerium von den schon geplanten schärferen Maßregeln Abstand nahm und sich damit begnügte, dem Director und Lehrercollegium durch das Herzogliche Consistorium eine umfangreiche, auf Abstellung der vorhandenen Gebrechen gerichtete Eröffnung zugehen zu lassen.

Wer wollte sich dessen nicht freuen! Im Grunde waren ja auch die Mängel nicht von der Art, daß es bei gutem Willen der Lehrerschaft nicht möglich gewesen wäre, sie zu beseitigen, oder sie doch auf ein leidliches Maß herunterzusetzen. Ueberdies standen den Unzuträglichkeiten auch unleugbare und nicht zu unterschätzende Vorzüge gegenüber. Die Lage der Stadt war gesund. Ihre Abgeschiedenheit und geringe Ausdehnung hielt Zerstreuungen und was sonst noch in größeren Orten nachtheilig einwirkt, fern. Die liebliche und waldreiche Umgebung bot Gelegenheit, durch Wanderungen, wie durch Spiele, zu denen die Jugend damals noch mehr Lust und Talent hatte als jetzt, Leib und Gemüth zu erfrischen. In der Bürgerschaft ferner herrschte, noch von den Zeiten der Hochschule her, ein großer Respect vor Wissenschaft und Gelehrsamkeit, der viel dazu beitrug, die Bemühungen der Schule zu unterstützen. Und die geringe Frequenz — so bedenklich und verdrießlich sie für die Behörden auch sein mochte, für die Schüler war es doch überaus förderlich und vortheilhaft, daß der Unterricht, namentlich auf der obersten Stufe, nahezu den Charakter einer Privatstunde trug. Schließlich aber fehlte es auch unter den Lehrern nicht an solchen, die ihren Zöglingen, wenn auch nicht durch Schneid und besondere pädagogische Kunst, wohl aber durch ihre gründliche Geistesbildung sehr wohl zu nützen vermochten. Zu diesen gehörte nicht zum wenigsten der Director, der zwar nicht mit großen Regententugenden ausgestattete, aber grundgelehrte, litterarisch bewährte, gutherzige und wohlwollende, fleißige und die Arbeiten seiner Schüler mit der größten Sorgfalt und Sachkenntniß corrigirende Professor Dr Karl Philipp Heß [10]). Auch der Verfasser dieser Zeilen hat als Helmstedter Primaner drei Jahre lang zu den Füßen dieses Mannes gesessen und bezeugt es freudig und gern, daß er ihm sich auch heute noch für mannigfache Förderung dankbar und verehrungsvoll verpflichtet fühlt.

---

8) Das Probejahr wurde im Braunschweigischen erst 1839 eingeführt, das Seminarjahr 1892.

9) Dr. theol. Theodor Wilhelm Heinrich Bank, geb. 1779 zu Wolfenbüttel, wurde, nachdem er vorher schon in Wolsdorf, Schöppenstedt, Vorsfelde und Salzdahlum als Pastor und Superintendent gewirkt hatte, 1832 Consistorialrath in Wolfenbüttel und erhielt die Würde eines Abts von Michaelstein, die er aber 1840 mit der Abtei von Amelungsborn vertauschte. Er starb zu Wolfenbüttel am 30. März 1843. Vergl. Koldewey, Wolfenb. Album, S. 2 f. — Philipp Wilhelm Rudolf Eißfeldt, ein Schwiegersohn von Abt Bank, geb. am 1. März 1794 in Stiege am Harz, wirkte zuerst in Vorsfelde, und zwar seit 1816 als Auditor, seit 1817 als erster, seit 1820 als zweiter Actuar, seit 1825 als Kreis- oder Justizamtmann, wurde am 1. Januar 1833 Kreisdirector in Helmstedt und zum 1. Januar 1842 in gleicher Eigenschaft nach Wolfenbüttel versetzt, wo er zeitweilig (1846 bis 1850) nebenamtlich auch Mitglied des Consistoriums war und am 14. Juni 1861 starb.

10) Philipp Karl Heß, geb. 1792 zu Marburg, 1816 Professor in Hanau, führte das Directorat des Helmstedter Gymnasiums von Mich. 1826 bis zu seiner Pensionirung zu Ostern 1864. Er starb zu Helmstedt am 16. October 1872. Vergl. Dauber, Lehrerverzeichniß, S. 16.

Allerdings für träge, unlustige und widerspänstige Schüler, die, um weiter zu kommen, nicht bloß der Belehrung und Ermunterung, sondern des Zwanges und besonderer Kunstgriffe, man möchte sagen, des pädagogischen Drills bedürfen, war das Helmstedter Gymnasium in seiner früheren Verfassung nicht der rechte Ort. Für solche wird auf den höheren Lehranstalten, wie sie jetzt sind, entschieden besser gesorgt. Sie zogen denn meistens auch früh, oft ohne auch nur die Tertia, geschweige die Secunda oder Prima erreicht zu haben, davon. Wer aber blieb und bei leidlicher Begabung fleißig und aufmerksam war, die ihm ertheilten Rathschläge, namentlich auch hinsichtlich seiner Privatbeschäftigung, willig und gewissenhaft befolgte und sich nicht durch allerlei thörichte und verwerfliche Nebendinge ablenken ließ, — ein solcher Jüngling wurde unter den damaligen Verhältnissen oft gründlicher und nachhaltiger gefördert, als es bei dem heutigen, mehr auf die Breite als auf die Tiefe gerichteten, die individuellen Anlagen und Neigungen eines strebsamen jungen Mannes durch die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lehrstoffs, und namentlich auch durch die weitgehende Betonung der Nebenfächer nur allzu leicht beengenden und erdrückenden Lehrsysteme in der Regel der Fall ist.

So ist es denn gewiß kein bloßer Zufall, daß von den Schülern, die das arme kleine, verachtete, fast schon dem Untergange geweihete Helmstedter Gymnasium zur Hochschule entließ, eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl sich im spätern Leben nicht bloß als brauchbar und tüchtig erwiesen, sondern höheren Flugs sich durch wissenschaftliche und sonstige Leistungen vor Anderen hervorgethan und ausgezeichnet hat[11]). Von den älteren, dem Kirchenhistoriker Ernst Henke, dem Mathematiker August Uhde, dem gründlichen Kenner der griechischen Dialecte Heinrich Ahrens und Anderen, sei gar nicht weiter die Rede. Nur Diejenigen mögen in der Kürze genannt sein, die mit Fleckeisen zusammen, wenn auch nicht alle in derselben Klasse, so doch zu derselben Zeit, auf den Bänken der Anstalt gesessen.

Da tritt uns denn zunächst und vor allen Anderen der ausgezeichnete Göttinger Philologe Wilhelm Schneidewin entgegen, der das Helmstedter Gymnasium wenige Tage später, als Fleckeisen eintrat, verließ, der Wissenschaft aber schon 1856 durch einen nur allzu frühen Tod entrissen ward. Ihm folgte zu Ostern 1830 Ludwig Bethmann, der sich durch seine Mitarbeit an den Pertz'schen Monumenten und durch sein Werk über „Paulus Diaconus und die Geschichtsschreibung der Longobarden" einen Namen gemacht und zuletzt die Leitung der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel geführt hat. Ein halbes Jahr später zog Hermann von Heinemann davon, der 1871 in Braunschweig als Finanzrath starb, in der Wissenschaft aber als hervorragender Entomologe, insbesondere aber als der bedeutendste Kenner der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz auch heute noch rühmlichst bekannt ist. Und wer hätte nicht von dem Criminalisten und Rechtshistoriker Karl Häberlin gehört, der zu Michaelis 1832 Abschied nahm und später, seiner berühmten Vorfahren würdig, auf seinem akademischen Lehrstuhle zu Greifswald bis zum Beginn seines 85. Lebensjahres mit großem Beifall gelehrt hat[12])! Zu so hoher Stellung ist allerdings Wilhelm Knoch, der sich zu Michaelis 1833 der Universität zuwendete, nicht gestiegen. Er starb zu Braunschweig als emeritirter Pastor, nachdem er in früheren Jahren in Wolfenbüttel und Helmstedt als schlichter Oberlehrer gewirkt hatte; aber seine Geschichte des Helmstedter Gymnasiums ist ein Denkmal, das der Anstalt, wie ihm selbst, in gleichem Maße zur Ehre gereicht. Auch der plattdeutsche Dichter Eduard Schmelzkopf gehört hierher, den die Schule zu Ostern 1834, wie es in dem Programme heißt, „mit dem ehrenvollsten Zeugnisse der akademischen Reife ersten Grades Ia, mit dem Prädicate: Ausgezeichnet, und mit der Censur 1" entließ. Und dann Wilhelm Schrader, der jugendfrische Nestor der deutschen Schulmänner, Doctor in drei Facultäten, Geheimer Oberregierungsrath und Curator der Universität Halle, der sich zu Ostern 1836 von Helmstedt mit einer Rede „über den Einfluß der schönen Künste auf die sittliche Bildung des Menschen" verabschiedete, nachdem er kurz zuvor am Gymnasium zu Halberstadt, ohne dessen Schüler zu sein, wie aus dem Stegreif die in Preußen vorgeschriebne Abiturientenprüfung abgelegt hatte. Ihm schließt sein Freund Ferdinand von Heinemann sich an, der zwei Jahre später die Akademie bezog und seinen zahlreichen Verehrern auch heute noch, 18 Jahre nach seinem Tode, als Dichter des „Robespierre" und des „Waffenschmied von Braunschweig", als geistesfreier Politiker und einsichtsvoller Leiter des Herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel lebhaft vor der Seele steht. Rudolf Leuckart ferner, der große, weltberühmte, nun aber auch schon im Grabe ruhende Zoologe, der zu Michaelis 1842 die Reifeprüfung bestand und u. A. durch seine bahnbrechenden Beobachtungen der Trichine den Beweis erbracht hat, daß eine genaue Bekanntschaft mit den alten Sprachen kein Hinderniß dafür abgiebt, die Wunder der Natur bis in ihre innersten Tiefen zu erforschen. Dann Otto von Heinemann, Hermann's und Ferdinand's Bruder, der hervorragende Kenner der anhaltischen und braunschweigischen Geschichte, der Helmstedt zu Ostern 1843 Lebewohl sagte und seit Bethmann's Tode die unvergleichlichen Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek mit kundiger Hand ordnet, schützt und behütet. Schließlich noch der zu Ostern 1844 abgegangene Ernst Teichmüller, Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Vorsitzender des Herzoglich Anhaltischen Consistoriums zu Dessau, Ehrendoctor der Theologie und durch seine gedruckten Predigten als Kanzelredner auch weiteren Kreisen bekannt. Und zu diesen Allen dann Alfred Fleckeisen, er, den die größten Sprachgelehrten seiner Zeit kein Bedenken trugen,

11) Ueber die hier erwähnten Schüler des Helmstedter Gymnasiums findet man Auskunft in dem „Album", das 1867 der Director Theodor Cunze herausgegeben und 1882 der Professor Dr Adolf Dauber ergänzt und weiter geführt hat.

12) Vergl. den Nachruf im Br. Mag. 1898, S. 118 f.

als ebenbürtig und Ihresgleichen zu betrachten und anzuerkennen! Fürwahr, eine glänzende Reihe! Bedeutsamer noch, wenn man erfährt, daß die Zahl der sämmtlichen Abiturienten, die in den hier in Frage kommenden fünfzehn Jahren Helmstedt mit dem Zeugnisse der Reife verließen, sich kaum auf vierzig belief. Also 12 von 40, 30 vom Hundert! Fast jeder dritte Abiturient ein über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinausgehender Mann! In der That, wo ist die Anstalt, wo der Director, wo die Collegen, die ein besseres Ergebniß aufzuweisen vermöchten, als hier!

Aber nicht nur das Gymnasium und seine Lehrerschaft sind es, denen jene stattliche Reihe zu Ruhm und hoher Ehre gereicht. Auch das Lehrsystem, das damals der Anstalt Norm und Richtung gab, nimmt daran Theil. Es war das alte humanistische, jenes System, das nicht darauf ausging, den jugendlichen Geist bloß mit Kenntnissen zu füllen, die sich sofort oder doch möglichst bald praktisch verwerthen und in faßbaren Gewinn umsetzen lassen, sondern vielmehr danach trachtete, ihn, wenn auch nicht einseitig, so doch vorzugsweise durch eine eindringende Vertiefung in die Sprachen, die Gedankenwelt und die Schönheit des Alterthums zu schmeidigen, zu klären, zu kräftigen, damit er bereit und fähig wäre, überall, wohin die eigene Neigung oder die Verhältnisse ihn stellten, kraftvoll den Spaten einzusetzen, um das vor ihm liegende Ackerfeld mit geschickter und erfolgreicher Hand zu bebauen. (Schluß folgt.)

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

4. Parochie Lebenstedt.

Die Parochialverhältnisse von Lebenstedt — vordem im Banne Lengede — haben sich in einfacher Weise entwickelt. Es muß allerdings auch eine Verschmelzung zweier Ortschaften stattgefunden haben. Denn im 13. Jahrhundert wird wiederholt ein Groß-Lebenstedt [12]) genannt; es muß also auch ein Klein-L. gegeben haben, welches aber früh mit Gr.-Lebenstedt vereinigt ist. Wie im Separationsreceß von 1852/62, so spricht man noch heute von der Kl. Lebenstedter Feldmark, zwischen Lebenstedt und Engelnstedt belegen.

Der älteste uns bekannte Pfarrer von Lebenstedt ist Engelbertus, der 1281 und 1291 als Zeuge fungirt, als das Kloster Riddagshausen den Zehnten von 16 Hufen in Lebenstedt von den v. Bortfelde erwirbt. Wichbernus (auch Wibertus) ist dort Pfarrer 1290 [13]), 1312 und 1323 [14]). Adolf von Wartberge, Pfarrer zu Levenstede, hat nach einer Riddagshäuser Urkunde von 1392 an der Kemenade, erbaut auf dem Bleck des Klosters Riddagshausen in der westeren Halve des Kirchhofs zu L., kein Anrecht, sie ist ihm vom Kloster nur auf seine Lebenszeit zur Wohnung überwiesen. Diese Kemenade wird auch eine Kothstätte genannt. 1420 wird Albertus als Pfarrer von Lebenstedt genannt.

Mit 5 Lot bischöflicher Abgabe erscheint Lavenstede im Hildesheimer Register. Bei der Visitation 1542 war Conradus Waßman Pfarrer. 1544 wird sein Einkommen auf 28 Gulden jährlich berechnet, so daß er sich wohl behelfen kann. Er erscheint auch bei dem katholischen Verhör zu Wolfenbüttel 1551: „Ist ein geweihter Priester über 30 Jahr, zu Hildesheim geweiht. Hat sich verehelicht bei der vorigen Regierung. Hat sich mit Reichung der Sakramente mit deutscher Meß nach der neuen Manier gehalten. Will sich nun nach dem Mandat des Herzogs halten".

1568 amtirt Henning Khyne zu Levenstedt. Er ist aber nur Pächter der Pfarre. Der eigentliche Inhaber ist ein Mitglied der Patronatsfamilie, Daniel von Gadenstedt. Khyne versorgt auch Hallendorf. 1569 schreibt Sup. Neukirch von ihm: „Ist ein frommer stiller Mann, hat ein gut Zeugniß".

Bei der Visitation 1651 ist in Lebenstedt Henricus Dassig. „Die Gemeinde ist stark, bestund das Examen was schlecht. Der Pastor hatte die Leute an das Wort gebunden, ohne Verstand".

Das kirchliche Lehnsrecht befindet sich seit Mitte des 14. Jahrhunderts in den Händen der Familie von Gadenstedt (Guddianstede, Goddenstede). Schon 1371 trugen diese Ritter dat kerklehn to Lauenstede vom Bischof zu Hildesheim zu Lehn. Die Gadenstedts, welche im Uebrigen in unserer Gegend fremd sind, sind offenbar Rechtsnachfolger der Ritter von Levenstedt. Lambert von Levenstede ist das erste uns bekannte Glied dieser Familie, er ist Zeuge 1240. Sie begegnen uns bis zum ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. 1345 bezeichnen Dietrich und Ludolf von Goddenstide Herrn Pyl Ritter v. Levenstede in einer Verkaufsurkunde als ihren Aeltervater. Mithin ist der Mannesstamm derer von Levenstedt erloschen und durch eine Tochter in den Gadenstedts fortgepflanzt. Es ist wahrscheinlich, daß um dieser Verwandschaft willen gegen die Mitte des 14. Jahrhundert den Gadenstedts außer anderen Hildesheimischen Lehen auch das Kirchlehn übertragen ist. Heute besitzen die v. Gadenstedt allerdings gar kein Grundeigenthum in Lebenstedt mehr. 1428 aber haben sie 1 Meierhof und 14 Hufen an Heinrich von Adenstede verkauft, welcher dasselbe Gut 1430 an St. Blasien weiter veräußerte. Auch nach dem Lichtenbergischen Erbregister sind sie noch Meierherren in Lebenstedt. Heute hat die Familie v. Gadenstedt dort außer der Ernennung des Pastors wie eines Patronatsvertreters im Kirchenvorstande keine weiteren Rechte und Pflichten.

5. Parochie Bruchmachtersen.

Zweimal tritt uns in unserem Bezirke der Ortsname Machtersen entgegen — in Lobmachtersen südlich von Barum und Bruchmachtersen westlich von Salder. In der ältesten Zeit hießen beide schlichtweg Machtersen, so daß man aus den Nebenumständen schließen muß, welcher von den beiden Orten gemeint ist. Die älteste Namensform (um 1150) lautet Machteresheim, Macteres-

---

12) Major L. So verkauft Ritter Johann von Levenstede 2 Hufen in Groß-L. an Riddagshausen 1236.
13) Goslar. Urkdbch. II 407.
14) Dürre, Ortsregesten (Landeshauptarchiv).

hem[1]), d. i. Heim des Machtherrn[2]). Unser Bruchmachtersen wird dann und wann Machtersen bei und unter Lichtenberg genannt. Als Broikmachterßen erscheint es zuerst im Lichtenberger Erbregister vom Jahre 1540. Die Kirche zu Bruchmachtersen wird zuerst im Jahre 1250 genannt. In diesem Jahre übergab Conrad von Dorstadt die Kirche zu Machtersen dem Kloster zu Dorstadt als Eigenthum[3]). Dieses im Jahre 1189 von dem Edelherrn Arnold von Dorstadt gegründete Augustinerinnenkloster brachte allmählich das ganze Dorf Bruchmachtersen an sich. Schon im Jahre 1219 hatte das Kloster den Zehnten von den Edlen von Meinersen erworben[4]). Bis 1340 setzt sich das Kloster in Besitz von rund 30 Hufen, also dem ganzen Grundbesitz, der sich vorher in der Hand der Familie von Meinersen befand[5]).

Der erste uns bekannte Pfarrer von Bruchmachtersen ist Helyas. Dieser löste im Jahre 1297 eine zum Leuchtwerk im heiligen Kreuzstift zu Hildesheim verwendete Abgabe von 8 Schillingen mit einem Capital von 5 Mark ab. (Döbner, Hildesh. Urkundenbuch 1). Von der Ernennung und Einführung eines Pfarrers handelt eine Dorstädter Urkunde aus dem Jahre 1357: „Günther von Bertensleve, Domherr zu Hildesheim und Archidiaconus von Lengede, beauftragt den Pfarrer von Niederfreden (Lichtenberg), den Probst von Dorstadt, Thidericus, welchen ihm die Frau Priorin des dortigen Klosters zur Pfarre in Machtersen präsentirt hat, persönlich in den Besitz der Kirche einzuweisen und dabei „zu vertheidigen“. Hier zeigt sich die von den Bischöfen oft gerügte Lässigkeit der Archidiaconen, welche nicht einmal die Einführung ihrer Pfarrer selbst vollzogen. Sodann aber tritt uns hier wieder die Aufsaugung der Gemeindepfarren durch die Klöster entgegen. In Bruchmachtersen scheint der Dorstädter Probst zumeist im Besitz der Pfründen gewesen zu sein[6]). Auch die Visitation von 1542 findet nur einen Miethpfarrer in Broickmachterßen vor, Mattheus Silbergot, der wirkliche Pfarrinhaber ist der Probst Ludolf Binroder. Während das reiche Pfarrgut allein an Land 9 Hufen besitzt, erhält der Pachtpfarrer nur 10 Morgen Land, 3 Fuder Holzwasen, 5 Fuder Gras, 2 Umgänge und den Vierzeitpfennig. Davon kann der Pfarrer natürlich nicht leben, Silbergot hat aber auch zur selben Zeit die Pfarre Gebhardshagen von den Bortfeld zu Lehen. Ueber die Person von Lud. Binroder, welcher nach der evangelischen Visitation 1544 unsere Pfarre selbst beziehen muß, erfahren wir aus dem katholischen Examen (1551): „Ist 30 Jahre Priester, zu Hildesheim geweiht; hat sich verehelichen müssen; hat die Messe in deutscher Sprache gehalten. Soll sich nach Wolfenbüttel verfügen und beichten“. In der Zeit der katholischen Restauration bis 1568 reißt das Heuerpriesterwesen wieder ein. Bei der evangelischen Visitation (1568) verwaltet der Pächter Adam Pfaffendorf die Pfarre. Er muß dem wirklichen Pfarrer Probst Henning Soldan von Dorstadt jährlich die bedeutende Summe von 28 Gulden zahlen. Von Pfaffendorf berichtet der Visitator: „Er ist ein Papist, hat einiges geantwortet, aber den wahren Glauben nicht begriffen“.

Merkwürdiger Weise ist Pfaffendorf zugleich wirklicher Pfarrinhaber zu Burgdorf (Hohenassel—Luttrum), das er seinerseits an einen Pfarrer verpachtet hat.

Im Jahre 1617 unterschreibt Joh. Bergmann das Corpus Julium als Pfarrer zu B. Mit seinem Amtsantritt beginnt das älteste Kirchenbuch[7]). Bis 1881 gehörte unsere Parochie zur Inspection Engelnstedt, wurde aber damals zu Barum gelegt, dessen Superintendentursitz es 1881—1887 war.

Das kirchliche Lehusrecht des im Banne Lengede belegenen Bruchmachtersen besaßen die Edelherren von Dorstadt, die es im Jahre 1250 an das von ihnen gegründete Kloster veräußern. Daß nach dem Hildesheimer Verzeichniß der Archidiaconate der Archidiacon zu Hildesheim das Patronatrecht inne haben soll, ist zweifellos ein Irrthum. Sämmtliche urkundliche Nachrichten bezeichnen das Kloster Dorstadt als Patron. Als dieses 1810 aufgehoben wurde, ging das Patronatrecht an die westfälische, dann 1815 an die hannoversche und 1866 an die preußische Regierung über.

Der kirchliche Grundbesitz ist auch hier wesentlich verringert. Im Jahre 1540 besaß nach dem Lichtenberger Erbregister die Kirche 30 Morgen Landes, jetzt nichts, die Pfarre 9 Hufen, jetzt 136 Morgen.

6. Parochie Lobmachtersen.

Die Existenz dieses Ortes können wir jetzt fast bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts verfolgen. Am 21. Juli 1077[8]) entschlief die Markgräfin Gertrud die Aeltere, Gemahlin des Brunonen Ludolf, nachdem sie den Stiftsherren zu St. Blasien zur Feier von Seelmessen Güter in Machtersen geschenkt hatte. In den Stiftsregistern wird dieser Ort auch Locmachtersen genannt. Daneben begegnen wir der Form Lochmachtersern[9]). Was bedeutet diese Vorsilbe? Flurnamen des Ortes selbst geben die Erklärung. „Im Quelage“, „im hilligen Lohe“, „das Hillage“ — diese Flurnamen weisen auf den Waldreichthum unseres Ortes. Loch—Loc—Lag—Lohe ist Holz, Wald[10]). Unser Machtersen

1) Goslar. Urkundenbuch I 211 Janicke, Hochstift Hildesh. Jahr 1131/54. Da die Urkunde von 1131 unecht ist, so ist die erste Erwähnung unseres Ortes auf 1154 zu setzen, wonach die gängige Angabe zu berichtigen ist.

2) Machtsum bei Hildesheim ist das einfache Machtos Heim.

3) Urkunde im Archiv zu Dorstadt.

4) Dieser Zehnte mußte allerdings Schulden halber 1251 an Conrad von Dorstadt auf dessen Lebenszeit abgetreten werden. Nach dem Lichtenberger Erbregister bis 1622 gehörte der Zehnte dem Kloster Dorstadt. Nach der Flurbeschreibung von 1752 kommt der Fruchtzehnte Fürstlicher Cammer und nur der Fleischzehnte dem Kloster zu. Ersterer ist 1841 mit 11 090 Thlr. abgelöst.

5) Familien von Machtersen, Timmonis und Schwarz, die Lambrecht in seiner Landeskunde vorführt, hat es nie gegeben.

6) Auch 1370 erscheint Thidericus als Probst und zugleich Perner zu Machtersen.

7) Das älteste Kirchenbuch in unserem Bezirk ist das von Lobmachtersen, das 1615 beginnt.

8) Memorienregister von St. Blasien unter 21. Juli.

9) So Urkundenbuch der Stadt Braunschweig II № 156 und öfter.

10) Förstemann, Ortsnamen S. 112 Lochschenke = Waldschenke. Bender, Ortsnamen 127.

wurde also im Unterschiede von seinem Schwesterorte, der im Bruch belegen war, als Holzmachtersen bezeichnet. Erst in den Gebhardshäger Erbregistern des XVI. Jahrhunderts stößt uns die heutige Form als Loipmachtersen auf[11]). Sonst heißt es auch Machtersen bei Barum.

Der ersterwähnte Pfarrer unserer Parochie ist Walterus, der 1264 als Zeuge erscheint[12]). Lüntzel (Aelt. Diöcese Hildesheim S. 250) führt ihn irrig als Walraue an. Nach dem Hildesheimer Verzeichniß liegt Machtersen im Banne Barum und zahlt 3½ Loth Silber an bischöflicher Abgabe. Erst im Reformationsjahrhundert hören wir wieder von den kirchlichen Verhältnissen hier. Die evangelische Visitation (1542) findet Laurentius Rethen als Pfarrer vor. „Liegt eine Capell daselbst, hat 2 Wische, davor hat der Pfarr ehemals missam corporis Christi halten müssen, welche Zinse die Männer unter sich behalten". Es war also in Lobmachtersen noch eine besondere Capelle vorhanden, die in Beziehung zum Frohnleichnamsfeste stand. Nach derselben bewegte sich gewiß die feierliche Procession dieses Tages wahrscheinlich zur Segnung der Flur. Da dieser katholische Brauch mit der Reformation in Wegfall kam, wollte man auch dem Pfarrer die ihm für die Mühewaltung des Messelesens in der Capelle gewährte besondere Vergütung nicht mehr zukommen lassen. Aehnlich ergeht es dem Opfermann in Heerte, dem man die Markgarben kürzt. Laurentius Rethen pastorirte auch das Dorf Beinum, dessen Pfarrinhaber jedoch Henricus Hussen, Schreiber (!) zur Liebenburg ist. Die katholische Visitation (1551) berichtet: „L. Rethem ist ein geweihter Priester 24 Jahre lang gewesen, ist zu Minden geweiht, hat die Pfarre zu Lobmachtersen 20 Jahre besessen und zuerst in Salder gewohnt. Er habe sich bei der Hessen Zeiten zum Lutheranismo halten müssen; will beichten und sich bessern". Auch 1568 ist Rethem noch hier.

Die Dotation der Pfarre ist eine so geringe — 2 Hufen Landes, die 2½ Scheffel Roggen und 2½ Scheffel Hafer eintragen[13]) —, daß ein Pfarrer sich nicht darauf halten kann. Deshalb wollen die Visitatoren 1544 28 Himpten Korn von der Kirche, die jährlich 45 Himpten vereinnahmt, der Pfarre zulegen.

Nachdem um 1570 Beinum von Lobmachtersen getrennt ist, wird letzterem die früher selbständige Pfarre Flachstöckheim beigelegt, dessen Patron das Kloster zum Neuenwerk (Goslar) war. Flachstöckheim blieb mit Lobmachtersen fast ein Jahrhundert verbunden, nämlich bis zum Jahre 1658. Die Trennung beider Gemeinden hing mit der Rückgabe des großen Stiftes an den Bischof von Hildesheim zusammen. Seit der Stiftsfehde (1520) war der Theil des Bisthums, in dem Flachstöckheim lag, mit Braunschweig verbunden gewesen, aber im dreißigjährigen Kriege (1644) mußte der Herzog das Stiftsland herausgeben. Der erzkatholische Heinrich d. J. hatte dem Bischof sein Land entrissen, der evangelische August d. J. entschloß sich, es zu restituiren.

Man beließ indeß dem Pfarrer M. Justus Wiedemann Flachstöckheim bis zu seinem Ende im Jahre 1658. In seine Amtszeit fällt die Visitation von 1651: „Die Gemeinde hat wohl bestanden außer den Pferdejungen, die nicht zur Katechismuslehre kommen. Habe die Gemeinde ermahnt, diesen Jungen an ihrer Seligkeit nicht hinderlich sein zu wollen, auch des §. 4 der fürstlichen Landordnung erinnert[14])".

Als Ersatz für Flachstöckheim wird im Jahre 1660 das bis dahin zur Parochie Barum gehörende Heerte mit Lobmachtersen verbunden. Da Heerte sich eines eigenen Caplans erfreute, so muß noch heute eine doppelte Einführung des neuen Pfarrers in beiden Kirchen erfolgen. Ueber Heerte ist das Erforderliche bereits in der Geschichte der Parochie Barum gegeben.

Was nun die Patronatsverhältnisse betrifft, so wird uns darüber die erste Kunde in dem Lehnsregister der edlen Herren von Dorstadt (um 1350)[15]): To lokmachterssem dre hove landes mit der kerken. Dieses Geschlecht hat also wie in Bruchmachtersen, so auch hier die Kirche ausgestattet. Von den Edlen von Dorstadt, die um das Jahr 1460 mit Arnd oder Arnold ausstarben[16]), fiel das kirchliche Lehnsrecht an den Landesherrn. Im Bericht vom Jahre 1542 heißt es: „Geht vom Hause Braunschweig zu Lehen". Ebenso schreibt der Amtmann im Gebhardshäger Erbregister (1548): „De pfarr gehorth mienem gnedigen herrn von Brunswich". Aber schon im Erbregister vom Jahre 1555 heißt es: „De pfarr wart von den Mennen vorlent". Sie war also ein sogenanntes Bauernlehn geworden. Das Wahlrecht muß der Gemeinde bald nach der Rückkehr Heinrich's d. J. eingeräumt sein. Die Beweggründe entziehen sich unserer Kenntniß; vielleicht eine Belohnung für ihr zähes Festhalten am katholischen Wesen? Das Gemeindewahlrecht besteht noch heute, es ist das einzige in unserer Gegend. Die jetzige Kirche ist im Jahre 1823 durch Cammerbauinspector Lieban zur Zeit des Pastors Drude mit einem Aufwand von 5619 Thalern erbaut. Von den Kirchenglocken, welche 15 und 12 Centner schwer in e und fis klingen, stammt erstere aus dem Jahre 1750, gegossen von Joh. Peter Grete in Braunschweig, mit der Inschrift: Ich lade, wen ich kann, zum Hause Gottes ein. — Auch mit den Traurigen die Todten ich bewein'. Die letztere, im Jahre 1794 von Joh. Heinr. Wicke in Braunschweig gegossen, zeigt die Inschrift: Kommt auf meine Einladung zahlreich oft und gern zu diesem Gotteshause. Lobt und dienet hier dem Allerhöchsten in stiller, gemeinschaftlicher Andacht.

11) Der K-laut ist offenbar unter der Einwirkung des nachfolgenden m in den Lippenlaut übergegangen.
12) Goslar. Urkundenbuch II 168.
13) Außerdem 3 Fuder Heu = 3 Gulden, 2 Fuder Holz = 10 Mattier, 2 Umgänge und Vierzeitpfennig.

14) Allgem. Landordnung Herzog Augusti von 1647 §. 4: Wer seine Kinder und Gesinde nicht fleißig zur Kirche und insonderheit zur Lehre und Verhör des Catechismi schickt, der soll 5 Gulden Strafe geben.
15) Sudendorf, Urkundenbuch VI, 119, Z. 19.
16) Nach einer Urkunde des Kreuzklosters lebt er noch 1455.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 27. 31. December **1899.**

[Nachdruck verboten.]

Alfred Fleckeisen und seine Beziehungen zum Herzogthume Braunschweig, insbesondere zum Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Vom Schulrath Koldewey.

(Schluß.)

Man erkennt die humanistische Art des Helmstedter Gymnasiums, wenn man den Lehrplan, nach dem Fleckeisen in den vier Jahren seiner Primanerzeit unterrichtet wurde, etwas näher betrachtet. Er umfaßte wöchentlich 9 Stunden Latein, 6 Stunden Griechisch, 2 Stunden Deutsch, 2 Stunden Französisch, 2 Stunden Englisch, 2 Stunden Hebräisch (nicht allg. verbindlich), 2 Stunden Religionslehre, 1 Stunde Neues Testament in der Ursprache, 3 Stunden Mathematik, 2 Stunden Physik nebst mathematischer Geographie und Astronomie, 2 Stunden Geschichte, 2 Stunden Alterthumskunde (Antiquitäten, Mythologie, griechische und römische Litteraturgeschichte), 1 Stunde lateinische Metrik abwechselnd mit braunschweigischer Geschichte, zusammen 34 bezw. 36 Stunden, außerdem noch 2 Stunden Zeichnen und 1 Stunde Gesang. Die Zahl der altsprachlichen Lectionen, die sich in der jetzigen Prima nur noch auf 7 Stunden Latein und 6 Stunden Griechisch, zusammen auf 13 wöchentliche Stunden beläuft, betrug also, wenn man Alterthumskunde, Metrik und Neues Testament mitrechnet, 19, fast die Hälfte mehr als jetzt. Dazu dann die lateinischen Aufsätze und Exercitien, die lateinischen Sprech- und Interpretirübungen, der Bau lateinischer Verse, die Uebersetzung deutscher oder lateinischer Texte ins Griechische! Und zuletzt die Privatlectüre! In dem Michaelisprogramme von 1830 heißt es darüber: „Wir glauben unsere Forderung nicht zu hoch zu stellen, wenn wir von einem nach wohl benutzter Schulzeit zur Universität abgehenden Schüler erwarten, daß derselbe theils in der Schule, theils für sich gelesen habe: Lateinische Schriftsteller, a. Prosaiker: *Cornelius Nepos*, *Caesar* de Bello Gallico et Civili, *Sallustius*, *Cicero* Laelius, Cato, de Offic., Tusc. Disputt., Oratt. select. (nach einigen gangbaren Schulausgaben), de Oratore, Epistt. select. nach Matthiä, *Livius* (wenigstens 10 Bücher), *Plin.* Epp., *Quintil.* L. X., *Tacitus* Germania, Agricola, Annales (einige Bücher); b. Dichter: *Ovidius* Metamorph., *Virgilius* (mit Ausnahme der Georgica), *Horatius* (Epoden und Satiren mit Auswahl), Elegiker etwa nach Bach's Auswahl, einige Comödien des *Plautus* und *Terentius*. 2) Griechische Schriftsteller, a. Prosaiker: *Xenophon* Anab., Hier., Sympos., *Plato* Apolog., Crito, *Herodot* und *Thucyd.* (einige Bücher), *Demosth.* Staatsreden, de Corona, *Plutarch* Vit. (einige), *Lucian* (einige Schriften), b. Dichter: *Homer* Ilias und Odyss., *Soph.* und *Eurip.* (einige Tragödien), *Theocrit* (mit Auswahl). Auch empfehlen wir dringend zur cursorischen Privatlectüre neuere Lateiner, als Muret, Ernesti, Ruhnken, Wyttenbach, aus deren Schriften brauchbare Chrestomathien veranstaltet worden sind.

Man sieht, die Luft, die zu Fleckeisens Zeit im Helmstedter Gymnasium wehte, war humanistisch genug. Nur schwach der Hauch von Naturwissenschaft und neueren Sprachen, durch den sie im Sinne des Realismus gemildert und temperirt wurde. In dem Osterprogramme von 1836, dem ersten, das nach der Abtrennung der Bürgerschule erschien, wird es denn auch ausdrücklich als „Gelehrtenschule" bezeichnet, deren Hauptbestimmung es sei, „ihre Zöglinge zum akademischem Studium vorzubereiten". Auf diejenigen Schüler, die nicht studiren wollten, auch wenn sie sich gleichfalls einer höheren Berufsart, wie dem Forst-, Bau- und Bergwesen, der Oeconomie u. s. w. zu widmen gedachten, nahm man nur sehr wenig Rücksicht. Man befreite sie, wenn die Eltern darauf antrugen, vom Griechischen; aber einen Ersatzunterricht dafür bot man nicht an. Daran hat sich in den letzten Jahrzehnten Vieles geändert. An dem Baume des humanistischen Gymnasiums sind einzelne Zweige, die ihm früher zur Zierde gereichten und auch der werthvollen Früchte nicht entbehrten, — man denke an die lateinischen Aufsätze, die lateinischen Verse, die lateinischen Sprechübungen, das griechische Exercitium, — unter dem Einflusse der modernen Culturverhältnisse verdorrt. Dafür haben andere, früher unscheinbare Schößlinge sich kräftig entwickelt, wieder andere, die man vorher nicht kannte, an dem alten Stamme Boden und Nahrung gewonnen. Auch so bietet

der Baum einen erfreulichen und Hoffnung erweckenden Anblick. Aber noch weiter seine humanistischen Aeste beschneiden? Sie vielleicht, wie Viele es möchten, mit scharfem Messer völlig entfernen? Fürwahr, das hieße sein innerstes Wesen vernichten, das hieße, das deutsche Volk eines Kleinods berauben, das seine Zierde, sein Stolz, eine feste Säule seiner Kraft, eine nie versiegende Quelle seines geistigen und sittlichen Gedeihens Jahrhunderte lang gewesen und heute noch ist.

Alfred Fleckeisen hat sich in der humanistischen Luft des Helmstedter Gymnasiums zu allen Zeiten sehr wohl gefühlt und ist darin an Leib und Seele kräftig gediehen. Die Männer, die ihm dabei hilfreiche Hand leisteten, sind noch nicht vergessen[10]). In Quinta empfing ihn als Hauptlehrer Burghard Meier, von Haus aus Theologe und noch ein Zögling der Julia Carolina. Als Lehrer des Französischen hat er ihn bis in die Secunda begleitet. Ihm zur Seite stand als Schreib- und Rechenlehrer der alte Cantor Voigt, für Gesang der spätere Bürgerschullehrer Bosse, während die Religionsstunden in dieser, wie auch in der folgenden Klasse Dr Heinrich Eggeling ertheilte, derselbe, der 1835 die Leitung der neuerrichteten Bürgerschule übernahm und wegen seiner Verdienste um diese Anstalt bei der Helmstedter Bürgerschaft auch heute noch im besten Andenken steht. In der Quarta, wo gleichzeitig das Griechische, das Französische und die Mathematik begannen, wirkte als Haupt- und Klassenlehrer der milde und nicht bloß durch sein tiefes theologisches Wissen ausgezeichnete Wilhelm Hille, der bald, fast gleichzeitig mit Fleckeisen, in die Tertia aufrückte, aber schon zu Michaelis 1833 den Lehrerberuf mit dem geistlichen Stande vertauschte, in dem er, wie bekannt, binnen kurzer Zeit zu den höchsten Ehren emporstieg. An seine Stelle trat als Tertius der kenntnißreiche, lebhafte, unablässig treibende und spornende Subconrector Dr Eduard Schütte, doch scheint Fleckeisen damals schon Schüler der Secunda gewesen zu sein. Diese Klasse leitete der weit ruhigere Conrector Dr Christian Elster, ein feinsinniger und kunstverständiger Schulmann, der die Jugend sehr wohl anzuregen verstand und zeitweilig auch die Zeichenstunden versah. In der Prima ertheilte er außer einigen lateinischen und griechischen Lectionen den Unterricht im Französischen und in der Geschichte. Hier wirkte auch als Lehrer des Englischen, der Metrik und der braunschweigischen Geschichte Fleckeisen's zukünftiger Schwager, Dr Otto Dressel, damals noch Collaborator; die Hauptlast aber ruhte auf den Schultern des Directors Philipp Heß, der seine Primaner nicht bloß in den alten Sprachen und in der Alterthumskunde, sondern auch im Deutschen unterwies. Was die Fachlehrer anlangt, so besorgte den Zeichenunterricht, als Elster ihn abgab, ein Herr Namens Stövesand. Mathematiker war Anfangs noch Johann Christian Stegmann, und als dieser zu Michaelis 1831 an das Obergymnasium zu Braunschweig versetzt worden war, Dr Heinrich Birnbaum, ein gelehrter, auch schriftstellerisch thätiger Mann, der zeitweilig auch Englisch docirte und Michaelis 1835 den erst damals neueingeführten Unterricht in der Physik übernahm. Die Religionsstunden endlich, von Tertia aufwärts, sowie die Erklärung des griechischen Neuen Testaments, lagen bis Ostern 1838 noch in den Händen des Generalsuperintendenten und Gymnasialephorus August Ludewig, der eine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstedt" veröffentlicht hatte und 1837 bei der Jubelfeier der Göttinger Universität honoris causa zum Doctor der Theologie ernannt wurde, eine Ehre, zu der ihm das Lehrercollegium in einer schwungvollen, von Dressel verfaßten lateinischen Ode im alcäischen Versmaß gratulirte. Als der würdige Herr sich in Folge seines vorgerückten Alters von seiner Schulthätigkeit zurückziehen mußte, trat an seine Stelle der Pastor zu St. Marienberg Ludwig Roßmann, der aber schon 1839 nach Braunschweig zog und dort noch längere Zeit als Pastor zu St. Ulrici und Religionslehrer am Real- und Progymnasium mit Segen gewirkt hat.

So viel von Fleckeisen's Lehrern. In wie hohem Grade er sich ihre Zufriedenheit erwarb, ergiebt sich aus den ihm ausgestellten Censuren, die allerdings nur noch aus seinen letzten beiden Schuljahren vorhanden sind. Sein Betragen wird darin stets mit „vorzüglich", sein Fleiß mit „sehr gut", zuletzt gleichfalls mit „vorzüglich" beurtheilt. Dieselben rühmlichen Prädikate erhalten auch seine Leistungen. Nur im Singen und Zeichnen war er schwach, desgleichen im Hebräischen, von dem er wohl deshalb bald wieder zurücktrat. Auch der Abt Bank hatte an ihm seine Freude, als er im April 1838 das Gymnasium visitirte. In dem Protocolle über eine Lection, die in lateinischer Sprache abgehalten wurde, bemerkt er: „Fleckeisen zeigte sich auch hier wieder als ein wackerer Schüler. Die wenigen andern, die gefragt wurden, erschienen etwas maulfaul. Daß Fleckeisen einmal sagte: Persuasus sum, ist nicht zu urgiren. Er corrigirte sich schnell".

Genauer noch lernt man Fleckeisen aus dem Zeugnisse kennen, das ihm am Schlusse seiner Schulzeit auf Grund der mit ihm vorgenommenen Reifeprüfung ausgefertigt wurde. Da dieses nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für die Anforderungen, die man vor sechzig Jahren an einen Helmstedter Abiturienten stellte, im höchsten Grade charakteristisch ist, so wird es willkommen sein, wenn es hier nach dem im Archiv der Anstalt vorhandenen Entwurfe in seinem ganzen Umfange zum Abdruck gebracht wird:

Zeugniß
der akademischen Reife ersten Grades,
ertheilt
dem Primaner Alfred Fleckeisen aus Helmstedt, Sohn des zu Lutter am Barenberge verstorbenen Justizamtmanns Fleckeisen.

Alter: 18½ Jahr.

Zeit des Besuchs der ersten Classe: 4 Jahr.

Studium: Philologie.

Betragen: Dasselbe ist während der ganzen Zeit seines Besuchs des hiesigen Gymnasiums so musterhaft gewesen, daß er darüber nie auch den leisesten Tadel erfahren hat. Durch Ernst, Bescheidenheit und eine wahrhaft sittliche Gesinnung hat

10) Ueber die hier erwähnten Helmstedter Schulmänner vergl. das von Professor Dr Ad. Dauber aufgestellte und im Programme von 1882 veröffentlichte Lehrerverzeichniß.

er sich nicht nur die Zufriedenheit und Zuneigung seiner Lehrer in einem hohen Grade erworben, sondern auch andere Personen, die Gelegenheit hatten ihn näher kennen zu lernen, haben ihm wegen dieser Vorzüge ihr Wohlwollen geschenkt; wegen seiner Verträglichkeit und Gutmüthigkeit hat er mit seinen Mitschülern stets in den freundlichsten Verhältnissen gelebt.

Fleiß: Fleckeisen legte nicht nur in allen Lectionen immer die erfreulichsten Beweise der sorgfältigsten Vorbereitung, der gespanntesten Aufmerksamkeit und der gewissenhaftesten Wiederholung ab, wodurch er seine Lehrer in einem hohen Grade befriedigte, sondern er war auch stets bemüht, durch ein zweckmäßiges Privatstudium seine Kenntnisse zu erweitern und fester zu begründen, das sich hauptsächlich auf die Lesung griechischer, römischer und deutscher Classiker, aber auch auf das Studium guter, auf die Schulwissenschaften sich beziehender Schriften erstreckte. In der Mathematik waren seine Leistungen ausgezeichnet. Bei dieser nie befriedigten Wißbegierde kamen ihm sein glückliches Gedächtniß und sein schnelles Auffassungsvermögen, verbunden mit einer richtigen Urtheilskraft, sehr zu statten, so daß er sich vor allen seinen Mitschülern auf das Vortheilhafteste auszeichnete. Seine schriftlichen Arbeiten waren stets mit der größten Sorgfalt und Gründlichkeit abgefaßt.

A. Zu der am 8. März 1839 mit demselben vorschriftsmäßig angestellten mündlichen Prüfung hat er folgende unter unausgesetzter Aufsicht der Lehrer angefertigte schriftliche Arbeiten geliefert:

1) Einen deutschen Aufsatz: „Ueber die Vortheile geistiger Bildung". Der Verf. hat die drei Punkte seiner Disposition auf eine recht befriedigende Weise ausgeführt und dabei einen gewissen Gedankenreichthum, Gewandtheit, Klarheit und Leichtigkeit in der Sprache bewiesen, daß wir kein Bedenken tragen, diese Arbeit vorzüglich zu nennen.

2) Einen lateinischen Aufsatz: „Laudes Solonis". Der Verf. hat in diesem Aufsatze erfreuliche historische Kenntnisse beurkundet und die Hauptpunkte der Solonischen Verfassung gehörig hervorgehoben Im zweiten etwas zu kurzen Theile hätte er, anstatt den Solon als Dichter und Philosophen aufzuführen, von seinem Charakter, wozu seine Weisheit, nicht Philosophie gehört, und alsdann von seiner Poesie handeln sollen. Der latein. Ausdruck ist im Ganzen correct, fließend, angemessen und hat latein. Colorit. Wir nennen daher diesen Aufsatz sehr gut.

3) Einen Versuch einer latein. Erklärung von Anacreont. Carm. 9. Der Inhalt ist richtig angegeben, die Auslegung im Ganzen gelungen und die Sprache correct; nur hätte das Grammatische mehr Berücksichtigung verdient. Diesem Versuche ertheilen wir das Prädikat sehr gut.

4) Eine Uebertragung aus Lindemann's Materialien 2. Th., S. 375, in das Sapphische Versmaß. Aus dieser Arbeit geht hervor, daß der Verf. in der latein. Prosodik wohl bewandert, mit den Eigenthümlichkeiten der Silbenmessung und dem Versmaße gehörig bekannt ist; auch beweiset die passende Wahl der Beiwörter, daß er den poetischen vom prosaischen Sprachgebrauch wohl zu unterscheiden vermag. Die Arbeit verdient daher sehr gut genannt zu werden.

5) Ein griechisches Exercitium: „Uebertragung von Cic. Paradox. Prooem. aus dem Lateinischen ins Griechische". Dasselbe ist mit Sorgfalt und gehöriger Kenntniß der griech. Sprache angefertigt, enthält nur zwei kleine Versehen und verdient daher sehr gut genannt zu werden.

6) Ein französisches Exercitium. In der Wahl der Ausdrücke ist der Verf. nicht immer glücklich gewesen und hat einige Verstöße gegen die Syntax gemacht. Die Arbeit zeugt jedoch von der erforderlichen Kenntniß des Französischen und verdient daher fast sehr gut genannt zu werden.

7) Eine Lösung von fünf mathematischen Aufgaben aus der Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, Algebra und von einer Logarithmengleichung. Diese mit einer bei einem Abiturienten seltenen Genauigkeit und Geläufigkeit angefertigte Arbeit ist so gelungen, daß sie vorzüglich genannt werden kann.

B. Die am 8. März mit demselben angestellte mündliche Prüfung betraf folgende Gegenstände:

1) Lateinisch: a. Juvenal. Sat. 8. b. Liv. VII, 4 (vorher in der Schule nicht gelesen). 2) Griechisch: a. Soph. Antig. v. 630—680. b. Xenoph. Memor. II, 1, 21 ff. (vorher in der Schule nicht gelesen). 3) Mathematik. 4) Geschichte. 5) Geographie. 6) Alterthumskunde (griech. und röm. Alterthümer). 7) Französisch. Aus Ideler's und Nolte's Handbuch 4. Th. wurde ein Gedicht von Lamartine, das vorher in der Schule nicht durchgenommen worden war, gelesen. Derselbe bestand in Nr. 1 a, b, Nr. 2 a, Nr. 6 sehr gut, in Nr. 2 b, Nr. 5 und 7 gut, in Nr. 3 und 4 vorzüglich.

Gestützt auf das höchst erfreuliche Resultat dieser schriftlichen und mündlichen Prüfung ertheilen wir diesem hoffnungsvollen Schüler, der bei seinen glücklichen Anlagen und seinen tüchtigen Kenntnissen das Studium der Philologie auf der Universität Göttingen gewiß mit dem besten Erfolge betreiben wird, das Zeugniß der akademischen Reife ersten Grades mit dem Prädikate Vorzüglich.

Helmstedt, den 19. März 1839.

So das Zeugniß. Fleckeisen wurde damit den 21. März 1839 am Schluß der öffentlichen Prüfung vom Director Heß aus dem Verbande der Schule feierlich entlassen, zugleich mit seinem Freunde und Mitschüler Ferdinand Salomon, demselben, der bei den älteren Helmstedtern wegen seiner schönen Baßstimme noch in bester Erinnerung steht. Die lateinische Rede, mit der er sich unmittelbar vorher verabschiedet hatte, trug den Titel: „Laudes Demosthenis". Auch in Göttingen, wo er seine ganze Studienzeit zubrachte, wirkte die Helmstedter Luft, wenn auch nur indirect, noch auf ihn ein; denn sein Landsmann Schneidewin, der gerade um jene Zeit auf der Georgia Augusta seinen philologischen Lehrstuhl erhielt, wurde sein vorzüglichster Lehrer und hat ihm auch bei seiner Erstlingsarbeit, den bereits als musterhaft bezeichneten „Exercitiationes Plautinae", die er noch als Student im Namen des Göttinger philologischen Seminars dem alten Mitscherlich zu dessen 82. Geburtstage (20. September 1842) widmete, als Wegweiser gedient.

Ob Fleckeisen sich nach Beendigung seines academischen Studiums um eine Anstellung in seinem engeren Vaterlande bemüht hat, ist nicht bekannt; nur so viel steht fest, daß er eine solche weder damals noch später erhielt. Er ging zunächst, und zwar noch im Jahre 1842, nach dem Städtchen Idstein in Nassau, wo er als Lehrer an einer lateinischen Privatschule eintrat, übernahm 1846 am Gymnasium zu Weilburg eine Collaboratur, wurde im Herbst 1851 an das renommirte Blochmann'sche Institut zu Dresden berufen, zog drittehalb Jahre später als Professor nach Frankfurt a. M. und kehrte von dort zu Michaelis 1861 an die Dresdener Anstalt, die damals gerade in das Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium verwandelt wurde, als Conrector zurück. In dieser Stellung ist Fleckeisen bis zu seiner Pensionirung im Herbst 1889 verblieben und hat in dem schönen Elbathen auch noch den Rest seines Lebens zugebracht. Seine Gattin, Hildegard geb. Vogel, die Tochter eines nassauischen Dekans, war ihm bereits 1887 in die Ewigkeit vorangegangen; aber die sorgliche Liebe seiner Töchter — es sind ihrer sieben — hat seinen Feierabend mit dem Glanze eines stillen und heitern Friedens übergossen, bis den fast Achtundsiebzigjährigen nach längerem Siechthum der Tod mit sanfter Hand aus seinem arbeitsreichen Leben hinwegnahm.

An seiner braunschweigischen Heimath hat Fleckeisen allzeit mit Liebe gehangen. Die Bilder seines Geburtshauses, des alten Amtsgerichts zu Wolfenbüttel [11]), die er im Winter vor seinem Tode erhielt, bildeten eine seiner letzten großen Freuden. Insbesondere aber hat er dem Helmstedter Gymnasium zeitlebens die wärmsten Sympathien bewahrt. Die Freundschaften, die er auf der Schulbank geschlossen, vor Allem mit Schrader, Leuckart und den beiden Gebrüdern von Heinemann, hat erst der Tod gelöst [12]). Seinen Lehrern blieb er stets dankbar und treu, und geradezu rührend ist es, mit welcher Anhänglichkeit er seinen alten Director, den Professor Heß, bis ans Ende verehrt hat. Als dieser am 13. Januar 1866, damals schon emeritirt, das Jubelfest der vor fünfzig Jahren in seiner Vaterstadt Marburg erworbenen philosophischen Doctorwürde feierte, widmete Fleckeisen ihm als „Festgruß" seine Abhandlung: „Zur lateinischen Lautlehre in griechischen Lehnwörtern" [13]) und schrieb in dem Vorworte u. A. wie folgt: „Es werden in einigen Monaten einunddreißig Jahre, daß ich als kaum fünfzehnjähriger Knabe in die Prima des Helmstedter Gymnasiums versetzt wurde und damit das Glück hatte, in einem engern Sinne Ihr Schüler zu werden, und was ich in den vier Jahren von Ostern 1835 bis dahin 1839 hauptsächlich Ihrem gründlich eindringenden Unterricht, Ihrer methodischen Anleitung zu eigenem Studium und dem anregenden Vorbilde, das Sie Ihren Schülern in der gewissenhaftesten Erfüllung des schulmännischen Berufs als Jugendlehrer und Erzieher gaben, verdanke, das steht noch heute unauslöschlich in meinem Herzen geschrieben". Fürwahr, ein schönes Zeugniß, das in gleicher Weise den Gebenden wie den Nehmenden ehrt!

Wie oft Fleckeisen sein liebes Helmstedt wieder aufgesucht hat, vermag der Verfasser dieser Zeilen nicht zu sagen. Nur von einem Male ist es ihm bekannt. Es war im October 1882, als das Gymnasium die alten unzulänglichen Räume verließ und unter erhebender Feier das neue, gleichfalls auf dem Grundstücke der ehemaligen Hochschule belegene Schulgebäude bezog. Damals wurde er Allen, die ihm näher traten, mit seiner ganzen anspruchslosen Liebenswürdigkeit besonders lieb und werth. Er gehörte auch zu den wenigen Festgästen, die bei dem Festmahle durch einen besonderen Trinkspruch geehrt wurden, und da er bei dem Balle der Schüler nicht mehr gegenwärtig sein konnte, so schickte er ihnen von Dresden aus ein in wahrhaft klassischem Latein abgefaßtes Telegramm, das folgenden Wortlaut hatte: Adulescentulos primis gymnasii ordinibus adscriptos et virgines formosas Helmstadienses nunc ipsum sacra Terpsichorae colentes plurima salute impertit Alfredus Fleckeisen ex iucundissimo itinere domum redux.

Nicht lange darauf sandte der nunmehr Entschlafene dem Helmstedter Gymnasium von seinen Jahrbüchern sechzehn Jahrgänge (1867—1882), „in dankbarem Angedenken", wie er dabei schrieb. Dann Jahr für Jahr je einen Band, den von 1887 mit der Widmung: „Der Bildungsstätte seiner Jugend"; 1890 auch ein Exemplar von der ihm bei seinem Austritte aus dem Lehramte am Vitzthum'schen Gymnasium von den Lehrern des letzteren gewidmeten Schrift: „Commentationes Fleckeisenianae". Und im Herbst 1897, als ein Lehrer der Anstalt ihn in Dresden bei Gelegenheit der dort tagenden Philologen-Versammlung besuchte, bedauerte er nichts mehr, als daß er die Zusendung der Jahrbücher, da er von deren Herausgabe zurücktrete, jetzt einstellen müsse.

Dieses die Beziehungen, in denen Alfred Fleckeisen zum Herzogthume Braunschweig, in denen er insonderheit zum Helmstedter Gymnasium stand. Die Lehrerschaft dieser Anstalt hat am 10. August d. J., dem Tage seines Begräbnisses, seinen Sarg mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Auch die vorstehenden Mittheilungen wollen als ein bescheidener Lorbeerzweig betrachtet sein, den ein alter getreuer Helmstedter einem der edelsten und besten Commilitones Helmstadienses in stiller Ehrerbietung auf die Todtenurne legt.

Nachträge.

1) Zu S. 202, Sp. b, oben: Fleckeisen's Vater, der Justizamtmann Karl Fleckeisen, wurde geboren am 27. October 1793.

2) Zu S. 205, Sp. a, Z. 46: Ein nicht genannter „Leser des Br. Mag." schreibt dem Verfasser, daß der zu Wolfenbüttel verstorbene Bibliothekar Bethmann mit Rufnamen nicht „Ludwig", sondern „Conrad" geheißen habe. Darauf ist zu entgegnen, daß B. bei der heiligen Taufe die Vornamen „Ludwig Conrad" empfing und während seiner Schulzeit jedenfalls „Ludwig" genannt wurde. Den Beweis liefert das Helmstedter Osterprogramm von 1830, worin von ihm gesagt wird: „Ludwig Bethmann aus Helmstedt, 17½ J. alt, 3 Jahre in Prima, bezieht nach rühmlichst bestandenem schriftlichen und mündlichen Abiturientenexamen mit dem Zeugnisse der academischen Reife Ib (mit dem Prädicate: Vorzüglich) und mit der Censur Nro. 1 die Universität Göttingen, um Philologie und Theologie zu studiren. Es hat uns zur besonderen Freude gereicht, diesen in jeder Beziehung musterhaften Schüler mit einem so ehrenvollen Zeugnisse entlassen zu können". Später allerdings scheint B. seinen Rufnamen geändert zu haben, da unter der Marmorbüste, die zu seinem Andenken in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgestellt ist, „Conrad Bethmann" steht.

S. 201, Anm., Z. 7 lies **Albert** statt Alfred.

---

11) Es ist das Haus, das auf dem Grundstücke des jetzigen Amtsgerichts dem neuen Gebäude gegenüber liegt.

12) Zu diesem Freundeskreise gehörte auch Bernhard Bank, der Sohn des schon erwähnten Abts Bank, der zwar kein Schüler des Helmstedter Gymnasiums war, sich aber häufig im Hause seines Schwagers, des Kreisdirectors Eißfeldt zu Helmstedt, aufhielt. Zu Schöppenstedt am 9. August 1818 geboren, starb er am 19. November 1886 zu Braunschweig, nachdem er vorher zwanzig Jahre lang das Amt eines Generalsuperintendenten zu Holzminden bekleidet hatte. Fleckeisen selbst bezeichnete Bank als seinen ältesten Freund und Jugendgespielen. Vergl. über ihn Lentz, Album des Gymnas. zu Holzminden (1894), S. 2 f.

13) Sammt dem „Festgruß" abgedruckt in den N. Jahrb. f. Phil., Jahrg. 1866.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

7. Parochie Leinde.

Die Gemeinde Leinde bildet die Ostgrenze der Inspection Barum, liegt aber heute außerhalb des Amtes Salder. Das Gebiet des letzteren umfaßt in der Hauptsache zwei „Goën“, die Lesser und die Barumer Goë. In diesen Gauen haben sich offenbar jene ursprünglichen Gaue und Länder der Sachsen erhalten, die in religiöser und rechtlicher Beziehung ein Ganzes bildeten und eine gemeinschaftliche Malstatt besaßen[1]). Unser Leinde gehörte zur Barumer Goë, später zum Bezirk des Hauses und Amtes Gebhardshagen. Erst durch das Decret vom 24. December 1807 wurde es von dem uralten Verbande getrennt und dem Landkanton „Wolfenbüttel gegen Westen“ zugelegt. Die alte kirchliche Gemeinschaft blieb davon unberührt.

Die Aehnlichkeit der Namensform hat stets zu Verwechselungen der Orte Leinde, Linde (Oster- und Wester-) und Linden (vor Wolfenbüttel) Anlaß gegeben. Leinde erscheint in den Formen: Lenithe, Lenethe, Lenedhe, Leende; Linde als Linnithe, Linnethe, Lindhe (de), Lyndethe. Jenes bedeutet Leino's oder Leno's, dieses Linno's Wohnstätte. Lehne und Linne sind noch heute bräuchliche Personennamen.

Das im Stiftungsbriefe des Michaelisklosters zu Hildesheim vom Jahre 1022 erwähnte Linnithe ist nicht unser Leinde, sondern, wie sich auch aus anderen Urkunden ergiebt, Westerlinde[2]).

Der Pfarrer von Leinde wird zum ersten Male in der Stederburger Chronik im Jahre 1308 genannt, es ist Johannes, plebanus in Lehnnede. Fünfzig Jahre später (1355) ist Thidericus Pleban in Lende[3]). Er war zugleich Capellan an der Marktkirche zu Goslar. Er gehört zu denjenigen Goslarschen Priestern, die Abt Eggeling von Riddagshausen von der Excommunication absolvirt. Er wohnt offenbar in Goslar und hat in Leinde einen Miethpfarrer.

Nach dem Brüder- oder Todtenregister (um 1400) waren Mitbegründer einer von Herzog Friedrich gestifteten und vom Bischof von Halberstadt bestätigten Brüderschaft die um Wolfenbüttel wohnenden Pfarrer, darunter Ludeleff in Leinde. Es war eine von den Calandsbrüderschaften, welche damals in hoher Blüthe standen[4]).

Die Kirchenvisitation von 1542 bez. 1544 findet Ludolf oder Luleff Bode als Pfarrer in Leinde. Er klagt seine Noth, denn er hat nur eine Hufe Land und die Leute wollen ihm kein Gras geben. Er würde zufrieden sein, wenn ihm die an die Klöster Riddagshausen und Heiningen zu leistenden 5 Gulden Landzins zugelegt würden. Bei der katholischen Visitation von 1551 erscheint er zugleich als Miethpfarrer zu Immendorf und Adersheim. Er hat unter der evangelischen Regierung eine Frau genommen. Das Protocoll von 1568 besagt: „Lienn: L. Bode, curirt auch Immendorf, wo der wirkliche Pfarrer Henricus Werner ist, curirt auch Watenstedt“. Immendorf war eine selbständige Pfarre, welche zum Banne Gr. Stöckheim gehörte. Watenstedt war ursprünglich Filial von Barum.

Der heutige Bestand der Parochie Leinde-Watenstedt datirt vom Jahre 1625, als Watenstedt endgiltig von Barum ausgeschieden und unter Justus Godekenius mit Leinde vereint wurde. Dieser ist auch bei der Visitation nach dem Kriege (1651) noch dort: „Die Gemeinde Leinde hat das Examen wohl bestanden. Manche aber kommen nicht zur Kirche, sind Schwelger und Flucher“. Die Pfarre hat 30 Morgen, wovon 10 unter Wasser. Die Gemeinde Watenstedt bestand das Examen schlecht — außer drei Mägden.

1831—1833 war Leinde Sitz der Inspection Barum (Sup. Schmid). Wenn aber der Verfasser des Registers zu Sudendorf's Urkundenbuche der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg (s. S. 344 unter Leinde) annimmt, daß dieses einstmals Sitz eines Archidiaconats gewesen sei, so ist das natürlich völlig unbegründet. Es beruht diese Annahme auf einer ganz flüchtigen Lesung der betreffenden Urkunde[5]).

Bemerkenswerth ist noch Folgendes in dieser Parochie. Eine Glocke, gegossen 1721 von Chr Ludw. Meyer zu Braunschweig, zeigt die schöne Inschrift: Ego clangorem, deus amorem — ich den Klang, Gott die Liebe, offenbar ein Echo von 1 Cor. 13. Die kleine Glocke von 1701 ist beschrieben: Im Namen Jesu ruse ich sie alle zur Zeit.

Ferner berichtet das Corpus bonorum von Watenstedt, daß dieses den St. Annentag wie einen Hagelfeiertag begeht. Die Zinsen vom Kirchenlande habe eine Frauensperson, Namens Catharine, genossen, aber unter der Bedingung der Kirche verehret, daß der Annentag gefeiert würde. Der Annentag ist der Tag nach Jacobi, der 26. Juli. Schon 1596 sei dieser Tag gehalten. Für Essen und Trinken des Pastors und Opfermanns müssen die beiden Altarleute gegen eine Vergütung von 18 Mariengroschen abwechselnd Sorge tragen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Stiftung durch ein schweres Unwetter, das an dem Annentage über die Feldmark kam, veranlaßt ist. So finden wir auch in Hohenassel einen besonderen Feiertag, den St. Jacobstag. Dieser wird schon in der ältesten Kirchenrechnung von 1616 erwähnt. In Nordassel wird seit etwa 70 Jahren am 30. Juni ein angelobter Hagelfeiertag begangen, während der Annentag in Watenstedt nicht mehr gefeiert wird.

Sodann erfahren wir noch, daß 19 Woorten (Hofstellen) in dem ruinirten Dorfe Eitzen kirchliches Eigen-

---

1) Ein Saldersches Gerichtsprotocoll vom Jahre 1564 zeigt, daß noch damals für die verschiedenen alten Rechtsbezirke verschiedene Strafsätze (Bußen) in Uebung standen. Es heißt darin: Is tho rechte erkannt: ein Bloitrun (Blutrunst, blutige Körperverletzung) na der Lesser ghoe is 12 Schillinge nie.

2) Knoll und Bode bezeichnen es noch als zweifelhaft. S. 256.

3) Lüntzel, Aelt. Diöcese Hildesheim, S. 294, hält es irrig für Westerlinde.

4) S. bei Barum S. 99.

5) VI 18. Es handelt sich vielmehr um Güter des Archidiaconats, die in Leinde belegen sind.

thum gewesen sind. Sie sind zu Land gemacht. Den Eitzener Kirchhof hat Oberamtmann Breymann verpflügen lassen und bei seinen Hof gelegt. Die 19 Hofstellen sind der Pfarre entfremdet.

Hinsichtlich dieses wüsten Ortes Eitzen, von dem nur spärliche Nachrichten erhalten sind, können wir Folgendes mittheilen.

In Aieresheim im Ostfalengau besaß nach einer Urkunde vom Jahre 1022 das Kloster St. Michaelis Güter. Es ist gewiß, daß dieser Ort unser Eitzen ist, denn ein ähnlicher ist im ganzen Gau nicht zu finden. Uebrigens tritt auch die Form Ertzem auf[6]). Noch vorhanden ist der Ort Eißem im Jahre 1221[7]). Nach dem Erbregister von 1579 gehört der Aißmer Zehnte Abell Ruck, giebt 20 Gulden. Nach der Flurbeschreibung von 1750 eignet der Zehnte denen v. Buchholz. Die „Eitzenäcker“ umfassen 273 Morgen, die Dorfstelle 44 Morgen. Der Ort lag an der Straße nach Immendorf. Noch heute finden wir dort den Eitzenweg und Eitzenkirchhof.

Was die Patronatsverhältnisse der Parochie Leinde betrifft, so ist stets der Landesherr der kirchliche Lehnsherr gewesen. Es beruht die Angabe eines der Erbregister, daß die Gemeinde Patron sei, auf Irrthum. Watenstedt stand mit Barum unter dem Patronat des Archidiaconus von Barum. Die Nachricht des Corpus bonorum, das Heilige Kreuzstift zu Hildesheim sei von Alters Patron gewesen, ist irrig. Mit dem Uebergange des Barumer Lehns an den Herzog wurde natürlich der Letztere auch Patron in Watenstedt. Das Corpus bonorum setzt diesen Termin auf das Jahr 1595.

Eine Eisenschmelzgrube aus vermuthlich vorgeschichtlicher Zeit.

Von L. Knoop.

Seit mehreren Jahren wurden in der südlich von Börßum gelegenen Feldmark, begrenzt durch den Bahndamm im Norden, durch den Communicationsweg Börßum—Tempelhof im Osten und durch die Ilse im Westen und Südwesten, vereinzelte Bruchstücke von Eisensteinschlacken gefunden. Ein derartiges, etwa 80 Pfund schwerers Stück befindet sich in Hornburg. Die verschiedenen Bruchflächen desselben lassen darauf schließen, daß es nur ein Theil einer größeren Masse gewesen ist. Man glaubte vor einigen Jahren, daß es sich hier um einen Meteorstein handele, bei einer späteren Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß die mit Salzsäure betupfte Schlifffläche nicht die geringste Spur der Widmannstättschen Figuren erkennen ließ. Damit war der Nimbus gefallen, und mehrererseits erklärte man, daß es sich nur um eine gewöhnliche Schlacke der Mathildenhütte handle. Wie aber dieser Stein, der in zahlreichen kleineren und größeren Tropfen und feineren Zügen ausgelaufen ist, unversehrt in diese Feldmark gelangen konnte, zumal die Heerstraßen weit entfernt liegen, darüber vermochte Niemand eine Erklärung zu geben. Es liegt daher die Vermuthung nahe, an eine prähistorische Schmelzstelle zu denken. Leider sind der anthropologischen Forschung, da die Fundstelle nicht mehr mit absoluter Genauigkeit angegeben werden kann, die Beweisumstände hierfür verloren gegangen.

Der Zufall hat nun gewollt, daß von einem hiesigen Einwohner im Frühjahre 1898 ein zweiter „Meteorstein“ aufgedeckt wurde. Unberufene Hände waren sofort darüber hergefallen und hatten verschiedene Stücke abgehauen. Den größeren Rest konnte ich jedoch wenige Tage nach der Aufdeckung unversehrt ausgraben. Die Fundstelle befindet sich in dem nach Westen gewandten Abhange des Tannenberges am rechten Ilseufer (unmittelbar dem Bahnhof gegenüber) im jüngeren Diluviallehme. Sie wurde bei der Ausbesserung des Feldweges freigelegt und befand sich nur 50 cm unter der Erdoberfläche. Die ganzen Schlacken, denn um solche handelt es sich hier, bildeten eine compacte Masse von fast halbkugelförmiger Gestalt von 30—40 cm Höhe. Das Ganze zeigte eine Umhüllung, die nach Westen hin bei der Aufdeckung durch den Arbeiter erheblich gelitten hatte. Sie bestand aus gebranntem Lehm, der mit nordischem Diluvialsande vermengt war. Verschiedene Brocken der Umhüllung ließen ganz deutlich Abdrücke von Gegenständen erkennen, die vermuthlich zur Befestigung des Herdes gedient hatten. Das vorsichtige Suchen nach diesen Gegenständen selbst, sowie nach Handwerkszeuge blieb erfolglos. Die vorgefundenen abgeschliffenen Kieselschieferplatten sind ohne Zweifel nur Einschwemmungsproducte aus dem benachbarten grobkörnigen Geschiebesande. Die Grundfläche des Herdes, deren Radien 35—55 cm betrugen, war vollständig eben und in einem Winkel von annähernd 20° nach Westen, dem Abhange zu, geneigt. Sie fiel, in Folge ihrer tiefschwarzen Farbe, sofort auf, und nach genauerer Untersuchung stellte es sich heraus, daß man es hier mit dem Rückstande einer Holzkohlenfeuerung zu thun hatte. Die Stärke dieser Schicht ging nirgends über 3 cm hinaus. Unterhalb derselben war der Lehm durch beigemengte Kohlentheilchen tief dunkelbraun gefärbt, und erst in der Tiefe eines Spatenstiches nahm der Lehm die natürliche hellgelbe Farbe wieder an. An der Ostseite der Wandung, dem höchstgelegenen Theile, stand ein Thongefäß, das in seiner unteren Hälfte in Folge eingedrungenen Wassers zu einer unkenntlichen Masse zusammengedrückt war. Der obere Rand des Gefäßes war indessen ziemlich gut erhalten, so daß Theile desselben geborgen werden konnten. Das Bildungsmaterial ist aus denselben Substanzen, nämlich aus dunkelblauem Thone und 2—3 mm starken Quarzkörnern zusammengesetzt, wie sie die Urnenreste nachweisen, die wiederholt auf der Tempelhofer Feldflur vom Pfluge zu Tage gefördert wurden[1]). Es sei noch bemerkt, daß die Scherben, namentlich auf der Innenseite, eine Glättung erkennen lassen, während Verzierungen und Brandeinwirkungen nicht vorhanden sind.

6) Sudendorf's Urkundenbuch Register unter Eitzum.
7) Dort wohnten Hörige des Klosters Dorstadt. Janicke, Urkundenbuch Hildesheim S. 720.

1) Siehe Braunschw. Magazin 1898 S. 87 f., Vorgeschichtliche Urnen- und Knochenreste aus der Börßumer Gegend.

Die gesammte Schlackenmasse hatte, nachdem alle eingeschlemmten Bestandtheile entfernt waren, ein Gewicht von 49½ Pfund. Aus der Beschaffenheit der Schlacken ist ersichtlich, daß der Schmelzungsproceß kein intensiver, vielmehr ein höchst ungleichmäßiger gewesen ist. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß sich im Innern bald kleinere, bald größere Höhlungen gebildet hatten, an deren Wänden die flüssigen Massen in Tropfen und Zügen herabgelaufen waren, während an den Decken stalaktitenartige Gebilde herniederhingen. Aus der ungleichmäßigen Schmelzung ergiebt sich ferner das verschiedene specifische Gewicht der einzelnen Schlacken. Mehr ausgeschmolzene Stücke, ohne metallischen Glanz und von blasiger Structur ergaben die Zahl 2,93, auch wohl 2,94. Die an der Außenseite und an den Wänden der inneren Räume herabgelaufenen Tropfen und Züge stiegen bis 3,11, während die auf der Grundfläche befindlichen Steine von bleigrauem, metallischem Glanze das specifische Gewicht von 3,37 erreichen und in Folge dessen die Magnetnadel merklich ablenken. Zieht man nun zum Vergleiche die Eisenerze unserer heutigen Bergwerke, die ein specifisches Gewicht von 3—5 aufweisen, heran, so ergiebt sich, daß durch jene primitive Schmelzungsanlage verhältnißmäßig wenig Eisen gewonnen wurde. Dieser Einzelfund läßt den sicheren Schluß zu, daß es sich hier nur um Herstellung für den Einzelbedarf und nicht für Handelszwecke gehandelt hat.

Bücherschau.

Heinr. Lütkemann, D. Joachim Lütkemann. Sein Leben und sein Wirken. Mit e. Bildniß. Braunschweig u. Leipzig, H. Wollermann 1899. 145 S. 8⁰. 2 ℳ.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den Lebensgang seines Namensvettern und zwar zum ersten Male eingehender zu beschreiben, als es in der nur die äußeren Seiten berücksichtigenden Biographie Rehtmeyer's (von 1740) geschehen sei. Leider aber bringt er außer oft seitenlangen Ausschnitten aus den Schriften Lütkemann's kaum etwas, was wir nicht schon bei Rehtmeyer fänden. Selbst in der Eintheilung in §§. und in der Anordnung des Stoffes ist er diesem gefolgt, ja es gewinnt den Anschein, als ob nicht einmal die dort angezogenen „älteren Quellen“, aus denen doch nach dem Titel die Darstellung geschöpft sein will, nachgeschlagen seien.

Joachim Lütkemann, geb. 1608 zu Demmin, 1637 bis 1649 Professor und Prediger an St. Jakobi in Rostock, dann bis zu seinem Tode 1655 als Generalissimus superattendens, Hofprediger und Abt von Riddagshausen, Leiter der braunschweigischen Kirche unter Herzog August d. J., ist eine anziehende Gestalt, und es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, im Rahmen einer Biographie desselben uns einen Blick in die traurigen Zeiten am Ende des dreißigjährigen Krieges werfen zu lassen, da die Theologie aller religiösen Wärme bar sich in scholastische Subtilitäten zur Bewahrung der „reinen Lehre“ verlor, das religiöse Leben darniederlag, die protestantischen Landeskirchen nach den Verwüstungen des Krieges, fast möchte man sagen, neu gegründet werden mußten. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, das nachzuholen, was der Verfasser nach dieser Seite hin versäumt hat, es fehlt dem Bilde seines Helden so das Kolorit, und mit diesem Mangel vermögen uns auch die allzureichlichen, aber unverarbeiteten Abschnitte aus den Schriften Lütkemann's, die anscheinend die „innere Seite“ desselben schildern sollen, und die Urtheile von Zeitgenossen u. A. nicht zu versöhnen. Ihre Erklärung aber finden diese Mängel darin, daß der Verfasser sich zu sehr an Rehtmeyer gehalten hat, der — wie Beste, Braunschw. K.-G. S. 371 mit Recht tadelt — „nirgends den Versuch macht, die handelnden Persönlichkeiten psychologisch zu analysiren und die geschichtlichen Bewegungen zu erklären“. Ueberdies vermissen wir durchweg die so nöthige Controle der Angaben Rehtmeyer's, der doch fast zwei Menschenalter später lebte und in der Sammlung seines Materials oft recht kritiklos verfuhr. Auf Einzelnes nur wollen wir beispielsweise hindeuten. Ueber den Conflict in Rostock, der sich über die Natur Christi während der 3 Tage seines Todes entspann, giebt es eine von Lütkemann gleich nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel am 19. October 1649 dem Herzog August d. J. eingereichte „ordentliche relation“, der sämmtliche auf den Streit bezügliche Actenstücke beigefügt sind. Nach derselben wurden die Thesen Lütkemann's, die zum Streite den Anlaß gaben, am 1. April 1649 angeschlagen, am 2. April wird Lütkemann auf Veranlassung seines Collegen Joh. Cothmann, dem, mag auch persönliche Rivalität mit im Spiele gewesen sein, doch als „primarius theologiae professor“ nach dem Visitationsabschied das Aufsichtsrecht über die Lehre zustand, vor die theologische Facultät (nicht vor das concilium academicum) berufen, von der Lütkemann dann erst an das Universitätsconcilium appellirt. Dieses, das am 4. April (nicht 2. und 3.) tagte, entschied nach einem Verhör beider Gegner, die hier hart aneinander geriethen, daß die Disputation stattfinden, Lütkemann jedoch noch eine besondere „declaratio“, daß es sich nämlich nicht um theologische, sondern philosophische Fragen handele, veröffentlichen solle. Die Disputation fand dann thatsächlich am 11. (nicht 4.) April statt: der inzwischen von Lütkemann's Gegnern, zu denen neben Cothmann besonders der Superintendent von Güstrow, S. Arnold gehörte, erwirkte Herzogliche Befehl zur Suspension, vom 10. April aus Schwerin (nicht Güstrow) datirt, traf zu spät ein. Ebenso verworren und zum Theil unrichtig ist die weitere Darstellung der darauf mit dem Hofe geführten Verhandlungen, auf die wir uns aber hier nicht einlassen können. Uebrigens geht aus ihnen hervor, daß die vom Verfasser nach Rehtmeyer (den überhaupt seine zum Pietismus hinneigende theologische Stellung zu einer rechten Würdigung des Streites nicht kommen ließ) vertretene Meinung, daß das ganze Verfahren gegen Lütkemann auf Intriguen persönlicher Gegner beruhe, doch etwas einseitig ist; dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und gewiß auch Cothmann war es sicher in erster Linie um die Erhaltung der reinen lutherischen Lehre zu thun, die sie durch Lütkemann bedroht hielten. — Ebenso bedarf die Geschichte der Berufung Lütkemann's nach Wolfenbüttel der Berichtigung.

Mitten in die Verhandlungen mit dem Landesfürsten hinein fiel die durch Lüneburger Freunde vermittelte Anfrage des braunschweigischen Beamten Joach. Wilcke, ob Lütkemann einer etwaigen Berufung durch Herzog August d. J. nach Wolfenbüttel Folge zu leisten bereit sei. Sie erreichte ihn am 2. Juli, gerade an dem Tage und in der Stunde, da er vor 10 Jahren der St. Jakobi-Gemeinde in Rostock vorgestellt war. Nachdem er sich nach schwerem Kampfe auf eine wiederholte Anfrage am 23. Juli für die Annahme der Berufung, in der er eine Fügung Gottes erblickte, entschieden hatte, erhielt er am 13. (nicht 14.) August die förmliche Vocation, von der er am folgenden Tage dem Rostocker Rathe Mittheilung machte. So überraschend, wie Verfasser schreibt, kam demnach diese Berufung nicht. Es spricht für die große Achtung und Liebe, die Lütkemann sich unter der Bürgerschaft erworben hatte, daß nun von den verschiedensten Seiten Versuche gemacht wurden, ihn zum Bleiben zu bewegen, und daß schließlich sogar: „wie die Menner nichts haben erlangen können, machen sich die Weiber auf, den 27. Aug., in ziemlicher Anzahl, wol bei die 200, sollicitiren den Rath, daß ich möchte zu bleiben verursacht werden". Aber Lütkemann bleibt fest, er sieht, wie gesagt, in dieser Berufung die Hand Gottes und verläßt, nachdem er noch gegen das seine Entsetzung und Landesverweisung ohne Geleit aussprechende Herzogliche Rescript Berufung an des Kaisers Majestät feierlich vor Notar und Zeugen eingelegt, am 15. September Rostock, um über Lüchow nach Wolfenbüttel zu reisen. Ihn geleitete ein Herzoglich Braunschweigisches Convoi, das er am 4. September sich erbeten, da seine Feinde ihm nicht nur „nach Ehre und Gerücht", sondern auch „nach Gut und Blut" trachteten. — Auch über die Wirksamkeit Lütkemann's in Wolfenbüttel giebt uns die vorliegende Schrift, ebenso wie Rehtmeyer, nur dürftigen Aufschluß. Er bekleidete hier die Würde eines Generalissimus superattendens und erhielt, wie wir einer handschriftlichen Notiz entnehmen, „zu Ergetzlichkeit solches seines Dienstes und Mühewaltung" jährlich 600 ₰ und zum „deputat" je 6 Scheffel Roggen und Gerste, ein Rind, vier „feiste" Schweine, je eine halbe Tonne Butter, Käse, Häringe, Stockfisch, anderthalb Ohm Wein und freie Wohnung. Als solchem lag ihm, abgesehen von seinem Amte als Hofprediger, die ehemals ziemlich unumschränkte Leitung der Kirche ob, aber von der Lage derselben, von den Bestrebungen, die zerrütteten Verhältnisse in ihr zu ordnen, lesen wir fast nichts, nur nebenbei wird bemerkt, daß Lütkemann an verschiedenen Schriften jener Zeit betheiligt gewesen sei. Auszüge und Predigten, Leichenreden und dergl. müssen uns wiederum dafür entschädigen. Der Verfasser hat es selbst versäumt, die Fingerzeige bei Beste, Braunschweig. K.-G. S. 250 zu befolgen. Und doch hätte z. B. aus dem noch vorhandenen Briefwechsel mit Herzog August d. J. ein lebendiges Bild der Beziehungen zwischen beiden Männern gewonnen werden können, ebenso wie aus den Visitationsprotocollen u. A. ein solches der amtlichen Thätigkeit Lütkemann's. Schließlich, was Lütkemann's Stellung in Wolfenbüttel erschwerte, waren nicht, wie Verfasser angiebt, einzelne, mehr persönliche Vorkommnisse, wie die ehelichen Verhältnisse am Herzoglichen Hofe oder Klagen über Predigten, sondern das Verhältniß zu dem Kanzler v. Schwartzkopf, der ihm auch in seinem „Consilium, die vorsichtige Bestellung des regiminis ecclesiastici et consistorialis zur Verhütung des Dominates der Geistlichen" nicht gerade das beste Zeugniß ausstellt, ja ihm direct Eigenmächtigkeit und Herrschsucht vorwirft. Das ist begreiflich, denn in beiden Männern standen sich zwei grundverschiedene Anschauungen über die Stellung der Kirche zum Staate gegenüber; suchte Lütkemann die aus früheren Zeiten noch erhaltenen Reste der Selbständigkeit der Kirche, die in ihm als Generalissimus ihre Spitze fand, zu retten, so drängte Schwartzkopf auf unbedingte Unterordnung, das Consistorium sollte nur ein Anhängsel der Geh. Rathsstube sein, und in ihm die fürstlichen Räthe, nicht die Theologen regieren. An Reibungen konnte es so nicht fehlen, und dabei stand der Herzog, der sich selbst als Bischof und Theologe fühlte, naturgemäß auf der Seite seines Kanzlers. Seine Schärfe aber empfing dieser Gegensatz der beiden Männer durch ihre verschiedenartige theologische Anschauung: Schwartzkopf war der Schwager von Calixt, dem ja auch der Herzog trotz seiner Hinneigung zu Valentin Andreä gewogen war, während wir in Lütkemann eher einen Vorläufer des späteren Pietismus zu suchen haben.

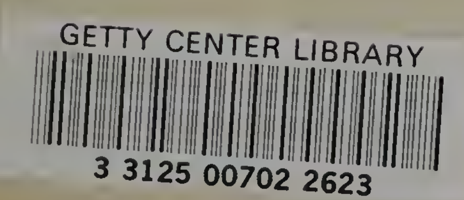
Doch möge es hiermit zur Würdigung der vorliegenden Schrift genug sein. Auch stilistisch vermag sie, so gut wie sie gemeint ist, den Anforderungen nicht gerecht zu werden, die an eine Biographie gestellt werden müssen.

Gl. K. S.

Paula Leffler, Das neue Schulhaus. Festspiel zur Aufführung in Mädchenschulen. Braunschweig, Benno Goeritz, 1899. 24 S. 12°. 50 ₰.

Die anspruchslose Gelegenheitsdichtung verdient wohl ein empfehlendes Wort an dieser Stelle, weil sie sich durch Originalität der Anlage und anmuthige, nicht selten wirklich poetische Ausführung über das Durchschnittsmaß derartiger Darbietungen für den Tag erhebt und mit einfachen Mitteln eben das erreicht, was als Ziel vorgeschwebt hat. Hübsch erfunden ist namentlich der Kampf der vier Wände gegen Regen, Sturm und Kälte und weiterhin das allerliebste Vogelquintett, in dem der kecke, aus dem alten Heim mit ausgewanderte Stadtspatz sich Platz und Anerkennung neben den autochthonen Gartensängern erobert. Alles ist glücklich auf einen kindlichen, niemals kindischen Ton gestimmt, auch der Ernst von Frohsinn durchleuchtet. Entspricht der Geist der Schule dem dieser kleinen Dichtung, so darf man ihr und den Kindern, die sie erzieht, Glück wünschen. W. B.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 9—11. R. Blasius, über den Congreß zur Bekämpfung der Lungentuberkulose als Volkskrankheit. — 12. P. Schubert, Bedeutung und Aufgabe des Schul-Arztes.


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00702 2623

